Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 1. Sonntag, den 1. Januar **1871**

Neujahrsmorgen.

„Vorbei auch das!" des Jahres jungen Morgen
Klingt von den Thürmen hell sein Wiegenlied,
Und in den Glocken tönen Lust und Sorgen,
Und Freud' und Leid was bleibet und was flieht;
Das rauschen sie der Seele, der im Horchen
Des Lebens bunter Traum vorüberzieht:
Bald will's ein Etwas' bald ein Nichts ihr scheinen,
Und wechselnd mag sie jauchzen mag sie weinen.

Ein Schweben zwischen Lächeln, zwischen Thränen,
Ein Enden, wenn wir angefangen kaum —
Ein Zwischending von Haben und sich Sehnen,
Ein blüh'nder in der Wurzel kranker Baum.
Halb wahres Glück, halb nur ein glücklich Wähnen,
Ein halbes Wachen und ein halber Traum. —
So eilt des Lebens Fluth an uns vorüber,
Und zieht uns schnell in's and're Sein hinüber.

Und „Wandern, Wandern!" tönt's all' was gewesen
Wird wieder sein, wie Tag und Nacht erscheint;
Es trennen, es begegnen sich die Wesen,
Der Mensch bewundert. zürnet lacht und weint;
Und auf des Pilgers Hügel ist zu lesen:
„Hier ruht er," was die Liebe hold geeint —
Zerriß der Tod, und bald nach wenigen Jahren
Ist keiner mehr von Allen, die da waren! —

Drum hoch den Blick in jene Sonnenhelle,
Die über dem Gewirr holdselig lacht
Wo ob der Meerflut schaumgepeitschter Welle
Der stille Mond in heil'ger Ruhe wacht.
Hinauf zu deines Vaterhauses Schwelle,
O Menschengeist, entschwing' dich durch die Nacht!
Du bist ein Pilger jener schönen Ferne,
Und nennst Dein Heimathland die ew'gen Sterne.

„Vorbei auch das!" dann jubeln wir, wenn trübe
Die alte Erdennacht zerreißt und licht
Das Himmels-Neujahr in das Reich der Liebe
Mit holdem Engelsgruß dich ruft — dann bricht
Die Kette, und mit goldnem Freiheitstriebe
Schwingst Du dich aufwärts in der Gottheit Licht!
Drum sei getrost, trotz aller Müh' und Sorgen
Bald leuchtet dir ein ew'ger Neujahrsmorgen.

Gerettet.

Novelle von **Andre Hugo.**

(Fortsetzung.)

Wie durch ein Wunder gerettet, stand Bruno noch fest auf einem Stücke eines abgebrochenen Balkens. Rings um ihn eilte ein erstickender Qualm durch das Fenster, an dem er stand, in das Freie. Jetzt übersah er erst das Qualvolle seiner Lage; vor sich die gähnende Tiefe, hinter sich die Höhe des Thurmes mit dem trügerischen Seile.

Ein Gedanke durchflog sein Inneres, als er wieder zur Höhlung des Thurmes blickte, in der ein Stück brennende Treppe ein helles Licht über die dunkeln Wände warf. In gerader Richtung unter ihm mußte sich die Stelle zu dem geheimen Eingange befinden.

Schnell entschlossen zog er das übrig gebliebene Stück Seil von der Außenseite des Thurmes herein und warf es in die Tiefe. Es ging weiter, als er gedacht hatte. Ohne auf die nachbröckelnden Steine zu achten, kletterte er an dem Seile hinab. Als er in der Nähe des Einganges angekommen zu sein glaubte, suchte er nach der Steinplatte. Er fand sie nicht. Der Angstschweis trat ihm auf die Stirne.

Abwechselnd mit der einen oder der andern Hand das Seil fassend, hielt er sich eine

Weile schwebend in der Luft, bis er merkte, daß seine Kräfte schwanden. Eine Todesahnung durchlief ihn — er schloß die Augen. Er vermochte sich nicht mehr zu halten — er glitt ein Stück an dem Seile hinab. Die Selbsterhaltung machte sich geltend in ihm. Er faßte mit Aufbietung aller Kräfte noch einmal das Seil fest und blickte um sich.

Der Ring war unmittelbar vor ihm in der Mauerritze der Wand.

Mit zitternder Hand griff er danach. Ein Ruck und die Steinplatte bewegte sich geräuschlos und geheimnißvoll, Neues Leben durchströmte ihn. Er schob den Stein auf die Seite und schwang sich durch die Oeffnung. Die kleine Thür, welche zu dem hohlen Raum führte, war bald erreicht, nachdem er die schmale Wendeltreppe hinabgeeilt war. Er schauderte zusammen, diesen Ort noch einmal betreten zu müssen, allein es war der einzige Weg zu seiner Rettung.

Er hob den Drücker der Thüre — — er versagte den Dienst. Er stemmte sich gegen die Thüre — sie spottete seiner Anstrengung. Die Trümmer der Glocke und der beiden Decken der Thürmerwohnung, sowie sonstiges Gebälk hatten sich hinter dieselbe gelegt und auf diese Weise den Eingang verschlossen.

„Lebendig begraben!" schrie Bruno in seinem Schmerze auf, nachdem er sich entsetzt in der schrecklichen Finsterniß umgesehen hatte. Gerechter Gott im Himmel, sei mir gnädig und barmherzig und strafe mich nicht allzuhart. Du kannst es nicht wollen, daß ich hier dem Tode Preiß gegeben sei, daß hier mein junges Leben ende. Herr im Himmel hilf!"

Er taumelte gegen die Wand. Das Herz klopfte hörbar und drohte zu zerspringen. Krampfhaft wollte er die beiden Hände über demselben zusammenpressen, als ihm bei dieser Bewegung etwas Klirrendes entfiel — es war das an dem Steigergurt befestigte, kleine Handbeil.

Wenn der Ertrinkende einen Strohhalm erblickt, so hascht er danach in der Meinung, durch ihn Rettung erlangen zu können, und der Gedanke daran flößt ihm neuen Muth, neues Vertrauen ein. Wenn ein thatkräftiger, in seiner vollen Blüthe stehender junger Mann sieht, daß der Weg zum Leben abgeschnitten ist, dann klammert er sich mit seiner nie vergehenden und doch so oft täuschenden Hoffnung an den geringfügigsten Gegenstand, von dem er Erlösung hofft.

Das kleine Beil sollte und mußte ihm Rettung bringen. Mit gewichtigen Schlägen flog es gegen die eiserne Thür. Eitles Wähnen, eitles Hoffen! Die kräftig geführten Schläge prallten an der eisernen Pforte ab und spotteten seiner Anstrengung. Ermüdet ließ er nach kurzer Zeit von seinem Vorhaben ab; eine stumme Resignation erfaßte ihn.

In diesem Zustande verblieb er eine Weile. Da schnellte er plötzlich auf. Er tastete an der Wand nach dem Aufgang zur Treppe umher. Er fand sie. Er rannte die Stufen hinan, in der Meinung, daß das Seil noch vorhanden sei und ihn wenigstens zu seinem früheren Standpunkt an dem kleinen Fenster bringen mußte.

Er starrte hinaus aus der Oeffnung, er haschte nach dem Seile, das ihn bisher gebracht hatte, — vergebens. Er blickte in die Höhe. Glimmend und in der Luft schaukelnd gewahrte er es in unerreichbarer Höhe über sich.

„Auch hier keine Rettung, nicht einmal Hoffnung! Eingeschlossen und — lebendig begraben. O großer Gott, sei mir gnädig!" rief er, als er in den kleinen Raum zurückgekrochen war. Er warf sich auf die Knie, seine Lippen bewegten sich leise im Gebet.

Es schien ihn gestärkt und ermuthigt zu haben.

In fieberhafter Aufregung rannte er die Wendeltreppe hinab. Als er vor der eisernen Thüre wieder angekommee war, stemmte er sich mit Aufbietung aller seiner Kräfte gegen die Thür, um den Eingang mit Gewalt zu erzwingen — die Thür wich und wankte nicht, denn es lagen zu viel Trümmer hinter der eisernen Pforte, als daß sie eine Menschenkraft auf die Seite hätte zu drücken vermögen.

Noch einmal schrie er laut auf; „Lebendig begraben!" dann wiederholten es seine Lippen noch mehrmals leiser und leiser werdend.

In dem kleinen Raum herrschte Todtenstille.

— — — — — — — — — — —

Auf dem Marktplatze war es nach und

nach stiller geworden. Der obere Theil des Thurmes brannte in sich zusammen, da es für die Löschmannschaften rein unmöglich war, dem gierig zehrenden Elemente beikommen zu können. Die Feuerwehrleute hatten sich an ihre Spritzen postirt; die neugierigen Zuschauer hatten mit Ausnahme einzelner wenigen Gruppen den Marktplatz verlassen. — — — — Erst nach ungefähr acht Tagen konnte man zu der Tiefe des hohlen Thurmes gelangen und den Schutt, unter dem der Leichnam des Thürmers und Bruno's sich befinden mußte, herausschaffen. Als dies geschehen, brachten die Zeitungen folgendes Referat über die Feuersbrunst und die dabei stattgefundenen Ereignisse, aus dem wir die Beschreibung des Feuers selbst hinweglassen und nur das geben, was füe den weiteren Verlauf unserer Erzählung von Interesse ist:

„. . . . . Zwischen den verkohlten Trümmern fanden sich auch einige Haufen Knochen, die Ueberreste des schwachsinnigen Thürmers zu St. Jakob und die des jungen Mannes, der die Rettung des jungen Mädchens, der Tochter des Thürmers mit seinem Leben bezahlt hat. Wie sich aus dem Notizbuche des Fremden, der sich in dem Ueberzieher, den er von seinem Wagniß abgelegt hatte, vorgefunden, ersehen läßt, ist es der von den meisten Einwohnern M . . . . s gekannte Pflegesohn des verunglückten Thürmers, Bruno Hell.

Leider ruht auf demselben ein schwerer Verdacht. Aus einem in seinem Notizbuche aufgefundenen Briefe und einer Anzahl gefälschter preußischer und englischer Banknoten läßt sich erkennen, daß er entweder der Verfertiger oder ein Agent einer weitverzweigten Gaunergesellschaft und Falschmünzerbande gewesen ist, die ihr Wesen, wie aus dem Coursiren so vieler falschen Banknoten in unserer Gegend hervorgeht, leider auch bei uns entfaltet haben. Zwar steht dem ꝛc. Hell der gute Leumund zur Seite, den derselbe während seines Hierseins genossen hat, allein die Beweise gegen ihn liegen so klar vor, daß von einem Zweifel nicht mehr die Rede sein kann. Ein endgültiges Urtheil zu fällen ist hier unmöglich.

An dem Aufkommen des jungen Mädchens wird sehr gezweifelt, da die Contusionen die sie bei dem Sturze erlitten hat, ziemlich bedeutender Art sind.

Ein bis jetzt noch nicht aufgeklärter Umstand ist der Schnitt in dem Kletterseil. Dasselbe ist nämlich ungefähr in der halben Höhe des Thurmes zur größeren Hälfte durchschnitten, so daß es nur zu verwundern ist, wie die gefährliche Stelle bei dem Hinaufklettern Bruno Hells halten konnte und erst nachdem das Mädchen in dem Rettungssacke schon zur Hälfte den Thurm passirt hatte, reißen konnte.

Vermuthungen über eine böswillige Verletzung des Seils liegen nicht vor."

---

7. Das Epheuhaus.

Auf den mit Schlössern und alten Burgruinen reich ausgestatteten Vorhöhen des Harzes erhebt sich ein von zahlreichen Thälern durchfurchtes Hochland.

In einem dieser Thäler liegt das große Hermann'sche Eisenwerk, das weit und breit durch seine ausgezeichneten Produkte bekannt ist. Seine große Thätigkeit bekundet es zur Genüge durch die zahlreichen, hohen Schlote, die fortwährend dampfend und qualmend den Rauch in die Bergesluft strömen lassen.

Durch einen lang sich hinziehenden Bergrücken ist dies Thal von einem andern, parallel mit ihm laufenden getrennt. Es ist das Gegenbild der schaffenden Thätigkeit des über dem Bergrücken liegenden.

In einzelnen Häusern und zerstreuten Gehöften liegen die Besitzungen eines frischen, geweckten Volksstammes, dessen Beschäftigung trotz der unmittelbar neben ihrem Thale aufgetauchten Eisenindustrie dieselbe geblieben ist, und die, unbeirrt vom lockenden Gewinn der Eisenarbeit, derselben, dem Vogelfang, nachgehen. Rund herum um den ziemlich bedeutenden Hochlandsee liegen die Besitzungen der einzelnen Inhaber so romantisch und friedlich beisammen, daß Jeder von der Freundlichkeit und Schönheit der prachtvollen Landschaft angeheimelt wird, wenn er aus dem gehörbeleidigenden, wirren Getöse des „Eisenthales," wie die Bewohner der dortigen Gegend die ausgedehnten Fabrikanlagen des Hermann'schen Werkes nennen, heraustritt, und Jedem bis

zu dem Scheitel des Bergrückens nachtönt. Es ist ein herrlicher Anblick von der Höhe aus nach dem See hinüber.

Dort, wo derselbe eine Art kleine Bucht bildet, liegt ein Haus, dessen Dasein nur durch das glänzend graue Schieferdach bezeichnet wird, da alle vier Wände desselben bis zum Dache von mehreren, viele Jahrzehnte alten Epheustöcken umwachsen und bedeckt sind. Dieser Eigenschaft verdankt das Gebäude den Namen „Epheuhaus." Lange Zeit war dasselbe im Besitze eines großen Kaufmanns aus Klausthal gewesen, der es seiner reizenden Lage wegen gekauft und verschönert hatte, um es einige Wochen im Hochsommer als jeweiligen Aufenthalt benutzen zu können. Nach seinem Tode war es in den Besitz eines Mühlenbesitzers übergegangen und von ihm vermiethet worden, bis die fremde, schwarze Dame die hiesige Gegend bereist, und Gefallen an der stillen einsamen Klause gefunden und das Haus dem Mühlenbesitzer abgekauft hatte.

Die Bevölkerung der Gegend bestand, wie schon oben angedeutet, meist aus Vogelstellern. Während nun die älteren Glieder der Familien den Tag über ihren Geschäften nachgingen, mußten die Kinder ebenfalls zum Lebensunterhalt mit beitragen, indem sie durch Sammeln von Waldbeeren und Verkaufen derselben in die Stadt den Verdienst erhöhen halfen.

Da war eines Tages die „schwarze Dame," mit welchem Namen dieselbe ihrer schwarzen Kleidung halber belegt wurde, unter sie getreten und hatte sie, die Kinder, zu sich eingeladen, um ihnen einen anderen Weg zu zeigen, auf dem sie mehr zu erwerben vermöchten, als auf dem jetzigen. Die Kleinen waren gekommen. Da hatte sie ihnen allerlei Handarbeiten und Fertigkeiten gelehrt, die bei einer weit geringeren Anstrengung viel lohnender waren, als ihre früheren Beschäftigungen. Die Kinder waren wiedergekommen und hatten nach und nach ihren Besuch so regelmäßig eingerichtet, daß, wenn die Kinder nach dem Epheuhause gingen, es aussah, als besuchten sie zur bestimmten Zeit die Schule.

Dabei hatte die schwarze Dame durch ihre Liebe und Freundlichkeit gar bald die Herzen der Kleinen in einem solchen Maße erobert, daß es für dieselben als eine Strafe galt, wenn sie nicht zur „Tante," wie sich die schwarze Dame nennen ließ, gehen durften. Ebenso wie die Herzen der Kinder für sie schlugen, so war sie auch von dem erwachsenen Theile der Bevölkerung geliebt und verehrt, da sie stets da, wo es galt, einzugreifen und zu helfen, die Erste war, welche dem Bedrängten die helfende Hand bot.

Niemand wußte, woher sie gekommen war und Niemand fragte darnach. In ihrem so segensreichen, stillen Wirken hatte sie bereits vier Jahre in dem Epheuhause, in welchem außer ihr nur noch eine alte Wirthschafterin wohnte, verlebt. Sie mußte diese Person um sich haben, weil sie den größten Theil des Tages entweder mit dem Unterricht der Kinder oder auf Besuchen außerhalb des Hauses zubrachte. War irgendwo ein frohes Familienfest, so war sie gewiß die Erste, welche die Betreffenden mit Geschenken überraschte oder durch irgend eine andere Aufmerksamkeit zur Verschönerung des Festes beitrug. War irgendwo ein Leidendes, so war sie es, welche Trost und Erquickung brachte und Alles aufbot, um die Leiden desselben so erträchtlich als irgend nur möglich zu machen.

Ein blasser Teint überzog das regelmäßig geschnittene Gesicht, so viel man durch den schwarzen Schleier, der das Gesicht, außerhalb ihrer Häuslichkeit stets bedeckte, zu erkennen vermochte. Das große, sinnende und träumerische Auge war stets dasselbe freundlich blickende, konnte jedoch den schmerzlichen Ausdruck nicht ganz verwischen, der von Zeit zu Zeit sich darüber breitete. Ein thränenfeuchtes Auge wollten Manche gesehen haben, besonders bei Verlobungen und Hochzeiten; doch wurde dies auch wieder von Anderen bestritten. Nur ein einziges Mädchen blieb bei ihrer Behauptung, daß ein Tropfen jenes köstlichen Thaues über ihre Wangen geperlt sei, als sie ihr die Nachricht von ihrer Verlobung überbracht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 2. Dienstag, den 3. Januar *1871*

Gerettet.

Novelle von **Andre Hugo.**

(Fortsetzung.)

Aus diesem Umstande schloß man — und Viele meinten nicht ganz mit Unrecht — daß wohl ein verborgener Liebeskummer an ihrem Herzen nagen müsse, daß dieser den Grund ihrer Zurückgezogenheit bilde.

Der kleine Kreis von Männern, den sie wöchentlich einige Mal um sich sah, bestand aus dem Pastor des nahen Dorfes und den beiden Förstern der angrenzenden Waldungen.

Helenen's Freundlichkeit — denn als diese wird der Leser die „schwarze Dame des Epheuhauses" jedenfalls bereits erkannt haben — und ihre Zuvorkommenheit hatte zuerst den greisen Pastor gefesselt, der ihr jetzt in allen Stücken, wie ein liebevoller Vater, zur Seite stand und sogar ihr nicht unbeträchtliches Vermögen, das sie durch den Verkauf der Edelsteine erworben hatte, verwaltete, so daß aus dem ursprünglich rein freundschaftlichen Verhältniß ein Zusammengelen wie zwischen Vater und Tochter entstanden war. Die gesellschaftlichen Schranken der Anrede waren deßhalb auch zwischen den Beiden gefallen, indem sich Helene von dem Pastor das „Du" ausgebeten hatte. Dann hatten sich die beiden Förster dem Bannkreise ihrer Liebenswürdigkeit genähert und konnten, einmal eingetreten, aus demselben sich nicht wieder loßreißen. Es waren beide Männer von derben Ansichten, wie, nicht nach der modernen Welt gerathen, den unverfälschten Stempel der Ehrlichkeit und Wahrheit an sich trugen.

Aus diesen drei Männern und Helene bestand die nicht seltene Gesellschaft im Epheuhause. Austausch der verschiedenartigsten Ansichten über das Thun und Treiben derselben und dergleichen Dinge bildeten die steten Unterhaltungsgegenstände, wenn die Gesellschaft vollzählich war. Waren dagegen die Beiden, der Pastor und seine „Pflegetochter," wie sich derselbe scherzweise auszudrücken pflegte, allein zusammen, saßen sie stundenlang an dem Ufer des See's, der seine plätschernden Wellen bis an den Garten Helenen's trug, so erstreckte sich die Unterhaltung mehr auf Vergangenes, Erlebtes.

Die Resultate, die ein derartiger Umgang nothwendigerweise mit sich bringen mußte, waren auch nicht ausgeblieben. Helenen's frühere Melancholie und Abgeschlossenheit war nach und nach, wenigstens äußerlich, wir wollen nicht sagen, einem heiteren, wohl aber einem zufriedeneren, froheren Sinn gewichen, der auf die ganze Gestalt und Erscheinung übertragen, derselben ein harmonisches Etwas anhauchte, das selbst den oberflächlichsten Beobachter fesseln mußte.

* * *

Es war ein heißer Sommerabend. Die Luft ziemlich schwül, wurde von keinem Windhauche bewegt; die Häuser ringsum waren wie ausgestorben; nur hie und da ließ noch ein gefiederter Sänger sein schmetterndes Liedchen in die warme Sommerluft hinaustönen, um die heimische Stille sekundenlang zu unterbrechen.

Helene, saß mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, vor dem Epheuhause. Auf dem Tische standen noch die Ueberreste eines frugalen Abendbrotes, nach dessen Besitz der kleine, allerliebste Wachtelhund schmachtete und endlich seine Herrin vorsichtig mit der ausgestreckten Pfote am Arme berührte, um ihr seine Wünsche erkennen zu geben. Sie schob ihm den Teller mit den übriggebliebenen Speiseresten zu.

Sie wollte in ihrer Arbeit fortfahren, allein so sehr sie sich auch zwang, es wollte ihr heute nicht gelingen. Den träumerischen und heute etwas umschleierten Blick in die Ferne gerichtet, sah sie dem prachtvollen Schauspiele des Sonnenuntergangs zu, der ihr fast noch nie so schön vorgekommen war, als gerade heute.

Ueber den ganzen Himmel war eine tiefe Purpurgluth gegossen, die sich zusehends verbreitete und die einzelnen Bergspitzen und Burgen in der Ferne im hellen Abendschein erglänzen ließ. Die dunkele Bergwand, in blauen Nebel gehüllt, bildete, um die Scenerie vollständig zu machen, die Staffage zu dem Bilde, das sich von dem Platze aus, auf dem Helene verweilte, dem beschauenden Auge bot. Dazu tönten auf einmal einzelne Glockengeläute aus den nahen Dörfern mit ihren tausendfältigen Echos in den Bergen zu Helene herüber, daß es ihr wie ein heiliger Schauer überkam und sie unwillkührlich die Hände falten mußte, bis sich das aufgerollte Gemälde wieder verwandelte.

Das Abendgeläute hatte aufgehört, ebenso sendete das Abendroth seine letzten Töne in die Wolken, bis auch dies aufhörte. Es wurde immer ruhiger und stiller um sie her; eine gewisse Feierlichkeit, ein tiefer Ernst hatte sich über ihre ganze Umgebung gebreitet, was so recht innig mit ihrem Innern harmonirte. —

Wenn es so recht still um uns her geworden ist, dann fühlen wir es deutlich, wie nach und nach alle Gedanken und Empfindungen, die im Wirbellaufe des Tages zerstreut umher geschwebt sind, in die Menschenbrust zurückkehren und dort allmählich, geisterhaft, wie auf sanften Filtichen wieder einhren und sich um den einen, den wichtigsten und bestimmendsten Punkt des menschlichen Lebens, die Liebe, concentriren.

Helene hatte am Tage viel gedacht. In leichten Nebelgebilden zogen die Bilder ihrer Jugend und ihrer Jugendträume an ihrem geistigen Auge vorüber, bis sie an dem einen Bilde haften blieben, das ihr ganzes Sein erfüllte, wenn es sich vor ihr aufrollte. Bruno und immer wieder Bruno war es, er, der in seiner Liebe zu ihr sein Leben geopfert. Es reihten sich wieder andere Bilder an; ihre Genesung in M . . . . .; die Anträge Hofmann's, der ihr, nachdem sie Brunn wieder gesehen, ihn gesprochen und sie gerettet, in dem Innersten ihrer Seele zuwider war; der Tod der alten Anne; die Reisen durch die verschiedensten Gegenden Deutschlands; ihre Ankunft in der hiesigen Gegend; der Gefallen an dem Epheuhause und der daraus entstandene Kauf desselben; ihr Wirken, ihr Leben auf der Stätte des Erdbodens, auf der sie ihr Leben in stiller Zurückgezogenheit zu verbringen gedachte.

Ganz in diese Bilder der Vergangenheit versunken, hatte sie die herbeitretende, alte Wirthschafterin überhört, die in stets geschäftiger Eile die neuen Zeitungen aus der Stadt brachte.

„Fräulein — die Zeitungen!" sagte diese zu der noch immer in Gedanken Dasitzenden, indem sie zu gleicher Zeit die Schulter Helenens leicht berührte.

Erschreckt fuhr Helene zusammen, strich mit der feinen, weißen Hand über die Stirne, hinter deren Wand soeben die bunten und vielgestaltigen Bilder dahingegangener Zeiten vorübergezogen waren.

Mit einem freundlichen Lächeln dankend, nahm sie schweigend der Alten die Zeitungen ab und durchblätterte sie. Plötzlich blieb ihr Auge mit besonderer Spannung auf einer Stelle haften. Sie überlas dieselbe noch einmal; sie hatte sich nicht getäuscht — es war Wirklichkeit.

Die Hand mit dem Zeitungsblatt sank in ihren Schooß. Ihr bewegtes Innere gab sich auch äußerlich kund — ein tiefer Seufzer entwand sich ihrer Brust. Die Stelle mußte von ganz besonderer Wichtigkeit sein, denn Helene nahm das Zeitungsblatt noch einmal

zu Hand, überlas die Stelle noch einmal, diesmal aber laut, daß man jedes ihrer Worte deutlich verstehen konnte:

M . . . ., den 8. Juli.

„Heute wurde die Falschmünzerwerkstatt des früheren Technikers, jetzt Lithographen Hofmann von den Gerichten verschlossen. Der Besitzer hat nämlich durch Lithographie und sonstige Hilfsmittel so täuschende Nachbildungen preußischer und englischer Banknoten gefertigt, daß ein geübter Fachmann dazu gehört, dieselben als Fälschungen zu erkennen. Die Falsifikate sollen die Höhe von ziemlich 500,000 Thalern erreichen.

Leider hat sich der Betrüger durch die Flucht den Armen des Gerichts entzogen, allein man glaubt, desselben binnen Kurzem habhaft werden zu können, da nach allen bedeutendern Orten telegraphische Depeschen und Steckbriefe entsendet worden sind.

In einem Schreiben, das er zurückgelassen, giebt er unter Anderem an, daß der den Lesern dieses Blattes durch die Rettung des Mädchens, der Thürmerstochter zu St. Jacob, bekannt gewordene und verunglückte Bruno Hell, in dessen Brieftasche, wie wir seinerzeit mittheilten, gefälschte Banknoten und ein verdächtiger Brief aufgefunden wurde, ganz und gar unschuldig sei, daß er vielmehr die Falsifikate in die Brieftasche Hells gebracht habe, um einen möglicherweise eintretenden Verdacht von sich abzuwälzen.

Wir bringen diese Nachricht um so lieber, als der betreffende Hell, dessen Gebeine auf unserm Kirchhofe ruhen, vor aller Welt nun gerechtfertigt dasteht. Bei der Hausdurchsuchung sind auch einige uneröffnete Briefe an Fräulein Helene Hell aufgefunden worden. Dieselben sind von Gerichtswegen eröffnet worden und enthalten für diese nicht unwichtige Mittheilungen. Der Aufenthalt der genannten Dame ist seit Jahren nicht mehr bekannt. Sollte sich die betreffende Eigenthümerin melden, so stehen ihr die Briefe jederzeit zu Gebote."

In diesem Augenblicke knarrte die Gartenthüre. Helene blickte hin und gewahrte den greisen Pastor. Sie flog auf ihn zu, daß der alte Mann verwundert den Kopf schüttelte. Er konnte kaum sein übliches „Grüß' Gott, meine Tochter!" anbringen.

Helene konnte nicht antworten. Sie klammerte sich fest an den Arm des Greises und zog ihn in ihrer ungewöhnlichen Aufregung nach dem Tische, auf dem die Zeitungen lagen.

„Ach, Ehrwürden," sagte sie hier, das Zeitungsblatt vom Tische nehmend, „es ist eine Nachricht, eine bedeutende Nachricht eingelaufen!"

„Worüber, mein Kind?" fragte er.

„O lesen Sie, lesen Sie!"

Helene reichte ihm das Zeitungsblatt, bezeichnete ihm die betreffende Stelle und beobachtete dann mit gespannter Aufmerksamkeit die Züge des Pastors.

„Nun, was meinen Sie, Ehrwürden?" fragte Helene, als er das Zeitungsblatt senkte.

„Was ich meine? Je nun! Ich denke daß es recht gut ist, daß Bruno auf diese Weise gerechtfertigt ist und daß alles Böse in der Welt seinen verdienten Lohn empfängt. Wohl begabt unser allmächtiger Schöpfer den Bösen mit Falschheit und List, seine dunklen Thaten auszuführen, doch schlägt er ihn auch gerade mit Blindheit, wo er am meisten seine verbrecherische Thätigkeit zu verdecken nöthig hätte und gebietet ihm ein allmächtiges donnerndes Halt. Das Maß war voll, es mußte überlaufen!"

Die Gartenthüre knarrte abermals, als der ehrwürdige Pastor geendet. Die beiden Förster traten durch dieselbe, um die Gesellschaft zu vervollständigen.

Helene sprang ihnen ebenfalls entgegen, führte sie an den Tisch und theilte auch ihnen das frohe Erlebniß des Tages mit.

Der Pastor versprach nun gleich am nächsten Tage nach M . . . . schreiben zu wollen, damit man in ungefähr vier Tagen im Besitz der Briefe sein könne.

Der Leser kann sich denken, daß sich das Gespräch an diesem Abend um keinen anderen Gegenstand drehte. Die ganze Erlebnisse Helenens kamen dabei wieder zur Sprache und boten durch ihre Mannichfaltigkeit reichlichen Stoff zu der lebhaften Unterhaltung, die eben geführt wurde, als die Gartenthür wieder geöffnet wurde.

Der Eine der Förster nahm die unterdeß

angezündete Windlampe von dem Tische und ging mit dieser, da der Abend jetzt vollständig hereingebrochen war, dem Ankommenden entgegen.

„Ah, Herr Betriebsdirektor Tempel!" redete er den Mann an, als er demselben mit der hochgehaltenen Lampe in das Gesicht geleuchtet hatte. „Bitte, treten Sie näher; Sie sind willkommen!"

Der Genannten näherte sich dem Tische.

„Würde ich in jede andre Gesellschaft als ungebetener Gast eintreten, so würde ich wegen der verursachten Störung höflichst um Entschuldigung bitten, da ich jedoch weß, daß hier in diesem glücklichen Hause eine Störung so leicht nicht vorkommen kann, so bedarf es also deren nicht!"

Der Förster hatte die Lampe wieder auf den Tisch gesetzt, dem Betriebsdirector einen Stuhl hingeschoben und nöthigte ihn jetzt, sich niederzulassen.

Der Betriebsdirector setzte sich.

„Ich suchte Sie Beide, meine Herren Förster!" sagte er, als er mit dem Stuhl etwas näher an den Tisch herangerückt war. „Da ich Sie nicht zu Hause fand, begab ich mich hierher, weil mir der Gedanke kam, daß sie jedenfalls an dem allerdings heute herrlichen Sommerabend hierher gegangen sein möchten. Nun, ich habe Sie gefunden — deshalb zur Sache. Der Grund meines Besuchs ist eine Bitte.

„Und worin besteht diese? fragte der Aeltere der beiden Förster.

„In einigen Tagen trifft unser neuer Geschäftsführer aus Frankreich hier ein, zu dessen Empfange die Arbeiter eine kleine Empfangsfeierlichkeit vorbereiten wollen. Dazu bedürfen sie nun des grünen Waldschmuckes, den sie ohne Ihre Erlaubniß aus den Waldungen nicht entnehmen dürfen. Wollten Sie daher unseren Arbeitern gestatten, sich soviel Reisig als sie brauchen, aus dem Walde holen zu dürfen, so würden Sie die Leute zu ganz besonderem Danke verpflichten!"

„Von Herzen gern!"

„So viel sie haben wollen!" meinten die beiden Förster.

„Dann danke ich Ihnen bestens im Namen meiner Arbeiter!" sagte der Betriebsdirector.

Er wollte aufstehen und sich entfernen, allein die Gesellschaft ließ ihn nicht fort, sondern nöthigte ihn, an der einfachen Unterhaltung Theil zu nehmen, die, mit dem Geschraubtsein des Salontones nichts gemein habend, sich im gemüthvollen Austausche der verschiedenartigsten Meinungen und Gedanken bewegte.

Es war ziemlich spät geworden, als die Gesellschaft fröhlich durch die heutigen Ereignisse bewegt, auseinanderging.

Der später aufgehende Mond blickte noch nach Mitternacht in die offenen Augen Helenens. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Etwas zur Statistik der größten Städte Europa's

In:	Zahl der Einwohner im Jahre 1832.	1869	Zun. nach Procenten.
London . . .	1,624,000	3,214,000	98
Konstantinopel	1,000,000	1,500,000	50
Paris	890,000	1,950,000	118
New-York . . .	197,092	924,318	368
Petersburg . .	480,000	667,000	37
Neapel	358,000	600,000	67
Wien	310,000	640,000	107
Dublin	300,000	362,000	21
Moskau	280,000	420,000	50
Berlin	250,000	800,000	220
Lissabon	240,000	340,000	44
Manchester . . .	238,000	350,000	49
Amsterdam . . .	230,000	250,000	12
Glasgow . . .	202,000	401,000	99
Liverpool . . .	190,000	520,000	174
Madrid	190,000	390,000	105

„Janette" — sagte eine feingebildete Frau zu ihrem ebenso zarten Kammermädchen — „trage diese Fliege hinaus." Die zarte Zofe nahm das Insekt aus der Milchkanne und trug es sanft mit den Fingerspitzen hinaus, kam aber bald wieder damit zurück und sagte ernsthaft; „Gnädige Frau, es regnet draußen."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 3. Donnerstag, den 5. Januar *1871.*

Gerettet.

Novelle von Andre Hugo.

(Fortsetzung.)

9. Ein Glücklicher.

Einige Tage später lockten Jubeltöne und Freudengeschrei die ganze Umgegend nach dem „Eisenthal". Mit dem ersten Bahnzuge sollte ja der neue Geschäftsführer aus Frankreich eintreffen. Alles harrte seiner Ankunft.

Helene hatte auch das Epheuhaus verlassen und war über den Bergrücken gegangen, um, wenn auch nicht aus nächster Nähe, so doch von Weitem dem sich immer mehr und mehr entwickelnden Schauspiele zuzusehen.

Die sonst so thätigen, Rauch und Qualm entsendenten Schlote starrten, mit großen Flaggen geziert, stolz in die reine Gebirgsluft. Das Pochen, Stampfen und Stöhnen, das sonst das Thal erfüllte, war verschwunden, daß man fast zu der Annahme gelangt wäre, es müsse eine Sabbathsfeier stattfinden, wenn nicht das emsige und geschäftige Treiben der Arbeiter diesem widersprochen hätte. Von allen Dächern und Zinnen des ausgebreiteten Werkes wehten ebenfalls, wie auf den Schloten, große Flaggen in den Landesfarben, die erst kürzlich bei der Rundreise des Königs, auf der er auch das Hermann'sche Eisenwerk in Augenschein genommen hatte, angefertigt worden waren. Jetzt ordneten sich auch die übrigen Arbeiter in ihrem Werkeltagskostüm, das sich heute jedoch durch das frische Aussehen der Leibwäsche und die sonstige Pflege, die auf die Schurzleder und die übrigen Bekleidungsgegenstände verwandt worden war, besonders auszeichnete.

Der Himmel selbst schien das Ganze begünstigen zu wollen, denn nie wollte man einen schöneren Tag und heiteres Wetter erlebt haben.

Alles war in freudiger Stimmung. Helene stand noch immer auf ihrem Beobachtungsplatze und sah feuchten Auges den Anstrengungen zum würdigen Empfange des Ankommenden zu.

„Ein Glücklicher!" lispelten ihre Lippen. Das Auge leuchtete in feuchtem Glanze, denn noch nie hatte sie eine so wehmüthige Stimmung erfaßt, wie heute.

Auf einmal krachten die Böller von dem Felsenplateau des gegenüberliegenden Berges durch das Thal, daß sich der Schall in hundertfältigem Echo an den Felsen der Vorhöhen brach. Es war das Zeichen, daß der Erwartete nahe.

Helene richtete jetzt auch ihre Blicke nach dem Eingange des Thales, von wo aus der Erwartete herkommen mußte, wenn er zu dem Hermann'schen Eisenwerk gelangen wollte.

Ein mit bunten Fahnen und grünem Reisig geschmückter Wagen näherte sich von dem Thalgrunde her dem Werke. Als sich der Wagen auf ungefähr hundert Schritte den aufgestellten Arbeiterreihen genähert hatte, tönte demselben aus mehreren Hundert kräftigen Männerkehlen Jubel und Hurrahruf entgegen, während die Böllerschüsse dazwischen hineinkrachten, als wollten sie durch ihre dumpfen Schläge so recht die Bedeutung des Tages betonen.

Vor den Arbeiterreihen stand eine Gruppe Herren, aus dem Betriebsdirector Tempel, dem Pastor, den beiden Förstern und dem Comptoirpersonale bestehend.

Eben gelangte der Wagen zu der Gruppe. Nach einer kurzen Ansprache des Betriebsdirektors nahm der greise Pastor das Wort und begrüßte den Angekommenen im Namen der kleinen Arbeitergemeinde. Hierauf schlossen sich die Herren dem Wagen an und folgten diesem durch die Reihen der jauchzenden und jubelnden Arbeiter, die, sobald der Wagen vorüber war, sich ebenfalls dem Zuge anreihten.

Auf diese Weise gelangte man zu den Arbeiterwohnungen der Fabrik und dem Werke. Selbst die einfachsten und schlechtesten Hütten waren von ihren Besitzern nach Kräften durch einfachen würdigen Schmuck geziert, um die Festesfreude erhöhen zu helfen.

So war der Zug inmitten des großen Gießhofes angelangt; die Arbeiter hatten sich in einem großen Kreise aufgestellt und erwarteten das Weitere.

Da nahm der neue Geschäftsführer das Wort und sprach in so herzlicher, wohlthuender Weise zu ihnen, daß es den gewöhnlichen Arbeitern wie Rührung überkam und sich manche verstohlene Thräne über die von Wind, Wetter und Feuer gebräunten Gesichtern stahl.

Ein dröhnendes Hurrah, wie es beseelter wohl selten gerufen worden ist, lohnte den Sprecher. Alle drängten sich um ihn, um ihm die Hand zu drücken, um ihm danken zu können.

Dem Morgen folgte ein ebenso schöner Mittag und Abend. Eine reichliche Bierspende erhöhte die fröhliche heitere Stimmung.

Helene war während der Mittags- und Nachmittagszeit nach dem Epheuhause zurückgekehrt. Als sich der Tag jedoch zu Ende neigte, kehrte sie wieder zu ihrem Beobachtungsplatz zurück von dem sie aus jetzt die beginnende Beleuchtung der Fabrikanlagen wahrnehmen konnte. Sie hatte ziemlich lange hier verharrt, denn der tausendsternige Illuminationskranz traf mit seinen Strahlen nach mehreren Stunden Helene immer noch auf ihrem Platze in tiefes Sinnen verloren.

Vergangene Zeiten, warum mahnt ihr so oft an Euer früheres Dasein?

Erst als die Luft anfing, sich schnell abzukühlen und der Nebel den hellen Lichterkranz abschwächte, trat Helene den Nachhauseweg nach dem stillen Epheuhause an.

Sie blickte sich noch einmal um, als sie den Scheitel des Bergrückens erstiegen. Eine Thräne perlte über ihre Wangen.

„Ein Glücklicher!" flüsterten ihre Lippen.

10. Gerettet.

Auf dem Bergrücken zwischen den beiden Thälern befand sich eine kleine Kapelle. Von wirrem Gebüsch umwachsen, zwischen hohen Tannen versteckt, wurde dieselbe, obgleich sie immer offen stand, doch selten betreten.

Helene liebte dergleichen Ort. Hier konnte sie vollständig unbelauscht, ihren Gefühlen nachhängen, ohne gestört zu werden; hier konnte sie die bunten Bilder ihrer bewegten Vergangenheit an sich vorüberziehen lassen und ungestört an den theuren Verstorbenen denken.

Zwei Tage nach der oben beschriebenen Festlichkeit ging sie ihrer Gewohnheit gemäß, nach der Kapelle. Auf dem Wege dahin, kam ihr der Pastor entgegen.

„Guten Morgen, liebes Kind!" grüßte er „Wohin so eilig?"

„Nach der Kapelle, Ehrwürden!"

„Willst Du schon wieder grübeln über Vergangenes, im Strom der Zeit Dahingeschwundenes? Das sollst Du nicht mehr. Dein Sinnen und Treiben gehört der Gegenwart und der Zukunft und nur mit einem sehr kleinem Theile der Vergangenheit an. Trotzdem muß ich Dich, so leid es mir thut, an jene Zeiten in diesem Augenblicke erinnern; aus M. . . . sind gestern Abend die Briefe an mich gelangt. Hier sind sie! Vielleicht geben sie Dir Aufschluß über einen Punkt in Deiner Vergangenheit, der, wie ich weiß, Dir bis heute noch dunkel geblieben ist. Guten Morgen, mein Kind!"

Der Pastor entfernte sich unter diesem Gruße.

Helene erstieg mit raschen Schritten und klopfenden Herzen den Berg und eilte der Kapelle zu. Hier ließ sie sich auf die Moos-

bank, hinter der der schmale Fußweg vorbeiführte, nieder. Sie überlaß die Adressen der Briefe — es war Brunos Hand. Mit zitternden Händen eröffnete sie einen um den andern und durchlas sie bis zum letzten.

In den ersten Briefen waren die feurigsten Ergüsse eines liebewarmen Herzens und die Versicherung ewiger Liebe und Treue enthalten, während die letzteren einen ganz anderen Ton anschlugen. Die Vorwürfe, welche darin enthalten waren, klangen zwar in keiner Weise so herb und verletzend, als sie Helene aufnahm, doch klang ein so bitterer Ton hindurch, daß Helene in ihrem Tiefinnersten erbebte. Als sie aber den letzten Brief zur Hand nahm, der Nichts weiter als einen Glückwunsch zu einer zufriedenen, von keinen inneren Vorwürfen behelligten Ehe mit Hofmann enthielt, da drohte der Schmerz, ihr die Brust zersprengen zu wollen.

„Herr des Himmels!" rief sie aus, laß mich bei Sinnen! Kann ich denn glauben, daß Hofmann so intriguenhaft gewesen ist, daß er die Briefe, welche an mich gelangen sollten, behalten und mir gefälschte übergeben hat? Fast möchte ich daran zweifeln und doch — hier steht die bittere Wahrheit; hier tritt sie klar zu Tage!"

Traurig ließ sie den Kopf sinken und überließ sich dann ihrem Schmerze, der sich in ihr entwickelte und ihr ganzes Sein erfüllte.

Wer sie in diesem Augenblicke beobachtet hätte, würde sie eher für ein lebloses Wesen als für ein jugendlich-frisches Weib gehalten haben, wenn nicht einzelne, über ihre Lippen schlüpfende Worte das innewohnende Leben angedeutet hätten.

„Bruno," und immerwieder „Bruno!" klang es aus dem schön geschnittenen Mund hervor, während das schmerzliche Zucken der Lippen den Orkan verkündete, der in ihr Inneres umwühlte. — Jetzt erst trat der erbärmliche Charakter Hofmanns in seiner maskenlosen Gestalt vor die Seele Helenens; jetzt erst begriff sie die gespielte Täuschung und Unterschlagung der Briefe in ihrem ganzen Umfange, denn daß sie Hofmann gefälscht um seinen selbstsüchtigen Zwecken den gewünschten Erfolg erreichen zu lassen, das stand ihr jetzt klar vor der Seele.

In diese Gedanken noch versunken, bemerkte sie wohl, daß ihr der geflügelte Wind einen entfallenen Brief auf dem Wege nach dem Eisenwerk forttrieb und sein listiges Spiel mit demselben begann, allein sie griff nicht darnach.

Auf diesem Wege näherte sich ein Mann, den wir auf den ersten Blick als den neuen Geschäftsführer des Herman'schen Eisenwerks erkennen. Er schritt langsam vorwärts und näherte sich mehr und mehr der Stelle, an der Helene, noch immer mit ihren Gedanken beschäftigt, sprachlos dasaß.

Eine hohe breite Stirn zeigte den tiefen Denker, während der ungezwungene Gang und die Leichtigkeit seiner Körperbewegungen neben einer edlen, man möchte fast sagen, stolzen Haltung, den durch Erfahrungen erstarkten und gewiegten Mann erkennen ließen.

Der Wind trieb ihm den Helene entfallenen Brief entgegen.

Schon wollte er, ohne sich weiter um das Blatt zu kümmern, an demselben gleichgültig vorübergehen, als es ihm der Wind unmittelbar vor die Füße wirbelte. Er hob es auf.

Als sein Blick die ersten Worte überflogen, blieb er stehen. Sein Gesicht zeigte jetzt eine plötzliche Röthe, die lebhafte Spannung bekundend, die das gefundene Blatt auf ihn ausüben mußte. Nachdem er es gelesen, faltete er es ruhig zusammen und verbarg es in seiner Brusttasche.

Im Weiterschreiten hatte er gar bald die Anhöhe erreicht, auf dessen Scheitel sich die Capelle mit der Moosbank befand. Er hob die Hand, um, von den Sonnenstrahlen unbelästigt die Gestalt auf der Moosbank besser betrachten zu können. Die Gestalt schien ihn zu fesseln; er trat einen Schritt näher.

Helene verharrte noch immer in ihrer Stimmung und Situation; sie überhörte das Herantreten des Fremden.

Jetzt trat der Geschäftsführer, noch einen Schritt näher an die Gestalt heran, daß sein Schatten über die Dasitzende weghuschte und sich deutlich am Erdboden vor Helene markirte.

Sie schrack zusammen und bückte sich, um den entfallenen Brief, dessen Herabgleiten, nicht aber sein Davoneilen sie bemerkte hatte, aufzuheben. Er war verschwunden. Sie blickte sich um und sah in die dunkelen, tiefen Augen eines ihr vollständig fremden Mannes. Eine Gluthröthe überzog ihre blassen Wangen.

„Vermissen Sie vielleicht diesen Brief, Madame?" fragte der Geschäftsführer, indem er den Brief aus der Brusttasche nahm und ihn Helenen entgegen hielt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein angesehener Kaufmann in Hamburg, der mit seiner Famlie oberhalb seines Geschäftslokals wohnte, hatte zur Hochzeit seiner ältesten Tochter einen großen Kreis von Verwandten und Bekannten eingeladen. Als er am Abend dieses Tages zufällig die Treppe herabging, begegnete ihm das Dienstmädchen mit einem Talglicht in der Hand ohne Leuchter. Er machte ihr Vorwürfe über ihre Nachlässigkeit und trat dann in die Küche, um mit der Wirtschafterin etwas zu besprechen. Nach einigen Minuten erschien auch das Mädchen dort, mit einer Anzahl Weinflaschen beladen, jedoch ohne Licht. Der Kaufmann erinnerte sich sogleich, daß er vor einigen Tagen ein Faß Pulver in seinen Keller hatte schaffen lassen, und daß sein Geschäftsführer es geöffnet hatte, um einem Käufer eine Probe davon zu zeigen. „Wo hast Du das Licht gelassen?" fragte er in der größten Aufregung. — „Ich hatte keinen Leuchter und so habe ich es in den schwarzen Sand gesteckt, der in einem von den Fässern ist." Kaum hatte sie ausgesprochen, als der Kaufmann nach dem Keller stürzte. Der Gang dahin war lang und dunkel, und wie er so im Finstern herumtastete, drohten seine Kräfte ihn zu verlassen, sein Mund wurde trocken und seine Knie schlotterten vor Angst. Kaum im hellen Theile des Kellers angelangt, bemerkte er das Licht in der geöffneten Pulvertonne, gerade unter dem Theile des Hauses, wo sich seine Kinder in der ausgelassensten Freude befanden. Das Faß war voll bis zum Rande, und das Licht, schon ziemlich heruntergebrannt, steckte in dem Pulver. Der abgebrannte Docht hing in Gestalt einer kleinen glühenden Kohle am oberen Theil des Lichtes und drohte jeden Augenblick herabzufallen. Jetzt däuchte es ihm, daß er das Licht fallen sehe, noch einmal raffte er alle Kraft zusammen und näherte sich dem Fasse. Doch wie sollte er es aus dem Pulver entfernen? Die leiseste Bewegung und der glühende verkohlte Docht fiel herab! Mit seltener Geistesgegenwart legte er langsam und vorsichtig die Fläche einer Hand an jede Seite der Kerze, mit den Fingern aufwärts und bemächtigte sich so indem er die Hände sachte nach oben bewegte, des Gegenstandes seiner Todesangst. Wieder oben angelangt, war seine Aufregung vorüber, er lächelte blos über die Gefahr, der er und die Seinigen entronnen waren. Das Lächeln eines Wahnsinnigen! Der Mann hatte seine Familie vor sicherem Untergange gerettet, aber selbst darüber den Verstand verloren.

Karlsruhe. In Eggenstein, einem Rheinorte in der Nähe von Karlsruhe, trieb der Strom die Leiche eines preußischen Infanteristen vom 67. Regiment ans Land. Die Leichenschau ergab, daß der Verunglückte ermordet worden. Es waren ihm hinterrücks mit einem stumpfen Instrumente der Schädel zerschmettert und auch sonst noch Wunden beigebracht worden. Amtliche Recherchen haben die Person des Unglücklichen festgestellt. Es ist der Soldat Wilhelm Lorenz aus Elsterwerda, preußische Provinz Sachsen. Wahrscheinlich hat er im Elsaß am Rhein Posten gestanden, ist meuchlerisch erschlagen und dann in den Rhein geworfen worden. Zu welcher Zeit das Verbrechen geschah, darüber fehlt jede Andeutung.

Ein Kassier der n. ö. Eskompte-Gesellschaft in Wien zahlte vor 14 Tagen eine auf 177 fl. 20 kr. lautende Anweisung mit 17,720 fl. aus, indem er in der Eile die Gulden- und Kreuzer-Zeichen übersah. Der Empfänger des Geldes konnte nicht mehr ermittelt werden.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 4. Sonntag, den 8. Januar **1871.**

Gerettet.

Novelle von **Andre Hugo.**

(Schluß.)

„Ja!" antwortete Helene verlegen. „Ich danke Ihnen, mein Herr!"

„Hier ist er, Madame Hofmann!" sagte er mit einem eisigen Tone, der ihr fast das Blut stocken machte, denn die Stimme klang ihr ja so bekannt; sie klang wie die Bruno's.

Helene starrte dem Manne in das Gesicht; sie vermeinte nicht recht zu sehen. Sie strich mit der Hand über die Stirn, ohne den Blick von der Gestalt abzuwenden. Die fahle Leichenblässe wechselte mit dem glühendsten Purpur; der Busen hob sich sichtlich schneller; der Athem wurde fliegender; sie sank zu seinen Füßen.

„Bruno!" lispelte sie zu ihm aufschauend und mit ihrem seelischen Blick das Innere Bruno's — denn dieser war es in Wirklichkeit — durchdringend; und noch einmal tönte es: „Bruno!" über die Lippen Helenens.

Die Lippen fest zusammengekniffen, den innerlich wüthenden Schmerz andeutend, stand Bruno rathlos vor dem wahrhaft schönen Weibe. —

Wenn wir lange Zeit durch eine nicht zu besiegende Gewalt von dem Gegenstand unserer Liebe fern gehalten worden sind; wenn wir uns selbst überredet haben, die Nähe desselben zu meiden, den Gegenstand unserer heißesten Wünsche, unseres Sehnens durch freiwilliges Zurücktreten zu vergessen, und er tritt dann plötzlich, unerwartet an uns heran und erwärmt das bereits erkaltete Herz mit den heißesten Sonnenblicken, die es auf Erden giebt, mit den Blicken der auffallenden Liebe: dann können wir uns die Gefühle vergegenwärtigen, welche die Brust Brunos durchwühlten, der frei zurückgetreten von dem Gegenstande seiner innersten Zuneigung, jetzt vor dem entwickelnden Traumgebild seiner Jünglingsjahre, vor dem vermeintlichen Weibe eines Andern stand. Pflichtgefühl gegen das Weib seines Nächsten und die entfesselte Leidenschaft wieder angefachter Liebe kämpften einen heftigen Streit in ihm, bis die letztere siegte, er Helene umfaßte, sie an seine Brust und dann zu sich auf die Bank zog.

Es vergingen einige Minuten, ehe ein Wort zwischen den Beiden gewechselt wurde.

Helene begann zuerst. Sie hob den Kopf, den sie an der Brust des geliebten Mannes barg, und flüsterte zu ihm auf:

„Bruno, bist Du es wirklich? Ist es kein Phantasiegebilde, das mich äffen will?"

„Ich bin es!" antwortete er in seligem Rausche.

„Bruno, bist Du nun auch wieder ganz mein?"

Bruno wußte nicht recht, wie er das deuten sollte. „Bist du nicht das Weib eines Andern?" fragte er deshalb, die Umschlingung etwas lockernd und sich abbiegend.

„Nein, Bruno, nein, und abermals nein! Ich bin nicht das Weib eines Andern, eines Verabscheuungswürdigen! Ich — ich — ich bin — — Deine Helene!"

Die nachfolgende Scene zu schildern, liegt nicht in der Macht der Feder. Das Kolorit

ist ein zu buntes, um gehörig unterscheiden zu können; daher nur einige kurze Federstriche.

Lange, lange blickten sich die beiden Glücklichen gegenseitig in den ewigklaren Spiegel alles seelischen Thaus, aller Empfindung, dann sank der sonst so starke Mann, eine Thräne, eine Perle der Freude, der köstliche Tropfen, der ein männliches Antlitz zu zieren vermag, über die Wange gleiten lassend, zusammen und ruhte an dem hochschlagenden Herzen des Mädchens der Jungfrau, die er schon längst in den Armen eines Andern verloren geglaubt hatte.

In diesem Sinnenrausch hatten die beiden Glücklichen nicht bemerkt, daß ein Dritter Zeuge der letzten Scene geworden war; es war der Pastor. Mit Thränen stand der greise Mann hinter dem Paare und ergötzte sich an ihrem Anblick.

„Ei, ei, meine Helene," unterbrach endlich der Pastor das Schweigen, „was muß ich sehen? Du in den Armen eines Mannes?"

Mit hochgerötheten Wangen erhob sich Helene, den Arm Brunos fest umklammernd, und näherte sich mit ihm dem greisen Pastor, der noch immer auf seinem Beobachtungspunkte stand.

„Herr Pastor, mein Bruno!" sagte sie, auf denselben deutend. Weiter vermochte sie nichts hervorzubringen; die Stimme versagte ihr, und, aufgelöst in Wonne und Schmerz, sank sie wieder an die Brust des geliebten Mannes.

„Der Herr segne Euch und gebe Euch seinen Frieden!" sprach der Pastor, von der Inbrunst der Gefühle des sich vor ihm beugenden Paares gerührt. „Der Name des Herrn sei gelobt! Amen!"

„Amen!" wiederholten auch die Beiden.

Der Weg nach dem Epheuhause war trotz der drückenden Mittagshitze bald zurückgelegt. Zwar herrschte noch immer die heimische Stille der Stätte der Jungfrau hier in diesen Räumen, allein die geschäftige Haushälterin schien heute ganz besonders beschäftigt zu sein.

Helene bemerkte es in ihrer Aufregung nicht. Sie setzte sich mit Bruno und dem Pastor an den großen Gartentisch, der eben von der alten Dienerin auf den Wink des Pastors servirt worden war.

„Aber, Helene, es fehlen ja noch 2 Couverts!" sagte der Pastor.

„Wie so?" fragte Helene erstaunt.

„Sehr einfach deswegen, weil wir noch Besuch erhalten werden!"

„Von wem?"

„Von den beiden Förstern, welche auch gesonnen sind, an unserer gemeinschaftlichen Freude Theil zu nehmen!"

„Aber, ich bitte Sie Ehrwürden, wie können denn die beiden Herren davon wissen?" meinte Helene den Pastor verwundert anblickend.

„Das ist sehr einfach meine Helene. Höre! Aus Deinen Erzählungen und Beschreibungen konnte ich mir so ungefähr ein Bild von dem Herrn Hell entwerfen. Als ich nun vor einigen Tagen den Namen des Herrn Geschäftsführers öfters nennen hörte und ich mich nach seinem Vornamen erkundigte, glaubte ich, nicht recht gehört zu haben. Ich war dadurch, ich muß es gestehen, höchst neugierig gemacht worden und näherte mich Herrn Hell. Ich fragte ihn nach seinem Vornamen, da es mir unglaublich schien, daß dieser Herr derselbe sein könne, von dem Du mir erzählt hattest, da er ja nach Deiner Aussage bei Deiner Rettung verunglückt, verbrannt, und seine Ueberreste auf dem Friedhofe zu M. . . . . beerdigt seien. Er nannte mir ihn, worauf ich ihm erzählte, daß ich vor einigen Jahren in den Zeitungen gelesen hätte, wie ein junger Mann gleichen Namens bei dem Brande des St. Jakobsthurms zu M. . . . . ein junges Mädchen gerettet habe und dabei verunglückt sei. Nun erzählten Sie mir," sagte der Pastor auf Bruno deutend, „Ihre höchst eigenthümliche Rettung und bemerkten, daß Sie nur deßhalb verschwunden seien, um . . . . Doch ich glaube, Herr Hell wird Dir das noch viel besser zu erzählen wissen. Nicht wahr, Herr Bräutigam, wie man Sie jetzt doch tituliren darf?

„Gewiß, Ehrwürden!"

„Als er mir, wie gesagt, umständlich seine Rettung, die Du in ihren Einzelheiten ebenso hören wirst, erzählt hatte, entwarf ich mir einen Plan, der mir zum größten Theil ge-

glückt ist. Im Namen der Besitzerin des bekannten Epheuhauses, dessen Pforten die Gastfreundschaft stets offen hält, lud ich hier Deinen Bräutigam ein, den heutigen Mittag in unserem kleinen Kreise zuzubringen, um Dich mit ihm bekannt zu machen. Ihr seid mir allerdings in diesem Punkte zuvorgekommen; doch das thut nichts zur Sache. Zu diesem Familienfeste — denn ein solches soll es werden, denke ich — hatte ich auch unsere beiden Freunde geladen, die, wenn mich mein Gehör nicht ganz und gar täuscht, eben anzukommen scheinen!"

Die Anwesenden blickten nach der Gartenthüre, durch die jetzt die beiden Alten, sich verwundert anblickend, Helene an dem Arme eines Mannes zu sehen, eintraten.

Nachdem ihnen der Pastor den Zusammenhang mitgetheilt, nahmen sie willig an dem kleinen Feste Theil und stimmten von Herzen in die allgemeine Freude mit ein.

Das kleine Mahl war vorüber, die gegenseitigen Freudenbezeigungen zu Ende, als man Bruno drängte, voran Helene, die näheren Umstände seiner Rettung mitzutheilen.

Bruno gab diesem Drängen willig nach. Er erzählte nun die einzelnen Momente, die wir aus unserer Erzählung bereits kennen und fuhr dann, als er bis zu der Stelle gekommen, wo er mit dem Ausrufe: „Lebendig begraben!" zusammengesunken sei, fort:

„Nachdem ich aus meiner Ohnmacht wieder erwacht war, quälte mich der Gedanke, lebendig begraben zu sein, noch eine Zeitlang, dann ergab ich mich ruhig in das Unvermeidliche meines Schicksals. Da berührte mich noch einmal ein fächelnd er Luftzug. Ich tastete und tappte umher und fand endlich in ziemlicher Höhe über dem Boden eine halbzerfallene kleine Holzthür, deren breite Spalte dem jedenfalls durch die Oeffnung der Steinplatte in der Höhe entstandenen Luftzug freien Zutritt gestatteten. Mit Hilfe meines Beils hatte ich die morsche Holzthüre gesprengt. Ich zog mich in die Höhe und blickte nichts als einen dunklen Raum. Ich kroch hindurch, und befand mich, wie es mir vorkam, in einem Verbindungsgang. Stehen konnte ich nicht in demselben, sondern mußte in kriechender Stellung weiter zu kommen suchen. Als ich auf diese Weise eine Strecke weit gelangt war, erblickte ich ein schwaches Licht in der Mauer neben mir. Ich griff hin und fand einen Haufen locker zusammengelegter Steine. Mit einem Stoße verschwanden sie von der Oeffnung, und stürzten in den wohlbekannten Gang hinein, der sich meinen Blicken bot, als ich durch die Oeffnung in denselben hineinblickte. Ohne Zaudern sprang ich hinab, warf noch einen Blick auf meine Grabesmauern, wie mir dieselben in diesem Augenblicke vorkamen und lief dann, so rasch mich meine Beine zu tragen vermochten, dem Ausgange zu, an dem mich bereits die Strahlen der aufgehenden Sonne begrüßten. Eine Zeitlang stand ich sprachlos da, im Innern meinem Schöpfer für die glückliche Rettung dankend, ohne zu wissen was ich beginnen sollte. Es kam mir alles wie ein schwerer Traum vor, und ich hätte wohl auch an denselben geglaubt, wenn mich meine Kleidung und die kleine Axt nicht an das wirklich Erlebte erinnert hätten. Schnell entledigte ich mich dieser Gegenstände, rollte dieselben zu einem unscheinbaren Bündel zusammen und warf ihn vor mich hin. Rathlos und unschlüssig mochte ich eine Weile so dagestanden haben, als mich ein greller Pfiff der Lokomotive aus meinen Sinnen aufschreckte.

Ich sah mich um und bemerkte, daß ich mich in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes befand, der sich am gegenüberliegenden Flußufer scharf am Morgenhimmel abzeichnete.

„Halt!" rief ich aus. „Ein Gedanke! Sehen soll sie mich nicht mehr, da sie auch zu jener großen Masse von Geschöpfen gehört, die den Mann nicht nach dem inneren Kern, sondern nach der äußeren mit allen Künsten umgemodelten Schale beurtheilen und danach ihre Handlungen einrichten. Verschollen will ich sein vergessen will ich sein und sie — sie mag, wenn ihr der jähe Fall nicht das Leben gefährdet, glücklich mit Hofmann sein! Ich entsage ihr!"

Schnell hatte ich meinen Anzug geordnet, an dem nichts fehlte als der Reiseüberzieher und die Kopfbedeckung, die ich auf dem Marktplatze zurückgelassen hatte, dann nahm ich den Bündel auf und eilte zum Bahnhofe. Bei dem Uebergang über die Brücke warf ich den

Bündel in den Strom, eilte zum Bahnhof und nach kurzer Zeit trug mich das geflügelte Dampfroß in meine neue Heimath, nach Frankreich. Hier habe ich bis vor Kurzem gelebt, als der ehrenvolle Ruf an mich erging Geschäftsführer des Hermann'schen Werkes zu werden. Da erfaßte mich eine ungeheuere Sehnsucht nach Deutschland, meinem Vaterlande und ich folgte demselben.

„Ohne es zu bereuen!" ergänzte der Pastor lächelnd, er sah, wie Helene mit spannender Aufmerksamkeit jedem seiner Worte folgte.

„O gewiß nicht! Habe ich nicht mein Theuerstes auf Erden wieder gefunden!" sagte Bruno.

Die Sonne war untergegangen, als Bruno mit dem Pastor und den beiden Förstern das Epheuhaus verließ.

* * *

Es war ein Spätsommertag, wie man ihn im Gebirge selten trifft, als die Glocken des Dorfkirchleins jenseits des Waldes zur Andacht riefen.

Aus den Fabrikanlagen des Werkes bewegte sich ein langer Zug, es war ein Hochzeitszug. In dem mit grünem Laube und farbigen Bändern geschmückten Wagen saß ein glückliches Brautpaar: Bruno und Helene. Ihnen folgten auf einigen Wagen das Beamtenpersonal der Fabrik und die übrigen näher betheiligten Personen. Die Reihen der Arbeiter im Festschmucke bildeten den Schluß.

Nach einer kurzen Rast auf dem Berge war der Zug an dem Kirchlein angelangt, daß heute die hinzuströmende Menge kaum zu fassen vermochte. Hier ordnete sich der Zug in dem von der aufrichtigsten Liebe geschmückten Gotteshause.

Das unvergleichlich schönste Bild bot sich am Altar. Um denselben standen in zwei Reihen die weißgekleideten Kinder der Umgegend, eine würdige Einfassung zu dem auf den Stufen des Altars knieenden Brautpaar, und lauschten mit demselben, nachdem der hehre Orgelton verklungen war, den tiefen ergreifenden Worten des Predigers, der sich die Stelle der heiligen Schrift: „O, welch' eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!" zum Thema seiner Predigt genommen hatte. Als die Feierlichkeit geendet, und das neuvermählte Paar sich im Vollgefühle seines Werthes an das Herz sank, da zitterte ein Freudenschmerz durch das Innere der Anwesenden und manches Auge zerdrückte still eine Zähre hinter den Wimpern.

Unter Freudengeschrei und Hurrahrufen bewegte sich der lange Zug nach dem Orte des Festes, der Fabrik zu.

Hier tönte froher Sang und Musik einer jubelnden Versammlung noch spät in die sternenklare Nacht hinaus, unter deren Schutze und Dekmantel das junge Ehepaar nach dem Epheuhause entwischt war.

Homonyme.

(Deutsch-Französisch.)

Der Franzose.

Mein Wort ist dunkel, wie Kocytos Fluth,
Doch sprüht daraus des Geistes helle Gluth.

Der Deutsche.

Aus meinem Worte blinkt der Hoffnung Stern.
Doch auch in dunkle Tiefe sinkt es gern.

Der Franzose.

Es hängt mein Wort sich an des Dichters Kiel,
Draus quillet stummer Töne Zauberspiel.

Der Deutsche.

Und an des Schiffes Kiel hängt sich mein Wort
Und wurzelt in des Hafens sicherm Port.

Der Franzose.

Du hast, o deutscher Nachbar, mehr als ich
Gebraucht dies Wort, das glaube sicherlich!

Der Deutsche.

Zur See kennt man dies Wort; in kühner That.
Laß' ich die Wimpeln wehn auf Meerespfad
Die Kette klirrt und rasselnd steigt mein Wort
Zu frischer Fahrt an meiner Schiffe Bord.

Lebensphilosophie.

Gegen Unglückliche gütig und wohlwollend sein, wird den Meisten nicht schwer, gegen Glückliche aber nur gerecht zu sein, vermögen nur große Seelen.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 5. **Dienstag, den 10. Januar** *1871.*

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des
Charles T. Manners.
Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**
(Ombs.)

I.

Sahst du je zwei Wesen, deren Aeußeres sich ohne jedwedes verwandschaftliche Band auffallend glich? Zwei Gesichter, deren Züge und Färbung einander eben so ähnlich waren, als der Ausdruck verschieden?

Solche Doppelgänger blickten aus den staubigen Fenstern des alten Eilwagens, der, den Alpenweg entlang, nach der weltbekannten sagenumwobenen Stadt Genf fuhr. Es waren die gleichen classischen Züge, die gleichen tiefblauen Augen und verrieth der Mund des Einen dem scharfen Beobachter auch ein schwaches Zucken, das des Anderen festgeschlossene Lippen verschmäht hätten, so konnte doch eine Photographie ganz entschieden für Beide gelten, und sie waren oft genug für Zwillinge gehalten worden, obgleich des Einen Haar goldigeres Braun, seine Wangen tieferes Roth zeigten.

Es war Lord Cuthbert Lyle und sein Secretär Hugo Cartright, zwei Engländer aus sehr verschiedenen Sphären.

Als die Reisenden, steif und müde von der langen Fahrt, die Stufen zur ‚goldnen Flasche' hinaufeilten, zeigte sich die Aehnlichkeit wohl deutlicher als je. Selbst die Kleidung verrieth keinen Unterschied. Beide trugen einfache graue Reisekleider und über die Schulter hingen nachlässig schwere Plaids.

„Gott sei Dank, daß wir endlich da sind," rief Lord Lyle, als er das Gastzimmer betrat, in dem sie der Wirth unter tiefen Verbeugungen willkommen hieß, „nun wollen wir in Genf bleiben, so lang es uns gefällt. Bestelle sofort ein gutes Mahl, denn ich bin hungrig wie ein Wolf."

Hugo Cartright nickte und begann alsbald eine lebhafte Conversation mit dem Gastgeber, in deren Verlauf er dem redseligen Schweizer mittheilte, daß sie von Bern kämen und daß Gepäck und Kammerdiener folgen würden. Nachdem Alles angeordnet und der Secretär die inzwischen angewiesenen Privatgemächer betrat, fand er Lord Cuthbert behaglich mit dem neuesten Journal in der einen und einem Glas Wein in der andern Hand auf einem Diwan hingestreckt.

„Nun, Hugo," rief er ihm entgegen, „hier sind die Legitimationspapiere, trinke ein Glas Wein und hole dann beim Consul die inzwischen für uns eingelaufenen Briefe, denn ich selbst bin so müde und faul wie ein Lotusesser."

„Geben Sie mir die betreffende Anweisung, damit man auf dem Consulate wisse, daß die Briefe mir auszuliefern sind."

Der junge Edelmann schlürfte nachlässig seinen Wein.

„Schreib das Zeug doch selbst. Du hast doch oft genug für mich unterzeichnet. Oder besser noch, tritt gleich unter meinem Namen auf, denn was nutzt unsere Aehnlichkeit, wenn man keinen Nutzen davon zieht? Ueberhaupt, wenn mir ja etwas passiren sollte, rathe ich Dir, in meine Fußtapfen zu treten. Ich wüßte wahrlich Niemand auf der Welt, dem ich mein

Hab und Gut lieber überließe, und Du machtest dem alten Namen auch ganz entschieden mehr Ehre."

Hugo Cartright war lange an derlei Reden des Gebieters gewohnt; er nickte lächelnd und machte sich auf den Weg zum englischen Consul.

„'s ist ein guter Kerl!" flüsterte Lord Cuthbert, „er hat zwei Mal so viel Geist und vier Mal so viel Charakter als ich. Geburt ist doch ein sonderbarer Zufall. Möcht wissen, ob blaues Blut immer wild und leichtfertig durch die Adern rollt? Jedenfalls erfülle ich des Lebens Pflichten nicht so ernst und männlich wie Hugo."

Der junge Mann versank in tiefes Sinnen, sein Geist aber beschäftigte sich wohl nicht mit angenehmen Bildern, denn er runzelte die Stirne und biß ungeduldig auf die Lippen. Plötzlich raffte er sich auf, stürzte ein Glas Wein hinunter und zündete eine Cigarre an.

„A bah, warum das Leben mit derlei Dummheiten verbittern? Mein Naturell ist einmal so und läßt sich nicht ändern."

Nach Verlauf einer halben Stunde kam Hugo Cartrigth mit vollen Händen zurück. Tiefe Röthe überflog Lord Cuthbert's Züge.

„Breite die Episteln dort auf dem Tische aus, Hugo, damit ich die Adressen überschauen kann."

Dem Secretär fiel der eigenthümliche Ton der Stimme auf, und er blickt, während er dem Gebote entsprach, beinahe neugierig auf den Gebieter. Er hatte mehrere Packete und sechs Briefe gebracht. Unter den Adressen der letzteren befand sich eine zierliche, ihm fremde Schrift, die einzige Correspondenz, die ihm unbekannt geblieben.

Lord Cuthberts Auge leuchtete als er hastig nach dem Briefe griff, das zarte Siegel zu brechen.

„Doch nein," flüsterte er und steckte das kostbare Document in die Tasche, „ich will bis nach Tische warten, dann bin ich eher in der Stimmung mein Verdict entgegenzunehmen. Wünsche mir Glück, Hugo! sobald mein Verlangen, mein Hoffen sich erfüllt, magst Du mir predigen nach Herzenslust und mich zum Muster eines englischen Edelmannes stempeln. All meine wilden Streiche sollen vergangen sein und vergessen, wenn nur Genevra Lloyd sich milde zu mir neigt."

Warmes Erröthen breitete sich über des jungen Mannes Züge und in den blauen Augen glühte das wunderbare Feuer der Liebe.

Genevra Lloyd! lag nicht in dem Namen reicher berauschender Duft gleich wie in einer trophischen Frucht, einer exotischen Blume?

„Sie muß ein seltenes Wesen sein," dachte Hugo, „wenn es ihr gelang, solch tiefe Gefühle in dem gedankenlosen Tagedieb zu wecken."

Die beiden Herren begaben sich zur Tafel und erst nach eingenommenem Mahle rückte Lord Cuthbert den Sessel zurück, füllte die Gläser mit perlendem Wein und rief: „Stoß an, Hugo, auf gut Glück und willkommene Nachricht."

Hugo Cartright trank lächelnd und sprach dann herzlich: „Ich trinke auf Euer Gnaden Wohl, auf frohe Erfüllung all Ihrer Wünsche."

„Danke, danke. Siehe du inzwischen die übrigen Schreibereien durch und besorge das Geschäftliche. Mir ist's, als hätte ich auf einem der Briefe Tante Barbara's steife Züge erblickt. Die gute alte Seele hielt treu zu mir, trotz all meiner Streichen. Oeffne den Brief, denn Dir gehört er doch eigentlich, weil Du die ganze Correspondenz führst. Habe ich mich ernstlich gebessert, dann will ich der lieben alten Tante auch beichten, wie wenig ich ihre Lobsprüche ob meiner interessanten Episteln verdiente."

Während er sprach, suchten die Finger fieberhaft nach der Brusttasche, den dort verborgenen Schatz zu heben. Als er endlich das Briefchen hervorzog, zitterte er wie ein Mädchen, die Augen waren von Thränen geblendet und die Brust hob sich schwer und ängstlich. Was würden die Kameraden seiner Trinkgelage dazu gesagt haben, was die Gefährten jener wilden Orgien, welche die aristokratische Sphäre so sehr empört, ihm die treuesten Freunde entfremdet und seinen Ruf in einem einzigen Jahre zu Grunde gerichtet hatte?

Cuthbert begab sich mit dem Briefe in's anstoßende Zimmer, Hugo zog sich auf die Veranda zurück und wartete dort lange genug, um dem glücklich Liebenden Zeit zum Ausbruch

der ersten seligen Freude zu lassen. Endlich verlangte es ihn nach der Nachrichten, die für ihn aus der Heimath gekommen und er trat wieder in das Gemach die Briefe zu sondiren.

Welch ein Anblick!

Wie versteinert saß Lord Cuthbert auf einem Sessel; dunkle Röthe übergoß die feinen Züge, die Augen glühten mit dem wilden, unheimlichen Gefunkel, das wir manchmal bei wüthenden Thieren beobachten, die bleichen bebenden Lippen verzogen sich zu einem furchtbaren Lächeln, dessen Bosheit alle Beschreibung übertraf. Die Hände waren geballt, striemengleich standen die Adern auf der Stirne und das goldbraune Haar schien von den Krallen des Wahnsinns zerrauft. Rings um die vor Wuth und Aufregung starre Gestalt lagen kleine Papierfetzchen: — der zerrissene Brief.

Bei Hugo's Eintritt blickte Cuthbert auf und gab seinen wildesten Verwünschungen Ausdruck.

„Nun kann ich zum Teufel gehen," raste er, „o ich wollte ihre schöne Gestalt eigenhändig zerreißen, wenn ich dann das kalte Herz zermalmen dürfte. Genevra Lloyd rühmt sich ihrer unbefleckten Tugend, ihres makellosen Namens, was aber aus mir nun wird, falle schwer und brennend einst auf ihre Seele."

Er griff nach dem Hund und wollte aus dem Zimmer eilen. Hugo Cartright hielt ihn zurück.

„O bleiben Sie, Lord Cuthbert, bleiben Sie, bis Sie ruhig geworden, bedenken Sie, wo Sie sind."

Er hätte ebenso wohl einem Tobsüchtigen Vernunft predigen mögen, der erzürnte Gebieter stieß ihn zurück, daß er taumelte und rannte die Treppe hinab.

Wenige Minuten später sprengte er auf einem Pferde die Straße entlang.

„So nun ist er sicher," sagte sich der junge Secretär, „reiten kann er prächtig und 's ist eigentlich so recht englisch, übermäßige Aufregung auszureiten. Freilich ist es im Ganzen feige, ein armes Thier unsere Kämpfe entgelten zu lassen, statt sie nämlich selbst auszufechten."

Hugo wandte sich zu den Briefen. Er selbst hatte zwei erhalten; der eine füllte zwei Seiten mit kleiner klarer Schrift, der andere war noch auf allen Seiten gekreuzt. Er las zuerst mit tiefer Bewegung den kürzeren.

„Arme, lieber Mutter," seufzte er, „wie geduldig und fromm sie ist. Um ihretwillen, werde ich es bedauern, wenn meine Beziehungen zu Lord Cuthbert enden, denn er ist wenigstens ein freigebiger Gebieter. Wollen nun sehen, was Kitty sagt. In ihren Briefen zeigen sich die Verhältnisse stets klarer, denn sowie sie etwas verbergen will, kommt es erst recht zum Vorschein. Das kleine Kätzchen versteht wahrlich nichts von der Klugheit dieser Welt." Lächelnd überflog er die ersten Seiten, dann wurde er plötzlich ernst.

„O Hugo," las er mit steigender Unruhe, „'s ist hoffentlich kein Unrecht, wenn ich Dir all das sage, obgleich die Mutter mir's verboten hat. Warum muß ich auch ein Mädchen sein, oder warum können Mädchen nicht arbeiten wie Männer? Da sitze ich nun und bin Dir auch noch eine Last, während ich mich gerne bis aufs Blut plagen möchte, nur um ein wenig zu helfen. All das thut mir so weh, daß ich mir die Augen ausweinen könnte. Und unser liebes armes Mütterchen sitzt still und geduldig wie eine Heilige und spricht kein Wort über den Vorschlag des Arztes. Ich aber meine, Du solltest es wissen. Denke doch, Hugo, welches Glück, wenn die Mutter von ihren Schmerzen befreit wäre und wieder gehen könnte, wenn sie sich wieder des Lebens freute, wie in den Tagen, bevor das Unglück sie zum Krüppel machte. Als Dr. Mathenson die Vorzüge jenes Bades rühmte und die Ueberzeugung aussprach, daß es der Mutter Heilung brächte, thats mir so bitter weh, daß gerade die Kosten das einzige Hinderniß der ersehnten Cur bildeten. O daß die Bank, der wir unser armes kleines Vermögen anvertrauten, nicht fallirt hätte. Ich habe nun mein Herz entleert. Wohl sagt die Mutter, es wäre Unrecht, wenn wir nur eines Experimentes halber, von Dir noch mehr verlangten, nachdem Du Dich um uns zu helfen, stets beraubt hast: aber wenn ich an die Mutter denke — — — doch warum davon sprechen? Du weißt ja selbst, wie engelgut sie ist, wie schrecklich es wäre, wenn wir nicht Alles aufböten, das kostbare Leben zu retten. Möchte es uns gelingen irgendwie! Ich nahm Stickereien an

und hoffte erst die Kurkosten ganz allein zu erschwingen. Aber ach! was sind wir Frauen für arme Geschöpfe, oder wie schlecht und ungerecht behandelt uns die Welt. Wie lange, o wie lange dauerte es, bis die endlosen Stiche alle gemacht waren, und wie armselig, wie erbärmlich war dann die Bezahlung! Gott weiß, wie viele Nächte ich schaflos im Bette lag und die Kissen in den Mund preßte, damit die Mutter mich nicht schluchzen höre. Doch ich will den Muth nicht sinken lassen, will arbeiten und sparen, und Du hilfst mir ja gewiß, Herzensbruder, und dann wird uns vielleicht doch das Glück, lieb Mütterchen gesund zu sehen. Und noch eins. Du versprachst mir einen Filigranschmuck und ein Seidenkleid aus Venedig. Das wäre nun wohl reizend, aber ein Kuß von Dir ist mir ebenso lieb, und wenn Du wieder da bist und Mütterchen gesund, so bleibt mir nichts zu wünschen übrig. Spare also Dein Geld für die Aerzte, die garstigen Menschen, die sich soviel bezahlen lassen, und sei mir nicht böse, Hugo, daß ich Dir all das sagte, aber ich konnte nicht anders. Du weißt ja, daß ich nichts verbergen kann.

Dein einfältiges Kälbchen."

„Liebes, selbstloses Wesen!" rief Cartright, sich die Stirne trocknend, „wie froh bin ich, daß ich beinahe meinen ganzen Gehalt heimsandte und die Bücher nicht kaufte, die ich so gern gehabt hätte. Ob mir wohl Lord Cuthbert etwas vorstreckte? o wer all das Gold besäße, das er gedankenlos verschleudert! Sobald er wieder ruhig geworden, werde ich ihm mein Anliegen vortragen, der theuern Mutter zu lieb, kann ich wohl mich demüthigen."

Hugo legte den Brief sorgfältig in sein Taschenbuch und machte sich dann an die eingelaufenen Geschäftssachen. Lord Cuthbert, der vom Arbeiten überhaupt nichts wissen wollte, hatte ihm Alles übergeben, und Hugo Cartright wußte um die Vermögensverhältnisse von Lyle Park entschieden mehr, als dessen Besitzer.

Während er noch mit Beantwortung der verschiedenen Schriftstücke beschäftigt war, stürzte der Gastgeber ins Zimmer.

„Ich will Euer Gnaden nicht erschrecken," rief er, „aber Ihr Freund, Mr. Cartright, ritt in sehr aufgeregtem Zustande fort und nun kam das Pferd schweißtriefend u. reiterlos zurück."

Hugo sprang auf; er war zu aufgeregt, um des Gastwirthes Verwechslung der Identität zu berichtigen.

„Lassen Sie uns sofort nachforschen. Ich kann kaum glauben, daß er abgeworfen wurde, denn er ist ein vorzüglicher Reiter und beachtet Hecken und Gräben nicht."

„Ich habe bereits zwei meiner Leute ausgeschickt," entgegnete der Wirth, „der junge Mann ritt so wild dahin, daß es allgemein auffiel. Ist er wohl ganz richtig im Kopfe?"

„Gott weiß, ob solche Leidenschaft nicht an Wahnsinn grenzt," seufzte Hugo, „aber lassen Sie uns keine Zeit verlieren."

Sie hatten kaum das Zimmer verlassen, als einer der ausgesandten Männer zurückkam.

„Der Fremde ritt zum unteren Thor hinaus, Herr, und wandte sich nach dem See. Alles blieb stehen und schaute ihm nach."

„Wenn wir ihm folgen wollen, müssen wir wohl einen Wagen nehmen," bemerkte Hugo.

Wenige Minuten später rollten sie den Weg entlang, der zu den reizenden Ufern des blauen Genfersees führte. (Fortsetzung folgt.)

Der Rhein ist deutsch und soll es ewig bleiben!

„Der Rhein ist deutsch und soll es ewig bleiben!"
Die Losung seis in jedes Deutschen Mund,
Nie soll der Franzmann uns Gesetze schreiben,
Wir stehen fest ein enggeschlossner Bund.
Und sollt' uns Einer anzutasten wagen,
So ziehen wir voll Muth das blanke Schwert,
Die Feinde wird es keck zu Boden schlagen;
Den heilig bleibet uns der heim'sche Herd.

Mein deutsches Volk, was hast Du schon gelitten,
Und lebst so gern in Frieden und in Ruh',
Und um den Rhein, den stolzen, schon gestritten,
Viel Tausend deckt die fremde Erde zu. —
Es ist vorbei, — sie können's nimmer rauben,
Was wir erkauft mit so viel edlem Blut;
Jetzt müssen sie an unf're Einheit glauben,
An deutsche Kraft und an den deutschen Muth.

„Das Lied wird That," wir habens oft gesungen
Erfüllt hat es sich nun im vollsten Glanz,
Ein einig Band hält liebend uns umschlungen,
Stolz trägt Germania ihren Siegeskranz,
So sieht sie kühn die Schicksalswogen treiben,
Hält fest verbunden fürder Süd und Nord;
Der Rhein ist deutsch und soll es ewig bleiben
Und Freiheit, Vaterland, heißt unser Hort. —

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 6. Donnerstag, den 12. Januar *1871.*

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des
Charles T. Manners.
Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**
(Ombs.)

(Fortsetzung.)

Ein Bauer, der mit einem schweren Korbe ihnen entgegenkam, bejahte hastig des Wirthes dringende Frage. „Ob ich einen Mann sah, der wie verrückt dahinritt? Meiner Treu, hat er mich doch fast niedergeworfen, und statt sich zu entschuldigen mir die fremdländischsten Flüche nachgerufen. Dort unten sprang er ab, nahm sich aber nicht Zeit, das Pferd anzubinden, sondern rannte nach einem Boote, das dort angekettet lag."

„Und das Pferd ist eben allein heimgekommen," rief Hugo sichtlich erleichtert, „dann ist unser Schrecken grundlos, denn er ist auch ein guter Ruderer."

„Wo aber ist das Boot?" fragte der Gastgeber, „es müßte von hier aus in Sicht sein; zur Zeit des Seichens* bedarf es zudem einer festeren Hand, als die seine zu sein schien."

Der gute Mann erhob sich mit den Worten und blickte forschend hinaus auf die spiegelglatte Fläche, die im Sonnenschein schimmerte und glänzte.

„Ah, dort ists — dort bei der Klippe."

Er deutete hinaus nach der fernen Stelle, fuhr aber gleich erbleichend fort: „Barmherziger Himmel, das Boot ist umgeschlagen! und was suchen jene Fischer? Warum versammelt sich dort die Menge?"

Hugo Cartright erblaßte.

„Sie glauben doch nicht, daß ein Unglück geschehen?" stammelte er.

„Ich glaube, daß ihr Freund ertrunken ist."

Hugo sprang aus dem Wagen, und eilte zu der Menge, die plaudernd und gestikulirend beisammen stand.

Mehrere Schiffer hatten den Fremden vom Ufer stoßen sehen und die gleichmäßigen kräftigen Schläge bewundert. Er ruderte weit hinaus in den See und rastete dann. Auf einmal erhob er sich und beugte sich über das Boot. Einige behaupteten, er habe sich das Antlitz benetzt, Andere, er sei über Bord gesprungen, um zu schwimmen. Da er ein vorzüglicher Ruderer war, dachte man nichts weiter davon, und als seine Stellung sich dauernd gleich blieb, kehrten die Leute wieder zur Arbeit zurück. Erst vor wenigen Minuten hatte einer von ihnen bemerkt, daß das Boot umgeschlagen sei, und man folgerte nun, die ungleiche Bewegung des Sees habe den Fremden unversehens getroffen und aus dem Boote geworfen. In diesem Falle mußte er heftige Anstrengungen gemacht haben, es wieder zu erreichen, denn es schwamm mit dem Kiel nach oben.

* Der Genfersee hat zu gewissen Zeiten und an gewissen Stellen das sonderbare Phänomen eines Steigens und Fallens von 2—5 Fuß in 25 Minuten. Man heißt das „Seichen." Die Erscheinung wurde nie genügend erklärt, bedingt sich aber wahrscheinlich durch ungleichen Luftdruck auf verschiedene Stellen des Wasserspiegels.

Drei Männer eilten nach dem einzigen vorhandenen Boote und stießen vom Ufer. Ein zweites kam von der andern Seite zu Hülfe, und mit bebenden Gliedern und todtbleichem Antlitz sprang Hugo Cartright hinein. Kein Wort wurde gesprochen, bis man die Unglücksstätte erreichte. Da war das umgekürzte Boot — die glitzernden blauen Gewässer und — Todtenstille.

Die Männer im ersten Boot blickten nach Hugo um und schüttelten traurig das Haupt.

„Wahrscheinlich tauchte er unter dem Boote wieder auf und schlug mit dem Kopf an dasselbe," bemerkte einer der Schiffer, „denn am Boden b findet sich ein häßlicher rother Fleck. In diesem Falle ist es unütz, nach der Leiche zu suchen."

Nach der Leiche!

Hugo Cartright schauderte. War es möglich, daß in solch kurzer Zeit solch furchtbarer Wechsel stattfand? Vor zwei Stunden noch ein wilder, leidenschaftlicher Mann, dessen Fibern in zorniger Erregung bebten, dessen Pulse in wahnsinniger Gereiztheit flogen — und jetzt dort unten unter dem schimmernden Bahrtuch — still und kalt und unaussprechlich ruhig. —

Der Gedanke war entsetzlich.

Hugo blickte hinauf in die endlose Bläue mit der das Wasser in reizender, durchsichtiger Färbung rivalisirte, als wolle er dort oben die Erklärung des furchtbaren Ereignisses finden.

„'s hilft nichts mehr, Euer Gnaden," flüsterte der Wirth, „Ihr Freund ist verloren."

Manchmal scheint es, als ob der alte Aberglaube sich bestätige, als ob Satan wirklich persönlich auf Erden erscheine und die Gelegenheit erspähe, sein verhängnißvolles Netz über eine sorglose Seele zu werfen.

Wer flüsterte wohl in Hugo Cartrights Ohr die dunkle Versuchung? Er wurde so bleich und still wie die Leiche dort unten wohl sein mochte, kreuzte die Arme, senkte das Haupt und sprach kein Wort mehr, bis das kleine Boot landete.

II.

Die ganze gute Gesellschaft der Grafschaft kannte Miß Evesham's Cottage. Es war ein kleines reizendes Heim, ohne jeden Anspruch auf Pracht, aber so zierlich und hübsch wie ein Kolibrinest oder eine Königswiege im Bienenstock. Anspruchlos, gleich dessen Herrin, konnte man es nicht Villa nennen und doch überzeugte man sich sofort, daß es seine Existenz edlem Geschmacke verdanke, werth war, einen Fürsten zu beherbergen und doch dem bescheidensten Besuche keinen schmerzlichen Vergleich mit den eigenen Verhältnissen aufdrängte.

Barbara Evesham war eine alte Jungfer, eine angenehme, noch ziemlich jugendliche Erscheinung, in deren dunklen Haaren sich nur spärliche Silberfäden zeigten. Das freundliche Gesicht war nicht schön, daran aber dachte Niemand, denn es war verklärt von glänzenden lachenden Augen, von treuherzigem Ausdruck und gewinnendem Lächeln. Mit einem Worte, Barbara Evesham zählte zu den seltenen Wesen, deren Horizont zu allen Seiten und in allen Lagen klar bleibt und wolkenlos. Sie war die Vertraute und Wohlthäterin der halben Grafschaft, und wer immer zu ihr flüchtete in Kummer und Leid, fühlte sich so gewiß getröstet und erheitert, als ein erstarrtes, erfrorenes Kind am heimathlichen Herde Wärme findet und Licht.

Natürlich war sie vollkommen selbstlos, denn harte, kalte Naturen verbreiten solch beglückenden Einfluß nicht. Mit all diesen persönlichen Vorzügen vereinte sich gänzliche Unabhängigkeit und glänzende Verhältnisse.

Wenn ich bei der Beschreibung dieser edlen Seele zögernd weile, geschieht es, weil ich wünsche, daß die Leser sie lieb gewinnen möchten, gleich mir. An das stille Leben knüpfte sich eine Herzensgeschichte, die nur Wenige kannten. In den goldenen Tagen der Jugend erregte Barbara's reines Herz und reicher Geist die Bewunderung ihres Jugendgespielen, Mordaunt Lyle, des einzigen Erben des stolzen Namens und der weiten Domainen von Lyle Park. Die adelige Familie achtete den Namen Evesham und liebte das vortreffliche Mädchen, das berufen schien, den leichten flüchtigen Sinn des Sohnes zu zügeln. Von dieser Seite also wurde die Verlobung nur beschleunigt, der vernichtende Schlag kam an

der eigenen Familie. Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Mr. Evesham erzog ein verwaistes Bäschen, und Alice, ein reizendes coquettes Wesen, kehrte, nachdem das Institutsleben vorüber, nach Hause zurück. Barbara's Verlobter kam natürlich häufig und entbrannte bald in wilder, blinder Leidenschaft für die lebhafte Cousine. Inzwischen erkrankte Mr. Evesham und starb, ohne zu ahnen, welche Wolke seiner Tochter Glück bedrohte. Die Mutter, immer zart und kränklich, konnte des Gatten Verlust nicht ertragen und neigte sich langsam dem Grabe zu. Ihre Pflege bildete der zärtlichen Tochter ganze Sorge, umfaßte ihre ganze Gedankenwelt.

Und was sie litt, als sie endlich entdeckte, daß ihr die trügerische Sirene des Geliebten Herz geraubt, weiß nur der Himmel. Sie wählte keinen irdischen Vertrauten, sondern verließ nach der Mutter Begräbniß Evesham Hall, das an den nächsten männlichen Erben überging und bat dann die jungen Leute um rücksichtslose Offenheit. Die Lösung ihres Verlöbnisses war das Resultat dieser Unterredung. Die Familie Lyle aber erfuhr nie den Grund ihrer Handlungsweise. Mordannt heirathete Alice und diese ergab sich einem wilden, genußsüchtigen Leben und starb frühzeitig an Entkräftung, während er selbst, enttäuscht in jeder Weise, das Unrecht seines Thuns voll einsah. Nach dem Tode des reizenden, aber herz- und gemüthlosen Weibes kehrte er reuig zu dem Wesen zurück, das allein ihn wahr und treu geliebt. Wohl waren Barbaras Gefühle unverändert geblieben, aber nach den gemachten Erfahrungen ließ sie sich nicht leicht gewinnen, und bevor ihm noch die leiseste Aufmunterung geworden, machte ein Sturz vom Pferde der Werbung und allen irdischen Wünschen und Hoffnungen ein schnelles Ende. Ein sechsjähriger Knabe, der jetzige Lord Cuthbert war der einzige Erbe.

Wäre diese Episode aus dem Leben der warmherzigen alten Jungfer bekannter gewesen, so hätte es ihr heiteres Wesen noch bewunderungswerther gemacht, zugleich aber eine räthselhafte Thatsache erklärt. Barbara Evesham allein hatte kein Wort des Vorwurfes und der Entrüstung über das wilde, lasterhafte Leben des jungen Lord Lyle, keinen Tadel für Handlungen, welche alle Welt empörten, alle Freunde ihm entfremdeten. Mit liebevoller Mutterssorge verfolgte sie seine gefährliche Bahn und hoffte noch bessere Dinge, selbst als er sich in wilder Leidenschaft von Allem losriß und nach dem Continente abreiste.

Tante Barbara blieb im regelmäßigen Briefwechsel mit dem jungen Lebemann und ihre mütterlichen Rathschläge und ermuthigenden Worte endeten gewöhnlich mit der Versicherung daß sie noch edle, große Thaten von ihm erleben werde, was auch immer die Welt davon halte.

Seine Briefe bildeten die Sterne ihres Daseins, stolz und freudig erwähnte sie dieselben allüberall und träumte nicht davon, daß Hugo Cartright sie geschrieben.

An dem Morgen, da wir den Leser in Honeysuckle Cottage einführen, befanden sich dort zwei junge Damen, die sich herzlich der gegenseitigen Gesellschaft freuten, obgleich sie verschiedenen Sphären entstammten.

Genevre Lloyd war die gefeierte Tochter des reichen Banquier, Catharine Cartright, ein feines gebildetes, aber armes Mädchen, das in Folge trüber Verhältnisse für Geld stickte.

Miß Evesham hatte Kitty mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit annectirt. Sie traf sie das erste Mal in einem Stickereigeschäft und entdeckte, daß es die Arbeiterin war, welche ihre Taschentücher so reizend stickte. Kitty war bleich und bat mit bebender Stimme um Verdoppelung der ihr gewordenen Aufträge. Der Arzt hatte für die gelähmte Mutter eine Badekur verordnet und die Tochter faßte den heroischen Entschluß, Tag und Nacht zu arbeiten, um ihr Schärflein zu der zuversichtlich erwarteten Gabe des Bruders zu legen.

Barbara Evesham verstand den klagenden flehenden Ton und trat sofort näher.

„Bitte, liebes Kind, ich habe sehr viel zu thun und wäre glücklich, wenn ich mich Ihrer Dienste auf einige Wochen versichern könnte."

Bevor Kitty wußte, wie ihr geschah, saß sie in Miß Eveshams Wagen, erzählte ihre einfache Geschichte und fuhr mit ihr zur Mutter heim. Die fromme gottergebene Kranke war für Tante Barbara ein so recht willkommener Fund. Was man ihr nicht sagte, errieth sie

und machte sich sofort daran, die Verhältnisse zu bessern. Eine gute alte Seele, Hannah Morris, brauchte Hülfe, sie hatte sich lange um eine passende Stelle für sie umgesehen, würde Mrs. Cartright wohl erlauben, daß Hannah die Sorge für den kleinen Haushalt übernehme, während sie Kitty selbst entführe? Die zärtliche Mutter gönnte dem bleichen Töchterchen gerne die Erholung, und Kitty willigte, ob des voraussichtlichen Vortheiles für ihre Pläne, freudig ein.

Wenn Tante Barbara je eine Absicht dabei hatte, als sie die reiche, großmüthige Erbin gleichzeitig zu sich bat, so behielt sie dieselbe für sich.

Und so werden Genevra Lloyd und Kitty Cartright in der reinen freien Atmosphäre von Honeysuckle Cottage zusammengeführt und schlossen sich, wie Tante Barbara vermuthet, bald innig aneinander, obgleich die eine Londons stolzeste Schönheit war, und die andere nur ein einfaches Mädchen von bescheidener Geburt.

Unter weiblichen Arbeiten, belehrender Lectüre, Musik und Ausflüge vergingen die Tage wie Stunden und Kitty erschien das Leben wie Märchenglanz.

„Wenn ich nur wüßte, ob Sie sich unterhalten, Genevra," sprach Miß Evesham, als sie am offenen Fenster den Briefträger erwarteten, der gemächlich die Straße entlang schritt, „vergleiche ich unser Stillleben mit den Vergnügen der Residenz, so mache ich mir Vorwürfe über die Anmaßung meiner Einladung."

„Bitte, bitte, Tantchen," lachte Genevra heiter, „haben sie doch öfters derlei Anfälle von Anmaßung, denn es gibt in der weiten Welt kein niedlicheres Plätzchen als Ihr Heim, kein liebenswürdigeres Wesen als Sie."

„Es ist ein eigenthümlich behagliches Gefühl, wenn Sie mich Tante nennen," bemerkte das alte Fräulein nachdenklich, „und es gab wohl eine Zeit, wo ich hoffte, Sie würden mich immer so heißen."

Genevra senkte erröthend die Augen und schwieg.

„Gibt es eine höhere Aufgabe für ein edles Weib," begann Tante Barbara nach kurzer Pause wieder, „als eine irrende Seele erbarmend vom Abgrund zu retten?"

Voll und ernst richtete sich Genevra's Augen auf die Sprecherin.

„Ich hielt es für Unrecht und Sünde," entgegnete sie fest, „wenn sich ein reines Weib aus des Lasters Pfuhl eine Stütze holen wollte."

„Wenn aber das Weib im Allgemeinen von jeder rohen Berührung fern gehalten wird, wenn man es von jedem Fehltritt schützt, sollte es nicht mehr Mitleid hegen mit dem Mann, der, umwogt von tausend Versuchungen, fest bleiben soll und ungebeugt. Was würde wohl aus den Meisten, wäre ihre Theorie richtig."

„Ich verlange keine positive Vollkommenheit," lächelte das junge Mädchen," sondern nur kein positives Laster, und das dürfte wohl nicht unerreichbar sein. Kein Hauch trübte je den Spiegel des Lebens meiner Mutter, kein Schatten verdächtigte den Charakter meines Vaters und es ist gut so, denn das Gegentheil würde mich tödten. Viele Freunde erwarte ich nicht, einige habe ich gefunden. Was ließe sich z. B. gegen Sie sagen, Tantchen und gegen Kitty? O zernichten Sie meine Ideale nicht, lassen Sie mich glauben, daß ich allüberall einen geferten Kreis finde, daß ich mich abwenden darf von allem Gemeinen und doch gleich einer Fürstin königliches Gefolge mich umgebe."

„Und da ist der Briefträger," rief Kitty fröhlich dazwischen, „und wir wollen uns nun gleich über unsere Schätze machen."

Einen Augenblick später brachte ein Diener auf silbernem Teller die eingelaufene Correspondenz. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Wien bezifferte sich die Anzahl der Selbstmorde im Jahre 1870 auf 433 Personen.

Stuttgart. Die Wittwe des Dichters (der Wacht am Rhein) Max Schneckenburger in Thalheim bei Tuttlingen hat von der Tiedge-Stiftung in Dresden auf Weihnachten 30 Ducaten erhalten.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 7. **Sonntag, den 15. Januar** **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

„Ach, da ist ein Brief von Cuthbert," rief Tante Barbara freudig. „Gott segne den Jungen, er vergißt mich bei all seiner Wildheit nicht. Und hier ist auch eine Epistel für Dich, Kitty, das ist ja wundernett."

Nachdem alle Briefe an ihre Adressen gelangt waren, setzte sich die geschäftige Dame und griff zunächst nach dem Schreiben aus Genf.

Kitty hatte sich in eine Fensternische zurückgezogen und riß hastig das ungewöhnlich große Couvert auf. Ein zusammengefaltetes Papier fiel zunächst heraus, es war eine Anweisung auf tausend Pfund. Entzückt schlug Kitty die Hände zusammen.

„O du liebenswürdigster aller Brüder," rief sie in seliger Freude, ohne an ihre Umgebung zu denken, „nun wird Mütterchen bald gesunden. Wie kann er aber so viel geben? wo in aller Welt hat er es her? Kindskopf, der ich bin, als ob das nicht Alles im Briefe stände."

Im nächsten Augenblick schrie sie schmerzlich auf, ließ das verhängnißvolle Blatt fallen, sank mit verhülltem Antlitz auf die Knie und schluchzte und weinte, als ob das Herz ihr brechen wolle.

„Armes, armes Kind, wie kann ich Dich trösten?" flüsterte Tante Barbara näher tretend, „bin ich doch selbst um so schmerzlicher berührt, als ich all meine Hoffnung bezüglich Cuthbert's Besserung auf Deines Bruders Einfluß setzte. Es ist sehr, sehr traurig und Cuthbert ist auch ganz trostlos darüber."

Schluchzend schmiegte sich Kitty an die treue Brust.

„O wie soll ich der Mutter die furchtbare Kunde bringen? Hugo war ihr Stolz ihre Freude. Wie war ich glücklich, als ich die Anweisung sah und was nützt uns jetzt alles Geld der Welt ohne Hugo?"

„Was ist geschehen?" fragte Genevra theilnehmend.

„Er ist todt — mein Bruder ist todt," entgegnete Kitty händeringend, „Gott erbarme sich mein! Mutter wird nun auch sterben und was soll dann aus mir werden? Ist's nicht bitterer Hohn, daß das lang ersehnte Geld jetzt kommt:"

So sprach sie wirr und unzusammenhängend, daß Miß Lloyd fragend auf Tante Barbara blickte.

„Ihr Bruder war Lord Cuthberts Secretair," erklärte diese, „und die Briefe bringen seine Todeskunde. Er verunglückte im Genfersee. Cuthbert selbst hat die Schweiz sofort verlassen und begibt sich, um den Verlust zu verschmerzen, nach Asien. Inzwischen empfiehlt er mir die Sorge für die Familie seines Secretairs, der auch sein vertrauter Freund war. Um sie vor Mangel zu schützen, hat er Mrs. Cartright den Gehalt des Sohnes als Pension ausgesetzt und tausend Pfund sofort gegeben. Sie sehen, er hat ein warmes, großes Herz."

Genevra faßte schmeichelnd Kitty's Hand,

„Lassen Sie mich Ihre Freundin sein, liebes Fräulein, und glauben Sie an meine herzinnige Theilnahme. Ihr Verlust geht mir sehr nahe und doch liegt eine Beruhigung in dem Gedanken, daß Ihr Bruder so gut und edel war."

„Sie sind sehr gütig, aber die Welt scheint mir nun trübe und farblos und wenn meine arme Mutter auch stürbe — —."

Und wieder brach Kitty in convulsivisches Weinen aus.

„Sie wird nicht sterben, liebes Kind," tröstete Tante Barbara, „sie wird die erforderliche Cur gebrauchen und gesunden. Selbst im Tode wurde Euch der Bruder noch zum Segen, denn diese Summe und die Pension sichert vor jedem Mangel. Und warum klagen und trauern Kitty, wenn der Tod nur der Uebergang ist zur Ruhe und Belohnung, wenn die reine Seele nun erhoben ist über Erdenleid und Gram?"

„O Miß Evesham, Sie sind ein wahrer Engel, o bitte, begleiten Sie mich zur Mutter."

„Ja mein Lämmchen, und sie wird das Herzeleid mit heiliger Ergebung tragen, wird Dir sagen, daß er nicht verloren, nur vorausgegangen."

„O bitte, gehen wir jetzt, ich habe keine Ruhe mehr, bevor es die Mutter weiß."

Miß Evesham ließ sofort einspannen. Genevra, die stolze, hochmüthige Erbin band liebkosend den Hut der Schwester des armen Secretairs und flüsterte innig:

„Ich werde Sie heimsuchen, sobald der erste Schmerz vorüber ist, denn Sie sind mir theuer geworden, und ich zähle Sie zu den wenigen Erwählten, an denen ich keinen Makel gefunden. Gott segne Sie, liebe Miß Cartright, Gott segne und tröste Sie!"

III.

Am Kreuzwege stand ein niedliches Gebäude. Das eine Ende desselben war zweifellos ein Laden, denn in dem breiten Schaufenster lockten Zucker, Kaffee und ein ungeheueres, mit Schnupftabak gefülltes Deckelglas.

Die Lage des Hauses war ziemlich pittoresk, obwohl die ganze Umgebung etwas Trübes hatte. Hinter den verkümmerten Bäumen lagerte sich auf der einen Seite den lieben langen Tag eine dunkle Wolke, veranlaßt durch den endlosen Rauch, der den weiten Kaminen von Merthyr Tydrill entqualmte, während auf der anderen eine düstere Hügelgruppe, gleich einer Reihe grimmer Krieger, das kleine Walliserdörfchen Brecknock bewachten.

Vor dem oben erwähnten weißen Häuschen befand sich ein Gärtchen, in dem man eben Wäsche trocknete und sich von Zeit zu Zeit ein zwischen Lachen und Jauchzen befindlicher Laut hörbar machte, der gelegentlich in leises Summe überging.

Eine Frau trat unter die Thüre, lauschte ein Weilchen und rief dann laut: „Mittikens! Mittikens! bist Du da?"

Keine Antwort. Das Summen dauerte fort. Die Frau seufzte.

„Es fehlt ihm, Gottlob, nichts, obgleich ich beim Erwachen solch unerklärliche Angst fühlte, als sei ihm irgend ein Unglück geschehen. Der Herr erbarme sich unser! Wie mich der Traum quält! und was er wohl bedeuten mag, denn umsonst schlief ich wohl nicht im Sessel ein und träumte diesen Traum."

Langsam und nachdenklich schritt sie den Gartenweg entlang und blieb endlich mit einem Ausdruck hingebender Zärtlichkeit und tiefen Mitleides stehen.

Das Bild, das sich ihrem Blicke bot, hatte für einen Fremden durchaus nichts Peinliches. An dem hügeligen Ufer eines kleinen Bächleins lag ein Jüngling, dessen jugendliche Schönheit sofort an die alten Mythen von Endymion und Narcissus erinnerte. Das Antlitz war zart und rosig, die Züge edel und schön wie die einer griechischen Statue. Reiches blondgelocktes Haar fiel in zierlichen Ringeln auf den breiten weißen Kragen. Lange dunkle Wimpern senkten sich auf die runde Wange und die kleinen Hände spielten nachlässig mit einem wilden Rosenzweig, während leiser summender Gesang die graziösen Bewegungen begleitete.

Trauriger und trauriger wurde das Antlitz der Frau, eine Wolke düsterer Schwermuth breitete sich langsam über dasselbe.

Plötzlich wandte der Junge das Haupt, um einem bunten Schmetterlinge nachzusehen und erblickte sie. Mit hellem, freudigem, aber geistlosem Lachen sprang er auf. Diese Augen,

so wunderbar schön in Form und Färbung und ach! so leer an Ausdruck, an der Seele Krone und Glorie, geistigem Bewußtsein, hefteten sich voll auf die freundliche Erscheinung.

„Mutter Nan, Mutter Nan!"

Sie streckte ihm, wie einem Kinde, die Hand entgegen, er sprang auf, erfaßte sie und preßte sie summend und schnurrend, wie ein vergnügtes Kätzchen, an die Brust.

„Mutter Nan ist gut — gut mit Mittikens. Sie gibt ihm Kuchen und Milch. Mittikens will jetzt Kuchen haben."

Die Veränderung, welche das kindische Geplauder in den klassisch schönen Zügen hervorrief, war schmerzlich anzusehen. Obgleich daran gewöhnt, sah Madame Mc. Neal es nie ohne Bewegung.

„Komm, Mittikens, Du sollst Kuchen haben," seufzte sie.

„Ja, Mittikens soll Kuchen haben," wiederholte er vergnügt und hüpfte ihr nach in das hübsche Stübchen, das durch eine Glasthüre mit dem Laden verbunden war.

Des Zimmers Einrichtung war einfach und zierlich und verrieth auf den ersten Blick, daß man keine Kosten scheute, um das Leben des unglücklichen Jünglings zu schmücken. Dem Sopha gegenüber, befand sich eine Zimmerorgel, zu der er zuerst eilte und laut über die eigenthümlichen Töne jubelte, welche er ihr entlockte. In der Ecke stand ein Wiegenpferd, das sichtlich für ihn gefertigt worden, weil dessen Dimensionen für jeden Knaben zu groß gewesen wären. Unter einem Tische stand ein Korb mit bunten Gummibällen aller Größen. Madame Mc. Neal servirte Milch und Kuchen für Mittikens. auf feinem Porzellan, stellte es sorgfältig auf den kleinen Ovaltisch und gab ihm den schweren Löffel, auf dessen Stiel ein Wappen prangte, in die Hand.

„Nun, die Dinge sind den Verhältnissen wenigstens so viel als möglich angepaßt," flüsterte sie, „Geist und Seele sind nicht, gleich dem Körper, aus adeligem Blute entsprossen, sie kann nur der Herr geben, was aber nutzt des Körpers Schönheit, wenn dessen Krone fehlt?"

Mittikens aß sein Frühstück und achtete sorgsam darauf, mit keinem Tröpfchen die schönen Kleider zu verderben. Nachdem er fertig war, brachte ihn Madame Mc. Neal einen silbernen Becher mit Wasser, den er sofort begierig erfaßte. Es war zweifellos das Ueberbleibsel eines kostbaren Services und zeigte in erhabener Arbeit das gleiche Wappen, das sich auf dem Löffel befand.

Mittikens betrachtete die kunstvolle Schale mit sichtlicher Freude.

„Hübsch, hübsch," lachte er, „Mutter, Nan sagt, es sei hübsch."

„Armer Junge," murmelte die Matrone, „Du kümmerst Dich wohl wenig genug um den alten Familienglanz. Du weißt nicht, wie man Dir mitspielte und doch, was liegt daran, ist doch Alles hienieden nur Eitelkeit."

Mittikens stellte den Becher auf den Tisch, suchte unter seinen Spielsachen einen bunten Kreisel und sprang mit dem Jubel eines fünfjährigen Kindes hinaus, sein Windmühlchen tanzen zu lassen.

Madame Mc. Neal blickte ihm erst nach und setzte sich dann gedankenvoll in ihren Lehnsessel. „Möcht' wissen, was mich so schwer drückt," sprach sie nach kurzer Pause, „'s ist doch nichts anders geworden, als es seit zwanzig Jahren war, warum ist mir's denn zu Muthe, als ob irgendwo ein großes Unglück geschehe? Ich kann ja gewiß nichts dafür. Warum entsetzt mich denn auf einmal der Gedanke, daß ich das einzig lebende Wesen in der weiten, weiten Welt bin, das um die Geschichte weiß? Sie ist in ihrem kostbaren Sarge längst zu Asche zerfallen, die alte Amme Morna ist schon fünfzig Jahre todt, Mylord schläft ebenfalls den langen Schlaf, und so bleiben nur Mittikens und ich übrig und er, der nichts davon ahnt, daß ein altes Weib da draußen unter den Walliser Hügeln sein Geschick in Händen hält. Man sagt schlimme Dinge von ihm, aber was kümmerts mich, mein Geheimniß ists ja nicht. Und doch quält mich der häßliche Traum und schwebt mir wie in einem Rahmen vor. Ein hohes, schlankes in einen braunen Mantel gehülltes Weib kam die Straße von Brecon entlang, blieb am Kreuzwege stehen, blickte um sich, legte sinnend die Hand an die Stirne und pochte dann an meine Thüre, Sie pochte zwei, dreimal und trat endlich ein. In diesem Zimmer fand sie Mittikens mit thränennassen Augen auf dem Boden schlafend, und mich

hier im Sessel — todt. O ich kann den Traum nicht vergessen, denn ich hatte nie im Leben ein solch klares Gesicht und glaubte fest, daß es mir nicht zwecklos gesandt wurde. Wenn Mylord und Mylady aus jener unbekannten Welt gekommen wären, mir im Schlafe zuzuflüstern, was Geister dem sterblichen Fleische nicht sagen können?"

Sie sprang auf und schritt mit verschränkten Armen auf und ab.

„Weh mir, daß ich allein um das selige Geheimniß wissen muß. Der Pastor sagt, der rechte Weg sei stets klar und leicht zu erkennen, mir kommt es nicht so vor. Und wenn mein Traum sich erfüllte, was sollte aus Mittikens werden? Wer wüßte, daß alles Geld beim Banquier sein eigen ist, daß ich es nur für sein Wohl verbrauchen darf? Und wenn er endlich einginge ins ewige Heim, wer wüßte, wo die armen Gebeine zu ruhen haben? O mein Gott, mein Gott! wenn ich nur über all das sprechen dürfte und um Rath fragen."

„Am Besten ist's wohl," fuhr sie nach einigem Nachdenken fort, „wenn ich noch heute in die Stadt fahre und mein Testament mache. Ich werde Häuschen, Gärtchen und Laden der Person vermachen, die mich zuerst todt findet, das Vermächtniß aber an treue Sorgfalt für Mittikens knüpfen. Und mein Geheimniß werde ich aufschreiben und es sammt einer Schenkungsurkunde meines Jahrgehaltes versiegelt dem Gerichte übergeben, damit es der Person ausgeliefert werde, die sich als Erbe oder Erbin legitimirt. Mehr kann ich nicht thun und damit will ich dem Herrn vertrauen, daß er die rechte Person zur rechten Zeit scheint. Ja, so wird's am besten sein. Dorothea mag auf Mittikens achten und der Farmer mich in die Stadt fahren, damit ich noch heute Alles besorge."

Kaum eine Stunde später war Dorothea, in rothbackiges Bauernmädchen, aus Leibeskräften damit beschäftigt, für Mittikens glitzernde Seifenblasen zu machen, und die Matrone fuhr in des Nachbars offenem Wägelchen nach Brecon.

Auf der pittoresken Promenade am Ufer des Usk rollten mehrere Equipagen langsam dahin, auf daß deren Besitzer den reizenden Anblick der Gebirgslandschaft und die reine Luft genießen möchten. Gleichgültig überflogen Madame Mc. Neals Blicke die glänzenden Carrossen, auf einmal aber fuhr sie zusammen und beugte sich mit funkelnden Augen weit vor. Nanny Mc. Neal achtete nicht darauf, daß die Equipage prachtvoller war, als Brecon je eine gesehen, daß die Pferde edelster Race, daß die Livrée Sammt und Gold zeigte — nein, sie sah nur das Antlitz der Dame, die in dem luxuriösen Wagen hoch und stolz und schön wie eine Fürstin saß. Von einfachem braunem Gewande aber zeigte sich keine Spur; ein reiches Seidenkleid, ein feines Hütchen mit weißen Federn, ein kostbarer indischer Shawl vollendete die elegante Toilette.

Dennoch befahl Nanny Mc. Neal ihrem Kutscher, zu halten.

„Ich muß mit jener Dame sprechen," sagte sie, „sie mag mich für verrückt halten, aber ich muß sie sprechen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „Kreuzztg." schreibt: Mißverständnisse ergeben sich sehr häufig in Frankreich unter den deutschen Kriegern, die nicht genau mit der französischen Sprache vertraut sind. Ein Beispiel: Einem Offizier sollen Blutegel gesetzt werden; der Arzt geht in die Apotheke, um sie zu requiriren, weiß aber nicht, wie „Blutegel" heißt. „Monsieur", sagt er zum Apotheker, „n'avez-vous pas des — des — je ne sais pss comment dire -- des petites bêtes noires, qui tirent le sang?" „Ah Monsieur," sagt nach einigem Besinnen höchst erstaunt der Apotheker, — „vous demandez des puces?" (Flöhe.) Die Geschichte wurde ruchbar und der arme Doktor wider seinen Willen berühmt. (Daß ein Saarbrücker, der während der letzten Pariser Ausstellung von Leibschneiden heimgesucht war, in eine Apotheke ging und (poivre-monnaie-eau-de-vie (es soll heißen Pfeffermünzbranntwein) verlangte, ist auch als ein solches Mißverständniß anzusehen.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 8. **Dienstag, den 17. Januar** **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Dmbs.)

(Fortsetzung.)

Langsam fuhr der Landmann vor und hielt mit dem offenen Wägelchen gerade vor der eleganten Carrosse, deren Kutscher starr war vor Aerger und Erstaunen, während der Bediente sich mit Mühe des Lachens enthielt. Die Matrone achtete es nicht. Mit bittender Geberde brachte sie die Equipage zum völligen Stillstand, stieg ab und näherte sich der fremden Dame.

„Entschuldigen Sie, ich möchte nicht zudringlich sein und doch muß ich Sie sprechen und Ihren Namen wissen, denn ich träumte heute Nacht so klar von Ihnen, daß ich Sie jetzt sofort erkannte."

Treuherzige Wahrheit lag in den einfachen Worten und gemüthvollen, ehrlichen Zügen der Matrone und verfehlte ihren Einfluß auf die Dame nicht.

„Mein Name ist Genevra Lloyd," entgegnete sie milde, „kann ich Ihnen irgendwie dienen?"

Nanny Mc. Neal betrachtete sie erstaunt und schüttelte leise das Haupt.

„Lloyd — Lloyd," den Namen kenne ich nicht, und doch war es Ihr Gesicht. Bitte, lassen Sie mich es noch einmal betrachten."

Langsam und forschend irrten die glänzenden Augen der Walliserin über das reizende Antlitz.

Die Dienerschaft wunderte sich im Stillen über die Geduld der stolzen Gebieterin.

„Es steckt viel Gutes unter dem Stolze," flüsterte die Alte, „hinter der breiten Stirne wohnt eine edle Seele, die sich mit keiner unwürdigen That beflecken wird."

Genevra erglühte vor Freude. Keiner Huldigung zarteste Worte hatten je sie so entzückt.

„Sie träumten von mir? Was träumten Sie denn?"

Sonderbarer Weise durchzuckte sie nicht ein Mal der Gedanke, die Fremde wolle sie betrügen und reize ihre Neugierde in selbstischer Absicht.

„Ich träumte, Sie seien gekommen mein Werk zu vollenden. Gott segne Sie, wenn Sie es thun."

„Ihr Werk?" fragte Miß Lloyd und lehnte sich unwillkührlich in die Kissen zurück, als fürchte sie, die alte Frau rede irre.

„Ja, ja. Mir ist die Sache so räthselhaft wie Ihnen. Aber hören Sie auf meine Worte, Fräulein, wenn je — so unmöglich das jetzt auch scheint — Unglück, Kummer, Verlust oder großes Weh über Sie kommen sollte, so begeben Sie sich hierher und weiter oben am Kreuzweg zwischen Brecknock und Glasmorgan finden Sie das Häuschen der Frau Nanny Mc. Neal, dort erwartet Sie ein stilles bescheidenes, aber gesichertes Heim, ein kleines Vermögen und solch heilige Arbeit, daß selbst Ihre große Seele sie nicht zu verschmähen braucht."

Die Züge der Matrone zeigten feierlichen Ernst, ihre Stimme klang wie ein Orakel.

Genevra Lloyd betrachtete sie erstaunt.

„Sie versprechen all das einer Fremden!" fragte sie und fügte mit leisem, ungläubigen Lächeln, ob der scheinbaren Unmöglichkeit solcher Ereignisse bei, „so auffallend all das klingt, ich verspreche, zu Ihnen zu kommen, wenn die von Ihnen berührten Bedingungen je eintreten und hoffe, Sie werden mich dann willkommen heißen."

Nanny Mc. Neal schüttelte langsam das Haupt.

„Sie müssen kommen," sprach sie ernst, „aber wenn mein Traum wahr ist, werden meine Lippen dann starr und stumm sein. Nehmen Sie jetzt schon meinen Segen und mein Vermächtniß, seien Sie liebevoll gegen den Unglücklichen und suchen Sie in der Stunde großer Noth fleißig nach verborgener Hülfe."

Mit diesen Worten zog sie den schwarzen Schleier über das Gesicht, verneigte sich achtungsvoll und kehrte zu ihrem Wägelchen zurück, auf dem John mit offenem Munde saß.

Gehorsam der gebieterischen Geberde, fuhr er, nachdem die Matrone eingestiegen, sofort ab und sie blickte nicht zurück nach der eleganten Carrosse, die nun ebenfalls ihren Weg fortsetzte.

IV.

Lyle Hall war in einem Fieber der Erwartung. Nach zweijährigem Aufenthalt in der weiten, fernen Welt kehrt der Herr und Gebieter in die Heimath zurück. Von Zeit zu Zeit waren Briefe an den Rechtsanwalt oder Hausmeister gekommen, sie waren in Sanct Petersburg, Constantinopel, Smyrna u. s. w. aufgegeben, ertheilten gemessene Befehle bezüglich aller Geschäftsverhältnisse und verlangten eingehende Berichte. Auf solche Art wurden verschiedene Verbesserungen eingeführt, die Revenüen verdoppelten sich, die alte nachlässige und nicht selten ungetreue Gutsverwaltung hörte auf, ohne daß man sagen konnte, wann und wie, und Alle fühlten, daß des Herrn Auge ihrem Thun und Lassen folge, auch wenn er in fernen Welttheilen weilte.

Der Tag seiner Ankunft war folglich für den ganzen Haushalt wichtig, und als der Schnellzug auf der Station Lyle einfuhr, pochten viele Herzen. Hundert neugierige Augen verfolgten die hohe Gestalt, als Lord Cuthbert, gefolgt von dem fremden Kammerdiener, aus dem Waggon stieg und hundert Stimmen begrüßten ihn jubelnd.

Er wandte sich schnell nach der versammelten Menge und als er, freundlich nach rechts und links grüßend, zum Wagen schritt, sahen Alle das feingeschnittene, von des Südens Sonne gebräunte Gesicht, die blauen Augen, das reiche lockige Haar. Vielleicht hätte ein scharfer Beobachter das Lächeln gezwungen genannt und behauptet, Lord Cuthbert habe häufig die Farbe gewechselt, die Anwesenden aber bemerkten es nicht, sie waren selbst zu aufgeregt.

Neben der bekränzten Equipage saß Sir Charles Worth hoch zu Roß und verbarg keineswegs sein lebhaftes Interesse an der Scene. Lord Cuthbert aber schien ihn nicht zu bemerken und wollte nach flüchtiger Rundschau einsteigen.

Luke Merton, der Hausmeister, war im Schlosse geblieben, um dort den Empfang zu ordnen, James Watson, der neue Rentmeister, den Lord Cuthbert noch nicht kannte, war in Folge telegraphischer Weisung am Bahnhof erschienen und trat nun unter erfurchtsvoller Begrüßung vor.

„Watson?" fragte der Schloßherr.

„Euer Gnaden zu dienen," entgegnete dieser und fügte dann leise und zögernd bei, „Sir Charles — Euer Gnaden sehen nicht, daß Sir Charles Worth wartet."

Lord Cuthbert wandte sich schnell, begriff sofort die Identität des stattlichen Reiters und eilte ihm herzlich entgegen.

„Vergebung, Sir Charles, ich habe Sie wirklich nicht gesehen. Es ist sehr, sehr lieb von Ihnen, daß Sie mir so freundlich entgegenkommen."

Sir Charles drückte ihm warm die Hand und rief vergnügt: „Willkommen mein Junge, Du bist ja wahrhaftig inzwischen ein Mann geworden, dessen man sich nicht zu schämen braucht. Da sollte man ja alle wilde Jungen gen Osten schicken, wenn sie so heimkehren. Du bist der Alte und doch nicht der Alte, wie kommt das wohl?"

„Hoffentlich haben Sie sich sonst in keiner

Weise über mich zu beklagen," entgegnete Lord Lyle mit etwas unsicherer Stimme, „Sie begleiten mich selbstverständlich nach Lyle Hall?"

„Heute nicht, aber ich komme nächstens mit Frau und Töchtern. Heute will ich Dich nicht stören, aber ich freue mich der Ueberzeugung, daß Du nun fähig und würdig bist, als Gebieter aufzutreten."

„Danke, danke, Sir Charles. Möchte doch Jedermann den früheren Lord Cuthbert als todt und vergessen betrachten und vergangene Thorheiten nicht anrechnen. Ich bin ein anderer Mann, das versichere ich Sie."

„Will's glauben lieber Junge, die Tage der Wildheit sind vorüber, das sieht man, wenn man Dir nun in's Auge schaut — ist doch Dein ganzer Gesichtsausdruck verändert. Nein, nein, Cuthbert, Niemand trägt Dir vergangene Dinge nach, sondern man wird Dich nach Deinem künftigen Betragen beurtheilen und erwartet hübsch viel von Dir. Guten Morgen, Cuthbert. Und ihr, liebe Leute, begrüßt Lord Lyle noch einmal, bevor ich gehe. Ein dreifach Hurrah zu Ehren der glücklichen Rückkehr!"

„Hurrah! hurrah! hurrah!"

Der jubelnde Willkomm kam von Herzen und die Gegend ertönte von dem Echo.

Sir Charles galloppirte fort und Lord Cuthbert stieg in den Wagen, dem sich die ganze Versammlung anschloß. Als die grauen Thürme von Lyle Hall in Sicht kamen, erklang fröhliches Glockengeläute. Ein Triumphbogen prangte am Parkthore und selbst die antike Schloßpforte verhüllte sich halb unter Epheugewinden und Blumen. Bleich und sichtlich bewegt, grüßte Lord Cuthbert nach allen Seiten und bot Luke Merton die kalte Hand, als dieser hastig eine formelle Begrüßung stammelte.

„Er denkt eben der alten Zeit," bemerkte Luke, als er in's Bedientenzimmer trat, „ich sah ganz deutlich, daß es ihn drückte. Habt ihr denn nicht bemerkt, wie er mit der neuen Dienerschaft viel ungezwungener verkehrte? War's doch, als fühlte er sich beschämt und gedemüthigt, als wolle er mir abbitten. O du meine Güte! als ob wir keck und undankbar genug wären, ihm vergangene Dinge groß anzurechnen."

Mrs. Erne, die Haushälterin, war über den jungen Gebieter entzückt.

„Ich sage Euch, er ist prächtig. So gut und freundlich und doch so würdevoll. Wie kann man all das Zeug glauben, das man von ihm sagt. Er sieht übrigens noch hübscher aus als in seiner Kindheit."

„Ja," entgegnete Luke, „und doch ist sein Haar nicht mehr so golden, seine Augen nicht mehr so blau und die Hautfarbe viel dunkler. Auch sein Benehmen ist bei Weitem nicht mehr so ungezwungen, aber zwei Jahre im Ausland und durchgreifende, innere Aenderung können wohl noch größere Wunder bewirken."

„Nun, ich hätte ihn überall erkannt," bemerkte William Blake, ein alter Jäger, der sich auch eingefunden hatte, möcht wissen, ob er sich noch erinnert, daß ich ihm die erste Büchse behandeln lehrte?"

„Er vergißt nicht so leicht," antwortete Luke „aber vielleicht ist's besser, wenn man nicht über alte Zeiten mit ihm spricht. Mir kommt er eigentlich vor wie ein neuer Charakter, und wer weiß, ob er nicht entsprechend behandelt sein will."

Während die Domestiken sich so unterhielten, stand Lord Lyle vor dem Gemälde des letzten Lord.

Während der fremde Kammerdiener auspackte, hatte sich der junge Gebieter in die Halle begeben, von wo aus offene Thüren in verschiedene Gemächer führten. Er näherte sich der Gemäldegallerie, trat wieder zurück und schritt erst nach momentaner Zögerung mit einem Ausdrucke, der zu sagen schien, er fühle sich nun stark genug, über die Schwelle.

Die Portraite waren alle mit den Namen der Originale versehen und Lord Cuthbert las die Reihenfolge der vergoldeten Schildchen.

Selbst ein Mann ohne jedwede Eitelkeit und Selbstliebe wäre wohl gern vor dem eigenenen Bilde stehen geblieben; der Gebieter von Lyle Hall aber schritt hastig an dem Portraite des Jünglings, dessen Hand leicht auf der Mähne eines prächtigen Braunen ruhte, vorüber und blickte mit fast ängstlicher Scheu auf die Gemälde der Eltern, welche, unberührt von seinem Kommen, in den war

mornen Sarkophagen der Ahnengruft schlummerten.

Von der Gemäldegallerie begab sich Lord Cuthbert in den Speisesaal, wo ein festliches Mahl seiner harrte.

Er saß allein an der prächtigen Tafel und versuchte zu essen, aber Luke, der hinter des Gebieters Sessel stand, sah wohl, daß er nur mit den Speisen tändelte.

„Wie schade, daß Sir Charles nicht hier ist," sprach Lord Lyle freundlich zu Luke, „ich sehe schon, daß ich nicht in Verlegenheit gerathen werde, wenn ich Gäste zu mir bitte."

„Danke, Euer Gnaden. Wir werden uns sicher Alle bemühen, Sie zufrieden zu stellen, wenn es Ihnen beliebt, auch ferner über unsere Dienste zu verfügen; Darf ich Sherry oder Claret anbieten?"

Der alte treue Diener fragte befangen, denn er wußte, was das erste Glas in der alten Zeit zu bedeuten hatte.

„Mir einerlei," sprach Lord Cuthbert zerstreut, und als er den verwunderten Ausdruck in Lukes Auge sah, fügte er hastig bei, „fürchte nichts für mich, alter Junge. Ich will lieber gar keinen Wein trinken. Merke Dir ein für alle Mal, daß die Vergangenheit vergangen ist, — todt, weißt Du," bei diesen Worten schien leiser Schauer ihn zu durchbeben, „und wir fangen heute ein neues Leben an. Sage der ganzen Dienerschaft, daß ich dankbar wäre, wenn mich Niemand an alte Gewohnheiten erinnerte. Verstehst Du mich?"

Luke verneigte sich beinahe bis zur Erde. „Ich werde dafür sorgen, Euer Gnaden."

Wenige Minuten später begab sich der Schloßherr in die Bibliothek, wo der Rentmeister, behufs Inspection, seiner harrte. Länger als eine Stunde hörte Lord Lyle auf den Vortrag des Beamten über den allgemeinen Stand der Gutsverwaltung; er sprach wenig, so es aber geschah, waren die Bemerkungen treffend. Dennoch schien er sich erleichtert zu fühlen, als er den Rentmeister mit dem Ausdruck voller Zufriedenheit entließ. Noch ein halbes Dutzend anderer Bediensteter wartete in ähnlichen Angelegenheiten, der junge Gebieter ließ geduldig alle Rapporte über sich ergehen und begleitete einen der Männer selbst durch das Gut, um die neuen Verbesserungen in Augenschein zu nehmen. Als er die Stallungen betrat, überflog sein Auge die lange Reihe edler Pferde.

„Euer Gnaden suchen Hector," bemerkte der Stallmeister, „er steht dort, hinter dem Grauschimmel."

Lord Cuthbert schritt den Gang entlang und betrachtete mit lebhaftem Interesse den prachtvollen Braunen, der beim Ton seiner Stimme ungeduldig wieherte.

„Mir scheint, er kennt Euer Gnaden, der Schelm hatte nicht genug Beschäftigung, sein Müthchen zu kühlen, da ich aber wußte, daß Euer Gnaden ihn lieb hatten, hielt ich ihn stets in gutem Stand."

„Man möchte glauben, das Geschöpf habe menschlichen Verstand," bemerkte Lord Lyle zurücktretend, „sattle ihn, ich will noch ein Stündchen reiten."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Kohlengrubenbrand seit 100 Jahren.) — Eines der merkwürdigsten Phänomen zeigt sich in einer Kohlenzeche unweit Rotherham. Diese Zeche gerieth vor 100 Jahren in Brand und alle damaligen und seitherigen Anstrengungen der Bergleute, des Feuers Herr zu werden, sind erfolglos geblieben. Vor Kurzem erlangte man die Gewißheit, daß die Flammen sich dem Boden des Schafts näherten und man entschloß sich, wenn thunlich, deren mögliche Ausdehnung auf die übrigen Gruben Einhalt zu thun. Auf den Vorschlag eines Bergwerkskundigen hat man jetzt eine 1000 Ellen lange und 9 Zoll bis 5 Fuß dicke Mauer zur Absperrung des Feuers gebaut. In Distancen von 30 bis 50 Ellen angebrachte und sicher verschlossene Metall Röhren gestatten, wenn geöffnet, den Stand des Feuers auf der anderen Seite der Mauer zu ermitteln. Die Hitze dieses Feuers ist so intensiv, daß die Besitzer der oberhalb der Zeche liegenden Gärten jährlich 2 bis 3 Ernten halten.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 9. **Donnerstag, den 19. Januar** **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

Es dunkelte bereits, als man Hector vorführte, und Lord Cuthbert mit dem ersten Schein der alten Lebhaftigkeit, wie Luke sich ausdrückte, die Stufen hinabsprang.

„Lord Cuthbert reitet nicht mehr so gut wie früher," bemerkte der Stallmeister, aber zwei Jahre ohne Uebung machen natürlich viel aus."

Der junge Gutsherr ritt inzwischen die Allee entlang und hinaus auf die offene Landstraße. Als er sich endlich allein und unbewacht fühlte, senfzte er tief und reckte die Hand in die Höhe. Die Selbstbeherrschung eines ganzen Tages, die eiserne Willenskraft, die Bewachung jeder Muskel, jeder Stimmung schien in der einfachen Geberde sich zu entladen. Wie ein Gefangener sehnend das helle warme Sonnenlicht einsaugt, schlürfte er gierig des Abends Kühle und Dunkelheit.

Nach kurzer Ueberlegung flüsterte er: „Fort Hector, Du sollst mich noch über eine Meile weit tragen."

Die Meile endete in einem friedlichen Dörfchen, wo unter einer großen Ulme das Wirthshausschild zum goldnen Bären im Mondlicht glänzte, Lord Cuthberts Auge aber wandte sich weiter nach rechts, nach einem hübschen Häuschen, das wie versteckt hinter einer Tannengruppe ruhte.

War es eine Thräne, was in Lord Cuthberts Auge funkelte?

Er ritt in den Hof des Gasthauses, übergab sein Pferd der Sorge des Hausknechtes und eilte die Straße hinab.

Angelangt bei dem niedlichen Häuschen trat er jedoch nicht ein, sondern schwang sich leicht über das Eisengitter des Gärtchens und haschte über die Gartenbeete nach der anderen Seite der bescheidenen Wohnung. Hinter einer Gaisblattlaube blieb er stehen und verschlang mit gierigem Blicke das sich ihm durch die erleuchteten Fenster bietende Bild.

Er sah ein einfaches, behagliches Zimmer; Hängelampen, Blumenkörbchen, hübsche Bilder und niedliche Bücherständer schmückten das zierliche Heim. All das aber beachtete Lord Cuthbert nur insoferne, als es ihn überzeugte, daß in diesem Hause kein Mangel herrsche. Die kleine Gruppe am Ovaltische aber fesselte seine ganze Aufmerksamkeit.

In einem Fauteuil saß eine in schwarze Seide gekleidete Frau und strickte. Sie hatte des Lebens Sonnenhöhe bereits überschritten, ihre Züge aber waren still und friedlich wie die eines Kindes geblieben. Als sie sich erhob und vom nächsten Tische ein Arbeitskörbchen holte, preßte der ungesehene Beobachter entzückt die Hand auf das lautpochende Herz und flüsterte jubelnd: „Sie geht — sie kann wirklich wieder gehen! Soll ich jetzt noch zweifeln und zagen?" Wie eingewurzelt hingen seine Augen an der ehrwürdigen Gestalt. Die breite Brust arbeitete heftig, die bebende Hand erfaßte immer fester das schwache Gitterwerk der Laube. Alle Leidenschaft, alle Kraft seines

Wesens concentrirte sich in dem sehnenden Blicke.

Zwei andere Gestalten traten vor. Kitty Cartright mit dem von goldbraunen Locken umwallten Engelsköpfchen und den blitzenden schuldlosen Augen war lieblich und reizend genug, wer aber war die fremde Dame? Lord Cuthbert hatte nie im Leben solch wunderbare Schönheit, solch königliche Würde gesehen. Wie kam sie, die in ihrem ganzen Wesen den Stempel vornehmer Abkunft trug, in solch vertraute Beziehungen zu der Familie des verunglückten Secretairs?

Eine Equipage rollte die Straße entlang und hielt vor dem Hause. Lord Cuthbert bewegte sich nicht. Er athmete kaum, als die schöne Fremde lächelnd vor Mrs. Cartright kniete und den Gutenachtkuß der frommen Matrone erbat. Die beiden Mädchen umarmten sich innig, und dann begleitete Kitty die Freundin zum Wagen.

„Jetzt weißt Du's, Kitty, ich werde Dich zu meiner kleinen Gesellschaft holen lassen, Komme nur nicht wieder mit Deinen kindischen Scrupeln, ich will Dich haben, das genügt. Verdirb mir die Freude nicht."

„Wie groß und edel," dachte der Lauscher an der Gaisblattlaube, „so müßte das Wesen sein, das gleich einer Königin in meinem Herzen herrschen sollte."

„Dir zu lieb ertrage ich viel," entgegnete Kitty, „und wenn Du darauf bestehst, werde ich kommen, obwohl ich im Geiste das Achselzucken Deiner vornehmen Freunde schon sehe. Man sagt, Du wähleste Deinen Umgang mit kritischem Auge, warum willst Du ein Gänseblümchen unter Camelien bringen? Mich wundert's nicht, wenn die feine Gesellschaft die Nase rümpft."

„Sei nicht ungerecht Kitty," entgegnete Genevra Lloyd, „ich bestehe auf Deiner Gegenwart, weil Dein Charakter mein Ideal personificirt. Die Wahl meines Umganges bedingt sich nicht durch Gold und Stellung, sondern durch inneren Werth. Ich bin stolz auf meines Vaters Namen, weil er rein und hoch in der Welt steht, kein Hauch ihn trüben darf. Nur der Charakter beeinflußt meine Handlungen. Ich will edle Naturen um mich haben und verachte alles Gemeine. Doch wir wollen die alte Fehde nicht hier in der Abendluft fortspinnen. Du bist mein liebes, gutes Käthchen und kommst zu meiner Gesellschaft. Gute Nacht, lieb Herz."

„Gute Nacht."

Kitty kehrte in's Haus zurück und setzte sich zu der Mutter Füßen. Sie schienen sich ernst zu besprechen, denn bald funkelten Thränen in den Augen des jungen Mädchens und die Blicke der Matrone hoben sich innig zu einem von Epheu umrankten Gemälde, das Lord Cuthbert bisher nicht bemerkt hatte.

Es war das Bild eines jungen, hübschen Mannes, des Mannes, der so voll edler Hoffnungen und Vorsätze Lord Cuthbert auf den Continent begleitet hatte.

Lord Lyles bleiches Antlitz hob sich himmelwärts, dort oben aber blieb Alles stumm und still, keine Antwort, kein Trost erfolgte. Seufzend breitete er, wie segend, die Arme nach den erleuchteten Fenstern, glitt leise aus dem Garten und eilte nach dem Gasthofe zurück. Ein glänzendes Silberstück lohnte die Mühe des erstaunten Hausknechtes, und dann verschwanden Roß und Reiter in der Richtung nach Lyle Hall.

V.

„Und nun, liebes Weibchen," begann Sir Charles Worth lächelnd, „erwarte ich, daß Du all unseren Bekannten begreiflich machst, wie sehr wir uns über Lord Cuthberts Aenderung freuen. Frauen verstehen derlei Dinge am besten einzufädeln, und hat erst eine Familie Lyle Hall besucht, so haben wir gewonnenes Spiel."

Lady Worth spielte mit dem Theelöffelchen und betrachtete sinnend den dampfenden Kessel.

„Ich kann Dir kaum sagen, wie sehr ich mich über Deine Nachrichten freue, Charles, obgleich solche Aenderung an's Wunderbare streift. War doch seiner Zeit die ganze Gesellschaft, selbst jener Theil, der viele Sünden vergibt, über des jungen Mannes Benehmen empört, aber wenn, wie Du sagst, erst die eine oder andere Familie die Sinnesänderung anerkennt und die Vergangenheit ignorirt, hat all das nichts zu sagen. Wir besuchen ihn natürlich sofort und nehmen Blanche und He-

lene mit, was jedenfalls ein Vertrauensvotum ist. Sagtest Du, er sei so hübsch wie früher?" fügte die Dame mit leiser Unruhe bei.

„Versteht sich, hübscher denn je. Ich kann mich nicht so recht ausdrücken, aber wenn Du in der Kunstausstellung die Statuen von Bachus und Apollo betrachtest, bist Du keinen Augenblick im Zweifel, welches die edlere Schönheit ist, und gerade so ist es mit dem Lord Cuthbert von ehedem und heute. Ich vertraue ihm nun unbedingt, und hat man ihn erst gesehen, so werden es Alle thun. Das Sichfernehalten aber dürfte verletzen."

„Nun, dem kann geholfen werden. Ist doch demnächst Lady Woodlawns Picnic. Der Plan des Festes ist so originell, daß Jedermann erscheinen wird, der eine Einladungskarte erobern kann. Das ist die beste Gelegenheit zu allgemeiner Vorstellung. Sobald ich Cuthbert gesehen habe, fahre ich zu Lady Woodlawn und theile ihr unsere Wünsche und Gründe mit. Lord Henry wird dann in Lyle Hall Besuch abstatten und Cuthbert wird es wohl verstehen, sich beliebt zu machen."

„Der Plan ist prächtig. Dacht ich's doch gleich, Du werdest einen Ausweg finden. Blanche und Helene aber müssen ebenfalls das Ihre beitragen, um dem Jungen freundliche Aufnahme zu sichern, denn ich fühle mich, ehrlich gestanden, etwas beengt, weil Cuthbert sich, sobald er meiner Leitung entkam, so entschieden zu seinem Vortheil änderte. Meine Behandlung muß demnach nicht die richtige gewesen sein. Zudem versprach ich seinem Vater, mich des Knaben anzunehmen, und wir müssen uns bestreben, ihm gebührende Stellung zu verschaffen."

„Wenn nur Genevra Lloyd seine Partei ergriffe," bemerkte Lady Worth, „dann wäre am Erfolg nicht zu zweifeln."

„Nun, wir wollen sie bestürmen einmal liebenswürdig zu sein, wenn das überhaupt möglich ist. Diesen Nachmittag fahren wir nach Lyle Hall, dann kannst Du Alles nach Belieben handhaben."

Blanche und Helene, zwei hübsche liebe Mädchen, waren voll Neugierde, den Gebieter von Lyle Hall zu sehen. Als Lord Cuthbert den Salon, in welchem seine Besuche ihn erwarteten, betrat, machten sie große Augen und musterten ihn so viel als möglich, während Sir Charles dem ehemaligen Mündel warm die Hand schüttelte und Lady Worth vorstellte.

„Ist er nicht reizend?" flüsterte Blanche hinter ihrem Fächer, worauf Helene warnend das Haupt schüttelte, mit den Augen aber der Schwester Ansicht bestätigte.

„Und da sind die Mädchen, Cuthbert," rief Sir Charles freundlich, „ich muß sie Dir wohl auch vorstellen, denn der Uebergang vom Schulmädchen zur jungen Dame ist ungefähr gleich bedeutend mit dem von Puppe zum Schmetterling. Das ist Blanche und das ist Helene; sie werden Dich schnell genug mit dem jungen Volk bekannt machen."

Cuthbert Lyle setzte sich zu seinen Gästen und war bald in lebhafte Unterhaltung vertieft. Anfangs zeigte sich eine gewisse Scheu, die aber bald verschwand, und die herzliche Weise, mit der er bat, alle Ceremonien sofort bei Seite zu setzen und ein kleines Gabelfrühstück zu nehmen, gewann ihm vollends die Herzen.

Nachdem die Bitte gewährt war, ließ Lord Cuthbert den Koffer bringen, in welchem sich die auf den weiten Reisen gesammelten Merkwürdigkeiten befanden und erzählte in fesselnder Weise gar Mancherlei über die verschiedenen Gegenstände. Das eine Andenken stammte von einer Caravane in der großen Wüste, das andere von einem wegbeturbanten Schiffer des heiligen Ganges. Dieses war aus einem Lager zu Damaskus, jenes aus dem Lager eines ägyptischen Händlers, der beinahe eben so eingerunzelt und ledern aussah, wie seine Mumien.

„Wie hübsch Sie erzählen können," rief Blanche vergnügt, „habe ich doch Tag meines Lebens Niemand getroffen, der Reiseerlebnisse auch nur erträglich mitzutheilen verstand. Ihnen aber möchte man stundenlang zuhören, denn man fühlt ordentlich, wie glücklich Sie beim Anblick all des Schönen waren. O bitte, beschreiben Sie uns all Ihre Wanderungen von fernen Welttheilen bis nach Paris und dem lieblichen Genfersee."

Auf des jungen Mannes Zügen spielte erst fröhliches Lächeln, das sich aber plötzlich in ernstes, trübes Sinnen verwandelte. Als

er wieder aufblickte, sprach er bewegt: „Nein, ich war nicht glücklich, denn es quälten mich bittere Erinnerungen. Der Kampf war heiß und schwer, und der Herr bewahre Sie Alle vor solchem Jammer, als ich auf jenen einsamen Wanderungen ertrug."

„Du bist aber siegreich aus Allem hervorgegangen, lieber Junge," sprach Sir Charles herzlich, „und das freut mich mehr, als wenn nie Ursache zum Kampfe vorhanden gewesen wäre. Im Ganzen wollen wir aber die Vergangenheit ruhen lassen."

„Von Herzen gern," entgegnete Cuthbert, und die düstere Wolke schwand von seiner Stirne.

Als die Gäste endlich aufbrachen, bat Lady Worth freundlich, Lord Cuthbert möge nicht vergessen, sie recht oft zu besuchen und sich gleichsam als Familienglied zu betrachten. Der junge Mann dankte mit bewegter Stimme, was ihn der Dame um so mehr empfahl und nahm dann in herzlicher Weise Abschied.

„Nein, solche Veränderung hätte ich wirklich nicht erwartet," begann Lady Worth. als sie das Parkthor hinter sich hatten, „wenn Dir's recht ist, setze ich Dich und die Mädchen unterwegs ab und fahre sofort nach Woodlawn Park."

„Ganz, wie Dir's beliebt."

Gesagt, gethan, und die Dame lieferte solch glühende Beschreibung der Vorzüge des eben zurückgekehrten Gebieters von Lyle Hall, daß Lady Woodlawn, die drei heirathsfähige Töchter hatte, keinen Augenblick zögerte, den Gemahl zu dem erbetenen Besuche zu bestimmen und den Bedienten mit der parfümirten Einladungskarte zum Picnic abzusenden.

Lord Cuthbert siegelte eben ein Briefchen, dessen Inhalt ihm viele Mühe gekostet hatte, als man ihm Lord Henry Woodlawns Karte brachte. Er zögerte, den Besuch zu begrüßen, bis er dem Bedienten ein Packet zur Beförderung übergeben hatte.

Auf dem Schreibtische lagen mehrere angefangene Episteln und schienen zu beweisen, wie schwer es geworden, die richtigen Worte für das einfache Briefchen zu finden.

„Würden mir Mrs. Cartright und Fräulein Tochter die Ehre erweisen, beiliegende Kleinigkeiten als Erinnerungen an ferne Länder anzunehmen? Nicht um meinetwillen bitte ich, sondern im Namen und Andenken des Sohnes und Bruders, der so oft mir von dem Silberschmucke plauderte, den er in Smyrna für das theuere Schwesterchen kaufen wolle, und von dem weichen Shawl, dessen Farben gerade so sein müßten, um der Mutter Freude zu machen. Da ich seine Wünsche und Absichten so gut kannte, war mir's traurige Freude, sie zu erfüllen und ich bitte, Sie möchten es als seine Gabe annehmen. Cuthbert Lyle."

Wieder und immer wieder las er die wenigen Worte, und als der Bediente mit dem Packete verschwand, seufzte der junge Mann schwer.

Lord Woodlawn aber wartete und so strich Cuthbert über die sorgenschwere Stirne und begab sich in den Empfangssalon und entzückte den alten Edelmann eben so sehr, als Sir Charles, so daß Lady Woodlawn von dem Gemahle ebenfalls einen enthusiastischen Bericht über Cuthbert erhielt.

Und so war denn Lord Lyle unter glänzenden Auspicien in die Gesellschaft eingeführt aus der sein wildes Betragen ihn ehedem verbannt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Sheffield. Hierher kommt die Kunde von einem beklagenswerthen Kohlengrubenunglück. Der Schauplatz des Unglücks war eine etwa 8 Meilen von Sheffield gelegene Kohlenzeche, Renshaw-Park bei Eckington in welcher in der Nacht vom Dienstag, während 60 Bergleute in der Tiefe arbeiteten, eine fürchterliche Explosion schlagender Wetter entstand, wodurch 27 Personen ihr Leben verloren und 11 andere verwundet wurden. Die meisten der ums Leben gekommenen Bergleute waren Familienväter.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 10. Sonntag, den 22. Januar **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

VI.

In einem der ersten Gasthöfe in Piccadilly war ein Fremder angekommen, dessen eigenthümliches Benehmen nicht nur den Hotelbesitzer, sondern auch die zahllose Kellnerschaft in Erstaunen setzte. Er kam mit wenigem Gepäck von Dover und der Reisesack zeigte, daß ein französisches Schiff ihn an's englische Ufer gebracht. Im Fremdenbuch stand einfach U. Lubin, ohne jedwede Bezeichnung der Nationalität oder des Zweckes der Reise. Das allgemeine Benehmen, die äußere Erscheinung waren die des Cavaliers. Die Hände, obwohl groß und knochig, waren weiß und fein, und am kleinen Finger glänzte ein massiver Ring mit einem in Onix eingeschnittenen, einem Wappen ähnlichen Siegel.

In der ersten Woche seines Aufenthaltes verließ U. Lubin das Zimmer nur gelegentlich der Mahlzeiten, die er sich stets trefflich schmecken ließ, las fleißig die Zeitungen, betrachtete vom Balkone aus mit sichtlichem Vergnügen die Menschenfluth unten, bezüglich eigener Interessen aber oder bestimmter Zwecke des Aufenthaltes mochte er eben so gut ein Automat sein. So dachten wenigstens Jene, die sich um sein Thun und Lassen kümmerten.

Im Ganzen war Lubin ein Mann von angenehmem Aeußern in mittleren Lebensjahren. Das einzig Auffallende an ihm war die Länge seiner Extremitäten, er verstand sie aber mit einer Art natürlicher Grazie zu tragen und vermied so den Fluch der Lächerlichkeit. Die Gesichtszüge zeigten jüdischen Typus, die grauen, stechenden Augen blickten keck unter buschigen Brauen hervor, und der Mund verbarg sich so zu sagen unter dem dichten Bart und zeigte nur wenn er lachte die kleinen weißen Zähne, die unwillkührlich an ein Wolfsgebiß erinnerten.

Als am zehnten Tage nach der Ankunft U. Lubin, von dem man noch nicht wußte, ob man ihn Monsieur, Herr, Signor oder einfach Master zu tituliren habe, aus seinem Zimmer trat und einen Wagen verlangte, erregte das nicht geringe Sensation unter dem Dienstpersonal des Hotels.

„Leadenhallstraße. Ich habe Geschäfte mit dem Banquier Lloyd."

Und alsbald hielt der Wagen vor dem massiven Steinbau. Lubin blickt nach dem vergoldeten Schild, der einen in der ganzen Metropole geachteten Namen trug: „Lawrence Lloyd, Banquier."

„Also kein Compagnon," dachte Lubin, „um so besser, es ist also nur Einer zu überzeugen, nur Einer zu bekämpfen, falls es so weit kommen sollte."

Er schritt gemächlich die Steinstufen hinan und befand sich bald in einem großen, mit Stehpulten und Schreibtischen gefüllten Gemache, an dessen beiden Seiten sich eiserne Geldkasten mit den Initialen aller bedeutenden Bankhäuser Europa's und Amerika's befan[illegible]

Ein alter Buchhalter bemerkte alsbald des Fremden Eintritt und kam ihm sofort entgegen.

„Ich wünsche mit Mr. Lloyd über Privatangelegenheiten zu sprechen."

„Wissen Sie gewiß, daß wir die Sache nicht besorgen können? Mr. Lloyd läßt sich nicht gerne behelligen und Evans, der erste Buchhalter, besitzt sein volles Vertrauen."

„Da es Privatverhältnisse betrifft, wünsche ich zuerst Mr. Lloyd zu sprechen. Schickt er mich dann hieher zurück, so habe ich nichts dagegen."

„Ist Mr. Lloyd hier, Evans?" fragte der alte Mann, „da ist ein Herr, der ihn zu sprechen wünscht."

„Mr. Lloyd ist nach Hause gegangen und kommt erst Morgen um 11 Uhr wieder," entgegnete Evans, musterte flüchtig des Fremden Erscheinung und fuhr dann in der Arbeit fort.

„Aber ich muß ihn bezüglich wichtiger Privatverhältnisse sprechen."

„Kann nicht helfen. Morgen um 11 Uhr," lautete die lakonische Antwort.

„Es wird sich wohl doch ein Weg finden lassen," bemerkte Lubin, gereizt über des Mannes Gleichmuth, und wie mit Einem Schlage veränderte sich der ganze Gesichtsausdruck. Die grauen Augen wurden zum passenden Gegenstück des wolfähnlichen Mundes, dessen scharfe weißen Zähne solch unheimlichen Eindruck machten.

Die beiden Buchhalter blickten erstaunt auf den kecken Mann.

„Wollen Sie mir gefälligst die Adresse geben, denn ich will Mr. Lloyd noch heute sprechen und die Angelegenheit betrifft ihn so gut wie mich."

„Seine Stadtwohnung ist in Belgrave Square, aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß noch Niemand die Kühnheit hatte, ihn mit Geschäften außer den dazu bestimmten Stunden oder gar in seinem Hause zu belästigen," erwiderte Evans.

Lubin lächelte.

„Ich nehme die Verantwortung auf mich, und Sie mögen sich darauf verlassen, daß ich Mr. Lloyd noch heute sprechen werde."

Zwei Stunden später führte ihn ein Bedienter in blau-silberner Livrée in die Bibliothek des Hauses, ein prächtiges Gemach mit farbigen Fenstern, deren warmes Licht in reizender Wirkung auf die Büsten und Statuen fiel, mit welchen die Kästen und Bücherständer geschmückt waren. In Mitte desselben stand Lawrence Lloyd. Es ließ sich kaum ein edleres Bild eines englischen Gentleman denken. Eine hohe Gestalt von gebietender Haltung mit dunklen, feurigen Augen war er, trotz der ergrauten Haare, mit sechzig Jahren hübscher als mancher Jüngling von fünfundzwanzig.

Bei Lubins Eintritt zeigten die Züge des Hausherrn den Ausdruck unbegrenzten Wohlwollens, denn er wähnte einen seiner Freunde zu freundlichem Geplauder gekommen. Als er aber fremde Züge erblickte, zog eisige Kälte über das erst so gütige Gesicht.

„Sie wünschen mich zu sprechen?" fragte er mit vornehmer Herablassung, „Sie haben wahrscheinlich ein Empfehlungsschreiben?"

„Nein und ja, wie Sie es gerade nehmen," entgegnete Lubin uneingeschüchtert, „ich habe in Geschäftsangelegenheiten mit Ihnen zu sprechen, und da Sie nicht in Ihrem Banklocale waren, kam ich hieher."

Die milden Lippen lächelten nicht mehr, sie waren fest geschlossen und das edle Haupt hob sich höher, während die Augen entschiedenes Mißvergnügen ausdrückten.

„Es ist unverzeihlich gedankenlos von meinen Leuten, daß sie Ihnen erlaubten, hieher zu kommen. In meinem Hause herrscht die bestimmte Regel, daß Geschäftsverhältnisse die Stille des eigenen Herdes nicht stören dürfen. Verlangt Ihre Angelegenheit meine persönliche Aufmerksamkeit, so finden Sie mich Morgen um 11 Uhr in Leadenhallstraße. Uebrigens bin ich überzeugt, daß irgend ein Buchhalter die Sache eben so gut besorgen kann."

Mit diesen Worten wandte Mr. Lloyd dem Fremden den Rücken, als betrachtete er die Unterredung geschlossen.

Lubin abe behauptete seinen Standpunkt und hätte nicht ein eigenthümliches Lächeln seine Lippen umspielt und die weißen scharfen Zähne sich drohend gezeigt, man würde ihn für völlig ruhig und unbefangen gehalten haben.

„Ihre Regel ist zweifellos ausgezeichnet, Mr. Lloyd, aber es gibt Ausnahmen zu allen Regeln und meine Angelegenheit ist eine solche. Mein Geschäft ist streng persönlich und Sie werden es nicht zur Kenntniß Ihrer Buchhalter bringen wollen."

Des Mannes Keckheit entzündete den Zorn des reichen Banquiers. Er wandte sich schnell um.

„Mein Herr, Ihr Eindringen läßt sich durch bloßes Nichtwissen erklären, Ihr Bleiben aber ist impertinent. Ich habe keine persönlichen Geheimnisse, meine Geschäfte sind offen wie der Tag und Jedermann mag davon Einsicht nehmen. Wenn Sie etwa unter der Hand Gewinnvorschläge zu machen haben, sind Sie an den unrechten Mann gekommen. Lawrence Lloyds Charakter und Ehrlichkeit ist anerkannt, er wird sein graues Haupt nicht mit irgend welcher Unredlichkeit entehren. Ich werde meine Diener beauftragen, Ihnen die Thüre zu weisen."

Während der Banquier das mit eisigem Tone sprach, spielte der Fremde gemächlich mit seinem Barte und der sarkastische Ausdruck seiner Züge steigerte sich so schnell zu satanischem Triumphe, daß der Herr des Hauses in heftigem Zorn die Klingel zog.

„Sehr wohl, Mr. Lloyd," bemerkte Lubin, scheinbar noch immer ruhig, „ich werde dann Ihre Buchhalter ersuchen nach dem Monat Juni des Jahres 1829 zurückzugreifen. Es sind nun gerade 15 Jahre, daß John Haughton Sie besuchte."

Ein dämonisches Lächeln zuckte um die bärtigen Lippen und schien sich selbst den glitzernden Wolfszähnen mitzutheilen.

Es war, als habe ein Samum über Lawrence Lloyds Antlitz hingefegt und das frische Fleisch versengt. Er erröthete, erbleichte und sank keuchend in einen Sessel. Kein Wort kam über die starren Lippen.

Auf der Schwelle erschien der Bediente, er war dem Rufe der Glocke gefolgt.

„Eine Flasche Wein und Gläser," befahl der Fremde gemessen.

Der Bediente riß die Augen weit auf, verschwand aber sofort.

Lubin näherte sich dem Hausherrn.

„Ich warte Ihre Befehle, Mr. Lloyd," sprach er mit höhnischer Artigkeit, „soll ich mich Morgen zu Ihren Buchhaltern begeben?"

In dem heiseren Tone mit dem der Banquier antwortete: „Ich will Sie selbst sprechen," lag unsagbare Angst und Demüthigung.

Wieder zeigte sich der Ausdruck wölfischer Grausamkeit, als Lubin behaglich und lächelnd in einem Fauteuil Platz nahm.

„Gut; ich habe es Ihnen ja gleich gesagt, daß Sie eine Privatunteredung vorziehen würden."

O wie jedes Wort in des stolzen Banquiers Seele schnitt!

Der Bediente brachte inzwischen auf silberner Platte den funkelnden Wein.

Mr. Lloyd bedeutete ihn die Gläser zu füllen bot selbst dem Fremden eines davon und sprach dann mit Aufbietung aller Willenskraft: „Du kannst gehen, John, ich werde ungefähr eine Stunde beschäftigt sein und wünsche nicht gestört zu werden."

„Sehr wohl, gnädiger Herr!" entgegnete der Diener und entfernte sich mit neugierigen Blicken auf den sonderbaren Besuch.

Nur das laute Ticken der kostbaren Standuhr unterbrach die nun folgende Todtenstille. Mr. Lloyd bekämpfte sichtlich die innere Aufregung und sammelte Kraft und Wuth, Lubin schlürfte behaglich den edlen Rebensaft.

„Sie finden mich verändert," begann er endlich, „fünfzehn Jahre sind aber auch eine lange Zeit, obwohl ich Sie überall erkannt hätte."

Der Banquier fuhr auf.

„Sie behaupten doch wohl nicht, daß Sie der Betreffende seien?"

„Versteht sich. Zu jener Zeit war ich ein bloßer Junge, jetzt bin ich ein Mann."

„Ich erkenne Sie nicht und habe alle Ursache, John Haughton für todt zu halten. wenn er es nicht wäre, wie käme es, daß er Jahre und Jahre lang kein Lebenszeichen gegeben?"

„In sicilianischen Kerkern pflegt man keine Correspondenz zu gestatten," entgegnete Lubin zähneknirschend.

„Ah!" rief Mr. Lloyd und versank wieder in trübes Sinnen.

„Ueberhaupt sehe ich nicht ein, was die

Verleugnung meiner Identität Ihnen nützen soll," begann Lubin nach kurzer Pause, „denn es ist nicht wahrscheinlich, daß eine dritte Person von der Sache weiß, und ich habe zudem die Papiere mitgebracht und den Ring, mit welchem wir die in Ihrem Besitz befindlichen Documente siegelten."

Er zog den Ring vom Finger und hielt ihn so, daß der Banquier das Siegel sehen konnte. Lawrence Lloyd warf nur einen Blick darauf, dann stützte er den Kopf in die Hand und betrachtete durch die Finger ängstlich den Fremden, der langsam aus einer Brusttasche ein abgegriffenes Portefeuille zog, es auf den Knieen ausbreitete und darin suchte, bis er ein Päckchen vergilbter, mit rothem Bindfaden zusammengebundener Papiere fand, welche er mit boshafter Freude und absichtlich quälendem Zögern entfaltete.

„Diese Documente haben eigenthümliche Geschicke erlebt," bemerkte er, „was sagen Sie dazu, daß sie acht Jahre in einer Blechbüchse unter einem Olivenbaum im Garten eines Nonnenklosters begraben lagen? Doch da sind sie nun in bester Verfassung, und ich bin gekommen, eine Uebereinkunft zu treffen. Ich freue mich sehr, daß Sie mir so lebhaft die Integrität Ihres Hauses versicherten."

War das Hohn? Der Stolz des Banquiers empörte sich, er erhob sich hastig und sank dann wieder, überwältigt von dem Gedanken, was diese vergilbten Papiere für ihn bedeuteten, in den Sessel zurück, Ruin! Schande! Der stolze Name, der geachtet war überall, sollte in den Schmutz getreten, der hehre Ruf, dessen unbefleckte Reinheit so sorgsam gehütet worden, geschmäht, geschändet werden!

„Was verlangen Sie?"

„Mein Eigentum, Mr. Lloyd. Vollen Ersatz mit den gewöhnlichen Zinsen. Nicht mehr, aber auch keinen Heller weniger," lautete die entschlossene Antwort.

„Bei solchen Summen laufen Zinseszinsen furchtbar auf. Wir hatten in letzter Zeit schwere Verluste, eine Finanzkrise droht, und wenn solch ein Betrag auf einmal aus meinem Geschäft gezogen wird, kann ich mich nicht halten."

„Das ist nicht meine Sorge."

„Würden Sie sich nicht mit dem ursprünglichen Kapital begnügen," fragte Mr. Lloyd zögernd.

„Mein Herr, ich bin kein Narr und verkenne auch die Tragweite der Sachlage nicht. Ich weiß, daß der betreffende Schuldposten fälschlich getilgt und mit dem fremden Kapital ein reiches Haus, ein großer Name gegründet wurde. Man hält Sie in England für einen Crösus, und ich verlange jeden Heller meines Eigenthums."

Mr. Lloyd erhob sich und schritt mit gesenktem Haupte und auf dem Rücken verschlungenen Armen langsam auf und nieder. Er hatte begriffen, daß dieser Mann unerbittlich sei.

Kaum eine Stunde früher, hatte er sich über die sichere Stellung des Bankhauses Lawrence Lloyd, über das glückliche Laviren in der finanziellen Krise, die mehr als eine alte Firma gestürzt hatte, gefreut, und nun drohte mehr als Ruin, es drohte Schimpf und Schande!

Er stöhnte laut, der stolze Geist erbebte vor Schmerz.

Draußen machten sich leichte Schritte hörbar und eine süße Stimme rief: „Darf ich kommen, Väterchen?"

Der Banquier erschrack, schritt unwillkührlich gegen die Thüre, trat dann zurück und deutete auf einen Alkoven.

Lubin verstand sofort, ergriff seinen Hut und verschwand hinter den schweren Vorhängen, welche ihm jedoch genügenden Ueberblick gestatteten.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Vortrefflich Erste! Die uns gelehrt macht und weise,
Es dient die Zweite dem Kaufmann, nicht minder dem Greise;
Wirst Du die beiden nun mit einander verbinden,
Zahllos lassen sie in der Ersten sich finden,

Auflösung der Homonyme in Nr. 4 des Unterhaltungsblattes: „Encre" — „Anker."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 11. Dienstag, den 24. Januar **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

Nun erst öffnete Mr. Lloyd die Thüre.

„Bist Du zu Hause, Genevra?" fragte er, als die schöne Tochter sich zärtlich an ihn schmiegte. „Ich meinte, Du seiest längst aus der Stadt."

„Ich war es auch mußte jedoch, da Madame de Vere meine Bestellungen mißverstanden, wegen meiner Toilette zum Picknick der Lady Woodlawn zurückkehren."

„Mein Liebling ist eben schwer zu befriedigen," lächelte der Vater.

„Und wer hat es mich gelehrt?" fragte sie scherzend, „wer zeigte mir durch Wort und Beispiel das Gemeine verachten und in jeder Hinsicht nach dem Höchsten streben?"

Er preßte die bleichen Lippen auf die glänzenden Haare, damit Genevra den Ausdruck von Schmerz und Demüthigung, der bebend über seine Züge zog, nicht sehe.

„O nein, Väterchen, ich schäme mich meiner Ideale nicht, so lange ich Dein hehres Beispiel vor mir habe. Mag die ganze Welt mich stolz und absurd nennen, ich werde doch glauben, daß Alles edel sein könnte und groß, denn ich habe den Beweiß ja stets vor Augen, Deines Namens unbefleckte Reinheit ist mein reichstes Erbe."

„Muß auch ich Dich albern nennen, mein Kind? weißt Du nicht, daß wir schwache Sterbliche sind, nur sicher so lange keine Versuchung droht? Dein Lob ist mir süß und theuer, aber ich darf es nicht annehmen. Und wie, Genevra, wenn Dein Vater seinen guten Namen, seinen unbefleckten Ruf verlöre?"

Sie warf lachend das Haupt zurück.

„Als ob das nicht gerade eine meiner Unmöglichkeiten wäre!"

Ein Schauder durchbebte die starke Gestalt des Mannes.

„Du weichst meiner Frage aus. Wenn solche Verhältnisse nun wirklich eintreten?"

„O," entgegnete Genevra tief aufseufzend, als ob der bloße Gedanke sie entsetze, „da würde es Nacht werden um mich, da würde mir das Herz brechen."

Wieder durchschauerte es ihn, aber er barg es unter herzlicher Umarmung und fragte einen Moment später mit scheinbar heiterem Tone: „Und was ist's mit dem Kleide?"

Sie lachte wieder. Ein kindlichfrohes, silbernes Lachen, daß wohl Niemand die stolze Königin glänzender Feste dessen fähig gehalten, tanzte mit phantastischer Geberde in dem schweren, goldfarbenen Seidenkleide vor ihm und kehrte dann fröhlich in seine Arme zurück.

„Wart, Du leichtsinniges Vögelchen, was soll aus dem Putze werden, wenn Du ihn schon jetzt verdirbst," schalt der Vater lächelnd.

„Ja wahrhaftig, und drüben wartet Madame de Vere. Ich sagte ihr, ich wolle Dir den Anzug zeigen, denn sie ärgerte sich, als ich die falschen glänzenden Verzierungen, mit welchen das Kleid geschürzt war, nicht haben wollte. Als ich bemerkte, daß ich nie Flitter

trage, nannte sie eine ganze Reihe hochadeliger Namen, deren Trägerinnen sämmtlich falsche Brillanten zu ihrer Toilette verwenden. Aber sag einmal, Papachen, findest Du nicht, daß solch dunkle Veilchen sich entschieden hübscher ausnehmen, als der glänzende Flitter?"

Genevra trat zurück sich betrachten zu lassen; ihre Züge blitzten vor Freude, ihre strahlenden Augen überboten noch das Gefunkel der Diamanten, die ihren Nacken schmückten.

Das Kleid war von schwerer, goldfarbener Seide, mit weißen Blonden ausgeputzt und mit Veilchen geschürzt.

Einen Augenblick vergaß Lawrence Lloyd, ob dem Uebermaße von Bewunderung und Liebe für das einzige Kind all sein Herzeleid.

„Ist's so recht, Papa?" fragte sie in kindlicher Freude, ob des geliebten Vaters Wohlgefallen, „gefällt Dir's so?"

„Mein Töchterchen weiß, daß in meinen Augen Niemand reizender ist, als es."

„Und Niemand so hehr, so hoch, so lieb als Väterchen," schmeichelte sie, „o, ich werde nie meinen Ritter finden, bis mir Dein jugendliches Abbild erscheint."

„Der Herr sende Dir eine bessere, stärkere Stütze, „flüsterte der Banquier ernst.

„Und nun noch etwas, Papa, soll ich im Haar einen einfachen Veilchenkranz tragen oder das Diamantendiadem, das Du mir zum Geburtstag gabst?"

„Aber, Herzchen, das ist ja einerlei."

„Nein, das ist es nicht. Eines muß besser passen."

„Veilchen, mein Kind. Du brauchst keine Juwelen, denn Du bist ohnehin die Königin jedes Festes, der Stolz meines Herzens."

„Also Veilchen," lächelte sie und schritt fröhlich nach der Thüre. Auf der Schwelle wandte sie sich noch einmal und kam bestürzt zurück.

„Du bist nicht wohl, Papa, Du bist plötzlich ganz bleich geworden; was fehlt Dir?"

Einen Moment überwältigte ihn beinahe die innere Aufregung, dann bemeisterte er das Schluchzen, das unwillkührlich sich der gequälten Brust entrang, schloß das Auge, um die quellende Thräne zu verbergen und küßte sein liebliches Kind.

„Nein, nein, es fehlt mir nichts, ich dachte nur, wie es wäre, wenn ich Dir keine Edelsteine mehr bieten könnte? Es ist alles möglich im Wechsel der Welt."

Sie blickte ihm voll in's Auge und entgegnete fest:

„Dann würde ich sagen, daß die Blumen süßer seien und lieblicher, als kalte Steine. Wie oft noch muß ich wiederholen, daß mein Stolz, meine Freude sich nicht durch Deinen Reichthum bedingt, sondern in einem höheren kostbaren Gut wurzelt, in Deiner Ehre, Deinem Namen, Deinem Charakter. Diesen Reichthum und Deine Liebe kann mir Niemand nehmen, Vater, und mit ihnen bin ich noch eine Königin, auch wenn meine Krone der Juwelen entbehrt. Komm, küsse mich, Väterchen!"

Mr. Lloyd verbarg die Thränen nicht länger.

„Ich werde Madame de Vere fortschicken und zu Dir kommen, denn ich sehe wohl, daß Du Unannehmlichkeiten im Geschäfte hattest!"

Die Thüre hatte sich kaum hinter Genevra geschlossen, als sich der schwere Damastvorhang theilte, und Lubin mit glänzenden Augen hervortrat.

„Ich ziehe meine Forderung zurück, Mr. Lloyd und bin zu Unterhandlungen erbötig."

Der Banquier wandte sich langsam um.

„Ach, ich hatte Ihre Gegenwart beinahe vergessen," erwiederte er traurig, „aber es war natürlich, daß ich meinem Kinde all das Weh ersparen wollte."

„Gewiß, und ich will auch nicht hart sein. Ich verspreche zu schweigen und mich mit dem ursprünglichen Kapital zu begnügen."

„Sie sind sehr gütig, und ich bin Ihnen sehr dankbar," stammelte der Banquier, „diese Schuld vermag ich in acht Tagen zu tilgen."

Lubin räusperte sich.

„Ich knüpfe dieses Opfer natürlich an eine Bedingung."

„Eine Bedingung?"

„Selbstverständlich. Auf uneigennützige Tugend mache ich keinen Anspruch."

„Und?" fragte Mr. Lloyd zögernd.

„Ich bin entzückt über Ihre Tochter.

Geben Sie mir sie zum Weibe, dann sind unsere Interessen identisch."

„Gerechter Himmel, straft Du den Frevler nicht?" rief der Banquier entsetzt und schlug mit der Hand auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, „Ihnen soll ich meine Tochter geben, meine Lilie, meine Perle, mein unschätzbar Gut? Wie können Sie solchen Vorschlag nur wagen?"

„Warum nicht? Heirathen wird sie schließlich doch, und es frägt sich nur, was ihr Glück sicherer zernichtet, wenn sie einen ordentlichen Kerl heirathet, der sie lieben und ehren wird, oder wenn ich meine Ansprüche geltend und meine Geschichte bekannt mache? Beantworten Sie die Frage einmal ehrlich."

Lawrence Lloyd sank in den Sessel zurück und bedeckte das Antlitz mit den Händen.

Lubin wartete.

„Gehen Sie jetzt," rief der Banquier endlich, „ich muß überlegen können, kommen Sie Morgen wieder."

Der Fremde schien gerührt.

„Gut, es ist allerdings besser, wenn Sie Zeit zur Ueberlegung haben. Die junge Dame hat Sie gerettet und ich schwöre, ihr ein zärtlicher Gatte zu sein."

Lubin verließ das Gemach und in Piccadilly angekommen, rieb er sich vergnügt die Hände.

„Das ist mehr, als ich erwarten konnte, und ich gebe wirklich lieber das Geld hin als das reizende Mädchen. Liebliche Genevra, ich trinke auf Dein Wohl!" Und er leerte lächelnd das Glas bis auf die Neige.

„Das Geschick ist günstig. Wer hätte je gedacht, daß dem armen Teufel, der noch vor sechs Monaten im tiefsten Kerker schmachtete, solch goldener Preis erblühe?"

VII.

Lady Woodlawns Gartenfest erregte in fashionablen Kreisen enthusiastische Sensation, denn der Plan war neu und romantisch und das allein verbürgte den Erfolg.

Wer immer sich in dem glücklichen Besitz einer Einladungskarte befand, wollte dem Feste um jeden Preis beiwohnen.

Miß Lloyd allein stellte ihr Erscheinen in Frage und als Lady Woodlawn sie bestürmte, gestand sie mit reizender Offenheit, daß sie den Tag bereits zu einem ländlichen Ausflug mit einer theuern Freundin bestimmt habe und diese nicht zurücksetzen wolle.

„Warum bringen Sie sie dann nicht mit?" fragte die Lady schnell, „je mehr junge Mädchen, desto besser. Selbstverständlich gehört sie in unseren Kreis."

Miß Lloyd warf stolz das Haupt zurück.

„Sie ist meine intimste Freundin, und ich lernte sie bei Miß Evesham kennen."

„Das genügt. Nennen Sie mir den Namen, dann sende ich sofort eine Einladungskarte."

„Wenn Sie mir die Karte geben wollten, möchte ich sie ihr am liebsten selbst bringen: Miß Catharine Cartright. Ich bin Ihnen sehr dankbar, Lady Woodlawn, denn es wäre ein großes Opfer gewesen, Ihrem Feste zu entsagen."

Und so hatte Genevra Lloyd ihren Zweck erreicht, und als die glänzende Equipage des Banquiers die beiden jungen Damen am Parkthore absetzte, erschienen sie, so viel als möglich, gleich gekleidet.

Lady Woodlawn hatte die Geschichte der jungen französischen Königin gelesen, deren reizende ländliche Feste den Hofstaat entzückten und das prachtliebende Volk ärgerten, und war auf den Gedanken gekommen, in Woodlawn auch ein solches Fest zu geben. Weder Mühe noch Kosten wurden gespart, den gewünschten Effect zu erreichen, und die Dame durfte sich des Gelingens freuen, denn sie las Bewunderung und Ueberraschung in den Augen jedes ankommenden Gastes.

Die heitere Gesellschaft theilte sich in Gruppen und zerstreute sich schäkernd in den weiten Anlagen, wo allenthalben sich verborgene Fontainen, phantastische Lauben, komische Figuren und dergleichen fanden. Unter zahllosen Gebüschen versteckten sich lockende Büffets, wo reizende Schäferinnen Erfrischungen boten, und an den beiden Enden des Gartens ergoß sich funkelnder Wein in Marmorbassins und wurde, je von einer rosigen Hebe, in Krystallpokalen servirt.

Als die Spiele beginnen sollten, rief ein Waldhorn die Gäste auf den eigentlichen Festplatz, wo sie einen weiten Kreis [illegible]

zunächst die gegenseitigen Begrüßungen und Vorstellungen stattfinden sollten.

Lady Woodlawn glitt in reizender Sorge um das allgemeine Behagen von einem Gaste zum andern.

„Ihre Freundin ist ein liebliches Wesen," flüsterte sie Genevra zu, die, leicht auf ihres Vaters Arm gestützt, das bunte Bild betrachtete, „man befragt mich von allen Seiten über sie, und ich denke, sie wird gleich Ihnen bestürmt werden, wenn erst der Tanz im Grünen beginnt. Wen soll ich hier zuerst vorstellen? A propos haben Sie die Worths schon gesehen? Sie haben Lord Cuthbert Ayle mitgebracht und wünschen dessen freundliche Aufnahme. Er fragte auch schon nach Ihrer Freundin und vergleicht Euch treffend mit einem Waldveilchen und einer königlichen Lilie. Sind Sie ihm dafür nicht dankbar?"

Genevra schüttelte leise das Haupt und die Dame eilte fort.

(Fortsetzung folgt.)

Die „Newyorker Staatszeitung" widmet ihren Lesern zum neuen Jahre 1871 folgenden Neujahrsgruß. Da glaubhaften Berichten zufolge Newyork und die nordamerikanischen Freistaaten überhaupt Republiken sein sollen, so dürften die in dem Neujahrsgruße ausgesprochenen Gedanken unseren deutschen Republikanern, „reinen" und unreinen Demokraten, denen ihr Republikanismus so warme Sympathien für die französische Schwindelrepublik abzwingt, daß sie darüber die Sympathie für ihr deutsches Vaterland verlieren, Einiges zu denken geben:

Wirst Du im neuen Jahr wohl fragen:
„Was ist des Deutschen Vaterland?"
Der Dichter wird Dir Antwort sagen:
„So weit sein Lied klingt, reicht sein Land!"
Das Lied allein hat's nicht errungen —
Ganz Deutschlands Kraft, ganz Deutschlands Muth,
Sie haben kräftig mit gerungen,
Mit deutschem Eisen, deutschem Blut.
Aus schweren, langen Kampfeswehen.
Aus ernstem, bangem, blut'gem Streit
Wird's alte Vaterland erstehen
In alter Macht und Herrlichkeit.
Bis zu der Mosel grünen Fluren
Und bis zum dunkelblauen Belt
Vertilgt der fremden Herrschaft Spuren
Mit seinem Schwert der deutsche Held.
Ob Straßburg, Frankreichs deutschem Thore,
In Metz, Sedan weht schwarzweißroth
Des ein'gen Deutschlands Tricolore,
Verkündend: Siegen oder Tod! —
Der Corse, der im blut'gen Purpur
Auf Frankreichs Thron' saß als Despot,
Der in des Friedens gold'nen Zeiten
Den Kampf den Deutschen höhnend bot.
Ihn hat der Rache Strahl gerichtet —
Ein Blitz aus heit'rer Himmelshöh' —
Sein eitler Ruhm, er ist vernichtet,
Begraben dort auf Wilhelmshöh'.
Und seine Stadt, das neue Babel,
Der Eitelkeit, der Freuden Born,
Ja, klingt es auch wie eine Fabel,
Auch Du fällst noch dem deutschen Zorn.
Wie fest und treu am Rhein gestanden
Mit blankem Schwert die deutsche Wacht,
So schnürt sie heute Eisenbanden
Um Deine schon verblich'ne Pracht.
Ob Deinen Trümmern wird der Frieden
Wohl wieder segnend ziehen ein,
Wahr wird des Dichters Wort dann werden:
„Das ganze Deutschland soll es sein!"
Das Land vereint, wo einst der Skalde
Walhalla pries im Siegeszug,
Wo einst im Teutoburger Walde
Armin den stolzen Römer schlug;
Dem Lande fliege über Meere
Zum neuen Jahr auch unser Lied,
Es klinge seinem Ruhm und Ehre,
Für die auch **unser** Herz erglüht.
Sind wir doch **eines** Stammes Brüder,
Dieselbe Erde uns gebar,
Sind unser doch **dieselben** Lieder,
Dir, Deutschland, Heil zum neuen Jahr! —

Mannigfaltiges.

Bei unsern Kriegern **vor Paris** ist immer noch Humor, selbst auch an den Wänden der Häuser zu finden. Da liest man z. B.:

Gott der Herr, der ist auch hier,
Auf ihn setz' ich mein Vertrauen
Und statt Schaffleisch werden wir
Einstens wieder Rindfleisch kauen.

Gerne will ich Alles leiden,
Hunger, Sorge, Angst und Noth;
Will für Recht und Ehre streiten.
Wünsche jeder Laus den Tod.

Amiens. Trotz der furchtbaren Kälte fährt die Nordarmee fort, **zusammenzuschmelzen.**

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 12. Donnerstag, den 26. Januar **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

„Bitte, zeige mir ihn," bat Kitty schüchtern.

„Wenn?"

„Lord Lyle. Ich sehne und fürchte mich, ihn zu sehen."

„Sein giftiger Odem soll meinem Veilchen nicht nahe kommen."

Kitty verstand den Sinn der Worte nicht und fragte unbefangen weiter; „Glaubst Du, daß er mit mir spricht und Hugo erwähnt? Und ist es passend, ihm für alle Güte zu danken?"

„Ach, ich vergaß die Beziehungen Deines Bruders zu ihm, — ich —"

Sie konnte nicht weiter sprechen, denn eine Gruppe junger Mädchen eilte auf sie zu und umgab sie lachend und plaudernd.

„Guten Tag, Miß Lloyd, wir suchten Sie auf, um Sie zum Bogenschießen zu entführen. Sir John behauptet, er werde den silbernen Pfeil gewinnen und wir wollen ihm einen Rivalen finden. Oberst Morne sagte uns von Ihrer Geschicklichkeit." „Ist's nicht reizend hier? Ist Lady Woodlawn's Idee nicht prächtig?" „Guten Tag, Miß Cartright, ich freue mich, Sie zu sehen. Wie geht es Ihnen?" „Ach, da ist Sir Charles und Lady Worth, und wer in aller Welt ist der schöne junge Mann, der sie begleitet?" „Still, weißt Du das nicht? Es ist Lord Cuthbert Lyle. Ist er Ihnen schon vorgestellt, Miß Lloyd? Jedermann ist jetzt über ihn so entzückt, als vor Zeiten empört."

„Danke, ich habe kein Verlangen diese Bekanntschaft zu erneuern," entgegnete Genevra stolz.

„Sei doch nicht so hart und eigensinnig, Genevra, und verlange nicht Wunderdinge, die in der prosaischen Welt eben nicht vorkommen. Uebrigens glaube ich an Lord Cuthberts Bekehrung und — doch sieh, Lady Worth will ihn uns vorstellen."

Die hübsche Blondine, die eben gesprochen, schüttelte coquett das Lockenköpfchen und spielte lächelnd mit dem rosenbekränzten Schäferstab, als der junge Edelmann ihr vorgestellt wurde.

Miß Lloyd hatte sich abgewandt und schien in ernstem Gespräche mit einem alten General. Bemerkte Cuthbert diese absichtliche Handlung, weil sein Auge sie halb bittend, halb vorwurfsvoll traf?

Lady Worth aber ließ sich nicht so leicht einschüchtern.

„Einen Augenblick, Miß Lloyd, Sie erinnern sich doch wohl an Lord Cuthbert Lyle?"

Kalt und steinern wandte sich das schöne Antlitz. Die funkelnden Augen trafen Lord Lyle einen Moment mit unaussprechlichem Ausdruck. „Ich habe Lord Cuthbert Lyle nicht vergessen; ich erinnere mich seiner sehr wohl."

Und mit stolzem Kopfneigen kehrte sie sich wieder dem Generale zu.

Bleich, aber respectvoll verbeugte sich Cuthbert vor der Dame, die ihn so ungnädig empfangen.

Lady Worth verbarg kaum ihren Verdruß.

„Genevra wird von allen Seiten gehätschelt und verzogen," murmelte sie, „und meint nun, wir lassen uns von ihren Launen beherrschen."

„Nehmen Sie ihr's nicht übel, Lady Worth," flüsterte Cuthbert mit eigenthümlich bewegter Stimme, „es ist das ein Theil der Sühne, der ich nicht entgehen kann. Uebrigens werde ich sie zwingen, mich zu achten."

„Kümmern Sie sich nicht um das Mädchen, lieber Cuthbert, sie soll sich schämen, es war ein ganz unweibliches Benehmen."

„Bitte, stellen Sie mich der Dame vor, mit der Mr. Lloyd eben spricht," ersuchte Lord Lyle nach kurzer Pause.

„Ich kenne sie noch nicht, es ist eine Freundin von Miß Lloyd. Gedulden Sie sich einen Augenblick, ich werde gleich Jemand senden, der Sie vorstellt."

Wenige Minuten später legte Kitty Cartright ihr Händchen schüchtern auf Lord Cuthberts Arm, um seiner Einladung, sich mit ihm der Promenade nach dem See anzuschließen, zu folgen.

Sie wagte kaum das Auge zu ihm zu erheben, und als es endlich doch geschah, zuckte sie schmerzlich zusammen. Wie ähnlich, o wie ähnlich den geliebten Zügen, die sie nie wiedersehen sollte!

Das liebliche Köpfchen senkte sich, die quellenden Thränen zu verbergen. Hatte er es bemerkt, weil er sich abwandte, die reiche Blüthe einer exotischen Pflanze zu betrachten? Auch seine Hand bebte, da er die Blume brach, sein Antlitz war bleich und die Lippen so fest geschlossen, als wagten sie nicht der wilden Rede Ausdruck zu geben.

Und als Kitty endlich sich beherrschte und die feuchten Augen fragend zu ihm erhob, traf sie ein Blick voll inniger Zärtlichkeit.

„Sie denken an Ihren Bruder, Miß Cartright," sprach Lord Cuthbert leise, „und ich ebenfalls. Ich errieth sofort, daß Sie Hugo's Schwester sind."

„Euer Gnaden sind sehr gütig gegen uns, ich weiß nicht, wie Worte finden, Ihnen unseren Dank zu sagen," stammelte Kitty, „mir ist, als sei Hugo selbst mir nahe. Wohl schrieb er oft von Ihrer Aehnlichkeit, so auffallend aber hatte ich sie mir nicht gedacht."

„Lassen Sie es so sein, liebes Kind," bat Cuthbert, „gewähren Sie mir Bruderrechte. Kommen Sie furchtlos und vertrauend zu mir, so oft Sie eines Bruders Rath und Hülfe brauchen. Wollen Sie mir das versprechen, Miß Cartright?"

„Euer Gnaden sind sehr herablassend, ich fühle Ihre Güte mehr, als ich zu sagen vermag. Durch Ihre Großmuth und Miß Lloyds Freundschaft sind Mutter und ich nun jeder Sorge enthoben."

„Miß Lloyd ist Ihnen eine liebe Freundin?"

„Ja, so edel und großmüthig, daß ich sie nie genug loben kann, auch wenn ich ihr Benehmen gegen Sie nicht begreife. Genevra ist sonst so gerecht."

„Vielleicht war sie's auch gegen mich," erwiederte er, die Stirne runzelnd.

In diesem Moment glich er Hugo Cartright so auffallend, daß Kitty sich in seine Arme geworfen und ihn leidenschaftlich als Bruder begrüßt haben würde, wenn nur die Haare anders gekämmt und der ausländische Bart abgenommen gewesen wäre. So begnügte sie sich mit leisem Seufzer und sprach die Hoffnung aus, daß Lord Lyle und Miß Lloyd noch Freunde werden möchten. In selben Moment erschien Genevra Lloyd am Arme ihres Vaters. Die Wangen glühten, die Augen funkelten und mit hastiger Geberde ergriff sie Kitty und führte sie ihrem Vater zu.

„Geh mit Kitty voraus, Papa, ich komme sogleich nach."

Und während Mr. Lloyd widerstandslos Kitty fortführte, trat Genevra dem Edelmann entgegen.

„Glauben Sie ja nicht, Lord Cuthbert Lyle," sprach sie schnell und leidenschaftlich, daß Kitty ein Opfer Ihrer Laune, Ihrer Verführung werden wird, weil nur die Schwester eines armen Sekretairs. Ich will dafür sorgen, daß keine verrätherische Hand den Schmelz ihrer Unschuld trübt."

„Warum beurtheilen Sie mich so hart, so ungerecht, Miß Lloyd," fragte der Lord traurig und vorwurfsvoll.

„Ich beurtheile Sie nach dem, was ich weiß, in Entrüstung und Entsetzen weiß,"

entgegnete sie zürnend, „Kitty ist meine Freundin und ich werde das arme Kind vor Ihnen schützen. Wohl konnte ich mir denken, was Ihre Freigebigkeit, Ihre kostbaren Geschenke bedingten. O Cuthbert Lyle, Ihr bloßer Name bedeutet mir einen Abgrund bodenlosen Lasters."

Sprachlos und bleich wie eine Statue, lehnte Cuthbert am nächsten Baum. Einen Moment schien sein Anblick sie zu rühren, schien sie zu begreifen, was er litt, dann verhärtete die Erinnerung an die Vergangenheit wieder ihre Sympathie.

„Sie mußten das wissen, und da ich meine Ansicht dem Vater nicht klar machen konnte, habe ich selbst gesprochen. Ich warne Sie ein für alle Mal, das unschuldige Kind mit dem Mehlthau Ihrer Aufmerksamkeit zu verschonen."

Als sie sich von ihm wenden wollte, erhob er das Haupt.

„Wollte Gott, Miß Lloyd, daß mein Herz offen vor Ihnen läge, daß Sie jeden Gedanken desselben wüßten, dann und nur dann würden Sie begreifen, wie fürchtbar Unrecht Sie mir thun."

Die Strenge seines Tones blieb nicht ohne Wirkung. Zögernd überflog ihr Blick seine Züge.

„Sind Sie Cuthbert Lord Lyle?" fragte sie zweifelnd.

Sein Antlitz hatte sich erst in ruhiger Würde erhoben, dem forschenden Auge zu begegnen, nun senkte es sich langsam, langsam und erröthend.

„Ich werde Cuthbert Lyle immer verachten!" sprach Genevra kurz, denn sie wähnte in dem Erröthen das Geständniß all dessen, was sie ihn bezüchtigte, zu lesen.

Er preßte fest die Hand auf die Brust und erwiederte in einem Tone, der, trotz ihres Zornes, sie durchbebte: „Und ich werde Genevra Lloyd stets lieben!"

Sie eilte fort und gesellte sich zu dem Vater.

„Ich habe gute Lust mit Dir zu schelten," sprach sie, als sie sich mit Kitty allein sah, „denn ich bat Dich, auf der Hut zu sein, sagte Dir, ich wolle die Taube vor dem Habicht schützen. Verstandest Du nicht, daß der Habicht Lord Cuthbert Lyle bedeutete?"

„Lord Cuthbert?" stammelte Kitty erstaunt, „o Genevra, er ist so lieb, so gut, ich fühlte mich heimisch und wohl in seiner Nähe."

„Barmherziger Gott, wirkt das Gift so schnell? muß ich Dich in ein Heim führen, ein bescheidenes, aber frohes, glückliches Heim, bevor die Schlange es zerstört? Wirst Du dann die Schlechtigkeit des Mannes begreifen, der es dennoch wagte in mein Ohr Liebesworte zu flüstern, um Genevra Lloyd zu erwerben. Glaubst Du, ich werde dulden, daß er Dich zu Grunde richte?"

Kitty sah aus, als ob sie weinen wolle, und Genevra küßte den bebenden Mund.

„Dir bin ich ja nicht böse, lieb Herz," schmeichelte sie, „ich zürne nur über Cuthbert Lyle. Doch das Fest soll Dir nicht verdorben werden. Dort sind mehrere Herren, die sich nach einer Vorstellung sehnen, weil sie Dich zum Tanze führen möchten. Papa scheint uns auch zu erwarten. Du lieber Gott, auf seiner Stirne ruht auch eine Wolke. Komm, Kitty, lächle wieder und suche die unangenehme Episode zu vergessen."

Miß Lloyd war wohl kaum je liebreizender und herzgewinnender, als an diesem Tag. Bald umgab sie ein geseiter Kreis, obgleich Lady Worth und deren Töchter mit dem neuen Stern in ihrer Mitte Opposition bildeten. Eine Zeitlang gelang es, dann lauschte Cuthbert Lyle selbst zerstreut dem lebhaften Geplauder und wandte seine Aufmerksamkeit immer mehr Miß Lloyd zu, bis Lady Worth ärgerlich bemerkte, daß auch er in Genevra's Banden lag.

Nun kam das Bogenschießen. Genevra's Pfeil traf das Centrum. Die Herren klatschten Beifall, die Damen wehten mit den Tüchern, sie aber blieb ruhig und kalt. Bei der Preisvertheilung sollte Lady Woodlawn die Herren auszeichnen und Lord Cuthbert die Damen.

Der junge Edelmann begab sich auf die Trübine und betrachtete beinahe ängstlich die Lorbeerkrone mit dem silbernen Pfeil, welche er Genevra reichen sollte. Wenige Minuten später erschien er im Gedränge an ihrer Seite.

„Ich bedaure, Miß Lloyd, daß mir die Aufgabe der Preisvertheilung ward, denn der bloße Anblick der Gabe wird Ihnen verhaßt, wenn meine Hand sie bietet. Ich werde mich unwohl erklären und das ist nicht einmal unwahr, denn es birgt wohl Niemand ein schwereres Herz unter lächelnder Maske."

Genevra warf bei seiner Annäherung stolz das Haupt zurück, dennoch sprach der Pathos seiner Worte ihr zum Herzen.

„Ich will Sie nicht vom Feste vertreiben, ich will nur Ihrer Gesellschaft ledig sein, und wenn ich eine drohende Haltung annehme, ist sie einfach defensiv."

„O daß Sie wüßten, wie verhaßt auch mir all das ist, was Sie mir zur Last legen," flüsterte Cuthbert bittend. „Ich hoffe das, Lord Cuthbert, hoffe es von Herzen. Machen Sie sich übrigens bezüglich des Kranzes keinen Kummer, ich werde ihn ohnehin nicht lange beachten, und folglich ist es gleichgültig, wer ihn mir gibt."

Sie wandte sich und Lord Lyle trat zurück.

Und es war doch seine Hand, welche die Lorbeerkrone auf das königliche Haupt legte. Genevra wartete kaum die Glückwünsche ihrer Freunde ab, dann begab sie sich zu ihrem Vater, beklagte sich, daß die spitzen Blätter sie unangenehm berührten und hing den Kranz lächelnd an seinen Arm.

Lord Cuthbert sah es und preßte krampfhaft die Hände zusammen.

„O es ist gerechte Strafe, gerechte Sühne zu wissen, daß der eine hohe Preis, für den ich Alles, Alles gäbe, mir genommen ist, nur weil ich Cuthbert Lord Lyle bin."

VIII.

Ein Engländer, Mr. Boyd, ließ in einem Gasthofe zu Messina unvorsichtiger Weise einige Worte über die Erbärmlichkeit und Tyrannei der Regierung des unglücklichen Sicilien fallen und mußte zu seinem Nachtheile erfahren, daß der gekrönte Despot in allen Schichten der Gesellschaft vom Bettler und Fruchthändler bis zum Edelmann in eleganter Carrosse Spione zählte.

In der schnellen, geräuschlosen Weise sicilianischen Arrestes erschienen noch am gleichen Abende ein paar dunkle Gestalten und verlangten, daß der Engländer ihnen auf die nächste Polizeistation folge, von wo aus er sofort in Gewahrsam gebracht wurde.

Der unglückliche Mann hatte zum Glück einen mächtigen Freund bei der Gesandschaft; es geschahen ungesäumt die geeigneten Schritte und die Sache löste sich in einfache Gefängnißstrafe von 10 Tagen in einem der elenden Kerker auf, welche des feigen Despoten königlichem Namen zu lebender Schmach gereichen.

Als Mr. Boyd sich erst bezüglich der eigenen Freiheit sicher fühlte, gewährte es ihm eigenthümliches Interesse die Geheimnisse der düsteren Mauern zu erforschen. Der Gefängnißwärter war ihm freundlich gewogen und gestattete ihm selbst, daß er ihn auf seinen Rundgängen bei den unglücklichen Wesen, die nur der Tod barmherzig erlösen konnte, begleite.

Schaudernd stand er an dem feuchten, schlüpfrigen Gange, der zu den unterirdischen Kerkern führte und blickte hinab in die ewige Nacht. Nur einmal konnte er sich entschließen den Wärter zu begleiten, und die armen Opfer wenigstens durch die Gitter zu betrachten. Bei einer Kerkerthüre schien selbst der Schließer entsetzt.

„Gott erbarme sich! der arme Kerl geht schnell dem Ende zu," rief er, als die Thüre sich knarrend in den rostigen Angeln drehte, und stieß mit dem Fuße an ein Geschöpf das eher einem zusammengekauerten Thiere als einem menschlichen Wesen glich. Es hob das Haupt, o — und welch' ein schmerzliches, leichenartiges Antlitz zeigte sich.

„Was gibts? Ihr habt seit gestern keine Nahrung genommen. Was fehlt Euch?"

„Laßt mich in Ruhe sterben, ich kann selbst um der Rache willen, das Leben nicht länger ertragen," entgegnete der Gefangene mit unheimlich funkelten Augen und legte den Kopf wieder auf den Arm.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 13. Sonntag, den 28. Januar **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

„Santa Maria? der stirbt wahrhaftig!" bemerkte der Kerkermeister traurig.

„Und hier unten ist's [illegible] sagte der Engländer, „nehmen Sie ihn doch hinauf. Mir kam es oben schon schlimm genug vor, aber es ist noch ein Paradis gegen diesen Aufenthalt."

Der Schließer überlegte.

„Der arme Teufel hatte ein hartes Loos," murmelte er.

„Sie wissen, ich gehe nächstens und habe genügende Mittel, Sie zu belohnen. Sie sollen es nicht bereuen, wenn Sie den Kranken hinauf nehmen, und zudem kümmert sich Niemand darum."

„Er ist noch dazu ein Endländer."

„Barmherziger Himmel! ein Landsmann! nun sollen und müssen Sie ihm helfen!"

„Wie Euer Gnaden befehlen. Die Sache ist gefährlich, wenn ich aber gut belohnt werde, soll des gnädigen Herrn Wille geschehen."

„Ein Engländer! ein Landsmann!" wiederholte der Andere heftig, „kein Wunder, wenn ihn der Aufenthalt zum Thiere machte. Und am Ende ist sein Vergehen nicht schwerer als das meine. Nehmen Sie ihn hinauf, Antonio, und ich werde Sie reich belohnen."

Nachdem der Schließer sein selbstsüchtiges Ziel erreicht hatte, rief er einen Gehülfen und ließ den Unglücklichen in einen trockenen, luftigen Kerker bringen. Dort sank er hülflos und bewußtlos zusammen.

„Antonio ließ den Gefängnißarzt rufen, der in gemessener Entfernung das todtenblasse Antlitz nachlässig betrachtete und dann gleichgültig bemerkte: „Lebt höchstens noch zwei Tage, der arme Kerl. Doch was liegt daran?"

Ja, was liegt daran. Wenn der Kranke es auch gehört hatte, schien es ihn nicht zu berühren. Mr. Boyds warmes Herz aber blutete beim Anblick all des Elendes, und er wiederholte immer und immer wieder trostlos die Worte: „Und er ist ein Landsmann! Ist britischer Unterthan!" als ob das der Climax alles Jammers gewesen wäre.

Beinahe unbewußt gebrauchte er die Muttersprache und die vertrauten Töne drangen zu den geschlossenen Ohren, und nachdem der Arzt sich entfernt, erhob sich das kraftlose Haupt und ein menschlicher Ausdruck belebte die geisterbleichen Züge wieder.

Boyd sah, daß der Sterbende nach ihm begehre und vergaß in unsäglichem Mitleid den Abscheu vor dessen Zustand.

„Sind Sie ein Engländer?" flüsterte das arme Geschöpf.

„Ja, Ihr Landsmann, Ihr Freund," entgegnete Boyd mit Thränen in den Augen.

„Können Sie mir helfen? Gibt es Erlösung aus dieser Hölle?" flüsterte er heiser.

„Bei Gott, es soll Ihnen Hülfe werden und müßte ich zu Fuße bis zur Königin."

„Inzwischen wäre ich vierzig Mal gestorben," seufzte der Gefangene, „und doch möchte ich leben, um den Elenden bloß zu stellen."

„Fassen Sie Muth, ich habe, hier mächtige Freunde, meine Haft läuft Morgen ab, und dann setze ich Himmel und Erde in Bewegung, um Sie zu befreien."

Eine Thräne, die erste nach Monate- und Jahrelanger Qual, benetzte das brennende Auge. Beunruhigt durch die fremde Sprache trat der Kerkermeister vor, und Boyd wandte sich zu ihm.

„Geben Sie dem Armen auf meine Kosten ein Bad und reine Wäsche, es soll ihnen reich vergolten werden."

„Euer Gnaden sind sehr gütig. Da der arme Kerl nur noch zwei Tage zu leben hat, kann's nicht schaden, wenn man ihm die letzten Stunden erleichtert. Des Herrn Wort ist so gut wie Gold, und ich hörte daß Sie befreit werden sollen, sobald der Direktor den betreffenden Befehl unterzeichnet hat."

Zwei Stunden später lag der Gefangene rein und behaglich auf einem Strohbett in der sonnigsten Zelle der Anstalt.

Boyd blieb, dem eigenen Wunsche gemäß, mit ihm eingeschlossen und reichte ihm von Zeit zu Zeit einen Löffel Bouillon oder einen Schluck Wein.

Das schluchzende Entzücken, mit welchem das arme Geschöpf einen Sonnenstrahl, der über seine Hand spielte, begrüßte, war unaussprechlich rührend. Bewegungslos, beinahe athemlos betrachtete er das goldene Licht, küßte das zusammengeschrumpfte Fleisch, auf dem er ruhte und weinte wie ein Kind.

Boyd wechselte mit ermunternden Versprechen und drohenden Reden gegen den gekrönten Tyrannen, der den freigeborenen Briten so mißhandelt hatte.

„Und nun mein Freund erzählen Sie mir womöglich Ihre Geschichte," bat Boyd, als sich Beide etwas beruhigt hatten, „und sagen Sie mir, in wie fern ich Ihnen dienen kann. Wie heißen Sie?"

„John Haughton. Ich wurde in Lincolnshire geboren. Freilich werde ich die liebe Heimath nicht wieder sehen, aber ich sterbe getrost, wenn Sie mir eine Gefälligkeit erzeigen wollen. Es betrifft meinen letzten Erdenwunsch; alles Andere ist mir längst gleichgültig. Der Elende aber, der meinen Jammer benutzte, mir selbstsüchtig mein Geheimniß auspreßte, die Hoffnung des Entkommens belebte, und dann mich zurückstieß, muß gezüchtigt werden. Mein Fluch verfolge ihn! mit dem letzten Athem werde ich noch des Himmels Rache gegen ihn herausrufen." Er ballte zürnend die Faust und sank dann kraftlos und keuchend zurück.

„Sparen Sie Ihre Kraft," warnte Boyd „und hüten Sie sich vor Aufregung."

Ein paar Löffel Wein stärkten den Kranken wieder etwas.

„Gott segne Sie," flüsterte er bebend, „ich bin glücklich, noch einmal einen Engländer zu sehen und in ihm einen Mann, nicht eine Schlange zu finden."

„Wie lange sind Sie schon hier?"

„Ich weiß es nicht genau, denn ich habe alle Zeitrechnung verloren und weiß nicht, ob wir im Juni oder December sind. Jedenfalls aber bin ich 15 Jahre hier."

„Fünfzehn Jahre!" rief Boyd schaudernd, „und Sie leben noch!"

„Erst hielt mich die Hoffnung, dem englischen Consul Nachricht geben zu können, aufrecht und ich wartete geduldig Jahr aus, Jahr ein. Vor einigen Monaten aber endete mein Hoffen in Verzweiflung, und diese Zeit scheint länger als all die Jahre früherer Qual. Aller Fluch der Hölle falle auf ihn!"

Er athmete tief auf und fuhr nach einer Pause ruhiger fort.

„Ich folgte einem geliebten Mädchen nach Sicilien, wohin sie ihr Vater, um sie meiner Werbung zu entziehen, geb acht hatte. Früh und spät hatte ich mich bemüht, der Geliebten ein würdiges Heim bieten zu können, und sie hatte mir Treue gelobt. Eine unerwartete Erbschaft führte mich schnell an's Ziel; ich vertraute Hab und Gut den Händen eines Banquiers in London und eilte hierher, Helene mir zu vereinen und nöthigenfalls mit ihr zu fliehen, wohin immer sie wollte. Ich kam zu spät. Helene war einem neapolitanischen Grafen vermählt. Rasend vor Wuth und Eifersucht stürzte ich in mein Verderben, indem ich mich einer geheimen Verbindung patriotischer Sicilianer anschloß, welche die schöne Heimath von ihrer Geißel befreien wollten. Ich wurde verdächtig, und bei dem verfluchten System war es leicht, Beweise zu finden und mich zu ver-

urtheilen. Zwei Tage verbarg ich mich in den Ruinen eines Klosters, dann wurde ich entdeckt und hier in den Kerker geworfen, zu verfaulen, zu sterben."

„Unglücklicher Mann!" seufzte Boyd.

„Das ist noch nicht das Schlimmste," entgegnete Haughton zähneknirschend, „ich hatte Angst und Qual erduldet, aber es war nichts im Vergleich mit dem, was folgte. Vor ungefähr sechs Monaten wurde ein Mann wegen Mordes eines Spions hierher gebracht. Dieses Verbrechen schien mir nicht so gräßlich, und als er freundliche Beziehungen mit mir anzuknüpfen suchte, kam ich ihm gern entgegen. Es war ein eigenthümlicher Mensch, aber ein guter Gesellschafter. Nach und nach vertraute er mir, daß er Hoffnung habe zu entkommen, weil ein Mädchen, das ihn liebte, alle Mittel zu seiner Befreiung in Bewegung setze. Tage lang besprachen wir den Plan und vertrauten uns zuletzt all unsere Erlebnisse. Ich erzählte ihm von dem Kapitale, das seit Jahren bei dem Banquier in London für mich bereit lag, von den Werthpapieren, die ich unter dem alten Olivenbaum im einsamen Garten des zerstörten Nonnenklosters vergraben hatte. Noch jetzt kocht mir das Blut, wenn ich daran denke, wie listig er mich ausfragte, und wie bald sich in meinem Leben nichts mehr fand, was er nicht wußte. Endlich wurde ihm Nachricht von außen. Wie das geschah habe ich nicht erfahren, vermuthlich wurde eine Wache bestochen und er bekam eine feine Säge und leichten Eisendraht, stark genug, um eine Leiter daraus zu flechten. Er theilte mir das Programm mit und versprach mich mitzunehmen, weil er meine Hülfe brauche. Zwei Wochen lang arbeiteten wir Tag und Nacht leise und vorsichtig. In der ersten dunkeln, stürmischen Nacht sollten wir uns bereit halten. Der große Schuppen an der anderen Seite des Gefängnisses sollte angezündet werden, damit die Aufmerksamkeit aller Bewohner sich dahin lenke. Es war für uns keine leichte Aufgabe, die durchfeilten Stäbe auszuheben, und die Brüstung des Gebäudes zu erreichen, von wo aus wir uns an der Leiter hinablassen sollten in die Wogen der See. Wir hatten Muth, denn wir wußten, daß uns unten ein Boot erwarte, um uns an Bord eines befreundeten Schiffes zu führen. Wir erreichten in der stockfinstern Nacht glücklich die Brüstung und bemerkten bald das Signal, welches anzeigte, daß das Boot bereit und die Leiter befestigt sei. Ich fand zuerst deren Hacken und war selig im Vorgefühle naher Erlösung. „Laß mich zuerst hinunter," flüsterte mein Gefährte. Das hielt ich für recht, denn seine Freunde bewerkstelligten das Entkommen. Ich kroch zurück und er fand nach einiger Zeit die Leiter. Im Gefängniß blieb Alles still, aber den Feuerlärm auf der andern Seite hörten wir deutlich, und die dunkle Röthe erhellte den nächtlichen Himmel immer mehr. „Schnell, schnell!" rief ich ängstlich. „Ja," flüsterte er, „mein Fuß ist auf der Leiter, komm her, damit ich mich auf Deiner Schulter stütze." Bebend vor Freude und Hoffnung suchte ich so gut als möglich das Gleichgewicht zu halten und beugte mich ihm entgegen. Er packte mich fest und zischte: „Glaubst Du, alter Narr, ich werde Dich mitnehmen, nachdem Du mir sagtest, wo Deine Papiere sind, und ich gerade ein solch hübsches Sümmchen brauchen kann?" Mit diesen Worten gab er mir einen heftigen Stoß und ich stürzte hinunter wie ein Stein. Gott allein weiß, was in dem gräßlichen Moment durch meine Seele zog. Der Fall hätte mich zermalmen müssen, wenn ich nicht auf einen der Pfähle, an welchen die Soldaten ihre Mäntel trockneten, gefallen wäre. Da hing ich nun hülflos, und doch nur mit dem Einen Gedanken, des Elenden Flucht zu hindern. Ich schrie so lange ich konnte, bis ich heiser war, und in Folge des abwärts hängenden Kopfes meine Sinne schwanden. Niemand hörte mich, oder eigentlich Niemand entdeckte, woher das Schreien kam, bis es zu spät war. Als man mich endlich fand, hing ich mit blauem Gesichte, geschwollenen Augen und hervorhängender Zunge scheinbar leblos am Pfahle. Kein Wort beschreibt meine Wuth, als ich wieder zu mir kam. Ich geberdete mich wie ein Tobsüchtiger, so daß man mich in den unterirdischen Kerker brachte, wo ich wie ein wildes Thier brüllte, und aus meinem halb wahnsinnigen Zustande nur erwachte, um ihm zu fluchen, der inzwischen wohl in England gelandet war und mein Hab und Gut verprasste,

während ich lebendig verfaulte. Ich glaube nur der Wunsch, mich an dem Elenden zu rächen, hat mein Leben gefristet. Gehen Sie nun nach England, bewachen Sie ihn, und wenn Sie sehen, daß er irgend ein hohes Ziel erreichen will, lassen Sie ihn fühlen, was ich gefühlt. Wenn das falsche Herz in Erwartung des Gelingens jubelt, treten Sie vor, stürzen Sie ihn von der Höhe erträumten Glückes und sagen Sie ihm, es sei John Haugthon's Werk."

Er hatte sich erhoben und lehnte sich vorwärts. Die Augen funkelten unnatürlich, die dürren, klauenähnlichen Hände streckten sich verlangend aus und das abgezehrte Antlitz leuchtete in wilder Freude.

„Ich will es thun, so helfe mir Gott!" rief der ehrliche Boyd beinahe schluchzend.

Der Gefangene sank mit müdem Lächeln zurück.

„O ich danke Ihnen, damit erfüllt sich mein letzter Wunsch."

„Ich will aber noch mehr thun, ich will Sie befreien."

„Das hilft mir nicht viel, denn der Sand meines Lebens läuft ab. Wohl möchte ich gern noch einmal den blauen Himmel, die grünen Felder sehen, aber es wären ja doch nicht die theuern Hügel von Lincolnshire, es wäre sicilianische Erde und ich hasse diesen verrätherischen Glanz."

„Im Hafen ist ein englisches Kriegsschiff," sagte Boyd nach kurzer Pause, „nnd ich denke, man wird mir behülflich sein, das hiesige Gesindel mit den eigenen Waffen zu schlagen. List gegen List."

Er sprang auf und rieb sich vergnügt die Hände.

„Gefunden! gefunden! Sie müssen Ihre Kraft so viel als möglich stärken, scheinbar aber immer schwächer werden. Der Kerkermeister thut Alles um's Geld und wird mir hoffentlich erlauben, Sie im Sarge mit fort zu nehmen, damit Ihnen ein englisches Begräbniß werde. Für Luft und behagliche Lage werde ich sorgen. Ich weiß, wer mir helfen wird, nnd dann tragen wir Sie als englischen Matrosen an Bord des Kriegsschiffes, um vom Verdeck aus in den Wellen begraben zu werden. Die Sache geht, verlassen Sie sich darauf."

Haughton lächelte ungläubig.

„Probiren Sie's und langte ich wirklich als Leiche an, so wäre es besser, als hier zu Grunde zu gehen."

„Sobald ich frei bin, treffe ich meine Vorkehrungen und berede den Schließer, daß er mir gestatte, Sie zu besuchen."

„Sie sind sehr gütig und Gott segne Sie dafür. Vielleicht hat Er all meine Fehltritte vergeben, weil er gnädig mir solche Theilnahme sendet. Ja, ich will versuchen zu leben, bis ich auf dem Schiffe bin, damit ich unter Englands Farben sterbe. Geben Sie mir noch ein Tröpfchen Wein, ich will zu leben suchen."

Die abgezehrten Züge nahmen einen beinahe friedlichen Ausdruck an, als der Kranke sich matt zurücklehnte und gebrochene Worte stammelte.

Tief bewegt wandte sich Boyd ab, denn Haughton sprach langsam und feierlich die englische Begräbnißformel. Die bloße Betonung bewies, wie viele Monate und Jahre dahingegangen sein mochten, seit er zum letzten Male die ernsten Gebete gehört!

Am folgenden Tag kam das ersehnte Befreiungsdecret, und Boyd hatte von dem Kerkermeister die stillschweigende Genehmigung eines Besuches.

Entschlossen eilte der edle Mann sofort zu einem einflußreichen Freund und es wurde trotz allem Risiko beschlossen, den Versuch der Rettung zu wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

A hat Schätze aus alten Zeiten,
B vom Jäger den Tod erleiden,
L wohl dem, der's tüchtig kann,
N besteig' ich dann und wann,
W in Waffen an manchen Orten,
S sind Manchem bescheeret worden.

Auflösung der Charade in Nr. 10 des Unterhaltungsblattes: B u c h s t a b.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 14. Dienstag, den 31. Januar **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

Am dritten Tage besuchte Boyd, reich mit Gold versehen, das Gefängniß. Antonio kam ihm erschreckt entgegen. Der arme Kranke sei mehrfach in Ohnmacht gefallen, und er glaube, er habe nun ausgelitten.

Mit gut gespieltem Schrecken folgte Boyd dem Schließer in die Zelle, beugte sich über die bewegungslose Gestalt und erklärte sich dann ebenfalls überzeugt, daß der Tod eingetreten sei.

„Antonio," sprach er nach kurzer, ernster Pause, „es war mein Landsmann, und er kann Ihnen nun nicht mehr schaden. Erlauben Sie mir, die Leiche mitzunehmen, damit sie nach unserm Ritus begraben werde. Es ist das Letzte, was ich für ihn thun kann, und Sie sollen dann noch zwei Mal so viel bekommen, als Sie bereits erhalten haben."

Antonio rieb nachdenklich die Hände. Boyd spielte mit den glänzenden Goldstücken.

„Es kann geschehen," sprach er endlich mit gierigem Blicke, „aber das Risiko ist groß."

„Warum nicht gar, — Risiko bei einem Todten!"

„Sei es denn. Aber es muß schnell gehen."

„Gut. Sobald es dämmert, sende ich zwei Matrosen mit einem Sarge."

„Der kann hier beschafft werden."

„Dann würde man den Gefängnißsarg erkennen."

„Wie es Ihnen beliebt. Wann kommen Sie?"

„Eine Stunde nach Sonnenuntergang. Bringen Sie den Namen einstweilen in's Todtenregister."

„Ja, Signor, und — und das Gold?"

„Erhalten Sie, sobald die Matrosen mit der Leiche das Gefängniß verlassen. Halten Sie müßige Zuschauer fern."

Der Kerkermeister nickte und Boyd eilte mit pochendem Herzen fort, ängstlich wie das gefährliche Strategem wohl enden werde.

IX.

„Wir wollen doch sehen," rief Lady Worth ärgerlich, „ob Miß Lloyd uns Alle in solch unwürdiger Weise beherrschen darf. Miß Evesham ist sehr für sie eingenommen, aber wie sie solch unweibliches Benehmen entschuldigen will, begreife ich wahrlich nicht."

Tante Barbara versuchte es nicht einmal.

„Das liebe ungeschickte Mädchen mit ihren utopischen Ansichten," flüsterte sie, nachdem Lady Worth sich an einem behaglichen Plätzchen häuslich niedergelassen und sofort mit gehörigem Nachdruck Genevra's unartiges Benehmen gegen Lord Cuthbert erwähnte.

„Mit ihren heidnischen Ansichten sollten Sie lieber sagen," entgegnete Lady Worth heftig, „am Ende nehmen auch Sie Partei gegen den jungen Mann."

„Warum nicht gar. Ich habe seine Vertheidigung selbst in den dunkelsten Stunden nicht aufgegeben."

„Haben Sie ihn schon gesehen?"

„Noch nicht, aber er schrieb mir in herzlichster Weise."

Nachdem Lady Worth sich entfernt hatte, eilte Miß Barbara zum Schreibtisch.

„Den 6. Juni. Hoffentlich befinden Sie sich in guter Laune, liebe Genevra, freundlich und liebevoll gegen die Welt im Allgemeinen und besonders gegen eine arme alte Jungfer. Ich setze das voraus, weil ich selbstsüchtig und kühn eine große Bitte stellen will. Sie haben mich, gleich allen Anderen durch zuvorkommende Liebenswürdigkeit verwöhnt, und da ich mich einsam und trübe fühle, da meine Seele sich nach den frohen Tagen sehnt, die wir verlebten, als Sie und Kitty hier weilten, möchte ich bitten: kommt zu mir, verlaßt die glänzende Stadt mit all ihrer Lust und erfreut wenigstens einige Tage lang Tante Barbara's Herz."

„Ich hoffe, sie kommt," seufzte Miß Evesham, froh die Epistel geendet zu sehen, um so mehr als Kitty sie begleiten soll. Wenn sie dann hier sind, muß Cuthbert ebenfalls kommen, und dann finde ich hoffentlich heraus, was Genevra gehässig stimmt.

Die betreffenden Billete an Kitty und Cuthbert wurden ebenfalls spedirt und schon am zweiten Tage hatte die Kriegslist Erfolg."

„Da seid ihr ja, ihr lieben, lieben Kinder," jubelte Tante Barbara, als sie fröhlich den jungen Mädchen entgegen eilte, „ich fürchtete schon, ihr würdet nicht kommen."

„Aber Tante Barbara, wie konnten Sie schreiben, daß Sie sich so traurig und verlassen fühlen," lachte Genevra, „und sind so munter wie ein Vögelchen. Wie freue ich mich wieder hier im Seeland zu sein!"

Jeder Moment des folgenden Tages verfloß auf goldenen Schwingen, gegen Abend lockte Tante Barbara die Mädchen in ein entlegenes trauliches Gemach, gab ihnen eine Sammlung auf Elfenbein gemalter Miniaturgemälde und eine Rolle Manuscripte, die romantische Geschichte zweier Originale der Familienportraits.

„Bitte, Genevra, lesen Sie das Kitty vor, während ich nach der Küche gehe. Sarah meint, sie könne die neue Speise ohne meine allerhöchste Gegenwart nicht fertig bringen. Unterhaltet Euch gut, ich komme so bald als möglich wieder."

Die gute alte Dame war etwas aufgeregt und schlug wie beschämt die Augen nieder, die Mädchen waren aber zu begierig auf den neu entdeckten Schatz, um es zu beachten. Tante Barbara eilte fort und blickte verlangend die Allee entlang.

„Du lieber Himmel, wie peinlich ist doch die unschuldigste Falschheit," flüsterte sie und eilte in die Küche, wo sie jedoch bei jedem Geräusch auffuhr und schließlich so schnell als möglich die Schürze abriß, als der Bediente hinter Lord Cuthbert Lyle die Thüre schloß.

„Mein lieber, lieber Junge!" rief sie herzlich und reichte ihm beide Hände. Stimme und Augen sprachen solch innigen Willkomm, daß der ernste Mann sich von diesem Gruße wahrer Liebe, von dem süßen, rührenden Entgegenkommen eines weiblichen Herzens überwältigt fühlte.

Er küßte ihr kindlich die Hand, eine heiße Thräne fiel auf dieselbe.

„O Tante Barbara, Sie müssen mir Mutter und Schwester und Freundin sein!"

Des Weibes zartes Herz überfloß bei dem Einblick in die schmerzliche Leere seines Innern.

„Du weißt, Cuthbert, daß ich Dich wie eine Mutter liebe, deshalb sandte ich ja auch nach Dir und konnte nicht erwarten bis Du kamst. Komm' laß Dich ansehen. Ich bin so stolz und froh."

Cuthbert trocknete die feuchten Augen und fragte trübe lächelnd: „Nun, Tantchen, wie finden Sie mich? bin ich sehr verändert?"

„Mehr als ich dachte. Ich vermisse den goldnen Schimmer Deiner Haare, den ich so sehr liebte. Diese Zwei Jahre haben Augen und Haare dunkler gefärbt, doch was liegt daran? Sie machten Dich auch zum Manne und mußten selbstverständlich das Aeußere beeinflussen. Im Ganzen hast Du Dich entschieden zu Deinem Vortheil verändert."

„Sie sind so lieb und gut, freundlicher selbst noch als Ihre Briefe. O und wie gütig war es, dem Wanderer diese Blätter der Liebe folgen zu lassen."

„Und wie großmüthig von Dir, mir solche reizende Beschreibungen Deiner Reisen zu liefern. Du mußt diese Briefe, die ich bereits bitter vermisse, durch Besuche ersetzen."

„Wie heimisch ich mich hier fühle!" rief der junge Mann innig und doch überrascht.

„Natürlich, Du bist ja mein Sohn Cuthbert und ich Tante Barbara," lachte Miß Evesham.

Er blickte auf zu ihr und betrachtete sie ernst und lange.

„Tante Barbara, ich möchte Sie um Verzeihung bitten, möchte gestehen, daß ich unwerth der Freundschaft eines edlen, reinen Weibes bin. In den Staub will ich mich beugen, damit Sie sehen, daß ich nur durch Ihr Erbarmen Anspruch auf Ihre Rücksicht habe."

„Sprich nicht so, mein Junge. Du warst jung und wild, das will ich weder leugnen, noch beschönigen, aber all' das ist nun vergangen und war nicht einmal so schlimm wie Du sagst. Du bist von allen Irrwegen zurückgekehrt, Cuthbert, und nur eine ungesunde Phantasie brütet über bereute Sünden. Laß die Vergangenheit begraben sein und lebe der frohen Gegenwart, der ehrenvollen Zukunft."

„Ach," seufzte er trübe, „wenn nur die Folgen vergangener Sünden nicht die Gegenwart vergällten, die Zukunft vergifteten."

„Unsinn! die Vergangenheit ist todt und Du sollst sie nicht mehr berühren," gebot Tante Barbara.

Er lächelte und blickte so freudig auf, als fühle er sich von einem Alp befreit.

„Sie heißen mich also willkommen, ohne jedwede Beziehung auf den andern Lord Cuthbert, der nach Italien ging."

„Versteht sich und verbiete Dir sogar jede weitere Anspielung. Du sollst froh sein und heiter, weil ich reizende Gesellschaft für Dich habe."

Cuthberts Auge trübte sich.

„Sei nicht garstig, Cuthbert. Du wirst sie schnell lieb haben, wenn Du sie erst kennst. Es sind zwei schöne junge Mädchen."

„Sie sollen mich nicht von Tante Barbara's Seite locken."

„Das wird sich zeigen. Man sagt Miß Lloyd sei gefährlich."

„Miß Lloyd? doch nicht Genevra Lloyd?" fragte er erschreckt.

Tante Barbara blieb so ruhig wie ein General, der seine Truppen in's Gefecht führt.

„Versteht sich Genevra Lloyd, sie ist meine liebe Freundin."

„Dann muß ich gleich wieder gehen, Tantchen," sprach Cuthbert niedergeschlagen, „denn Miß Lloyd kann mich nicht leiden."

„Dann wird sie's lernen," nickte Miß Evesham, „wollen sehen, ob sie den Vorzügen Deines Charakters widersteht, wenn sie Dich im Stillleben der Honeysuckle Cottage trifft."

„Aber ich kann nicht bleiben, gewiß, ich kann nicht."

„Aber Du mußt, wenn Du Theilnahme für mich hast."

Cuthbert Lyle sah so unglücklich aus, daß Tante Barbara ihn ernsthaft tröstete.

„Genevra ist nicht so schlimm, als Du glaubst. Du mußt eben Erziehung und Temperament in Rechnung nehmen. Sie ist ein edles Wesen, aber furchtbar stolz."

„Als ob ich das nicht wüßte, nicht begriffe, daß ihre reine Seele jede Berührung mit dem Gemeinen verschmäht."

„Uebrigens halte ich ihr auch nicht die Stange," fuhr Tante Barbara fort, und erkläre ihr hartes Urtheil über vergangene Fehltritte arrogant und unweiblich. Diesen einen schlimmen Zug ihres Charakters soll sie mildern, dann entspräche sie meinem Ideale einer Frau. Doch ich muß nun gehen, Kitty Cartright ist auch da, und wir wollen einige hübsche Tage verleben."

Der junge Mann blickte gedankenvoll aus dem Fenster.

„Nun, ich gebe mich in ihre Hand, Tantchen," sprach er nach einer Pause, „aber Sie dürfen mich dann auch nicht schelten, wenn schlimmere Folge daraus entstehen."

„Sei Du nur heiter und liebenswürdig, für alles Andere will ich sorgen. Unterhalte Dich inzwischen hier mit Mappen und Büchern, es wird Dich Manches darunter an Deine Knabenjahre erinnern. Mache Dir's bequem, wenn ich meine Mächte zusammenbringen will, werde ich Dich schon finden."

„Du lieber Gott," flüsterte sie, als sie

die Treppe hinaufstieg, „da hab' ich nun ein hübsches Stück Diplomatie am Halse. Mit Genevra läßt sich nicht rechten, ich muß auf ihre Großmuth speculiren."

Und mit diesem Entschluß schritt sie dem Angriff entgegen.

„Kinder, ich freue mich königlich, der heutige Tag ist ein wahrer Glückstag, ich hoffe nur, daß nichts meine Freude störe."

Und sie sank in einen Fauteuil und klatschte vor Vergnügen in die Hände. Genevra ließ das Manuscript fallen, die Bilder lagen noch auf ihrem Schooß, und Miß Eveshams sah an dem feuchten Glanz der Augen, daß die Erzählung gelesen war, und ihren Eindruck nicht verfehlt hatte. Die Erzählung, welche von einem längst zu Asche verfallenen Frauenherzen handelte, dessen Liebe und treue Sorge einen tiefgesunkenen Mann hob und rettete, und ihn mit starker Hand auf dem Pfade der Ehre leitete, so daß er schließlich noch eine Zierde des alten Namens wurde.

Miß Eveshams lebhaftes Wesen zerstreute einigermaßen der Mädchen ernste Stimmung.

„Nun, Tante Barbara, Sie haben uns ja mit Sturmesgewalt aus dem dämmernden Nebel der Vergangenheit in die alltägliche Wirklichkeit zurückgeführt. Was aber mag Ihre heitere Ruhe in solch Fieber froher Aufregung verwandelt haben?" fragte Genevra.

„Weiß nicht, ob ich diese Vergangenheit auch berühren soll? doch nein, Sie wissen ja, Genevra, daß ich selbst in den dunkelsten Stunden das Vertrauen auf ihn und sein besseres Selbst nicht verlor, und mögen daraus bemessen, wie glücklich ich über seine Sinnesänderung bin. Doch der langen Rede kurzer Sinn ist, daß Cuthbert gekommen ist, und ein paar Tage bleiben will. Ich freue mich nun doppelt, daß ihr gerade da seid, damit ich dem lieben Jungen, der die Vergnügen der Welt dem Besuche einer alten Jungfer opferte, recht angenehme Unterhaltung bieten kann."

Und Miß Barbara faßte die Hände beider Mädchen und seufzte vor Behagen.

Genevra hielt in einem Anfall heftigen Hustens das Taschentuch vor's Gesicht.

Kitty erglühte und verwandte kein Auge von den zierlichen Händchen, die sich rastlos bewegten.

Miß Lloyds Aerger jagte das Blut bis in die Fingerspitzen, was aber konnte sie thun?"

Da saß Tante Barbara voll inniger Freude und war folglich zehn Mal unnahbarer, als in gereizter Stimmung.

„Macht Euch nur recht hübsch heut Abend," lächelte sie, „denn wir wollen ein wahres Feenleben aufführen, da wir nun einen wirklichen Ritter haben. Beeilt Euch, ich rufe Euch bald."

„Ein hübscher Ritter," zürnte Genevra, als Miß Eveshams Schritte verhallt waren, „die Geschichte ist mir schrecklich zuwider. Was in aller Welt sollen wir thun, Kitty?"

Ist's denn nicht möglich, daß Du Dich irrst, Genevra? würde Miß Barbara sich so innig für ihn interessiren, wenn er schlecht wäre?"

„Hab' ich Dir nicht von seiner Anziehungskraft gesagt? Er erfuhr sicher unsere Anwesenheit, und dachte nun, Dich unter Tante Barbara's Schutz, um so leichter zu erobern. Aber ich will ihm noch Trotz bieten." Kitty lachte hell auf.

„O Genevra, diese Idee ist zu drollig. Lord Cuthbert kümmert sich um mich nur in so fern, als ich Hugo's Schwester bin. Hättest Du den Blick gesehen, der Dich traf, als er Dir die Lorbeerkrone reichte, so würdest Du Dich nie wieder um mich ängstigen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Newyork. Der in Erie, Pa., existirende Lügenverein hat in seiner kürzlich stattgehabten Jahresversammlung die Ehrenpräsidentschaft und den damit zu vergebenden Lügengürtel einstimmig Hrn. Gambetta zuerkannt.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 15. **Donnerstag, den 2. Februar** **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Dmbs.)

(Fortsetzung.)

Genevra schritt zürnend auf und nieder. „Hörtest Du nie von wilden Jägern, deren tödtlich Geschoß jedem Wild gilt? Kitty, Kitty, sei auf Deiner Hut! Wärest Du nicht da, so nähme ich die Sache nicht halb so ernst, aber ich habe kein Vertrauen auf Dich, Du bist halb im Begriff zum Feinde überzugehen."

„Aber der Feind will mich ja gar nicht haben. Uebrigens thut mir's sehr leid, wenn diese Tage verdorben werden."

Genevra erröthete und sprach nach kurzer Pause lächelnd: „Zugegeben, daß ich vorerst mit Windmühlen fechte. Ich will aber Tante Barbara's Freude nicht stören, und mich als mächtigen Feldherrn zeigen. Jeder Angriff soll zurückgeschlagen oder parirt werden, und dabei doch jedes Geplänkel vermeiden. Komm, Kind, wir wollen uns umkleiden, und Du sollst die Blumen für meine Haare wählen. Wir wollen thun, was wir für Miß Evesham gethan haben würden; nicht mehr, aber um ihretwillen auch nicht weniger.

X.

Lubin wohnte noch immer im Piccadilly Hotel und nahm, wie der Portier meinte, nach und nach eine civilisirte Lebensweise an. Das Haus des Banquier stand ihm nun immer offen, und obgleich Lawrence Lloyd ihn nie ohne Schaudern sah, ihn von Tag zu Tag mehr haßte und verabscheute, empfing er ihn doch freundlich und gab wenigstens äußerliche günstige Zusagen. Ein mächtiges Netz umgab den Banquier immer enger, und er sah nur den Einen Ausweg, der ihn noch sicherer zu Grunde richten mußte. Das Beste war also, sich mit Lubin auf gutem Fuß zu erhalten und so seine Tochter vor einer Entdeckung zu bewahren, die ihn zerstören mußte, selbst wenn dieselbe sie nicht tödtete.

Die erste zornige Aufwallung über des Mannes maßlose Anmaßung war vorüber, und Lawrence Lloyd gab sich redlich Mühe gute Eigenschaften an ihm zu finden, Eigenschaften, die ihn Genevra's würdig machten. Lubin bewachte ihn mit Argus-Augen, aber er gewährte Frist, weil er wußte, daß der stolze Geist sich endlich beugen müsse.

Erst als die eStunde der Entscheidung immer hinausgeschoben wurde, endete seine Geduld, und er erklärte, daß er in jedem Falle und unter allen Umständen nach Verfluß einer Woche die Frage auf die eine oder andere Weise gelöst wissen wolle.

„Gelöst?" fragte Lawrence Lloyd erschrocken, „Sie muthen wir doch wohl nicht zu, die Sache zu entscheiden, bevor ich meiner Tochter Ansicht kenne?"

„Nein, aber Sie können endlich Schritte thun, mir die besprochene Summe einhändigen, mich Ihrer Tochter vorstellen und ihr begreiflich machen, daß ich ihr die Ehre erwiesen habe, Herz und Hand ihr anzubieten,

und daß Sie beides in ihrem Namen angenommen hätten."

„O meine stolze, hehre Genevra!" ächzte der Banquier.

„Ich will mein Bestes thun, des Mädchens Herz zu gewinnen," fuhr Lubin ruhig fort, „denn sie hat mich wirklich gefesselt. Nachdem ich Alles reiflich überlegt habe, kam ich zu dem Resultat, daß es am besten sein wird, wenn ich den alten Namen nicht mehr führe, sondern als deutscher Edelmann auftrete. Die Engländer haben erhabene Beispiele der Bevorzugung deutscher Gatten, und Sie brauchen nur den Tag zu bestimmen, an welchem Graf Lubin Ihrer Tochter vorgestellt werden soll. Daß ich meine Rolle zu spielen verstehe, werden Sie bald einsehen, und da mir's oft gelungen, schöner Frauen Gunst zu gewinnen, dürften Sie sich schließlich noch Ihres Schwiegersohnes freuen."

„Meine Tochter ist gegenwärtig bei einer Freundin auf dem Lande," entgegnete der Banquier trübe.

„Nun, dann kommt sie hoffentlich bald und inzwischen leiten wir die Sache ein. Ich verschaffe mir Credit- und Empfehlungsbriefe, ein Kammerdiener muß ankommen und nach Graf Lubin fragen, der große Banquier Lawrence Lloyd führt mich in die Gesellschaft ein, und schließlich widersteht dessen schöne Tochter der Glut meiner Werbung nicht. Wollen wir die Sache nicht als abgemacht betrachten?"

Warum auch nicht? Lawrence Lloyd wußte wohl, wie all sein Sträuben enden müsse, und doch streckte er abwehrend die Hand aus.

„Lassen wir es lieber bei der besprochenen Woche."

„Wie es Ihnen beliebt, aber ein schneller Entschluß ist immer am klügsten, vorausgesetzt, daß man ihn doch fassen muß, bemerkte Lubin achselzuckend.

„O daß ich wüßte, ob Genevra Sie lieb haben könnte," murmelte der unglückliche Vater.

„Beim Teufel, das gehört ja gar nicht hieher. Sie ist hoffentlich eine gehorsame Tochter, und Sie erklären einfach, sie müsse."

Lawrence Lloyd seufzte schwer. Wann hatte er je dieses Wort der geliebten Tochter gegenüber gebraucht?

Lubin ging vergnügt von dannen, denn er wußte die Sache sei so gut als abgemacht, und trug die erste Abschlagszahlung bereits in der Tasche. Er kehrte jedoch nicht in's Hotel zurück, sondern fuhr mit dem nächsten Zuge in eine bevölkerte Fabrikstadt, wo er einige Geschäfte besorgte, die ihn sichtlich befriedigten.

Zwei Tage später erschien im Hotel ein Kammerdiener und fragte, ob sein Herr, Graf Lubin hier abgestiegen sei. Ein Kellner begleitete ihn nach dem betreffenden Zimmer, und ließ wie zufällig die Thür offen. Der Kammerdiener trat ein, verbeugte sich tief und Graf Lubin rief laut: „Bist Du endlich da, Karl, ich fürchtete schon, Du würdst nicht kommen. Hoffentlich hast Du all' meine Briefe in Ordnung?"

„Zu dienen, Euer Gnaden. Die Ueberfahrt war rauh, sonst wäre ich früher gekommen.

„Nun, ich bin froh, daß Du da bist, denn ich war hier wie eingemauert. Jetzt kann ich mir wenigstens die Gesellschaft und das Leben etwas besehen, und die Veränderung wird wohl thun."

Ja, es war eine Veränderung. Von einer bloßen Ziffer im Hotel verwandelte sich Graf Lubin in einen Stern erster Größe. Er bewohnte nun eine Zimmerreihe, und es wimmelte stets von Besuchen. Erst waren es Handelsleute, die Befehle empfingen, dann erschien der reiche Banquier Lawrence Lloyd und verkehrte mit dem Grafen auf vertraulem Fuße, nun folgte Lord X. und Baron Z., und der deutsche Graf war mit Glanz in Londons Gesellschaft eingeführt.

Schöne Federn bestimmen den Werth des Vogels, und so war auch Graf Lubin's Erscheinung nun weit einnehmender und eleganter, als Lawrence je gedacht hätte.

Daß die Aristokratie sich so schnell und lebhaft für den Fremden interessirte, war dem Banquier ein größerer Trost, als er sich selbst gestehen wollte, und er suchte sich sofort in den Glauben zu lullen, daß Genevra sich am Ende doch glücklich fühlen könne, wenn des Grafen Stellung sich endlich definitiv befestigt habe.

Wie schnell umgarnt uns der Hölle Netz,

wenn wir einmal den Pfad der Lüge betreten!

Lawrence Lloyd versprach dem Grafen all seinen Einfluß aufzubieten, um Genevra ihm günstig zu stimmen. Sonderbarer Weise war des Mannes Leidenschaft für die erkorene Braut wahr und ernst, und er hätte lieber dem Golde als ihr entsagt. Um sich die Zeit ihrer Abwesenheit zu verkürzen, trieb er sich mit Capitän Follansbee in Theatern und Clublocalen umher.

Eines Tages erschien der junge Mann in erhöhter Stimmung bei Lubin.

„'s ist wahrlich eine Schande, Graf, daß wir die neue Tänzerin, die solch ungeheueren Ruf von Paris mitbringt, doch nicht gesehen haben. Dexta sagte mir, sie habe gestern das langweilige Londoner Publicum förmlich elektrisirt, und heute wird man sie mit Blumen überschütten. Wir müssen natürlich auch dabei sein, ich habe uns bereits Plätze gesichert."

„Meinetwegen, obgleich ich keine Vorliebe für Balletänzerinnen habe," entgegnete der Graf schaudernd, als ob plötzlich eine gespenstige Erscheinung vor ihm auftauche.

„Zephyr soll aber eine Ausnahme aller Tänzerinnen sein, ein Wunder von Schönheit leicht und zierlich wie ihr Name, und doch unnahbar wie eine Fürstin. Man sagt, sie habe einem unserer Herzöge, der sich mit einem Diamantenhalsband Eingang zu verschaffen gesucht, ganz entschieden imponirt. Eine Tänzerin aber die Diamanten widersteht, ist etwas ganz Absonderliches."

„Ist sie Französin oder Italienerin? Zephyr ist natürlich nur pseudonym."

„Das weiß ich wahrlich nicht. Der Zettel nennt sie nur Zephyr; „die feenhafte, bezaubernde, unübertroffene Zephyr." Dexter und Oberst Waite stritten über ihr Alter. Der Eine behauptete, sie sei ein wahres Kind, der Andere, ihr Antlitz verrathe eines Weibes Erfahrung und Leidenschaft und zeige selbst Spuren des Leidens. Freilich glaubt der immer wunderbar tief zu schauen."

Der Graf trat ans Fenster.

„Wenn sie es wäre?" flüsterte er stirnrunzelnd, „dann stünde ich wohl auf einer Pulvermine. Aber es kann ja nicht sein, ich habe zu sorgfältig jede Spur verwischt."

Dennoch suchte er einen Mantel hervor, dessen weiter Kragen den Kopf eines Mannes halb verbergen konnte. Capitän Follansbee hatte sich mit einem Bouquet versehen und legte es scherzend auf das Wagenkissen.

Der Graf aber war nicht so gesprächig als sonst, wie ein Alp lag's ahnungsschwer auf seiner Seele und als er sich in des Theaters lichten, glänzenden Räumen befand, überfiel ihn solch heftig Herzklopfen, daß er beinahe ohnmächtig wurde.

„Aha," rief der junge Capitän muthwillig, „Sie machen mir glauben, Sie seien ganz ruhig und gleichgiltig, und nun sind Sie ganz bleich vor Aufregung und Ungeduld."

„Mir scheint der Magnetismus des Enthusiasmus wirkt ansteckend," entgegnete der Graf mit erzwungenem Lächeln, „ich gestehe, daß ich jetzt ebenfalls auf die gefeierte Erscheinung gespannt bin."

„Sehen Sie einmal hinüber nach der Loge des Herzogs, man sagte mir, daß in seinen Bouquetten Armbänder von unschätzbarem Werthe steckten. Geben Sie Acht, wenn er sie ihr zuwirft. Zephyr soll übrigens jede Bewegung des Publicums beachten, und während sie sich unter dem Blumenregen verbeuge, sollen die funkelnden Augen suchend über das Meer von Gesichtern gleiten."

Graf Lubin schlug unwillkührlich den Mantelkragen hinauf.

„Hören Sie das Zeichen," rief Follansbee hastig.

Lauter Beifall begrüßte den aufrollenden Vorhang. Elektrisch durchzuckte die Menge der Eine Gedanke: „Zephyr kommt!"

Die Scene stellte eine Feengrotte dar. Moosiges Grün bedeckte die Felsenwände, glitzernder Tropfstein hing in reizenden phantastischen Gebilden von der Decke nieder, unten plätscherten Fontainen, spielten Vögel und Schmetterlinge, und auf duftendem Blumenlager ruhte die Feenkönigin, umgeben von lieblichen Mädchen.

Eine zarte Sylphide trat vor, hob eine Perlenmuschel an die Lippen und entlockte ihr einen leisen, melodischen Ton, den das Orchester sofort aufnahm und süß und weich, gleich einer Mutter Schlummerlied, weiter führte.

Des zarten Füßchens leiseste Bewegung genügte, um des vollen Hauses stürmischen Applaus donnernd wach zu rufen.

Wirklich ein Zephyr! Sie glitt hin und schwebte her, wandte und drehte sich so leicht wie ein Wölkchen im Aether. Die kleinen Füße berührten kaum den Boden, sie verrieth nicht die Spur von Anstrengung, und doch tanzte sie mit wunderbarer Grazie die schwersten Figuren, während die feinen Züge solch träumerisch sehnenden Ausdruck zeigten, daß man wähnte die Erscheinung sei wirklich ein Wunder der Zauberkraft und werde sofort verschwinden.

Völlig verschieden von den gewöhnlichen Tänzerinnen, war Zephyr ein kleines, zierliches Wesen, das um so mehr fesselte, je länger man es betrachtete. Und doch war es nicht Schönheit allein, denn unter dem Feenchor befanden sich eben so reizende Mädchen, es war der Zauber der großen, tiefen Augen, die pathetische Leidenschaft, die Geistesgröße, die unmiderstehlich fesselten. Die rosigen Lippen lächelten bald bezaubernd, bald schienen sie süß zu flehen, und doch behielt das Antlitz fortwährend den zerstreuten, träumerischen Ausdruck. Nur als die Sylphide, wie Follansbee vorausgesagt, einen Moment ruhte, und dann in reizender Stellung, bewegungslos wie eine Statue hinsank, als ein Blumenregen sie überfiel, schien Zephyr aus einem Traume zu erwachen und überblickte suchend die zahllose Menge im Zuschauerraum.

Graf Lubin hatte sich so gewendet, daß nur das Hinterhaupt sichtbar blieb.

Die forschenden Augen bemerkten ihn nicht, der müde Blick kehrte zurück. Zephyr erhob sich und verbeugte sich tief. Der Vorhang fiel.

Als die Menge in die kühle frische Nachtluft hinausdrängte, athmeten Viele tief auf, als wie befreit von nervöser Spannung, die unbewußt schmerzlich geworden.

Auch Graf Lubin suchte hastig das Freie und warf beim Hinausgehen einen kleinen in schweres Pelzwerk gehüllten Knaben um. Der Junge raffte sich auf und trat zurück. Lubin kümmerte sich nicht darum, sondern schritt eilig nach der Thür, wo er den Mantel abwarf und sich die Stirne trocknete, obgleich er erst vor wenigen Minuten über Kälte geklagt hatte. „Graf Lubins Equipage wartet," rief Follansbee laut, „ach, da sind Sie ja, Graf, kommen Sie!"

Der Graf folgte schnell und beobachtete nicht die kleine Elfengestalt, welche mit den großen runden Augen hinter einer Säule hervorschaute, und deren Züge so deutlich Verwunderung und Entsetzen wiederspiegelten.

Das Kind wartete bis der Wagen verschwunden, und eilte dann nach dem kleinen Ankleidezimmer der Tänzerin wo Zephyr in einer wahren Laube von Blumen und Blüthen saß, während auf dem glänzenden Atlaskleide eine Menge kostbarer Geschenke ruhten, welche das Kammermädchen sorgsam aus der grünen Blätterhülle schälte.

Da saß sie und betrachtete das funkelnde Geschmeide, Gold, Perlen, Diamanten und Rubinen mit bitterem Lächeln.

„Löse die Namen ab, Janet, ich will Niemand sehen und all den Flitter nicht tragen. Lege Alles zusammen in die große Cassette, vielleicht lache ich dann gelegentlich über die Thorheit der Engländer, wie ich über die Gaben der leichtsinnigen Pariser lachte. Was liegt mir an all dem? Tanze ich doch nicht, um ihnen zu gefallen, kam ich doch nicht Ruhmes oder Reichthums halber in das kalte, nebelige Land."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Neuwied, 24. Jan. Die französische Offiziere studiren jetzt eifrig statt der verbotenen Indépendance Belge die Kölnische Zeitung, und da ihnen hierbei in öfteren Fällen Wörterbuch und Landkarte nicht ausreichen, so werden nicht selten die Hausbewohner um nähere Erläuterungen gebeten. Ein mit „Von Hans Wachenhusen" überschriebener Artikel gab u. A. Anlaß zu der Frage: „Wo liegt doch eigentlich das Haus Wachenhusen, von wo aus immer so viel über den Krieg berichtet wird?"

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 16. Sonntag, den 5. Februar **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

Der Knabe trat ein und blieb wie geblendet stehen.

„Wie reizend," rief er mit eigenthümlich hoher kräftiger Stimme, „o Zephyr, wie reizend!"

Die Tänzerin wandte sich nach dem Kinde, ihr ganzes Antlitz leuchtete vor Zärtlichkeit.

„Bist Du da, Jon? ja, siehst Du, da habe ich wieder hübsche Spielsachen für Dich. Ach, lieb Herz, Du warteteſt draußen in der Kälte, während ich mich mit dem Tand beschäftigte. Hast Du das letzte Bouquet aufgebunden, Janet?"

„Ja, Fräulein. Welch schweres Armband."

„Behalte es, Janet. Und nun hülle Jon in warme Pelze, und hilf mir schnell mich umkleiden. Du frierst, Herzblättchen, aber gedulde Dich, wir kommen nun heim und dort halte ich die Luft so warm, wie unter sicilianischem Himmel."

„'s ist nicht die Kälte," flüsterte der Knabe in italienischer Sprache, „'s ist etwas viel Schlimmeres."

Und große Thränen rollten über das zarte Gesichtchen.

Zephyr sprang auf und schloß das Kind in die Arme. Welch wilde tigerhafte Leidenschaft flammte in den Augen und verwandelte das junge Weib in eine schöne Furie.

„Was ist geschehen, Carissimo? wer wagte Dich zu kränken? sag mir's und ich tödte ihn."

Schluchzend schmiegte sich der Knabe an ihre Brust.

„Nein, Zephyr, das thust Du nicht, Du weißt, daß Du's nicht thust. Du wirst ihn wieder lieben und mich vergessen. O daß er nicht gekommen wäre, unser schönes Leben zu stören!"

Zephyr erbleichte, stellte das Kind auf den Boden und blickte forschend und ängstlich in das kleine Gesichtchen.

„Bist Du bei Sinnen, Jon? Er war nicht im Theater, denn ich hätte ihn nicht übersehen."

„Er war da und rannte mich in der Eile des Fortgehens um. Er ist sehr verändert aber nicht so sehr, daß ich ihn nicht gekannt hatte. Ich hasse ihn und kenne ihn überall."

Zephyr blieb stehen, kalt und bewegungslos, als ob ein Eishauch sie verstimmt habe, dann durchbebte sie auf einmal wilde Freude und sie rief jubelnd: „Meine Stunde ist gekommen — sei es für Triumph und Liebe, sei es für Haß und Rache — meine Stunde ist gekommen!"

XI.

Süßes Lächeln schwebte auf Miß Lloyds Lippen als sie mit Kitty das reizende Wohnzimmer der Honeysuckle Cottage betrat.

Lord Cuthbert stand neben Miß Barbara am Fenster. Sie hatte die Hand auf seine

Schulter gelegt und blickte mit freudig glänzenden Augen zu ihm auf, während er ernst und innig zu ihr sprach.

Als der junge Edelmann die beiden Mädchen eintreten sah, flog ein Schatten über seine Züge. Miß Evesham trat hastig vor.

„Da seid Ihr ja, Kinderchen, und hier ist mein Junge. Komm, laß Dich vorstellen, Cuthbert. Miß Lloyd, und Miß Cartright— Lord Cuthbert Lyle. So, nun unterhaltet Euch gut und werdet gute Freunde."

Lord Cuthbert verbeugte sich ernst und berührte kaum der Damen Fingerspitzen. Sein achtungsvoller Gruß schien zu sagen: „Fürchten Sie nichts, ich werde den günstigen Zufall nicht mißbrauchen."

Genevra schritt zum Piano und spielte um ihre Aufregung zu verbergen. Es gelang; die süßen Töne nahmen leise die nervöse Stimmung ihr vom Herzen, und als sie sich wieder erhob, geschah es mit strahlendem Lächeln.

„Spiele doch weiter," bat Kitty.

Genevra blickte auf Lord Cuthbert, der noch immer sinnend am Fenster stand.

„Cuthbert brauchen Sie nicht zu fragen," lächelte die alte Dame, „der ist ja stumm vor Entzücken. Komm, Cuthbert, gib ein Lebenszeichen, Dein Schweigen wird mißverstanden."

Er wandte sich langsam und sprach mit einem Ausdruck unbegrenzter Bewunderung: „Miß Lloyd muß wissen, daß ihr Spiel mich entzückt, daß ich aber so wenig wage, sie um Fortsetzung desselben zu bitten, als wenn Santa Cäcilia selbst uns beglückt hätte."

„Vielleicht singen Sie auch und können mich begleiten?" fragte Genevra freundlich.

Sie schlug die Noten auf und fing zu präludiren an. Lord Lyle trat schweigend an ihre Seite.

Des jungen Mannes prachtvolle Stimme harmonirte vollkommen mit Genevra's Gesang. Sie selbst widerstand dem Zauber der Melodie nicht, und Tante Barbara's Augen funkelten vor Freude.

Als das Duett geendet und Genevra ein anderes beginnen wollte, bemerkte sie Kitty's Aufregung und erhob sich schnell.

„Was fehlt Dir?" fragte sie innig, und das zitternde Mädchen, das sichtlich und feuchtlos die innere Bewegung zu beherrschen gesucht, brach plötzlich in Thränen aus.

„Lord Lyle's Stimme klingt gerade wie Hugo's, ich kann nicht fassen, nicht begreifen, daß er es nicht selbst ist. O mein Bruder! mein armer, armer Bruder!"

Einen Augenblick wars, als wolle der junge Mann mit offenen Armen auf sie zueilen, dann trat Genevra vor und umarmte Kitty.

„Beruhige Dich, lieb Herz, wir wollen ja nicht mehr singen, wenn es Dir wehe thut. Weine nicht, Kitty, denk' daran, daß das fleckenlose Andenken, welches Dein Bruder hinterließ, mehr werth ist, als das ehrlose Leben so vieler Anderer."

Sie hatte keine harte Rede beabsichtigt, hatte nur an Kitty's Schmerz gedacht und bemerkte den verletzenden Doppelsinn ihrer Worte erst, als Lord Cuthbert bleich und trübe das Zimmer verließ.

Tante Barbara sah ganz unglücklich aus, und Kitty rief schmerzlich: „Nun hab ich unabsichtlich Eure ganze Freude zerstört. O rufen Sie ihn zurück, Tantchen, dann will ich nicht mehr so kindisch sein."

Miß Evesham schritt nach der Thür und blieb dann zögernd stehen.

„Willst Du mit uns singen, Kitty, oder kannst Du Dich wenigstens beherrschen?" fragte Genevra ernst.

„Ja o ja," schluchzte Kitty, wie ein Kind, das Besserung gelobt.

„Dann werde ich ihn selbst holen," entgegnete Miß Lloyd und die beiden Damen wunderten sich über diesen Entschluß mehr, als über einen Blitz aus heiterem Himmel.

„Das ist großmüthig," rief Tante Barbara; Kitty blickte mit den feuchten Augen auf, aber Genevra war schon fort.

Sie trat in den Garten und als sie den Gesuchten nicht erblickte, huschte sie die Allee entlang, welche zu dem kleinen Tannendickicht führte, unter dem so frisch und fröhlich ein Quellchen rieselte, als wäre es Meilen weit jeder menschlichen Wohnung fern. Dort mochte sie wohl Cuthbert finden, denn es war so recht ein Plätzchen für ein gequältes Herz. Leicht und geräuschlos schritt sie dahin und blieb endlich, von Sympathie und Mitleid

gefesselt, plötzlich stehen. Auf dem moosigen Grunde lag eine dunkle Gestalt, die Arme über das Haupt geworfen, das bleiche Antlitz voll Herzeleid und tiefem Weh. Sollte sie vorwärts schreiten, ihre Gegenwart verrathen?

„Wollte Gott, ich wäre gestorben," rief Cuthbert inzwischen trostlos, „und die blauen Wogen rollten über meinem Haupte, statt über dem Seinen!"

Tiefe Stille folgte dem schmerzlichen Ausruf, und das Mädchen stand noch immer bewegungslos, ängstlich, daß des Kleides Rauschen, das Knittern eines Aestchens ihre Gegenwart verrathe.

„O Genevra," begann die Stimme beinahe schluchzend wieder, „welch hehre Mission könntest Du erfüllen. Dein Lächeln würde mich hoch über des Lebens Mittelmäßigkeit erheben, mich zu hohen, edlen Thaten begeistern!"

Genevra's Blut rollte heißer durch die Adern, um zu entkommen, machte sie eine schnelle, und wie sie glaubte geräuschlose Bewegung und trat auf ein dürres Reischen, das krachend brach.

Lord Cuthbert wandte sich und erblickte sie.

„Sie haben meine Rhapsodie gehört," begann er nach kurzer Pause bitter, „und werden mich nun auch noch für verrückt erklären."

Zum ersten Mal im Leben verließ die stolze sichere Haltung die schöne Tochter des Banquiers. In mädchenhafter Verwirrung stand sie da und wußte nicht, was sie zu sagen habe.

„Kann ich Ihnen irgendwie dienen, so verfügen Sie über mich," sprach Lord Lyle milde.

„Ich wollte Sie bitten zurückzukommen und mit uns zu singen," entgegnete Genevra etwas gefaßter, „Kitty ist über die unfreiwillige Störung sehr betrübt und Tante Barbara vollkommen unglücklich über diese erste Wolke am sonnigen Horizonte der Honeysuckle Cottage"

„Sie mußte mich fortlassen, ich bat sie, mich nicht aufzuhalten."

„Nun am Ende sollen wir ihre barmherzigen Pläne nicht stören. Kommen Sie also und vergessen Sie das unglückliche Intermezzo."

Wie leuchtete das bleiche Antlitz im Wiederscheine ihres Lächelns!

Genevra wäre kein Weib gewesen, wenn sie nicht Mitleid gefühlt hätte, und doch fürchtete sie sofort, zu weit gegangen zu sein,

„Nur um Tante Barbara's willen wünsche ich, daß sich Alles freundlich gestalte," bemerkte sie kalt.

„Ich verstehe, und um ihretwillen werde ich auch all das ertragen," entgegnete Cuthbert würdevoll.

Miß Lloyd erröthete, schritt hastig vorwärts und blieb dann plötzlich stehen.

Wir benehmen uns wie Kinder. Diese Comödie aber ist zwecklos, denn erheuchelte Freundlichkeit täuscht Miß Evesham's scharfes Auge nicht, Deshalb will ich, so lange wir hier beisammen sind, die Vergangenheit vergessen und Ihnen wirklich freundlich entgegenkommen."

„Die Vergangenheit!" wiederholte er langsam, „bitte welche Beleidigung meinerseits läge in ihr?"

„Sie lasen meine Antwort auf ihren Brief und wollen noch fragen?"

„Ich habe Ihre Zeilen nicht gelesen, aber ich sah, wie das Blatt in tausend Fetzen zerrissen wurde."

„Zerrissen?"

„Ja, in wahnsinniger Aufregung. Der bloße Gedanke an jene Scene verursacht mi bitteres Herzeleid. Ich kann Ihnen die Verhältnisse jetzt nicht erklären, aber ich bitte Sie zu glaubeu, daß ich nie an Sie schrieb. Ich hätte die Verhältnisse wohl besser zu beurtheilen verstanden, hätte begriffen, daß des Mannes Hand fleckenlos sein müsse, wenn er einen Stern erküren wolle, auf daß er leuchtend seine Heimath schmückte."

„Sie behaupten also, Sie hätten jenen mit Ihrem Namen unterzeichneten Brief nicht geschrieben?"

„Nicht eine Silbe. Weitere Erklärung kann ich jetzt nicht bieten, sie soll Ihnen aber werden sobald die Verhältnisse es gestatten."

Genevra folgerte schnell.

Lord Lyle hatte mehrere leichtsinnige Kameraden mitgenommen; vielleicht hatte

sich einer derselben den schlechten Scherz erlaubt.

„Gut," entgegnete sie nach kurzer Pause ernst, „ich freue mich, daß Sie jene Zeilen nicht schrieben, denn ich hätte ihrem Verfasser nie verziehen. Kommen Sie nun herein, bitte."

Am folgenden Tag machte die kleine Gesellschaft einen Ausflug nach der benachbarten Fabrikstadt, wo Tante Barbara wie gewöhnlich ein Liebeswerk zu besorgen hatte. Ein früherer Diener hatte in einer Eisenmühle Arbeit genommen, und war von der Maschine erfaßt worden. Miß Barbara wollte sich nun selbst von dem Befinden des Kranken und dessen Verhältnissen überzeugen.

Die hohen schwarzen Kamine hoben sich dunkel von dem blauen Firmamente und dem glitzernden Fluß, und die jungen Mädchen waren entzückt über einen Anblick, der ihnen ganz entschieden den Reiz den Neuheit bot.

Kitty begleitete Tante Barbara ins Comptoir und sprach dort in kindlischer Offenheit den Wunsch aus die Fabrik besehen zu dürfen, ein Verlangen, dem der artige Oberaufseher freundlichst entsprach. Vergnügt eilte sie nun hinaus zum Wagen, um Miß Lloyd aufzufordern, all die Cyclopenherrlichkeit mit anzusehen.

„Komm doch, Genevra, man will uns die Fabrik zeigen, und das ist herrlich, denn da drinnen ist Alles neu und geheimnißvoll."

„Was? ich soll in die schwarzen, rauchigen Hallen? danke, danke für das Vergnügen. Laß Du Dich aber nicht hindern, Lord Cuthbert wird Dich begleiten, und ich begebe mich einstweilen hinunter zum Fluß und warte, bis ihr wieder kommt."

Cuthbert verbeugte sich, begleitete Kitty in's Comptoir, wo Tante Barbara sie erwartete und folgte dann von ferne der hohen Gestalt, die langsam dem Flusse zuschritt. Plötzlich bemerkte sie auf einem Haufen ausgebrannter Kohlen zwei schlechtgekleidete Frauen mit Körben, die emsig nach brauchbaren Stückchen suchten. Der Tochter des Reichthums und Luxus war das eine auffallende Erscheinung. Was konnten die armen Geschöpfe thun?

Genevra schritt langsam und beobachtend auf die Gruppe zu, so, wie man ferne Sterne betrachtet, mit vollem Bewußtsein des unendlichen sie trennenden Raumes. Sie sah deutlich die rauhen, sehnigen Hände, welche eifrig und geschickt den schweren Schürhacken handhabten, die plumpen Schuhe, die schäbigen Kleider.

Man hatte ihr oft von der Gleichheit menschlicher Seelen gesagt, das stolze Herz aber weigerte sich diese Gleichheit zwischen sich und den armen Wesen dort auf dem Kohlenhaufen anzuerkennen, ja sie wunderte sich beinahe, als eine der Frauen sich umwandte und mit frohen Lächeln rief: „Molly, Molly, kleiner Wildfang, wo bist Du denn?" Ein neues Wunder für Genevra. Unter einem Kohlenkorb kroch ein kleines rosiges niedliches Kindchen hervor, eben groß genug, um allein herumzuwackeln. Die runden Augen leuchteten in heller Lust, und als es stolz und selbstbewußt die glänzenden Kohlenstückchen zeigte, die es mühsam in dem schlechten Schürzchen gesammelt, sah es so glücklich aus wie ein König. Die Mutter lachte fröhlich, nahm die Kleine auf den Arm, herzte und küßte sie und kehrte dann wieder zur Arbeit zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Kürzlich kam eine Bäuerin aus dem Elsaß in einen Laden zu Basel. Die Frage, ob sie in ihrem Orte auch Einquartierung hätten, bejahte sie. Auf die weitere Frage: „Was für Landsleute?" gab sie zur Antwort: „Preußen." — „Wie gefallen sie euch?" — „Ha, mit dene Preuße wär's noch z'mache; aber diä Bayern, diä Soikerl, wo mer zuerst g'habt han — zwei Kinder han sie gebrote in Zwiwele und han sie gefresse." Man sieht es den ehrlichen Bayern bei ihrem ungeheuren Durst gar nicht an, daß sie auch Menschenfleisch essen.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 17. **Dienstag, den 7. Februar** **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des
Charles T. Manners.
Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**
(Dmbs.)

(Fortsetzung.)

Miß Lloyd näherte sich immer mehr, sie wollte geben, auf daß des Tages Last und Mühe wenigstens momentan erleichtert werde, und wußte doch nicht, wie sie es anfangen sollte, um die Gefühle der Armen nicht zu verletzen. Tante Barbara verstand sich auf derlei Dinge, Genevra aber wußte sich nicht zu helfen, weil sie das Volk nicht als ihresgleichen betrachtete und folglich sein Wesen nicht verstand.

„Möcht' wissen, warum ich selbst in Hofkreisen die Fassung nicht verliere, und für diese Leute kein Wort zu finden weiß, obgleich ich sie in tiefster Seele bemitleide?"

Inzwischen hatten die Arbeiterinnen die schöne, reich gekleidete Dame erblickt, grüßten artig und hielten mit dem Kohlensammeln inne, um sie vorüber zu lassen. Erröthend streute Genevra eine Hand voll Silbermünzen in die Aschenreste und entfernte sich schnell.

„Tante Barbara hat Recht," flüsterte sie schmerzlich, „ich bin so stolz und eingebildet, daß ich nicht einmal mehr fähig bin mein hochmüthiges Wesen abzulegen."

Und sie schritt langsam und ernst am Ufer entlang und betrat endlich unbenutzt scheinende Schienen, die bequemer zu der Stelle zurückkehrten, wo der Wagen hielt. In tiefes Sinnen verloren schritt sie weiter und achtete es nicht, als sie hinter sich das Schnauben und Fauchen einer Maschine hörte, wähnend man habe eine Thüre der Fabrik geöffnet und höre deshalb deutlicher den Lärm der arbeitenden Kräfte. Ein schriller Pfiff, ein wilder Schrei weckte sie aus ihrem Brüten, sie blickte auf und sah wie Lord Cuthbert athemlos auf sie zustürzte, und das eiserne Ungethüm ihr gerade entgegendampfte.

War es Cuthberts Arm oder der eigene entsetzte Sprung, was ihr Leben rettete?

Sie wußte es nicht, wußte nur, daß sie ungefährdet zur Erde sank, und er wieder forteilte. Der Führer that sein Möglichstes die Maschine zu bremsen, aber der hintere Wagen war schwer beladen und das Terrain senkte sich.

Das Kind, die kleine schuldlose Molly war der eleganten Dame nachgelaufen und stand nun hilflos und entsetzt mitten auf den Schienen! Genevra sah, wie Cuthbert vorstürzte und mit kräftiger Hand das schlechte Kleidchen ergriff, hörte wie der Locomotivführer laut aufschrie, die Maschine schrillend pfiff, wie ein entsetzlicher Angstschrei Alles übertönte und barg entsetzt das Antlitz in den Händen.

„Barmherziger Gott, erbarme Dich!" stöhnte sie.

„Molly mein Kind! o Gott segne Sie tausend und tausend Mal!" schluchzte die Mutter und preßte heftig das Kind an sich.

Genevra blickte auf und sah sich von den Kohlensammlerinnen, dem Locomotivführer und Lord Cuthbert umgeben.

„Es war sehr gewagt, mein Herr," sprach der Führer ernst, „unter hundert Mal würde

die Maschine Sie neun und neunzig Mal zermalmt haben. Hätte ich nicht zuerst die Dame gesehen und mein Bestes gethan zu bremsen, so hätten wir Sie und das Kind unfehlbar überfahren müssen.

„Gott sei Dank, daß Alles so gut ablief," entgegnete Cuthbert innig.

„Ich werde Sie jeden Tag meines Lebens segnen," rief die junge Mutter weinend, „Molly ist mein einzig Glück, mein ganzer Reichthum, und doch hätte sich wohl kaum ein anderer Herr um das Kind einer armen Taglöhnerin gekümmert. Gott vergelte Ihnen die edle That, und seine Engel mögen Sie beschützen. O zu denken, wie der heutige Tag hätte enden können!"

Wieder erstickte Schluchzen ihre Stimme.

„Ich freue mich, nahe genug gewesen zu sein, um das Kind zu retten," bemerkte Lord Cuthbert lächelnd, „aber Sie dürfen sie künftig nicht mehr an solch gefährliche Stellen mitnehmen. Sehen Sie, wie ich Molly's Röckchen zerrissen habe, da müssen wir ihr schön ein neues Kleidchen geben lassen."

Er drückte der Kleinen ein glitzerndes Goldstück in's runde Händchen, streichelte die rosig thränenfeuchte Wange und schritt schnell von dannen.

Genevra Lloyd folgte langsam und gelangte bald zu dem Wagen, in dem Tante Barbara und Kitty bereits Platz genommen.

„Was fehlt Ihnen, Genevra?" fragte Miß Evesham besorgt, „Sie sehen bleich aus. Und wo ist Cuthbert?"

„Ich bin ganz wohl," entgegnete Genevra den Schleier senkend, „und Lord Cuthbert wird sogleich kommen."

Wirklich erschien er eben auf der Straße und beschleunigte seine Schritte, als er die Damen warten sah.

„Wir haben uns sehr gut unterhalten, Cuthbert, und haben viel gelernt," scherzte Tante Barbara, als der Wagen aus der Fabrik rollte, „ich wollte, Du wärest auch dabei gewesen."

„O wünschen Sie das nicht, Tantchen, denn Sie wissen nicht, welches Unheil dieses Wunsches Erfüllung bedingt hätte," rief Genevra mit bebender Stimme, und erzählte trotz Cuthberts bittend abwehrender Geberde die Erlebnisse der letzten Stunde, die selbstverständlich einen Sturm der Aufregung hervorriefen.

„Nun, was hältst Du jetzt von ihm?" fragte Kitty, als die Mädchen sich endlich allein in ihrem Zimmer befanden.

„Er ist mir ein Räthsel," entgegnete Genevra, „ein unerklärlich Geheimniß. Er selbst und doch nicht er."

XII.

Zephyr hielt goldene Ernte und konnte sich weder über die Freigebigkeit der Theaterdirection, noch den Enthusiasmus des Publicums beklagen.

Täglich wurden ihre Gemächer von unermüdlichen Verehrern belagert, täglich ihr kostbare Gaben gesandt, die sie annahm, ohne sich auch nur mit einem Worte zu bedanken. Ja, sie gab sogar zu verstehen, daß sie allenfallsige Begleitbriefe nie lese. Und doch sandte man ihr die werthvollen Spielereien, so groß war die Begeisterung, die Thorheit des Publikums, und sie ließ jeden Abend einen großen Koffer packen, dessen Inhalt, wie lächelnd sie das Brüderchen versicherte, einst sein Glück machen solle.

Der Knabe war ihr Ideal. So oft das Wetter es erlaubte, nahm sie ihn mit in's Theater, und mußte er zu Hause bleiben, so war bei ihrer Heimkehr der Willkomm so zärtlich und innig, als komme sie von weiter Reise zurück.

Jon war ein eigenthümlich ernstes zurückhaltendes Kind mit scharfen, wachsamen Augen. Er hatte übrigens mehr Jahre gesehen, als die zarte, schmächtige Gestalt vermuthen ließ.

Am Tage nach Lubins Theaterbesuch, kleidete sich Zephyr in einfach schwarzes Gewand, verhüllte sich in einen dichten Schleier und hatte sonderbarer Weise auch den Knaben als Mädchen gekleidet.

„Ich weiß, wo Du hingehst," sagte Jon, als sie an der dem Piccadilly Hotel nächsten Straßenecke aus dem Wagen stiegen, „und ich wollte, ich hätte Dir's nicht gesagt."

„Still, Liebling. Was immer für mich daraus entstehen möge, Dich soll es nicht berühren. Uebrigens will ich nur erfahren, ob

er es ist und was er thut. Wer weiß, ob dann unsere Wege sich je wieder kreuzen. Komm, komm, wir wollen dem Grafen Lubin unseren Respect bezeugen."

Zephyrs Stimme hatte sich unwillkührlich von weicher Milde zu bitterem Hohn gesteigert.

Jon brach in Thränen aus, gab sich aber ganz unkindliche Mühe, dieselben hinter dem Schleier zu verbergen.

„Aus der Geschichte keimt nichts Gutes, Zephyr, ich fühle es nur zu deutlich. Warum ließest Du ihn nicht im Gefängniß, dort war er am besten aufgehoben. Du siehst das freilich nicht ein, aber ich weiß es und hasse ihn so sehr als ich ihn fürchte. Ich wollte er wäre im Gefängniß gestorben."

„Ich auch," entgegnete Zephyr zähneknirschend, „und vielleicht kommt bald die Zeit, wo er es selbst wünscht."

„Was willst Du denn im fremden Lande thun?" fragte Jon zitternd der Schwester weiche Hand drückend, „glaube mir, daraus entsteht nichts Gutes."

„Es entsteht daraus nichts als meine Rache."

„Aber er hat Dich immer betrogen und überlistet Dich auch jetzt. Komm' laß uns umkehren, Schwesterchen."

„Nein, nun will ich ihn erst sehen," rief die Tänzerin leidenschaftlich, „will wissen, ob er wirklich schlecht genug war, mich in den Klauen jenes Elenden zu lassen, — und hat er es gethan —"

„Aber wie kannst Du das nur bezweifeln," unterbrach sie Jon, „und angenommen, Du überzeugst Dich davon, was dann?"

„Die Tänzerin blieb stehen und preßte fest die Hand auf's Herz.

„Was dann, Carissimo? dann will ich mich rächen — und sterben."

Des Tones leidenschaftliche Verzweiflung durchbohrte des Knaben Herz.

„Dann muß ich auch sterben, weil ich nur Dich auf Erden habe, und weil ich ohne Dich nicht leben kann," schluchzte Jon, „laß von dem schlechtem Mann, Zephyr, kehre nach Italien zurück, sein Schicksal erreicht ihn auch ohne Dich."

„Nein ich muß dem Geschicke folgen, daß mich zu ihm führt, sei es zu Liebe oder Haß."

„Wie wird sich dann wieder mein Leben gestalten denn er hat mich stets gehaßt und verfolgt."

„Das ist Unsinn," rief Zephyr mit mehr Autorität, als sie bisher gezeigt, „Dich soll Niemand von mir trennen, Niemand Dir meine Liebe entziehen, oder Dir irgendwie wehe thun, und das muß Dir genügen. Doch da sind wir nun an dem Hotel, in dem Deine scharfen Augen ihn aufspürten. Komm' wir wollen dem hübschen Graf unseren Besuch abstatten, er wird sich freuen, uns zu sehen."

Ihr Lachen klang sarkastisch und doch durchbebte sie leise Hoffnung. Der Knabe durschaute sie, er wußte, daß nicht Haß und Rache der Zweck ihres Kommens sei, daß sie einer anderen gleich mächtigen Leidenschaft, daß sie der Liebe gehorche. Dennoch schwieg er und folgte ihr ohne Widerrede.

Zephyr wartete einen Moment, sei es ihre Aufregung zu zügeln, sei es um Athem zu schöpfen und blieb verschleiert, als der Kellner um ihre Befehle fragte. Im Wartesaal befanden sich mehrere Damen und ein ältlicher Herr, der ganz in seine Zeitungen vertieft war. Die Tänzerin achtete auf Niemand, sie wartete wortlos in heftiger Erregung. Nur einmal wandte sie sich zu Jon und flüsterte heiser: „Wenn nun Graf Lubin doch nicht unser Pedro Castelli wäre?"

„Wollte Gott, er wäre es nicht," entgegnete der Knabe, „aber ich sah ihn."

Pedro Castelli. — Der Name drang zum Ohre des alten Herrn. Er blickte schnell auf, und als die Dame nach Graf Lubins Gemächern fragte, lächelte er vergnügt.

„Nun, da wäre ich ja endlich auf der Spur. Kein Wunder, daß mein Forschen bisher vergeblich war. Wirklich Graf Lubin! nun ich werde den saubern Patron nicht mehr so leicht aus dem Auge verliern."

Zephyr folgte inzwischen dem Kellner und pochte, nachdem sie sich jede Meldung verbeten, an die bezeichnete Thüre.

Der Graf, der eben ein Album durchblätterte, erhob sich schnell und trat der Dame entgegen. Zephyr schlug den Schleier zurück; Lubin erbleichte, sein ganzes Wesen verrieth

unsagbaren Schrecken, dann faßte er sich mit der ihm eigenen Selbstbeherrschung und bot ihr mit glückseligem Lächeln die Hand.

„Nina, mein Morgenstern, meines Herzens Königin! darf ich meinen Augen trauen. Ist diese wonnige Ueberraschung beseligende Wirklichkeit? wirst Du nicht wie ein süßes Traumbild verschwinden?"

Das Mädchen erglühte und erbleichte, sie versuchte unwillig und zürnend auszusehen und doch bebten die rosigen Lippen vor Freude.

„Deines Herzens Königin? O Pedro, wie kann ich leeren Worten trauen, wie Dir glauben, nachdem Du die verlobte Braut in Schmach und Elend verließest? Wie kannst Du es wagen so mit mir zu sprechen?"

„Laß mich Dir Alles erklären, mein Liebchen," begann der Graf schmeichelnd, „denn ich fürchte Miguel habe Dich und mich betrogen. Ich bat ihn, Dir zu sagen, Du möchtest Dich ein paar Monate in Palermo gedulden, dann würde ich auf den Flügeln der Liebe zu Dir eilen, und Dich zur Gräfin erheben. Theile mir nun mit, was er Dich glauben ließ. O meine Nina, mein geliebtes Leben, wie kann ich Dir genug danken, daß Du gekommen bist."

Zephyr trank mit gefalteten Händen und wogender Brust jedes Wort von seinen Lippen.

„Pedro," sprach sie endlich mit von Leidenschaft heiserer Stimme, „Du würdest Deine und meine Seele in den Abgrund stürzen, wenn Du mich jetzt betrögest. Ich schwöre hier vor Gott furchtbare Rache, wenn Dein Herz mir lügt. Sieh mir in's Auge, Pedro, und wiederhole, daß Du mich nicht verlassen wolltest, daß Du mich noch liebst."

Jeder Zug des schönen Antlitzes verrieth des Herzens furchtbare Aufregung. Die farblosen Lippen preßten sich zusammen, die bleichen Wangen schienen einzufallen.

Wie schlecht und verdorben, wie erbarmungslos mußte des Mannes Herz sein, denn er blickte lächelnd zu ihr auf und erwiderte: „Kann Liebchens Sternenauge in meiner Seele ein anderes Gefühl als leidenschaftliche Zärtlichkeit und treue Hingabe lesen?"

Sie schaute ihm lange in's Auge, als wolle sie des Herzens tiefste Tiefe ergründen, dann sank sie weinend vor Freude in seine Arme und küßte entzückt ihm Stirne und Hände.

„Mein Pedro! mein angebeteter Geliebter! weißt Du, was ich gelitten? wie ich das glühende Herz zu ersticken suchte, weil ich an Deiner Liebe zweifelte. Ich hielt Dich für treulos und falsch und schmiedete verzweifelnde Rachepläne."

Und er küßte die heißen bebenden Hände, streichelte das glänzende Haar.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein witziger Advokat trat in den Gerichtssaal und bemerkte, daß der versammelte Gerichtshof aus sehr jungen Räthen bestand. „Nun heute ist mir wirklich bange um meinen Clienten," sagte er zum Präsidenten. „Weßhalb?" frug dieser. „Nun, ich sehe hier das ganze jüngste Gericht versammelt."

Aus dem Orient.

In einem Wiener Blatte finden wir folgende Notiz: Ein Beduine welcher sich einige Zeit in Paris aufhielt und dem natürlich die Begrüßungsweise mit dem Hute auffallend erschien, da sie der seinen so entgegengesetzt ist, bediente sich später im Zorne des Fluches: „Möge Deine Seele nicht mehr Ruhe haben, als der Hut eines Europäers."

Zweisilbige Charade.

Das Erste verschwindet vor unsern Augen,
Das Zweite lockt Fischer und Jäger heraus,
Und sollte, zum Unglück, das Ganze nichts taugen,
So treibt uns das Erste zum Hause hinaus.

Auflösung der Charade in Nr. 13 des Unterhaltungsblattes: Aachen — Bachen — Lachen — Nachen — Wachen — Sachen.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 18. Donnerstag, den 9. Februar *1871.*

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

„Also hat Nina mich wirklich nicht besser gekannt, mir wirklich nicht vertraut? Wie aber konnte sie, nachdem sie mich so aufopfernd aus dem Gefängnisse befreit, ob der kurzen Abwesenheit an mir irre werden!"

„Miguel vergiftete meine Seele mit verleumderischen Worten, er erklärte, Du habest Dich fortgestohlen, und mich absichtlich zurückgelassen."

„Der Elende wollte Dich wohl für sich selbst gewinnen. Wehe ihm, wenn er je mir in die Quere kommt! Doch nun erzähle mir, Liebchen, wie Du mich hier fandest? Theilweise errathe ich's wohl, denn ich war im Theater, und Zephyrs Aehnlichkeit mit meiner Nina bewegte mein innerstes Herz und ließ mich nur um so glühender das Ende der geheimen Mission, die mich an Englands Scholle bindet, ersehnen. Du bist Zephyr, Geliebte, und mein Herz war klüger als mein Verstand, denn während ich das heiße Sehnen nach der schönen Zephyr als Unrecht an der fernen Braut zu ersticken suchte, waren es ein und dieselbe. Du bist berühmt geworden, mein süßes Lieb, und wirst wohl auch reich."

Ja, ich bin berühmt und reich. Ohne jene harte bittere Stimmung aber wäre es nie so gekommen. Ich finde keine Worte Dir zu sagen, wie ich Alles, Alles haßte außer Jon. Doch ich habe ihn ja ganz vergessen. Wo bist Du, Jon?"

Der Knabe erhob sich von dem Sammtkissen, auf dem er geruht und kam langsam näher.

„Wenn Pedro da ist, vergißt Du mich immer."

Der Graf streckte ihm lächelnd die Hand entgegen.

„Reich mir die Hand, mein Junge, Freust Du Dich nicht, mich wieder zu sehen?"

„Nein," erwiderte Jon zurücktretend, „Du weißt, daß ich mich nicht freue."

Der Wildfang ist eifersüchtig," bemerkte Zephyr schnell," aber hast Du denn nicht gehört, daß Pedro uns kein Unrecht gethan?"

„Ich weiß nichts, als daß die Geschichte endet, wie ich vorher gesagt. Du kümmerst Dich nun nicht mehr um mich."

„Sei nicht undankbar, Jon, Du weißt, wie ich Dich liebe und mißgönnst mir das arme Glück. Wolltest Du, daß mein Jammer nie ende? Geh. Du bist ein undankbares und grausames Kind."

„O Schwester, Du wirst wohl noch einmal erfahren, wer wirklich grausam und undankbar ist."

Und der Knabe wandte sich und verbarg sich hinter den schweren Damastvorhängen."

„Nimm's ihm nicht übel," flüsterte Zephyr, sich inniger in Pedro's Arme schmiegend, „'s ist ein launenhaftes, schwächliches Kind, und wir müssen ihm vergeben. O mein Juwel, meine Gottesgabe, ich fühle mich so froh,

so glücklich, daß ich die ganze Welt umarmen möchte."

„Komm küsse mich mein Morgenstern! Weißt Du auch, wie Du die kalten englischen Herzen im Sturme nimmst, wie ich eifersüchtig wäre, wenn ich nicht von Zephyrs Kälte und Stolz gehört hätte."

Wie die Augen leuchteten, die Wangen glühten! Jede Spur des tragischen Enthusiasmus, der wilden Größe, die ihrer Schönheit solch wunderbaren elektrischen Reiz gegeben, war verschwunden, sie war nunmehr ein thöricht liebend Weib!

„Ja, ja, ich bin reich und berühmt," lächelte sie, „wenigstens so lange die Prosceniumslampen brennen, deshalb betrachte ich auch die ganze Glorie. O Pedro, Pedro, wie kann ich Dir danken für all das Glück, das Du mir gegeben."

Und wieder wandte sie die thränenfeuchten Augen mit glückseligem Lächeln zu ihm. Der herzlose Heuchler umfaßte die zarte Gestalt und küßte die vollen Lippen mit scheinbarer Innigkeit.

„Doch sag mir nun auch, Pedro, wie es kommt, daß ich Dich als Graf wieder finde?"

„Das ist gerade das Geheimniß, das mich aus Deinen Armen riß, und das ich noch ein Weilchen bewahren muß, dann soll der Brautkranz Deine Locken schmücken, und ich führe meine Gräfin triumphirend nach Italien."

„O süße, selige Hoffnung?" seufzte Zephyr.

„Und willst Du Dich meiner Leitung überlassen, Liebchen, willst Du noch eine Zeit lang Zephyr bleiben, und Deine Beziehungen zu Graf Lubin geheim halten?"

„Was? — Dich nicht sehen?" stammelte das Mädchen.

„Hab ich das gesagt, Geliebte? könnte ich das ertragen? Nein, meine Braut soll mich bei sich empfangen, und ich werde jeden Abend ihr meine Huldigung bringen, für die Welt aber bleiben wir uns vorerst fremd."

„Darin liegt kein Unrecht."

„Natürlich nicht, und es soll auch nur so lange dauern, bis meine Geschäfte geendet sind, und ich diese nebeligen Gestade verlassen kann."

„O diese kalten nebeligen Gestade," wiederholte Zephyr, „wie sehne ich mich nach der sonnigen Heimath! Doch ich muß nun gehen, der Wagen wartet. Wild und verzweiflungsvoll bin ich gekommen und gehe nun glückselig fort!"

Der Graf geleitete sie hinaus; Jon folgte schweigend.

Als Lubin wieder in's Zimmer zurückkehrte, stützte er gedankenschwer das Haupt auf die Hand. Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, dann richtete er sich auf und murmelte:

„Es gab keinen andern Ausweg. Wie leicht ist's doch, so ein thöricht Frauenherz zu betrügen. Ein zärtlich Wort, ein schmeichelnd Lächeln, eine leichte Liebkosung lockt das liebende Weib bis zum Rande des Abgrundes. Nun es verleiht Graf Lubin Ansehen in der Gesellschaft, wenn er Erhörung fand, wo ein Herzog abgewiesen wurde. Spielen wir denn die Komödie ein Weilchen und sorgen wir dann dafür, daß Nina nicht wieder erscheine."

XIII.

In der Honeysuckle Cottage verflossen die Tage in stillem Frieden, und doch freute sich Tante Barbara nicht darüber.

Lord Cuthbert und Miß Lloyd benahmen sich im geselligen Verkehr artig und selbst ungezwungen herzlich gegen einander, sobald sie jedoch einen Moment allein waren, behandelten sie sich mit eisiger Kälte.

Wohl hatten die Gartenscene und das heroische Benehmen in der Fabrik wohlthätigen Eindruck auf Genevra nicht verfehlt; aber sie änderte eine vorgefaßte Meinung nur schwer und zählte Lord Lyle zu jener grundsatzlosen, selbstsüchtigen Classe von Männern, für die Tugend und Seelenreinheit ein leerer Begriff und oberflächliche Bildung ein Ersatz für Herzensrohheit ist. Für derlei Charaktere hatte sie selbstverständlich nur unbegrenzte Verachtung.

Dieses Urtheil milderte sich allerdings durch sein Benehmen in der Honeysuckle Cottage und seine innige Verehrung, seine fast kindliche Ergebenheit in all ihre Launen berührte sie sympathisch und sprach ihrer ro-

mantischen Ansicht bezüglich chevalereskter Ritter.

Das aber gestand der stolze Geist nicht einmal sich selbst, im Gegentheil, sie kämpfte heftig gegen das milde Gefühl, das siegreich sie zu beherrschen drohte, und hielt immer wieder unleugbare Thatsachen der Vergangenheit aufrecht, um damit ihre Antipathie zu nähren.

Lord Cuthbert machte keinen sichtbaren Versuch diese Stimmung zu ändern. Er ließ keine Gelegenheit rücksichtsvoller Aufmerksamkeit unbenutzt, ohne sich je den leisesten Anflug von Galanterie zu erlauben und war und blieb, wie Kitty lachend erklärte, Tante Barbara's treuer Verehrer. Vielleicht war auch Kitty etwas ärgerlich, daß es ihr nie gelang, Lord Cuthberts formelles Wesen zu beseitigen, jene namenlose Zurückhaltung, die irgendwie eine geheime Bewegung verbergen sollte. Sie glaubte, er habe ihr die kindische Unterbrechung seines Gesanges nie vergeben, und doch bemerkte sie, daß sein Auge gelegentlich mit dem Ausdrucke tiefer Sympathie auf ihr ruhe.

Trotz dieser verschieden Gefühlsströmungen genoß die kleine Gesellschaft doch mit vollen Zügen des Landlebens Freude und bangte vor der Stunde der Trennung.

„Und was soll heute geschehen?" fragte Genevra an einem Morgen der zweiten Woche ihres Aufenthaltes.

„Kitty will ihre Mutter besuchen," entgegnete Tante Barbara, „und ich denke, wir müssen ihr nachgeben, mehr um Mrs. Cartright als um ihretwillen. Wie wäre es, wenn wir Alle hinritten?"

„Prächtig!" rief Miß Lloyd.

Kitty klatschte in die Hände und tanzte vor Freude.

„Danke, danke, liebes Fräulein. Der Tag wird die Perle von Allen."

Die Gesellschaft brach in heiterster Laune auf. Kitty trug ein neues blaues Reitkleid, daß sie Genevra's sorgender Liebe verdankte, und diese selbst hatte eine Toilette gewählt, die sie erst für Honeysuckle Cottage zu elegant erklärt hatte.

Die beiden jungen Mädchen ritten voraus, Tante Barbara folgte mit Cuthbert. Sein Auge hing mit leidenschaftlicher Bewunderung an jeder Bewegung Genevra's.

„Ist sie nicht reizend?" fragte Miß Evesham lächelnd.

„Sie ist ein wahrhaft königliches Weib."

„Aber viel zu stolz und unduldsam."

„Wer sich selbst rein bewahrt und fleckenlos, mag sich über die Verdorbenheit Anderer beklagen."

Tante Barbara blickte ernst auf.

„Liebst Du sie, Cuthbert?"

Er senkte das Haupt nicht, schien nicht verdrießlich, daß sein Geheimniß verrathen, sondern antwortete offen und männlich: „Ja, Tante Barbara."

Des alten Fräuleins Herz schmolz ob der Trauer seines Tones.

„Mir ist's unbegreiflich, wie sie ihren Liebreiz, ihre Schönheit durch solch unweibliche Härte verdunkeln mag, das Leben wird sie noch in bitteren Stunden Demuth und Liebe lehren, wenn sie nicht selbst ihren grenzenlosen Hochmuth zügelt."

„Tadeln Sie sie nicht, liebes Tantchen, wenn sie Ihre großmüthige Neigung für mich nicht theilt," erwiederte Cuthbert trübe lächelnd, „so weit ging selbst ich nicht in all meiner Aufregung ob ihres unzerstörbaren Mißtrauens."

„Ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf," sprach Fräulein Evesham, als Genevra sich plötzlich nach den Gefährten umwandte, sie ist stolz und eigensinnig, und wurde verhätschelt ihr Leben lang. Unter der harten Hülle aber schlägt ein edles, warmes Herz, wohl treuer Minne, ja des Dienstes Jacobs werth."

„Ja, wahrhaftig dessen würdig."

„Würdig, wer ist würdig?" fragte Kitty, die das letzte Wort gehört hatte, schelmisch.

„Oder eigentlich, wer ist es nicht?" rief Tante Barbara schnell, „sofern ihm nur liebendes Vertrauen, ermunterndes Entgegenkommen wird."

„Nun, das wird uns doch wohl schließlich Allen," bemerkte Genevra, „Allen, die es verdienen."

„Ich weiß es nicht, denn Manche sind nie zu befriedigen und fordern an Unmöglichkeit grenzende Vollkommenheit," seufzte Miß Barbara.

„Zum Beispiel?" fragte Genevra erröthend. Das alte Fräulein drohte mit erhobenem Finger.

„Ich hätte gute Lust Ihnen Vorlesungen zu halten. Kommen Sie einmal zu mir, und lassen Sie Cuthbert Kitty's Unterhaltung genießen."

Genevra gehorchte sofort.

„Sie sprachen von mir," begann sie, als Lord Cuthbert einige Schritte voraus war, ich las es in ihren Zügen, und da Sie geärgert aussahen, konnte ich doch nicht „würdig" sein. Wollen Sie mir sagen, von was Sie sprachen?"

Tante Barbara zögerte. Würde es Cuthberts Wünsche fördern oder gefährden, wenn das junge Mädchen wüßte, daß sein Herz ihr zu Füßen liege?

„Des Vertrauens also nicht würdig," bemerkte Genevra verletzt.

„Ich hoffe, Sie sind es, und um Ihnen den Beweis zu liefern, werde ich Ihnen unsere Unterredung mittheilen, was selbstverständlich nicht in Cuthberts Absicht liegt. Wir sprachen allerdings von Ihnen, und Cuthbert bestätigte meine Ansicht, daß Sie eines Dienstes, gleich dem Jacobs, würdig seien." Genevra Lloyd erglühte, seufzte tief und blickte mit thränenvollen Augen zu dem Fräulein auf.

„O Tantchen, haben wir Alle zweifache Naturen? Ich wähne es gibt zwei Cuthbert Lyle, so unendlich verschieden, als Tag und Nacht, und vielleicht ruht auch unter dem kalten Stolze, der von meinem Wesen unzertrennlich scheint, eine edlere, liebenswürdigere Genevra. Ob sie wohl je die starre Rinde siegreich durchbricht? Es kann sie wohl kein Talismann, sondern nur heißer Kampf befreien."

„Vielleicht gelingt die Aufgabe auch einem treuen Ritter," lächelte Miß Barbara, „denn des Weibes Herz erblüht erst in höchster Vollendung, wenn der Liebe Kuß die Fessel sprengt, die das Herz erst in eisigem Schlafe erhielt."

Inzwischen plauderte Kitty mit Lord Cuthbert und suchte, so gut als möglich, die eigene Befangenheit zu beherrschen.

„Die Mutter wird sich sehr freuen, Sie zu sehen, Mylord, denn sie sehnte sich lange, Ihnen danken zu dürfen."

„Sie haben keine Ursache, mir zu danken, mein Fräulein, und ich wäre glücklich, wenn Sie das einsähen. Durch mich verloren Sie Ihre eigentliche Stütze, und es ist nicht mehr als billig, wenn ich einigermaßen für Ihr Wohl sorge. Wäre ich nicht nach Genf gegangen, — doch Sie verstehen mich ohnehin, und ich kann mich jener Episode nicht ohne schmerzliche Bewegung erinnern."

„Armer, lieber Hugo," seufzte Kitty und helle Thränen perlten über ihre Wangen.

„Sie liebten Ihren Bruder wohl innig?"

„Ob ich ihn liebte? Hugo war so gut, so edel, so unendlich großmüthig. Dennoch fühlte ich die volle Bitterkeit des Verlustes erst an dem Abende, da ich Sie zum ersten Male singen hörte. Sie waren ihm so ähnlich, daß ich nicht begriff, wie Sie nicht Hugo selbst sein sollten, und Ihre Stimme vollendete die Täuschung. Als man Sie dann Lord Cuthbert nannte, übermannten mich die Gefühle, und ich wähnte Hugo zum zweiten Male verloren."

„Diese Aehnlichkeit ist ein sonderbares Spiel des Zufalles," entgegnete der junge Mann, „und ich dachte eben, wie Ihre Mutter sie ertragen wird."

„Sie ist darauf gefaßt. Hugo selbst erwähnte sie in seinen Briefen, und ich verbarg ihr den Eindruck, den ihr Anblick auf mich machte, ebenso wenig. Zudem ist sie ernst und ruhig und wird ihre Gefühle wenigstens nicht äußerlich zeigen, so sehr sie auch darunter leiden mag, denn ihre Liebe zu Hugo war mehr als gewöhnliche Mutterliebe, er war nicht nur ihr Sohn, er war ihr innigster Freund." Schluchzen erstickte Kitty's Stimme. Lord Lyle hatte das Haupt abgewandt. Hätte sie die Blässe, den Ausdruck namenloser Qual seines Antlitzes gesehen, sie würde ihren Gedanken nicht so offen Ausdruck gegeben haben.

„Wohl weiß ich," fuhr sie nach kurzer Pause fort, „daß im Herzen meiner Mutter eine Stelle ist, die ich nicht füllen, ein Heiligthum daß ich nicht betreten darf. Wenn Sie mit Hugo im geistigen Verkehr steht, lese ich's in dem verklärten Lächeln, dem heiligstillen Ausdruck ihrer Züge." (Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 19. Sonntag, den 12. Februar **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

Lord Cuthbert antwortete nicht, und sie ritten schweigend weiter, bis man sich dem Ziele des Ausfluges näherte, und die Gefährten sie einholten.

Mrs. Cartright zeigte sich erst am Fenster und trat dann lächelnd auf die Veranda. Kitty flog in ihre Arme. Genevra betrachtete einen Augenblick die ergreifende Scene und wandte sich dann zu Lord Lyle, der völlig von der Sorge für die Pferde beansprucht schien. Erstaunt bemerkte sie, daß seine Hände bebten, als er sich an den Sattelgurten zu schaffen machte.

Inzwischen war Mrs. Cartright die Stufen herabgekommen.

„Diese freudige Ueberraschung verdanke ich Ihnen, Fräulein Evesham, Sie wußten, daß ich mich einsam fühle, und kamen, mich zu erheitern. Hoffentlich hat Sie der weite Ritt nicht ermüdet?“

„Nichts weniger, die Gesellschaft der jungen Leutchen verjüngt mich ordentlich. Ich wünsche Kitty noch länger bei mir zu haben, und da sie Heimweh fühlte, brachte ich sie wenigstens zu kurzem Besuch. Lord Cuthbert Lyle hatte die Güte uns zu begleiten,“ bemerkte Tante Barbara und wandte sich zu dem jungen Edelmann, während Genevra Mrs. Cartright herzlich begrüßte. Lord Lyle trat mit förmlicher Verbeugung vor. Das alte Fräulein ärgerte sich über die Steifheit seines Wesens, und meinte, sie habe ihn nie in solch' ungünstigem Lichte gesehen.

„Ich freue mich Mrs. Cartright zu sehen,“ sprach er leise und tonlos, ohne jedweden freundlichen Ausdruck.

Miß Cartright schien überrascht und verletzt, wandte sich jedoch sofort den übrigen Gästen zu und bat, ihr in's Haus zu folgen.

Mit der Ausrede, für die Pferde sorgen zu wollen, blieb Cuthbert Lyle zurück. Als er endlich das Gemach betrat, und sich an Tante Barbara's Seite niederließ, fand er die kleine Gesellschaft in lebhafter Unterhaltung.

Kitty saß zu ihrer Mutter Füßen und fragte eben: „Findest Du ihn sehr ähnlich Mamachen?“

„Sehr, sehr ähnlich, mein Kind,“ entgegnete Mrs. Cartright ernst und beobachtete forschend jede Bewegung des jungen Mannes, jeden Zug seines Gesichtes, jeden Ton seiner Stimme.

Als Erfrischungen gebracht wurde, nahm sie Gelegenheit sich ihm zu nähern.

„Euer Gnaden fühlen wohl, wie tief wir Ihnen zu Danke verpflichtet sind, und —“

„Bitte, danken Sie mir nicht Mrs. Cartright,“ unterbrach er sie heftig, „ich bitte darum von Grunde meines Herzens.“

„Warum so unwillig schuldigen Dank zu empfangen?“ fragte sie lächelnd und fügte dann trübe bei, „hoffentlich ist es Ihnen nicht ebenso unangenehm, Mylord, wenn ich von meinem Sohne spreche, denn Ihre Gegenwart, Ihre auffallende Aehnlichkeit erinnert selig-

verständlich an ihn. Würden Sie mir wohl gütig die näheren Umständen seines Todes mittheilen, ich habe sie eigentlich nie genügend erfahren."

Das bleiche Gesicht wurde noch farbloser, die Stimme klang rauh und heißer.

„Es bleibt mir wohl nichts zu sagen übrig, denn ich war bei dem Unglück nicht zugegen. Er verließ das Hotel und begab sich allein hinaus auf den See. Man fand das kleine Boot umgeschlagen und leer. Das ist Alles, was ich oder irgend Jemand zu sagen vermag."

Trotz all der Willenskraft, mit der er jeden Nerv, jede Muskel beherrschte, hob ein schwerer Seufzer die gequälte Brust.

„Sie fühlen seinen Verlust mit uns," sprach die Wittwe leise und traurig.

„Sein Tod änderte mein ganzes Leben, mein ganzes Sein," entgegnete Cuthbert hastig.

Und doch widersprechen die Umstände seines Todes Hugo's Charakter. Er war weder unvorsichtig, noch leichtsinnig. Ein eigenthümliches Geheimniß scheint über den Verhältnissen zu schweben, und ich hoffte, Sie würden es erklären können."

„Ich kann es nicht. So groß Ihr Verlust übrigens auch ist, glaube ich doch, daß es Trost für jeden Jammer gibt. Ich habe lange Jene beneidet, welche des Lebens stürmische See glücklich durchschifft haben und zur Ruhe des andern Ufers eingegangen sind."

„So unnatürlich derlei Worte von Ihren Lippen auch klingen," entgegnete Mrs. Cartright traurig, „vermag ich deren Wahrheit doch nicht zu leugnen. Ich kann den Tod meines Sohnes auch ertragen, während ein ehrloses Leben mir das Herz bräche."

Langsam und nachdenklich wandte sich Mrs. Cartright zu ihrer Tochter.

„Wir besuchen auf dem Heimweg Lyle Hall," flüsterte ihr diese vergnügt zu.

Seufzend blickte die Mutter von dem strahlenden Antlitz der Tochter auf den jungen Mann.

„Fürchten Sie nichts," hauchte Genevra kaum hörbar, „ich bewache sie, wie der Hirte sein einzig Lamm bewacht, wenn der Wolf nahe ist."

„Der Wolf?" fragte Mrs. Cartright erschreckt, „ist er wirklich so schlimm?"

„Früher glaubte ich es," entgegnete Genevra erröthend, „meine jüngsten Erfahrungen aber widersprechen der Annahme. Man möchte glauben, er habe seine Identität verwechselt."

Mrs. Cartrights heftige Aufregung erschien Genevra völlig grundlos und unerklärlich. Sie preßte erbleichend die Hände zusammen, erhob sich, sank wieder zurück und seufzte tief und schwer.

„Du lieber Gott," klagte Genevra, „nun habe ich Ihnen ganz falsche Begriffe beigebracht. Es ist wirklich kein Grund zu Befürchtungen vorhanden. Ich wollte nur sagen, ich werde nicht gestatten, daß er sich in Kitty's Herz nistete, wie ich erst vermuthete."

„Glauben Sie, daß er sich für Kitty mehr interessirt, als zum Beispiel für Sie?"

„Das wage ich nicht zu behaupten. Anfangs verrieth er allerdings innere Bewegung und großes Interesse, dann aber gelangte ich zu der Ansicht, daß er sich für Kitty nur als Hugo's Schwester interessirt."

„Was habt Ihr denn so ernstlich zu besprechen?" rief Kitty fröhlich dazwischen, „das sieht ja aus wie ein Kriegsrath."

„Vielleicht ist er's auch," lächelte Genevra mit kluger Wendung, „hast Du Tante Barbara das Miniaturbildchen gezeigt?"

„Nein, ich will es sofort holen."

Sie eilte fort und gab ihrer Mutter dadurch Gelegenheit noch einige Worte mit Genevra zu wechseln.

Das Betrachten des Gemäldes zerstreute einigermaßen die Wolke steifer formeller Artigkeit, die auf Allen lastete.

Beim Abschied umarmte Mrs. Cartright die Tochter, empfahl sich in herzlichster Weise den beiden Damen und bot Lord Cuthbert die Hand, bevor dieser die Handschuhe angezogen hatte. Als sie die kalten bebenden Finger berührte, blickte sie fragend zu ihm auf. Genevra sah den Edelmann erbleichen, ein wildes Weh über die farblosen Züge gleiten und forschte umsonst nach dem Räthsel der auffallenden Erscheinung.

Als die Hufe der Pferde in der Ferne verhallten, stand Mrs. Cartright bewegungslos wie eine Statue auf der Veranda, und

starrte den Verschwindenden nach. Dann hob sie das thränenschwere Auge gen Himmel und flüsterte schmerzlich: „Kann ein Mutterherz wirklich den vom Himmel verliehenen Instinct verlieren? woher dann diese wilde Unruhe, dieses eigenthümliche Sehnen, dieses schmerzliche Ahnen?"

XIV.

Während sich all das in England ereignete, fand in einem einsamen, auf felsiger Höhe in der Nähe des blauen Genfersee's gelegenen Kloster eine Episode statt, welche auf die Zukunft aller in dieser Erzählung handelnden Charaktere entschiedenen Einfluß übte.

Das Kloster war ein eigenthümlicher alter Platz, und die kleine Anzahl Mönche, die es als ihre Heimath betrachteten, schwand immer mehr. Bisher hatte Vater Leon, der Prior, die Congregation in strenger Disciplin und nicht unbehaglichen Verhältnissen erhalten. Er war ein Mann, der in der politischen Welt eine Rolle gespielt, oder mächtig und geschickt ein finanzielles Scepter geschwungen haben würde, die Vorsehung aber hatte ihm eine andere Laufbahn vorgezeichnet, hatte ihn hart geprüft und sein ungebrochener, aber kampfmüder Geist hatte in des Klosters stillen Räumen Frieden gesucht. Selbst hier hatte sich des Mannes Thatkraft, Macht und Geschicklichkeit kundgegeben und vollen Wirkungskreis gefunden.

Das Kloster war bei seinem Eintritt arm und heruntergekommen, die Mönche lau und schwach: er war ernst zu Werke gegangen, um die eigene Willensstärke den Gefährten einzuflößen. Auch sein praktischer Sinn erprobte sich durch erfolgreiche Handelsverbindungen mit benachbarten Dörfern und Städten. Des Priors Körperkraft aber entsprach nicht dem starken Geiste. Eine lange, unheilbare Krankheit warf ihn in Mitten seiner nützlichen Thätigkeit nieder, und unter den schüchternen Brüdern, denen jedes Selbstvertrauen mangelte, fand sich keiner, der seine Stelle auszufüllen verstand. Eine Zeit lang hielt sie sein ermunterndes Zureden, sein weiser Rath aufrecht, und die Verhältnissen blieben sich gleich, so weit sie sich bei bloß mündlicher Leitung gleich bleiben konnten, als aber der Prior auf das schmale harte Bett in der engen Zelle sank, gings abwärts mit dem kaum erblühten Wohlstande des Klosters, und der Geist der Brüder hielt gleichen Schritt.

Eines Tages versammelten sich die Mönche, behufs Berathung, um Vater Leons Sterbebett. Die Sachlage war in kurzer Frist so trostlos geworden, daß nur ein Hülferuf an die höhere Macht der Kirche oder an die Barmherzigkeit der Außenwelt vor dem Hungertod zu schützen schien.

Man hatte den Sterbenden aufgerichtet und mit Kissen gestützt, damit er freier athmen, und womöglich anhaltend sprechen könne. Seine Behaglichkeit kam dabei nicht in Betracht, der nackte Boden, das schlichte Bett, die armselige Einrichtung der Zelle bewies, daß der fromme Mann darauf keinen Werth legte. Er verachtete den Luxus, ertrug muthig und lächelnd Mangel, Schmerz und Todesnoth — des Klosters Wohl oder Wehe aber marterte sein Herz mit namenloser Qual.

„Sieht's wirklich so schlecht aus, Bruder Anselm?" fragte er ängstlich, als dieser die momentane Lage geschildert und überblickte mit hohlen, aber immer noch glänzenden und durchdringenden Augen die kleine Schaar, die auf ihn, ihren Vater, Führer und Beschützer vertraute.

„Ja, ehrwürdiger Vater. Wir theilten Ihnen unsere Lage nur mit Widerstreben mit, aber ohne ihren Rath und Beistand gibt es keine Hülfe."

„Habt Ihr etwas vorzuschlagen?"

Die Mönche schauten sich betroffen an, dann trat Bruder Anselm vor.

„Wir denken der Kranke, der so lange unser Stückchen Brod theilte, sollt' in einer der Städte untergebracht werden. Er ist kein Landsmann, wahrscheinlich ein Ketzer; warum sollten wir in unserer großen Noth mit einem unnützen Glied belastet sein? Wir erwarten nur Ihre Zustimmung um ihn —"

Er hielt plötzlich inne, denn des Sterbenden bleiches Antlitz bebte vor Aufregung, die hohlen Augen funkelten vor Zorn.

„O Ihr elenden, verkommenen Brüder eines frommen Ordens! Wundert's Euch noch, daß der Himmel Schmach und Armuth über Euch verhängt?" stöhnte er mühsam und

ballte die schwache Faust drohend gegen die erschrockenen Mönche, „die heiligen Gebote der Gastfreundschaft, die man Jahrhunderte treu befolgte, die Gesetze himmlischer und irdischer Oberen, die Pflicht gegen Arme und Verlassene wollt Ihr freventlich mit Füßen treten! O vergieb Ihnen, Allmächtiger, bitte für sie heilige Jungfrau, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Erschöpft und keuchend sank Vater Leon auf das harte Lager zurück und wand sich in körperlichem Schmerz und geistigem Jammer.

„Wir werden ihrem Rathe folgen, ehrwürdiger Vater," entgegnete ein alter Mönch, „denn wir wissen, daß wir alle schwach und unwissend sind. Noch sind sie unser Vorgesetzter, sagen Sie uns, was wir zu thun haben und wir werden gehorchen."

„Sorgt so gut ihr es vermögt für das arme Geschöpf, das der Herr an unsere Pforte sandte. Arbeitet, so viel ihr vermögt, verschmäht keinen ehrlichen Broderwerb, keinen Verdienst und sei er noch so klein. So wird des Himmels Segen auf Euch ruhen, und Hilfe kommen, wo Ihr's am wenigsten erwartet."

Er hob die schwachen Händen wie segnend über die kleine Schaar.

„Und nun geht und laßt mich mit Bruder Anselm allein, damit wir die Sachlage besprechen. Erinnert Euch, daß ich sterbend Euch befahl, Obdach und Nahrung mit dem Unglücklichen zu theilen, so lange ihr ein Dach über dem Haupte, einen Bissen Brod im Schranke habt. Euere Körper mögen Mangel leiden, sich mit ärmlichem Unterhalt begnügen. Eure Seelen aber sollen heiliger Wegzehrung nicht entbehren. Geht, meine Brüder, und des Himmels Segen begleite Euch!"

Noch einmal blickten die Mönche stumm und traurig auf den geliebten Prior und verließen dann geräuschlos die Zelle.

„Bruder Anselm," sprach Vater Leon, sobald sie allein waren, „meine Zeit auf Erden ist abgelaufen; hilf mir aufstehen, damit ich meiner letzten Pflicht genüge."

„Aber ehrwürdiger Vater, gliche das nicht Selbstmord?"

„Was liegt daran, wenn die letzten schwachen Sandkörnchen im Stundenglase meines Lebens sich beschleunigen? Ich habe noch eine Pflicht zu erfüllen, die ich bereits zu lange aufgeschoben. Rufe nöthigen Falles weitere Hülfe, meine schwankenden Schritte zu leiten. Ich will mich ins innere Kloster begeben und auch den Kranken noch einmal sehen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wacht auf den Vogesen.

Hoch durch's Gebirg im Wasgauwald
Wie Sturmgebraus es wiederhallt;
Das tönet wie ein mächt'ger Schritt,
Als riß es Eich' und Tannen mit;
Voran, voran, du deutsche Braut,
Der Wasgau hat dich jetzt erschaut.

Hoch auf dem Berg nun steht es da,
Das Riesenweib Germania;
Sie kam herauf vom kühlen Rhein;
Ich mag nicht länger drunten sein;
Hier nach dem Berg stand längst mein Sinn,
Hier bleibt die Wacht mein Hochgewinn!

Hier steh' ich, reck' die Arme aus.
Sei mir gegrüßt mein Felsenhaus.
Seid mir gegrüßt, ihr Tannenhöh'n
Dem deutschen Aug' wie wunderschön!
Wie ist die Aussicht weit und breit,
So strahlend hier in Herrlichkeit!

Hier schaut mein Blick, in Stolz erglüht,
Als wie ein Garten aufgeblüht,
Die deutsche Heimath weit und breit,
Wie nirgends sonst, voll Lieblichkeit!
O Elsaß drunten, edler Hort,
Jetzt bleib' mein eigen fort und fort!

Hier thront' ich schon vor manchem Jahr.
Hier bleib' ich jetzt und immerdar:
Nun wettert drunten in dem Thal,
Kanonen, donnert allzumal!
Gekommen ist die deutsche Braut,
Dem Wasgau ewig angetraut!

Ein Elsässer.

Aphorisme.

Das Aeußere eines Menschen, seine Züge, sein Benehmen sind in Bezug auf seinen innern Werth das, was der Einband eines Buches zu seinem Inhalt ist. Ach wie viele schlechte Bücher laufen in Goldschnitt und verzierter Decke in der Welt herum.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 20. Dienstag, den 14. Februar **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des
Charles T. Manners.
Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**
(Ombs.)

(Fortsetzung.)

Bruder Anselm gehorchte. Sein starker Arm stützte die kraftlose Gestalt und trug sie beinahe in die nächste Zelle, in der ein junger bleicher Mann in bewußtlosem Zustande ruhte. Die Züge des Antlitzes waren edel, Hände und Füße zart gebaut, die ganze Erscheinung verrieth gute Geburt und Erziehung.

Vater Leon mochte das fühlen, als er, schwer an Anselms Brust lehnend, das bleiche Antlitz lange betrachtete.

„Ich glaube dieser Mann wird Euch noch zum Segen. Seit ich ihn zuletzt sah, hat er sich entschieden gebessert. Das Gehirnfieber hat ihn verlassen, und wenn er zu sich kommt, wird er alle Räthsel lösen. Sollte er sich jedoch nicht an alle Erlebnisse erinnern, so gebt ihm das Papier, das sich in meinem Brevier befindet. Es enthält die Bekenntnisse des in voriger Woche verstorbenen Schiffers Anton. Er hatte den Fremden aufgefunden, für todt gehalten und beraubt; da er ihn begraben wollte, entdeckte er Lebenszeichen und versteckte ihn, bis der Tod eintrete. Der junge Mann aber starb nicht, und in seiner Angst brachte ihn der Dieb Nachts vor unser Kloster. Wenige Monate später lag er selbst am Tode, und nun quälte ihn diese letzte Uebelthat mehr, als alle Sünden des vergangenen Lebens. Des Herrn Wege sind dunkel. Wer weiß, mit wem unsere verhungernden Brüder ihr letztes Stückchen Brod theilten. Bruder Anselm, ich empfehle in Deiner Sorge."

„Ja, ehrwürdiger Vater — ach!" Der Schreckensruf ertönte als sich des Kranken farblose Lider öffneten und blaue Augen träumerisch und verwundert auf das seltsame Paar starrten. Langsam, aber sichtlich kehrte das Bewußtsein wieder, als die Blicke fragend in der engen Zelle umherirrten und schließlich zögernd zu den Mönchen zurückkehrten, deren Anblick für schwache Nerven allerdings nicht beruhigend erschien. Vater Leons todtenbleiches Antlitz mochte wohl für das einer Leiche gelten, während Bruder Anselms gelbes runzeliges Gesicht mit dem glattgeschorenen Haupte und den runden, bleifarbenen Augen, in welchen sich Schrecken und Erstaunen spiegelten, eine lebende Mumie vorstellen mochte.

„Im Namen aller Pharaonen, bin ich in einer Pyramide zum Bewußtsein erwacht?" fragte eine schwache, aber melodische Stimme.

„Friede sei mit Dir, mein Sohn," entgegnete Vater Leon sanft, „Dein Leben wurde wunderbar erhalten."

Sprachlos vor Erstaunen starrte ihn der Fremde an.

„Im Namen des Bösen, wer seid Ihr? ich dachte Pharao sei lange todt." Bruder Anselm bekreuzte sich, der Prior sah gekränkt aus. Keiner von Beiden begriff das sonderbare Bild, das ihre langen Gewänder und abgezehrten Gesichter im Kopfe des Fieberkranken hervorriefen.

„Mein Sohn," begann Vater Leon vor-

wurfsvoll, wurde aber sofort von lautem Gelächter unterbrochen.

„Die Mumie spricht — das ist ja ein leibhaftiges Wunder? Ich will sie mit heim nehmen für den alten Professor oder den zoologischen Garten; was soll sie kosten, Pharao?"

Er wollte die Hand ausstrecken und vermochte es nicht. Bestürzt und erstaunt betrachtete er die dünnen abgezehrten Finger. Die Anstrengung war zu groß, die blauen Augen schlossen sich und seufzend entschlummerte der Kranke wieder.

„Er wird leben, aber nur treue, sorgfältige Pflege kann ihn heilen," sprach Vater Leon ernst, „und nun geleite mich in's innere Kloster, denn dort befindet sich der Sarg, den ich mir lange bestimmt. Du wirst mich zur letzten Ruhe betten, Anselm."

Der Mönch widersprach nicht, sondern führte den Sterbenden sorgfältig in das betreffende Gemach, legte ihn in das enge, harte Bett und verließ ihn dann zögernd und schaudernd.

Die übrigen Brüder erwarteten ihn und mit leiser Stimme theilte er ihnen des Priors letzte Befehle mit. Ein feierliches Grauen überkam sie Alle, aber sie folgten ihm in die alte verfallene Kapelle, entzündeten dort die letzten Kerzen und sangen die Nacht hindurch die feierlichen Psalmen für die scheidende Seele, das Requiem der Todten. Und als der Morgen graute, wandten sie sich bebend und erschöpft zum Ruheplatz des Priors. Bruder Anselm trat zuerst ein und ließ den Schein seiner Fackel auf den Sarg fallen. Dort ruhte ein kaltes, bleiches Antlitz mit geschlossenen Augen und friedlichem Lächeln auf den erstarrten Lippen. Die weißen gefalteten Hände hielten ein Crucifix über der pulslosen Brust. Nun endete die ernste Disciplin des Ordens. Weinend und klagend umgaben die armen Mönche die Leiche des geliebten Priors.

„Todt, todt," wimmerten sie, „wir werden ihn nie wieder sehen."

„Er sieht vom Himmel auf uns nieder," tröstete Anselm. „laßt uns seine letzten Gebote treu befolgen, auf daß wir seines Segens theilhaftig werden. Wer sah den Kranken diesen Morgen?"

„Ich wachte zuletzt bei ihm," sprach einer der Brüder, „er schlief ruhig bis gegen Morgen, dann erwachte er und hörte die Todtengesänge in der Kapelle. Er hat sonderbare Phantasien. Ich fragte um den Namen, aber er wußte mir keinen Bescheid zu geben."

Zwei Tage später, als die Steinplatte in der Klostergruft sich hinter Vater Leons Sarg bereits geschlossen, erwachte der Kranke zu dauerndem Bewußtsein. Er war jedoch mehr geneigt Fragen zu stellen als zu beantworten. Schweigend hörte er Vater Anselms Erzählung, denn dieser war nun Prior, und spielte zerstreut mit den dünnen, weißen Fingern.

„Hat Niemand nach mir gefragt?"

„Nein."

„Nun, 's ist Zeit genug, mich um die Verhältnisse zu kümmern, wenn ich wieder genesen sein werde. Können Sie mich noch eine Zeit lang beherbergen?"

„Wir versprachen unserem geliebten Seligen mit Ihnen zu theilen, so lange wir einen Bissen Brod hätten," entgegnete Vater Anselm herzlich.

„Das hörte ich von einem der Brüder. Erzählen Sie mir aber Näheres über den Verstorbenen und ihre Lebensweise."

Vater Anselm verstand es besser, Geschichten zu erzählen, als Thaten zu vollbringen, und beschrieb mit glühenden Farben die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit.

Des Fremden blaue Augen blickten milde und wehmüthig.

„Kann es wirklich solch williges, gehorsames Entbehren und Leiden um des Gewissens willen geben? Wie verschieden verläuft doch des Lebens Gang!" flüsterte er, „ist es wirklich wahr, daß Ihr Hunger leidet, um freudig Euer karges Stücklein Brod mit mir zu theilen? Ist dem wirklich so, mein Vater?"

„Ja, mein Sohn."

Still und ernst lag der Kranke lange, dann überflog frohes Lächeln die bleichen Züge.

„Möcht wissen, ob ich wirklich aus dem Grunde des See's an's Licht kam?"

Vater Anselm verstand ihn nicht.

„Habt Ihr die Kleider, in welchen ich gefunden wurde?"

Der Mönch holte sie aus einer Kiste und legte ihm die steifen Gewänder auf's Bett.

Wieder lächelte der Kranke.

„Und Ihr seid wirklich arm und hungert hülflos nach kräftiger Nahrung?"

„Ja, aber unser seliger Vater Leon sagte, daß der Segen kommen werde, und wir warten in Glauben und Vertrauen."

„Er ist gekommen; sehen Sie, ob das Ihr Segen ist?"

Vater Anselm näherte sich mit glänzenden Augen und freudig erregten Zügen. Ein scharfes Federmesser hatte das Futter der Sammtweste losgetrennt und heraus rollte funkelndes Gold.

„So viel wenigstens habe ich, mein edler Freund, nehmen Sie es für Ihre Brüder, aber behalten Sie mich, bis ich stark genug bin, um für mich selbst zu sorgen."

Friedlich lächelnd wandte sich der Fremde und entschlummerte.

Vater Anselm eilte zu den Brüdern.

„Der Segen ist gekommen." Vater Leon's Prophezeihung hat sich erfüllt; nun wissen wir gewiß, daß er unter den Seligen weilt."

Und die Mönche schaarten sich in stillem Entzücken um ihn.

XV.

Ein Schaden am Sattelgurt verursachte großen Umschwung in den Plänen der kleinen Gesellschaft, die so fröhlich und vergnügt Honeysuckle nnd Cottage verlassen hatte. Sie besuchten auf dem Rückwege Lyle Hall, bewunderten die zahllosen Reize des Schlosses und der Gärten und fanden es unbegreiflich, daß der Herr des Hauses so kalt und gleichgültig über Alles weggehen konnte, ja selbst sichtlich erleichtert schien, als man die Pferde vorführte. Das Mißgeschick ereignete sich gelegentlich der Abreise. Kitty's Sattelgurt war beschädigt, und als sie sich fröhlich auf's Pferd schwang, brach der Riemen, und sie stürzte zurück. Lord Cuthbert brachte sie so schnell als möglich aus der gefährlichen Nachbarschaft der Hufe.

Kitty lachte erst über die eigene Ungeschicklichkeit, und wollte sich erheben, der bloße Versuch aber ließ sie vor Schmerz aufschreien und erbleichend zu Culhberts Füßen sinken.

Genevra Lloyd sprang vom Pferde und beugte sich über die Freundin.

„Bitte tragen Sie sie in's Haus; sie muß den Fuß verletzt haben."

Der junge Mann hob das bewußtlose Mädchen mit starkem Arm auf und trug sie in's Schloß. Sah Genevra, daß er sich über das bleiche Antlitz beugte und einen leisen Kuß auf die kalte Wange preßte?

„Helfen Sie Miß Barbara vom Pferde und geleiten Sie sie hierher," sprach sie in ziemlich herrischem Tone. Cuthbert legte die Ohnmächtige auf das nächste Sopha und gehorchte schweigend.

Als er mit Fräulein Evesham zurückkehrte, kniete Genevra vor dem improvisirten Lager und untersuchte sorgfältig den verletzten Fuß. Kitty selbst war wieder zu sich gekommen.

„'s ist nicht so schlimm," rief sie, „ich habe nur den Fuß verrenkt, und das traurigste an der Sache ist, daß ich nicht werde heimreiten können."

„Soll man nicht nach einem Arzt senden, damit sich nicht ein bleibendes Uebel entwickele?" fragte Genevra ernst.

„Es ist bereits geschehen," entgegnete der junge Hausherr.

Der Arzt verbot jede anstrengende Bewegung.

„Die Kranke im Wagen fortbringen? warum nicht gar. Sie hätte leicht in ein schlechteres Revier fallen können, und wenn sie baldige Genesung wünscht, bleibt sie einfach, wo sie ist."

Kitty schaute bekümmert auf Genevra, Tante Barbara aber endete die Frage schnell.

„Die Sache läßt sich ordnen, statt, daß Du uns zurückbegleitest, Cuthbert, nehmen wir Deine Gastfreundschaft an und bleiben doch fröhlich beisammen."

„Danke, Tantchen," rief Lord Lyle freudig, „Sie wissen wohl, wie sehr mich dieser Vorschlag ehrt und freut. Ich werde Mrs. Erne sofort die nöthigen Befehle ertheilen und bitte die Damen ihre Gemächer zu wählen."

Genevra spielte verlegen mit einer Quaste.

„Wie lange mag's dauern, bis Mrs. Cartrigot fortgebracht werden kann?"

„Ich verlange nur eine Woche absoluter Ruhe," entgegnete der Arzt.

„Du lässest doch Deine Mutter holen, Kitty?"

„Ich werde sie selbst ersuchen lassen zu kommen," unterbrach Lord Cuthbert mit etwas gebietendem Tone, „es geht nichts über eine Mutter, und Miß Cartright soll deren Pflege nicht fehlen."

Tante Barbara flüsterte Genevra einige bittende Worte zu.

„Ich werde bleiben," bemerkte sie endlich, „weil ich mich nicht von Kitty trennen will."

„Dann werde ich die betreffenden Boten absenden. Haben die Damen irgendwelche Befehle bezüglich der von Honeysuckle Cottage zu erhaltenden Requisiten?"

Tante Barbara besprach sich kurz mit den beiden Mädchen und schrieb dann einige Zeilen. Inzwischen ließ der junge Gebieter ein kleines Musikzimmer für Kitty herrichten.

„Hier soll sie wohnen," sprach er besorgt, „damit man sie nicht über Treppen zu tragen hat, und wenn sie sich wohl genug fühlt Gesellschaft zu sehen, ist sie mit leichter Mühe unter uns."

„Sie sind so gut," flüsterte Kitty mit thränenvollem Auge, „und mir thut's so leid, Sie zu bemühen."

„Als ob diese Mühe mir nicht Freude wäre und Glück," erwiederte Cuthbert in solch herzlicher Weise, daß sich Genevra ärgerlich auf die Lippen biß.

Kitty schlug erröthend die Augen nieder.

„Ich werde die Stelle einer Wärterin übernehmen," bemerkte Genevra trocken, „und als solche erkläre ich Eure Anwesenheit als zu anstrengend für die Kranke."

Aber auch als sie ihren Willen durchgesetzt hatte, war Genevra nicht zufrieden, und Kitty betrachtete sie seufzend.

„Was hast Du? nehmen Deine Schmerzen zu?"

„Ja, ich wollte —"

„Was? kann ich irgend etwas für Dich thun?"

„Nein, ich wollte nur die Mutter wäre da."

„Sie kommt in ein paar Stunden; so lang wirst Du wohl warten können."

Kitty schluchzte.

„Sag' mir, Kitty, was Dir fehlt?"

„Ich weiß, daß Du mir böse bist, Genevra," klagte das Mädchen in einem Tone, als habe sie das größte Verbrechen begangen, „und doch kann ich nichts dafür."

„Hältst Du mich für herzlos genug, Dir Vorwürfe zu machen? Dir bin ich nicht böse, armes Kind."

„Wem sonst? ich kann's nicht ertragen, daß Du gegen Lord Cuthbert so unfreundlich bist."

„Lassen wir das," entgegnete Genevra erröthend, „wir könnten bis an's Ende aller Tage streiten und uns doch nicht überzeugen."

Kitty schwieg, und als Mrs. Cartright endlich ankam, verließ Genevra gern das Krankenzimmer. Sie ging jedoch nicht hinauf in die ihnen bestimmten Gemächer, denn sie fürchtete beinahe Tante Barbara's heiteres Geplauder und verlangte sehnend nach Einsamkeit. Draußen im Garten befand sich unter einer Rosenlaube eine ländliche Bank und nach dem reizend stillen Plätzchen richtete sie ihre Schritte. Erschrocken blieb sie am Eingange stehen, Lord Cuthbert war da, und sie war so schnell gekommen, daß sie nicht umhin konnte, den schmerzlichen Ausdruck des Gesichtes, die auf der Wange bebende Thräne zu sehen.

Er verbeugte sich.

„Bitte, treten Sie näher, Miß Lloyd."

Zögernd blieb sie stehen.

„Meine Gegenwart soll Sie nicht belästigen, Fräulein; die Laube ist zwar mein Lieblingsplätzchen, aber ich räume es gern einem edleren Wesen."

Mit diesen Worten wandte er sich dem Hause zu.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Die erste such' im Alphabet;
Die zweite that ich auf dem Brett.
Als jüngst im volkerfüllten Raum
Ein Stuhl war zu erhaschen kaum;
Das Ganze soll, wer will's noch wehren,
Zum neuen deutschen Reich gehören.

Auflösung der Charade in Nr. 17 des Unterhaltungsblattes: Rauchfang.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 21. **Donnerstag, den 16. Februar** *1871.*

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

„Ich möchte Sie nicht vertreiben," stammelte Genevra verlegen, „die plötzliche Aenderung des Programmes erscheint überhaupt eigenthümlich. Hoffentlich alterirt sich Ihre Haushälterin nicht über eine solche Flut von Besuchen?"

„O nein, Mrs. Erne ist eine gute Seele und freut sich über das dadurch bedingte Leben. Bisher war sie ohnehin eine Rose in der Wüste, denn ihre außerordentliche Geschicklichkeit wurde weder verlangt, noch anerkannt. Nun aber wird dem Verdienste die Krone nicht fehlen."

Nach kurzer Pause hielt Genevra wieder den nächstbesten Gedanken fest, um nur irgend ein gleichgültiges Gespräch fortzuführen.

„Mrs. Cartright's Gegenwart wird Ihrem Hause Segen bringen, mir ist, als trage sie ihn mit sich, wohin immer sie gehe. Ist's nicht sonderbar, daß heute Mutter und Tochter unter Ihrem Dache weilen sollen?"

„Ja wohl sonderbar," wiederholte er und fuhr mit der Hand über die Stirne, während der gleiche pathetische Ausdruck über seine Züge flog. Er hatte Genevra's Gegenwart momentan vergessen."

„Beide unter meinem Dach," flüsterte er halblaut und seufzte tief.

Genevra blieb unentschlossen stehen.

Warum so trübe und traurig? Unwillkührlich regte sich leise Sympathie in ihrem Herzen. Wie ganz anders erschien des Mannes Charakter, verglichen mit seinem Rufe. Konnten derlei Widersprüche in einem Wesen bestehen?

„Die Gegend um Lyle Hall ist reizend," begann Genevra wieder.

Langsam wandte sich ihr sein Auge zu.

„Ich glaube, daß des Schlosses Lage im Allgemeinen gefällt."

„Das ist kein genügender Tribut für Ihres Erbes Schönheit. Man sollte Ihnen grollen, ob Ihrer Gleichgültigkeit gegen Dinge, auf die Sie stolz sein müßten."

„Müßten, ja müßten," entgegnete Cuthbert trübe.

„Und warum sind Sie's nicht? haben die alten Paläste und Kathedralen des Continentes Ihren Geschmack so entschieden beeinflußt?"

„Nein, denn mir erschiene ein epheuumranktes Häuschen reizender als das alte Schloß, in dem so viele Generationen der Lyle lebten und starben."

„Lord Cuthbert, Sie sind ein Räthsel."

Er lächelte traurig.

„Ein Räthsel, dessen Lösung Miß Lloyd in den dunkeln Attributen der gesunkenen Menschheit finden wird."

„Nein, ich bestrebe mich gerecht zu sein."

„Vielleicht sind Sie es — wer weiß?"

„Ich gestehe offen, Mylord, daß Sie in meinen Augen ein Doppelwesen sind. Was ich jetzt von Ihnen sehe und höre, läßt vergangene Dinge nur um so schwärzer erscheinen."

„Sie glauben also nicht, daß ich Ihnen bezüglich des Briefes die Wahrheit sagte?"

„Im Gegentheil, ich glaube es sogar mit Vergnügen, aber daran dachte ich nicht."

„An was dann?"

Einen Augenblick zögerte sie, dann fuhr sie erröthend, aber mit fester Stimme fort: „Ich habe die traurige Geschichte von Mrs. Brown erfahren, habe mit ihr darüber geweint und die arme Marie zu trösten versucht."

Erstaunt und fragend blickte der junge Edelmann auf sie. War solch vollendete Heuchelei möglich? konnte er so ruhig und unbefangen Mariens Namen hören, wenn er wirklich ehrlos an ihr gehandelt?

„Mrs. Brown's Geschichte? in wie fern berührt sie mich?"

Was konnte, was sollte Genevra antworten? Sie war wirklich froh, als Tante Barbara die Allee entlang kam.

„Cuthbert — Genevra — wo seid Ihr denn? Habt Ihr schon von Kitty's Glück gehört?"

„Nein, bitte, erzählen Sie uns," rief Genevra lebhaft.

„Ich sage Euch, 's ist ganz romantisch. Der Bote kam unmittelbar nach unserem Weggang. Mrs. Cartright ist voll Freude und doch auch voll Sehnen nach dem geliebten verlorenen Sohn. Für Kitty aber ist das Ereigniß die beste Arznei, sie weint und lacht und ihre Augen funkeln wie Sterne."

Hier endete des alten Fräuleins Redseligkeit, der Athem war ihr ausgegangen. Cuthbert führte sie zur Bank.

„Aber Sie haben uns ja noch gar nicht gesagt, was es eigentlich ist," rief Genevra lachend, „habe ich Sie doch Tag meines Lebens nicht so aufgeregt gesehen."

„Nun, eine Erbschaft, eine wirkliche Erbschaft. Weiß nicht mehr genau, wie viele Tausend, aber genug, um Kitty zur Erbin und Mrs. Cartright zu einer wichtigen Persönlichkeit zu machen. Ist das nicht glorios?"

„Bitte, erklären Sie sich näher," sprach Cuthbert leiser.

„Ein Adam Cartright, ein Stahlwaarenfabrikant in Wales, ein Vetter von Kitty's Vater starb kürzlich ohne directe Erben und vermachte sein ganzes Vermögen dem Sohne des Jacob Cartright, und falls dieser nicht mehr am Leben sein sollte, zu gleichen Theilen der Wittwe und Tochter des genannten Vetters, der ihm in seiner Jugend irgendwelchen Dienst geleistet habe. Sonderbarer Weise wußten weder Kitty noch deren Mutter von der Existenz dieses Mannes, aber die Erbschaft ist da und wartet nur auf Acception. Kommt nun, Kinder, und gratulirt."

Und Miß Barbara erhob sich geschäftig und trippelte in freudiger Erregung fort. Zögernd folgte Genevra und bemerkte noch, wie Cuthbert Lyle schmerzlich die Hände gen Himmel hob und mit erstickter Stimme rief: „So ist denn Alles, Alles umsonst, der letzte Trost mir genommen! Barmherziger Himmel, die Strafe ist hart."

Genevra war überzeugt, daß sie recht gehört habe und fand doch keinen Sinn, keine Erklärung der wilden Worte.

Als sie endlich in ihrem Zimmer allein war, überdachte sie die Ereignisse des Abends und kam zu dem Schlusse, daß irgend ein düsteres Geheimniß über Lord Cuthbert schwebe. Die Aufregung ihrer Gedankenwelt verscheuchte jede Ruhe und als die Schloßuhr die Mitternachtsstunde verkündete, huschte sie im losen Nachtgewande durch die Hallen nach Kitty's Gemach, zu sehen, wie sie sich befinde.

Das schwache Licht einer gedämpften Flamme erhellte die weiten Gänge nur unvollkommen, und erst als sie an die Thür des Krankenzimmers gelangte, bemerkte sie die hohe Gestalt, die mit verschränkten Armen an der Wand lehnte.

„Lord Cuthbert!"

„Ihre Freundin schläft seit einer halber Stunde."

„Danke, warum aber begeben Sie sich nicht zur Ruhe nach all der Aufregung des Tages?"

„Ich kann nicht schlafen und dachte meine Nähe dürfte wünschenswerth sein, wenn die Schmerzen allenfalls überhand nähmen."

Während er sprach, entfernte er sich von Kitty's Thüre und näherte sich dem Portale. Mechanisch folgte Genevra und blickte durch die hohen Scheiben auf die dunkeln Umrisse der Gebüsch, den sternenbesäeten Himmel.

„Wie klein und erbärmlich erscheinen dieser Welt Thorheiten, Eitelkeiten und Leiden, wenn man hinaufblickt zur stillen Majestät jener unbekannten Sphären," flüsterte sie.

„Ja, dort tritt Seele der Seele entgegen," erwiederte er träumerisch, „dort gibt es keinen hohlen Ahnenstolz, keine leeren Titel. Thoren, die wir die Hand nach glänzendem Flitter ausstrecken und dafür die kostbarsten Schätze opfern."

„Ich verstehe Sie nicht," bemerkte Genevra leise.

„Gott gebe, daß Sie mich nie verstehen! Wohl waren Sie in mancher Hinsicht ungerecht und hart gegen mich, Miß Lloyd, aber wenn Sie mich für einen Menschen halten, der sich eines schrecklichen Irrthumes und Fehlers schuldig gemacht, kommen Sie der Wahrheit ziemlich nahe."

„Es thut mir leid von Ihnen selbst die Bestätigung begangenen Unrechtes zu hören, denn ich war eben zu der Annahme gekommen, daß meine schlimme Meinung grundlos sei."

„Ich habe nur gegen mich selbst gefehlt, und nur an mir rächt sich die Sünde und frißt sich mir in's Herz. Ich habe mich betrogen wie jener Unglückliche, der die unselige Gabe begehrte, daß Alles, was er berühre, sich in Gold verwandele."

Seine Lippe bebte, sein Auge verrieth namenlose Qual. Genevra betrachtete ihn erstaunt und fragend.

„Sie glauben wohl, ich rase? Entschuldigen Sie, wenn ich momentan die Fassung verlor. Ich möchte nicht, daß Sie denken, ich klage wie ein Schuljunge über geschehene Dinge, und doch erbitte ich eine Gunst von Ihnen, dem einzigen Wesen in der weiten, weiten Welt, das je mein Herz berührt. Nein, zürnen Sie nicht, ich weiß, daß diese Liebe so hoffnungslos ist, als ob sie jenen Sternen gälte. Dennoch wünsche ich, daß sie mir glauben, wenn ich behaupte, Ihre Anklagen seien ungerecht. Gott weiß, ich habe gefehlt, aber nur ich leide darunter und das Wesen existirt nicht, das sagen könnte, es sei ob meiner Handlungen schlimmer, sündhafter oder unglücklicher. Glauben Sie das Fräulein? Ich verspreche, das Ihnen verhaßte Thema nie wieder zur Sprache zu bringen, wenn Sie nur einmal mir in's Auge sehen wollen und sagen, daß Sie an die Wahrheit meiner Worte glauben."

Er bemerkte nicht das leise Erröthen, ahnte nicht des stolzen Herzens Beben, aber er freute sich der klaren, festen Stimme.

„Ich glaube Ihnen. Es ist mir unerklärlich und räthselhaft, aber, Lord Cuthbert, ich glaube, daß Sie die Wahrheit sprechen."

„Sagen Sie nicht Lord Cuthbert. lassen Sie die leere Form. Tritt nicht über jenen Sternen Seele der Seele gegenüber? Jener süße schwedische Gebrauch däucht mir unsagbar reizend. O sagen Sie nur einmal, nur heute, wo die Welt so schwarz und hoffnungslos vor mir liegt: „Ich glaube, daß Du die Wahrheit sprichst!" Können Sie das, Miß Lloyd?"

„Ich glaube, daß Du die Wahrheit sprichst," flüsterte die leise melodische Stimme. Sie hörte nur mehr das Echo seines Dankes, denn einem Blitze gleich war Erkenntniß des eigenen Herzens, erschreckend und entzückend, über sie gekommen. Rasch entzog sie ihm die Hand und huschte im Halbdunkel davon. Das Rauschen des Kleides und der leichte Schritt auf der Treppe verrieth allein noch des geliebten Wesens Nähe.

„So verschwinden wohl auch des Himmels schützende Geister," flüsterte Cuthbert, als er in sein einsames Gemach zurückkehrte. Die düstere Verzweiflung seines Innern aber war ebenfalls verschwunden.

XVI.

Zephyr stand im Zenith der Gunst und des Glückes. Das Publicum konnte nicht umhin, die mit ihr vorgegangene Veränderung zu bemerken. Jener wilde, sehnende Ausdruck war verschwunden, sie betrat die Bühne mit glänzenden Augen und glückseligem Lächeln und benahm sich im Ueberfluten des eigenen Herzens freundlich und gütig gegen Jedermann.

Jeden Abend wiederholte sich eine kleine Scene. Sobald sich der Vorhang hob und die Tänzerin erschien, wandte sich das funkelnde Auge nach der Loge des Grafen, und wenn er auf sie niederlächelte, erglühte sie und strahlte vor Freude, wie irgend ein liebendes

thörichtes Weib. Sonderbarer Weise war sie nun nicht mehr halb so anziehend. Der eigenthümliche Reiz, der sie wie ein Glorienschein umgeben, war verschwunden, sobald das arme Geschöpf zufrieden und glücklich war. Selbst des Herzogs Huldigung fing an zu erkalten; Zephyr bemerkte es nicht, und wenn sie es beachtet haben würden, hätte sie sich nicht darum gekümmert. Was kümmerte sie die Welt, was blieb ihr zu wünschen übrig, so lange des Geliebten Blumenspenden ihr zufielen, so lange er sie bei ihrer Rückkehr erwartete!

Der Graf aber kannte des Publicums schnell wechselnde Gunst und wußte, daß man nur das Aufgehen eines neuen Sternes erwartete, um diesem die schmeichelnden Huldigungen zu zollen. Für ihn hatte es genügt, das Werfen der Bouquets etwas auffallend zu machen; London vergaß dann wohl nicht so leicht den Triumph, daß er gesiegt, wo ein Herzog geschmachtet, und nun sorgte er dafür, sich so bald als möglich zurückzuziehen. Wohl vermißte Zephyr seine Blumen und die Begeisterung seiner Gegenwart, aber sie ertrug es leicht, so lange er sie regelmäßig besuchte.

Immer noch umgarnte sie der Betrüger mit süßen Schmeichelworten und zärtlichen Liebkosungen und hütete sich, irgend welchen Zweifel in ihr zu wecken. In ihrer Wohnung war er ein privilegirter Gast und kam und ging mittels eigener Schlüssel, wann immer es ihm beliebte. Jons Antipathie zu besiegen, war ihm nicht gelungen, aber er achtete nicht darauf, um so mehr als er ihn nur selten sah. Wohl klagte Zephyr gelegentlich über des Bruders düsteres, launenhaftes Wesen, wohl wußte sie, daß er manchmal Stunden lang fehlte, aber ihre Aufmerksamkeit war zu sehr von Lubin gefesselt, um die Sache ernstlich zu untersuchen. Jon war übrigens nicht weit, er befand sich in einem Versteck, von welchem weder der Graf noch die Schwester eine Ahnung hatten. In dem kleinen Boudoir, in dem sich Lubin gewöhnlich einfand, stand ein mit meergrünen Seidenvorhängen versehener Toilettetisch. Eines Tages war Jon in seinem einsamen Spiel dahinter gekrochen, um einen Gefangenen vorzustellen, der Eintritt Zephyrs und des verhaßten Mannes aber hatte ihn zum wirklichen Gefangenen gemacht. Er verhielt sich ruhig und hörte jedes Wort. Von Stunde an huschte das sonderbare Kind regelmäßig in das Versteck, so oft es den Grafen kommen hörte, und wenn dieser es am wenigsten ahnte, lauschte ein scharfes Ohr dem halblauten Selbstgespräch, mit dem er sich gelegentlich die Zeit vertrieb, bis Zephyr aus der Probe kam.

Einmal knitterte er mit wildem Ausruf die eben gelesene Zeitung zusammen und warf sie von sich. „So, so, meine reizende Genevra, die ‚Times' gibt endlich Kunde über deinen Aufenthalt. In größerer Gesellschaft bei Lord Cuthbert Lyle. Das lautet anders als des Vaters Lesart von ein paar Tagen Landaufenthalt bei einer Freundin. Hm, hm, die ‚Times' nennt Lord Lyle einen jungen Edelmann von glänzenden Eigenschaften und Verhältnissen."

„Die Sache muß untersucht werden, damit ich nicht gelegentlich um die Braut betrogen werde. Genevra kann und darf ich nicht verlieren und koste es mein Leben. Nun will ich aber nicht länger zögern, sondern die kleine Thörin irgendwie aus dem Wege räumen, und dann kühn die Vollziehung des Contracts verlangen."

Er hatte diese Worte kaum halblaut gesprochen, durch die meergrüne Draperie aber blickte ein funkelndes Auge auf ihn und verstand wohl den gefährlichen Ausdruck seiner Züge, den tödtlichen Haß seines Lächelns. Das kluge Kind wußte, wer unter der „kleinen Thörin" gemeint sei und ballte krampfhaft die Faust.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Warum sind die Wangen eines Landmädchens wie guter Kattun? Weil sie, wenn gewaschen, die Farbe halten.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 22. **Sonntag, den 19. Februar** **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

Während der Graf noch vor sich hinbrütete, trat Zephyr ein. Auch sie sah müde und ärgerlich aus, sobald sie ihn aber bemerkte, verklärte sich ihr Antlitz.

„Bist Du schon da, Pedro? ich fürchtete noch zwei Stunden warten zu müssen."

„Weißt Du nicht, daß ich mit dem Moment geize, den ich bei Dir verleben darf? Zudem rufen mich meine Geschäfte auf mehrere Tage von London ab, ich muß folglich einige dieser köstlichen Stunden entbehren und entschädige mich schon im voraus."

Sie lehnte zärtlich an seiner Schulter.

„Wenn nur Deine Geschäfte endlich beendigt wären, ich bin des kalten Landes so überdrüssig und sehne mich nach Italien."

„Ueberdrüssig? wenn London Dich vergöttert und goldenen Regen auf Dich gießt!"

„Ja, überdrüssig," wiederholte sie mit flammenden Augen, „und mehr doch, ich glaube London beginnt meiner überdrüssig zu werden. Es gab manch leere Plätze heute und kaum ein Dutzend Bouquets. Ferner erfuhr ich, daß nächsten Monat eine schöne Oesterreicherin auftreten werde. Ich will aber nicht warten bis man verlangt, daß ich meine Krone niederlege, ich tanze diese Woche zum letzten Mal."

Der Graf betrachtete sie forschend. „Hat der Glanz also deine Augen nicht geblendet? Gut, Zephyr, diese Lehre erhält Jede früher oder später."

„Als ob ich all den Flitter nicht stets verachtet hätte!" rief sie lebhaft, „mir hat ja nichts Werth als Deine Liebe. Sag mir, Pedro, ob Du mich bald fortnehmen kannst?"

„Ja, sehr bald," entgegnete er mit grausem Lächeln, „ich bin der Sache müde und will die Krisis herbeiführen, Jedes Hinderniß muß entfernt werden."

Das Kind unter dem Toilettetisch verstand richtig den Sinn der Worte, das verblendete Weib schmiegte sich zärtlich an den Geliebten.

„O mir schwindelt oft vor seliger Freude, wenn ich an das glückliche Leben denke, das wir in der sonnigen Heimath führen werden. Leiden, Armuth, Gefahr — Alles, Alles vorbei. Mir ist, als könnte ich's nicht glauben, und doch scheint es ein passendes Ende für solch bewegtes Leben. Ist's nicht wie ein schwerer Traum, wenn wir der Vergangenheit denken, der quälenden Tyrannei, der bittern Armuth, der jahrelangen Gefangenschaft —"

„Aber all das endete in dem luxuriösen Leben des Grafen Lubin, der sich frei unter den Großen der Erde bewegt, umgeben von Glanz und Reichthum und stolz vor Allem auf seine süße Braut!"

Sie las den Ernst seiner Empfindung in dem funkelnden Auge, wie konnte sie vermuthen, daß er an eine Andere dachte!

„O laß die Zeit bald kommen, Pedro!"

„Versteht sich," lächelte er grimmig, „und wenn Du mich einige Zeit vermissest, so gräme

Dich nicht, denn ich bringe die Verhältnisse zum Abschluß."

„Wozu aber das Alles? Warum begnügst Du Dich nicht mit dem, was ich bereits errungen? Vor Zeiten hättest du die Summe für bedeutend gehalten."

„Damals waren wir arme Vagabunden, nun aber bin ich ein Graf und Du hast den Luxus des Lebens kennen gelernt."

Kurz darauf verabschiedete er sich, und Zephyr begleitete ihn aus dem Gemache. Jon kroch aus dem Versteck, erfaßte das zerknitterte Papier und breitete es sorgfältig auf dem Boden aus. Er fand den gesuchten Paragraphen überlas ihn mehrfach und prägte sich jeden Namen in's Gedächtniß.

„Wir vernehmen, daß der junge Besitzer von Lyle Hall, ein Edelmann von ausgezeichneten Eigenschaften und Verhältnissen, eine gewählte Gesellschaft bei sich sieht. Unter den Gästen befindet sich ein neuer Stern, eine junge Dame, die erst kürzlich bedeutendes Vermögen erbte. Sie ist unserer eleganten Welt noch fremd, aber man sagt sie sei ebenso reizend als liebenswürdig. Seit langer Zeit mit Miß Genevra Lloyd und Miß Evesham von Honeysuckle Cottage innig befreundet, genügt das allein, ihren Werth zu bemessen. Miß Lloyd und Miß Evesham zählen auch unter Lord Cuthbert Lylens Gäste: wir preisen ihn glücklich, daß es ihm gelang solch leuchtende Gestirne um sich zu versammeln."

„Genevra Lloyd, ja, das ist der Name," flüsterte Jon, „ich hasse sie jedoch nicht, sondern bin ihr dankbar, wenn sie uns vor dem schlechten Pedro befreit, und Zephyr die eigene Thorheit beweist. Ich will suchen, die Dame zu sprechen."

Die betreffende Nummer der „Times" fand auch den Weg nach Lyle Hall. Genevra las den Paragraphen zuerst und schob dann das Blatt ärgerlich Kitty zu.

„Siehst Du die Schattenseiten des Reichthumes! Von nun an bist Du in Deinen vier Wänden nicht mehr sicher, die geringste Deiner Handlungen wird aufgespürt und der gaffenden Menge vorgetragen werden. Hoffentlich würdigst Du die zarten Handlungen."

„Reizend und liebenswürdig," lachte Kitty, „welch' wunderbarer Talisman ist doch das Geld wenn es sogar mich zur Heldin stempelt! Nun, ich hoffe es mit Ruhe zu ertragen."

„Papa wird den Unsinn auch lesen," bemerkte Genevra, „und erst dadurch den Wechsel meines Aufenthaltes erfahren."

„Haben Sie ihm denn nicht von hier aus geschrieben?" fragte Miß Barbara.

„Nein ich verschob es immer wieder, denn seit Sie und Mrs. Cartright sich in aller Gemüthsruhe für's Bleiben aussprachen war ich stets unentschlossen, was ich zu thun habe."

Tante Barbara lächelte und schwieg.

„Meine Mutter theilte Miß Barbara's Ansicht, daß es unfreundlich wäre, wenn sie Lord Cuthberts Anbieten die Geschäftsverhältnisse zu ordnen, ablehnte," eiferte Kitty, „und dann war es natürlich am besten hier zu bleiben, bis wir ein für die neuen Verhältnisse passendes Heim gefunden. Sie sah darin nichts Unschickliches."

„Gewiß nicht," bekräftigte Fräulein Evesham.

„Diesen Gedanken wollte ich auch gar nicht aussprechen," entgegnete Genevra, Deine Mutter scheint übrigens unbedingtes Vertrauen in Lord Cuthbert zu setzen, denn er sagte mir, er werde ein in der Nähe gelegenes Gut für sie besichtigen."

„Ja, sie vertraut ihm vollkommen, und doch ist ihr Benehmen gelegentlich so befehlend oder zurückweisend, daß ich nicht verstehe, wie er sich's gefallen läßt. Erst diesen Morgen sagte ich ihr's, aber sie seufzte nur, und daraus schloß ich, daß sie an Hugo dachte, und Lord Cuthbert diese Stelle einräumte."

„Dort kommt Cuthbert auf schäumendem Pferde die Allee entlang," rief Tante Barbara, ein Phaëton fährt nach und ich glaube Ihr Vater sitzt darin, Genevra."

Das junge Mädchen eilte an's Fenster.

„Wahrhaftig, es ist Papa; aber wer ist bei ihm? Ich habe dieses Gesicht nie gesehen und finde es entschieden unangenehm. Wie mag Papa zu der Bekanntschaft gekommen sein?"

„Deine Neugierde wird sich schnell be-

friedigen, denn die Herren kommen mit Lord Cuthbert ins Schloß."

„Papa's Aussehen widerspricht den Angaben seiner Briefe," seufzte Genevra, während, daß nur die Sorge um seine Gesundheit solch vage Ahnung kommenden Unheils bedinge. Langsam begab sie sich in ihr Zimmer, ihre Toilette zu ordnen und betrat dann würdevoll den Salon.

War es Einbildung, daß des Vaters Hand kalt war und bebend?

„Genevra, mein Kind!"

„Mein lieber, lieber Papa!"

Vier Augen bewachten die herzliche Begrüßung: Lord Cuthbert ernst und trübe, Graf Lubin im Vorgefühle all des Glückes, das er im Besitz des schönen Wesens erträumte.

Sie blickte dem alten Manne mit kindlicher Zärtlichkeit in's Auge und forschte ängstlich nach jedem Zug seines Gesichtes. Auch Lawrence Lloyd vergaß in der Freude des Wiedersehens, daß sie nicht allein waren.

Graf Lubin hustete.

Wieder fühlte Genevra das leise Beben der Hände und schaute verwundert in die plötzlich sich umdüsternden Züge.

„Laß Dir meinen Freund, den Grafen Lubin vorstellen, ich übersah es über der Freude, Dich zu sehen."

Des Fremden Erscheinung war tadellos, sein Aeußeres nicht unangenehm, aber es lag etwas in dem blitzenden Auge, dem eigenthümlichen Lächeln, das Genevra wie vor einer Schlange zurückschaudern ließ. Sie verneigte sich leicht, sprach einige unverständliche Worte, und wandte sich dann wieder zu ihrem Vater, ohne dem Grafen auch nur die Fingerspitzen, zum Gruße gereicht zu haben. Er biß sich ärgerlich auf die Lippen und begann dann eine lebhafte Unterhaltung mit Lord Cuthbert.

Der Banquier hatte das wortlose Scharmützel verstanden und blickte besorgt auf seine Tochter.

„Du schriebst mir, Du seiest wohl, böses Väterchen, und hast mich nur zum Besten gehalten," sprach sie vorwurfsvoll.

„Ich bin nur müde und angegriffen von der schnellen Reise, liebes Kind."

„Erfrischungen werden sofort erscheinen," bemerkte Lord Cuthbert herzlich, „und ich habe nur zu bitten, daß Sie und ihr Freund mir wenigstens ein paar Tage das Vergnügen Ihrer Gegenwart gönnen."

„Das läßt sich hören, auf Ehre," rief Graf Lubin, „ich denke, wir nehmen den Vorschlag an, hm, Lloyd?"

Genevra warf stolz das Haupt zurück und maß den Sprecher mit zornigem Auge. Wer war es, der in solcher Weise mit ihrem Vater zu reden wagte?

„Vielleicht," antwortete Mr. Lloyd zögernd.

„Ja, ganz entschieden, denn solche Gelegenheit bietet sich so leicht nicht wieder. Nach Miß Lloyds strahlendem Blick zu urtheilen, gränzen des Schlosses Vergnügen an's Wunderbare, und derlei Erlebnisse verliert man nicht gern. Ist das dort unten ein Kastanienwäldchen, Lord Cuthbert?"

„Ja, ein Wäldchen, auf das die Lyle stets stolz waren. Wollen Sie nicht mit mir die schönen Bäume besehen?"

Der Graf erhob sich lächelnd, er verstand des Lords freundliche Absicht Vater und Tochter einen Moment ungestörten Beisammenseins zu gönnen und dachte, daß es auch sein Interesse fördern dürfte.

„Wer ist dieser Mann, Papa?" fragte Genevra, so bald sich die Thüre hinter den beiden Herren geschlossen.

„Ich habe es Dir bereits gesagt, mein Kind, ein deutscher Graf, Namens Lubin, der gegenwärtig in London Sensation erregt. Mich wundert, daß Du noch nicht von ihm gehört hast."

„Ich kann ihn nicht leiden, Papa, seine bloße Nähe erdrückt mich. Es ist, als ob eine giftige Schlange unter reizenden Blumen lauere, oder ein Habicht auf ein schuldloses Täubchen. Dulde ihn nicht um Dich, Väterchen."

„Rede nicht so unvernünftig," grollte Mr. Lloyd, „was weißt Du von dem Grafen, das Dich zu solchem Urtheil berechtigt? Ist Dir irgend ein Beweis unwürdigen Betragens bekannt, so lasse ich mir's gefallen, wo nicht, so ersuche ich Dich, nicht jeder kindischen Laune nachzugeben."

Genevra blickte erstaunt auf den alten

Mann, die mit ihm vorgegangene Veränderung wurde ihr immer klarer.

„Aber, Papa, der erbärmliche Mensch soll nicht Veranlassung zu Streitigkeiten zwischen uns geben. Bist Du wirklich wohl?"

„Ganz wohl, mein Kind."

„Aber ich halte es doch für besser, wenn ich mit Dir heimgehe. Du bist abgemagert, und es ist die höchste Zeit, daß ich mich um Deine Gesundheit annehme."

„Ich denke, der Graf wünscht zu bleiben," bemerkte er zögernd.

„So laß ihn bleiben, wenn es Lord Cuthbert gefällt. Was kümmert das Dich und mich?"

Wie hatte er sich sonst über des Mädchens herrisches Gebahren gefreut!

„Wir wollen die Sache überlegen; der Graf ist mein Gast, und die bloße Artigkeit verlangt Berücksichtigung seiner Wünsche."

Ihr Auge heftete sich forschend auf das seine; er senkte es unwillkührlich.

„Gut," antwortete sie endlich und wußte nicht, warum ihr Herz sich so ängstlich zusammenzog.

Der Banquier suchte die frühere Unbefangenheit wieder zu gewinnen.

„Und was hast Du mir zu sagen, Genevra? Die Times brachte mir die erste Kunde Deines Aufenthaltes. Ist Kitty die glückliche Erbin?"

„Ja, Papa, aber sie kann kaum gehen. Komm, sie zu besuchen und Miß Barbara und Mrs. Cartright zu begrüßen, komm, bevor der Graf zurückkehrt."

Bei des Fremden Erwähnung zuckte sie verächtlich die Achseln. Mr. Lloyd sah es, erfaßte ihre Hand und sprach zum ersten Male im Leben streng mit ihr.

„Genevra, ich werde Deine kindischen Launen nicht dulden, ich befehle Dir, den Grafen artig zu behandeln."

Das stolze Mädchen erglühte, aber sie beugte gehorsam das Haupt.

„Von meinem Vater ertrage ich Befehle selbst in diesem Tone. Du brauchst keine Widersetzlichkeit zu fürchten."

Lawrence Lloyd küßte sie.

„Ich würde es nicht verlangen, wenn es nicht zu Deinem Besten wäre, um Schlimmeres zu verhüten," flüsterte er.

Wohl las sie die geheime Angst seiner Züge, aber sie schwieg und zog ihn fort in Kitty's Zimmer, wo ihn der Damen fröhliches Geplauder bald wieder heiterer stimmte. Genevra suchte die Einsamkeit ihres Gemaches. Eine eisige Hand preßte ihr Herz zusammen, ihr war's, als sollte sie nie wieder froh werden, und als sie Lord Cuthbert und den Grafen dem Hause zuschreiten sah, durchbebte sie's, wie ein elektrischer Schlag.

„Wie kindisch bin ich doch," flüsterte sie, „als ob mein ehrenfester Vater nicht meine beste Stütze wäre. Wahrscheinlich leistet ihm der Graf irgend einen geschäftlichen Dienst und deßhalb soll ich ihm freundlich begegnen."

Die alte Fassung schien wiedergewonnen und das Mädchen begab sich in den Speisesaal. Als Mr. Lloyd denselben mit Miß Evesham betrat, fand er seine Tochter in lebhafter Unterhaltung; sie sprach nicht gerade direct mit Graf Lubin, aber sie beantwortete viele seiner Bemerkungen. Dieser selbst war in rosigster Laune und der Banquier blickte dankbar auf Genevra. Sie hatte in dem kurzen Verkehr mit Lubin gefunden, daß er fesselnd und geistvoll zu sprechen verstand, aber sie gab den ersten Vergleich mit der Schlange nicht auf.

Lord Cuthbert holte Kitty in den Speisesaal und Mrs. Cartright folgte. Ihre Züge trugen den Ausdruck nervöser Unruhe so deutlich, daß ihre Tochter so lange darüber gesprochen, bis Tante Barbara rieth, die Mutter nicht mit zwecklosen Fragen zu quälen.

Nach dem Mahle begab man sich in's Musikzimmer, wo Genevra spielte und sang.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Auf der Durchreise durch Berlin wollte sich ein Stutzer einen Frack machen lassen und ließ den Schneider rufen. Dieser fragte, ob er den Frack deutsch, französisch oder englisch wünsche.— „Machen Sie ihn neutral!" erwiderte er.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 23. **Dienstag, den 21. Februar** **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

Der Graf stand wie bezaubert, aber er bewunderte nicht sowohl die süße Stimme, als den Liebreiz der königlichen Gestalt.

Als sie sich auf Lord Cuthberts Mahnung, sich nicht zu sehr anzustrengen, erhob, begegnete ihr Auge dem Grafen und wieder erbebte ihr Herz in namenloser Furcht. Wer war dieser Mann und was wollte er? Sie sah, wie er nachlässig die Hand auf ihres Vaters Schulter legte und ihm etwas zuflüsterte, worauf dieser erst scheu um sich blickte und dann beschämt und gedemüthigt die Augen senkte. Mußte sie solchen Ausdruck auf den geliebten Zügen schauen?

Die übrige Gesellschaft, vielleicht mit einziger Ausnahme des Hausherrn, schien von der Liebenswürdigkeit und Unterhaltungsgabe des Grafen gefesselt und freute sich zu hören, daß er ein paar Tage zu bleiben beabsichtige.

Lord Cuthbert näherte sich Mrs. Cartright.

„Ich habe das Gut eingesehen und für gut gefunden," sagte er, „Sie haben jedoch drei Wochen Frist, den Kauf rückgängig zu machen, und in der Zeit werden sie den Wohnsitz wohl in Augenschein nehmen können. Der Notar erwartet sie ebenfalls behufs Unterzeichnung der nöthigen Documente und Uebernahme der betreffenden Gelder."

Er sprach schnell und sichtlich erregt. Mrs. Cartright hatte lange bemerkt, daß er die Rede beschleunigte, so oft er sich an sie wandte und wunderte sich nicht mehr darüber.

„Ich freue mich wirklich einen greifbaren Beweis unseres Glückes in die Hand zu bekommen," lächelte sie, denn bisher erschien es mir wie ein Traum. Der erste Gebrauch, den ich von dem Erbe machen werde, besteht in dem Ersatz der Gelder, die mir von Lyle Hall ausbezahlt wurden. Selbstverständlich erlischt nun die Rente."

„Ich fürchtete es, entgegnete Lord Cuthbert leise, „aber ich erwartete nicht, daß Sie zurückgeben würden, was in's Bereich der Vergangenheit gehört. Ich wünsche sehr, Sie möchten es nicht thun."

„Und ich habe keine Ruhe, bis es geschehen," bemerkte Mrs. Cartright entschlossen.

Er seufzte und schwieg, aber dieses Schweigen sagte beredter denn Worte: „Ich muß mir's gefallen lassen, wenn mir auch der letzte Trost geraubt wird."

Mrs. Cartright betrachtete ihn betrübt.

„Ich möchte nicht gern undankbar erscheinen, aber die Rente begleitete stets ein schmerzliches Gefühl. Es war, als ob das Geld mir sage: ich soll Dir des Sohnes Verlust ersetzen. Möglicherweise war es unrecht es so zu nehmen, aber ich konnte es nicht helfen, und das Herz sträubte sich beständig dagegen, weil mir, trotz bitterster Armuth, keine Schätze Indiens des Sohnes Verlust ersetzen konnten."

Sie sprach mit ungewöhnlicher leidenschaftlicher Aufregung, und Lord Cuthbert wandte sich zu ihr, wie angezogen von magnetischer Kraft.

Es war, als wolle sie die Hand nach ihm ausstrecken, in ihren Zügen lag wildes Sehnen, vages Zweifeln, unnennbare Zärtlichkeit.

„Nein, nein," wiederholte sie feierlich, beinahe vorwurfsvoll, „nichts auf der Welt wird mir den Sohn ersetzen."

Der junge Edelmann erbleichte, die Lippen bebten, als wehe ein wildes Wort auf ihnen, dann fuhr er mit der Hand über die Augen, verbeugte sich hastig und eilte fort.

Als er den Salon wieder betrat, erzählte Graf Lubin eine eben brieflich erfahrene Neuigkeit.

„Ist das nicht die sonderbarste Geschichte von der Welt? Oberst Higginson erhielt kürzlich einen Brief aus Genf, der ihm unter anderm mittheilte, daß dort ein Engländer, den man seit Jahr und Tag für todt hielt, wieder aufgetaucht sei. Vor ungefähr zwei Jahren sei er aus einem Boote gestürzt und besinnungslos an's Ufer geschwemmt worden. Auf irgend welche Weise gelangte er in ein altes Kloster, wo er, weiß Gott wie lange, im Delirium lag. Jetzt ist er vom Gehirnfieber genesen, dem Leben zurückgekommen, findet Alles höchst sonderbar und erklärt den Leuten nicht die Hälfte der Räthsel. Man sagt, er sei Sekretair eines britischen Edelmannes gewesen, was der Sache natürlich in London Interesse verleiht. Denken Sie sich aber einmal das sonderbare Gefühl, in eine Welt zu kommen, wo Jedermann einen für todt hält."

Der Graf schwieg, denn eine plötzliche Aufregung hatte die ganze Gesellschaft ergriffen.

Trotz des geschwollenen Fußes sprang Kitty auf und rief: „Mama, Mama, das ist ganz gewiß Hugo."

Mrs. Cartright war todtenbleich, aber nicht bleicher, als der junge Gebieter von Lyle Hall. Bewegungslos wie eine Statue, wie mit Einem Schlage versteinert, stand er auf der Schwelle. Ein Antlitz spiegelte des anderen wildes Entsetzen, verzweifelnden Schrecken wieder.

Kitty bemerkte es nicht, schluchzend vor Freude wiederholte sie: „Gott sei Dank, es ist Hugo, unser lieber, lieber Hugo!"

XVII.

Lyle Hall beherbergte seine Gäste noch eine Woche länger, aber es war nicht mehr der alte frohe Kreis. Ein düsterer Schatten schwebte über Allen und erstickte jedwede Freude. Nur zwei Ausnahmen mochten allenfalls angenommen werden: Miß Barbara in deren frohem Wesen es nicht lag, längere Zeit trübe oder schwermüthig zu sein, und Graf Lubin, dessen Aeußeres die Existenz jedes Uebels zu verneinen schien.

Der Herr des Hauses benahm sich ernst und ruhig, ohne irgendwie das Behagen seiner Gäste zu vernachlässigen. Genevra beobachtete ihn nicht mehr, ihr ganzes Wesen war nun von anderen Dingen in Anspruch genommen. Die Veränderung des Vaters konnte ihr nicht entgehen, sie brachte sie selbstverständlich mit dem geheimen Einfluß des Grafen in Verbindung, und wagte kaum sich selbst zu gestehen, was Alles sie aus dessen Nachgiebigkeit gegen den verhaßten Menschen schloß.

Eines Morgens begab sie sich später, als gewöhnlich zum Frühstück und fand Graf Lubin allein im Speisesaal.

„Nun erst erhebt sich Aurora," sprach er mit süßem Lächeln, „man sagt, daß gütige Feen einzelnen Sterblichen magische Angebinde verleihen, an ihrer Wiege muß Venus selbst gestanden haben."

„Verschwenden Sie ihre Complimente nicht, Herr Graf," entgegnete sie verächtlich, „sie sind entschieden mehr, als verloren."

„Was aus warmem ehrlichen Herzen kommt, geht nicht verloren. An allgemeine Huldigung gewöhnt, haben Sie es vielleicht nicht der Mühe werth gehalten, sich zu fragen, welchen Eindruck Sie auf Ihren gehorsamen Diener machten."

Genevra stand am Fenster und blickte hinaus. Bei diesen Worten wandte sie sich um und sprach herausfordernd: „Ganz richtig, ich habe es nicht der Mühe werth gehalten."

„Es sei denn meine süße Pflicht, es Sie zu lehren."

Nichts konnte verdächtlicher sein, als das Lächeln, das über die schönen Züge glitt, aber sie schwieg. Lubin erröthete.

„Es geschehen wohl seltsamere Dinge," bemerkte er ärgerlich, „die hochmüthigsten Wesen ergeben sich schließlich und vermehren dadurch den Triumph."

„Wenn sie den Gebieter finden oder vom Feinde besiegt werden. Ich bin weder in der einen, noch andern Lage."

„Allerdings, sobald Sie die Vergangenheit oder Gegenwart im Auge haben, ich aber beziehe meine Worte auf die nächste Zukunft," erwiderte er bedeutsam. „Zudem können Sie es einem Bewerber nicht übel deuten, wenn er die Niederlage nicht sofort anerkennen will, um so mehr, wenn er mit des Vaters Segen auftritt. Ja, ja, meine Gnädige, Ihr Auge wird mich noch willkommen heißen."

„Unerträgliche Impertinenz," zürnte Genevra, „ich werde den Vater bitten, daß er Sie fortschicke."

Der Graf lachte. O, wie der triumphirende Hohn dieses Lachens sie empörte.

„Versuchen Sie doch das Experiment, schöne Ungläubige!"

Sie bebte vor Zorn und eilte nach der Thüre. Auf der Schwelle begegnete ihr der Vater, und sie legte sofort die Hand bittend auf seinen Arm, um sein Zusammentreffen mit Lubin zu verhindern. Der Graf hatte ihn jedoch bereits gesehen.

„Guten Morgen, Mr. Lloyd, bitte, treten Sie gefälligst ein."

„Papa, Papa, komm mit mir," flehte die Tochter ängstlich.

Zweifelnd blickte der Banquier von einem zum Andern. Genevra's Wangen glühten, die Augen funkelten, die Hände bebten. Ruhig und lächelnd stand der Graf unter der Thüre, aber in seinem Blicke leuchtete etwas, was Mr. Lloyd nur zu gut verstand.

„Sogleich mein Kind, ich will nur erst sehen, was der Graf wünscht," sprach Mr. Lloyd zögernd.

„Er geht also vor?" klagte Genevra.

„Bleiben Sie, mein Fräulein," drängte der Graf, „es wäre ja wie Hamlet, ohne den dänischen Prinzen, führen Sie Ihre Tochter herein, Mr. Lloyd."

Das stolze Mädchen war wie gelähmt und schien jede Macht des Widerstandes verloren zu haben.

„Ihr grausames Töchterchen sagt mir, Sie würden mir die Thür weisen, weil ich gewagt habe, ihr von meiner Bewunderung, von dem Tribute meines Herzens zu sagen. Die Drohung erschreckt mich selbstverständlich, und ich bitte um Ihr Verdict."

Trotz aller Aufregung bemerkte Genevra die höhnische Sicherheit, den bewußten Trotz des Tones und blickte flehentlich auf den Vater, ihr war's, als wolle sie den Staub unter seinen Füßen küssen, wenn er mit gewohnter Würde den frechen Menschen zurechtweise. Aber ach! Mr. Lloyd rieb verlegen die Hände, wechselte die Farbe und sprach endlich heiser: „Sie haben Genevra sicherlich mißverstanden, Herr Graf; warum auch sollte ich Sie aus meinem Hause weisen und noch viel weniger aus Lord Cuthberts Schloß?"

„Warum auch? das ist's gerade, was ich dem Fräulein begreiflich machen wollte. Sie aber weigert sich zu glauben, daß meines Herzens Hoffnungen Ihre Sanction erhalten haben. Wollen Sie ihr das gefälligst sagen?"

O der Uebermuth des Tones!

Wieder blickte Genevra flehend auf den Vater, aber sein Auge war gesenkt und beachtete die stumme Bitte nicht. Tiefer und tiefer neigte sich des armen Mädchens Haupt, sie wußte, was nun kommen mußte.

„Ich gestehe, Graf, daß ich es mit Vergnügen sähe, wenn meine Tochter Ihre Werbung annähme," sprach der Banquier langsam und schwer.

„Hören Sie das, mein Fräulein?"

„Ja, ich höre es, aber wenn Sie auch durch irgend welche Schlechtigkeit meinen Vater bestochen oder seine Nachgiebigkeit erzwungen haben, so ist es doch ein ganz ander Ding, Genevra Lloyd zu gewinnen."

Mit diesen Worten eilte sie hastig aus dem Zimmer und strauchelte beinahe über Lord Cuthbert, der eben aus dem Garten kam.

„Um Gotteswillen, Fräulein, was fehlt Ihnen?" rief er besorgt, „Sie sind so bleich, daß ich bitte, mir zu erlauben, Sie an die Luft zu geleiten."

Sie entgegnete keine Silbe, er führte sie hinaus und trat in zarter Rücksicht dann so

weit zurück, um sie nicht zu stören. Wenige Minuten später kam sie mit trübem Lächeln zu ihm.

„Ich fühle mich besser und will in's Haus zurückkehren."

„Sie haben sich wohl in letzter Zeit zu sehr angestrengt."

„Nein, nein, das ist es nicht. Es ist einfach die Zeit gekommen, wo auch mir mein Theil an Kummer und Leid wird, und ich war so lange blind und eigenwillig, daß ich nichts ruhig ertragen kann."

Unsagbarer Schmerz, namenlose Demüthigung lag in dem Tone. Lord Cuthbert betrachtete sie erstaunt, war das die stolze Miß Lloyd?

„Also auch Sie —" murmelte er traurig, „und ich hatte gehofft, es würde Ihnen jede bittere Erfahrung erspart."

„Vielleicht erwartete ich das selbst und es wird mir nun eine heilsame Lehre. Ich zog meine Gewande zurück, auf daß nicht gemeiner Staub sie berühre, und nun ist es wohl gut, daß ich mein Haupt in Schmach beuge."

Immer bitterer wurde der Ton, bis sie des Gutsherrn erstaunte Miene bemerkte und erglühend schwieg.

„Miß Lloyd, Sie wissen wohl, daß Sie über meine Dienste zu verfügen haben, daß ich glücklich wäre, wenn Sie dieselben annähmen."

„Nein, nein, Lord Cuthbert," rief sie abwehrend, „des bedarf es nicht. Noch hat mein Kummer keine greifbare Form, und ich bin kindisch genug, mich über Schatten zu ängstigen. Aber ich will Kraft sammeln und Muth, um die Gespenster beherzt zu verscheuchen."

Bei Tische überraschte sie Lord Cuthbert durch ihr frohes Geplauder. Der Graf beobachtete sie und freute sich, daß sie so leicht sich den Verhältnissen füge, der Banquier aber kannte sie besser und fürchtete eine Unterredung. Als sie sich erhoben, bat sie ihn, sie in den Garten zu begleiten.

„Jetzt nicht, mein Kind, ich will mit Lord Cuthbert die Pferde besehen."

„Aber, Papa, ich habe Dir nur zwei Worte zu sagen."

Er folgte ihr schweigend.

„Ich will heim, Papa," begann sie, als sie sich allein sahen, „es ist höchste Zeit, daß ich gehe. Wirst Du mich Morgen begleiten?"

„Aber, liebe Tochter, was würde man zu solch schneller Abreise sagen?"

„Nichts, denn ich sprach davon so lange ich hier bin, Niemand wird sich über unser Weggehen wundern, als Graf Lubin, der die Frechheit hat, mir zu sagen, ich solle gar nicht gehen."

Des Mädchens Auge flammte, die Lippe bebte voll bitterer Verachtung. Als der Banquier schwieg, erbleichte sie, ein düsterer Schatten legte sich auf ihre Züge, der Hoffnungsschimmer schwand vor dem Zweifel, dem vagen Schrecken, der sich ihrer Seele bemächtigte.

„Vater, Vater, warum antwortest Du nicht? geht Dir dieses Menschen Wille über Deiner Tochter Glück und Ehre?"

Lawrence Lloyd verbarg das Antlitz in den Händen und sprach dann schmerzlich bewegt: „Bezweifle Alles, Genevra, nur nicht Deines Vaters Liebe. Du mußt wissen, daß mir die ganze Welt nichts gilt im Vergleich mit Deinem Glück."

„Warum beeinflußt Dich dann dieser verhaßte, unheimliche Mann?"

Sie hatte sich zärtlich an ihn geschmiegt und fühlte, wie leiser Schauer ihn durchbebte.

„Diese kindische Abneigung wirst Du bald vergessen. Der Graf ist in London geachtet und beliebt, und die Vermählung mit ihm ist unter den gegebenen Verhältnissen das Beste. Und ist es denn nichts, Gräfin zu werden?"

„Für mich nichts als unendliche Schmach, namenloses Elend, grenzenlose Demüthigung."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Von der Schweizer Grenze schrieb ein Schweizer an seinen am Mittelrhein weilenden Freund im heimischen Dialekt: „I glaubi mit Garibaldie ischts nu halt gari baldi ausi."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 24. **Donnerstag, den 23. Februar** **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Dmbs.)

(Fortsetzung.)

„Stellen wir die Frage anders," bat der Banquier, ihre heißen Hände streichelnd, „ist es für meine Tochter nichts, des Vaters Wünsche zu erfüllen, seinen innigsten Segen zu empfangen?"

Sie senkte weinend das Haupt.

„Doch lassen wir die Sache vorerst, mein Kind. Wir kehren bald heim und dann hast Du Zeit zu ruhiger Ueberlegung. Inzwischen behandle den Grafen artig um meinetwillen und lasse die Entscheidung künftigen Tagen."

„Ich war auf meines Vaters fleckenlose Ehre stets stolzer, als eine Prinzessin auf königliches Geblüt und kann deßhalb nicht bezweifeln, daß Dein Rath der beste ist. Schieben wir also den Kampf auf, obgleich mir's eigentlich eine Schwäche scheint."

Er küßte sie, er hatte keine andere Antwort.

Der Graf kam langsam den Gartenweg entlang und Genevra's Blut wallte, als sie das höhnische, lächelnde Gesicht erblickte.

„Sie genießen den schönen Tag im Freien, Fräulein? Hoffentlich läßt die reizende Umgebung Sie den Entschluß, Lyle Hall zu verlassen, bereuen. Sie reisen doch wohl noch nicht ab?"

„Nein, ich füge mich dem Wunsche meines Vaters," entgegnete sie stolz.

„Solch kindlicher Gehorsam ist rührend," sagte er nachlässig mit einer Blume spielend, „ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr er mich entzückt."

„Vater, ich will nach Kitty sehen, und sie auch in den Garten geleiten," bemerkte Genevra, und eilte fort, ohne des Grafen Rede ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen."

Als Genevra die Halle betrat, fand sie Kitty bereits im Begriff heraus zu kommen und neckisch die Größen ihrer Führerinnen vergleichend.

„O Tante Barbara, Sie nehmen sich neben Mama gerade aus wie eine zierliche Fee, die eben aus einer Nußschalenequipage stieg, und mir ist's als würde ich von einer Pygmäe und einem Riesen geführt. Ah, da kommt Genevra, nun wird mein Riese einen Gefährten erhalten und Fee Wundermild solch plebejischer Dienste enthoben. Es finden sich wohl würdigere Aufgaben für sie."

„Und welche, wenn ich bitten darf?" lachte Tante Barbara, während Genevra schweigend ihre Stelle einnahm, „ich stehe natürlich sammt meinem Zauberstab zu Diensten."

„Will's überlegen," antwortete Kitty heiter, „aber Sie haben schon so viele Wunder gewirkt, daß man kaum mehr weiß, was zu wünschen übrig bleibt. Ich bin eine Erbin, der Kürbis hat sich in eine Kaross verwandelt und die Mäuse in prächtige Rosse, die drüben in der neuen Heimath mich erwarten. Meine Ballkleider stecken ganz niedlich in den Dukaten, die Mamachen in meine Börse zauberte, es blüht die Hoffnung den geliebten

Bruder wieder zu finden — o Tantchen, was soll ich noch wünschen?"

„Sind in der Sache schon Schritte geschehen?" unterbrach Genevra das kindlich frohe Geplauder.

„Lord Cuthbert begibt sich heute selbst in die Stadt, weil ihm die schriftliche Nachricht nicht genügt," bemerkte Mrs. Cartright.

„Nun, Sie haben hoffentlich eingesehen, daß Sie, trotz Cuthberts Jugend, keinen bessern Rathgeber finden konnten, als ihn," sprach Miß Barbara stolz, „und ich glaube behaupten zu dürfen, daß der Beweis seiner Sinnes- und Charakteränderung nun genügend geliefert ist."

„Ich stimme Ihrer Ansicht von Herzen bei," bekräftigte Genevra ernst, „es ist auch meine Ueberzeugung, daß Lord Cuthberts Charakter über jeden Tadel erhaben ist."

„Danke, danke, Genevra," rief das alte Fräulein vergnügt, „Sie wissen, wie mich dieses Wort gerade von Ihnen freut."

Genevra's Bemerkung war aber auch zu anderen Ohren gedrungen. Unter einer offenen Thüre stand Lord Cuthbert mit einem Briefe in der Hand, und obgleich sein Auge sich auf das Papier senkte, verrieth die Röthe seines Antlitzes doch, daß ihm des Mädchens Worte nicht entgangen. Auf der andern Seite waren Mr. Lloyd und Graf Lubin eben eingetreten und auch sie hatten wahrscheinlich die Scene mit angesehen. Genevra wenigstens verstand den zornigen Blick, den Lubin dem Gutsherrn zuwarf.

„O daß es ihn forttriebe!" dachte sie.

Dieser Wunsch allein bewieß, wie wenig sie ihn zu beurtheilen verstand. Der durch des jungen Mädchens Worte bedingte Argwohn war nur ein Grund mehr, Lyle Hall nicht zu verlassen, so lange die Lloyd dort weilten.

Noch am gleichen Tage folgte er Lord Cuthbert unter dem Vorwande, den Stand der Felder zu besichtigen und bevor sie zurückkamen, hatte er seinen Zweck erreicht, d. h. er hatte entdeckt, daß der junge Edelmann Genevra liebe, daß aber irgend welcher Grund rasches Vorgehen verbiete, und hatte ihn mit der vertraulichen Mittheilung überrascht, daß er mit des Vaters Genehmigung sich um Genevra bewerbe.

Diese Nachricht war niederschlagend für Lord Cuthbert, der sofort fühlte, daß, trotz aller vermeintlicher Entsagung, die Hoffnung die Geliebte zu besitzen, doch tief im Herzen wurzele.

Nachdem der Graf erreicht hatte, was er gewünscht, verließ er Lord Cuthbert, zu dessen großer Erleichterung, als sich ihm ein Oberaufseher nahte und schritt langsam dem Hause zu. Der treue Beamte bemerkte sofort des Gebieters Zerstreuung und Aufregung.

„Soll ich Ihnen die Abrechnungen nicht lieber heute Abend bringen? es ist jetzt warm und ich fürchte Euer Gnaden sind nicht wohl."

„Ja, Watson, es wird besser sein."

„Erlauben Sie mir noch eine Bemerkung, Mylord. Seit ungefähr acht Tagen streicht ein junger Mensch um das Gut und scheint zu spioniren. Er hat sonderbares Gebahren und macht bald den Eindruck der Verheimlichung, bald der Verrücktheit. Sein Gesicht kann man nicht sehen, denn er gibt Zahnweh vor und hält sich den Kopf verbunden. Ich begegnete ihm selbst einige Mal und fragte ihn neulich, was er eigentlich hier wolle? Unsere gegenseitige Neugier fand aber wenig Befriedigung, denn er wollte mich über die Besuche im Schlosse ausforschen. Dann erkundigte er sich noch um das Gut, die Mühle, die Dienerschaft und die Taglöhner und schien sich für Alles lebhaft zu interessiren. Als ich ihm sagte, was die ganze Gegend behauptet, daß es nie einen Lyle gegeben mit solch klarem Kopf und hochherzigen Charakter, wie Euer Gnaden, wiederholte er die Worte und seufzte so tief und schwer, daß er mich wahrhaftig dauerte. Die Sache war mir auffallend, und ich nahm mir die Freiheit, es zu melden."

Lord Cuthbert hatte erst gleichgültig zugehört, dann erbleichte er plötzlich.

„Wie sah der Mann aus, Watson?"

„Das ist schwer zu sagen, Euer Gnaden, denn er trägt einen großen Zahnbund, hat die Mütze tief in die Stirne gedrückt und den Rockkragen hinaufgeschlagen. Jedenfalls aber muß er erst krank gewesen sein, denn das Gesicht ist abgewagert und die Hände weiß, wie die eines Wiegenkindes."

„Und seine Augen?"

„Sind blau. Zuerst erinnerten sie mich an Euer Gnaden, aber sie sind doch noch viel blauer."

Der Besitzer von Lyle Hall athmete schwer und ergriff Watsons Arm.

„Der Mann muß gefunden und zu mir gebracht werden."

„Sehr wohl, Euer Gnaden. Ich gab mir bereits alle Mühe, herauszubringen, wo er sich Nachts aufhält. Bei Tage streicht er herum und ist wahrscheinlich auch jetzt in der Nähe, denn er hat entschieden genaue Localkenntniß."

„Er muß gefunden werden," wiederholte Lord Cuthbert, und Watson konnte nicht klar werden, ob des Gebieters Züge wilde Freude oder namenlose Angst ausdrückten. Es schien ein Tag der Ueberraschungen, denn kaum hatte sich Lord Lyle von Watson abgewendet und den Park betreten, als ihm der Förster entgegen kam.

„Wenn es Euer Gnaden gefällig ist, möchte ich mir ein Wort erlauben. Auf unserem Grund und Boden spionirt ein sonderbarer Mensch. Erst dachte ich, er habe es auf das Wild abgesehen, aber er trägt nie eine Flinte und macht im Ganzen auch nicht den Eindruck eines Wilddiebes. Er wohnt im Hirsch, aber die Wirthsleute wissen nichts weiter, als daß ihn ein Polizist besucht habe."

Lord Cuthbert war nun gefaßter und verrieth die innere Bewegung nicht mehr.

„Danke Backe," entgegnete er ruhig, „es ist gut, daß Sie mich davon in Kenntniß setzten, ich werde noch heute in's Dorf reiten.

Freundlich erwiederte er des Jägers Gruß und schlug einen abgelegenen Pfad ein, der zu den Stallungen führte. An einer Biegung des Weges bemerkte er zwei Personen, die er in Folge der zierlichen Gestalten für Kinder hielt.

Der Knabe sprach lebhaft und des Mädchens Geberde verrieth Aerger und Widerspruch.

Als der Junge den Gutsherrn erblickte, stieß er einen Freudenruf aus.

„Das ist der Herr, Nina, der Gutsherr Lord Lyle. Nun kann er Dir selbst sagen, ob ich die Wahrheit sprach, denn er hat kein Grund es zu verheimlichen."

Des Knaben intelligente Züge interessirten Lord Cuthbert trotz der eigenen Aufregung.

„Kann ich Ihnen irgendwie dienen?" fragte er freundlich.

Die Dame schlug den Schleier zurück. Nein, es war kein Kind, in diesen Augen glühte des Weibes wilde Leidenschaft.

„Siehst Du, Jon, was Du nun angerichtet hast," sprach sie mit fremdländischer Betonung und verneigte sich voll Grazie.

„Verzeihen Sie, Mylord, wenn wir uns erlaubten, Ihren Boden zu betreten. Mein eifersüchtiger Bruder hat einen meiner Freunde unter der Zahl ihrer Gäste ausgekundschaftet und doch möchte ich um keinen Preis, daß er erführe, wie kindisch ich mich von Jon beeinflussen ließ."

„Es ist nicht kindisch, Nina; laß Du mich sprechen und die nöthigen Fragen stellen. Ich war dort unter den Weiden, Euer Gnaden, als Sie mit dem Menschen, mit Graf Lubin wollt' ich sagen, den Kanal entlang kamen, und ich hörte, daß er Ihnen mittheilte, er werde sich mit Miß Genevra Lloyd vermählen. Bitte, Mylord, sagte er so?"

„Das sagte er allerdings," antwortete Lord Cuthbert, „aber es wollen, ist ganz etwas Anderes als der Dame Einwilligung erlangen."

„Er sagte es? sagte es wirklich," rief die Fremde leidenschaftlich, „o es ist zu niederträchtig."

„Stille," flüsterte das vorsichtige Kind, „hüte Deine Worte. Glaubst Du nun, daß ich Dich nicht betrog?"

„Ja."

„So laß uns gehen."

Widerstandslos folgte sie dem Bruder, der jedoch im nächsten Moment wieder zurücksprang.

„Bitte, lieber Gnädiger Herr, sagen Sie der Schlange nichts von unserem Hiersein"

„Dem Grafen werde ich nichts sagen, aber die betreffende Dame ist mir sehr befreundet."

„Dann bewachen Sie ihn um ihretwillen, denn er ist ein elender Betrüger und hat uns schon Jammer und Elend genug verursacht."

Mit diesen Worten eilte er der Schwester

nach und verschwand bald auf der nahen Landstraße.

„Die Sache muß untersucht werden," sagte Lord Lyle zu sich, „sobald die eigenen Angelegenheiten geordnet sind. Ihr Glück soll nicht beeinträchtigt werden, auch wenn ich es nicht theilen darf. Wie mir das Herz pocht! Ist es freudiges Sehnen nach naher Erlösung oder düstere Ahnung neuer Uebel?"

Er betrat die Stallungen, führte Hector selbst heraus und sprengte bald mit verhängtem Zügel davon. Als er vor der Thüre des Dorfwirthshauses hielt, erschien sofort der Eigenthümer, den seltenen Gast zu begrüßen.

„Guten Tag, gnädiger Herr, was steht zu Diensten?"

„Meine Leute sagten mir von einem Fremden, der hier Herberge genommen. Kann ich ihn sprechen?"

„Versteht sich; er ist gerade bei Tische. Wollen Euer Gnaden nur eintreten, es bedarf keiner Meldung."

„Ich wünsche den Fremden allein zu sprechen; sorgen Sie dafür, daß wir nicht gestört werden."

„Sehr wohl, gnädiger Herr," sprach der Wirth neugierig und unterthänig, führte den Gutsherrn in's Haus und zeigte auf eine geschlossene Thüre am Ende des engen Ganges.

(Fortsetzung folgt.)

Hurrah Germania!

Hurrah, du stolzes schönes Weib,
Hurrah Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juligluth,
Wie ziehst du frisch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemuth
Zum Schutz vor deinen Heerd!
Hurrah, hurrah, hurrah, Hurrah Germania! :,:

Du dachtest nicht an Kampf und Streit;
In Fried' und Freud' und Ruh'
Auf deinen Feldern weit und breit,
Die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang im Aehrenkranz,
Die Garben führst du ein;
Da plötzlich, horch, ein anderer Tanz!
Das Kriegshorn überm Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah, Hurrah Germania! :,:

Da warfst die Sichel du in's Korn,
Den Aehrenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief athmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst Du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein; zum Rhein! zum Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah, Hurrah Germania! :,:

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das Deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist in's Feld,
Die Elbe g eift zur Wehr!
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Fluth des Mains,
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist Eins.
Hurrah, hurrah hurrah, Hurrah Germania! :,:

Schwaben und Preußen Hand in Hand,
Der Nord, der Süd Ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland,
Wir fragen's heut nicht mehr;
Ein Geist, Ein Arm. Ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!
Hurrah, Germania, stolzes Weib!
Hurrah, du große Zeit!
Hurrah, hurrah, hurrah, Hurrah Germania! :,:

Mag kommen nun was kommen mag:
Fest steht Germania!
Dies ist All—Deutschlands Ehrentag!
Nun weh dir, Gallia!
Weh, daß ein Räuber dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt!
Hurrah, hurrah, hurrah, Hurrah Germania! :,:

Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes theure Gut'
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor fremden Frevelmuth!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort.
Für deutsche Sitt und Art,
Für jeden heil'gen deutschen Hort,
Hurrah! zur Kriegesfahrt!
Hurrah, hurrah, hurrah, Hurrah Germania! :,:

Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir
In's Feld! der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts das fließen wird,
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst Du ja!
Groß, herrlich, frei wie nie zuvor!
Hurrah Germania! Hurrah Victoria!
Hurrah Germania! Hurrah Victoria!

Freiligrath.

Druck und Verlag von F. K. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 25. **Sonntag, den 26. Februar** **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

Nachdem der Wirth sich entfernt, blieb Lord Cuthbert mit klopfendem Herzen einen Augenblick vor der Thüre stehen. Sein Antlitz war bleich, auf den bebenden Lippen schien ein Gebet zu zittern. Dann öffnete er leise und trat ein.

XVIII.

Mrs. Cartright lehnte am Fenster und sah Lord Cuthbert fortreiten. Sie seufzte tief und blickte ihm unruhig und sehnend nach. Der Aufenthalt in Lyle Hall und die veränderten Verhältnisse wirkten eigenthümlich auf die Gemüthsstimmung der Dame. Sie erschien gealtert, angegriffen und von nervöser Rastlosigkeit befangen, was für Kitty einen endlosen Quell schmerzlichen Erstaunens bildete.

Das Mädchen lag schlafend auf einem Sopha, aber der Hufschlag weckte sie, und ihr Auge heftete sich forschend auf die Züge der Mutter, welche gerade in dem Momente, da sie sich unbeachtet glaubte, hager und eingefallen erschienen, während die bebenden Lippen deutlich von innerem Leiden Zeugniß gaben.

„Mama, Mama, Du grämst Dich wegen Hugo zu Tode, und was soll dann aus mir werden?"

Mrs. Cartright näherte sich mit freundlichem Lächeln.

„Du wachst Kitty! und bitte, was soll das trostlose Gesicht?"

„O täusche mich nicht, Mama, auch wenn ich aufgehört habe, Dich zu verstehen. Erst ertrugst Du Krankheit, Armuth und Leiden mit der Ergebung einer Heiligen, und seit der Himmel Dich gesunden ließ und uns mit Segnungen überhäufte, härmst Du Dich sichtlich ab. Angenommen das Gerücht sei falsch, so ist's doch nichts im Vergleiche mit dem, was wir früher gelitten. Wie oft sagtest Du, es sei Alles gut, denn Hugo sei eingegangen in den sicheren Hafen. Käme er nun lebend wieder, fände Dich gesund und in angenehmen Verhältnissen, so wäre es doch wohl auch gut. Warum also grämst Du Dich? Ich fühle wohl ebenfalls das Hangen und Bangen der Ungewißheit, aber die Hoffnung ist doch auch schön, um so mehr, als es schlimmsten Falles nur ist, wie wir schon seit anderthalb Jahren annahmen."

Für Kitty war das eine lange ernste Rede, und die Mutter küßte sie mit beinahe feierlicher Zärtlichkeit und trocknete ihr leise die glitzernde Thräne vom Auge.

„Gedulde Dich noch ein wenig, lieb Herz, die Lösung des Räthsels muß bald kommen. Ich kann nicht leugnen, daß mein ganzes Wesen eigenthümlich bewegt ist, daß Hugo Tag und Nacht mir im Sinne liegt, und zwar mit einem Gefühle von Schmerz und Liebe, Hoffnung, Furcht und Zagen, das unmöglich wäre, wenn er eingegangen zur ewigen Ruhe."

„O Mutter," bat Kitty weinend, „Du verbirgst mir ganz entschieden etwas. Auch Lord Cuthbert war sonderbar bewegt und wenn ich denke — —"

„Denke nicht darüber nach, mein Kind, sondern sei heiter und froh, wer weiß, ob ich mich nicht, ob eines Schattens quäle."

„Wo ist Genevra?" fragte Kitty nach kurzer Pause.

„Sie ist mit ihrem Vater und dem Grafen ausgefahren."

„Was hältst Du von Graf Lubin, Mama?"

„Ich habe mir kein Urtheil über ihn gebildet."

„Das dachte ich," seufzte Kitty.

„Das Wetter ist schön und warm, mein Kind, und wenn ich wüßte, daß die Anstrengung Dir nicht schädlich wäre, möchte ich Dich wohl in den Garten führen."

„O ich weiß, was wir thun, Mama; gestern wollten mich Luke und John auf den Armen hinaustragen, bitte, laß es geschehen, denn das ist ein wahres Ereigniß für mich, und es wird mir zu Muthe sein, wie einem Kinde."

„Bist ohnehin nicht viel mehr. Doch wir wollen sehen, was Luke dazu sagt."

„Nun, der gute Mensch wird sich freuen, aber sie sollen mich nicht in der Sänfte oder dem Tragsessel tragen, sondern auf Kindermanier."

Es geschah. Welch reizendes Genrebildchen als die beiden Diener das hübsche junge Mädchen sorgfältig auf den starken Armen trugen, während sie kindlich sich freute und die weißen Händen traulich um die braunen Nacken schlang.

In der Laube war's zu sonnig, und Luke meinte, unten am Rande des Parkes sei ein warmes, trockenes Plätzchen, wo die Vöglein lieblich zwischerten und das Bächlein fröhlich plätschere.

„Aber Luke, ihr sprecht ja ganz poetisch, tragt mich zu dem Bächlein, das fröhlich plätschert."

Das reizende Plätzchen entsprach ganz der Verheißung des treuen Alten. Luke bewunderte Kitty Cartright und hoffte im Stillen, sie möchte Lord Cuthbert ebenfalls gefallen und er sie eines Tages als Herrin des Schlosses heimführen.

„So, jetzt geht Alle fort," sprach sie freundlich lächelnd. „Du, Mama, ruhe aus und schreibe all' Deine Briefe, denn ich bleibe wohl den ganzen Nachmittag. Mir ist zu Muthe, wie der Königin eines Zauberreiches."

Sie gingen, nicht ohne sich mehrfach nach dem lieblichen Bilde umzusehen. Dort ruhte Kitty auf dem blumenbesäeten Rasen, die Weinranken bildeten einen malerischen Hintergrund, das weiße Gewand hob sich leuchtend ab und die goldbraunen Locken fluteten über das Kissen, das ihr Haupt stützte, während die tiefblauen Augen träumerisch umherirrten.

All' das sah noch Jemand, dem der Reiz des abgelegenen Plätzchens, dessen Stille nur vom Gezirpe der Insecten, dem Zwitschern der Vögel und dem monotonen Gemurmel des Bächleins unterbrochen wurde, wohl bekannt war. Er lehnte auf einer Moosbank hinter den Weinranken, die sich von ihren Pfählen aus in die Zweige der nahen Eiche geschlängelt hatten, und so nach und nach ein leichtes vorhangähnliches Gewebe bildeten, das der leiseste Luftzug bewegte.

Kitty lag ruhig und unbefangen, ihr Auge folgte mechanisch jeder Bewegung ihrer Umgebung. Ein Schmetterling setzte sich auf das Früchtekörbchen, sie plauderte mit ihm über sein träges, nutzloses Dasein und lachte über die eigenen drolligen Einfälle, ein Vögelchen hüpfte vom Zweige, und auch ihm hatte das Mädchen gar Manches zu sagen, während hinter dem rankenden Wein erst in gleichgültigem Wohlgefallen, dann in wagem zunehmenden Interesse und endlich in tiefer sehnender Zärtlichkeit sie unverwandt ein Augenpaar beobachtete.

Die süße Natürlichkeit, die liebevolle Herzlichkeit, die sich selbst solch kleinen Wesen, wie Vögel und Schmetterlinge gegenüber, bekundete, hatte auf den rastlosen, von Selbstvorwürfen gefolterten Wanderer wunderbar verheißungsvollen Reiz. Er schaute und lauschte und seufzte und lauschte und schaute und lächelte.

Plötzlich hörte Kitty leises Rauschen hinter sich und hob neugierig das Haupt. Ob wohl ein Kaninchen oder Eichkätzchen kommen möchte,

ein schönes Thierchen, das die Gegenwart eines menschlichen Wesens nicht ahnte? Des Mädchens Augen leuchteten wie Sterne.

Es kam nichts zum Vorschein.

„O wie schade," flüsterte sie, „ich war schon auf sonderbaren Besuch gefaßt."

Wieder rauschte es und dieses Mal bemerkte sie etwas Weißes. Sie lauschte athemlos. Gewiß war es das Pfötchen irgend eines niedlichen Thierchen. Nein — es zeigten sich fünf Finger — wohl Finger einer Menschenhand, denn sie waren zu groß für eine Fee, zu weiß und zart für einen Kobold.

„Wer in aller Welt steckt dahinten?" rief Kitty fröhlich, „im Namen aller Spuckgeister erscheine!"

Und die Weinranken theilten sich, und ein sonderbarer Kauz mit schäbigem Mantel und verbundenem Kopfe kam zum Vorschein.

In des jungen Mädchens arglosem Wesen lag keine Furcht.

„Ei Du meine Güte," lachte sie.

Die räthselhafte Gestalt verbeugte sich nicht ohne Grazie.

„Lord Cuthbert vermummt?" fragte sich Kitty zweifelnd und verwarf doch sofort wieder die Idee.

„Sie haben mich gerufen, ich mußte erscheinen."

„Aber ich dachte, es sei ein Eichkätzchen. Wie kamen Sie hierher? wie konnten Sie geräuschlos auftreten?

„Ich bin schon lange da und lag wie eine Raupe zusammengerollt im Moos. Ich war lange krank, und die Wärme ist der beste alte Doktor unter der Sonne."

Das drollige Geschöpf bewies eine gewisse gutmüthige Heiterkeit, die Kitty unterhielt und gefiel.

„Sie waren also auch krank? das thut mir leid. Bleiben Sie nicht stehen, wenn es Sie ermüdet."

„Also jagen Sie mich nicht fort?" fragte er überrascht.

„Warum denn? Will ich mich doch selbst von der Sonne heilen lassen; ihr Licht und ihre Wärme gehört Ihnen, wie mir."

Er setzte sich ihr gegenüber, brach ein Weinlaub und hielt sich's spielend vor's Gesicht.

„Ich sah Sie kommen."

„Dann lachten Sie mich wohl aus. Was dachten Sie eigentlich?"

„Ich beneidete Luke."

„Luke? kennen Sie ihn denn?"

„Nun, Sie nannten doch seinen Namen oft genug," antwortete er schnell, „ich fürchtete nur, er würde mich ausspioniren und vertreiben, weil ich auf diesem Grund und Boden nichts zu schaffen, habe, er gehört—"

„Lord Cuthbert Lyle und er würde Sie nicht vertreiben, wenn das Bleiben Ihnen gut wäre."

„Meinen Sie? Nun ich will's nicht riskiren, obgleich mir das Fleckchen Erde ordentlich lieb geworden ist. Sie haben Lord Lyle wohl gern?"

„Versteht sich; was Sie doch für ein sonderbarer Mensch sind! Und warum haben Sie denn das Gesicht verbunden?"

„Weil ich Zahnweh habe. Also, Sie haben den Herrn von Lyle Hall gern — vielleicht so gern, daß Sie des Schlosses Herrin werden, hm?"

„Wo haben Sie denn eigentlich Manier gelernt? Wissen Sie nicht, daß das eine naseweise Frage ist? Ich nehme es zwar nicht so genau, aber was würde Genevra dazu sagen?"

Und Kitty lachte beim bloßen Gedanken.

„Genevra? das ist ein eigenthümlicher Name. Ich komme eben von Genf."

„Wirklich," rief Kitty mit plötzlichem Interesse, „o wenn Sie wüßten, wenn Sie gehört hätten —"

„Was?"

„Von dem Wiederauftreten eines Engländers, den man für todt hielt, und der lange krank und bewußtlos in einem Kloster weilte. Er soll Secretär eines englischen Edelmannes gewesen sein, und das läßt uns hoffen, daß es Hugo sei."

„Hugo Cartright? ist das der Name?"

„Sie wissen — o Sie wissen es also? mein Bruder lebt!"

„Aber wenn es Ihr Bruder wäre, warum kommt er nicht?"

„Das ist räthselhaft und auch nicht. Wir waren zu jener Zeit arm, und Lord Cuthbert setzte uns nach Hugo's Tod einen Jahrgehalt

aus. Möglich, daß der arme Bruder nur dachte, es sei für unsere Lage besser, wenn er kein Lebenszeichen gäbe. Vielleicht auch ist er geistig noch nicht völlig erholt. Kurz, ich weiß es nicht und kann nur sagen, daß ich von Herzen hoffe, er möge leben und wiederkommen."

„Sie würden ihn also freundlich willkommen heißen? Sie lieben ihn wohl?"

„Ob ich meinen einzigen Bruder liebe? Was das für eine Frage ist!"

Der Fremde seufzte schwer, da aber dauernder Trübsinn nicht in dem elastischen Wesen lag, hob er bald das Haupt und rief heiter: „Tauschen ist nicht stehlen. Sagen Sie mir, was Sie wissen, dann beantworte ich Ihre Fragen."

„Gut, aber es ist grausam mich warten zu lassen, sprechen Sie zuerst."

„So will ich Ihnen denn erzählen, was mir von der Sache bekannt ist. An einem ewig denkwürdigen, nicht fluchwürdigen Tag kamen zwei Reisende nach Genf. Es war Lord Cuthbert Lyle und sein Sekretär Hugo Cartright. Einer davon soll im See ertrunken sein und ist wieder erstanden. Dieser Mann kam mit mir an Englands Küste und befindet sich nun in der Nähe."

Kittys Augen überflossen in heiliger Freude.

„Gott segne, o Gott segne Sie für diese Kunde. Stellen Sie nun schnell Ihre Fragen, damit ich zur Mutter eile, deren Herz vor Sehnsucht nach dem verlorenen Sohne fast vergeht."

„Glauben Sie, daß Lord Cuthbert den Ertrunkenen willkommen heißen wird? den Mann, der aus dem nassen Grabe erstand?"

Mit weit geöffneten Augen starrte Kitty auf den Fremden, ein wilder Verdacht, der auch der Mutter rastloses Wesen erklären mochte, zuckte durch ihre Seele.

„Sie wollen doch um Gotteswillen nicht sagen, daß ein Verbrechen vorliegt?" fragte sie entsetzt, „daß Lord Cuthbert irgend welche Streitigkeiten mit Hugo hatte, und das Boot absichtlich umgeschlagen wurde?"

„Warum nicht gar! Nein, solche Schuld lastet nicht auf Lord Lyle. Doch ich habe noch eine Frage, liebt Lord Cuthbert Fräulein Lloyd?"

„Wie kann ich das wissen?" fragen Sie aber, ob ich es glaube, so antworte ich bejahend."

„Und erwiedert sie diese Liebe?"

„Ja, wer das wüßte! Jedenfalls hat sie frühere Vorurtheile abgelegt. Es gab eine Zeit, wo sie seinen Namen nicht hören konnte, nun hat sie öffentlich erklärt, seine Charakteränderung sei zweifellos, seine Ehrenhaftigkeit unantastbar.

Der Fremde schwieg lange.

Kitty begann die Sache zu bezweifeln. „Warum aber gab Hugo keine Nachricht, und wenn er in der Nähe ist, warum kommt er nicht sofort?"

„Nun das ließe sich allenfalls erklären. Der arme Tropf gerieth unter Wasser, tauchte wieder auf, griff nach dem Boote und stieß mit dem Kopf an den Kiel. Damit endete jede Selbsthülfe, und er ging unter wie ein Stück Blei. Wunderbarer Weise kam er wieder herauf und wurde am anderen Ufer bewußtlos ausgeworfen. Ein armer Fischer fand ihn, entdeckte Ring und Börse, und da für solch' arme Teufel eine kleine Summe ein Vermögen ist, beschloß er die vermeintliche Leiche nicht auszuliefern, sondern sie zu berauben und heimlich einzuscharren. Als er sie begraben wollte, erdeckte er zu seinem Schrecken Lebenszeichen, wartete in seiner Angst die Nacht ab, schleppte den nun im Delirium liegenden Kranken vor die Klosterpforte, zog die Alarmglocke und floh."

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Mein Erstes zu sein, ist mein Letztes bestimmt,
So sehr es die Weiber mag schmerzen.
Den kraftvollen Namen des Ganzen vernimmt,
Der Deutsche mit klopfenden Herzen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 20 des Unterhaltungsblattes: Elsaß.

Druck und Verlag von F. K. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 26. **Dienstag, den 28. Februar** **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

„O mein Bruder, mein armer, lieber Bruder!" klagte Kitty schluchzend.

„Die hochherzigen Mönche nahmen den Kranken auf, pflegten ihn treulich durch ein Monate und aber Monate lang dauerndes Gehirnfieber, theilten mit ihm ihr karges Stücklein Brod und behielten ihn noch, als selbst ihnen der Hungertod drohte. Der Prior des Klosters starb und hinterließ ihnen Segen oder Fluch, je nachdem sie an dem hilflosen Fremden handelten. Als der Kranke sich erholte —"

„Der Kranke, — mein Bruder?"

„Ja, der Kranke ihr Bruder."

„So sagen Sie Hugo, dann weiß ich von wem Sie sprechen."

„Als Hugo sich erholte, war er so schwach, daß er die Verhältnisse nicht gleich faßte. Er war überhaupt nie sehr klug —"

„Entschuldigen Sie, er war ungemein geistreich, daß wird Niemand bestreiten, der ihn kannte."

„Nun, wenigstens zu der Zeit war er kaum fähig die Finger zu rühren und konnte sich nicht mit Denken abgeben. Als er aber nach und nach begriff, daß er so zu sagen aus Grabes Nacht erstanden, machte er das heilige Gelübde im Kloster zu bleiben, bis Vater Leons Segen sich erfülle, alle Gedanken und Fähigkeiten dem Wohl der armen Mönche zu weihen, sie vor Hunger und Kummer zu schützen, und keinen Schritt zu eigener Legitimation zu thun, bevor ihm das gelungen. Die Aufgabe war härter als er glaubte, aber sie war auch für ihn segensreich, und jedenfalls ist es viel werth, zu wissen, was man ohne alle äußere Hilfsmittel erreichen könne. Und so geschah es, daß er erst jetzt zurückkam."

„O mein Bruder — o bringen Sie mir meinen Bruder!"

Der Fremde nahm die abgetragene Mütze ab und zeigte kurz gelocktes goldbraunes Haar, löste langsam die Binde vom Gesicht und sprach eifrig mit sich selbst.

„Soll ich, der ich um so viel betrogen wurde, auch auf diesen Ersatz verzichten? Der Knoten ist verschlungen: die Komödie mag fortgehen."

Endlich war die Binde abgelegt, der Rockkragen zurückgeschlagen, und ein edles hübsches Antlitz mit blauen Augen wandte sich ihr zu.

Kitty Cartright betrachtete ihn mit dem Herzen im Auge — sie streckte die Hand aus —

„Es ist — nein, es ist nicht — und doch muß es Hugo sein!"

Welch zärtlicher Pathos in dem Tone dieser Worte!

„Mein theures, geliebtes süßes Schwesterlein!"

Und sie hielten sich innig umschlungen, ihr Haupt ruhte an seiner Schulter, ihre Thränen vermischten sich.

„O Hugo, Hugo, wie bin ich glücklich!

Die Mutter ist gesund, wir haben ein schönes neues Heim und Du bist uns wieder gegeben! O, wie können wir dem Himmel genug danken. Doch komm. Du wirst Dich sehnen lieb' Mütterchen zu sehen; — was sie wohl zu der Ueberraschung sagen mag? Gib mir das Pfeifchen dort, Hugo, dann kommt sie gleich."

XIX.

Aeußerlich ruhig, aber mit hochklopfendem Herzen öffnete Lord Cuthbert das kleine Privatzimmer im Gasthof zum „Hirsch" und sah einen Mann, der eifrig sein spärliches Mal verzehrte. Der erste Blick auf die gebeugte Gestalt, die dünnen grauen Locken bewies, daß ein Irrthum vorliege, und der Gutsherr wußte nicht, war es Leid oder Freude, was ihn so heftig bewegte.

Als der Fremde Jemand eintreten hörte, wandte er sich und da er Lord Lyle erkannte, erhob er sich sofort mit achtungsvollem Gruße. Er hatte sich nicht Tagelang in der Nachbarschaft aufgehalten, ohne den Schloßherrn zu kennen, dieser aber erinnerte sich nicht, je dieses abgezehrte, krankhaft bleiche, schmerzdurchfurchte Antlitz gesehen zu haben, dessen todtenähnliche Farbe an die Leprosen des Ostens erinnerte. Selbst die Augen waren trübe und glanzlos und die hohle Brust erschütterte keuchender Husten.

„Wünschen Euer Gnaden mich zu sprechen," fragte er.

„Ich habe mich wohl geirrt. Meine Dienerschaft meldete, daß ein Fremder sich in auffallender Weise auf dem Gute herumtreibe, und ich kam, ihn zu sehen, erwartete aber eine ganz andere Person. Entschuldigen Sie."

„Eigentlich habe ich um Entschuldigung zu bitten, gnädiger Herr, denn ich gestehe, daß ich mich in letzter Zeit viel im Parke aufhielt und ich hatte dazu auch einen Grund, und zwar nicht meine Gesundheit, denn so wohlthätig Waldesluft und Sonnenlicht momentan auch wirken mag — das Ende ist doch das Gleiche."

Wie bleich und leblos erschien das Antlitz, das bereits das Zeichen des Todes trug! Lord Cuthbert fühlte Mitleid.

„Sie leiden, mein Herr, haben Sie große Schmerzen?"

Der Fremde lächelte wehmüthig.

„Wenn man viel gelitten hat, stumpfen sich die Gefühle nach und nach ab."

„Nun, ich werde dafür sorgen, daß meine Leute Sie nicht belästigen, besuchen Sie den Park, so oft es Ihnen beliebt, es soll mich freuen, wenn die Luft Sie stärkt."

„Danke, danke, Euer Gnaden. Ich erlaubte mir ohnehin schon mehrfache Promenaden dort und sah bei der Gelegenheit Ihre Gäste. Welch reizende Dame war es doch, die heute früh mit Graf Lubin ausfuhr?"

Das bloße Nennen dieses Namens veränderte des Mannes Antlitz. Schien es erst kalt und leblos? Jetzt glühte es in Fieberhitze, krampfhaft bewegten sich die Muskeln, die Augen funkelten wie Stahl.

Verwundert starrte ihn Lord Cuthbert an.

„Kennen Sie Miß Lloyd und den Grafen?"

„Ich stand vor Jahren in Geschäftsverbindung mit ihrem Vater und war nun sehr erstaunt zu hören, daß das Fräulein sich dem Grafen vermählen wird."

Lord Cuthbert seufzte.

„Mylord," bemerkte der Fremde herzlich. „Sie behandelten mich gütiger, als mancher Edelmann gethan haben würde, und das gibt mir den Muth noch mehr zu erbitten, auf daß Miß Lloyd nicht in die Schlingen eines elenden Betrügers gerathe."

„Sprechen Sie von Graf Lubin?" fragte Lord Cuthbert schnell.

„Ja, von dem ärgsten Teufel, denn die Hölle seit Jahren ausspie. Doch ich soll mich nicht aufregen, weil ich jeden Ausbruch der Leidenschaft mit tödtlicher Erschöpfung büßen muß. Sagen Sie mir nur, ob ich in ihrer Seele gelesen, ob Sie das schöne Mädchen lieben, es retten wollen aus den Klauen eines Schuftes?"

„Ja, und koste es mein Leben," entgegnete Lord Cuthbert innig.

„Wollen Sie dann freundlich mir Hilfe gewähren, bis ich im rechten Moment ihn entlarve? Dann werden Sie begreifen, welch mächtiger Faktor die lebende Seele an den siechen Körper kettete."

„Wohl würde ich Alles thun, Miß Lloyd zu retten, aber ich sehe keine Gefahr. Ihr

Vater ist weltklug und zurückhaltend, sie selbst stolz bis zum Uebermaß."

„Der Mann aber, der im Gefängniß mit gefesselten Gliedern Pläne schmieden und ausführen konnte, vermag auch irgend Jemand in's Netz zu locken. Beobachten Sie selbst die Verhältnisse und sehen Sie, ob dieser Graf Lubin den stolzen Banquier nicht am Gängelband leitet. Und er wird ihn nicht loslassen, bis seine schöne Tochter ihm vermählt ist."

„Beweisen Sie diese Behauptung."

„Das soll zur rechten Zeit geschehen. Geben Sie mir irgend eine Stelle in Ihrem Haushalt, die mir erlaubt, ihn zu beobachten, und ich entlarve ein Ungeheuer, wie wohl selten eines die Erde trug."

„Er ist mein Gast und ich muß unumstößliche Beweise seiner Schlechtigkeit haben, bevor ich solches Vorgehen gestatte."

„Kennen Sie Boyd, den Bruder des sicilianischen Consuls? Als politische Persönlichkeit ist er sehr bekannt."

„Ich kenne ihn."

„Gut. Lesen Sie diesen Brief, den mir gestern ein Polizist brachte. Wir verhalten uns ruhig, damit uns der Vogel nicht entkomme."

„Ich verlange keine weiteren Beweise," entgegnete er, das Schreiben zusammenfaltend, „kommen Sie heute Abend in's Schloß, und die Sache soll geordnet werden, wenn anders ich noch etwas zu sagen habe."

Verwundert schaute der Fremde auf und Lord Cuthbert eilte fort, damit er sich keine weitere Blöße gebe.

Als Hector die Allee entlang sprengte, fuhr der Wagen ebenfalls an. Der Graf war Miß Barbara beim Aussteigen behülflich und bot dann beide Hände Genevra mit solch eigenthümlichem Lächeln, daß Lord Cuthbert in plötzlich aufflammendem Zorne vom Sattel sprang und die Wagenthüre von der entgegengesetzten Seite öffnete.

Freudig wandte sich das junge Mädchen zu ihm, bot ihm die Hand und begann sofort eine lebhafte Unterhaltung. Des Grafen Blick ruhte mit boshaftem Leuchten auf dem Paar.

„Genevra," rief der Banquier, „siehst Du denn nicht, daß Miß Evesham in's Haus getreten ist?"

„Ja, Papa, aber ich hatte ein Wort mit Lord Cuthbert zu sprechen."

Bevor die Dame sich entfernt hatte, trat der Graf zu dem jungen Edelmann.

„Wir verleben heute den letzten Tag bei Ihnen, Mylord, wir haben lange Ihre Gastfreundschaft genossen und müssen nun bedauernd scheiden."

„Wie?" wiederholte Lord Cuthbert eisig, „ich hoffe, das bezieht sich nicht auf Sie, Mr. Lloyd?"

„Doch, auf Mr. Lloyd und Fräulein Genevra," lächelte der Graf.

Der Gutsherr wandte sich an den Banquier.

„Sie werden doch nicht plötzlich abreisen wollen, Mr. Lloyd, auch wenn Graf Lubin uns verläßt."

„Ich hätte ohnedies meine Abwesenheit vom Geschäfte nicht so verlängern sollen," bemerkte Lawrence Lloyd im Tone tiefster Demüthigung.

Wieder lächelte Lubin höhnisch. Unter der Eingangsthüre stand Genevra und ballte in ohnmächtigem Zorn die kleine Hand, der einst so stolze Banquier aber senkte schweigend das Haupt, nur die bleichen Züge verriethen die innere Aufregung.

Im gleichen Moment erschien Tante Barbara mit dem Shawl auf dem Arm und dem Hut in der Hand.

„Genevra! Cuthbert! wo seid Ihr denn Alle? kommt doch und hört, was Kitty zu erzählen hat."

Sobald Cuthbert Lyle Kitty's glänzende, thränenvolle Augen sah, wußte er, was sich ereignet hatte, auch Genevra errieth es sofort.

Kitty saß mit gefalteten Händen auf dem Divan, ihr Haupt lehnte an der Schulter der Mutter, deren bleiche, ernste Züge völlig bewegungslos erschienen.

„Erzähle doch nur, Kitty," rief Tante Barbara mit bebender Stimme.

„Wir errathen es wohl," bemerkte Genevra, „der verlorene Bruder ist gefunden und ich gratulire Dir von ganzer Seele."

„Ja, ja," schluchzte Kitty, „unser theurer Hugo lebt, und unser Glück ist nun vollkommen, gelt Mütterchen?"

Mechanisch nickte Mrs. Cartright und drückte schweigend der Tochter Hand. Alle wunderten sich, wie sie so kalt und ruhig bleiben konnte, obgleich die auffallende Bläße innere Bewegung verrieth.

„Ihr habt wohl einen Brief erhalten?" fragte Genevra theilnehmend.

„O mehr, viel mehr," schluchzte Kitty, „es wurde mir besseres Zeugniß, als kalte, geschriebene Worte, ich habe ihn gesehen, gesprochen, mein Bruder war hier."

„Hier!" echoete Lord Cuthbert mit zitternder Stimme.

Und war das nicht natürlich, mußte er sich nicht tief bewegt fühlen, wenn der treue Gefährte dem Leben wiedergegeben ward?

„Aber warum wartete er nicht?" rief Miß Barbara, „er mußte doch wissen, daß Cuthbert sich über seine Rückkehr freuen werde. Ich sollte Dich zanken Kitty, weil Du ihn nicht aufgehalten hast."

„Ich versuchte es auch, aber er sah so verwildert aus, daß mich sein Gehen nicht wunderte. Zunächst wollte er nur sehen, wie sich die Sachen verhielten, als ob wir ihn nicht unter allen Umständen freudig bewillkommt hätten. Seine Verkleidung war so sonderbar, daß ich ihn nicht einmal kannte, obgleich ich lange mit ihm sprach, und mein Herz mich gleich zu ihm zog."

„Den eigenen Bruder nicht gekannt? O Kitty, Dir fehlt wohl die Klugheit der Fee Wundermild!"

„Nein, Tantchen, ich bin nicht so gar dumm, Sie werden das einsehen, wenn Sie erst beurtheilen können, wie sehr er sich verändert hat. Sah doch selbst Mama erschrocken aus und betrachtete ihn so ernst und lange, daß der arme Hugo ganz alterirt war. Doch kurz, er wollte in dem Aufzuge nicht gesehen werden und versprach bald wieder zu kommen. Er bat mich, Ihnen zu danken, Lord Cuthbert, für alle Güte."

„Mir danken?" fragte der junge Mann erstaunt, „er sagte, Sie sollten mir danken?"

Bisher saß Mrs. Cartright mit gesenkten Augen, nun heftete sie dieselben forschend auf Lord Cuthbert, der sofort die Farbe wechselte.

„Ich will ihn aufsuchen," sprach er fest, „können Sie mir sagen, wo er zu finden ist?"

„Nein, ich nahm an, er kehre bald zurück und fragte nicht weiter. Was sagte er denn, Mama, als Du ihm die Börse aufdrängtest?"

„Er sagte nur, er werde bald wieder kommen."

„'s klingt wahrhaftig wie ein Märchen," rief Tante Barbara, „und ich freue mich so sehr für Euch!"

„Siehst Du, Genevra, jetzt kann ich Dir Hugo doch noch vorstellen, weißt Du, wie ich oft wünschte, daß —"

Sie schwieg plötzlich, als könnte der Ausdruck ihrer Wünsche Lord Cuthbert verletzen.

Genevra küßte sie auf die Stirne.

„Möchtest Du Dich lange Deines Bruders Liebe freuen," flüsterte sie.

Mit Ausnahme von Lord Cuthbert hatten ihr Alle gratulirt, er aber blieb ernst stehen und flüsterte endlich halblaut: „Ich muß ihn sehen, ich muß ihn sofort sehen."

„Mir kommt es vor," dachte Kitty, „als ob ich allein Hugo's Identität nicht bezweifle. Armer Bruder! der fragende Ausdruck in Mama's Zügen mußte ihn verletzen, und nun wiederholt sich das Gleiche bei Lord Cuthbert. Wäre es ein Wunder, wenn er dächte, er hätte lieber im Kloster bleiben sollen? Nun, in mir soll er keine Veränderung finden, ich werde ihn lieben, wie zuvor."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

General v. Werder wurde in Württemberg bei der letzten Beleuchtung verschiedentlich gefeiert in Transparenten, so in einem Transparent zu Ellwangen, das den Rebus zeigte! „Es lebe Wer? Der!" Ein Scherz, der viel Heiterkeit verursachte.

Das franz. Transportschiff „Le Cerf" scheiterte am 7. Febr. an der franz. Küste mit 1,080 franz. Verwundeten und 150 Mann Besatzung und konnten nur 10 Personen gerettet werden.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 27. **Donnerstag, den 2. März** **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

Aber Kitty gab diesen Gedanken keine Worte und selbst als sie mit der Mutter allein war, bemerkte sie nur gleichgültig:

„Könnte ich nicht morgen nach unserm neuen Heim fahren, ich werde nach und nach ungeduldig es zu sehen."

„Meinetwegen. Dein Befinden ist nun ziemlich gut; übrigens ist der Verkaufscontract noch nicht unterzeichnet, weil Lord Cuthbert mit dem Wortlaut nicht ganz einverstanden ist."

„Lord Cuthbert," wiederholte Kitty beinahe ärgerlich, „warum soll er jetzt noch Alles ordnen, da wir doch Hugo haben? Glaubst Du nicht, daß es diesen kränkt?"

„Nachdem die Sache so weit gediehen, wäre es unrecht und unartig, sie Lord Cuthbert abzunehmen. Ich werde mich bemühen, Beiden gerecht zu werden, rege Dich also nicht unnöthig auf."

„Aber Mama, Du bist doch nicht böse, daß ich mich über Hugo's Heimkehr freue?"

„Böse? o nein, mein Kind, sei so glücklich als möglich und so lange als möglich."

Mit diesen Worten verließ sie die Tochter, welche die Verhältnisse weniger denn je verstand und begab sich in die Bibliothek.

Bei ihrem Eintritt erhob sich Lord Cuthbert von einem mit Büchern und Papieren beladenen Tisch. Er sah weniger gedrückt aus als zuvor, es leuchtete in seinem Blicke eine Hoffnung.

„Ich störe wohl?"

„Nein, treten Sie gefälligst ein, ich habe nur die Gutsrechnungen der letzten zwei Jahre zusammengestellt."

Mr. Cartright setzte sich schweigend, sie wußte kaum, was sie sagen solle.

„Diese Zusammenstellung liefert erfreuliche Resultate," fuhr Lord Cuthbert mit verzeihlichem Stolze fort, „die letzten Jahre verdoppelten die Einkünfte und die Ausgaben betragen nur ein Drittel der alten Bücher. Das nächste Jahr wird noch glänzenderen Erfolg bieten, weil bis dahin alle Rückstände gedeckt sein werden. Ich denke, meinen Haushalt wird Niemand tadeln können."

„Nein, denn Sie brachten Ordnung in ein wüstes Chaos, verschafften dem alten Namen Achtung und gründeten sich als Lord Cuthbert Lyle einen Ruf, den wohl gerne Jedermann annähme. Ich sehe nicht ein, wie man Sie tadeln könnte irgendwie."

Cuthbert blickte hastig auf, öffnete die Lippen und schloß sie wieder.

„Ich bin gekommen," fuhr sie nach kurzer Pause mit fester Stimme, aber abgewendeten Augen fort, „Sie zu fragen, ob Sie mir bezüglich der neuen mir auferlegten Pflichten einen Rath zu geben haben?"

„Ich will ihn selbst sehen und je eher das geschieht, desto besser wird es für Alle sein. Dann will ich offen mit Ihnen sprechen."

Nun erst schaute sie voll auf ihn. Er wollte offen mit ihr sprechen. O der seligen

Verheißung! Ihr Herz schwoll, ihre Lippe bebte.

Sie bot ihm die Hand und ihre Augen fanden sich in langem sehnenden Blicke.

Sein Antlitz war dem ihren ganz nahe und Mrs. Cartright beugte sich plötzlich vor und küßte ihn.

„Sie vergeben mir?" fragte er heiser.

„Ich liebe Sie," flüsterte sie.

„Wissen Sie — verstehen Sie die Verhältnisse?"

„Nein, ich bin wirr und unklar — das Herz aber täuscht sich nicht."

Und Mrs. Cartright entzog ihm die Hand, die er unwillkührlich festgehalten, und eilte aus dem Gemache.

XX.

Ein hoher, schlanker Mann schritt durch die Alle und näherte sich dem Schloßportale.

Bevor er noch die Klingel zog, erschien der Herr des Hauses in der Halle und der Bediente trat zurück, überzeugt, daß seine Dienste nun überflüssig seien.

Der junge Fremde mit den edlen Zügen, den tiefblauen Augen, dem goldbraunen Haar stand unter dem alten Portale des Ahnenschlosses der Lyle, unter den stolzen steinernen Löwen und bot dem andern jungen Manne von gleich hübschem, gleich aristokratischem Aussehen die Hand. So standen Sie sich gegenüber, lebende Doppelgänger, ähnlich wie Zwillingsbrüder und doch so verschieden. Des Einen Züge zeigten Ernst, Kraft und Würde, des andern sonnige Heiterkeit, jugendlich leichten Sinn.

Der thatsächliche Besitzer von Lyle Hall stand auf der Schwelle, ein ernster Mann, so zu sagen ein dunklerer Abdruck des Andern, dessen lichte Erscheinung sich weit hübscher ausnahm.

„Ich freue mich, Sie zu sehen," rief der Schloßherr innig, freue mich von Grunde des Herzens und preise den Himmel ob Ihrer Rückkehr."

„Euer Gnaden sind sehr gütig," entgegnete der Fremde ruhig aber entschieden, „ich glaube, ich habe zu danken."

„Bitte, treten Sie ein, wir können in der Bibliothek ungestört sprechen."

Sie traten in das alte Gemach, dessen antike Sculpturen mehr denn ein Jahrhundert gesehen.

„Ein schönes Zimmer, Mylord," bemerkte der Besuchende, während sein Auge von einem Gegenstande zum andern schweifte, „ich gratulire zu Ihrem Besitz."

„Er hat mir keine Freude gemacht und es war auch gut so. Sie aber sollten nicht spotten, Sie müssen wissen, daß ich Sie für todt hielt, daß Sie mir oft und oft wiederholten, Sie möchten mir Ihre Erbe gönnen; müssen zugeben, daß die Versuchung groß war und gewaltig, daß keine selbstischen Gründe mich unterliegen ließen, wenn sie auch deßhalb nicht entschuldbar sind. Gott weiß, ich erkannte längst das Unrecht meines Thuns, ich litt bitter darunter, aber ich gab mir auch redlich Mühe, dem alten Namen und meiner wenn auch falschen Stellung Ehre zu machen. Dem Himmel sei Dank, daß all das nun enden soll. Meine Abrechnung liegt bereit, denn ich hielt im Falle eigenen Mißgeschickes stets darauf, und wenn Sie die Bücher einsehen, werden Sie erkennen, daß ich, wenn auch ein Usurpator, doch kein treuloser Verwalter war. Die Einkünfte haben sich bedeutend erhöht und —"

„Genug," unterbrach der Fremde, „ich erfuhr bereits von allen Seiten, wie würdig Sie den alten Namen repräsentiren und es ist mir wirklich Ernst, wenn ich Ihnen gratulire. Glauben Sie, ich sei gekommen den Unwillen der ganzen Grafschaft auf mich zu laden, einen nachlässigen Schlingel an Stelle eines allgemein verehrten Edelmannes zu pflanzen? Nein Lord Cuthbert Lyle, ich bin Hugo Cartright, ein Mann mit Herz und Seele genug, um sich des kostbaren Gutes der Mutter- und Schwesterliebe werth zu machen."

Lord Cuthbert, wie man ihn nannte, erbleichte und stützte sich mit der bebenden Hand am Tische.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr! Sie können doch nicht grausam genug sein, zu verlangen, daß dieser Wechsel der Identität noch dauere?"

Der Fremde zuckte leicht die Achseln.

„Was habe denn ich mit der Sache zu

thun? ich acceptire die Verhältnisse einfach wie sie sind. Erstanden aus Grabes Nacht, buchstäblich zurückgekehrt aus den Tiefen des Sees finde ich mich als Hugo Cartright. Das wirkte wohl anfangs betäubend, nun aber freue ich mich darüber, weil es mich auch moralisch retten wird. Und nun erlauben Sie, Mylord, daß ich mich zu meiner Mutter begebe und zu meinem herzigen Schwesterchen, dessen reines Herz meine Ansicht über die Frauen vollkommen änderte."

„Und ich?" fragte Lord Cuthbert heftig, soll mein Herz ewig hungern?"

„Nichts weniger," lächelte der junge Mann, „nehmen Sie doch mit Lyle Hall und dem alten Namen auch die alte Werbung. Mein Leben zum Pfande, Lord Lyle erhält keinen zweiten Korb von Genevra Lloyd."

Er erhob sich und schritt nach der Thüre.

„Aber ich werde mir's nicht gefallen lassen," zürnte Lord Cuthbert, „werde Sie zwingen Ihr Eigenthum zurückzunehmen."

Ein heiteres Lachen beantwortete die Drohung.

„Betrachten Sie sich doch einmal ruhig die Sachlage, lieber Lord Cuthbert. Die jetzigen Verhältnisse sind allgemein anerkannt, von Niemand bezweifelt. Wenn nicht beide Parteien zugleich vortreten und übereinstimmende Angaben machen, helfen alle einseitigen Erklärungen nichts, weil ein ganzer Berg von Beweisen Ihrerseits die einfache Thatsache nicht umstößt, daß Sie von dem britischen Consul in Genf, zu einer Zeit, da der Lord und sein Secretär noch lebten, als Lord Cuthbert Lyle anerkannt wurden. Habe ich doch, erst mit Zorn und Bitterkeit und dann mit Dank und Freude die Verhältnisse nach allen Richtungen überlegt und kann Sie versichern, Mylord, daß, falls unsere Angaben sich widersprechen, die ganze Welt nicht zurückrufen kann, was so leicht sich gestaltete. Und so will ich denn mich meiner Mutter und Schwester freuen, mich ihrer werth machen, und Sie bleiben in der Sphäre, deren Zierde Sie sind. Glauben Sie mir, ich wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu, und wenn irgend Ahnenstolz mir inne wohnt, werde ich nur um so dankbarer die Würde anerkennen, mit der Sie den alten Namen tragen."

Und der junge Mann bot dem Gegner halb in aufrichtiger Freundschaft und Bewunderung, halb in neckischem Triumph die Hand.

Cuthbert trat traurig zurück.

„Auf solchen Pakt kann ich nicht eingehen, weil er ein Betrug wäre an meiner Mutter und Schwester, ein Betrug, den sie früher oder später doch entdecken würden."

„Versuchen wir es wenigstens. Das zu verlangen habe ich ein Recht und bestehe darauf."

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie möglicher Weise ihren Sinn ändern?"

„Alles ist möglich, warum das nicht? Jedenfalls aber verlange ich eine ehrliche Probe."

Er verließ hastig das Gemach und als Mr. Lloyd bald darauf eintrat, fand er Lord Cuthbert mit gebeugtem Haupte und grauerfüllten Zügen am Fenster sitzen, ein Bild des Schmerzes, das mit seinem glänzenden Loose in seltsamen Widerspruch stand.

XXI.

Genevra Lloyd kehrte mit ihrem Vater in Begleitung des Grafen nach London zurück.

Mit einem eigenthümlichen Gefühle betrat sie die prächtigen Gemächer, in welchen sie so lange als unbestrittene Herrin gewaltet. Rastlos schritt sie hin und her. Alles erschien fremd und ungewohnt, es war, als erwache sie aus langem Traume. Schien doch ihr eignes Wesen verändert, und sie berührte träumerisch verschiedene Gegenstände, als erwarte sie, daß mit diesen oder ihr selbst ein Wechsel vorgehe, der das alte traute Gefühl des Daheimseins wieder hervorzaubere.

Aber es geschah nicht. Ein Gemach nach dem anderen entfaltete seine Pracht, den feinen Geschmack, die reizende Harmonie der Farben, auf die sie sonst so stolz gewesen. Mit trübem Lächeln erinnerte sie sich des früheren Gefallens mit einer Art Heimweh, als ob es fürder unerreichbar wäre.

„Vollendete Eleganz, künstlerisch reiner Geschmack!" flüsterte sie, „wie oft sagte ich mir das, wenn ich aus anderen Häusern heimkehrte, ach! und wie thöricht stolz, wie albern klang es, wenn ich nur tadellose Gegenstände,

reinste Harmonie, edelste Schönheit und Vollendung des Charakters um mich dulden wollte, es als ein Attribut der Lloyd betrachtete."

Und das stolze Haupt beugte sich, das Roth gedehmüthtigten Bewußtseins übergoß die schönen Züge.

„Ich habe mir einen Götzen geschaffen, mein Ideal als ein Recht beansprucht, statt es in Demuth und Geduld anzustreben, war hart und bitter gegen menschliche Schwächen und dachte, daß ich, weil ich im sicheren Hafen schaukelte, es wagen dürfe, Jene zu tadeln oder zu verdammen, die aus sturmgepeitschter See mit zerissenen Segeln zurückkehrten. Mir bangt, ich werde noch in schweren Stunden einsehen, daß man seinem Ideale der Vollkommenheit nachstreben, aber nie hart über menschliche Schwäche urtheilen dürfe."

Sie stand in dem kleinen Boudoir, dessen reizende kostbare Erscheinung ihr sonst so wichtig erschienen, und blickte trübe umher.

Der große Spiegel schien zu winken, sie trat langsam vor und beschaute ernst das eigene Bild.

War das die erst so stolze, selbstbewußte Genevra? Schaudernd wandte sie sich vor der schmerzlichen Prophezeihung, die in ihren Augen zu leuchten schien. Elsie, das Kammermädchen trat über die Schwelle und begrüßte die Herrin mit freudigem Willkomm.

Der gewohnte Ton dieser Stimme verscheuchte etwas Genevra's düstere Stimmung.

„Lady K — ließ gestern fragen, ob das gnädige Fräulein in dieser Woche zurückkehren werde. Sie beabsichtigt in den nächsten Tagen ein großes Concert zu geben."

„Gut, ich werde der Lady meine Ankunft selbst anzeigen."

Noch immer zögerte Elsie und zupfte verlegen am Kleide.

„Wünschest Du noch etwas?"

„Bitte, gnädiges Fräulein, meine Mutter ist krank und möchte mich gern sehen. Ich wollte Ihnen nicht darüber schreiben, aber wenn Sie mir erlauben auf einige Tage heim zu gehen, wird eine meiner Freundinnen täglich einige Stunden kommen, um bei Ihrer Toilette behülflich zu sein. Ich hätte Sie auch nicht unmittelbar vor Lady K—s Concert um diese Gunst gebeten, wenn Mademoiselle Nina nicht ausgezeichneten Geschmack und wunderbare Geschicklichkeit besäße."

„Geh doch, liebes Kind, es thut mir leid, daß Du so lange gezögert hast."

„Ich werde Nina noch heute bestellen."

„Nein, ich brauche Sie nicht, Jane kann mir behülflich sein."

Das aber entsprach Elsie's Absicht nicht.

„Bitte, gnädiges Fräulein, gestatten Sie, daß sie komme, ich würde mir's nie verzeihen, wenn Ihre Toilette fehlerhaft wäre."

„Du würdest Dir nie verzeihen? Elsie! habe ich meine Toilette zu solcher Wichtigkeit erhoben?"

„Nun, Sie waren doch stets sehr genau in dieser Hinsicht."

Miß Lloyd erinnerte sich. Wie viele Kleider hatte sie zurückgewiesen, wie viele Stunden mühsamer, geduldiger Arbeit waren oft vergeudet, bloß weil eine Falte nicht tadellos fiel, eine Farbe nicht vollkommen harmonirte!"

„Das Mädchen mag kommen Elsie," sprach Genevra leise, „und Du gehe mit Gott. Glücklich die Mädchen, welche Mütter haben!"

Elsie verneigte sich dankend und verschwand. Als sie sich in ihrem Zimmer allein sah, betrachtete sie funkelnde Goldstücke, als ob diese eine Regung des Gewissens bewichtigen sollten.

„Was kann Mademoiselle Nina wohl veranlassen, meine Stelle auf solch kurze Zeit einzunehmen? Die Sache ist sonderbar, aber ich freue mich doch wieder einmal heim zu kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Zwischen Baldenay und der Zeche Hundsnocken im Regierungsbezirck Düsseldorf hatten vor ungefähr 9 Monaten Arbeiter ein Feuer angemacht, das den Boden in Brand steckte, seit dieser Zeit immer tiefer in den Berg eindrang und noch nicht gelöscht ist. Möglich, daß es ein Kohlenflötz erfaßt hat.

Druck und Verlag von F. K. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 28. **Sonntag, den 5. März** **1871.**

Friede!

Es klingen hell des Friedens heit're Töne,
Der Freude Thräne glänzt in jedem Blick,
Ja, „Friede!“ schallts, Ihr wackern deutschen Söhne,
Bald kehrt Ihr heim zu lang entbehrtem Glück!

Und naht Ihr dann, Ihr braven Streiter alle,
Die Ihr den Lorbeer männlich kühn gepflückt,
Bringt Liebe Euch mit lautem Jubelschalle
Den Willkommgruß, wo Euch das Aug' erblickt!

Ich seh' im Geist die bärtigen Gestalten,
Die tausendfach dem Tod in's Aug' geschaut,
Die treu geschützt des Himmels heilig Walten,
Die ihrem Schwert und Gottes Huld vertraut.

Der Pulverdampf, der Sonne heiße Gluthen,
Sie bräunten, Krieger, Euch das Angesicht
In Schnee und Sturm, an der Loire Fluthen,
Am Seinestrand bliebt treu Ihr Eurer Pflicht!

Bald weint des Mütterchen am Hals des Sohnes,
Bald küßt der Krieger seine treue Braut;
Beim Klang des Worts, des alten lieben Tones,
Ruft sie beglückt: „Ich hab' auf Gott gebaut!“ —

Ich seh' im Geist die Gattin mit den Kleinen,
An's Herz gedrückt von eines Kriegers Arm,
Ich sehe Brüder, Freunde, sich vereinen,
Wie ist da Gruß und Händedruck so warm!

Und frag' ich dann: „Habt Ihr sie alle wieder,
Die Söhne all' der heimathlichen Flur,
Die theuren Freunde, die geliebten Brüder?“ —
Da hör' ich: „Nein! — Ach wen'ge kamen nur!“

„Im welschen Land, an der Loire Fluthen,
Da schlafen Viele still den ew'gen Schlaf!
Es werden heut' beim Feste Herzen bluten,
Die das Geschick mit schwerem Schlage traf!“ —

Doch still! — Das Weh, das tiefe, niegekannte
Es trübe nicht des Sieges Jubel heut'
Die Freude weit im großen Vaterlande
Sei ungetrübt den Nahenden geweiht! —

Ja klinget hell, ihr heit'ren Friedenstöne,
Du, Freudenthräne, glänz' in jedem Blick;
Bald grüßt mit Jubel Deutschland seine Söhne
Die lang entbehrt der Heimath süßes Glück!

Eduard Jost.

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des
Charles T. Manners.
Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**
(Ombs.)

(Fortsetzung.)

Der Banquier befand sich im Geschäfte, der Graf hatte sich in seine Stadtwohnung begeben, und Genevra war allein. Traurig und niedergeschlagen wanderte sie von Zimmer zu Zimmer, und wenn sie auch ein Buch zur Hand nahm, ihre Gedanken kehrten zurück zu dem kleinen Kreise, den sie kürzlich verlassen, wie zu einem lichten Paradiese, aus dem sie ein Engel mit flammendem Schwerte vertrieben.

Ungeduldig über die eigenen Gefühle, kleidete sie sich endlich an, und ließ die Equipage vorfahren, um einige Besuche zu machen. Umgeben von alten Bekannten verlor sich die gedrückte Stimmung, sie plauderte mit gewohnter Lebhaftigkeit und fühlte sich beinahe wieder die Königin des aristokratischen Cirkels.

Als sie wieder nach Hause kam, war Elsie's Stellvertreterin bereits angelangt.

„Hier ist Mademoiselle Nina,“ sprach

Jane, als sie das Mädchen in's Boudoir geleitete.

„Guten Tag, Mademoiselle; ich sagte Elsie, ich könnte mich wohl allein behelfen, aber das kindische Ding wünschte Ihr Kommen so lebhaft, daß ich endlich einwilligte. Ich werde Sie jedoch nicht viel belästigen."

Das zarte Wesen, das kaum größer war als ein Schulmädchen, verneigte sich mit gesenkten Blicken. Genevra konnte nicht umhin, die kleinen Füßchen, die graziösen Bewegungen zu bemerken.

„Welch niedliches Geschöpf!" dachte sie, „welch scheues, schüchternes Gebahren!"

„Kann ich Ihnen irgendwie behülflich sein, gnädiges Fräulein," fragte die leise Stimme des zierlichen Kammermädchens, „darf ich Ihre Haare ordnen oder einen Kopfputz von Perlen flechten?"

„Sie mögen sehen, was Sie aus meinen Haaren machen können, ich denke, ich bin dazu am besten aufgelegt."

Sie warf den weißen Frisirmantel um, lehnte sich im Sessel zurück und lachte über Nina, die auf ein Schemelchen stieg, um des Fräuleins Haupt zu erreichen. Bei der Gelegenheit sah sie auch die weißen, zarten Händchen der Fremden und wunderte sich, wie sie in diese Stellung gerathen sein mochte. Die eigenen Sorgen aber lenkten die Gedanken bald wieder von der angeblichen Französin ab.

Genevra verlangte nach des Vaters Heimkehr und fürchtete sich davor. Sollte das verhaßte Thema wieder berührt, und sie gezwungen werden des Grafen Besuche zu empfangen?

Schweigend flocht Mademoiselle die langen glänzenden Haare, ihre Aufmerksamkeit aber richtete sich auf ganz andere Dinge. Sie wußte, daß die Gedanken der Dame nicht fröhlicher glücklicher Natur waren und beobachtete die feinen Züge mit fieberhaftem Interesse. Mit dem vollen Hasse einer südlichen Natur war sie gekommen, nun aber schlich zärtliches Mitleid in ihre Seele, als ob sie wisse, was momentan Genevra's Glück trübe.

„Er macht auch sie nicht glücklich," seufzte sie.

Genevra blickte schnell auf.

„Sie sind wohl müde? Strengen Sie sich nicht an, denn es ist gleichgültig, wie mein Haar geordnet ist, da wir heute keine Gäste bei uns sehen."

Mademoiselle lächelte ernst.

„Sie sind sehr gütig, Mylady, aber ich bin nicht müde."

„Ich bin keine Lady, mein Kind, ich bin einfach Miß Lloyd. Wie kommen Sie dazu mich so zu nennen?"

„Ihre Erscheinung macht diesen Eindruck und dann hörte ich —"

„Was hörten Sie?"

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, aber ich hörte Sie würden sich einem Grafen Lubin vermählen."

Genevra sprang hastig auf.

„Schwatzt man jetzt schon davon? Ich sage Ihnen, Mademoiselle, es ist eine gemeine Lüge, ich würde tausend Mal lieber des Todes Braut werden."

In dem flammenden Auge spiegelte sich Zorn und Haß aber keine Liebe für Graf Lubin. Nina hätte sich zu Genevras Füßen werfen und den Saum ihres Kleides küssen mögen. Sie senkte jedoch nur die dunkeln Wimpern tiefer und entgegnete heiser: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, ich wiederholte nur, was mir zu Ohren kam, bitte, nehmen Sie mir diese Freiheit nicht übel."

„Ich taole nicht Sie, mein Kind, sondern nur die blinde, herzlose Welt, die sich in Alles mischt und den verhaßten Grafen."

Noch während sie sprach, überreichte ihr ein Diener ein Billet ihres Vaters. Sie las und erglühte.

„Der Graf will den Abend hier verleben," sprach sie, ohne Nina's Gegenwart zu achten, „und ich soll ihn bei mir empfangen. Beginnen diese Verfolgungen wirklich wieder, so will ich ihnen muthig entgegentreten, und den Grafen ein für allemal abfertigen."

Und sie schritt mit der Würde einer Fürstin durchs Zimmer.

Mademoiselle beobachtete sie mit funkelnden Augen.

Nachdem sich die Dame etwas beruhigt hatte, wandte sie sich freundlich zu dem neuen Kammermädchen.

„Wollen Sie mit mir in die Garderobe kommen, Mademoiselle Nina, und dort einen

Anzug für mich wählen, in dem ich mich so majestätisch als möglich ausnehme."

Das kleine Wesen schlüpfte leicht durch die Reihen kostbarer Gewänder und wählte ein prachtvolles, rubinfarbenes Sammtkleid. Genevra lächelte stolz.

„Sie verstehen mich vollkommen, und ich kann mich auf Ihren Geschmack verlassen; dort sind die Spitzen, und hier die Schlüssel zu meinen Juwelen. Ich will mich zu einem Empfang im Boudoir kleiden, Sie werden bemerkt haben, daß dort roth und weiß die herrschenden Farben sind."

Schweigend überließ sie sich nun der kunstfertigen Hand, bis Mademoiselle ihr Werk für vollendet erklärte und befriedigt aufathmete.

„Bitte, Miß Lloyd, betrachten Sie sich gefälligst. Ich denke, es fehlt nichts."

Nina hatte ihr Werk mit ganzer Seele gefördert, obgleich sie die Rivalin für Graf Lubin schmückte.

Aus dem Spiegel leuchtete ein prachtvolles Bild. War das kleine Wesen eine Fee? wie war es ihr gelungen, das zu erreichen? Genevra glich einem königlichen Weibe, strahlend, blendend, majestätisch über alle Begriffe, aber jeder weiche weibliche Zug ihres Charakters schien verwischt. War es das zurückgekämmte Haar, das der hohen Stirne solch' ernsten, erhabenen Ausdruck verlieh? war es das funkelnde Band von Rubinen und Diamanten, das den Zügen die kalte Leblosigkeit einer Statue gab? Es war eine Fürstin, die zum Throne schritt, um Feinden Audienz zu gewähren, eine Priesterin, die sich anschickte, ihren mystischen Ritus zu begehen, aber kein zärtlich Weib, das den Geliebten erwartet.

„Sie haben ein Meisterwerk geliefert, Mademoiselle," sprach Genevra beinahe herzlich, „ruhen Sie nun. Ich habe noch eine Stunde Zeit und will hier im Ankleidezimmer warten —"

Nina verließ das Gemach und schlich leise in's Boudoir. Sie mußte dort ein Versteck finden, denn auch sie wollte des Grafen Besuch beiwohnen.

„Ich muß dabei sein, und wenn sie mich dafür tödten würden," flüsterte sie, „denn nur die eigenen Sinne können mich von seinem Verrath überzeugen."

Hinter einer Statue in einer durch Vorhänge verhüllten Nische fand sie ein passendes Plätzchen für ihre kleine Gestalt, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß die seidenen Falten sie vollkommen verhüllten, schlüpfte sie wieder heraus, um nöthigen Falles sofort bei der Hand zu sein.

Genevra aber bedurfte ihrer Dienste nicht; bewegungslos lehnte sie in dem dunkelgrünen Kissen und erschien in der kostbaren Kleidung wie eine prächtige tropische Blume.

Als man des Grafen Ankunft meldete, huschte Mademoiselle leicht wie ein Vogel, in's Boudoir, während Genevra langsam und majestätisch durch die Corridore schritt.

Auch der Graf staunte über die erhabene Erscheinung und blieb momentan wie bezaubert, auf der Schwelle stehen, dann erfaßte er sofort das Bild und ließ sich vor der Dame auf ein Knie nieder.

„Auch ich bringe der hohe Fürstin meine Huldigung," lächelte er, „sieh, Deinen Sclaven, hehre Königin!"

„Sie vergessen wohl, daß wir in einem freien Lande leben!" entgegnete sie eisig.

„Sie mögen dennoch in mir den Sclaven Ihrer Reize sehen, und mir däucht, das wäre mir einer Herrschaft vorzuziehen."

„Ich verzichte auf Beides."

„Aber Sie müssen eben doch das Eine oder andere wählen, Miß Lord."

„Ich drücke mich wohl nicht klar genug aus, mein Herr; ich sagte, daß ich in keiner Beziehung zu Ihnen stehen will und werde."

„Es schickt sich nicht der Dame seines Herzens zu widersprechen, und doch ändern die Verhältnisse auch die festesten Entschlüsse. Das wird hier allenfalls der Fall sein."

„Vielleicht ist's, da Sie leise Andeutungen ohnehin nicht verstehen wollen, am besten, Ihnen offen die Meinung zu sagen. Ich erkläre Ihnen denn ausdrücklich, daß mir Ihre Zudringlichkeit zuwider ist, daß Ihre Schmeicheleien mich empören, und Ihre bloße Gegenwart mir verhaßt ist. Verstehen Sie mich nun endlich?"

Seine Wange glühte, sein Auge leuchtete sardonisch.

„So liebenswürdig auch Ihre Worte lauten, holde Dame, ich kann sie nicht annehmen. Ich habe geschworen, daß Sie mein Weib werden sollen, und Ihr Widerstand befestigt nur meinen Willen. Uebrigens halte ich auch dafür, es sei an der Zeit uns klar zu verstehen, und halb müssen Sie begreifen, daß Ihr Vater mir sein heilig Wort gab, Sie mir zu vermählen."

Genevra sprang auf, die großen Augen sprühten, die weißen Hände streckten sich abwehrend dem Grafen entgegen.

„Sie mögen ihn durch irgend welche schlechte Handlung veranlaßt haben, Ihre Werbung zu sanctioniren, aber meinen Willen wird er nie und nimmer zwingen. Sobald er erfährt, daß ich Sie hasse und verachte, wird er auf der Heirath nicht bestehen. Es war kindisch von mir, ihm die ganze Wahrheit vorzuenthalten, nun aber soll er sie erfahren."

„Die ganze Wahrheit?" höhnte Lubin, „das bedeutet noch etwas mehr als Ihren Haß für mich, es bedeutet auch Ihre Liebe für Lord Cuthbert Lyle."

„Sie erbleichte so plötzlich, daß selbst der Graf erschreckt einen Schritt vortrat, sie zu stützen. Eine königliche Geberde namenloser Verachtung wies ihn zurück.

„Genug, Graf Lubin, Ihre Rohheit kann nicht weiter gehen. Verlassen Sie mich, mein Herr, oder ich läute der Dienerschaft, damit man sie hinausweise."

Des Grafen Bewunderung überstieg noch seinen Zorn.

Sie vergeuden Kraft und Muth im hoffnungslosen Kampf. Warum sich nicht willig dem Geschicke ergeben und lieber einen demüthigen Sclaven als einen gebietenden Herrn annehmen? Ich schwöre Ihnen, daß es sonst keinen Ausweg gibt. Sie wollen der Dienerschaft läuten! Thörichtes Kind. Ein Wort von mir, und weder Haus noch Dienerschaft gehört mehr Ihnen."

„Ich glaube es nicht. Ihre Rede ist so falsch wie ihr Herz," rief sie wild.

„Mehr noch," fuhr er ruhig fort, „Ihres Vaters Name und Ehre, vielleicht seine Freiheit, sein Leben sind in meiner Gewalt."

Sie erbebte, kraftlos sanken die kalten Hände, aber das Auge sprühte noch stolz.

„Ihr Lügengewebe schüchtert mich nicht ein, denn ich glaube Ihnen nicht."

„Miß Lloyd, ich habe noch heute Abend eine ernste Unterredung mit Ihrem Vater, ist es möglich, daß Sie sich irgend wo verbergen und sie mit anhören?"

Er sprach ungewöhnlich weich, denn er fühlte Mitleid mit dem grenzenlosen Jammer, der sich in ihren Zügen spiegelte.

„Ihr Vater hat Ihnen die Verhältnisse nicht mitgetheilt, das ist am Ende wohl natürlich, aber gegen mich ist es ungerecht, Sie müssen Alles wissen, Fräulein, und es ist für Alle am besten, wenn Sie unsere Unterredung mit anhören. Morgen komme ich dann wieder, und Sie werden mich freundlicher empfangen. Miß Lloyd, ich empfehle mich Ihnen."

Noch nie war er so vortheilhaft erschienen, als in dem Moment, da er sich nicht ohne Würde verbeugte, und das Gemach verließ.

Genevra bewegte sich nicht. Nun bot sie nicht mehr den Anblick einer Königin, sondern ein Bild der Verzweiflung.

Des Sammtes glühende Rubinfarbe und die glitzernden Juwelen bildeten einen schmerzlichen Contrast zu dem todtenbleichen Antlitz, den wilden Augen, den bebenden Gliedern.

„Ich will gehen, ja, ich will gehen. Wohl mag ich ein furchtbares Geheimniß hören, aber diesem Manne vermähle ich mich doch nicht, denn ich könnte die gleiche Atmosphäre mit ihm nicht ertragen. O Himmel, erbarme Dich meiner!"

Und ächzend vor Weh, gebrochen vor Schmerz verließ das einst so stolze Mädchen das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Die Erste der Schöpfung sind wahrlich die Schönen,
Die selbst das Verkehrte an sich damit krönen.
Die Letzten sind meistens der Rohheit verwandt;
Doch kopflos ist himmlischen Ursprungs ihr Wesen.
Das Ganze ist parfümirt und belesen,
Macht oft sogar Verse und ist elegant.

Auflösung des Räthsels in Nr. 25 des Unterhaltungsblattes: „Herrmann."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 29. Dienstag, den 7. März **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

Kaum war Genevra fort, so theilte sich der seidene Vorhang, und Nina schwebte wie ein Zephyr heraus. Wohl war es die alte Grazie der Bewegung, über die reizenden Züge aber schien ein Samum gewetzt, sie versengt zu haben.

„Ich werde auch dabei sein," hißte sie, „denn auch mir ist er nun verhaßt. Ein Opfer genüge; ich werde mein Unrecht rächen, und dann mit Jon fliehen oder sterben. Einerlei, was nun mit mir geschieht, dieses arme Mädchen aber soll gerettet werden."

Als am gleichen Abende spät sich Graf Lubin von dem Banquier verabschiedete und in die Nachtluft hinauseilte, als vermöge sie des Herzens Fieberhitze zu kühlen, schlich eine gebeugte, bebende Gestalt aus dem Alkoven und glitt mit unsicheren Schritten durch die Halle. Die rothe Sammtschleppe zog sich gespenstisch nach, und als Genevra an der Thüre des eigenen Zimmers aufblickte, zeigte sich ein Antlitz voll namenloser Angst.

„Was nützt es, wenn ich mein Leben, meine Ehre in diesen Abgrund schleudere? Der Herr erbarme sich und zernichte nicht auch noch die Selbstachtung eines tief gedehmüthigten Wesens. Mein Leben könnte ich opfern, nicht aber meine Ehre, meine Seele, und so bleibt nichts übrig als Flucht. Ich muß mich verbergen, wo Niman̄d mich kennt oder den Namen, auf den ich einst so stolz war. So lange der Graf Hoffnung hegt mich zu finden, wird er den Vater nicht verfolgen. Wohin aber soll ich die Schritte wenden, barmherziger Gott!"

Mit wilden, fast irren Blicken schloß sie die Thüre hinter sich, gab nur einen Augenblick convulsivischem Schluchzen nach und begann dann die nöthigen Vorbereitungen. Sie legte das reiche Kleid ab, hüllte sich in schlichtes, schwarzes Gewand und verschleierte sich so dicht als möglich. Dann überflog sie mit bitterem Lächeln den Inhalt ihrer Börse.

„Es genügt mich fortzubringen — fort — aber Wohin? Ich muß mich vor Allen verbergen, die je mich kannten. Wohin, o wohin soll ich die Schritte lenken? Plötzlich leuchtete es auf in den bleichen Zügen.

Nan Mc. Neals Häuschen. Ist es höhere Fügung, daß ich mich ihrer Worte jetzt erinnere? Ja, das ist wahrhaftig die Stunde meiner Noth, und zu ihr will ich gehen.

Als es still geworden im Hause, huschte eine verschleierte Gestalt leise und unbemerkt aus demselben.

Auf der Schwelle blieb Genevra Lloyd einen Augenblick stehen und schaute zurück. All ihr Stolz, ihr Hochmuth tauchte drohend vor ihr auf und verglich sich mit dem gegenwärtigen Elend der äußersten Demüthigung. Ein tiefes Seufzen, ein unterdrücktes Schluchzen und die einsame Gestalt verschwand im Dunkel der Nacht.

XXII.

Drei Wochen waren vergangen. Die Ex-

eignisse in Lyle Hall erschienen selbst dessen Bewohnern wie traumhafte Schattenbilder.

Lord Cuthbert hielt die Gäste zurück, bis die Handwerksleute das neue reizende Heim in Lawrel Heights zu deren Empfang vorbereitet und vollendet hatten. Miß Barbara war ebenfalls geblieben und hatte, so zu sagen, ihre Freundschaft für Kitty auf Mrs. Cartright übergetragen, um so mehr, als des jungen Mädchens ganze Gedankenwelt von dem wiedergefundenen Bruder beansprucht wurde. Die Geschwister fühlten sich so glücklich, daß sie nichts weiter wünschten, nichts vermißten. Jeden Morgen ritten sie nach Lawrel Height, den Fortgang der Arbeit dort in Augenschein zu nehmen, und kamen dann mit solch glühenden Wangen, solch freudestrahlenden Augen zurück, daß Lord Cuthbert mehr denn einmal schmerzlich darob seufzte. Steigendes Necken begleitete das Absteigen. Bald suchte Kitty allein vom Pferde zu springen, und sah sich dann zur Strafe von starken Armen gefangen und lachend und scherzend durch die Gartenwege getragen, bald stützte sie traulich den Arm auf Hugo's Schulter, die goldenen Locken streiften seine Wangen und wenn dann der junge Mann seinen Lohn von den lächelnden, rosigen Lippen verlangte, gab sie denselben auch zärtlich in all der vertrauenden Unschuld ihres Herzens. Eines Tages trat Miß Barbara auf die Veranda, wo Cuthbert eben eine solche Scene mit zusammengekniffenen Lippen und finsteren Blicken mit angesehen hatte. „Was fehlt Dir, lieber Cuthbert, was ärgert Dich? Du wirst doch Kitty nicht tadeln? Ist es auch seltsam, daß Bruder und Schwester so innig aneinander hängen, so liegt doch ganz gewiß kein Unrecht darin.

Lord Cuthbert küßte leicht die Hand der alten Dame.

„Sie wenigstens bleiben alten Freunden treu," sagte er.

„Warum vertraust Du mir nicht Dein Leiden," fragte sie traurig, „Du grämst Dich zu einem Schatten herunter und doch ist es nicht Kitty, sondern Genevra nach der Du Dich sehnst. Warum aber gehst Du nicht kühn nach London und wirbst um sie?"

„O daß die Lösung meiner Schwierigkeiten in Ihrer Hand läge, Tante Barbara?"

„Was für Schwierigkeiten? Vertraue mir sie, auf daß ich wisse, ob ich Dir nicht helfen könne?"

„Ich kann, ich darf es nicht."

In diesem Augenblicke nahten leichte Schritte, fröhliche Stimmen. Kitty tanzte ihnen entgegen, der Arm ihres Bruders umschlang leicht die schlanke Gestalt.

„O Tantchen, der Spazierritt war herrlich die ganze Welt ist so schön."

„Versteht sich, wenn man jung und glücklich ist. Uebrigens seid ihr musterhafte Geschwister, und ich bin nur begierig, was geschieht, wenn eine reizende Maid oder ein edler Ritter zwischen Euch tritt."

„Hugo", rief Kitty plötzlich ernst und von dem Gedanken sichtlich schmerzlich getroffen, „gibt es ein solches Wesen? Ach, ich dachte früher nicht, wie selbstsüchtig ich sein könnte."

Der junge Mann blickte voll in das süße, schuldlose Gesichtchen.

„Nein, Kitty, nein," sprach er innig, es wird nie Jemand mein Herz von dem Deinen trennen."

Miß Barbara lachte herzlich.

„Wie oft ich das schon gehört habe! Sobald aber der galante Ritter oder die schöne Dame kommt, geht es aus einem anderen Ton. Nicht wahr, Cuthbert?"

Kitty schmiegte sich innig an Hugo.

„Ich glaube es nicht, denn ich könnte Niemand so innig lieben wie Dich. Sonderbar daß Du mir so viel theurer bist als in früheren Zeiten."

Unschuldiges Kind!

Des jungen Mannes Stirne erglühte unter Lord Cuthberts anklagendem Blick. Er lächelte gezwungen und führte Kitty ins Haus.

„Warum so eifersüchtig auf fremdes Glück," fragte Tante Barbara, als sie Cuthberts ernste Miene bemerkte," warum gründest Du nicht Dein eigenes?"

„O daß ich es könnte! Meine Prüfung ist schwer, aber ich hoffe doch auf endliche Erlösung und will mich noch einige Zeit gedulden."

„Sahst Du Genevra seit sie uns verließ?

„Theilte ich Ihnen denn nicht mit, daß ich Mr. Lloyd zwei Tage nachdem er sich hier nach seiner Tochter erkundigt hatte, sprach.

Er ist sehr abgehärmt und über der ganzen Sache schwebt ein eigenthümliches Geheimniß, das aber ganz entschieden mit Graf Lubin zusammenhängt. Mr. Lloyd schien nicht geneigt, mich aufzuklären, aber sein bleiches, verstörtes kummervolles Aussehen und die Abwesenheit seiner Tochter sagten genug. Ach Tantchen, es bleibt nichts übrig als warten, und wenn Sie wüßten, wie hart mir das fällt, würden Sie mich bemitleiden."

„Das thue ich ohnehin, mein Kind, und ich denke, ich hätte Dir stets Liebe und Theilnahme gezeigt."

„Gott segne Sie dafür; Und wissen Sie noch, daß Sie all das nicht dem Besitzer von Lyle Hall nicht Cuthbert Lyle, nicht dem Sohne von Diesem oder Jenem schenkten, sondern mir, meinem Herzen, meiner Seele, die keine Namen haben ihre Identität zu beweisen. Wissen Sie das noch?"

„Gewiß; ich werde nie vergessen, wie sonderbar Du mir damals vorkamst, als Du es verlangtest. Wozu auch? Du brauchst keine Verwechslung der Person zu fürchten, denn so ähnlich Dir auch Hugo Cartright ist, er ist Dir doch nicht im mindesten gleich. Deine Vorzüge scheint auch Mrs. Cartright anzuerkennen, und Dich mehr zu lieben als den eigenen Sohn. Ist es nicht sonderbar, wie sie sich schweigend ausweichen? Selbst Kitty bemerkt es und sagte mir erst gestern ärgerlich, ihre Mutter scheint zu glauben, ihre ganze Pflicht gegen Hugo besteht darin ihm Geld aufzudrängen."

Sie hielt plötzlich ein, weil ein unbeschreiblich Weh sich in Cuthberts Zügen malte.

„Was hast Du Cuthbert: was habe ich gesagt?"

„Haben Sie Geduld mit mir," bat er mit bebender Stimme, „wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen dürfte, schwände die Hälfte meiner Sorgen."

„So laß sie schwinden," rief eine klarefeste Stimme.

Lord Cuthbert eilte dem Kommenden mit freudestrahlenden Blicken entgegen.

„Ist es wahr? wollen Sie endlich meine Bitte erfüllen?"

„Ja, aber schnell, damit mir der Muth nicht fehle."

Lord Cuthbert ergriff Tante Barbara's Hand.

„Kommen Sie mit, auch Sie haben etwas zu gewinnen, etwas zu vergeben."

Kitty saß zu ihrer Mutter Füßen, still und fröhlich und lächelte glückselig, wie ob innerer Freude; Mrs. Cartright schien ernst und trübe, und als die beiden jungen Männer mit Tante Barbara eintraten, bemerkte diese wieder den sehnenden Blick, der ihr stets so räthselhaft gewesen.

Lord Cuthbert hielt noch immer des alten Fräuleins Hand, er wußte in des Herzens ungestümem Drange nicht wo beginnen.

Hugo trat rasch vor.

„Ich habe Dich betrogen, Kitty und will nicht länger falsch handeln, sondern mein Schicksal dem eigenen Werthe vertrauen."

„Ich verstehe Dich nicht," entgegnete Kitty, während die Mutter rasch zum Anderen blickte.

„Kitty, ich kann mich nicht mit einer Schwester begnügen, ich brauche eine Frau."

Das liebliche Geschichen verrieth schmerzliches Erstaunen. Der Schlag kam zu schnell, als daß sie fähig gewesen wäre, ihre Gefühle zu beherrschen.

„Du glaubst doch nicht, daß ich Dir im Wege stehen werde?" fragte sie gereizt.

„Das thust Du ja gerade, lieb Herz," sprach er zärtlich. Deine Liebe allein kann mir den Muth geben eine neue Lebensphase zu beginnen, eine Stellung wieder einzunehmen, die ich einst entbehrte."

„Warum erschreckst Du mich, Hugo, ich verstehe Dich nicht."

Schweigend standen die Uebrigen und warteten gespannt der Aufklärung des merkwürdigen Geheimnisses.

Der dunklere, ernstere Mann trat vor.

„Kitty, er will sagen, daß er Dich liebt, nach Dir verlangt als seiner süßen Braut. Ich verstehe ihn wohl und danke dem Himmel für diese Lösung. Ich übergebe Dich ihm mit Freuden."

Kitty's Augen wurden immer größer.

Lord Cuthbert — Sie geben mich Hugo? — Seid Ihr Alle bei Sinnen?"

„Blindes Schwesterchen," antwortete Jener, den sie Lord Cuthbert genannt hatte, „er ist

ja nicht Hugo, sondern Cuthbert Lord Lyle und ich —"

„Und Sie?" keuchte Kitty.

„Bin Hugo Cartright. Lord Cuthberts Boot schlug um, und ich glaubte ihn ertrunken.

Ein ander Mal will ich Ihnen Alles erklären, liebe theure Tante Barbara, die ich lieben lernte, bevor ich sie gesehen, an der ich stets eine treue Freundin, eine feste Stütze fand, werde Ihnen sagen, wie es kam, daß ich mich zu dem Betruge verleiten ließ. Es war unrecht den Namen und die Rechte eines Anderen mir anzueignen, aber Gott weiß, daß daß ich nicht glaubte die Ansprüche eines Lebenden zu usurpiren. Und doch habe ich genug gelitten, um meine Sünde zu büßen, denn Ihr könnt die Qual nicht begreifen, nicht fassen, die der Himmel in gerechter Sühne über mich verhängte, um mir zu zeigen, wie sündhaft solch falsche Stellung sei, gleichviel welche Beweggründe sie bedingten." Er sprach in tiefer, ernster Bewegung. Der Andere ergriff seine Hand und schlang den Arm um einen Hals.

„Es liegt weder Schuld noch Unrecht darin, Hugo Cartright. Ich liebte und achtete Sie so lange ich Sie kannte, aber nie inniger als seit ich Englands Boden wieder betrat, seit ich sah, welch würdiges, edles Beispiel ein englischer Edelmann geben kann, welch große Gaben er in Händen hat, wie gottlos und sündhaft der Mißbrauch solcher Vorrechte ist. Glauben Sie mir, ich hätte nie wieder die Stelle eingenommen, die Sie zieren, die Sie wieder zu Ehren gebracht vor dem ganzen Lande, wenn ich nicht dadurch Ihre heiligsten Interessen gefährdet hätte, wenn ich nicht wüßte, daß ein gleich würdiger Platz Sie erwartet, nicht hoffte, daß das geliebte Mädchen mir helfen wird dem leuchtenden Beispiel zu folgen, das Sie mir gegeben."

Während er so sprach, beugte er sich nieder und die blauen Augen, die sie erst für die schönsten in der ganzen Welt erklärt hatte, blickten flehend in die ihren.

„Du sagtest mir, daß Du mich mehr liebtest als alle Anderen, Kitty. Soll diese Liebe nun erkalten, weil ich Cuthbert bin und nicht Hugo?"

Was sollte das arme Wesen thun! Aller Augen hefteten sich auf sie, man schien gespannt, ihrer Antwort entgegen zu sehen.

„Wenn es Ihnen gefällig ist, mein Herr, werde ich erst mit meinem Bruder sprechen. vorausgesetzt, daß dies wirklich Hugo ist."

Sie blickte fragend und vorwurfsvoll zu ihm auf.

„Als ich Dich zum ersten Male sah und so tief von der Aehnlichkeit mit dem Verlorengeglaubten ergriffen ward, wie konntest Du mich da betrügen?"

„Sahst Du denn nicht die unsäglichen Pein?" Der verhängnißvolle Schritt aber war einmal geschehen und konnte nicht zurückgerufen werden. Und wo wäre dann die Pension gewesen?"

„Und Mama? — o ich sehe wohl, sie wußte Alles. O Mama, und mir nichts davon sagen!"

Mrs. Cartright schien nicht zu hören, sie saß bewegungslos mit vorgebeugtem Körper, strahlenden Augen und sog begierig jedes Wort ein. Wohl war sie bleich, aber das alte freudige Lächeln umspielte wieder ihre Züge. Als sie endlich aufschaute, und ihr Auge sich auf den Sohn richtete, sprach heilige unaussprechliche Mutterliebe aus dem feuchten Glanz. Er eilte zu ihr, kniete vor ihr nieder.

„Meine Mutter — o meine Mutter! Nicht fünfzig Millionen könnten mich mehr versuchen, Deine Liebe, Deinen Segen zu verscherzen. Du kanntest Dein Kind, Du warst nie getäuscht, ich wußte daß seit unserem ersten Zusammensein."

Sie schloß ihn fest an's Herz, küßte leidenschaftlich seine Stirne, seine Wangen, selbst seine Hände.

„Mein, mein!" rief sie entzückt, „nun ist er wieder mein, nun erst kann meine Seele wieder Ruhe finden!"

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 30. **Donnerstag, den 9. März** **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

Als sich Hugo endlich aus dieser heiligen Umarmung losmachte, wandte er sich zu Tante Barbara.

„Wollen auch Sie mir vergeben?" fragte er.

Die arme alte Dame traute ihren Sinnen kaum. Lord Cuthbert, denn als solchen mußte sie ihn jetzt anerkennen, hatte ihr inzwischen einen kurzen, reuigen Bericht seiner vergangenen Sünden in's Ohr geflüstert.

„Bei dem Tausche kann ich am Ende nur gewinnen," lächelte sie, „denn nun habe ich ja zwei Kinder. Ich liebe Dich innig, ob Du nun Hugo seiest oder Cuthbert, und weiß kein Mittel, Dich auf einmal nicht zu lieben."

„Sagen Sie das Kitty," rief Lord Cuthbert mit dem alten schelmischen Lächeln, das so lebhaft an den fröhlichen Knaben, den sie vor Jahren gepflegt, erinnerte, daß sie selbst über die frühere Blindheit staunte.

Kitty schlug beschämt die Augen nieder. Der Bruder kam dem Freier zu Hülfe.

„Sie wunderte sich, daß sie Sie inniger liebte als den alten Bruder, nun, Kitty, wenn es dafür eine natürliche Erklärung gäbe?"

Sie erglühte immer mehr, aber das Haupt blieb gesenkt.

„Und Sie, Lord Cuthbert, gestatten Sie mir die Frage, ob sie auch die alte Liebe völlig verdrängt hat?"

„Still davon. In Kitty ist mir ein neuer Stern aufgegangen, sie hat meinen Glauben an des Weibes Herz wieder geweckt, und nur an ihrer Seite kann ich ein achtbarer Mann werden. Ich habe ihr noch manche Sünde, manche Thorheit zu bekennen, aber ihr reines, großmüthiges Herz wird mir vergeben. Weist sie mich ab, so kehre ich zurück an die schönen Ufer des Genfersees, und kein zudringlicher Fischer soll mich mehr aus dessen Wellen holen. Ich schwöre, daß Lyle Hall seinen Gebieter nie kennen lernen soll, wenn Kitty nicht als dessen Herrin dort einzieht."

Kitty's Hände bebten, eine glitzernde Thräne rollte über die volle Wange.

„Es ist schlecht von Dir, Hugo, so etwas nur zu sagen —

„Nicht Hugo, sondern Cuthbert.

„Ach ich vergaß, ich kann Dich mir eben nur als Hugo denken."

„Und nur als Hugo lieben? Ich werde ewig Hugo bleiben, Kitty, wenn Du das sagst."

Sie blickte auf, ein freudiges Lächeln glitt über ihre Züge.

„Was sagte Miß Barbara?"

„Sie wisse kein Mittel, mich auf einmal nicht mehr zu lieben."

„Nun, ich bin geneigt ihrer Ansicht beizustimmen."

Er schloß sie in die Arme und trug sie aus dem Zimmer. Draußen hörte man sie fröhlich lachen und bitten, daß er sie freigebe.

„Es ist Alles gut so, Mutter," sagte nun Hugo lächelnd, „denn sie liebt ihn."

„Und ist er es werth?" fragte sie besorgt.

„Ich fürchte nichts, ich glaube, sie wird ihm helfen, sich seiner hohen Stellung würdig zu machen."

„Und was wird die Welt zu all dem sagen?" unterbrach Tante Barbara.

„Man wird sich eine Zeitlang wundern und behaupten, man habe es längst geahnt. Wir müssen Sir Charles Worth zu Rathe ziehen, und ich denke, es wird gut sein, zu verstehen zu geben, daß es eine gegenseitige Uebereinkunft der beiden jungen Männer war, daß Lord Cuthbert ausdrücklich verlangte, Hugo solle im Falle seines Ablebens ohne Leibeserben seine Stelle einnehmen."

„Und Genevra?" fragte Miß Barbara wieder.

Hugo lächelte freudig.

„Wie gut, daß mir nun keine Pflicht mehr im Wege steht. Welch süße Genugthuung zu wissen, daß Hugo Cartright dem edlen, stolzen Herzen viel willkommener sein wird, als der vornehme Besitzer von Lyle Hall. Sobald ich die Geschäfte mit Lord Cuthbert geordnet habe, eile ich, Genevra zu finden, und ich werde sie finden, wo immer sie sei, der Magnet muß seinem Pole folgen."

„Meine liebe Mrs. Cartright," scherzte Tante Barbara, „mir scheint, ich hätte keine glücklichere Lösung aller Knoten hervorzaubern können, wenn ich wirklich eine Fee wäre. Wie werde ich mich aber wieder in die Einsamkeit der Honeysuckle Cottage finden können? Mir wird's ja sein, als ob hienieden mein Beruf erfüllt, mein Werk vollendet wäre."

„Sie müssen bei uns bleiben, sich mit mir über das Glück unserer Kinder freuen."

Miß Barbara schüttelte sanft das Haupt.

Ihr Beruf war noch nicht erfüllt, ihr Werk noch nicht vollendet; die neue Aufgabe kam schneller, als sie es dachte.

XXIII.

War es nicht sonderbar, daß Reichthum und Stellung nun jenem Manne werthlos erschienen, nachdem er sein Leben auf's Spiel gesetzt, sie zu gewinnen?

Graf Lubin bewegte sich in Londons aristokratischen Kreisen und lebte in Pracht und Luxus, solche Größe stand ehemals so hoch über den kühnsten Hoffnungen des heimathlosen Flüchtlings vor sicilianischer Gerechtigkeit, als jetzt Englands Thron.

Dennoch war er nicht glücklich, nicht einmal zufrieden und wunderte sich selbst über die ihn verzehrende, rastlose Unruhe, die herbe Enttäuschung ob des Mißlingens seines höchsten Wunsches.

Um Genevra zu gewinnen, sie, wenn auch widerstrebend, sein Weib zu nennen, hätte er keine Opfer gescheut, hätte, ohne einen Gedanken des Bedauerns, das Vermögen hingegeben, das er durch frechen Betrug erworben.

Nun knirschte er mit den Zähnen vor Wuth über die eigene Thorheit, sie unbeaufsichtigt zu lassen, und faßte den Entschluß, sie zu finden um jeden Preis.

Er befahl bezüglich ihrer geheimnißvollen Abwesenheit tiefstes Schweigen, zwang den vor Schmerz und Selbstvorwürfen fast irren Vater, alle Umstände der Flucht vor Jedermann geheim zu halten und bot dann geschickte Polizisten auf, die Vermißte zu suchen. Bisher aber war es nun gelungen zu erfahren, daß eine Droschke sie auf den um Mitternacht nach Brimingham abgehenden Zug gebracht hatte. Von da an war sie verschwunden, wie ein Blatt im reißenden Strom. Hätte man die Kleidung bezeichnen können, so wäre das von großem Vorth il gewesen, Niemand aber wußte diese wichtige Frage zu beantworten. Das rubinrothe Sammtkleid lag noch auf dem Boden, wo sie es hingeworf n, und es fand sich auch jede Kopfbedeckung, die man sie je hatte tragen sehen. Elsie konnte keine Auskunft geben, und ihre Stellvertreterin war spurlos verschwunden. Wohl fürchtete das erschreckte Kammermädchen, die geheimnißvolle Demoiselle habe etwas Schreckliches gethan, aber sie war zu furchtsam und feige, ihre Verdachtsgründe mitzutheilen, nicht mit Unrecht fürchtend, man würde sie indirecter Mitschuld zeihen.

Die Zeit verging und kein Erfolg krönte des Grafen Bemühungen. Ungewohnt seine Leidenschaften zu zügeln, geberdete er sich wie

ein wildes Thier; der unglückliche Vater aber wurde immer bleicher und matter. Unbeschreiblich war seine Angst, unsäglich der Kummer, der an ihm nagte.

Ungefähr drei Wochen nach Genebra's Flucht saß er tiefgebeugt in seinem Arbeitszimmer, als man ihm eine Karte brachte, die den Namen Hugo Cartright trug. Unmittelbar darauf trat der Mann ein, den er als Lord Cuthbert kannte, und erzähle ihm von der Verwechslung der Identität und von seiner Liebe für Genebra.

Hugo sprach in gewohnter, männlicher, offener Weise und als er geendet, blickte er forschend auf den Banquier.

„Und nun, Mr. Lloyd, wenn Sie mir ihren Segen geben wollen und mir sagen, wo Ihre Tochter sich aufhält, werde ich hingehen, mein Urtheil von ihr selbst zu hören."

Lawrence Lloyd senkte das Haupt und brach in Thränen aus.

„O daß ich Ihnen sagen könnte, wo sie ist, daß ich wüßte, ob sie Sie liebt, wie gern friedlich würde ich sterben, selbst wenn mir der Anblick ihres süßen Gesichtchens nicht mehr gegönnt wäre."

„Sie sind von Kummer gebeugt, lieber Mr. Lloyd, bin ich nicht werth, ihn zu theilen?" fragte Hugo weich und innig.

Ein rascher Entschluß schien den alten Mann zu beleben, er erhob sich schnell, schloß beide Thüren und kehrte dann wieder zu seinem Platze zurück.

„Sie haben recht, junger Freund, Sie sind meines Vertrauens werth und vermögen mir vielleicht auch zu helfen. Sie theilten mir Ihre Geschichte offen mit und sollen nun, unbekümmert um seine Drohungen, auch die meine erfahren."

Kurze Zeit darauf kannte Hugo alle Verhältnisse.

„Ich werde Ihnen helfen, Mr. Lloyd, so mir Gott beistehe. Ich bin übrigens überzeugt, daß Sie einem abgefeimten Betrüger zum Opfer gefallen sind. Ein Mann verfolgt bereits die Spur dieses Grafen Lubin, ich werde ihn aufsuchen und hierher bringen, auf daß er uns Waffen gegen den Böswicht in die Hand gebe."

„Aber, meine Tochter," stöhnte der unglückliche Vater, „geben Sie mir mein Kind wieder, dann will ich den Verlust meines Reichthumes, ja selbst die Brandmarkung meines bisher fleckenlosen Namens ertragen."

„Ich werde sie suchen und, glauben Sie mir, ich werde sie finden.

„So gehen Sie denn, und der Segen des Himmels geleite sie!"

Zwei Stunden später trat Hugo Cartright wieder in die Bibliothek, ein hagerer, bleich und krank aussehender Mann stützte sich auf seinen Arm.

„Ich sagte Ihnen ja, daß ich den Betrüger entlarven werde," rief Hugo, „sehen Sie, Mr. Lloyd, da bringe ich einen alten Bekannten, erkennen Sie ihn nicht mehr?"

„Nein, daß ist wohl nicht möglich," bemerkte der Fremde, „denn abgesehen von den vielen Jahren, die inzwischen dahingegangen, hat mich Jammer und Krankheit furchtbar entstellt. Ich kenne Ihre Geschichte, Freund Lloyd und mir, der ich am Rande des Grabes stehe und bald Rechenschaft werde ablegen müssen über die eigenen Sünden, steht es nicht zu, Sie zu tadeln oder zu verurtheilen. Sie haben überdies genug erduldet, und weder der falsche Graf, noch das unterschlagene Geld, das mißbrauchte Vertrauen soll Sie fürder mehr beunruhigen. Der angebliche Graf Lubin ist nicht John Haughton, sondern ein entflohener Verbrecher."

„Nicht John Haughton, Herr!" rief der Banquier und faltete die Hände, als wolle er um Erbarmen flehen.

„Nein, er ist nicht Jon Haughton, denn jener Unglückliche, dessen ganzes Leben nur eine Kette von Leid und Mißgeschick war, dessen Gold so lange in Ihrer Casse wucherte, steht vor Ihnen."

Hugo Cartright konnte kaum sagen, welcher von Beiden bleicher und entstellter aussah; er ließ sie neben einander auf dem Sopha Platz nehmen, und die zwei blassen, abgezehrten und aufgeregten Gesichter starrten sich begierig und forschend an.

Und wieder wurden die unseligen Erlebnisse erzählt.

„Sie sollen jeden Heller Ihres Eigenthums zurückerhalten," versicherte Lawrence Lloyd, „wenn Sie mir nur einigermaßen Zeit

gönnen. Das Bewußtsein der Befreiung von dem fürchterlichen Alp gibt mir jugendliche Kraft. Gott sei Dank, jener Betrüger hat erst eine Ratenzahlung empfangen, in ein bis zwei Jahren sollen Sie Kapital und Zinsen erhalten, und wenn es mich auch verhältnißmäßig arm macht, kann ich doch Genevra wieder furchtlos entgegentreten. O meine Tochter! Wäre sie nicht geflohen, ich hätte sie mit Gewalt dem Schurken angetraut, und dann wären diese Enthüllungen gefolgt!" Ueberwältigt von Schmerz beim bloßen Gedanken an diese Möglichkeit hielt er plötzlich inne.

„In ein bis zwei Jahren," lächelte John Haugthon, „und was würde mir's nützen, wenn Sie sagten in ein bis zwei Monaten, da meine Tage, vielleicht meine Stunden gezählt sind! An Bord des Schiffes glaubte ich zu sterben, machte mein Testament und ernannte Sie, Lawrence Lloyd, zu meinem Erben, da ich Niemand wußte, der bessere Ansprüche auf mein Vermögen hätte. Das soll nicht geändert werden. Sie werden die Summe zurückerstatten, die mir mein Freund Boyd vorschoß, werden ihm das kleine Vermächtniß meiner Dankbarkeit ausbezahlen, die durch meine Krankheit bedingten Ausgaben ersetzen und für mein Begräbniß sorgen. Das Uebrige gehört Ihnen."

Lawrence Lloyd verbarg das Antlitz in den bebenden Händen, große Thränen träufelten langsam durch die geschlossenen Finger.

„Nun hat mein Leben nur noch einen Zweck," fuhr der Kranke keuchend fort, „und ich werde nicht sterben, bevor ich ihn erreicht. Ich werde den Schurken entlarven, ihn herabreißen vom Gipfel seines Triumphes, auf daß er fühle, was ich gelitten. Kommt er heute noch zu Ihnen?"

„Ja," entgegnete Lawrence Lloyd schaudernd.

„Dann werde ich ihn hier erwarten und bewillkommen." (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Frankreich.

Mutter: „Sehe dich vor Antoinette! Schlage die Augen nieder und sehe die Feinde Frankreichs nicht an."

Tochter: „Aber Mama! wenn ich die Augen niederschlage, wie kann ich sehen, ob die Prussiens wirklich so schöne Leute sind, wie mir alle meine Freundinen sagen."

Ein Reisender kehrte in einem Gasthause in der Nähe von Vincennes ein und wollte eben seinen Namen in's Fremdenbuch schreiben, als sich ein Wänzchen erlaubte, gerade über die betreffende Stelle zu laufen. Der Reisende legte erschrocken die Feder weg und sagte: „Ich bin schon mit Ungeziefer in Evansville und Terre Haute in Berührung gekommen, aber das ist gewiß noch nicht da gewesen, daß Wanzen so impertinent sind, im Fremdenregister nachzuschauen, in welchem Zimmer die Reisenden beherbergt] werden, damit das „Vieh" genau weiß, wen es zu beißen hat." Sprach's und schlug sich seitwärts in die Büsche.

Trauer eines Irrländers.

Neulich besorgte sich ein reicher Irrländer, welcher Wittwer geworden, hundert Tonnen Tinte, um am Sterbetag seiner geliebten Gattin in seinem Parke das Wasser der Springbrunnen schwarz zu färben.

Welches sind die faulsten Dinge auf Erden? — Die Flusse. So lange ihnen nicht das Wasser über den Kopf geht, steigen sie nicht aus ihren Betten.

Gleichgültigkeit.

Ein Engländer speiste einst in einer zahlreichen Gesellschaft. Ein Gewitter zog auf, ein Blitzstrahl schlug in's Zimmer und warf den Bedienten des Engländers, der hinter dem Stuhle stand, zu Boden und erschreckte die ganze Gesellschaft auf's Aeußerste. Da wandte sich der Engländer darauf ganz ruhig um und sagte dem Bedienten: „Erinnre mich doch, daß ich morgen einen Blitzableiter auf mein Haus setzen lasse."

Druck und Verlag von J. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 31. Sonntag, den 12. März **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Fortsetzung.)

Graf Lubin war ruhelos und ergrimmt, weil es ihm nicht gelang, Genevra's Aufenthaltsort zu erfahren.

Zephyr hatte er inzwischen nicht wieder besucht. Er haßte die leidenschaftliche Italienerin nun eben so maßlos, als sie ihn liebte.

Zudem verrieth sie in letzter Zeit beständige Neugierde, forschte nach allen seinen Handlungen und drängte immer heftiger auf Rückkehr nach Sicilien. All das erbitterte ihn um so mehr, als er wußte, daß er sich nicht von ihr losmachen könnte; daß sie über kurz oder lang sein Thun und Lassen erfahren werde — und er beschloß eine furchtbare That. Die Tänzerin sollte aus dem Wege geräumt werden, damit sie ihn nicht gelegentlich bloß stelle.

Am gleichen Tage, da Lawrence Lloyd sich von unsäglichem Kummer befreit sah, schlug Graf Lubin wieder einmal den Weg nach Zephyrs Wohnung ein. Im Westentäschchen barg er ein kleines Schächtelchen, das feines, weißes Pulver enthielt. Auf demselben befand sich noch die Etiquette des Apothekers und Zephyrs Name. Ein teuflisches Lächeln überflog des Grafen Züge, als er die Tragweite dieses Umstandes erwog. Kleine Ursachen bedingen oft große Wirkungen, besonders, wenn es sich um die Beweiskette begangener Verbrechen handelt. Allerdings hatte das Schächtelchen erst ein unschuldiges Pulver enthalten, wer aber konnte behaupten, daß die leidenschaftliche Italienerin dessen Inhalt nicht vertauscht? Ferner enthielten seine Taschen sorgfältig gewählte Kritiken aus öffentlichen Blättern, voll des Lobes und Beifalls der inzwischen eingetroffenen österreichischen Tänzerin, die nun des Publikums schnell wechselnde Gunst beherrschte. Hie und da fanden sich einzelne Worte durchstochen, wie von der Nadel einer zürnenden Frau. Derlei Umstände schienen eine Beweiskette zu liefern, über die Graf Lubin grimmig lächelte. Zephyr war zu Hause, sie war eben beschäftigt, einen großen Koffer zu packen.

„Nun, was soll das heißen?“ lachte er.

„Erinnerst Du Dich endlich doch, daß ich noch lebe?“ erwiderte sie ärgerlich. „es soll heißen, daß Du morgen nur leere Wände gefunden hättest.“

„Du wärest also gegangen, ohne ein Wort des Abschiedes?“ fragte er mit dem alten falschen Tone.

Sie zuckte verächtlich die Achseln.

„Nein, Herr Graf, nicht gerade ohne Abschied.“

„Was willst Du damit sagen, Zephyr?“

„Jon hat eine Karte bereit, um sie beim Consul abzugeben, und eine andere für Genevra Lloyd, die Tochter des großen Banquier. Graf Lubins Karte in's Italienische übersetzt.“

Und sie lachte laut und lang.

Sein Herz klopfte, aber er wußte, daß er seine ganze Verstellungskunst aufbieten müsse.

„Das hättest Du gethan, Du böse, böse Zephyr?“ rief er im Tone gewinnender Zärtlichkeit, „welch hübsche Grille der Eifersucht! Glaubtest Du denn, ich ginge der Tochter wegen zum Banquier? Ich kann Dir beweisen, daß ich sie dort nur ein einziges Mal gesehen, daß sie die ganze Zeit über abwesend war und es noch ist. Meine Einziggeliebte, glaubtest Du, daß irgend wer Dich aus meinem Herzen verdrängen könne? Packe die Koffer immerhin, ich kam, Dir zu sagen, daß ich bereit sei, mit Dir nach Italien zurückzukehren.“

Langsam erhob sie das Auge und blickte ihn ernst an. Es lag etwas Drohendes in ihrem Wesen, er aber zog vor, es nicht zu beachten.

„Komm her, Liebchen,“ schmeichelte er, die Sammtkissen des Divans zurückschiebend, und beide Hände nach ihr ausstreckend.

Trotz Jons abwehrender Geberde erhob sie sich und näherte sich langsam. Er schloß sie in die Arme und küßte sie. Widerstandslos ließ sie es geschehen.

„Du liebst mich, Nina, nicht wahr, Du liebst mich?“

„Ja, Gott weiß, daß ich Dich selbst jetzt noch liebe,“ entgegnete sie heiser.

Er bedeckte die kalten Hände mit Küssen und rief sie mit tausend Schmeichelworten.

Wie schauerlich ihr das klang in all der schrecklichen Ahnung, daß etwas Fürchterliches sich ereignen müsse!

„Wir gehen nach Italien, Liebchen, wir werden Macht und Reichthum besitzen und vor Allem glücklich sein in unserer Liebe, nicht wahr, meine süße Nina?“

Dann beugte er sich zu ihr nieder und flüsterte: „Schicke den Knaben fort, mein Engel, er braucht eines Bräutigams süße Thorheiten nicht zu hören.“

„Lege die Juwelen in den Koffer, Jon,“ sagte Zephyr noch immer mit kalter, unnatürlicher Stimme, und schließe ab.“

Jon gehorchte, als es geschehen, blickte er traurig zu ihr auf.

„Stecke den Schlüssel in die Tasche, es gehört ja Alles, Alles Dir. Komm, küsse mich, Jon.“

Der Knabe sprang in ihre Arme, einen Augenblick hielt sie ihn fest umschlungen in krampfhafter Umarmung.

„Geh nun zu Florine; lebe wohl, Jon.“

„Lebe wohl? Was willst Du sagen, Nina?“ fragte er weinend.

„Nichts, ich bedachte nicht, was ich sagte, geh, mein Herz!“

Sie schickte ihn fort und kehrte zurück zu dem Manne, den sie haßte und verabscheute und doch so wahnsinnig liebte, zu dem Manne, der sie so grausam getäuscht, überzeugt, daß sich etwas tragisches, etwas Schreckliches ereignen werde.

Der Graf hatte die Zeitungen sorglos auf den Tisch geworfen. Auf einem Kästchen stand ein silberner Präsentirteller mit einer Weinflasche und Krystallgläsern. Trotz seiner Mordgedanken plauderte er fröhlich und mit all dem ihm eigenen Zauber. Ernst und schweigsam lauschte Nina, da er ihr von dem reizenden Leben unter Blumen und Vögeln sagte, von der prächtigen Villa, in der sich ihres Daseins goldene Tage gleich Perlen aneinander reihen sollten.

„Hältst Du solches Glück für möglich?“ fragte sie endlich.

„Warum denn nicht, meine süße Braut? Komm, laß uns die Schwüre ewiger Treue erneuern, laß uns Englands kalten Ufern ein Lebewohl trinken, einen Gruß der sonnigen Heimath!“

Er erhob sich, die silberne Platte zu holen. Einen Augenblick hatte er beim Einschenken gezögert, sie sah nichts, aber sie wußte so genau, als ob sie es gesehen, was ihn zurückgehalten.

Grade bevor er sich ihr näherte, nahm er eines der Gläser von der Platte und bot ihr, scherzend sich vor ihr auf ein Knie niederlassend, das andere.

Sie nahm es und hielt es unberührt, bis sie angestoßen. In diesem Augenblick fuhr sie auf und rief: „Horch, da kommt der Friseur, ich bestellte ihn auf diese Stunde, da ich nicht wissen konnte, daß Du kamst. Ich höre seine Schritte, willst Du ihm sagen, er möge ein wenig warten?“

In wohlbegründeter Besorgniß ob eines Zeugen, eilte der Graf an die Thüre und gab den betreffenden Befehl. Als er zurück-

kehrte, fand er Nina in derselben Stellung, in der er sie verlassen, das Weinglas noch in der Hand haltend. Auch sein eigenes stand noch am gleichen Platze. Er nahm es und trat zu ihr.

Das Klirren der Gläser tönte durch's Zimmer, dann leerten sie beide auf einen Zug.

Des Grafen Auge blitzte, er beugte sich vor und nahm ihr feines Spitzentuch aus der Tasche, um ein Stäubchen von dem Atlaskleide zu wischen, als er das leichte Gewebe zurückgab, begleitete es das leere Schächtelchen.

„Nun, Zephyr, wir reisen Morgen."

„Ja, wir gehen."

Während sie noch sprach, eilte sie zum Schreibtisch, warf schnell einige Zeilen hin, siegelte hastig und hielt das Billet in der Hand.

Er war froh, daß sie ihn nicht aufhalten wollte.

„Adieu nun, auf kurze Weile, meine Nina."

„Lebewohl, Pedro," sprach sie langsam und feierlich, „lies das, wenn Du heim kommst."

„Ein kleines Geheimniß, Liebchen?"

„Ja, ein Geheimniß, lebe wohl, Pedro."

Er eilte fort, warf sich in die nächste Droschke und befahl zu Lawrence Lloyd zu fahren.

„Ich friere," murmelte er, den Rock zuknöpfend, „es ist, als ob Blei in meinen Gliedern läge. Bin ich kindisch genug, mich über die Ereignisse der letzten halben Stunde zu alteriren?"

Vor dem Hause des Banquier athmete er gierig frische Luft und glaubte die lästige Beklemmung verschwunden.

„'s sind nur die Nerven, und doch ist's sonderbar, daß meine Füße so schwer sind.

Mühsam stieg er die Treppe hinan und bat den ihm in der Halle entgegentretenden Lakaien um ein Glas Wasser.

„Euer Gnaden sollten lieber ein Glas Wein nehmen."

Der Graf machte eine Geberde des Abscheues.

„Nein, nein, mir ist, als könne ich nie wieder Wein trinken, bringen Sie mir Wasser, eiskaltes Wasser."

Nachdem er es getrunken, betrat er die Bibliothek, ohne anzuklopfen.

War es innerer Kampf oder Schrecken über den ihn erwartenden Anblick, daß er taumelnd an der Thüre zusammenbrach?

Jene hagere Gestalt an des Banquiers Seite erhob sich, ging auf ihn zu und schüttelte die grauen Haare von der bleichen Stirn.

„Ah, Graf Lubin, endlich treffen wir uns wieder! Gut, daß wir uns gefunden, mein Freund, wenn auch nach langer Zeit und unter sehr verschiedenen Verhältnissen."

„Wer ist dieser Betrüger? dieser Wahnsinnige? Was hat er hier zu schaffen?" wandte sich Lubin an den Banquier.

„Wer es ist?" rief der Andere. „Gräfliche Gnaden haben doch John Haughton nicht vergessen, John Haughton, der mit Ihnen den Luxus und die Bequemlichkeit eines sicilianischen Gefängnisses theilte. Nicht wahr, mein Freund, wir haben uns wieder gefunden? Weißt Du, daß ich diese Stunde erfleht habe Jahre lang?"

Wie ein wüthendes Thier starrte der Graf um sich und wandte sich dann nach der Thüre. Aber die Füße versagten den Dienst, er sank in den nächsten Sessel.

Plötzlich zuckte ein schrecklicher Verdacht durch seine Seele. Er zog das Billet aus der Tasche, riß es hastig auf und las es mit glühenden Augen.

„Pedro, ich liebte Dich treu und innig. Habe ich Dich nicht aus dem Gefängnisse befreit, für Dich gearbeitet, gelitten? Du aber hast mich drei Mal betrogen. Ich weiß Alles. In jener Nacht verhalf ich Genevra zur Flucht, ich kenne ihren Aufenthalt, und Pedro — ich verwechselte die Gläser."

Brüllend vor Angst und Wuth warf er das Blatt zur Erde. Nun war ihm Alles klar.

Zornglühend sprang er auf, sank zurück und fiel in Krämpfen auf den Boden.

Die erschreckten Zuschauer kannten nun keine Rache mehr. Man sorgte für ihn mit Allem, was der Reichthum bieten kann. Er starb nicht, die Dosis, welche Zephyrs zarten Körper vernichtet hätte, vermochte nicht die

Lebenskraft des Mannes zu zerstören, sie lähmte nur seine Glieder und machte ihn zeitlebens zum Krüppel.

Mehrere Monate später, als er in einem Spitale von einer Rente, die ihm ein gewisser John Haughton testamentarisch vermacht hatte, lebte, erschien eine kleine, abgemagerte Frau aus Palermo und ließ sich mit ihm trauen.

Jedermann wunderte sich darüber, aber Niemand ahnte, daß die Unglückliche die einst so gefeierte Zephyr sei.

XXIV.

Tiefer und tiefer senkten sich die Schatten der Dämmerung. Die dunkle Rauchwolke, die den lieben, langen Tag über den verkümmerten Bäumen schwebte und eigentlich einen schwarzen Wegweiser über Merthyn Tydrill bildete, hatte sich gleichsam verklärt durch den Wiederschein jener endlosen Feuerwerkstätten, deren hohe Kamine einem Wald von astlosen Bäumen glichen.

Eine düstere, öde, traurige Scene. So dachte auch die junge Frau, die müde unter der Thüre von Nan Mc. Neals Häuschen lehnte. Ein grober Shawl umhüllte die hohe Gestalt, aber er konnte die Anmuth ihrer Formen nicht bergen, und selbst hier im düsteren Zwielicht würde irgend Jemand, der sie früher gekannt und geliebt, unfehlbar ihre Identitäten errathen haben.

Unruhig blickte sie nach allen Seiten, beobachtete die letzten verschwindenden Umrisse der Gegend, die Alles einschließenden Berge, die sich kreuzenden Pfade, den Wegweiser, der wie ein Gespenst, mit ausgestreckten Armen dastand, die öden Felder, die zerstreuten Häuser, von welchen nur eines so nahe war, daß die menschliche Stimme gehört werden konnte. Auf der ganzen weiten Landschaft lag lautlose Stille, und Genevra war's, als habe man sie aus dem Wirbel fieberhafter Aufregung, aus Babels geräuschvollen Straßen hinausgeschleudert in eine Sphäre der Leere und Einsamkeit. Lebendig begraben! Wie oft wiederholte sie die Worte und sträubte sich gegen solch trauriges Geschick. Eben so oft aber hatte sie mit eiserner Willenskraft die krankhafte Unruhe gedämpft, sich gezwungen, ihr Schicksal geduldig zu tragen, dankbar zu sein für die Stille, die Einsamkeit, vor Allem aber die Sicherheit ihres Verstecks.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Zeitgemäße Redensart.

Ich kann einen Stiefel vertragen! sagte der deutsche Soldat zum französischen Civilisten und zog ihm beide aus.

Schultze. Nanu sind die Franzosen doch ihren Napoleon janz losjeworden!

Müller. J woso denn? Sie haben ihn ja noch auf all' ihr Francs und Napoleonsd'or.

Schultze. Na, die sollen sie ja eben ooch los werden. Davor sind ja die fünf Milliarden!

Nach einer amtlichen Bekanntmachung der königlichen Regierung zu Wiesbaden, ist dem Johann Wilhelm Esel zu Niederbrechen die nachgesuchte Genehmigung ertheilt worden, an Stelle des von ihm seither geführten Familiennamens „Esel" den Namen „Schieborn" anzunehmen und zu führen.

Eine Gefallene.

In zerissener lumpiger Kleidung kam Samstag Nachmittag ein krankes Weib auf das Wiener Stadt-Polizei Commissariat und bat, man möge sie in Haft nehmen, da sie keinen Bissen Brod sich kaufen könne. Es war Helene Stellwag v. Carion, früher eine gefeierte Schönheit, jetzt ein elendes Weib. In letzter Zeit lebte die 32jährige Frau ausschließlich von kleinen Betrügereien, wegen deren sie steckbrieflich verfolgt wurde. Wie sie selbst angibt, versuchte sie auch von ihren einstigen hohen Verehrern Unterstützungen zu erlangen. Doch blieb es nur beim Versuch. Ueberall wies man sie mit Spott ab. Die Frau wurde in's Inquisitenhospital des Landesgerichts gebracht.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 32. Dienstag, den 14. März **1871.**

Lord Lyle.

Nach dem amerikanischen Originale des

Charles T. Manners.

Frei bearbeitet von **Lina Freifrau v. Berlepsch.**

(Ombs.)

(Schluß.)

Genevra Lloyd blickte ernst und traurig vor sich hin und kämpfte mit der Sehnsucht nach der Heimath. Kein Wunder, daß ihr Alles wie ein Fiebertraum erschien, wenn sie von diesem abgeschiedenen Fleckchen Erde das glänzende aufregende Leben der Residenz betrachtete, wenn sie an die bittere Qual, das namenlose Leid der jüngsten Vergangenheit, an die Demüthigung ihrer Flucht dachte, die gewichtige Erfahrung erwog, die ihr hier gleich beim Anfang ihres Stilllebens entgegengetreten, und den Weg, den sie geführt wurde, als einen geheimnißvollen, ihr vorgezeichneten Pfad erscheinen ließ. „Dies war der Weg, den sie geführt worden." Dieser Gedanke mußte beruhigen. Sie hatte einen Führer, warum ihm denn nicht vertrauen? Langsam wandten sich die dunkeln Augen gen Himmel, an dem sich ein Stern nach dem andern zeigte. Auch hier wachten die ewigen Sterne, hier in dieser Wildniß, dieser Einsamkeit, die ihr wie ein vergessenes, versunkenes Plätzchen einer unbekannten Welt erschien. Auch hier blickte der Ewige auf seine Kinder, — und sie faltete still die Hände über dem Herzen, das nun nicht mehr ängstlich pochte. Sie wollte warten und vertrauen und bereitwillig ihre Kräfte dem Werke weihen, das ihr die Vorsehung angewiesen, das sie in diesem Häuschen gefunden.

Sie trat durch die offene Thüre; Mittikens war auf dem Stuhle eingeschlafen und erwachte erst, als sie Licht brachte.

„Nun wird die neue Mutter Nan die weißen Stufen wie Vögelchen singen lassen," bat er, begierig nach dem Clavier blickend.

Miß Lloyd nickte und nahm vor dem Instrumente Platz, während der arme Jüngling sich hinter sie setzte, seinen Kopf an ihre Schulter lehnte und voll Entzücken ihrem Spiele lauschte. Nach einiger Zeit erhob sie sich und sagte ihm, er möge sich nun auf den Stuhl setzen, was er mit scheuer Freude that. Sie spielte eine Taste an, er folgte ihr ganz richtig und jauchzte vor Wonne, als er gewahr wurde, daß er selbst eine Melodie treffen konnte. Es war auffallend, daß bei Mittikens, dessen Sinne im Allgemeinen gänzlich der Leitung der Vernunft ermangelten, dieses Eine Talent sich wunderbar entwickelte. Nun begnügte er sich nicht mehr, planlos die Tasten zu berühren, er spielte bald einzelne Liede., er hatte das zarte Geheimniß der Harmonie ergründet und fühlte süßes, nie endendes Entzücken darüber.

Vier Wochen früher war Genevra Lloyd den steilen Weg entlang gekommen, nachdem sie den schlechten Wagen, der sie von Brecon gebracht, verlassen, und hatte an Madame Mc. Neals Thüre geklopft.

Sie pochte laut und heftig, aber es antwortete nur leises Schluchzen, und endlich öffnete sie die Thüre und trat ein. Eine alte Frau saß mit vorgebeugtem Haupte und steif herabhängenden Armen im Lehnstuhle, und der unglückliche Jüngling weinte hülflos. Genevra

holte Beistand vom nahen Pachthof, überzeugte sich jedoch bald, daß hier alle menschliche Hülfe erfolglos, und bemerkte mit Schrecken, daß es die Leiche jener Frau war, die ihr einst in Brecon begegnet hatte.

Mittikens war in seinem Schmerz wild und lästig, aber das freundliche Wesen der schönen, jungen Dame beruhigte ihn bald und als sie erst einmal auf dem Piano gespielt hatte, war er ihr williger Sclave. Die Angaben des Notars und das sonderbare Testament ließen Genevra Lloyd wohl die Hand einer leitenden Vorsehung erkennen, und dankbar nahm sie das sichere Obdach, die friedliche Heimath an und bewies dem sanften, unglücklichen Wesen schwesterliche Zärtlichkeit.

Die Erlösung von der unsagbaren Qual, die sie in letzter Zeit erduldet, die Neuheit ihrer Umgebung, das lebhafte Interesse für Mittikens beschäftigte sie genügend, um die Erinnerung an ihr altes Leben zurückzudrängen, aber schon nach vierzehn Tagen war ihr die neue Lebensweise gewohnt geworden, die Stille und Einsamkeit hatten allen Reiz verloren und blickten sie düster und hoffnungslos an.

Im Laufe der dritten Woche veranlaßte ein Zufall die Entdeckung von Nan Mc. Neals lebenslangem Geheimniß, dessen Kenntniß sie lebhaft in den erst kürzlich verlassenen Kreis zurückversetzte und ihre ganze Gedankenwelt gefangen nahm.

Das wichtige Geheimniß umfaßte auch Lord Cuthbert Lyle's fernere Geschicke. Sie wagte kaum, sich das Gefühl des eigenen Herzens zu gestehen, was aber verlangte die Pflicht? Sollte sie schweigen oder sprechen? Tausend Fragen und Pläne durchkreuzten ihren Geist. Sie betrachtete Mittikens und dachte der männlich edlen Züge Cuthberts, seines würdevollen Lebens, seines großen Geistes, welcher der Grafschaft ein Segen zu werden versprach. Sollte sie all' das vernichten?

Und selbst wenn das ihre Pflicht wäre, wie konnte sie dieselben erfüllen, ohne ihr Versteck zu verrathen, ohne in Graf Lubins Gewalt zu kommen?

Derlei Gedanken hatten sie in's Freie getrieben, die heiße Stirn zu kühlen, und die ewigen Sterne hatten ihr Frieden in die Seele gegossen. Als Mittikens spielte, eilte sie noch einmal hinaus; ihr war's als müsse eine rettende Hand sich zeigen.

Sie trat über die Schwelle und schritt langsam der Gartenthüre zu. Der Mond war inzwischen aufgegangen und verklärte Alles mit magischem Lichte, ein Nachtvogel sang, aber es klang nicht klagend, es schien fröhliches Jauchzen, selbst der Wind, der durch die Blätter rauschte, glich leise geflüstertem Versprechen. Plötzlich machte sich in der Ferne das knarrende Geräusch von Rädern hörbar, die langsam den Hügel herauf fuhren. Es war eine ungewöhnliche Stunde und Genevra durchbebte leiser Schauer.

„Vielleicht hat sich der Pächter in Brecon verspätet," sagte sie sich zur eigenen Beruhigung.

Bewegungslos wie eine Statue stand sie am Thore und blickte hinaus in die stille Nacht. Bald zeigten sich oben auf dem Hügel die Umrisse des Wagens, auf dessen offenem Sitze sich zwei Personen befanden. Das Gefährt näherte sich schwerfällig, das arme Pferd keuchte, denn es war über seine Kräfte angestrengt worden.

„Hier in der Nähe muß es sein," sprach eine rauhe, fremde Stimme, die das Knarren der Räder und den müden Hufschlag übertönte.

„Dort ist ein Haus, halten Sie, dann will ich mich erkundigen," entgegnete eine andere Stimme, bei deren Klang Genevra's Herz erbebte. Konnte sie nun fürder noch sich selbst täuschen, die schnelle Antwort auf des Gebieters Ruf mißverstehen?

Sie erhob das Haupt, strahlende Freude leuchtete aus ihrem Auge.

Eine schlanke Gestalt schwang sich leicht vom Wagen und näherte sich dem Thore.

„Bitte, können Sie mir nicht sagen —"

Er hielt plötzlich inne.

„Genevra — Miß Lloyd! Gott sei Dank, daß ich Sie gefunden habe!"

Ihr Herz war so voll, daß sie kein Wort hervorzubringen vermochte.

„Zürnen Sie darüber, Miß Lloyd?" fragte er besorgt.

„I h n e n zürnen?"

„Dann werden Sie mich wohl willkommen heißen, denn ich bringe gute Nachricht."

„Mein Vater!“ seufzte sie.

„Ist wohl und wird glücklich sein, wenn Sie ihm vergeben und zu ihm zurückkehren.“

„Und Graf Lubin?“

„Wird Sie nicht mehr belästigen; er ist sicher beseitigt und unfähig je wieder Sie noch Ihren Vater zu kränken.“

Genevra brach in Thränen aus.

„Ach, all das habe ich Ihnen zu verdanken, den ich so kalt und grausam behandelte,“ schluchzte sie, „nun aber ist mein Stolz bis in den Staub gedehmüthigt.“

„Nicht Ihren Stolz verlange ich, Genevra, sondern Ihre Liebe. Sie wissen, daß mein Herz Ihnen längst gehört, und ich komme mit Ihres Vaters Segen. Wenn Sie mit mir zurückkehren, weiß er, daß ich ihm nur mein Eigenthum bringe, wollen Sie das nicht, so habe ich nach ihm zu schicken, und er wird verstehen, welchen Jammer das für mich bedeutet. Bevor ich Ihnen also noch andere wichtige Dinge sage, bitte ich um die Beantwortung der Frage: „Wollen Sie mit mir gehen?“

„Ja, ich will es, und es ist ein Glück, das ich nicht verdient habe.“

Er zog sie leise an sich und sie hörte das Pochen seines Herzens und das einst so stolze Haupt schmiegte sich vertrauend an seine Brust. Noch hatte sie seinen Namen nicht genannt, und er wartete darauf, um zu sagen: „Nein, Genevra, nicht mehr Lord Cuthbert,“ statt dessen aber begann sie zögernd: „Wäre es Ihnen unlieb, wenn ich Ihnen den Titel nicht mehr gäbe, unter dem ich sie gekannt habe? Wäre es Ihnen schmerzlich, nicht mehr Lord Cuthbert zu sein, auch wenn ich Sie dann noch mehr liebte und achtete?“

Erstaunt blickte er auf sie, während sie sich unruhig nach dem Hause wandte, aus dem noch immer leise Melodie ertönte:

„Genevra, ich würde den Titel um alle Reichthümer Indiens nicht mehr annehmen, und es ist mir ein unaussprechlicher Trost, daß Du Lord Cuthbert Lyle nicht lieben konntest. Es war nicht mein Name, nie mein Recht.“

„So, weißt Du es schon, o ich bin so froh! Komm herein, ich will in Dir zeigen.“

„Wenn zeigen?“

„Den ächten Lord Cuthbert Lyle. Ach, ich dachte, Du wissest Alles. Ich entdeckte es zufällig, aber es sind alle Documente vorhanden. Lady Alicia war über den Schwachsinn des eigenen Kindes so alterirt und gedehmüthigt, daß sie eine weite Reise unternahm und den Knaben gegen einen andern vertauschte, der dann für den Erben von Mordanet und Alicia Lyle ausgegeben wurde. Mittikens dagegen wurde all' diese Jahre hier verborgen gehalten. Doch komm herein und lies selbst.“

„Das ist sehr merkwürdig, aber davon wußte ich nichts. Ich wollte nur sagen, daß es Cuthbert Lyle war, den man im See ertrunken glaubte, und ich — ich bin Hugo Cartright.“

Sie verstand sofort Alles und flog mit einem Jubelschrei in seine Arme.

„Nun erst ist mein Glück vollkommen, denn nun wird die Vergangenheit nicht quälend zwischen uns treten. O ich wußte es ja, daß es zwei Identitäten gebe, den Lord Cuthbert, gegen den sich meine Seele sträubte, und den andern, den mein Herz, trotz alles Widerstrebens, als Herrn und Gebieter anerkannte. O Hugo, nun fürchte ich nicht mehr Dir zu sagen, wie theuer Du mir bist. Doch komm nun, sieh meinen Pflegling und lies die Documente.“

„Laß mich erst den Mann zurückschicken, und ihn beauftragen am frühen Morgen einen Wagen zu senden, denn Du mußt sogleich heimkehren, damit Dein Vater sich nicht länger ängstige.

„Mein armer Vater!“ seufzte Genevra.

„Wir sind Alle schwache Sterbliche und die Versuchung ist oft so schwer; sollten wir verdammen, wenn der Himmel erbarmend verzeiht?“

Heiße Thränen perlten über ihre Wangen, er trocknete sie zärtlich.

Einige Minuten später folgte er ihr in's Haus, und nachdem sich Mittikens über die fremde Erscheinung beruhigt hatte und wieder am Clavier saß, theilte Hugo seiner Braut alle Erlebnisse der jüngsten Tage mit.

„Mein armer, armer Vater!“ war Alles, was sie sagte. Später reichte sie dem geliebten Manne die vergilbten Documente und die in Nannie Mc. Neals zitternder Handschrift

abgefaßten Bekenntnisse. Er las sie sorgfältig, und sein Antlitz erheiterte sich immer mehr.

„Damit lichten sich alle Geheimnisse, selbst die auffallende Aehnlichkeit zwischen mir und Cuthbert findet sich erklärt. Unsere Großväter waren Zwillingsbrüder und der Walliser Fabrikant, der uns sein Vermögen hinterließ, war Cuthberts Vater und heirathete jene Annabel Lyle, die deßhalb verstoßen wurde und von der man nie wieder hörte. Als Lady Alicia den Tauschvorschlag machte, war Cuthberts Mutter bereits todt und der Vater noch ein Kaufmann von ziemlich beschränkten Mitteln. Beide Theile waren sich übrigens der beziehungsweisen Gerechtigkeit der Handlung bewußt, denn im Falle des Todes des rechtmäßigen Erben wäre Cuthbert an dessen Stelle getreten, auch wenn der Titel erloschen wäre. Lady Alicia traf ihre Vorkehrungen so geheim, daß selbst Lord Mordanet nichts davon erfuhr."

„Und es könnte keine bessere Lösung geben," rief Genevra, „denn wir Alle werden nun glücklich sein!"

„Ja, Gott sei Dank", entgegnete Hugo, „selbst Tante Barbara wird nun einen edlen Beruf erhalten, sie wird die zärtliche Mutter dieses hülflosen Wesens werden, und diese Aufgabe erfüllt gewiß ihr ganzes Herz. Wir nehmen ihn morgen mit, Genevra, und er wird in Lyle Hall bei Kitty und Cuthbert stets so willkommen sein, wie in Laurel Heights, bei — darf ich so sagen? — Mrs. Hugo Cartright, seine liebste Heimath aber bleibt wohl immer Honeysuckle-Cottage."

Freudenthränen füllten Genevra's Augen, sie schritt langsam hinaus ins Freie und blickte hinauf, wo alles Liebe und Erbarmen ist. Die weißen lichten Wölkchen hatten sich zerstreut, und am tiefblauen Horizonte segelte majestätisch die Königin der Nacht in strahlender Schönheit.

Bewegt faltete das Mädchen die Hände, das Herz überquoll in leisen Worten des Dankes und der Anbetung.

„Amen!" sprach eine leise Stimme ernst und feierlich.

Sie trat an Hugos Seite und schmiegte das Haupt an seine Schulter.

Mittlerweile war ihnen gefolgt und legte seine Hand in Genevras, beruhigt von dem bloßen Bewußtsein ihrer Nähe. Das Mondlicht verklärte seine schönen Züge und bekränzte die goldenen Locken wie mit einem Glorienscheine.

Genevra küßte ihn voll Mitleid und inniger Liebe auf die Stirne.

„Wie wunderbar sind die Wege des Herrn", flüsterte sie, „einst fürchtete und verurtheilte ich Lord Lyle, und nun wurde er uns Allen zum Segen, nun erblüht all unser Glück aus Grabes Nacht."

Mannigfaltiges.

Verschiedener Zweck.

Wodurch unterscheidet sich ein Indianer von einer Coquette?

Antwort: Der Indianer bemalt sich, um abzuschrecken, die Coquette um anzuziehen.

Scherzräthsel.

Steh' ich vor dir: verzehre mich,
Stehst du vor mir: vertheid'ge dich!

Scherzfrage.

Welchem Kriegsgericht kann eben kein deutscher Soldat entgehen?

Räthsel.

Ein Freund bin ich der meisten Leute,
Den Keiner ohne Noth entbehrt,
Weil ich, was künftig ist, euch deute
Als ein Prophete, hochgelehrt.

Doch muß den Doktorhut ich lassen,
Sobald das Jahr zu Ende geht;
Ein And'rer läuft jetzt durch die Gassen,
Der Alles besser schon versteht.

Dem hängt man an, den läßt man sprechen,
Und zahlt zum alten Eisen mich;
Es möchte wohl das Herz mir brechen;
Wie bald, ach! überlebt man sich!

Auflösung der Charade in Nr. 28 des Unterhaltungsblattes: „Zierbengel."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 33. Donnerstag, den 16. März 1871.

Das blaue Zimmer.

Eine geheimnißvolle Geschichte, erzählt von [illegible]nst Eckstein*)

Es mag jetzt ungefähr ein Jahrzehnt her sein, da lebte in der guten alten Stadt Stralsund ein Herr Namens Emmerling. Er war vor undenklichen Zeiten von Rügen herübergekommen, und Niemand wußte zu sagen, welche bürgerliche Stellung er eigentlich einnahm. Da die Stralsunder indeß nicht leben können, ohne ihren Mitmenschen einen anständigen Titel zu geben, so nannten sie den Helden unserer Geschichte „Herr Commerzienrath." Ich selbst habe ihn Hundert Mal gesehen, wenn er in seinem grauen, kaftanartigen Ueberzieher nach der Ressource ging. — Jedermann kannte ihn, Jedermann grüßte ihn, aber in weitläufige Gespräche ließ sich Herr Emmerling nicht ein. Die überwiegende Majorität betrachtete ihn als einen Sonderling, und da es in Stralsund von derartigen Käuzen wimmelt, so machte man weiter kein Aufhebens davon.

Der Herr Commerzienrath bewohnte ein altes Giebelhaus in der Semmlerstraße. Er war seit zwanzig Jahren Wittwer. Kinder hatte er nicht. Ein Bedienter, eine Haushälterin und ein Hühnerhund, das waren außer ihm die einzigen lebenden Wesen, die das geräumige, wohl möblirte Logis bewohnten. Der Bediente hieß Franz, die Haushälterin Beate und der Hühnerhund Klaprood.

Herr Emmerling hielt sich gewöhnlich in den Zimmern des Erdgeschosses auf. Eine Treppe hoch befand sich das Revier der alten Beate, die Stube Franzen's und das sogenannte Blaue Zimmer, das zu Lebzeiten der seligen Frau Commerzienräthin als Salon gedient hatte, seitdem jedoch nicht mehr betreten wurde. Die übrigen Räume des Hauses bis unters Dach waren als Kornböden vermiethet, wie dies in den pommerschen Städten seit Jahrhunderten Sitte ist.

Der Herr Commerzienrath war, wie gesagt, ein stiller schweigsamer Mann von streng geregelter Lebensweise. Wenn er um halb Neun aufgestanden war, las er zwei Stunden die „Stralsunder Zeitung." Dann machte er einen Spaziergang nach dem sogenannten Brunnen, einer kleinen Gartenanlage vor dem Knieper-Thore. Wenn er um halb Eins nach Hause kam, ging er jedes Mal seine ganze Wohnung ab, um sich zu überzeugen ob Alles in der gehörigen Ordnung sei. Er hatte in dieser Beziehung ganz eigene Grundsätze, der alte Herr. „Selbst ist der Mann," pflegte er zu sagen, „und wenn man seinen Leuten nicht auf die Finger sieht, so kommt einem das Unglück über Nacht auf den Hals." Bei dieser Rundreise besuchte er auch den sonst so verwaisten Salon, und nickte dann zufrieden, wenn er wahrnahm, daß Beate sorgfältig den Staub von den Möbeln gewischt und das Zimmer schmuck und sauber gehalten hatte.

Eines schönen Tages kehrte nun unser Herr Commerzienrath wieder von seinem ge-

*) Aus dem sehr empfehlenswerthen Journale: „Das neue Blatt" (A. H. Payne, Leipzig.)

wöhnlichen Spaziergange heim und wollte nach erfolgter Besichtigung der übrigen Räumlichkeiten auch dem Salon seinen Besuch abstatten.

Zu seinem größten Erstaunen fand er die Thüre verschlossen.

Herr Emmerling konnte es nicht leiden, wenn Jemand sich einriegelte. „Wer keine Schelmenstreiche vorhat," meinte er, „der braucht keine Ueberraschung zu scheuen."

„Wer ist in dem Zimmer?„ rief er ärgerlich, indem er an der Klinge rüttelte.

Keine Antwort.

„Beate! Sind Sie's? So machen Sie doch auf!"

Alles still!

„Beate! Franz! Was soll das heißen? Aufgemacht, oder ich werde unangenehm!"

Mit diesen Worten stieß er so heftig wider das Getäfel, daß die Thür in allen Fugen zitterte.

Niemand öffnete.

Jetzt aber riß unserm Herrn Commerzienrath die Geduld.

„Es geschieht ein Unglück!" wetterte er so laut er konnte, „wenn Ihr nicht augenblicklich Eure unverschämten Witze laßt? Aufgemacht, sage ich, oder ich trete die Thür ein!"

Herr Emmerling hielt plötzlich inne. Es kam ihm der Gedanke, es könne hier irgend ein Verbrechen vorliegen. Wie sollten auch Franz oder Beate, die treuen Seelen auf die Idee fallen, ihren würdigen Herrn zu hänseln! Nein, es waren vielleicht Gauner, die es auf das Silberzeug in dem prächtigen Eichenschranke abgesehen hatte. . . Verwegene Einbrüche gehörten in Stralsund zu den ungewöhnlichsten Seltenheiten, aber was erlebt man nicht im neunzehnten Jahrhundert . . . Um so dringender schien es geboten, das Hauptpersonal zusammenzutrommeln . . . Was konnte die nächste Minute bringen!

„Franz! Beate!" rief der Commerzienrath in sichtlicher Seelenangst. „Um Gotteswillen, wo steckt Ihr denn! Diebe! Räuber! Mörder! Franz! Beate! Zu Hilfe!"

In diesem Augenblicke ertönte aus dem verschlossenen Zimmer ein gedämpftes Kichern.

Gleichzeitig kamen Franz und Beate die Treppe herauf.

„Was ist denn passirt?" rief der Diener mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens.

„Herrjeses, was haben Sie mich erschreckt, Herr Commerzienrath!" keuchte die Haushälterin, die noch ganz außer Athem war. „So hab' ich Sie ja seit dem Tode der seligen Frau Räthin nicht wieder gesehen! Was ist denn los?"

Der alte Herr gab in abgerissenen Phrasen die entsprechende Erklärung.

„Unmöglich!" sagte Franz im Tone der vollsten Ueberzeugung. „Sie müssen sich irren! Ich habe selbst vor fünf Minuten da drin die Teppiche gelegt . . ."

Mit diesen Worte ergriff er die Klinge. Die Thür leistete nicht den geringsten Widerstand. Glatt und geräuschlos drehte sie sich in den Angeln. Franz trat ein. Der Commerzienrath folgte und erblaßte: Das Zimmer war leer.

„Sehen Sie wohl!" rief der Bediente. „Sie haben sich getäuscht!" Der Commerzienrath fand im ersten Moment keine Silbe der Erwiderung. Mit glanzlosen Blicken starrte er vor sich hin. Erst nach etwa einer Minute kam er zur Besinnung.

„Bin ich bei gesunder Vernunft?" sagte er, indem er sich heftig auf die Stirne schlug, „oder träume ich? Es war Jemand in der Stube oder ich will nicht Emmerling heißen!"

Er erzählte den beiden Hausgenossen nochmals, was er erlebt hatte.

Beate hörte mit offenem Munde und in augenscheinlicher Erregtheit zu. Franz dagegen schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ich weiß auf's Bestimmteste," sagte er, „daß Niemand in's Haus gekommen ist. Ueberdieß, Herr Commerzienrath, sehen Sie gefälligst her. Die Fenster sind sämmtlich verriegelt . . ."

„Auch hier im Nebenzimmer?" stammelte der alte Herr.

Franz stieß eine Tapetenthür auf.

„Alles in Ordnung," sagte er.

„Vielleicht hier im Schranke . . .", bemerkte Herr Emmerling mit bebender Stimme.

Franz schritt auf den Schrank zu und öffnete.

„Nichts!" rief er. „Gestehen Sie selbst, Herr Commerzienrath, es ist absolut unmöglich, daß Sie etwas gehört haben. Was die Thür anbelangt, so begreife ich allerdings nicht . . Sie müssen sich sonderbar angestellt haben, nehmen Sie mir's nicht übel . . ."

Herr Emmerling ward fahl wie eine Leiche. Schwankenden Schrittes eilte er in's Erdgeschoß und warf sich in seinen Lehnsessel. Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und stöhnte so kläglich, daß Klaproob unter den Tisch kroch.

Beate war nicht minder niedergeschlagen. Wie alle Stralsunderinnen neigte sie zum Gespensterglauben, und überdieß hegte sie von ihrem Herrn eine so gewaltig hohe Meinung, daß sie einen Irrthum gerade für undenkbar hielt. Sie trug sich mit den düstersten Vorstellungen und schüttelte ein über's andere Mal das sorgenvolle, graue Haupt.

Der Commerzienrath aß keinen Bissen. Beate brachte nur zwei Löffel Suppe hinunter. Nur Franz verzehrte vier Flundern und ein Kalbscotlet.

Nach Tische erbat sich Herr Emmerling eine Tasse Kaffee. „Recht stark!" sagte er zu Beate. Hastig schlürfte er den Labetrunk, aber die gehoffte Wirkung blieb aus. Es ward dem armen Herrn immer ängstlicher und bänglicher. Sein Kinn schlotterte. Eiskalt lief es ihm über die Wirbelsäule.

„Der Herr Commerzienrath ist krank," sprach der Bediente; „ich werde den Doktor holen."

„Ach ja," versetzte Beate, „auch mir wird's gut thun, wenn ich ein Bischen medicinire... Ich habe Herzschlagen zum Zerspringen . . ." Franz ging. Der Doktor Lachs erschien nach Verlauf einer Stunde.

„Nun, wo fehlts?" fragte der Jünger Aeskulaps, indem er den Patienten durch's Lorgnon musterte. „Eine kleine Unverdaulichkeit! Wie? Was? Werde Ihnen zum Abführen eingeben . . ."

Der Commerzienrath erstattete Bericht.

Doktor Lachs wurde ernster.

„Wo waren Sie heute Vormittag?"

„Am Brunnen, wie gewöhnlich."

„Was haben Sie da zu sich genommen?"

„Nichts."

„Gar nichts? Besinnen Sie sich."

„Gar nichts, Doktor, ich versichere Sie."

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Ist Ihnen jemals in Ihrem Leben ein ähnlicher Fall passirt, wie der heutige?"

„Nie, Doktor."

Der Arzt überlegte dann einige Sekunden lang und erbat sich dann Feder und Papier.

Er verschrieb dem Patienten ein harmloses Pulver und verordnete eine gelinde Blutentziehung.

„Heute Abend gehen Sie hübsch zeitig zu Bett und lassen das Bier sein. Ihre Nerven sind etwas angegriffen; Sie bedürfen vor allen Dingen der Ruhe . . ."

Er wollte gehen. Beate vertrat ihm den Weg.

„Hier ist noch ein Patient," sagte sie mit schlecht erkünsteltem Lächeln.

„I, Fräulein Beate!" entgegnete der Doktor, „Sie, die Gesundheit selber! Was ist Ihnen denn in die Krone gefahren? Aber wahrhaftig, Sie sind ganz blaß . . . Wo fehlts denn? Eine kleine Unverdaulichkeit? Wie? Was? Ich werde Ihnen zum Abführen eingeben . . ."

Beate erröthete. Sie erzählte, wie auch ihr der Schrecken in die Glieder gefahren sei. Sie bat um etwas Niederschlagendes. Der Arzt willfahrte ihr und verabschiedete sich.

Es dauerte fünf, sechs Tage, bis Herr Emmerling und seine Hausgenossen sich wieder so leidlich erholt hatten. Allein mit ihrem körperlichen Wohlbefinden war die alte Gemüthsruhe nicht wieder zurückgekehrt. Der Commerzienrath blieb düster und nachdenklich. Er ging nicht mehr, wie sonst, allabendlich in die Ressource; er besuchte nur noch selten den Brunnen; ja er las kaum mehr die „Stralsunder Zeitung." Brütend brachte er die längste Zeit des Tages auf seinem Lehnsessel zu, die Hände über einander geschlagen, den Kopf rückwärts gebogen, die Augen geschlossen. Beate hatte ihre ganze frühere Elasticität verloren. Sie schien ihre häuslichen Arbeiten nur noch mechanisch zu besorgen. Stundenlang kam kein Wort über ihre Lippen.

Sie sowohl als ihr Gebieter empfanden vor dem Blauen Zimmer eine unerklärliche

Scheu. Herr Emmerling stellte seine Rundreisen ein und beauftragte Franz damit. Die Haushälterin war nach eingetretener Dunkelheit nicht zu bewegen, ohne die Begleitung des Dieners an der verhängnißvollen Thüre vorbeizugehen. Wenn sie bei Tag den Corridor passirte, so bekreuzigte sie sich.

„Lächerlich!" sagte Franz, „Ich bin jetzt zu jeder Tages- und Nachtzeit da drinnen gewesen und habe nie etwas Außergewöhnliches entdeckt. Der alte Herr hat geträumt oder uns einen Bären aufgebunden."

„Sagen Sie das nicht lieber Franz," entgegnete Beate. „Bei Gott sind alle Dinge möglich, das steht schon in der Bibel, und Sie machen sich einer argen Lästerung schuldig, wenn Sie so leichtfertig daran zweifeln."

„Lästerung hin, Lästerung her: Unsinn bleibt Unsinn und wenn ihr die Dummheiten nicht laßt, so schnappt ihr noch über. . . ."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Nach französischen Journalen soll man in Amerika eine neue Art Papier entdeckt haben, welches sich seiner Weichheit und Festigkeit wegen zur Anfertigung von Kleidungsstücken aller Art eignet. Der Preis solcher Kleidungsstücken muß natürlich sehr niedrig sein; für 5 Fr. soll sich ein Mann von Kopf bis zu Fuß in dieser equipiren können. Außer zu Garderobe-Gegenständen benutzt man dieses Papier auch zur Herstellung von Servietten, Tisch und Taschentüchern ꝛc. Für 10 Fr. soll man einen ganzen Wäschevorrath erhalten. Man wird nun fragen, ob diese Kleidungsstücke nicht durch den Regen leiden; und ß hat das Papier so viel Festigkeit und ist so präparirt, daß ungünstiges Wetter keinen nachtheiligen Einfluß darauf ausübt. Die Papierkleidung ist besonders für die ärmere Bevölkerung bestimmt. Uebrigens soll das Auge nicht im Stande sein, diese Kleidung von gewöhnlicher zu unterscheiden.

Eheschließung und Ehescheidung in Amerika.

In den vereinigten Staaten ist es jetzt Mode geworden, vor der öffentlich stattfindenden Vermählung bei geschlossenen Thüren mehrere „Proben" in der Kirche abzuhalten. Braut, Bräutigam und Brautführer üben sich dort feierlich „im Entrée, der Verbeugung, der Positur und der Promenade"; die Entfernung zwischen den einzelnen, an der Ceremonie theilnehmenden Personen wird auf Fuß und Zoll abgemessen; und die Schleppen der Damen werden in Position gebracht — kurz Alles geschieht, um bei der eigentlichen Trauung dieselbe Eleganz und dieselbe Exactheit beobachten zu können, wie bei einer wohleingeschulten Quadrille. Nur schade, daß man die Probe nur einmal verwerthen, nicht aber den Tanz gleich der Quadrille bei jeder Gelegenheit wiederholen kann, und man muß daher die rechte Bahn begrüßen, welche der gegenwärtig in New-York tagende Kongreß für Frauenemanzipation eingeschlagen hat, oder wenigstens eine „Fraktion" desselben unter Leitung der bekannten Mrs. Stanton. Genannte Dame erklärte ihre Ansicht dahin, daß es für die Männer ebenso unmöglich sei, die Sklaverei der Frauen in ihrem eigenen Haushalt zu verstehen, wie für die Sclavenhalter, die Lage ihrer schwarzen Arbeiter zu verstehen. Es müsse deshalb ein einförmiges nationales Gesetz geschaffen werden, welches eine Ehescheidung unter leichten Bedingungen ermögliche. Eine der Emanzipations-Zeitungen, „The Woman's Advocade," stellte sich hierbei treu auf Seiten der Mrs. Stanton und schlug für die Partei zu Gunsten der Frauen-Emanzipation das folgende Programm auf: „Der Heirathskontrakt werde auf ein bis drei Jahre je nach Wunsch der Kontrahenten, beschränkt."

Die Pariser haben ihre Rue d'Allemagne in eine Rue de revanche umgetauft. Auf die „Revanche für Sadowa," welche die Herren Franzosen im J. 1870/71 erhielten wird Ihnen wohl für einige Zeit die Lust vergehen, sich die Revanche für 1871 zu holen.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 34. Sonntag, den 19. März **1871.**

Das blaue Zimmer.

Eine geheimnißvolle Geschichte, erzählt von Ernst Eckstein.

(Schluß.)

. . . . Es war etwa sechs Wochen nach dem eben geschilderten Vorfall.

Der Commerzienrath saß wieder, wie gewöhnlich, in seinem Sorgenstuhl und athmete tief und athmete schwer und drehte einen Daumen um den andern.

Draußen lachte die Oktobersonne so golden, so herrlich, daß man hätte glauben sollen, sie müsse auch dem düstersten Grübler den Trübsinn aus der Seele küssen. Aber Herr Emmerling sah weder den blauen Himmel, noch die lieben, funkelnden Strahlen, die sich demanten gleich im glatten Spiegel des Meeres brachen. Er hatte es längst verlernt, sich an dem Glanze der Natur zu erquicken. Wie ein unheilvoller Schatten lagerte es auf seiner Stirn. Er schien, der Außenwelt entrückt, auf den Schwingen des Traumes allerlei finstere Schreckensbilder zu verfolgen.

Wie er so da sitzt, tritt Beate in's Zimmert. Sie erblickt den Commerzienrath und stößt einen Schrei aus, so grell, so wild, daß der alte Mann zitternd aus seinem Sessel emporfährt.

Mit einem zweiten grellen Schrei sinkt das Frauenzimmer auf das Sopha und bekommt einen Krampfanfall, daß der Commerzienrath meint, es ist aus mit ihr.

„Franz! Zu Hilfe! Zu Hilfe!" ruft Herr Emmerling mit halb erstickter Stimme.

Niemand antwortet.

So vergehen drei, vier peinvolle Minuten. Endlich kommt Beate wieder zu sich. Sie richtet ihre Blicke mit dem Ausdrucke eines unbeschreiblichen Entsetzens auf die grauen Augen des Commerzienrathes, der zu ihr herangeeilt ist und ihre eiskalte Hand erfaßt hat.

„Beate, um aller Heiligen willen, was ist geschehen," stammelt der arme Herr, „ich beschwöre Sie. . . !"

„O, Herr Commerzienrath, Herr Commerzienrath!" wimmerte die Haushälterin, das ist mein Tod!"

„Aber so reden Sie doch," stöhnte Herr Emmerling mit dumpfer Stimme.

„Droben . . . im Blauen Zimmer . . o Gott, o Gott! . . . ich gehe eben vorüber . . . die Thüre steht auf . . . sperrangelweit und drinnen . . . o, Herr Commerzienrath! Gott sei uns Sündern gnädig! — —"

Ein neuer Krampfanfall nahm ihr das Wort vom Munde.

„Weiter! . . . Reden Sie! Reden Sie!" ächzte der alte Herr, als Beate sich wieder erholt hatte.

„Und drinnen im Zimmer . . ." winselte das Frauenzimmer, „drinnen im Zimmer . . . am Schreibtische . . . da stehen Sie, Herr Commerzienrath, und nicken mir zu, und lachen und kichern, wie ein Besessener. ! ."

„Unsinn!" rief Herr Emmerling mit zuckender Lippe, während ihm die Zähne knechend zusammenschlugen.

„So war ich selig werden will!" schrie Beate; „ich habe Sie gesehen, so deutlich, wie ich Sie jetzt sehe . . . Erschreckt lief ich die Treppe hinunter . . . Das Lachen und Grinsen war so entsetzlich . . . Und nun finde ich Sie hier im Lehnstuhl. . . O, Gott der Gnade, geh' nicht mit uns in's Gericht!"

Sie war auf den Teppich gesunken und faltete jetzt verzweiflungsvoll die Hände. Eine unsägliche wahnsinnige Seelenangst sprach aus ihren verstörten, glasigen Blicken. Auf ihrer Stirn perlten die lichten Schweißtropfen.

Der Commerzienrath schlotterte an allen Gliedern. Seine Brust keuchte wie eine Säge . .

„Unmöglich, Beate!" tönte es von seinen aschfarbenen Lippen. „Sie haben sich getäuscht, Beate . . . Ich will selbst zusehen. . . Geben Sie mir meine Pistolen . . . und folgen Sie mir . . . !"

„Nicht für alle Schätze der Welt . . !"

„So wollen Sie mich allein dem Verderben überlassen!" stammelte Herr Emmerling in grabeshohlem Tone; gut's es sei!"

Er wankte zwei Schritte vorwärts.

„Halt, kreischte Beate, indem sie vom Boden emporschnellte . . . Geben Sie mir Ihre Hand . . . Ich will mit Ihnen sterben. . . Dort hängen die Waffen. . . Nehmen Sie die größere . . . Kommen Sie, die größere . . . Kommen Sie!"

Der Commerzienrath nahm eine Pistole von der Wand und spannte den Hahn. Dann ergriff er die Hand seiner Begleiterin. Sein Antlitz war farblos. Die Augen lagen blutunterlaufen vor ihren Höhlen. Der arme Mann taumelte wie ein Betrunkener. .

So klommen sie die Treppe hinan. Die Thür zum Blauen Zimmer stand offen. Beate wimmerte ein Stoßgebet . . .

Noch zwei Schritte, und sie mußten das ganze Gemach überblicken . . .

Beaten's Herz pochte wie mit Hammerschlägen. Der Commerzienrath hielt ihre Rechte so krampfhaft umspannt, daß er ihr fast die Finger zerbrach. . . . .

Der Moment war fürchterlich. Da stand er in der That, der entsetzliche Gast, den die Haushälterin gesehen hatte! Er trug den gewöhnlichen braunen Ueberzieher des Commerzienraths und hielt einen langen weißen Zettel in der Hand. Als er der beiden ansichtig wurde, nickte und grüßte er, wie zuvor, und deutete mit dem Zeigefinger auf seinen Papierstreifen.

Herr Emmerling stieß ein wildes Geheul aus. Dann ward er still als sei er versteinert. Beate kniete am Boden und bewegte lautlos die bebenden Lippen.

Plötzlich erhob der Commerzienrath die Pistole und richtete die Mündung nach der Decke. Die Gestalt im Blauen Zimmer nickte noch widerlicher und grauenhafter als bisher.

„Wenn Du da bist, muß ich fort!" schrie der alte Herr mit furchtbarer mark und beindurchdringender Stimme.

In demselben Augenblicke krachte ein Schuß. Der Commerzienrath lag auf der Diele. Er hatte sich den Kopf zerschmettert.

„Himmel und Hölle!" rief es jetzt von der Treppe her . . . „Das ist entsetzlich! Herr Commerzienrath, was machen Sie!"

Es war Franz, der leider zu spät kam, um die verzweifelte That zu hindern.

Er schrie um Hilfe. Die herbeigeeilten Nachbarn trugen den blutenden Greis in's Erdgeschoß und betteten ihn auf den Divan. Er röchelte noch. Die Kugel war über dem linken Auge eingedrungen. Das Hirn hing klaffend aus der Wunde.

Als die Sonne hinter dem Horizont gesunken war, hatte er ausgelitten. . . . .

. . . Beate war mehr todt als lebendig. Sie verfiel in ein hitziges Fieber. Acht Tage lang schwebte sie in Lebensgefahr. Sie genas nur langsam. Erst nach vielen Wochen erfuhr man aus ihrem Munde was sich zugetragen. Sie starb vier Jahre später im Irrenhause.*)

Das Wort des Vaters.

Erzählung von Wilhelm Müller.

„Mutter," rief der alte Stammer seiner Frau zu, als eben sein Sohn Martin das

*) Es bedarf wohl kaum der ausdrücklichen Hervorhebung, daß wir durch die Mittheilung dieses Vorfalls in keiner Weise dem Aberglauben Vorschub zu leisten gedenken. Die Sache beruht auf der unter dem Namen der Hallucination bekannten Krankheitserscheinung.

Zimmer verlassen hatte, „sage mir, was fehlt dem Burschen, läßt er doch den Kopf hängen bis auf die Schuhsohlen und macht ein Gesicht, mit dem man das Bier im Kruge in Essig verwandeln könnte."

„Es mag ihm wohl etwas fehlen," entgegnete die Mutter mit unsicherer Stimme.

„Fehlen?" wiederholte der Alte, „läßt ihn die Mutter hungern und dursten; kleidet ihn der Vater nicht so sauber, wie es ein junger Bursche in seinen Jahren nur immer wünschen kann?"

„Das meine ich nicht, lieber Alter," wandte die Mutter abermals ein, „ich wollte nur damit sagen: unser Martin ist vielleicht krank."

„Krank!" lachte der Vater, „der Bursche sieht aus, als könnte er Bäume aus der Erde reißen."

Die Mutter war aufgestanden und näherte sich besorgt und etwas scheu ihrem Manne: „Alter," flüsterte sie mit weicher Stimme, „wenn du mich ruhig anhören und nicht gleich nach deiner Art wild auffahren willst, so will ich dir wohl vertrauen, was ich schon längst fürchte: Es ist mit unserm Martin nicht richtig!"

„Nicht richtig!" rief der Vater erschreckt und ließ den Bierkrug, den er eben zum Munde führen wollte, wieder sinken, „Herr Gott, du glaubst, mein Junge sei nicht recht bei Sinnen?"

„Du verstehst mich wieder nicht," rief die Mutter etwas ungeduldig, „ich meine, er hat sich vielleicht etwas Liebes ausgesucht."

„Etwas Liebes," fuhr der Vater empor, „er soll ja Peter Zarbac's Tochter heirathen."

„Eben deßhalb," fiel die Mutter wieder ein, „glaub' ich, daß er so trübe und in sich gesenkt ist, ein Mädchen, das er nie gesehen hat."

„Maria ist gut und brav wie ihr Vater und schön wie einst ihre Mutter," rief der Alte in steigender Erregung.

„Ich glaub' es," stimmte die Mutter bei, „aber ich fürchte, er trägt eine Andere in seinem Herzen."

„Ohne des Vaters Wissen und Willen?" polterte Stammer.

„Alter, sei nicht ungerecht," flehte die Mutter, „denk' an deine eigene Jugend. Wie viele reiche Mädchen hättest du heimführen können nach deiner Eltern Wunsche; da warfst du aber die Augen auf die Aermste im ganzen Orte."

Der Alte war aufgestanden, faßte die Hände seiner Frau und sprach mit einer seltsamen Mischung von Liebe und Unwillen: „Alte, da lügst du mir ja gerade in's Angesicht. Das Mädchen, das ich freite, war reich, denn sie hatte ein reines Herz, ein frommes gottgefälliges Gemüth und hat mich bis zur Stunde unaussprechlich glücklich gemacht."

Die Frau lehnte das Haupt an ihres Mannes Brust und stammelte unter mühsam zurückgehaltenen Thränen: „Wenn das wahr ist, wenn ich meine Pflicht erfüllt habe und du es nicht bereust, die arme Anna in dein Besitzthum eingeführt zu haben, so erfülle nun auch meine Bitte; richte dein Kind nicht vorschnell, sei nicht zu hart mit deinem Sohne."

Der Alte streichelte die Wangen seiner Frau, trocknete ihre Thränen und sprach: „Mutter, glaubst du denn wirklich, daß ich den Martin minder als du liebe? Meine Kehle mag rauh sein, mein Herz ist es nicht; der Martin ist brav, er muß es sein, denn du hast ihn mir geboren und so hoff' ich zu Gott, es wird sich noch alles zum Guten wenden." — —

Der alte Stammer ging mehrere Mal im Zimmer umher; blieb oft sinnend stehen, stellte, augenscheinlich, ohne es selbst zu wissen, den Bierkrug und das ungenossene Frühstücke in den Schrank zurück, blieb dann abermals in tiefes Sinnen versenkt vor den Heiligenbildern stehen; wandte sich hierauf rasch zu seiner Frau und fragte: „Weißt du, wen Martin liebt?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete die Mutter.

Stammer blickte zweifelnd zu seiner Frau empor.

„Ich weiß es gar nicht," betheuerte diese. „Anton, du wirst doch nicht glauben, daß ich dich in dieser Stunde täuschen und ein solches Geheimniß dir verbergen würde. Daß ich

nicht weiß, wen er liebt, nicht einmal mit Gewißheit weiß, welch' einen Schmerz er in seinem Busen trägt, das beunruhigt mich. Er ist erst so sonderbar und verändert, seit er über die Berge in das Tyrolerland stieg. Ich habe es lange, weit früher als du bemerkt, dahin ist sein Frohsinn, dahin seine Lebenslust; er ist wohl noch gut und gehorsam, aber er thut alles ohne Heiterkeit und ohne rechte Lebensfreude, und wenn er sich allein glaubt, so senkt er den Kopf und seufzt tief."

„Aber Alte," rief Stammer ungeduldig, „das Alles beweist ja doch nicht, daß der Bursche verliebt ist."

„Anton," antwortete die Frau mit leisem Lächeln, „du machtest es ja eben so, als ich meiner Armuth wegen deinen Bewerbungen auswich."

„So?" erwiederte der Alte und rieb sich die Stirne, „hab' ich es auch so gemacht? Nun, dann schlägt der Bursche wenigstens nicht aus der Art. Aber," setzte er wieder ernst hinzu, „leicht ist die Jugend zu täuschen; wenn es eine Unwürdige ist, in welche sich Martin vergafft hat, wird er von seiner Leidenschaft bald genesen und sich seiner Thorheit schämen."

„Aber, wenn sie seiner werth, wenn sie gut und fromm ist?" fragte die Mutter.

„Es wäre ein schweres Unglück," rief der Alte, „ich würde meinen Sohn unglücklich sehen, ohne ihm helfen zu können. Hätt' ich das Versprechen einem Lebenden gegeben, ich würde es um meines Sohnes Glück lösen, und wenn ich die Hälfte meines Vermögens dafür opfern sollte. Aber ich gab es einem Sterbenden, der dadurch beruhigt, sanft zu Gott entschlummerte, einem seltenen Freunde, der mir mehr als Bruder war, der — du weißt es ja — mit seinem Blute mir das Leben rettete."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine merkwürdige Taufe wurde kürzlich in Peoria im Staate Illinois vollzogen. Vor 5 Jahren erhielt dort eine neugebaute Straße den Namen „Turteltaubenstraße," weil nicht weniger als 15 junge Ehepaare sich auf einmal daselbst niedergelassen. Jetzt ist nun laut Gemeindebeschluß der Name in „Xantippen-Straße" umgeändert worden.

Nichts umsonst.

Ein ausgezeichneter Humorist ordnete auf seinem Sterbelager an, daß keiner seiner Freunde zu seinem Begräbniß eingeladen werden solle: — Denn, sagte er, das wäre eine Höflichkeit, die ich nicht zu erwidern vermag.

Komm ich da heute in mein Zimmer, da hat sich der Kerl mein Kammerdiener lang auf das Sopha gestreckt. Ich glaube gar, der Kerl bildet sich ein, er ist der Fürst Rumidoski! — „O dumm genug ist der Kerl dazu, Durchlaucht."

N. N. wird aufgefordert, mit im *schen Lokal zu frühstücken. Er lehnt ab. Warum denn nicht? — „Erstens frühstücke ich nie; und zweitens habe ich erst eben gefrühstückt."

Charade.

Die vier ersten Zeichen.

Wie der farbige Duft sich um die Sonne legt,
Wie den thauenden Mond dunkles Gewölk umzieht,
Hüll' den Schimmer ich jetzt der Schönheit,
Jetzt die Thränen der Trauer ein.

Die drei letzten und das Ganze.

Deutest du recht, so nennen wir drei zusammen ein Mädchen;
Eine ferne Provinz deutet das Ganze dir an.

Auflösung des Räthsels in Nr. 32 des Unterhaltungsblattes: „Kalender."

Auflösung des Scherzräthsels in Nr. 32 des Unterhaltungsblattes: Gericht.

Auflösung der Scherzfrage in Nr. 32 des Unterhaltungsblattes: Erbswurst.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 35. Dienstag, den 21. März 1871.

Das Wort des Vaters.

Erzählung von Wilhelm Müller.

(Fortsetzung.)

„O, wie könnte ich jemals vergessen," rief die Frau eifrig, „daß Peter es war, dem ich dein Leben danke. Es war die furchtbarste Prüfung, welche Gott mir auferleget; — manchmal in bösen Träumen kehrt mir jene Angstzeit zurück und quält und foltert mich wie damals. Es war ein kühler, freundlicher Herbsttag, der Morgen war licht und hell, du warst in die Berge gestiegen und hattest mir versprochen, noch vor Abend zurückzukehren; aber nach wenigen Minuten bewölkte sich der Himmel und der fürchterlichste Sturm brach los, von den Bergen stäubten die Schneemassen nieder; der Tag ward zur Nacht; Menschen und Vieh kehrten heim, denn Niemand vermochte in dem Wetter auszudauern. Da kam die Angst über mich, bei jedem Schrillen des Sturmes rief es in mir, es sind die Todesseufzer deines Anton, die jene Laute überschreien. Ich lag vor dem Gnadenbild und betete zu Gott für dein Leben. Martin's Wimmern schreckte mich von meiner Andacht auf; ich trat zu der Wiege, das Kind weinte schmerzliche Thränen im Schlafe, und wieder rief es in mir: die Waise weint um ihren Vater, der in diesem Augenblicke das Leben endet. Es wurde Abend, es wurde Nacht; draußen stürmte es fort und fort wie Welten Untergang; die Nachbarn die Freunde kamen zu mir; sie wollten mich trösten mit Hoffnungen, an welche sie selbst nicht glaubten. Ich verstand ihre Worte nicht, denn meine Angst steigerte sich von Stunde zu Stunde, von Augenblick zu Augenblick. Da trat Peter in's Zimmer; er war abwesend gewesen und eben erst zurückgekehrt. Seine Kleider trieften von Regen und Schneeschlossen, seine Haare hingen wild um die bleichen Wangen; an ihm der nur in der Ebene gewesen, sah ich, was dich bedrohte. Als er vernahm, was geschehen, war er sogleich bereit, dich aufzusuchen. Ohne Rast, ohne Erholung in der finstern Nacht wollte er sogleich in die Berge. Alle suchten ihn zurückzuhalten; mehrere riefen ihm zu: Es ist zu spät, du wagst vergebens dein Leben, Anton ist doch nicht mehr zu retten. O nimmer und nimmer werde ich diesen Ausruf, der mir mehr als das schrecklichste Todesurtheil war, vergessen. Es wäre wohl verzeihlich gewesen, wenn Peter durch solche Warnung sich hätte abhalten lassen von der gefahrvollen Wanderung. Aber er that es nicht; ich steh' allein auf der Welt, sprach er, habe Niemand als diesen Freund, und will nicht, daß Jene einst ihren Mann, das Kind in der Wiege einst seinen Vater von mir fordere. Mit Gott will ich es wagen. Und der Biedere schüttelte mir die Hand, küßte den Knaben und ging von dannen. Niemand begleitete ihn, als sein treuer Hund. Die Nacht verging, der Morgen brach an; als die Sonne höher stieg, legte sich des Sturmes Wüthen; mir gab der wiedergekehrte Frieden der Natur keine Beruhigung. Es ist zu spät, rief es in mir, Anton lebt nicht mehr und auch sein Freund kehrt nicht wieder. Die Nachbarn und Freunde gingen an die Arbeit, um das wiederherzu-

stellen, was der Sturm im Felde, im Garten und an der Behausung beschädigt hatte. Ich blieb nun allein, allein, mit meiner namenlosen Angst. Meine Hände waren wund gerungen, mein Auge hatte keine Thränen, mein Mund keine Klage mehr. So schlich der Mittag heran und es war mir, als hätte ich schon lange Jahre in meinem Jammer verlebt. Da lärmte es draußen vor dem Hause: ich hörte Menschenstimmen dort laut gegen einander reden; ich wollte mich empor raffen, ich vermochte es nicht und sank wieder an der Wiege des Kindes nieder. Es öffnete sich die Thür; Peter wankte ins Zimmer und brach bewußtlos vor meinen Füßen zusammen.

„Eiskalt zuckte es durch mein Herz, der letzte Schimmer der Hoffnung entschwand: Peter war allein, er hatte dich nicht retten können! Da aber trugen die Nachbarn dich herbei; du warst bleich, aber dein Auge blickte doch auf mich nieder, dein Mund lächelte mich freundlich an. Ach, Gott mag es mir vergeben, daß ich in der ersten Freude deines Retters vergaß, daß ich nicht sah, wie er hilflos am Boden aus mehreren Wunden blutete und wie Niemand helfend um ihn weilte als sein treuer Hund. Wie viel hat er für dich gethan, wie viel gelitten, wie viel gewagt. Du warst in eine Bergschlucht gestürzt, sein treuer Hund fand deine Spur; der grause Tod gähnte ihm aus dem Abgrund entgegen; er achtete dessen nicht und stieg zu dir nieder. Aber als er unten war, fand er dich bewußtlos von dem furchtbaren Sturze zwar gelang es ihm dich wieder in's Leben zurückzurufen, aber Du warst zu schwach um mit ihm empor zu steigen; da nahm er dich auf seine Schultern; achtete es nicht daß er mit jedem Schritte sein Leben wagte, achtete es nicht, daß die scharfen Felsenspitzen, an denen er sich emporringen mußte, ihn tief verletzten, mit seinem Blute erkaufte er dein Leben, und ob auch seine Kräfte schwanden, seine Kniee brachen, sein Gottvertrauen schwand nicht, sein Muth brach nicht, und so wurde er dein Retter. O welch ein undankbares Geschöpf wäre ich, wenn ich das jemals vergessen könnte, aber — laß mich offen und wahr sein, und dir alles bekennen, was mein Herz bedrückt — ich glaube doch nicht, daß du mit jenem Versprechen, welches du deinem Lebensretter gabst, recht gethan hast. Das Glück zweier Menschen steht dabei auf dem Spiele, bedenke das wohl! Sieh, als den braven Peter sein unruhiger Geist in die Fremde trieb, als er in der Fremde ein Weib nahm, ihr zu Liebe sein Vaterland opferte und seiner Heimath entsagte, da that es uns beiden weh, daß den braven deutschen Mann nicht ein deutsches Weib beglückt hatte. Du selbst gestandest, als des Freundes schwere Krankheit dich zu ihm rief und der Gute in deinen Armen starb, seine Frau Margaritta sei wohl schön, aber zu fein und hochgebildet für uns schlichte, einfältige Leute."

„Laß uns den Todten nicht unrecht thun," bat Stammer, „sie ruhen in Frieden, denn auch sie war ein braves Weib und so wird es auch ihre Tochter werden."

„Ich glaube es," entgegnete die Frau mit sinkender Stimme, „aber wenn sie sich nicht heimisch fühlen sollte in unserm Hause, wenn unsere schlichte Lebensweise, unser einfältiger Sinn ihr nicht genügen, wenn sie sich gar unser schämen sollte; ach, Anton, das würde mir recht wehe thun, aber unglücklich, sehr unglücklich würde es mich machen, wenn ich sehen müßte, daß die Schwiegertochter kein Herz für mein Kind hätte."

„Mutter, Mutter!" rief Stammer im höchsten Grade beunruhigt, „was siehst du für schwarze Ding! Ich will mit meinem Sohne reden," setzte er rasch hinzu, „er soll mir sein seltsames Benehmen erklären. Ist deine Furcht gegründet, liebt er eine Andere, dann will ich ihm sagen, was Mariens Vater einst für mich gethan und, ich weiß es, Mutter, du hast mir einen guten Sohn geboren, Martin wird nicht anstehen, des Vaters Schuld zu lösen, selbst wenn das Opfer ihm schwer werden sollte."

„Aber," fiel die Mutter besorgt ein, „wenn nun auch Maria nichts für Martin fühlt?"

„Von ihr," rief Stammer, „darf ich kein Opfer fordern! Ist es so; fühlt auch sie für meinen Sohn nichts, so mag sie mein halbes, so mag sie mein ganzes Vermögen nehmen, damit ich das Wort halte, das ich

dem Sterbenden gab, seine Tochter glücklich zu machen."

Er ging rasch von dannen; die Mutter blieb allein in bangen Sorgen zurück.

Es war wohl so wie die Mutter befürchtet hatte. Mit leichtem Herzen und fröhlichem Jugendmuth war Martin in das Tyrolerland gewandert, aber er kehrte nicht wieder so zurück. Die Handlungsgeschäfte waren mit den ehrlichen Tyrolern bald berichtigt; von hier sollte er zum ersten Mal das angrenzende Italien betreten. Welcher Jüngling sehnt sich nicht, dieses Land zu sehen? Es ist der heilige Wallfahrtort, nach dem ihn seine Träume und seines Herzens Wünsche rufen. So erging es auch Martin; doch fand er im welschen Lande nicht das, was er erwartet hatte; die Schöpfung Gottes erschien ihm hier herrlicher und schöner, als in der Heimath; aber die Menschen waren anders geworden; das einfache rechtliche Wort und der rechtliche Handschlag hatten hier keinen Werth mehr, und an die Stelle der deutschen Redlichkeit war der dreiste Trug getreten. Ungleich schwerer als im nachbarlichen Tyrol wurde es ihm hier des Vaters Geschäfte und Aufträge zu berichtigen, denn immerdar wurde sein offener und gerader Sinn böslich getäuscht.

Endlich nach vielen Mühen war Alles abgethan; Martin begann die Rückreise und wollte nur noch eine Forderung einziehen, deren Abzahlung ihm der Schuldner zu dieser Zeit versprochen hatte. An einem Morgen traf er mit einem Zuge Wallfahrer zusammen, die vereint einem Gnadenbilde zuwanderten. Martins Weg führte nah an demselben vorbei, und so schoß er sich den Andächtigen an. Der Zug wurde immer größer, denn aus den nahegelegenen Dörfern und Flecken gesellten sich immer neue Pilger hinzu; manche derselben schienen recht fromm und andächtig, andere dagegen lachten, lärmten und trieben Spott und Hohn. So rief ein junger Engländer einem andern mit wüstem Lachen zu, in dem er mit den Fingern auf eine Pilgerin wies, die vor einem Christusbilde am Wege betete! „Sieh nur, da kniet das Marmorbild schon wieder!"

Martin wandte seine Augen zu der Verhöhnten; eben erhob sich diese von ihrer Andacht; es war eine schöne herrliche Gestalt; sie war nur einfach gekleidet, aber das ärmliche Gewand verunzierte dennoch die jungfräulichen Reize ihres Körpers nicht; ihr Gesicht war minder gebräunt als das der Italienerinnen niederen Standes; das Auge war nicht so heiß und glühend, wie es sonst dort in jenem Lande das verborgene Feuer wilder Leidenschaften verräth; dieses Alles, sowie das schöne lichtbraune Haar schien beinahe anzuzeigen, daß sie keine geborene Italienerin sei.

Unwillkührlich hatte sich Martin der schönen Jungfrau genaht; schüchtern versuchte er mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen. Aber da färbte sich dunkler ihre Wange; das Auge ward eine sengende Sonne, mit den unzweideutigsten Zeichen einer tiefen Verachtung, ihn kaum einer Antwort würdigend, wandte sie sich ab von ihm.

Verletzt durch diese unverdiente Geringschätzung zog er sich von der Fremden zurück. Wohl beachtete er sie noch aus der Ferne; sie wandelte immer allein und schien jede Annäherung, jede Theilnahme mit Stolz zurückzuweisen. In dem wüsten Gedränge, welches um das Gnadenbild herrschte, entschwand sie Martins Blicken.

Der Schuldner hatte das versprochene Geld noch immer nicht beisammen; er suchte neue Ausflüchte und verschob die Zahlung von einem Tage zum andern. Der Ort war klein und ärmlich; der Gasthof in welchem Martin wohnte, schlecht. Dieß alles machte der Jüngling, wenn er sich zwischen den engen, schmutzigen Räumen unbehaglich fühlte, oft weite Ausflüge in die Umgebung. Der wüste Lärm der Reisenden im Wirthshause trieb ihn eines Abends abermals in's Freie; draußen in der freien Natur war es so still und ruhig, als es in dem Orte selbst geräuschvoll und lärmend war; das that ihm wohl; der laue Abendwind trieb ihm die fernen Blüthendüfte entgegen, und am Himmel traten immer lichter immer heller die Sterne der Nacht empor. Er wandelte sorglos weiter; was hatte er zu fürchten? sein treuer Gefährte, sein Jagdrohr, hing über seiner Schulter. Da war es ihm,

als ob die friedliche Stille, welche um ihn weilte, durch Gesang unterbrochen würde. Er lauschte; die Töne wallten nur manchmal, wie aus weiter Ferne zu ihm empor. Abseits vom Wege, zwischen grünenden Bäumen versteckt und verborgen, lag ein kleines, unscheinbares Häuschen. Von dort her schienen die Töne zu kommen; neugierig wich er von der Landstraße ab und nahte sich jenem Hause. Schon war er demselben nahe und glaubte sich geirrt zu haben, denn kein Gesang ließ sich mehr hören, und stille und lautlos blieb es um ihn her. Da blieb er plötzlich wie gebannt stehen; durch das Gezweige der Bäume und Büsche erblickte er den steinernen Vorbau eines Brunnens, der seiner Alterthümlichkeit nach wohl noch aus der fernen Vorzeit stammen mochte; an demselben saß eine weibliche Gestalt, das gesenkte Haupt an das Gemäuer gelehnt, so daß er ihr Antlitz nicht sehen konnte; jetzt aber wandte sie den Kopf und er erkannte jene Pilgerin, die ihn vor einigen Tagen so schnöde und feindselig behandelt hatte. Des Mondes goldenes Licht brach so eben durch der Zweige Grün, und von seinen Strahlen beleuchtet erschienen die Züge der Jungfrau wie verklärt; die Wange war wohl bleich wie damals, als er sie zum ersten Male erblickte, aber die schöne Stirn war nicht mehr von finsterem Unwillen beschattet, ja, es war dem Lauscher, als ob in ihren Wimpern eine Thräne zittere.

Sie öffnete die Lippen und begann Anfangs nur ganz leise, aber, wie von ihren Gefühlen und dem Inhalte des Liedes fortgerissen, immer lauter zu singen. Nicht der weiche, seelenvolle Gesang war es, der Martin so tief ergriff, es war die Sprache, es waren der Heimath Töne, welche er hier vernahm. Die Jungfrau sang mit schmerzlicher Trauer jenes bekannte Grablied:

Das Grab ist tief und stille
Und schauderreich sein Rand,
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinem Schooß;
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlassne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waise Klagen dringen
Nicht in den tiefen Grund.

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh.
Nur durch die dunkle Pforte
Eilt man der Heimath zu.

Das arme Herz hienieden,
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur wo es nicht mehr schlägt.

Seltsam ergriff ihn der Inhalt des Liedes, aber noch mehr der Vortrag desselben; die letzten Zeilen schienen wieder in der Brust der Sängerin zu ersterben und es waren nur einzelne Schmerztöne, welche sie hervorhauchte.

Zu überraschend und zu heilig war dem Jüngling dieses Ereigniß, als daß er die Jungfrau hätte stören können in ihrer einsamen Trauer. Wohl hätte er noch länger gelauscht; aber in dem nahen Hause schlug ein Hund an und so eilte er wie ein gescheuchter Verbrecher schnell von dannen. (Forts. f.)

Mannigfaltiges.

Die deutschen Soldaten

in dem Napoleonspark in St. Cloud dachten, wenn man keinen Spaß hat, so macht man sich einen, und putzten die vielen Bildsäulen, Männlein und Fräulein, an, die ohnehin sehr froren. Der Venus gaben sie ein Chassepot in die Hand, dem Jupiter zogen sie Pantoffeln und der Juno ein Halstüchlein an. Amor und Psyche, die wie ein Liebespärchen immer beisammen stehen, putzten sie am schönsten aus. Der Psyche setzten sie ein Häubchen auf, gaben ihr ein Körbchen in den Arm und umhüllten ihre nackten Glieder bei der damaligen Kälte mit einem züchtigen Röckchen; Herr Amor bekam einen etwas mitgenommenen Cylinderhut auf den Kopf, allerlei reputirliche Kleider auf den Leib, also daß die lieblichen Götter aussahen wie ein zu Markte gehendes Ehepaar.

Druck und Verlag von J. K. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 36. Donnerstag, den 23. März **1871.**

Das Wort des Vaters.

Erzählung von Wilhelm Müller.

(Fortsetzung.)

Die Fremde erschien dem Jüngling wie ein räthselhaftes Doppelwesen; als er sie auf der Wallfahrt ansprach, antwortete sie ihm in dem reinsten Italienisch; nach ihrem Gesange, der wohl mehr als das Gebet eines bedrängten Herzens war, schien sie eine Deutsche zu sein. Untheilnehmend, stolz und kalt erschien sie damals, so daß sie fast die Benennung der Spötter: „das Marmorbild" verdiente; hier an dem einsamen Brunnen waren ihre Züge sanft und milde. Mit ihrem Bilde im Herzen war Martin nach dem Flecken zurückgekehrt; nahe vor dem Thore lag der Friedhof. In dieser Stimmung, mochte er noch nicht in das geräuschvolle Wirthshaus zurückkehren, er betrat daher die Stätte der Ruhenden. Wer weilt gern zur nächtlichen Stunde in der Nähe der Todten? So war der Friedhof einsam und von Lebenden verlassen; Martin wandelte zwischen den Gräbern umher, die zwiefach ein traurig's Bild der Vergänglichkeit darstellten, denn die meisten waren verfallen und eingestürzt; hier und da raschelte wohl noch ein längst verdorrter Kranz an einem gesenkten Kreuz und verrieth nur, daß die Trauer um den Todten längst geendet hatte. Ach, so lange das Herz noch lebenswarm und kräftig in der Brust schlägt, hat der Mensch ein gar kurzes Gedächtniß für diejenigen, die in der Erde schlummern. Nur ein Grab fand er mit sorgfältig gepflegten Blumen bedeckt; hier waltete noch die Hand der Liebe; dieser Todte war noch nicht dem Herzen seiner Lieben gestorben; das rührte den Jüngling in seiner weichen Stimmung mächtig; er setzte sich zu dem Grabe nieder; er richtete die Blüthen empor, welche die Hitze des Tages gesenkt hatte, er lichtete das emporkeimende Unkraut und freute sich des schönen Blumenteppichs, der den Schläfer dort unten deckte. „Was machst du da?" fragte plötzlich eine sanfte Stimme. Martin wandte das Antlitz; die sonderbare Fremde stand vor ihm; sie war so hold und schön, ihre Züge so sanft und milde; dennoch schreckte Martin, überrascht von der Erscheinung, zurück und vermochte nur verlegen in deutscher Sprache zu stammeln: „Ich richtete nur die Blumen empor, welche Sturm und Wind gebeugt haben und reinigte das Grab von dem wuchernden Unkraut." — „Ich danke dir," sprach die Jungfrau freundlich, indem sie einen Wasserkrug von ihrem Haupte hob und die Blumen zu begießen begann, „es ist das Grab meiner Mutter," fügte sie mit bebenden Lauten hinzu, „für welche du so freundliche Theilnahme zeigst." Sie blickte noch einmal zu Martin empor und fragte dann: „Du bist ein Deutscher?"

Martin bejahte die Frage; sie flüsterte betroffen und verlegen: „dann bist du wohl auch nicht derjenige, der auf dem Wege zu dem Gnadenbilde mich und mein Gebet verspottete?"

„O, wie könnte ich das," rief Martin eifrig, „welcher gute Mensch vermag der frommen Erhebung eines andern zu spotten.

Jener, der solches that, war ein Italiener, der unfern von mir stand."

„Vergieb mir," flüsterte die Jungfrau noch immer verlegen; sie reichte dem Jüngling beide Hände mit traulicher Selbstanklage dar: „Ich habe dir unrecht gethan und dich schnöde von mir gewiesen, da du dich mir nahtest, weil ich wähnte, du seist jener Spötter gewesen, der meine Andacht störte, als ich vor dem Bilde des Erlösers für die entschlafene Mutter betete."

Martin hegte keinen Groll, wohl aber den Keim eines ganz andern Gefühles für die Jungfrau in seinem Herzen. Als die Grabesblüthen getränkt waren, saßen beide am Fuße des kleinen Hügels beisammen; die Jungfrau vertraute ihm, daß ihr Vater ein Deutscher gewesen, die Mutter aber eine Italienerin, und daß sie nun eine Waise, völlig einsam und verlassen in dem kleinen Häuschen am Waldbrunnen lebe. Auch Martin erzählte ihr von seinem Vaterlande, seinen Eltern, seinen Reisen. Wie schuldlose Kinder koseten sie mit einander und kehrten erst heim, als der Abendstern zum Morgenstern geworden war. —

Der böse Schuldner zahlte noch immer nicht; Martin zürnte ihm deßhalb nicht mehr, sondern gab ihm von einem Tage zum andern Frist. Selten war er daheim in dem schmutzigen Wirthshause. Am frühen Morgen warf er schon Reisetasche und Flinte über die Schulter und wanderte dem kleinen Häuschen zu. Am Brunnen harrte seiner bereits die Jungfrau; dort saßen beide in unbefangener Traulichkeit zusammen wie zärtliche Geschwister, denn beide waren sich wohl nicht ihrer eignen Gefühle bewußt. Sonderbar war es indessen, daß die Jungfrau bei aller Offenheit, mit welcher sie dem Jünglinge alle ihre kleinen Freuden und Sorgen mittheilte, es dennoch ängstlich vermied, von ihrer Vergangenheit, von ihrer Zukunft zu reden. Sie lebte völlig einsam, ohne Umgang; Niemand aus der Umgegend kam zu ihr; Niemand im Flecken schien sie zu kennen, oder von ihr gekannt zu sein. Ihr einziger Gefährte, der Hüter und Bewahrer des Hauses, wenn sie zuweilen entfernt war oder auf dem Grabe ihrer Mutter betete, war ein alter, lebensmüder, fast erblindeter Hund. Ihre Unerfahrenheit mit dem Treiben der Welt ließ sie nicht einmal ahnen, welchen Gefahren sie bei diesem einsamen, unbeschützten Leben ausgesetzt war. —

Plötzlich, unerwartet, zahlte der lässige Schuldner; erst jetzt, als Martin das Geld, in der bebenden Hand hielt, als ihn die Pflicht heimrief, ward er sich klar seiner Gefühle bewußt. Er eilte sogleich zu der Geliebten, sie saß bereits am Brunnen, das treue Thür zu ihren Füßen gekauert, seiner harrend. Der Wasserkrug war beinahe gefüllt, denn sie hatten miteinander verabredet, heute das Grab der Mutter wieder zu besuchen. Als sie Martin gewahrte, erschrack sie vor seinem Aussehen, und fragte bangend: „Ist dir ein Unglück geschehen?" Er gestand ihr, daß die Schuld getilgt, und er nun heimkehren müsse in der Eltern Haus. Schweigend horchte sie seinen Worten, eine heiße Thräne rann über ihre erbleichende Wange und sie flüsterte im tiefsten Schmerze: „Ich sah sie nahen die böse Stunde."

Wohl wußte Martin, daß seine Eltern andere Absichten mit ihm hatten, aber er kannte auch ihre zärtliche Liebe, und wie innig sie es wünschten, ihn glücklich zu sehen. Ueberwältigt von seinen Gefühlen, gestand er der Jungfrau seine Liebe und bot ihr den Ring der Treue. Die Hände in den Schooß gesenkt, lauschte sie seinem Bekenntniß und seinen Worten; aber endlich als er schwieg und einer freundlichen Antwort entgegen harrte, überflog ihre Wange Todtenblässe und sie stammelte dumpf: „Ich bin das Eigenthum eines Andern."

Diese Entgegnung, diesen Aufschluß hatte Martin nicht erwartet! auch von seinem Antlitz floh die Lebensröthe und da er sah, wie die Geliebte in tiefem Schmerze rang, flehte er: „Gieb mir Vertrauen, wer ist derjenige, dem du angehörst?" —

„Morgen, morgen," entgegnete die Jungfrau, mit gebrochener Stimme; mühsam richtete sie sich empor und wankte ihrer Wohnung zu; er wollte ihr folgen, aber sie machte ihm mit der Hand ein abwehrendes Zeichen und wiederholte nur dumpf und tonlos: „Morgen, morgen, zu dieser Stunde."

Da er aber am andern Tage wiederkehrte,

fand er sie nicht am Brunnen; einige Zeit harrte er ihrer vergebens; endlich trieb ihn die beängstigende Unruhe, sie in ihrer Wohnung aufzusuchen. Vor der Thüre lag der alte Hund und kroch ihm wimmernd entgegen; und da Martin das kleine Gemach betrat, fand er dasselbe leer; jede Spur eines Bewohners war entschwunden, nur auf dem Fenster lag ein kleiner Zettel mit den Worten beschrieben:

„Lebe wohl, ewig wohl; wir sehen uns nimmer wieder."

Die letzte schwankende Hoffnung und mit ihr sein Lebensglück vernichtete dieser Zettel. Betäubt von tausend widerstrebenden Gefühlen, harrte Martin noch einige Augenblicke; da erschien endlich ein Weingärtner aus dem Flecken, der die Hütte als sein Eigenthum in Anspruch nahm; von dem störrischen Italiener mit dem tückischen Gaunerblick konnte Martin keine weitere Auskunft erlangen.

Da er nun von dannen schritt, schmiegte sich der Hund an ihn und folgte ihm wedelnd. Martin wußte es, daß sie das Thier sehr lieb gehabt hatte, daß es das einzige lebende Wesen war, welches um die Einsame weilte, und doch hatte sie ihn zurückgelassen. Da nahm er den Hund als ein Vermächtniß von ihr auf, und mäßigte oft um des alten Thieres willen seine Schritte, wenn dieses ermüdete.

Dies war es, was Martin's Herz bedrückte, und weßhalb seine Heiterkeit von ihm gewichen war.

Stammer hatte Briefe erhalten; die Verlobte seines Sohnes war schon im Bayerlande und mußte am folgenden Tage bei ihm eintreffen, aber Frau und Sohn gingen umher mit gesenkten Blicken; das beengte des Biedermannes Brust, er beschloß, wie er schon früher geäußert, mit Martin offen zu sprechen, er zog den Sohn zu sich in's Zimmer und sprach: „Martin, deine Braut wird morgen in unser Haus treten; du aber machst kein Gesicht wie ein fröhlicher Bräutigam. Die Mutter schafft sich in ihrer Angst und Sorge wahre Schreckgespenster; sie meint, dein Herz hängt an einer Andern."

Des Sohnes Erbleichen war die einzige Antwort, welche der Vater erhielt.

Der alte Stammer rieb sich die Stirn und blickte forschend in das kummervolle Antlitz des Sohnes, dann zog er ihn näher zu sich und rief mit leisem Vorwurf: „Martin, verdient dein alter Vater nicht, daß du Vertrauen zu ihm hegst? Wohl habe ich mein Wort zu deiner Verbindung mit Maria gegeben, aber weiß Gott, ich that es nur in der Absicht, euer Beider Glück zu gründen. Wenn aber dieser Bund dich unglücklich machen sollte, wenn du eine Andere liebst, von der du nicht lassen kannst und darfst, so, so will ich — es wird mir schwer werden und ist das erstemal in meinem Leben — so will ich mein Wort brechen; Maria soll durch Geld und Gut entschädigt werden und du magst mir eine andere Tochter in's Haus führen."

Martin wußte, wie heilig dem Vater ein gegebenes Wort war und wie schwer ihm folglich das dargebotene Opfer fallen würde, er entgegnete, gerührt von der Eltern Liebe: „Nein, mein guter Vater, du sollst dein Wort nicht brechen; ich will Maria heirathen und will mich bemühen, sie glücklich zu machen. Diejenige, die ich liebte," fügte er leiser hinzu, „kann nimmer die meinige werden."

„War sie deiner unwürdig?" fragte der Vater.

Martin schüttelte den Kopf, drückte die Thräne in das Auge zurück und flüsterte leise: „Sie gehörte einem Andern."

Die Unterredung wurde hier unterbrochen; es scharrte und kratzte an der Thüre, und ehe Jemand nachsehen konnte, wer das Geräusch verursache, öffnete sich die Tür und der alte Hund, der wahrscheinlich Martins Stimme gehört hatte, kam in's Zimmer und legte sich knurrend zu seines neuen Herrn Füßen.

Der alte Stammer blickte betroffen auf das Thier nieder; dann plötzlich von einer jähen Erinnerung ergriffen, rief er: „Wächter, Wächter, bist du es?"

Der alte Hund spitzte die Ohren, umschnupperte Anfangs scheu den alten Stammer, heulte dann laut auf vor Freude und mühte sich, zu ihm empor zu springen.

Und der Alte streichelte das Thier, und sein Auge füllte sich mit Thränen; hastig

rief er seinem Sohne zu: „Junge, wie kommst du zu dem Hunde?“

Der Sohn entgegnete betroffen: „Vater, es ist das Einzige, was ich von dem Mädchen erhalten habe, das ich hoffnungslos liebe.“

„Diesen Hund,“ fragte der Vater mit steigender Bewegung, „gab dir jenes Mädchen, welches einem Andern gehört, und welches du liebst?“

„So ist es,“ erwiederte der Sohn.

Der alte Stammer riß mit der Rechten den Sohn an sein Herz, während seine Linke das alte Thier an sich zog, und so Sohn und Hund an seine Brust drückend, rief er in freudiger Rührung: „Martin geh' auf dein Zimmer, bete dort auf den Knieen und danke Gott für seine Vaterhuld und Güte.“ —

Er trieb den erstaunten Sohn ohne eine Erklärung zur Thür hinaus und kehrte dann sogleich zu dem Hunde zurück. „Wächter,“ rief er, indem er ihm das zottige Haar streichelte, „wer hätte geglaubt, daß du noch lebest! Gelt! du bist alt und morsch geworden, jetzt würdest du mich freilich nicht mehr in dem tiefen Abgrunde auffinden können. Aber nun sollst du auch gute Tage haben; dein warmes Plätzchen hinter dem Ofen, und täglich deine Suppe und dein Fleisch. Warte nur, du treues Thier, das Wohlleben soll gleich angehen.“ — Er ging zum Schranke, nahm aus demselben die Schüssel mit dem Sonntagsbraten, setzte sich mit derselben flach auf den Boden zu dem Hunde nieder und begann demselben mit seinem Taschenmesser gewichtige Stücke vorzuschneiden. Der alte Hund ließ es sich wohl schmecken, und Stammer wurde nicht müde, ihm die besten Stücke vorzulegen und ihn mit den freundlichsten Schmeichelworten zum Essen einzuladen.

Mitten in dieser Beschäftigung trat Anna in das Zimmer. Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als sie ihren Mann und den Hund in brüderlichem Verein am Boden erblickte. „Mein Gott!“ rief sie erstaunt, „was soll denn das bedeuten, was soll das häßliche Thier hier in unserem Festzimmer, und den schönen Braten, den ich zu Maria's Empfange aufbewahrt habe, gibst du dem Hunde Preis? Lieber Mann,“ setzte sie wahrhaft besorgt hinzu, „du bist doch nicht krank, denn solche Dinge übt doch kein Mensch, der seine gesunden Sinne hat.“ (Schluß f.)

Mannigfaltiges.

Bei der Carlsruher Friedensfeier bemerkte man über einem Schuhlager ein Transparent mit folgender Inschrift:

Uns Deutsche hat der Schuh gedrückt,
Der etwas knapp gesessen,
Da kam der Nachbar angerückt.
Um uns ihn anzumessen.
Er hätt' auch gern vom Fuß ein Stück
Uns gütigst abgeschnitten,
Allein wir dankten für das Glück
Wir haben's nicht gelitten.
Er hat's recht pfiffig ausgespäht,
Das Leder uns zu holen.
Da haben wir den Stiel gedreht,
Wir machten ihm die Sohlen.
Auf denen lief er hurtig zu,
Er hat nun seine Streiche
Und lasse künftig uns in Ruh
Im neuen deutschen Reiche.
Und als wir so den schlimmen Gast
Durch unsere Heere schlugen,
Ward uns ein Stiefel angepaßt
Wie wir noch keinen trugen.
Es ist die Frucht der tapfern That
Von vielen schweren Stunden.
Ein kaiserlicher Meister hat
Den rechten Leist gefunden.

Die Frau des Landwehrmannes.

Die Mutter küßt ihr bleiches Kind;
„Nur stille, mein Herz, nur stille!
Daß wir hungern und frieren und elend sind,
Es war so Gottes Willen!“

„Und daß uns die Noth zur fremden Thür
Hi drängt mit zagem Schritte,
Und daß man hinwirft, Dir und mir,
Almosen der stummen Bitte!“

„Nur stille, mein Herz, bald wird uns zurück
Der Krieg den Vater geben!
Und mit ihm den Segen, die Arbeit, das Glück,
Und mit ihm die Liebe das Leben!

„Mir ist, als hauchte der Frühlingswind
Mild her aus grünen Bäumen,
Und ob wir hungern und frieren, mein Kind,
Vom Frieden laß uns träumen!“

Hermann Kletke.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 37. **Sonntag, den 26. März** **1871.**

Das Wort des Vaters.

Erzählung von Wilhelm Müller.

(Schluß.)

„Laß es nur gut sein, Alte," entgegnete Stammer, „es wird hier nur das Vorfest der Hochzeit gefeiert. Ja, ja, liebe Alte," fuhr er vergnügt fort, indem er den ganzen Braten dem Hunde vorschob und von der Diele aufsprang, „es gibt eine Hochzeit, eine fröhliche Hochzeit." —

„Ach," klagte Anna, „Martin sieht nicht aus, als ob sie gar fröhlich werden sollte."

„Doch! doch!" rief der Alte, „alle deine Befürchtungen und Sorgen sollen zu Schanden werden, und mein Junge, der Martin, soll sich, wenn der Priester die Hände vereint und den Segen spricht, so glücklich, so selig fühlen, wie ich damals, da ich die liebe Anna zum Altare führte. — Und das sage ich dir, die Hochzeit soll wie die unsrige nach altbayerischer Sitte sein: Voran Musikanten und ein Bursch mit der brennenden Hochzeitfackel, dann Braut und Bräutigam in der ehrsamen Landestracht, dann die munteren Gäste; der Joseph soll Hochzeitbitter werden, gelt, der Schalk wird den Gästen Spaß genug vormachen, und auch das Einschenken nicht vergessen. Und ich und du, mein liebes Mütterchen, machen noch zusammen ein Tänzchen, so munter, als wenn wir selbst die Brautleute wären. Und wenn dann der wilde Saus und Braus endlich zu Ende ist und wir wieder ruhig in dem stillen Kämmerchen beisammen sitzen, nehm' ich mein Käppchen ab, wir falten Beide die Hände und beten: Der Herr hat Alles wohl gethan."

Die Frau blickte noch immer ängstlich und besorgt bald auf ihren Mann, bald auf den Hund, der die Knochen des Bratens hinter den Ofen zum Verwahrsam schleppte und dabei die Diele völlig beschmutzte. „Aber erkläre mir nur," rief sie —

„Nichts, nichts sollst du wissen," entgegnete Stammer, „nichts will ich dir erklären, zur Strafe dafür, daß du mich einige Zeit mit deiner Gespensterfurcht angesteckt hattest. Ueberhaupt," fuhr er fort, indem er die Hände in die Seite stemmte und sich in die Brust warf, „soll nunmehr das Weiberregiment hier im Hause ein schmähliches Ende nehmen und ich will mich nicht mehr unter deiner Pantoffelherrschaft beugen. Und damit du siehst, daß es mein Ernst ist, will ich sogleich meine Gewalt beginnen. Der Martin soll mir noch diese Stunde aus dem Hause und nicht eher wiederkehren, bis es Zeit zur Verlobung ist. Heda Jakob," rief er zur Thüre hinaus, „spann meinem Sohne den alten Schimmel ein, er soll sogleich zu meinen Bienen hinausfahren, mir aber mache den Kirchenwagen zurecht und spann vor denselben den muntern Braunen, auch ich will von dannen."

„Lieber Anton," rief die Frau eifrig, „wo denkst du hin? Der Martin soll aus dem Hause, jetzt, wo die Braut, die er noch nie gesehen hat, eintrifft, das ist ja gegen alles Recht und gegen jede Sitte" —

„Stille," kommandirte Stammer im tiefen Basse, „keine Einrede! der Eheherr befiehlt und die Frau darf dann nicht widersprechen

Mein Sohn in den Bienengarten, ich seiner Braut entgegen, du in die Vorrathskammer, um nachzusehen, was noch Alles zur Hochzeit herbeigeschafft werden muß. So ist jeder an seiner Stelle!" Er faßte die beiden Hände seiner Frau, schwang sie wider ihren Willen tanzend umher und sang dazu:

„Als Großvater Großmutter nahm,
Da war Großvater ein Bräutigam."

So in Lust und Jubel eilte er zur Thüre hinaus, aber er kehrte noch einmal zurück und bat mit verändertem Tone in weicher Rührung: „Mutter, liebe Mutter, thue mir ja, während ich im Stall und Gehöft selbst nachsehe, dem alten Hunde nicht weh; denn Anna, ich sage dir, nach deinem Manne, deinem Sohne und deiner Schwiegertochter wirst du auf Erden nichts so sehr als jenes treue Thier lieben."

Er ging. „Was ist dem Manne widerfahren," rief Anna, „so lustig hab' ich ihn noch nie gesehen. Er wird sich doch nicht einen Scherz mit meiner Mutterangst machen; ach nein," rief sie mit liebendem Vertrauen, „das thut Anton nicht, dazu ist sein Herz viel zu gut, es muß etwas anders dahinter stecken. Und der alte häßliche Hund, aber er bat so sehr, ihm nichts zu Leide zu thun, so mag er denn bleiben, wo er ist, aber die Fettflecken dort am Boden," jammerte sie, „die bekomm' ich mein Lebtage nicht wieder heraus, und sie werden noch am Hochzeittage meinem Haushalt Schimpf und Schande machen.

Der Sohn trat jetzt in's Zimmer, um von der Mutter Abschied zu nehmen; bald darauf kam auch der Vater zurück, trieb den Sohn zur Eile an, und trug sorgsam, als wär' er ein zartes Kind, den alten Hund, der nur ungern den Platz hinter'm Ofen und seine Knochensammlung zu verlassen schien, in Martin's Wagen hinunter; bald fuhr der Sohn davon; in einer kleinen Stunde trabte auch der Braune mit Stammer vom Hofe. Anna war nun allein im Hause. Und da sie doch einmal nicht begreifen konnte, was geschehen, folgte sie dem Geheiß ihres Mannes, ging in Küch' und Speisekammer und überrechnete den Bedarf zu des Sohnes Hochzeit, denn es that ihr doch wohl, daß ihr Anton die Hochzeit nach der alten Sitte, wie die ihrige gefeiert haben wollte.

Marie war eingetroffen; ihr stilles, sanftes, fast demüthiges Wesen gewann ihr sogleich das Herz der Mutter; nach einigen Tagen liebte sie dieselbe schon recht innig: „Alter," sprach sie zu ihrem Manne, „die Marie ist ein Kind nach dem Willen Gottes, so fromm und züchtig, und du solltest sie nur in der Küche und in der Wirthschaft sehen. Alles geht ihr leicht und behende von der Hand. Dem Kinde hab' ich großes Unrecht gethan, ehe noch mein Auge sie erblickt hatte. Ich glaubte, es wäre eine arbeitsscheue Ziergungfer; wie man die italienischen Mädchen beschreibt; das ist sie nicht, sie hat ein deutsches Herz, der Martin müßte ganz verblendet sein, wenn ihm das brave Mädchen nicht gefiele. Wenn du mir nur diesmal, lieber Alter," schmeichelte sie und streichelte ihrem Mann die Wange, „meinen Willen thun wolltest, und den Martin heimkehren ließest. Ich glaube gewiß, wenn er nur einige Tage das Thun und Walten des braven Mädchens so um sich sieht, so wird sich sein Herz wenden und Alles gut werden."

Stammer ließ sich schmeicheln und streicheln und antwortete trocken: „Der Bursche soll das Mädchen sehen, wenn sie ihm die Hand zum Verlobungsringe entgegenstreckt."

Anna seufzte über den störrischen Eigensinn ihres Alten und ging schmollend von ihm zu ihrem Liebling; aber auch hier fand ihr bekümmertes Herz keine Beruhigung und Ermuthigung; Maria lächelte ihr zwar recht freundlich entgegen, aber die Mutter blickte doch in ihren Augen Thränen, die sie vergebens zu verbergen strebte. — —

Erschienen ist der Verlobungstag; das Zimmer ist wohlgeordnet und standesmäßig geschmückt; selbst die bösen Bratenflecke sind von der Diele verschwunden. Auf dem Tische steht das selten benutzte Schreibzeug, daneben eine Weinflasche und Gläser, denn der Notar, der den Ehecontrakt aufsetzen soll, ist ein Feinschmecker, und verschmäht das vaterländische Bier. Unter den Heiligenbildern hängt das Bild des Königs Maximilian, oder wie ihn die Bayern zu nennen pflegen, des guten Max. In dem Hause ist es noch recht stille,

auf allen Gesichtern zeigt sich eine erwartungsvolle Befangenheit; Marie ist nicht zugegen; sie betet in ihrer Kammer; die Mutter geht in sorgenschwerer Unruhe umher; Joseph ist schon gestern abgefahren, um den Jugendfreund in das Vaterhaus zurückzuführen, sie können jeden Augenblick zurück sein, dann muß sich alles entscheiden. Stammer allein bleibt in seiner glücklichen Laune unerschüttert. Jetzt erscheint der gelehrte Anwalt; die gewöhnlichen Redensarten werden gegeneinander ausgetauscht und kaum hat der alte Herr ein Gläschen geleert, die weitgespaltete Feder geprüft und die vergelbte Dinte untersucht, da rasselt ein Wagen in den Hof. „Martin!" ruft die Mutter beklommen. — „Rufe mir nun Mari," gebietet der Eheherr; Anna gehorcht. Zu gleicher Zeit treten von der einen Seite Marie und die Mutter, von der andern Joseph und Martin ein. Bebend mit gesenktem Blicke naht sich die Braut dem alten Stammer. Martin steht aber erstarrt, seinen Augen nicht trauend, er will aufschreien, aufjauchzen, doch der Athem fehlt seiner Brust und des Vaters aufgehobener Zeigefinger gebietet ihm Schweigen. Der alte Stammer faßt die Hand der bleichen, zitternden Marie, er will lächeln, aber das lächeln wandelt sich in tiefe Rührung, der scherzende Ton wird feierlicher Ernst, so fragt er: „Marie, Kind meines Lebensretters, willst du das Weib meines Sohnes werden?"

Marie's Augen bleiben am Boden haften, ihre Lippen geschlossen. Martin hat sich weit vorgebeugt in banger, ängstlicher Erwartung; da hat die Jungfrau überwunden, leise bebt es aus ihrer Brust hervor: „Ich will sein Weib, will euch eine gute Tochter werden."

„O mein Gott!" ruft der glückliche Martin. Bei diesen Lauten hebt Marie den Blick empor, der Geliebte steht vor ihr. Aller Augen weinen, und doch sind Alle glücklich. Alle selig!

Der alte Stammer drückt sein Weib an das Herz und ruft: „Siehst du Mutter, daß du Unrecht hattest mit deinen Befürchtungen?"

„Sie kannten sich schon früher," ruft Anna, „sie ist es, die der Martin liebt. Sage mir nur, lieber Alter, wie du erfahren?" —

Stammer zeigte hinter den Ofen und antwortete lächelnd: „Der Hund war der Verräther."

„Der," fragt Anna, ohne den Zusammenhang begreifen zu können, „darum hast du das alte Thier so lieb?"

„Nicht darum allein" entgegnete Stammer, „Mutter, du bist undankbar geworden. Es ist ja der alte Wächter, der mich aufspürte in dem Abgrund, der, wie Marien's Vater mein Lebensretter war."

Da eilte Anna in die Ofenecke, streichelte unter Freudenthränen das alte Thier und auch der Hund gehörte jetzt zu dem Bunde der Glücklichen.

Und die Hochzeit wurde gefeiert, wie Stammer es wünschte; seht nur selbst, wie stattlich und herrlich sich der Umzug nach der Trauung ausnimmt, wie der junge Bursche mit der Fackel jauchzend den Hut schwingt und die Musikanten so lustig drein blasen und dann die Brautleute in der Landestracht. Gelt, der glückliche Martin hängt den Kopf nicht mehr, er schreitet so stolz einher, als wär das ganze Bayerland sein Eigenthum.

In Stammer's Hause ordnet indessen Anna sorglich den Hochzeitstisch, und wie die Kirchenglocken ertönen und Niemand um sie weilt, mit dem sie ihre Freude aussprechen kann, streichelt sie den alten Hund und schluchzt mit glücklichen Thränen: „Siehst du Wächter, jetzt sind sie Mann und Weib."

Wächter spitzt die Ohren, es scheint beinahe, als hätte er die Worte verstanden; seine Nasse schnuppert behaglich, denn in dem ganzen Hause ist der Duft köstlicher Braten verbreitet.

Spät nach Mitternacht ziehen die Gäste, die mehrsten mit etwas unsicheren Schritten, lärmend und lachend aus dem Hochzeitshause.

Jetzt, wo Stammer und sein Weib allein sind, zieht der alte die treue Gefährtin seines Lebens an sein Herz und flüstert: „Nun will ich es dir wohl gestehen, auch ich fürchtete bereits, das Wort, welches ich dem Sterbenden gab, würde den Kindern kein Heil bringen. Aber Gott hat Alles wohl gefügt."

„Gott hat Alles wohl gefügt," wiederholte die fromme Anna.

Mannigfaltiges.

Niemals wohl, schreibt aus einem in der Nähe von Orleans belegenen Dorfe ein kölner Landwehrmann (Artillerist), mögen ein paar Eimer Wasser so theuer zu stehen gekommen sein, als hier vier Herren, die sich einen französischen Spaß damit erlaubten, der ihnen auf gut deutsch heimgegeben wurde und noch wird. Es war am Tage der offiziellen Bekanntmachung des Friedensschlusses. Wir hatten die frohe Botschaft mit Jubel empfangen und die Stunden bis zum Abende in nie empfundener Freude verbracht. Dann wurde alles was an Beleuchtungs-Apparaten aufzutreiben war, herbeigeschafft und damit illuminirt. Unsere Compagnie zog, mit der Musik, die den Zapfenstreich spielte, an der Spitze, durch die Straßen. Da auf einmal stürzt ein Wasserguß und dann noch einer über unsere Köpfe. Nachdem die erste Ueberraschung vorüber ist, eilen wir auf das Haus zu, vor welchem wir uns eben befinden und aus dem jedenfalls das wässerige Attentat geschehen war. Unser Hauptmann aber, der eben zur Stelle kommt, ruft: „Ruhig Kinder, laßt mich nur machen!" Nun wird das Haus besetzt und acht von uns werden zur Haussuchung commandirt. Und siehe da, auf der obersten Etage finden wir vier ganz nobel gekleidete Herren, dem Aeußeren nach mußten sie wenigstens für solche gehalten werden, im Zimmer aber steht auch das Corpus delicti, zwei soeben über unsere Köpfe ausgeleerte Wassereimer. Wir ersuchen die Joves pluvii, mit uns aus ihrem hohen Olymp sammt den Wasserurnen zu den unten harrenden Sterblichen niederzusteigen, was sie denn, wenn auch mit einem heimlichen Fluche sofort erfüllten. Unser Hauptmann nun läßt sie für ihre freundlichen Spenden bis auf den anderen Morgen einsperren, dann aber befiehlt er Jedem, 1000 Fr. zur Stelle zu schaffen, und als dies geschehen, macht er ihnen ferner bekannt, daß sie nun, um nicht anderen uns nachkommenden deutschen Soldaten gegenüber in dieselbe Verlegenheit zu gerathen: „Regnen zu lassen," hübsch bei uns bleiben und bis zur Grenze hin unsere Reisegefährten sein würden. So haben wir denn das Vergnügen, die vier liebenswürdigen Franzosen bis nach Deutschland mit uns zu führen. Von da mögen sie sich per pedes, ihre Heimstätte wieder suchen, wo sie jedenfalls von der sonderbaren Passion, die Deutschen mit Wasser zu begießen, gründlich curirt sein werden.

Ein Elternpaar überlegte, was sie ihrer Tochter zum Geburtstag schenken könnten. Wie wär's sagte der Mann, wenn wir sie heimlich Französisch lernen ließen?

Zwei Bummler warfen sich gegenseitig ihre Faulheit vor. Der Eine, des Streitens müde, rief ärgerlich aus: „Ick wäre gewiß een fleißiger Kerl, wenn ick nich müde geboren wäre!"

„Wie kommt's denn, Frau Wirthin, daß bei Ihnen die Butter so theuer ist?" — „Ja, wissen S', gnä' Herr, wir hab'n blos eine Kuh, die andern san lauter Ochsen."

Ein junger Yankee machte einem Freunde die Eröffnung, daß er sich in Newyork zu etabliren gedenke. — Wie willst Du das thun? fragte der Freund. — Ich will eine Juwelierladen eröffnen. — Hast Du denn Kapital? — Dieses weniger, aber ein Brecheisen habe ich.

Einer prahlte in Gesellschaft, er könnte in 5 Minuten ½ Meile Wegs reiten. Ein unwesender Rittmeister wurde zum Schiedsrichter aufgerufen, ob das möglich. Reiten, war sein Ausspruch, kann ich's nicht, aber lügen kann ich's auch.

Räthsel.

Ich nehme Theil an Eurem Leid, an Eurer Freude,
Im schwarzen bald und bald im rothen Kleide,
Ihr aber laßt in Thränen mich zerfließen;
Und meinem Schmerz zum bittern Hohne
Gebt Ihr mir Schild und Helm,
Und, wenn ihr könnt, die Krone.

Auflösung der Charade in Nr. 34 des Unterhaltungsblattes: „Florida."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 38. Dienstag, den 28. März **1871.**

Verurtheilt und gerichtet.

Wiedererzählt von Hackim Aburucken.

Julie Darley lehnte aus dem Postkutschenfenster und genoß mit sichtbarem Vergnügen die gesunde Bergluft, welche ihr entgegenwehte.

„Das ist schöner als der Broadway in New York," dachte die junge Dame, als ihr Auge das hübsche Panorama von Berg und Thal und Wald und Wiese erblickte, welches sie umgab.

Julie Darley war ein schönes Mädchen von achtzehn Sommern, die etwas Festes, Sicheres in ihrem ganzen Wesen und etwas entschieden Aristokratisches in ihren Manieren hatte. Letzteres verträgt sich recht gut mit den Begriffen einer freien Amerikanerin, denn man ist jenseits des Ozeans gerade so stolz und exclusiv und vornehm, wie in den Aristokratenvierteln Londons.

Julie gegenüber saß eine englische Reisegesellschafterin, dick und guthmüthig und bequem, mit fetten Armen und noch fetterer Stimme, die nicht viel von langen und beschwerlichen Reisen zu halten schien, denn sie sagte soeben gähnend: „Ich hoffe, Fräulein Julie, daß wir im nächsten Dorfe übernachten werden, denn es ist schon nach Sonnenuntergang.

Julie lachte.

„Stephens," antwortete sie, „für eine Frau, die schon dreimal den atlantischen Ozean gekreuzt hat, bist Du die schlechteste Reisende, die ich mir denken kann. Es wäre so schön, bei Nacht durch die Berge zu fahren, aber Du sollst Deinen Willen haben, wir bleiben in Yeartsdale über Nacht."

Frau Stephens war befriedigt und Julie auch, denn es war ihr möglich gewesen, mit einem kleinen Opfer den großen Wunsch eines Nebenmenschen zu erfüllen. Julie war glücklich!

Warum sollte sie auch nicht? Gesundheit Schönheit und Reichthum hatten als drei gute Feen an ihrer Wiege gestanden und hatten sie im Leben nie verlassen. Frühzeitig verwaist, empfand sie den Verlust nicht tief, welcher sie traf. Ihre Erzieher hatten ihr nie die Sorgfalt eines Vaters, die Liebe einer Mutter vermissen lassen, und das schöne, liebenswürdige Kind war zu einer schönen, liebenswürdigen Jungfrau geworden. Und jetzt, kaum achtzehn Jahre alt, umgeben von dem Reiz des Lebensfrühlings, befand sie sich auf dem Weg in die Berge, um die Schwestern ihres Verlobten zu besuchen und mit ihnen eine Sommertour in die nördliche Wildniß zu machen. Roger Wayne, ihr Verlobter, sollte mit von der Partie sein, und Julie versprach sich ein Stückchen Arkadien, eine lebendige Schäferidylle auf dieser Reise.

„Gott sei Dank, daß wir endlich da sind!" brummte Frau Stephens, als der Wagen vor dem einzigen, bescheidenen Dorfwirthshaus still hielt, welches direct an der Landstraße lag.

„Einen Parlor und zwei Bettzimmer!" — „Gut, Madame!" sagte die Wirthin. — „Und zwei Tassen Thee sogleich!" — „Auch gut, Madame!" — „Und das Abend-

brod um acht Uhr!" — „Wie Sie befehlen, Madame!"

Der kleine Parlor mit seinem einfachen, reinlichen Fußteppich und netten, leinenüberzogenen Möbeln bot nach der Reise einen sehr einladenden Ruheplatz. Julie schob den Lehnstuhl dicht zum Fenster, machte die weißen Mouslinvorhänge zurück und blickte hinaus in den stillen Abend.

„Es gibt nichts Besseres in der Welt," bemerkte die englische Reisebegleiterin, indem sie sich bequem zurechtsetzte, „als reichlichste Kost und genügende Ruhe. Ich glaube, das Fräulein wäre die ganze lange, grausige Nacht gereist, wenn sie nicht Jemand an ihrer Seite gehabt hätte, der, älter und weiser als sie, ihr sagte, wann es Zeit sei, sich auszuruhen. Es ist ganz hübsch, so sorglos in die Welt hineinzuflattern, wenn man achtzehn Jahre alt ist, aber wenn man erst achtundvierzig wird und hat den fliegenden Rheumatismus in allen Knochen, dann ist die Sache sehr anders, denke ich! Und deßwegen — mein Gott, was war denn das?"

Und Julie sprang entsetzt auf aus ihrem weichen, bequemen Lehnstuhl und that ganz dieselbe erschreckte Frage: „Stephens, was war das?"

Es war ein Schrei wild und einschneidend, wie der eines armen Thieres, welches leidet, vielleicht wie der eines zum Tode verwundeten, sterbenden Rosses, aber trotzdem menschlich in seinem Ausdruck. Und im nächsten Augenblick stürzte eine zierliche, weißgekleidete, todesblasse Mädchengestalt durch die offene Thüre herein, ergriff in unerbörer Erregung Juliens Arm und schrie: „Rettet mich! rettet mich!"

Julie Darley war, wie bereits angedeutet, eine starke Natur. Nachdem der erste Schreck vorüber war, nahm sie die kleine, zitternde, elfenhafte Gestalt in ihre Arme:

„Dich retten? Wovon denn, mein Kind?" sagte sie mit weicher, sympathischer Stimme, „Komm' komm' beruhige Dich, zitt're nicht so, Niemand soll Dir etwas zu Leide thun!"

Das fast wesenlose Ding mit den großen blauen Augen, den goldenen reichen Locken, welche hinten ein Netz nachlässig zusammenhielt, und den flammend rothen, wie Todesfackeln auf jeder Wange brennenden Flecken hatte eine merkwürdige, fast eiserne Kraft in ihren dünnen, durchsichtigen Händen und sie ließ Julie nicht los.

„Ich bin kein Kind." sagte sie indignirt, „ich bin einundzwanzig Jahre alt und werde heirathen. Ja," setzte sie lächelnd hinzu, „ich bin verlobt, Du mußt mich nicht mehr „Kind" nennen."

„Arme Kleine," rief Frau Stephens, indem sie mit einer riesigen Flasche Eau de Cologne herbeieilte, „sie ist wirklich krank. Riechen Sie daran, Fräulein, theures Fräulein!"

Aber das parfümirte Wasser wurde mit einer ungeduldigen Handbewegung zurückgestoßen.

„Geh' fort, Du alte gleißnerische Katze!" schrie die Neuangekommene. „Ich liebe dieses Mädchen mit den guten Augen und dem feinen Gesicht. Sie wird es nicht dulden, daß sie mich in's Irrenhaus schaffen, wenn ich nicht wahnsinnig bin! — Was, ich verrückt, und in einem Monat soll die Hochzeit sein? Was würde er dazu sagen?"

Julie ahnte jetzt die Wahrheit, als sie hineinsah in die irrlichterirrenden blauen Augen mit dem unheimlichen Glanze — sie ahnte, daß der Wahnsinnn seine nächtlichen Fittige über dies junge Gehirn gebreitet und seine schrecklichen Krallen hineingeschlagen hatte. In diesem Augenblicke eilte eine sehr achtbar aussehende Matrone in schwarzer Kleidung in's Zimmer.

„Meta! Meta, komm'! Du störst diese Dame, mein liebes Kind! Und sieh' nur einmal Dein Haar, wie wild und ungeordnet es ist; komm', Du mußt Dich noch schön machen, ehe wir zum Thee gehen!"

„Mein Haar?" — Das arme, verstörte Mädchen nahm mechanisch ihr Netz herunter und ließ die reichen goldenen Massen ungehemmt auf ihren Rücken herunterfließen. „Ja," sagte sie dann leise, „ich muß es noch ordnen und schön und glänzend machen, ehe er kommt. Ich gehe mit Dir, Tante!"

Und wie ein williges Kind ließ sie sich fortführen. Die alte Dame entschuldigte sich, ehe sie ging.

„Wir gaben uns alle Mühe, sie zu be-

wachen," sagte sie mit schmerzlich bewegter Stimme, „aber zeitweise gelingt es ihr doch, uns zu entschlüpfen."

Als zehn Minuten später die Wirthin hereinkam, um sich zu erkundigen, ob die Damen vielleicht etwas Besonderes zum Abend essen wünschten, fragte Julie nach der schönen wahnsinnigen Ophelia.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Nordamerika wird wieder von Gräuelthaten berichtet, welche die Indianer verübt. In Montague County, nahe bei Denton, brach eine Bande von neun Indianern, während der Eigenthümer vom Hause entfernt war, die Fenster und Thüren des Hauses ein. Es war dies um 10 Uhr Nachts, und Kinder und Frauen schliefen in dem Zimmer. Die Indianer tödteten Frau Susan Paschal, 25 Jahre alt, und richteten Billy, ihren Sohn so zu daß er am nächsten Tage starb. Einen 7 Jahren alten Knaben, Namens Johnny, schleppten sie in den Hof, scalpirten ihn, schossen ihn und rissen seine Eingeweiden aus; seine vier Jahre alte Schwester Mary schossen sie mit einem Pfeil in die Brust und verwundeten sie schwer. Ben Paschal, 12 Jahre alt, wurde mit Knüppeln niedergeschlagen und für todt liegen gelassen; Beide, er und Mary, erholten sich langsam. Einem andern Kinde schlugen sie den Kopf ein und warfen es in den Hof. Frau Anna Kenon, die Dame des Hauses, wurde mit zwei Pfeilen in die Brust geschossen mit Knüppeln geschlagen, scalpirt und für todt zurückgelassen. Sie lebte fünf Tage und starb dann. Fräulein Anna Kenon, ihre Tochter, wurde scheußlich mißhandelt und dann getödtet. Ein fünf Jahre altes Kind wurde im Bett verwundet. Das ganze Haus war mit Blut und Haaren und blutigen Knüppeln bedeckt, welche die Mörder zu ihrem teuflischen Werk gebraucht. Dieselbe Indianerbande ging, nachdem sie obige Gräuelthaten vollführt, das Land hinab und stahl eine Heerde Pferde, auf welchen sie flüchtete. Außer den obigen sind mehrere Familien von ihnen ermordet worden.

Das Menschengeschlecht.

Folgende statistische Daten sind sicher von allgemeinem Interesse. Die Zahl der auf dem Erdball lebenden Menschen hat zur Zeit die runde Summe von einer Milliarde erreicht, welche 3064 bekannte Sprachen reden und 1100 bestimmten Religionen huldigen. Das mittlere Lebensalter des Menschen ist auf 33 Jahre 6 Monate geschätzt. Ein Viertel der Kinder stirbt vor dem 7. Jahre und die Hälfte der Menschen vor dem 17. Von 100 Personen erreichen 6 das Alter von 60 Jahren und darüber; von 500 wird eine 80 Jahre alt und von 1000 lebt nur eine bis 100 Jahre. Jedes Jahr sterben 33 Millionen, also 96,000 den Tag, 3,730 die Stunde, 60 die Minute, und jede Secunde ein Mensch. Diese 33 Millionen werden aber durch 42½ Millionen Geburten mehr als ersetzt, und es würde der jährliche Ueberschuß von 9¼ Millionen Menschen eine gleich große Zunahme des Menschengeschlechts herbeiführen, wenn nicht von Zeit zu Zeit Kriege und andere, außerhalb des regelmäßigen Ganges der Natur liegende Ereignisse wieder eine Abnahme der Menschenzahl nach sich zögen. Man hat bemerkt, daß Geburten sowohl wie Todesfälle am häufigsten während der Nacht stattfinden. Auf 120 Personen jeden Geschlechts kommt durchschnittlich eine Heirath, und es finden auf der Erdoberfläche etwa 82,500,000 Heirathen statt.

(Ein Denkmal in Bar le Duc.) Auf dem höchsten Punkte des sanft ansteigenden Kirchhofes von Bar le Duc erhebt sich ein Denkmal, zu welchem vielleicht dereinst, wenn die Furien des Krieges geschlossen sein werden und wenn in der wärmeren Jahreszeit die Höhenzüge des Ornainthales wieder im lieblichen Schmucke des jungen Rebenlaubes prangen, manches betrübte Elternherz aus Deutschland wallfahrten wird, um einen Blick auf des geliebten Sohnes letzte Ruhestätte zu richten. Denn war auch diese Stadt nicht ein Schauplatz des blutigen Kampfes, den Frankreichs Uebermuth gegen sich herausgefordert hat, so ist doch in dem hiesigen Lazareth mancher deutscher Krieger der Todeswunde erlegen oder der Krankheit zum

Opfer gefallen, die ihn im Dienste des Vaterlandes betroffen hat. Auf mehr als hundert Gräber, in denen Bayern, Hessen, Württemberger und Preußen den ewigen Schlaf schlafen, blickt der Stein herab: ein Obelisk, dessen oberer Theil ein Landwehrkreuz und dessen Sockel die Umschrift trägt: „Ihren fern vom Vaterlande hier ruhenden deutschen Brüdern widmen dieses Denkmal ihre Kameraden und Landsleute. Die Kriegsbesatzung und die deutschen Beamten. 2. Bat. (Jülich) 5. Rhein. Landwehr Regiment Nr. 9. Bar le Duc, im Januar 1871." Durch freiwillige Sammlungen unter den in der Inschrift genannten Truppentheilen, den Beamten der Präfektur und des Lazarethes — nicht zu vergessen auch der unaufgefordert angebotener Beisteuer einer Anzahl durchreisender bayerischer Offiziere — sind nicht nur die Kosten für die Herstellung und Errichtung beschafft worden, sondern noch ein Ueberschuß, der nach einem sinnigen Vorschlage dazu verwandt werden soll, photographische Abbildungen des Denkmals anfertigen zu lassen und dieselben an die Angehörigen der hier Bestatteten zu versenden. Am 17. v. M. Morgen ist dieses Symbol deutscher Waffenbrüderschaft und Anhänglichkeit in erhebender Weise eingeweiht worden im Beisein der, soweit es die Nothwendigkeiten des Dienstes erlaubten vollständig erschienenen Besatzung und der deutschen Beamten. Ein protestantischer Geistlicher eröffnete die Feier mit Rede und Gebet; sein katholischer Amtsbruder gab dem Denkmal den Segen der Kirche. Der Etappen-Commandant, Major v. Mellenthin, wies in einer Schluß-Ansprache auf die Heiligkeit des Andenkes, auf die Pflicht der Dankbarkeit hin, welche wir den hier Ruhenden zollen müssen, den Kriegern, die auch für uns ihr Leben hingeopfert haben. Drei Salven einer Compagnie des Bataillons Jülich, in den Bergen dumpf wiederhallend, gaben der Handlung die spezifisch militärische Weihe. Nach beendigter Feier marschirte der Zug in die Stadt zurück unter fröhlichen Klängen der Musik, „denn das ist Soldatenmanier, weil sie allzeit lustig sein," sagt das alte Soldatenlied. Zuerst macht der Schmerz um den Dahingeschiedenen seine Rechte geltend, dann bricht durch die das Gemüth umnebelnde Trauer wie ein lichtes Morgenroth das hohe und erhebende Gefühl, daß der von uns Beklagte für eines der theuersten aller Güter, für das Vaterland, den Tod erlitten hat; siegend dringt der Gedanke durch: dulce et decorum est pro patria mori.

Willkommen an die heimkehrenden Krieger!*)

Willkommen deutscher Kriegerstand!
Vernimm mein herzlich Grüßen.
Dir wird der Lorbeer zuerkannt,
Ans Herz laß dich drum schließen.
Als du verließest deine Lieben,
Ist uns daheim der Trost geblieben:
Wir grüßen dich als Sieger.

Willkommen deutsche Siegesschaar
Am heimathlichen Herde!
Auf Frankreichs blut'gem Kriegsaltar
Erstrittst du deutsche Erde.
Gestürzt hast du den Lügenthron,
Gestrafet Frankreichs frechen Hohn,
Drum „Hoch" dein Wiedersehen!

Willkommen edle Helden all,
Im Hause eurer Lieben!
Wo ihr gekämpft ist überall,
Der Sieg nicht ausgeblieben.
Ganz frei bist „Rhein", du deutscher Strom,
Deutsch ist auch wieder Straßburgs Dom;
Hoch deutsche Kraft und Größe!

Willkommen! ruft der Süd, der Nord
Euch zu ihr tapfern Degen;
Ihr seid fürwahr ein starker Hort,
Euch mußt' der Feind erlegen.
Wo Muth und Einsich sich vereint,
Soldat und Führer sich geeint,
Fehlt's nie an großen Thaten.

Willkommen nochmals deutsches Heer!
So tönts von tausend Zungen,
Euch trennet keine Zwietracht mehr,
Euch hält Eintracht umschlungen.
Willkommen sei uns tapfres Heer,
Willkommen deine blanke Wehr,
Willkommen deutsche Brüder!

*) Dieses Gedicht in Musik gesetzt ist in der lithographischen Anstalt von Buchner & Sessner in Nürnberg zu haben, die Partitur zu 30 kr. und für je 4 Stimmen 24 kr. Der Reinertrag ist für die deutsche Invalidenstiftung bestimmt.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 39. **Donnerstag, den 30. März** **1871.**

Das rothe Kreuz.

Das rothe Kreuz auf weißem Grunde,
Wie hoch erhaben steht es da,
Wie war es in der schweren Stunde
Den Opfern blut'gen Kampfes nah!
Treu folgt' es unsrer Heere Spuren
Zum Feldspital und in die Schlacht;
Auf heimischen und fränk'schen Fluren
Hat es sein schönes Werk vollbracht.

Das rothe Kreuz auf weißem Grunde
Beeisterte manch zarte Hand,
Die eines Kriegers tiefe Wunde
Wohl leise schauernd sanft verband.
Es war an manchem Arm zu schauen,
Der sonst so schwach und kraftlos schien:
Kein schön'res Amt ja für die Frauen
Als das der Samariterin.

Dem rothen Kreuz auf weißem Grunde
Dankt mancher Tapf're tausendmal,
Dankt ihm mit Herzen und mit Munde
Nächst Gott die Lind'rung seiner Qual.
Seht seines Auges Thränenschimmer!
Die Pflegerin war sanft und mild . . .
Vergessen wird und kann er nimmer
Ihr liebliches, ihr süßes Bild!

Mit rothem Kreuz auf weißem Grunde
O schöne Frau voll Lieb' und Huld,
Vielleicht an mancher Herzenswunde
Trägst Du unwissentlich die Schuld.
Zog der Genesene zur Ferne:
Noch immer schaut er fromm hinan
Zum Himmel Deiner Augensterne,
Der ihm so oft sich aufgethan.

Verurtheilt und gerichtet.

Wiedererzählt von Hackim Aburucken.

(Schluß.)

„Ja, Fräulein, darüber ist eigentlich wenig zu sagen. Die Leute sind heute früh gekommen und gehen schon morgen wieder fort, aber es scheint mir, als ob die Kleine wahnsinnig sei — armes Ding! — und ihre Tante bringt sie nach einer Privat-Irrenanstalt in Vermont. Sie war mit einem jungen Mann verlobt, Fräulein, und der hat sie ganz plötzlich und ohne Grund verlassen, um eine Andere zu heirathen, und das hat sie wahnsinnig gemacht. O, ich wollte, er könnte dafür gehenkt werden, und wenn sich alle Henker weigerten, ich henkte ihn auf!" Und die Wirthin wischte mit ihren Haubenbändern ihre Thränen aus den Augen. „Die Leute sind nicht reich, soviel ich von der Tante erfahren konnte, und das Mädchen ist eine Waise, und die Geschichte mit der Privat-Irrenanstalt ist eine harte Nuß für die Familie, aber sie können nicht anders, denn mit dem Mädchen wird es alle Tage schlimmer zu Hause. Sie ist gerade nicht tobsüchtig, aber sehr eigensinnig und will immer weiß gekleidet gehen, weil sie sich einbildet, daß ihr Bräutigam jeden Augenblick kommen könne und daß dann Hochzeit sei. Das arme Ding! Und jeden Tag schaut sie nach dem schlechten Menschen aus — es möchte Einem das Herz brechen!"

„Sie reisen morgen?" bemerkte jetzt Julie, „dann werden wir wahrscheinlich ihre Gesellschaft in der Postkutsche haben. Das arme, liebe, kleine Ding! Wie heißt sie denn eigentlich?"

„Um die Wahrheit zu sagen, sie heißt Margarethe Ellsland, aber man ruft sie Meta, das ist kürzer. Jetzt muß ich aber wirklich

gehen, ja, Madame, und das geröstete Brod soll besorgt werden und auch etwas ausgezeichnetes Gelée soll auf den Tisch kommen."

Noch lange nachher, als die gesprächige Wirthsfrau längst das Zimmer verlassen hatte, saß Julie im Nachdenken versunken da. Ein Buch lag geschlossen in ihrem Schooße und ihre Blicke hingen an dem fernen Panorama von Hügeln und Thälern, Bächen und Wiesen, über welchen bereits der purpurne Nebel der Dämmerung hing. Sie dachte nach über die Kontraste des menschlichen Daseins und stellte ihr Loos neben das der unglücklichen Wahnsinnigen, die eben so gut ein Kind Gottes war, wie sie selbst.

Und zwei Thränen rollten über ihre seidenen Wimpern in den Schooß auf ihre gefalteten Hände.

„Nehmen Sie sich's nicht so zu Herzen, Fräulein," sagte die phlegmatische Frau Stephens, „obgleich es die traurigste Geschichte ist, die ich in meinem Leben gehört habe; und dabei ist sie so hübsch und so gut — arme Kleine!"

Julie hatte in jener Nacht eine neue Veranlassung, Gott zu danken, und sie that es von Herzen; mit Frieden und Menschenliebe in ihren Augen legte sie sich auf ihr kleines Kopfkissen, das lieblich nach frischen Rosenblättern duftete, während nebenan die arme Meta in traurigen Kadenzen ein trauriges Lied sang, ein Lied, einfach und schaurig wie ein Grabgesang.

Als am andern Morgen um acht Uhr die alte Postkutsche das Dorf verließ, waren Meta und Julie Reisegefährtinnen. Meta hatte sich dicht neben Julie gesetzt und hielt auf dem ganzen Wege ihre Hand fest.

„Theures Kind, Du ermüdest Fräulein Darley!" sagte Frau Ellsland, die Tante, besorgt zu der Irrsinnigen.

Meta sah Julien tief in die Augen.

„Ermüde ich Dich wirklich?"

„Nein," erwiderte Julie schmeichelnd, „Du bist mir lieb, Du brauchst das nicht zu befürchten."

Meta drückte sich jetzt noch zärtlicher an Julie, welche ihren Arm um die kaum spannweite Taille der zarten Gestalt gelegt hatte.

„Ich liebe Dich!" sagte sie kunstlos. „Ich weiß zwar nicht, wer Du bist, aber ich liebe Dich doch. Du hast so gute, freundliche Augen und eine so starke Hand. Ich wünschte, er könnte Dich sehen, o, Du würdest ihm gefallen!"

„Wer ist er?"

„Er kommt! O, er kommt ganz gewiß!" nickte sie, und ihre Augen erheiterten sich und die rothen Flecken auf ihren Wangen flammten purpurn auf. „Siehst Du nicht meinen weißen Anzug? — Das ist mein Hochzeitskleid! — Aber geh', Du mußt nicht weinen und mir Thränen in meinen Brautkranz fallen lassen," rief sie plötzlich, „das bedeutet nichts Gutes, und er mochte es nie leiden, wenn ich weinte, er wird Dir's auch verbieten."

Frau Ellsland trocknete sich die Augen und Juliens Herz blutete beim Anblick dieser schönen, armen, geknickten Menschenblume.

„Sie wird sich nicht mehr lange quälen," dachte sie als sie dieses delikate, fast durchsichtige Gesicht, diese dünnen Hände und das hektische Roth auf ihren Wangen betrachtete. „Sie wird bald in ihrer ewigen Heimath sein. Aber welche Strafe wäre hart genug für den Mann, der sie so weit gebracht hat!"

Die Sonne ging eben unter, als man Milfield, ein kleines Bergdorf, erreichte, wo Julie ihre Gesellschaft finden sollte und von wo Frau Ellsland und Meta in einer Privatkutsche nach dem schrecklichen Orte ihrer Bestimmung weiter reisen mußten.

Julien's Wangen glühten, ihre Augen glänzten vor Erwartung. Meta hatte sich matt in den Wagen zurückgelehnt und war still und in sich versunken. Das Leben der Einen sollte hier beginnen, das der Andern war hier zu Ende.

Kaum hielt die Postkutsche an den Holzstufen des „Hotels zum Adler" in Milfield, so hatte auch Roger Wayne den fest im Schloß sitzenden Kutschenschlag aufgerissen und lachte lustig in den Wagen hinein. Aber noch ehe sich Julie von ihrem Sitz erhoben oder ein Wort der Begrüßung sagen konnte, hatte Meta Ellsland einen Freudenschrei ausgestoßen und war auf den Mann am Kutschenschlag zugesprungen.

„Roger, Roger!" rief sie freudezitternd,

„ich wußte es, daß Du kommen würdest. Sie haben mir zwar Alle gesagt, ich würde Dich nicht wiedersehen, aber ich wußte es besser. Sieh' hier, ich bin schon ganz bereit, Roger, ich habe meinen weißen Anzug an, den Du immer so schön fandest! Nicht wahr, ich gefalle Dir? O Roger, ich habe so lange, so lange auf Dich gewartet — aber endlich bist Du gekommen!"

Roger Wayne war bleicher geworden, wie der gespenstische Anzug Meta's; seine Augen wanderten unruhig, wie irre, von Einer zur Andern, aber auf keinem Gesicht sah er Sympathie für sich. Frau Ellsland redete ihn endlich an.

„Herr Roger Wayne," sagte sie sehr ruhig und sehr ernst, „Sie sehen hier die Menschenruine, welche Sie gemacht haben. Ich weiß nicht, welches böse Fatum sie heute in unsern Weg führt, aber ich hoffte, Sie nie wieder zu sehen, und ich habe darum gebetet. Gehen Sie! Ich habe keine Rache zu nehmen, aber Ihr Thun wird sich selbst bestrafen, so wahr ein Gott über uns ist. Komm', Meta, mein Engel!"

Aber Meta schaute verwundert in Roger's schuldiges Gesicht.

„Nicht ohne Roger!" sagte sie bestimmt. „Wir werden jetzt getraut, weißt Du Tante, und da muß er doch dabei sein. Er ist zu mir zurückgekommen, wie ich Dir immer gesagt habe." Mit den Worten auf den Lippen fiel sie ihm Ohnmacht.

„Es ist ein Glück," lispelte Frau Ellsland, „jetzt kann ich sie wenigstens ohne Widerstand hinaufschaffen."

Man trug die leichte, leblose Mädchengestalt mit den geschlossenen Augen und dem aufgelösten, lang herabwallenden Haar in's Haus, und Julie stand ihrem Liebhaber auf der Veranda des Wirthshauses allein gegenüber. Sie blickte ihm starr in's Gesicht.

„Julie, theure Julie," jammerte er, unter diesem starren, nichtssagenden und doch Alles enthaltenden Blick erzitternd, „Du wirst mir wenigstens erlauben, mich zu vertheidigen!"

„Roger Wayne," sagte sie endlich, jede Sylbe betonend, ernst wie ein Richter, bestimmt wie ein Befehlshaber, „Roger Wayne, wie können Sie mir Liebesnamen geben, wenn dieses arme, wahnsinnige, sterbende Kind mit uns unter demselben Dache ist? Ich verstehe jetzt Alles! Sie haben einer elenden Spekulation wegen dieses Kind verlassen — Sie hielten mich für reich und kamen zu mir. Roger Wayne, Sie haben dieses Mädchen zoäweise gemordet, Sie sind ein Elender — es wäre verzeihlicher in meinen Augen gewesen wenn Sie ihr einen Dolch in's Herz gestoßen hätten, als Sie das letzte Mal von ihr gingen."

„Ja — aber, Julie —"

„Sie haben sich nicht zu vertheidigen," fuhr sie fort, „Sie sind verurtheilt und gerichtet. Sie haben Meta's Herz gebrochen, und ich werde Ihnen keine Gelegenheiten geben, das meinige zu brechen."

Sie zog hastig einen glänzenden Ring von ihrem Goldfinger und warf ihn dem erbleichenden Roger vor die Füße.

„Nehmen Sie hier ihren Verlobungsring zurück, Roger Wayne! Ich will durch nichts mehr daran erinnert werden, daß ich Sie kannte, und wenn ich Ihnen begegne, so werde ich beschämt niederblicken, denn es wird mich daran mahnen, wie schlecht die Menschen sind. Sie sollen lernen, daß eine Frau im Stande ist, eine Frau zu rächen, der man Unrecht that!"

Sie drehte sich kurz um und entfernte sich mit stolz erhobenem Haupte, nicht ohne laut zu ihrer Begleiterin zu sagen: „Stephtrens, unsere Reise ist beendet, bestelle Extrapost!"

So erreichte Roger Wayne die Nemesis, und Julie Darley entging einer Zukunft, an die sie nur mit Schaudern denken konnte, während Meta in ihrem stillen Grabe nicht mehr auf die Schritte Desjenigen zu lauschen brauchte, der nimmer kommen wollte.

Mannigfaltiges.

Zwei Badegäste unterhalten sich. A.: Mir hat der Doktor bei der Kur recht viel allein spazierenzugehen verordnet. B.: E mir auch, das paßt sich ja prächtig, da können wir immer mit einander gehen.

Am Briefschalter. Postsecretär: Nach Passau, 12 Kreuzer — Magd: Na das wär mir was Schönes! Ich hab ja franco darauf geschrieben.

Es klopft an der Hausthür. Ist da jemand? fragt der Hausher zum Fenster hinaus. O nein, ich bins nur, ist die bescheidene Antwort.

Aus St. Valerie in der Normandie meldet ein Privatschreiben folgenden Vorgang: Zwei mecklenburgische Soldaten hatten eine Spazierfahrt auf dem Meere in einem Nachen unternommen, dessen Ruderer zwei Brüder, junge Franzosen von 15 bis 17 Jahren waren. Ein plötzlicher Windstoß warf den Nachen um und die vier Personen, welche er trug, fanden den Tod in den Wellen. Der Eigenthümer des Nachens klagte hierauf wegen Schadenersatzes gegen den Vater der beiden jungen Schiffer, der vom Gericht zu der Zahlung von 150 Francs verurtheilt wurde. Als dies dem Großherzog von Mecklenburg nach Berlin berichtet wurde, befahl er, dem armen Franzosen die 150 Francs zurückzuzahlen, und ließ ihm außerdem, falls er dessen bedürftig, eine namhafte Unterstützung anbieten. Die Preußen haben übrigens bei dem Aufenthalt in der Normandie so gute Erinnerungen zurückgelassen, daß sie bei dem Rückmarsch nach dem Süden mehrfach von ihren früheren Quartiergebern noch einen Tag oder zwei bei ihnen zu verweilen eingeladen wurden.

Bei der Friedensfeier in Frankenthal stand auf einem Transparente folgender hübsche Reim:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit,
Auch in politischen Dingen,
Und weiche keinen Finger breit
Von Elsaß und Lothringen?

Soll ich dich nun auf der Stelle mit einer Ohrfeige oder mit meiner stillen Verachtung strafen? sagt der Lehrer zum Schüler. — „Ach da bitte ich lieber um Ihre stille Verachtung."

Ein ziemlich elend aussehender Mensch wird zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt. „Das wird er schwerlich aushalten!" ruft Einer aus.

Musikantenstreiche.

Von Willi Winckler.

Beim neunundsiebzigsten Regiment
Der Hildesheim-Infant'risten
Befand sich ein gar durstig Corps
Tapf'rer Hautboisten.

Die hat man hinter die Front gestellt
Zu ihrem schweren Verdrusse,
Dieweil der tapf're Oberst meint:
Weit sei gut vor'm Schusse.

Am neunten Jänner ging's Regiment
Gen St. Vincent recognosciren,
Und auf 'ner andern Straße muß
Die Musik marschiren.

„Pfui Te fel, sagte der Dirigent,
„Das ist ein Zug ohne Ehre,
„Wie degradirt marschirt man hier
„Ohne Schießgewehre!"

Und rüstig vorwärts marschirt die Schaar,
Bis die Sonne untergegangen.
Und sie beim Glanz des frischen Schnee's
In ein Dorf gelangen.

Die Schenke war mit Feinden besetzt,
Es waren zwölf Francstireure,
„Na, schmunzelte der Dirigent,
„Nu gibt's ja Gewehre."

„„Gewehre und Wein, ruft Schulze aus,
„„Mehr kann man doch nicht verlangen,
„„Con tempo furioso, mei e Herrn,
„„Druf und dran gegangen!""

Mit lautem Hurrah und dem Elan
Neunundsiebziger Infant'risten
Stürmte muthig die Schenkenthür
Das Corps der Hautboisten.

Und sauve qui peut ist der Off'cier
Zum Fenster hinausgegangen,
Erobert waren die Chassepots
Und ihre Herren gefangen.

Und schmunzelnd annectirt die Musik
Der Feinde blanke Gewehre.
Und leerte etliche Schoppen Wein
Und gab dem Herrn die Ehre.

Mit elf Gefangenen thäten sie d'rauf
Nach St. Vincent marschiren
Und der Herr Oberst hat schmunzelnd g'sagt:
„Das nenn' ich musiciren!"

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 41. Dienstag, den 4. April 1871.

Hmelnizki, der Kosack.

Novelle von Sacher Masoch.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen — es war Sonntag — erschien Chaim Pintschew im schwarzen Talar, die hohe Pelzmütze unter dem Arme, im Edelhofe und fragte in den zärtlichsten Ausdrücken nach dem Befinden des hochgeborenen Herrn und der hochgeborenen Frau, in Wahrheit war er aber nur gekommen, um seinen Handel mit den Kirchenschlüsseln zu machen.

„Ein schöner Tag heute," sagte er endlich, als weder Hmelnizki noch Ludwina Anstalt machten, dieselben zu fordern, „die gnädige Frau wird einen herrlichen Kirchgang haben."

„Mein Lieber," sagte Hmelnizki, „es sind schwere, theure Zeiten, die Groschen werden selten, da muß man sehen, wie man ohne Messe mit seinem Herr Gott fertig wird."

„Aber Euer Hochwohlgeboren, vielmächtiger gnädiger Herr," schrie der Jude erschreckt, denn er war mit dem Entschlusse gekommen, die Taxe für die Kirchenschlüssel zu erhöhen, „was möchte man sagen, wenn in Hmelin würde keine Messe mehr gelesen werden und nicht gepredigt schön und laut von der Kanzel. Gnaden belieben zu scherzen."

„Bogdan Hmelnizki hat nie gefragt, was Andere sagen werden," entgegnete der Edelherr lächelnd, „er hat gehandelt, wie er es für recht hielt und die Folge hat gezeigt, daß es gut war."

Der Jude schüttelte den Kopf mit den kleinen fettglänzenden Stirnlöckchen.

„Also was geben mir Sein Hochwohlgeboren?" begann er mit liebenswürdigem Grinsen, dabei die Schlüssel halb aus der Tasche ziehend.

„Nichts gebe ich Dir, keinen Groschen," gab Hmelnizki zur Antwort.

„Geben Sie einen Thaler," sagte der Jude.

„Was fällt Dir ein?"

„Wie viel geben Sie also?" fragte Chaim Pintschew hastig.

„Willst Du mit mir handeln?" erwiderte der Edelherr, „ich habe Dir gesagt, ich gebe Dir keinen Groschen, dabei bleibt es, Du kennst mich. Ich schachere nicht mit meinem Wort. Du kannst gehen."

Der Jude zuckte die Achseln und ging.

„Mein Vater," begann jetzt Jan, welcher bisher stumm an dem Kamine gelehnt hatte, „ich will, wenn Du es erlaubst, in den Krieg ziehen."

„Gegen wen?"

„Gegen die Tartaren und Türken."

„Was hast Du auf einmal für Tollheiten im Kopfe," rief Hmelnizki, „willst Du Dein Blut verspritzen für ein Vaterland, das Dich an den Juden verkauft hat?"

„Du weißt es," entgegnete Jan, „ich liebe die Polen so wenig, wie Du —"

„Einen halben Thaler," rief der Jude plötzlich, welcher den Kopf zur Thüre hineingesteckt hatte.

„Keinen Groschen, habe ich gesagt," erwiederte der Herr von Hmelin, sich dann

an seinen Sohn wendend, „wozu willst Du also ziehen?"

„Weil —" stammelte Jan, mit einem verweinten Blicke auf seine Stiefmutter, „weil ich hier nicht bleiben kann."

„Warum nicht?" fragte Hmelnizki ernst.

Der Jude kam in diesem Augenblick in die Stube zurück, legte die Schlüssel auf den Tisch und lief dann davon.

„Wer hindert Dich, wer ist Dir im Wege," fragte der besorgte Vater noch einmal.

Lidwina erhob sich und verließ leise das Gemach.

„Hast Du kein Zutrauen zu mir," fuhr Hmelnizki fort, indem er sich seinem Sohne näherte.

„Ich sterbe hier," rief dieser plötzlich in auflammender Leidenschaft, „denn — "

„Denn?" fragte der Vater liebevoll.

„Denn — es ist nicht meine Schuld," murmelte Jan, „ich liebe meine Mutter."

Hmelnizki schloß den Sohn an seine Brust und die Beiden hielten sich lange umschlungen.

„Das ist ein Unglück," sagte endlich der Vater, „aber deßhalb brauchst Du nicht zu sterben, nicht in den Krieg zu ziehen."

Der Sohn riß sich endlich los, eilte hinaus, stieg zu Pferde und ritt davon.

Hmelnizki sendete hierauf dem Geistlichen die Kirchenschlüssel und kleidete sich zur Messe an. Bald begannen die Glocken mit feierlichem Klange zu derselben zu rufen und zu laden. Die Landleute strömten von allen Seiten herbei und füllten die Kirche. Hmelnizki erschien im Kontusch*), die viereckige Tatarenmütze, welche der polnische Adel damals allgemein angenommen hatte, auf dem Kopfe, die Karabella**) an der Seite, er führte seine Frau, welche in ihrem besten Kleide von rothem Atlas mit Marderpelzbesatz erschien, hinter ihnen gingen die Kosacken und Dienstleute; der Messe folgte die Predigt.

Ehe dieselbe zu Ende war, kehrte Jan auf schaumbedecktem Pferde todtenbleich zurück, mit ihm war ein berittener Bauer. Sie hielten vor der Kirche und verlangten nach Hmelnizki.

„Sie sollen den Gottesdienst nicht stören," erwiederte dieser.

Der Priester indeß, der die Bewegung im Gotteshaus bemerkte, beeilte sich, zu Ende zu kommen.

Als Hmelnizki, sein Weib am Arme, von den Kosacken und Bauern gefolgt hinaustrat, schrie ihm Jan, vor Wuth stotternd entgegen:

„Zu Pferde! der Staroste von Tscherin hat unser Gut Bobrowka überfallen, unsere Leute daraus vertrieben mit Gewalt und davon Besitz ergriffen."

Hmelnizki strich sich heftig den Schnurrbart und befahl sein Pferd vorzuführen.

„In den Sattel, Burschen, zu den Waffen," rief Jan den Kosacken zu, welche mit einem Hurrah antworteten.

„Nicht doch," erwiederte Hmelnizki, „ich reite allein mit Dir."

„Was sollen wir allein ausrichten," sagte Jan erstaunt.

„Ein Mann allein mit seinem guten Rechte," entgegnete der Herr von Hmelin, „ist mehr als ein Heer ohne dieses. Ich denke nicht an Gewalt. Ich will nichts als was mein ist vor Gott und den Menschen, was brauche ich da Kosacken und Waffen?"

„Wie kannst Du hoffen gegen Gewalt mit Gründen aufzukommen," rief der Sohn, „der Staroste wird über uns lachen."

„Er wird nicht lachen," erwiederte Hmelnizki.

Indeß war sein feuriges Ukrainerpferd vorgeführt worden, er schwang sich hinauf, schwenkte seine Mütze und sprengte davon, der Sohn folgte ihm, sonst Keiner.

In Bobrowka fanden sie den Staroste mit einigen seinen adeligen Freunde im Hause zechend, die Leute des Usurpators im Keller um ein Faß Ungarwein beschäftigt, Alle bereits ziemlich vollgesoffen. Niemand schien die Ankunft des Besitzers zu bemerken oder daran zu denken, ihm Widerstand zu leisten.

„Guten Tag, meine Herren," begann Hmelnizki, unter die Polen tretend, „ich be

*) Polnischer Rock mit geschlitzten hängenden Aermeln.

**) Krummer Säbel.

grüße Sie, denn Sie sind, wenn auch ungebetene Gäste, doch meine Gäste."

„Bene dixisti," schrie der Staroste, „gebt ihm ein Glas Wein, In vino veritas. Aber jetzt ist zu bedenken, daß Du nun unser Gast bist, mein Gast, ja, ja. gebt ihm ein Glas Wein, ein Glas von seinem Wein."

Der Staroste, ein noch junger Mann mit hellblondem kurzgeschnittenem Haar und Schnurrbart, schlug mit der Faust auf den Tisch und brach in ein wüstes Gelächter aus.

„In vino veritas," erwiderte Hmelnizki, der sich zu lächeln bemühte, „Ihr erkennt an, daß dies mein Wein ist, mehr verlange ich nicht, damit habt Ihr auch anerkannt, daß dies mein Haus und Hof und Gut ist und somit noch einmal, willkommen als meine Gäste."

„Ich glaube er ist betrunken," wendete sich der Staroste zu seinen Freunden, „er bildet sich ein, daß dieses Gut Bobrowka, mein Bobrowka, sein ist."

„Wir haben Besitz ergriffen von Bobrowka, wie Du siehst," rief einer der Edelleute.

„Ja — wir," schrie der Staroste, „ich — ich — also — wenn Du kein Glas Wein willst, was willst Du also hier?"

„Mein Recht," entgegnete der Herr von Hmelin.

„Da hast Du das Recht von heute," rief der Staroste, an den Säbel schlagend.

„Ist dies Scherz oder Ernst?" fragte Hmelnizki ruhig.

„Seit wann scherzen die Starosten, wenn sie von einem Gut Besitz ergreifen?" entgegnete einer der Polen.

„Dann seid Ihr also Räuber!" schrie Jan.

„Räuber — wer? — wir?" riefen die Polen durcheinander.

„Sie wollen uns überfallen, zu den Waffen," schrie der Staroste und zog seinen Säbel zur Hälfte, aber Hmelnizki stieß ihm denselben in die Scheide zurück.

„Ich weiche der Gewalt," sagte er, „aber ich erhebe hiermit Protest gegen Dein Beginnen als ein gewaltthätiges und verbrecherisches und ich werde Klage führen."

„Bei wem?" fragte der Staroste mit verglasten Augen lächelnd.

„Bei Gericht."

„Das Gericht bin ich, mein Geliebter," erwiderte der Staroste.

„Beim Könige also."

„Der König bin ich hier, mein Theurer," stammelte der Staroste, nahm ein Glas Wein und verschüttet, indem er es zum Munde führte, die Hälfte auf seinen sammtenen mit Zobelpelz verbrämten Kontusch.

Hmelnizki würdigte die adelige Bande keines Wortes mehr, sondern setzte seine Mütze auf und verließ das Gemach.

„Ich bin das Gericht," schrie ihm der Staroste nach, indem er vom Sessel fiel, „ich bin der König," schnarchte er unter dem Tische liegend, „ich bin der König."

Seit Monaten führte Hmelnizki Proceß gegen den Starosten von Tschehrin und hatte bedeutende Summen Geld s ausgegeben, ein zweites kleineres Besitzthum verpfändet, ohne zu einem Resultate zu kommen. Man gab ihm nicht Unrecht, aber auch nicht Recht.

Noch hoffte er auf den König, aber sein Weib und sein Sohn theilten diese Hoffnung nicht. Der Letztere drängte auf den Weg der Gewalt, während Lidwina die Abwesenheit ihres Gatten, welcher nach Hofe gegangen war, benutzte, um auf gütlichem Wege das zu erreichen, was ihr durch Waffen und Kosacken ebenso unerreichbar schien, als durch einen Rechtsspruch. Sie vertraute auf ihre Jugend und Schönheit mehr, als auf den Säbel und den tapfern Arm ihres Gatten.

Der Staroste von Tschehrin stand eben nach einer durchschlemmten Nacht im seidenen Schlafpelz auf dem Balkon seines steinernen Palastes und lachte über einen Juden, welcher auf seinen Befehl unter dem Pranger stand und von der gaffenden Menge mit Speckschnitten und Schinkenbeinen geneckt und beworfen wurde, als ein mit vier Ukraner Pferden bespannter Schlitten vorfuhr, aus dem eine schlanke jugendliche Dame sprang, die Bärenfelle abwerfend und in sein Haus trat.

Er gab, ohne nach ihrem Namen zu fragen, den Befehl sie vorzulassen.

Sie trat ein, im dunkelrothen Atlasrock, den Kontusch von selbem Stoffe mit Marderpelz besetzt, eine Marderpelzmütze mit Geierfedern geziert auf dem dunklen Haar und schlug den Schleier zurück.

Dem Starosten entfuhr ein Ruf der Ueberraschung, das junge schöne Weib, das vor ihm stand, blendete ihn so sehr, daß er roth wurde und stammelnd um Vergebung bat, daß er sie im Negligé empfange. Er bat sie endlich, sich zu setzen.

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen," begann er mit polnischer Galanterie.

„Ich bin die Frau Hemelnizki's, entgegnete die Dame.

Die Verlegenheit des Starosten steigerte sich. „Womit kann ich etwa dienen?" sprach er, die Augen niederschlagend.

„Sie haben uns ein Gut genommen, Euer Hochwohlgeboren," begann Lidwina.

„Nicht Ihnen, dagegen protestire ich," rief der Staroste, „Ihrem Gatten allerdings, aber es sind da Umstände, die Sie berücksichtigen müssen, Verhältnisse, welche — aber — wir werden uns doch nicht mit Geschäften unterhalten, es wäre von mir ein Verbrechen einer so schönen Dame gegenüber, erlauben Sie, daß ich Wein und Confect bringen lasse."

„Sie wollen mich also nicht anhören?" sagte Lidwina.

„Gewiß will ich Sie hören, aber nicht in dieser Sache."

„Es ist aber eben diese Sache, um derentwillen ich komme."

„Ich weiß Alles, was Sie vorbringen wollen, vorbringen können," entgegnete der Staroste, „ich bin aber zu meinem tiefsten Bedauern nicht in der Lage — aber wie schön Sie sind —" er näherte sich Lidwina, welcher das Blut in die Wangen schoß.

„Dann habe ich hier nichts mehr zu suchen," sagte sie stolz und kalt und erhob sich.

„Und wie jung Sie sind," fuhr der Staroste ihre Hand ergreifend fort, „viel zu jung für den Alten, ich meine unsern Fr und Bogdan."

„Ich bin Hmelnizki's Weib von ganzem Herzen," entgegnete Lidwina im Zorne aufflammend, „und ich liebe ihn eben, weil er ein ganzer Mann ist, kein junger Fanfaron, kein Geck — vergeben Sie." —

Sie ging zur Thüre.

„Bleiben Sie doch," bat der Staroste, „ich bin unter Umständen gern bereit, zu unterhandeln, aber mit Ihnen, nur mit Ihnen. Die Sache läßt sich indeß nicht so leicht abwickeln, nicht in ein paar Stunden oder Tagen. Ich hoffe, Sie werden, um Alles rasch zu einem erwünschten Abschlusse zu bringen, für diese Zeit meine Gastfreundschaft nicht verschmähen."

Die schöne Frau antwortete mit einem vernichtenden Blicke des edelsten weiblichen Zornes und war, ehe der Staroste noch recht wußte was geschah, die Treppe hinabgeeilt, in ihren Schlitten gestiegen und entflohen.

In derselben Nacht wurde jedoch Hmelin von dem Starosten und seinen Leuten überfallen, das junge hülflose Weib aus dem Bette gerissen, geknebelt, in Pelze gehüllt auf einen Schlitten geworfen, und dann mit der schönen Beute davongejagt. Erst als die adeligen Räuber Hmelin verlassen hatten, entdeckte Jan, welcher seine zersprengten Kosacken sammelte, die Ursache des Ueberfalles, die Entführung Lidwina's.

Er verfolgte den Starosten, ohne ihn jedoch ereilen zu können, und als er vor Tschehrin kam, fand er die Thore geschlossen und mußte, Verzweifelung im Herzen, abziehen.

Er that es jedoch nur, um alles Volk in Hmelin zu bewaffnen und es zum Ueberfall der Starosten zu rüsten.

So fand ihn Hmelnizki.

Der Sohn theilte ihm den empörenden Vorfall unter Thränen mit und forderte ihn auf, Rache zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Goldkörner.

Sich im Spiegel zu beschau'n
Kann den Affen nur erbau'n.
Wirke! — Nur in seinen Werken.
Kann der Mensch sich selbst bemerken.

Rückert.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 40. Sonntag, den 2. April **1871.**

Hmelnizki, der Kosack.*)

Novelle von Sacher Masoch.

„Die Milde ziemt dem Weibe,
Dem Manne ziemt die Rache."
Mirza Schaffi.

Es war im Jahre 1644 in Deutschland der dreißigjährige Krieg, im Osten hatte das Ringen der Polen und Russen um die Herrschaft in der slavischen Welt begonnen. Ein strenger Winter hatte die kleinrussischen Landschaften heimgesucht und die spärlich gesäeten Dörfer und Edelhöfe mit Schneewällen umgeben.

Auch die Bewohner von Hmelin saßen wie in einem Dachsbau vergraben. Die aus Weidenruthen geflochtenen, mit Lehm beworfenen, mit Stroh gedeckten Hütten des kleinen, ärmlichen Dorfes drängten sich um den Edelhof, die Kirche und die Schenke zusammen. Der erstere zeichnete sich vor den Bauern-Häusern dadurch aus, daß er aus Holz aufgeführt und mit Holz gedeckt, innen und außen mit weißem Kalk getüncht und sammt den ihn umgebenden Stallungen und Wirthschaftsgebäuden von einem stattlichen Zaun eingeschlossen war. Auch die Kirche mit ihren drei griechischen Thürmen war von Holz, an ihr klebte das kleine hölzerne Pfarrhaus und der Kirche gegenüber lag die Schenke, welche dem Edelhofe an Luxus des Baues und der Einrichtung ebenbürtig zur Seite stand.

Es war Abend. Der Himmel hell und mit zahlreichen flimmernden Sternen bedeckt, die Luft ruhig. Tiefe Stille herrschte ringsum im Dorfe, und auf der weiten beschneiten Fläche, aus der nur hie und da ein paar verkrüppelte Weidenbäume und am Horizonte einige dunkle Streifen Nadelwaldes emporragten. Diese Stille wurde nur selten von dem heiseren Rufe eines Raben, oder dem Gebell eines Hundes unterbrochen. Geräuschlos glitten die traurigen Gestalten der Landleute, in Leinwand gekleidet, selten von rohen Schaffellen umhüllt, auf ihren Bastschuhen über die schmalen Pfade, welche sie sich im Dorfe aufgewühlt hatten, zur Schenke, wo ihnen ein schmutziges Judenmädchen den giftigen Branntwein einschenkte, während Chaim Pintschew, der Schaakherr, träge in seinem großen Fuchspelz an dem runden Lehmofen lehnte und sein schönes junges Weib hinter dem Schanktisch saß, in bequemer mit Iltispelz gefütterter und besetzter Jacke, ihrem Kurde die Brust gab und ihre schwarzen Sammtaugen bald auf der mit Strohmatten bedeckten Diele, bald auf den frierenden vor Kälte schlotternden Bauern haften ließ, welche sich eifrig die Hände rieben und die Füße abwechselnd hoben und zur Erde niederstießen.

Chaim Pintschew der Jude und sein junges Weib konnten jedoch nicht bloß auf die armen frierenden und hungernden kleinrussischen Bauern sondern auch auf den Hof des Edelherrn mit einigem Stolz und Behagen blicken, doch war der Wohlstand, ja das nackte Dasein von einer guten Ernte abhängig, hier ruhte er auf sicherer Grundlage denn der Jude hatte was nur in Hmelin und der Umgebung zu kaufen war, gepachtet.

*) Dem Omnibus entnommen.

Die polnische Regierung von damals, der König und seine Beamten, Wojewoden, Starosten und Kastellane, schienen keine andere Aufgabe zu haben als ihr eigenes Volk, insbesondere, das zur griechischen Kirche zählende kleinrussische zu plündern, und diese Plünderung war in ein wohlorganisirtes System gebracht, Alles was nur besteuert werden konnte war besteuert, und Steuern, Schankrecht und selbst Gerichtsbarkeit an Juden verpachtet.

So war Chaim Pintschew in der That die erste Person in Hmelin und hinter der Demuth, mit welcher er dem Edelherren nahte, blickte der Spott hervor.

Und doch war Bogdan Hmelnizki der Herr von Hmelin, kein Mann zum Spotte. Man kannte ihn in der ganzen Wojewodschaft, ja am Hofe zu Krakau als einen tapferen Soldaten und einen Mann von damals beispiellosem, unerschütterlichem Rechtsgefühl.

Der Adel, das Landvolk, die jüdischen Pächter, seine Leute, Alles blickte mit Achtung, ja Scheu auf ihn. Eine nicht geringe Schaar von Dienern und Kosacken füllte seinen Hof. Besaß der polnische Edelmann auch selten baares Geld, so waren doch seine Scheuern gefüllt, so fehlte es weder an Speise und Trank für Menschen und Pferde. In jener kriegerischen Zeit stieg das Ansehen des Mannes mit der Zahl der Kosacken, welche er anwerben und in seinem Dienste halten konnte. Hmelnizki hatte deren fünfzig, alle gut beritten, gut gekleidet und gerüstet. Sie übten sich täglich in den Waffen und tummelten ihre kleinen feurigen Pferde, und wenn der Abend kam, lagen sie in den Ställen bei ihren Thieren auf dem Stroh oder saßen in der Schenke und tranken Branntwein und sangen ihre schwermüthigen Lieder.

Heute hatten sie sich jedoch in der weitläufigen Stube versammelt, in welcher das Hofgesinde seine Mahlzeiten zu nehmen pflegte und besprachen, die Abwesenheit des Herrn benutzend, um das prasselnde Feuer des großen Bauofens zusammengedrängt, mit den Hausleuten und den Bauern aus dem Dorfe die Lage ihres Volkes, die Unterdrückung ihres Glaubens, des Rechtes und der Freiheit durch die Großen, die Erpressungen der polnischen Edelleute und der jüdischen Pächter.

„Ein eigenes Haus, wenn es auch noch so eng ist, ist doch immer besser, als ein weites, das man mit Fremden theilen muß, klagte ein alter Landmann mit kahlem Kopf und langem weißen Schnurrbart, „es war besser, so lange wir nicht bei Polen waren."

„Gewiß war es besser," bestätigte eine schöne Greisin in farbigem Leinwandrock und reinlichem kurzen Schafspelz; es war Barbara, die Amme des Herrn von Hmelin, welche jetzt die Aufsicht in der Bäckerei führte. „Gott soll uns gnädig sein, wenn es so fort geht. Der Bauer ist jetzt schon gleich dem Vieh gehalten, ja weit schlimmer noch. Und wie hält man es mit den Verträgen, mit den Rechten unserer Kirche?"

„Ja, es ist zu erstaunen, daß sie uns Griechen, Kleinrussen und Kosacken noch das Wasser, das Feuer und die Luft nicht besteuert haben," seufzte ein Kosack, „müssen wir nicht bereits Taufe und Trauung, Jagd und Fischerei, ja für den Rechtsspruch des Gerichtes Abgaben zahlen?"

„Und Alles dies an die Juden verpachtet," schrie ein Bauer, „die in ihren warmen Pelzen stecken, während uns Bauern der Frost schüttelt." Er spuckte wüthend aus.

„Und jeden Sonntag heißt es mit dem Juden um die Schlüssel der Kirche handeln, wenn wir eine heilige Messe hören wollen," fügte ein junger Kosack hinzu.

„Man sollte dem Könige klagen," wurden Stimmen laut.

„Ah! dem feisten Schlemmer, der sich nur um Weiber, Jagd und Wein von Tokai bekümmert," entgegnete der Schließer, der bei dem Herrn in großer Gunst stand.

„Also sollte man zum Starosten gehen," meinte ein Kosack. Der Schließer schlug ein helles Gelächter an.

Unser Staroste von Tschehrin," rief der alte Bauer, „das ist der wildeste Gesell von Allen, ohne Erbarmen, gewaltthätig wie ein Tartar, ein reiner Türke."

„Es kann nicht so bleiben," sprach leise einer der Kosacken, der erst vor kurzem aus der Ukraine gekommen war, „bei uns kocht es, und denkt was ich Euch sage, Ihr werdet es

noch erleben. Wir Kosacken haben keine Pflicht gegen Polen, als die Grenzen zu vertheidigen gegen die Tartaren und die Türken, wir waren immer ein freies Volk und werden es bleiben, so Gott es nur zugibt. diese Abgaben die man uns auferlegt wider Alles Recht, sie machen die Sache erst reif. Gebt Acht es stehen große Dinge bevor. Man hat vor wenig Tagen ein feuriges Schwert am Himmel gesehen in der Richtung der Ukraine. . .

„Was Ihr sagt," murmelte Barbara.

„Es ist so, ich habe es auch gesehen," bestätigte der alte Bauer.

„Unser armes Bauernvolk hat so nichts zu verlieren, als dieses elende Leben," fügte ein andrer Landmann hinzu, „wenn die Kosacken aufstehen und in das Land kommen, wird ihnen Alles zulaufen."

Es gibt keine Hülfe mehr, als Krieg gegen die Polen," fügte der Schließer hinzu.

„Einer nur könnte helfen," sprach nach einigem Besinnen die alte Amme, „Einer."

„Wer das?" riefen viele zugleich.

„Unser Herr!"

„Ja der," murmelte es von allen Seiten, „der hat Anderes im Sinn," sagte der Schließer lächelnd, „meint ihr, er habe eine junge, schöne Frau genommen, um nach einem Monate aus ihren Armen in den Krieg zu laufen?" „Wenn es nur gut thut mit der Herrin," murmelte nach einer Pause die alte Amme, „der Herr ist über vierzig Jahre, ich weiß es, ich habe ihn aufgezogen, und ein erwachsener Sohn von der ersten Frau im Hause, und nimmt ein Weib von zwanzig Jahren kaum, und gibt seinem Sohn eine Stiefmutter, die jünger ist, wie er. Gott wende es zum Besseren."

Die Alte schwieg. Die Anderen setzten das Gespräch im Flüstertone fort, denn jeden Augenblick konnte der Herr, Bogdan Hmelnizki, von der Jagd zurückkehren. Indeß saß sein junges Weib, Lidwina, in der warmen Stube des Edelhofes und spann.

Der Raum war, wie der Sitz des Edelherrn, schlicht und kriegerisch eingerichtet, er entbehrte nicht der Bequemlichkeit, aber jeder Pracht, Wände und Decke waren von Eichenholz, getäfelt, Schränke, Stühle, Tische von weißen Holze, mit farbigen Blumen bemalt. An den Wänden hingen ein paar Heiligenbildern, ein großes Crucifix, unter welchem eine rothe Lampe brannte, Waffen, Panzer, Drahthemden, Lanzen, Streithämmer, krumme Säbel, kleine runde Schilde, ein paar Pistolen und zwei riesige Hackenbüchsen, Geweihe und Felle erlegter Thiere, Trinkhörner, türkische Trophäen.

Die Mitte der Hauptwand nahm ein großer steinerner Kamin ein. An demselben saß, in einem breiten gepolsterten Stuhle, die Füße auf einem glänzenden Bärenfelle, die junge Herrin.

Die Flammen des Kaminfeuers spielten auf ihrem edlen, reizenden Gesichte, dem die Adlernase und der volle Mund mit den leicht aufgeworfenen Lippen etwas Trotziges und sein Sinnliches gab. Ihre schlanke Gestalt von mäßiger Größe kam in dem sich knapp anschmiegenden nationalen Kleide zu herrlicher Geltung, der kurze blaue Wollenrock, nur bis zum Knöchel reichend, ließ die zierlichen Füße in den Stiefeln von feinem rothen Saffian sehen, eine Art Kazabaika von hellbraunem Leder mit dem zarten Pelzwerk junger schwarzer Lämmer gefüttert und ausgeschlagen, umschloß den Oberkörper, unter dem rothseidnen Tuche, das den Kopf gleich einem Turban einhüllte, hervor lockte sich das reiche hellbraune Haar weich um die Schläfen und fiel in prächtigen breiten Flechten auf den Rücken herab.

Neben der Herrin auf der Lehne des Stuhles lag eine große milchweiße Katze, welche mit geschlossenen Augen behaglich schnurrte.

Außer dem Schnurren der Katze und dem Prasseln des Kaminfeuers war nichts zu hören. Die schöne Frau schien nun mit ihrer Spindel beschäftigt, ihr großes graues Auge gedankenleer.

Plötzlich tönten Schritte in dem mit Lehm gepflasterten Gange, welcher zwischen den Wohnstuben lief.

Lidwina horchte erst einen Augenblick, dann sprang sie auf und in einem zugleich wilden und anmuthigen Satze den beiden Männern entgegen, welche sich auf der Schwelle zeigten. Die Katze hatte sich indessen vor den großen Rüden, welche diesen voran in die Stube

liefen, auf den hohen Sims des Kamines geflüchtet und betrachtete von dort aus scheinbar ruhig mit ihren grünen Augen die bellenden Feinde.

Die beiden Männer waren Bogdan Hmelnizki und sein Sohn Jan.

Hmelnizki, hoch und schlank gewachsen, mit einer eisernen Muskulatur, langgeschnittenem wetterbraunen Antlitz, dunklem Schnurrbart, reichem braunen Haare und lebhaftem blitzenden dunklen Auge konnte für den älteren Bruder gelten, seine Bewegungen waren bei allem natürlichen Anstande auffallend rasch und elastisch. Der Hauptzug seines Gesichtes war Ehrlichkeit, Offenheit, gepaart mit Gutmüthigkeit. Wie zärtlich, wie liebevoll konnte sich sein Auge in das seines Weibes versenken, als er Ludwina jetzt an seiner Brust hielt und mit Küssen bedeckte.

Jan, sein Sohn, war ein kräftiger Jüngling von 22 Jahren, ganz das Bild seiner verstorbenen Mutter, weiß, mit frischem Roth auf den Wangen, hellen, lachenden blauen Augen und blondem Haar.

„Wir haben Glück gehabt," sprach endlich der Herr von Hmelin, „hier unsere Beute."

Vier Bauern brachten auf einer Stange einen riesigen braunen Bären herein, den sie auf Hmelnizki's Wink zu den Füßen der Herrin niederlegten.

Ludwina schrack einen Augenblick zurück, dann berührte sie, den Arm wie zu ihrer Sicherheit um den Nacken ihres Gatten, das Thier mit dem Fuße.

„Fürchte Dich nicht," sprach Hmelnizki.

„Ich denke an die Gefahr, in der Du Dich befandest," erwiderte das schöne junge Weib, „und das macht mich zittern, das allein."

„Diesmal hast Du Dich ohne Noth geängstigt," sagte der Herr von Hmelin, „als der Bursche auf mich zukam, rief ich ihn an und er stand auf die Hinterbeine auf, Jan eilte mir zu Hülfe, aber ich hatte ihm schon die Pike in das Herz gestoßen. Es war das Werk eines Augenblicks und da hast Du jetzt die versprochene Decke für Deinen Schlitten."

Dann saßen die Männer an dem schmucklosen Holztische, der mit einem feinen Linnen gedeckt war, und verzehrten ihr Abendmahl, aus braungeröfteten Buchweizengraupen und geräuchertem Fleisch bestehend, und tranken dazu Ungarwein aus deutschen Henkelgläsern, die ein Jude von der Danziger Messe gebracht hatte.

Hmelnizki plauderte mit seinem jungen Weibe, der Sohn aber saß still, in sich gekehrt, nicht einmal die Hunde beachtend, die ihre mächtigen Köpfe freundlich an seine Kniee legten.

Endlich erhob sich der Vater und ging zur Ruhe.

Ludwina verließ das Gemach und kehrte nach wenigen Augenblicken zurück, um die Lampe unter dem Gekreuzigten zu verlöschen.

Sie fand Jan, wie sie ihn verließ, auf beide Hände gestützt vor sich hinstarrend, trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Was hast Du?" fragte sie besorgt.

Jan schüttelte das Haupt.

„Du schienst so heiter, so unbekümmert, so voll Lebensmuth, als ich in das Haus kam," fuhr sie fort, „und jetzt —"

„Ja, ja," murmelte er, „ehe Du kamst."

„Wie?" — die junge Stiefmutter trat erschrickt einen Schritt zurück.

Es war zu spät.

Schon lag der Sohn vor ihr auf den Knieen, küßte ihre Hände, den Saum ihres Gewandes, ihre Füße und weinte. Ludwina beugte sich über ihn, ihre Lippen berührten gleich einem Hauch mitleidig seine Stirne und dann floh sie wie ein gescheuchtes Reh.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Eins sind wir zwei; doch wenn wir uns zusammenfügen,
Entzweien wir Alles, was wir kriegen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 37 des Unterhaltungsblattes: „Siegellack."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 42. **Donnerstag, den 6. April** **1871.**

Hmelnizki, der Kosack.

Novelle von Sacher Masoch.

(Fortsetzung.)

Hmelnizki barg einen Augenblick sein bleiches, verstörtes Gesicht in den Händen, dann sagte er: „Sprich nicht von Rache, von Gewalt; wollen wir Denen, die Unrecht thun, mit den Waffen antworten, so thun wir nur was Jene thaten. So lange es Recht und Gesetz, Gericht und König gibt, hoffe ich auf meine gute Sache und nicht auf meinen Säbel."

„Du bist im Stande sie in seiner Gewalt zu lassen?" schrie Jan entsetzt. „Bedenkst Du nicht —"

„Ich habe Alles bedacht," unterbrach ihn Hmelnizki, „ein schweres Verhängniß bricht über uns herein; aber deßhalb weiche ich keinen Fuß breit vom Boden des Rechtes ab. Richte Dich darnach. Es ist mein letztes Wort in dieser Sache."

Der Sohn blieb hierauf stumm und in Gedanken versunken in der Stube sitzen, während Hmelnizki den Bauern die Waffen abnahm und sie nach Hause schickte.

Dann nahm er Tintenfaß, Papier, Feder und schrieb seine Klage an den König.

Als er damit zu Ende war, las er sie und las sie noch einmal, ging dann in seine Stube und schloß sich ein, und als der Sohn leise an die Thüre kam und horchte, hörte er den eisernen, muthigen Mann wie ein Kind weinen.

Eine wohlthätige Bewußtlosigkeit umhüllte einige Zeit die Sinne der geraubten Frau, als sie zu sich kam, lag sie in einem prächtigen Gemache des Starostenschlosses zu Tschehrin, auf einer türkischen Ottomane, zwei Negerinnen, in weiße Seide gekleidet, erwarteten knieend, die Arme auf der Brust, ihre Befehle.

Lidwina blickte um sich, sie tastete mehrmals an der Tapete, an den kostbaren seidenen Decken und Fellen, mit denen sie selbst bedeckt war, ehe sie vollkommen begriff wo sie war, ehe sie sich erinnerte was mit ihr geschehen.

Sie vergrub ihre Hände in dem aufgelösten Haare und begann zu weinen, dann lag sie einige Zeit in einer Art dumpfer Betäubung. Eine alte Frau in einfacher Kleidung kam herein und richtete Fragen an sie, welche sie nicht beantwortete, ja nicht einmal zu hören schien.

Erst als die Mittagssonne ihre freundlichen, warmen Strahlen durch die Fenster warf, richtete sich Lidwina auf und verlangte nach ihren Kleidern.

„Sie sind in Hmelin geblieben," erwiderte die Alte, „es sind indeß andere für dich bereit, gnädige Herrin, ehe Du Dich jedoch ankleidest, wirst Du ein Bad nehmen wollen."

Lidwina schwieg.

Auf den Wink der Alten hoben die Mohrinnen sie auf ihre Arme und trugen sie in das mit türkischen Teppichen geschmückte Badezimmer, wo sie dieselbe entkleideten und im Bade bedienten.

Nachdem sie dasselbe verlassen hatte, trock-

neten die schwarzen, stummen Dienerinnen sie mit feinen Leinen, wuschen ihr Leib und Haare mit wohlriechenden Wässern und zogen ihr goldgestickte Pantoffeln und einen Schlafpelz von rothem Sammt mit herrlichem Zobel, gefüttert und ausgeschlagen an.

Dann führten sie Lidwina in das Zimmer zurück, in welchem sie erwacht war und wo sie ein köstliches Frühstück erwartete, die Mohrinnen bedienten sie mit feinem Eingemachten, Früchten, Sorbet, Wein, während eine unsichtbare Musik ertönte, lieblich und einschmeichelnd, wie sie die junge in der Wildniß kleinrussischen Landlebens aufgewachsene Frau nie gehört hatte.

Alle die Pracht, welche sie das erste Mal in ihrem Leben umgab, blendete Lidwina, und als der Staroste fragen ließ, ob sie „die Gnade haben wolle, ihn zu empfangen, mußte sie unwillkührlich lächeln und warf einen Blick in den gegenüberstehenden Spiegel, und als sie sich in der fürstlichen Toilette das erste Mal in der ganzen Pracht ihrer Schönheit sah, erröthete sie und, als ob sie jetzt das Verbrechen des Starosten verzeihlicher fände, bat sie ihn einzutreten.

Der Staroste, welcher ausnahmsweise nicht getrunken und die Nacht nicht durchwacht hatte, sah in seinem festlichen Sammtkleide mit Zobelpelz besetzt, die Karabella an der Seite, vortrefflich aus, er war ein stattlicher, hübscher Mann, auf dessen sonst fahle Wangen heute die ganze Frische der Jugend zurückgezaubert war.

„Ich bedaure, gnädige Herrin," begann er, „die Art und Weise, wie ich meine gestrige Einladung, welche Sie so schnöde zurückwiesen, wiederholen mußte, aber was wollen Sie mit einem verliebten Thoren anfangen, und ich bin verliebt bis zum Wahnsinnn, ich würde gerne Alles was ich besitze, mein Blut, mein Leben um Sie geben, aber wie schön sind Sie auch, ich habe so ein Weib noch nie gesehen, weder im Lande noch am Hofe des Königs."

Lidwina erröthete neuerdings.

„Glauben Sie nicht, daß Ihre Schmeicheleien —" unterbrach sie ihn.

„Ich spreche die volle Wahrheit," entgegnete der Staroste in dem er die Hand betheuernd auf die Brust legte, „und wenn meine Huldigungen Sie verletzen —"

„Hoffen Sie wenigstens nicht, daß dieselben den geringsten Eindruck auf mich machen werden," fuhr Lidwina fort, „ich bin ein Weib, unfähig, der Gewalt zu widerstehen, ich kann Ihrer Rohheit nur Bitten und Thränen entgegensetzen, aber was sind Bitten und Thränen für Sie —"

„O! besorgen Sie keinen Zwang," fiel der Staroste mit einem liebenswürdigen Lächeln ein. „Innerhalb der Mauer von Tschehrin, sind Sie die Herrin und ich der Sclave."

Lidwina senkte den Blick vor den Feueraugen des Starosten und strich verwirrt mit der Hand über das weiche Pelzwerk, das sie umhüllte.

„Sie können sich vollkommen frei bewegen," fuhr der Staroste fort, „in diesem Palaste, der Ihr Eigenthum ist, ebenso gut wie in der Stadt, welche Ihnen gehorchen wird."

„Das klingt bestechend," erwiderte Lidwina, „aber diese Mauern, innerhalb welchen ich gebieten soll, halten mich gefangen."

„So lange nur, bis Sie selbst dieselben nicht mehr zu verlassen wünschen," sagte der Staroste.

„Sie wollen sagen, bis mein Mann mich befreit," rief Lidwina, deren Stolz, deren besseres Wesen von Neuem aufflammten.

„Herr Bogdan Hmelnizki denkt nicht daran," erwiderte der Staroste mit einem feinen Lächeln.

„Das lügen Sie!"

„Ereifern Sie sich nicht, schöne Herrin," antwortete der Staroste, „aber Sie sollten doch Herrn Bogdan wenigstens ebenso gut kennen, als ich ihn kenne, als ihn die Welt kennt. Er ist ein ehrenwerther Mann, ein Mann, der aber in unserer Zeit dasteht wie eine Vogelscheuche unter Raben, Krähen und Dohlen. Man lacht über ihn. Er ist es nicht, von dem Sie einen bewaffneten Ueberfall, oder gar einen Krieg gegen mich erwarten dürfen, ja Klagen, Repliken, Dupliken, kurz Tinte und Papier, und wieder Papier, aber keine Säbelhiebe."

„Nein, nein, das ist unmöglich," rief die arme Frau.

„Es scheint nur so," erwiderte der Staroste, „Herr Bogdan ist ein Mann der Worte, nicht der Thaten."

„Wenn er mich nicht befreit, wenn er nichts thut, mich zu befreien mit Gewalt der Waffen," rief Lidwina auf das höchste erregt, „dann liebt er mich nicht."

„Sie haben es ausgesprochen, schöne Herrin," sagte der Staroste, „er liebt sie nicht, wie kann auch ein alter Mann lieben!"

Lidwina wurde bluthroth.

„Ich aber liebe Sie," schloß der Staroste die Unterredung, zugleich ließ er sich auf ein Knie vor Lidwina nieder und führte den Zipfel ihres Schlafpelzes an die Lippen. Einen Augenblick später hatte er sie verlassen.

Der schwere Vorhang rauschte feierlich hinter ihm zu.

In den nächsten Tagen ließ sich der Staroste nicht blicken, er wollte der schönen Lidwina offenbar Zeit lassen, ihre jetzige Lage und Umgebung mit ihrer früheren zu vergleichen, und dies that sie redlich, zum Theil gegen ihren Willen.

Anfangs dachte sie mit tiefer Rührung an Hmelin, bald aber übten Luxus und Behagen ihren natürlichen Zauber aus, gegenüber den Räumen, Möbeln, Geräthen, welche sie in Tschehrin umgaben, den Mahlzeiten, welche ihr servirt wurden, den Stoffen, in die man sie hier kleidete, erschien Hmelin mit seinem rohen Holzgetäfel, seinen groben Speisen in der That sehr ärmlich, die schöne Frau strich mit den feinen Fingern durch die goldigen Haarspitzen des köstlichen Zobels, mit dem ihr Schlafpelz gefüttert und besetzt war, sie dachte an die bäuerischen Lammfelle, in welche sie ihr Gatte gehüllt hatte und mußte unwillkührlich lächeln.

Eine Woche verging und Lidwina gefiel sich in Tschehrin.

Eine zweite floß dahin und die schöne Frau hätte es nicht mehr für möglich gehalten, nach Hmelin zurückzukehren.

Der Staroste besuchte sie täglich. Anfangs bat er noch um Erlaubniß, dann lud sie ihn ein, zu kommen.

Noch kurze Zeit und Lidwina saß an der Tafel des Starosten und stimmte in die wüsten Scherze seiner Freunde ein. Glänzende Feste, Schlittenfahrten, Maskenzüge, Tänze fanden ihr zu Ehren statt.

Ein einziges Mal noch fragte sie nach ihrem Gatten.

„Er hat eben seine Duplik eingereicht," sagte der Staroste mit einem sauischen Lächeln, und Lidwina — das Weib des besten Mannes in Polen, brach in ein lautes schmähliches Gelächter aus.

Wieder war der Adel der Umgebung in Tschehrin an der Tafel des Starosten versammelt. Lidwina, in rosa Atlas und Hermelin gekleidet, führte den Vorsitz. Als die Ausgelassenheit den höchsten Grad erreicht hatte, kniete der Staroste plötzlich vor der schönen Frau nieder, raubte ihr, nach polnischer Sitte, den Schuh vom Fuße und trank daraus auf ihr Wohl.

Die Musik begleitete diesen Act der Courtoisie, welcher eine öffentliche Liebeserklärung war, mit einem Tusch.

Die Cavaliere schrien: Vivat kochajme sie! Vivat, lieben wir uns!

Man umarmte, man küßte sich.

Dann rangirten sich die Paare, die Musikanten — in Polen stets Juden, wie in Ungarn Zigeuner — an der Spitze, zur Polonaise und fort ging es durch die lange Reihe der Säle, durch die Corridore, hin und zurück, bis die ganze lustige Gesellschaft im Tanzsaale Halt machte.

Nun spielten die langbärtigen, fettlockigen Juden die nationalen Weisen, den Mazur, den Kosack, Krakowiak, die Kolomijak, bis in den hellen Tag hinein, beim Gestampf der Tänzer, dem Geklirr der Sporen und dem Jauchzen der Zechenden.

Lidwina zog sich nach Mitternacht in ihre Gemächer zurück. Sie ließ sich von ihren Dienerinnen entkleiden, schlüpfte in ihren Schlafpelz und machte Miene noch aufzubleiben, als sie jedoch allein war, sperrte sie rasch die Thüre, und schob zum Ueberflusse noch den Riegel vor, und athmete auf.

Mit einem halb schelmischen, halb boshaften Lächeln ließ sie dann erst den kostbaren Schlaf-

pelz langsam von ihren Schultern herab auf den Boden gleiten.

Sie war übermüthig geworden, die schöne Lidwina, aber noch hatte sie die Pflichten gegen ihren Gatten nicht verletzt.

Sie verlöschte jetzt rasch die Kerzen, so daß nur eine kleine Ampel ihr mattes rothes Licht in das Gemach warf, und ging dann zur Ruhe. Aber sie lag nicht lange, so streifte ein Luftzug ihre Wange und der Staroste stand vor ihr, er schien aus der Wand zu treten. Eine geheime Thüre hatte sich geöffnet und ihn eingelassen.

Lidwina schrack zusammen, sie unterdrückte einen Schrei, aber schon lag der Staroste zu ihren Füßen, und sie — sie öffnete ihre Arme. —

Während ihm sein junges Weib, durch Luxus und ritterliche Huldigung verführt, verloren ging, suchte Chmielnizki vergebens bei den polnischen Gerichten sein Recht gegen den Entführer. Dennoch gelang es der Leidenschaft, dem Ungestüm seines Sohnes noch immer nicht, ihn zu einer Gewaltthat fortzureißen.

Da beschloß Jan, den die Liebe, die Angst um Lidwina wahnsinnig zu machen drohte, auf eigene Faust zu handeln.

Der Adel der Starostei war eben in Tschehrin zu einem Maskenfest versammelt, als Flintenschüsse in der Straße ertönten, ein Hajduck, mit Blut bedeckt, stürzte in den Saal und schrie mitten in den Tanz, das frivole Geplauder, und die heitere Musik hinein: Ueberfall! Verrath! Der Feind ist in der Stadt!

Der Staroste, welcher als Sultan maskirt war, riß die Larve herab und griff zu den Waffen, die Gäste folgten seinem Beispiel, die Sturmglocke tönte, die Fanfaren wurden geblasen, von allen Seiten stürzten die Einwohner, zur Noth bekleidet, mit Piken, Säbeln in der Faust, den Angreifern entgegen. Rasch hatte der Staroste im Hofe des Palastes die Edelleute, seine Kosacken, Hajducken und Diener gesammelt und führte sie zu Fuße in die Straße. Schon kamen die Feinde im Sturme heran, sie hatten mit Axtschlägen das Thor eingebrochen, die Wache theils getödtet, theils gefangen genommen und drangen unaufgehalten bis in die Mitte der Stadt vor.

Der Staroste übersah im Augenblick die Lage und traf ebenso blitzschnell seine Anstalten, er warf die Edelleute in geschlossener Schaar den Stürmenden entgegen, während er mit seinen Soldaten durch die Hinterpforte des Palastes in eine Seitengasse eilte und auf Umwegen plötzlich bei dem Thore erschien, das die Gegner nur mit wenigen Leuten besetzt hatten. Er vertrieb diese, verrammelte das Thor und führte in denselben, mit der Mündung gegen die Straße, zwei Carthaunen auf, welche auf dem Walle standen.

Die Kosacken ließ er zurück, mit seinen Hajduken fiel er dem Feinde so unerwartet und mit solchem Ungestüm in den Rücken, daß derselbe zugleich von vorne und von allen Seiten durch die Edelleute und die Einwohner von Tschehrin angegriffen, im Nu auseinandergesprengt war. Ein Theil fiel auf der Stelle, ein Theil, von dem Starosten verfolgt, entkam durch Seitenstraßen bis zu dem Thore, wo er von den Karthaunen niedergeschmettert wurde. Was hier nicht todt oder verwundet liegen blieb, gab sich endlich, vollkommen von Lanzen eingeschlossen, gefangen.

Unter diesen befand sich auch der Anführer der Feinde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Matrose in Paris kletterte bei dem Einzuge der Deutschen auf die Julisäule hinauf, drückte der Göttin der Freiheit eine rothe Fahne in die Hand und setzte sich auf die Schulter der göttlichen Dame. Die Pariser jubelten hell auf, die Deutschen riefen lachend: Sieh' da, eine von den Weibern von Weinsberg!

(Kindliche Frage.) „Da — da" sagte ein kleiner Junge, während er in Großmutters Saublade kramte und Alles durcheinander warf; — „jetzt ist Großpapa in den Himmel und hat seine Brille vergessen. Willst Du sie ihm mitnehmen, Großmama?"

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 43. Samstag, den 8. April **1871.**

Hmelnizki, der Kosack.

Novelle von Sacher Masoch.

(Fortsetzung.)

Der Staroste, an der Spitze des Adels in seinen Palast zurückgekehrt, ward von den Damen als Sieger mit wehenden Tüchern empfangen.

Lidwina ließ den gefangenen Führer vor sich bringen.

Lidwina, als Sultanin, im goldgestickten grünen Hermelinpelz, das dunkle Haar von dem weißen Turban umwunden, stand in diesem Augenblicke, die Larve in der Hand, an seiner Seite.

Sie schrie auf und bedeckte ihr Gesicht.

„Was haben Sie?“ fragte der Staroste, „wer ist der Mann? Kennen Sie ihn?“

„Es ist Jan Hmelnizki, der Sohn meines Gatten“, flüsterte die treulose Frau.

„Und deßhalb entziehen Sie uns Ihr schönes Angesicht“, sagte der Staroste lächelnd, „Wen fürchten Sie noch? Den Gefangenen, der gefesselt unseres Urtheilsspruchs harrt? Ja Sie selbst reizende Lidwina, sollen über sein Schicksal entscheiden.“

„Das kann ich nicht“, stammelte sie.

„Sie können ja Gnade üben, wenn es Ihnen gefällt“, erwiderte der Staroste; „Jan Hmelnizki“, fuhr er zu dem Jünglinge gewendet fort, „wer hat Dich bestimmt, gleich einem Räuber in unsere Stadt einzudringen?“

„Du bist hier der Räuber“, erwiderte Jan, „und ich ergriff die Waffen, um Dir Deinen Raub zu entreißen.“

Der Staroste antwortete mit einem verächtlichen Lachen. „Die Mühe hättest Du Dir ersparen können, sagte er dann, „die Dame, welche Du befreien wolltest, verlangt diesen Ritterdienst nicht, sie weilt nicht als Gefangene in Tschehrin, sondern als Gebieterin.“

„Du lügst!“ schrie Jan.

„Du wirst Dich sofort überzeugen,“ fuhr der Staroste fort, „denn sie ist es, die Dein Urtheil sprechen wird.“

„Nein, nein, ich nicht“, rief Lidwina und ließ die Maske fallen.

„Du hier!“ rief Jan entsetzt, „in diesen Kleidern, an der Seite dieses Schurken, was bedeutet das?“

„Das bedeutet, daß Lidwina nicht im Entferntesten daran denkt, zu der Buchweizengrütz von Hmelin zurückzukehren, sprach der Staroste.

Alle Anwesenden brachen in ein lautes Gelächter aus.

„Elende!“ rief Jan, „und um Deinetwillen, die ich jetzt ebenso verachte und verabscheue, wie ich Dich noch vor Kurzem angebetet habe, soll ich mein Leben verlieren, ich Thor, ich Wahnwitziger.“

Lidwinas Wangen waren bei der Schmähung, die ihr der Empörte vor so viel Zeugen in das Gesicht schleuderte, dunkelroth geworden, zugleich vor Scham und Zorn.

„Nein, das sollst Du nicht.“ sprach sie mit eisiger Kälte, während ihre Augen rachelustig funkelten, „sterben sollst Du nicht, aber die Peitsche sollst Du mir kosten, und ich

will zusehen und die Hiebe zählen bis es hundert sind."

„Vortrefflich", rief der Staroste, „ja er soll ausgepeitscht werden, und zwar auf der Stelle."

Auf seinen Befehl wurden hierauf die gefangenen Kosacken Hmelnizki's, 23 an der Zahl, an den Bäumen, welche den Palast umgaben, aufgeknüpft, dann ließ er Jan auf dem Platze vor demselben an einen Pfahl binden, bis zur Hüfte entblößen und wie einen gemeinen Verbrecher durch den Henker peitschen, während die Edelleute und die Einwohner von Tschehrin den Pfahl umstanden, die Damen alle Fenster des Palastes besetzt hatten, und Lidwina an seiner Seite vom Balkon herab zusah und die Hiebe zählte.

Jan biß die Zähne zusammen, das Blut strömte ihm vom Rücken herab, aber er bat nicht um Gnade, er stieß nicht einmal einen Schmerzenslaut aus. Bei dem vorletzten Hiebe schwanden ihm die Sinne.

Noch einmal holte der Henker aus.

Lidwina gebot ihm nicht Einhalt.

Die Execution war beendet.

Die Hajduken banden Jan Hmelnizki los und trugen ihn in ihre Wachtstube. Als er das Bewußtsein zurückerlangt hatte, kam einer von ihnen in den Palast, um weitere Befehle einzuholen.

„Nun, was soll weiter mit Ihrem Sohn und Anbeter geschehen, fragte der Staroste.

„Die Hajduken sollen ihn mit Hunden aus der Stadt hetzen und dann laufen lassen", gebot Lidwina.

Ihr Befehl wurde auf der Stelle vollzogen. Die schöne beleidigte Frau stand am Fenster und sah mit grausamem Vergnügen zu, wie die Rüden den Mann, der sie abgöttisch geliebt hatte und noch immer liebte, gleich einem Wilde jagten, und sie bog sich heraus, um den armen von Peitschenhieben und den Zähnen der Hunde zerrissenen Mann noch recht weit mit ihren Augen und ihrem teuflischen Lachen verfolgen zu können.

Hmelnizki kehrte von dem Wojewoden, den er fruchtlos um Hülfe gegen die Gewaltthaten des Starosten von Tschehrin angesprochen hatte, spät Nachts zurück und fand seinen Sohn in der Flur, das Haupt verhüllt, auf einem Steine sitzen.

Er fragte ihn und erhielt keine Antwort.

Er beschwor Jan, ihn nicht noch unglücklicher zu machen, als er ohnehin sei. „Um was trauerst Du?" sagte er endlich, „um unser Gut — um Lidwina —?"

„Um meine Ehre", sagte endlich der Sohn.

„Was ist geschehen?" rief Hmelnizki entsetzt.

Jan stürzte schluchzend an seine Brust.

Als Hmelnizki erst die volle, furchtbare Wahrheit kannte, war er vollkommen ruhig geworden.

„Du mußt mich rächen Vater", schrie der Sohn, „Du kannst es, Du allein."

Hmelnizki schüttelte nur den Kopf. Am Morgen ordnete er alle seine Angelegenheiten und reiste nach Krakau zu dem Könige.

Der arme Mann war so ehrlich und so durchdrungen von seinem guten Rechte, daß er den Gedanken nicht fassen konnte, Gewalt und Willkür könnten gegen dasselbe das Feld behaupten. Die Wahrheit mußte siegen, die Gerechtigkeit ihm volle Genugthuung geben, das stand fest bei ihm.

Er blieb einen Monat aus, — zwei, — drei.

Als er zurück kam, war sein ehrliches Gesicht tief eingefallen, sein Haar grau geworden.

Er sprach kein Wort, küßte den Sohn auf die Stirne und Thränen füllten seine Augen.

„Was hat der König gesagt?" fragte endlich der Sohn.

„Er hat nichts gesagt, er hat sich nur den Schnurrbart gestrichen", sagte Hmelnizki mit einem herben Lächeln.

„Du siehst Vater, es gibt keine Gerechtigkeit auf Erden", rief der Sohn vor Wuth weinend.

„Es gibt eine Gerechtigkeit," entgegnete Hmelnizki mit furchtbarem feierlichen Ernst „und wir wollen sie dort suchen, wo sie ist — bei Gott, der richten wird zwischen den Schuldigen und den Unschuldigen."

„Was willst Du thun?" fragte der Sohn erstaunt.

„Mein Recht suchen, Du hörst es ja", erwiderte der Vater.

Hmelnizki schrieb noch denselben Tag eine Art Fehdebrief an die polnische Republik, welcher zugleich ein Manifest an die Mißhandelten und Unterdrückten war, da er bei allen ordentlichen und außerordentlichen Gerichten, ja beim Könige vergebens um Gerechtigkeit gebeten habe, so wolle er dieselbe mit dem Säbel in der Faust bei Gott dem Herrn suchen und bei ihm auch die Strafe für die Schuldigen, für den Raub seines Besitzthums, die Entführung seiner Frau, die Mißhandlung seines Sohnes!

Diesen Brief ließ er durch verläßliche Leute an den Thoren aller Gerichte, Staffeln, Wojewodschaften und Kirchen Polens, sowie an den königlichen Palästen anschlagen.

Dann zündete er Hmelin an allen vier Ecken an und befahl seinen Leuten aufzusitzen.

„Wohin führst Du uns?" fragte sein Sohn.

„Zu den Kosacken", entgegnete Hmelnizki, „in die Ukraine, wo der Krieg zu Haus ist und die Freiheit."

Hmelnizki führte seine kleine Schaar mit aller Vorsicht, die Verkehrsstraßen meidend, durch menschenleere Wälder und Steppen, hie und da schlugen sie für kurze Zeit ihr Lager unter freiem Himmel auf, um ihre Pferde zu füttern und zu tränken und sich selbst, so gut es ging, zu laben; manchmal stand eine einsame Judenschenke an ihrem Wege, so daß sie ohne Gefahr frischen Mundvorrath und Heu für ihre Thiere einhandeln konnten. Nach langer, mühevoller Wanderung, mehr als ein Mal von Wölfen in großen Rudeln verfolgt, erreichten sie das Grasland der Ukraine.

Der Frühling war angebrochen, der Schnee geschmolzen, die Bäche und Flüsse brausten mit erneuter Gewalt durch die Fläche.

Bei dem ersten kleinen Kosackendorf machte Hmelnizki Halt. Als die Bewohner die bewaffnete Schaar sahen, besorgten sie einen Einfall der Polen, deren über üthiger Adel seine Raubzüge bis in ihr Gebiet auszudehnen pflegte. Die Sturmglocke wurde geläutet, Stangen, an denen Strohbüschel befestigt waren, angezündet, und dies Feuersignal pflanzte sich von Hügel zu Hügel, von Dorf zu Dorf fort.

Es gelang Hmelnizki, sich schnell mit den Grenzbewohnern zu verständigen, während er ihnen aber noch seine Lage erklärte und seine Schicksale erzählte, sprengten von allen Seiten die Kosacken herbei, bald schien ein kleines Heer versammelt, so gut war dieses kühne, freie Volk, das die Treulosigkeit seiner Nachbaren kannte, gegen Ueberfall gerüstet.

Hmelnizki verlangte zu ihrem Hetman geführt zu werden.

„Wir haben nur im Kriege ein Oberhaupt," erwiderte ein alter Kosack, „im Frieden leben wir auf freiem Boden als ihm Gleiche mit Gleichen. Um Recht zu sprechen nach den alten Bräuchen, wählen wir von Jahr zu Jahr, jede Gemeinde für sich, einen Ataman und Geschworene. Außer dieser Obrigkeit, der sich jeder gerne fügt, weil er sie selbst aufgestellt hat, kennen wir Keine, als Gott im Himmel."

„Nun, so geleitet mich zu dem Manne, der unter Euch das meiste Ansehen genießt," sagte Hmelnizki.

„Dies ist Nawalejko, ein Ataman, der uns vor fünfzig Jahren angeführt hat gegen die Polen," antwortete der Alte, „er ist zwar nun ein Greis, mit dem man wenig unternehmen kann, aber sein Kopf ist noch hell und alles Volk gibt auf sein Urtheil."

„Wohnt er weit von hier?" fragte Hmelnizki.

„Zwei Tagereisen, in einem Orte, den man den Fuchsberg nennt," entgegnete der alte Kosack.

„Gut, ich will zu ihm," entschied Hmelnizki.

Er gönnte sich und seinen Begleitern nur kurze Rast und brach noch denselben Abend auf. Er, der noch vor Kurzem in den Vorzimmern der Gerichtshöfe geduldig, die Klage in der Hand, geharrt hatte, der vor jedem Schritte der Gewalt wie vor einer dämonischen Versuchung zurückzuschrecken schien, war jetzt ganz Kraft, ganz That.

Als er den Fuchsberg erreichte, nahm er sich nicht einmal Zeit, den Staub von seinen Kleidern zu schütteln, sondern beeilte sich, den greisen Ataman sofort aufzusuchen. Man führte

ihn in eine große, aus Weidenruthen geflochtene mit Stroh gedeckte Hütte, welche ein einziges weites Gelaß bildete, in dem Menschen und Thiere friedlich zusammen wohnten. In einem Raum, welcher durch ein paar Pfähle und Stangen abgetheilt war, standen die Pferde, das Vieh des Kosacken, auf den Stangen saßen seine Hühner, er selbst hatte mit den Seinen um den Heerd Platz genommen, auf dem ein offenes Feuer brannte, und der Greis, seine Söhne, kräftige Männer, ihre jungen, hübschen Weiber und seine rothwangigen, weißköpfigen Enkel, alle zusammen verzehrten ihr Abendessen, bescheiden und fröhlich, ächte Hirten.

Als der alte Krieger den fremden Mann im prächtigen Waffenschmuck eintreten sah, erhob er sich und entblößte für einen Augenblick sein Haupt.

„Ich suche Euere Gastfreundschaft und Eure Hülfe" begann Hmelnizki, „ich habe in Polen gegen schweres Unrecht und Gewaltthat vergebens Gerechtigkeit gesucht, so komme ich denn zu Dir und Deinem Volke und bitte Euch mich aufzunehmen als einen Verfolgten, einen Heimathlosen."

Der Greis begrüßte den Fremden mit Brod und Salz nach uralter slavischer Sitte und lud ihn dann ein, Platz zu nehmen. „Wir nehmen dich gastlich auf, von ganzem Herzen, wie es unsre Pflicht ist," fuhr er fort, „aber sage uns nun, was Dich so schwer getroffen, damit wir urtheilen können, ob Dir zu helfen ist."

Nach und nach hatte sich die Hütte Nawalejko's mit anderen Kosacken gefüllt, welche den Ataman im Halbkreis umstanden, und Alle lauschten jetzt mit der naiven Theilnahme urwüchsiger Naturmenschen der Erzählung Hmelnizki's, und wie sich das unverschuldete Schicksal des Gastes in derselben immer finsterer und trauriger gestaltete, wie er die Tyrannei des Adels, die Herrschaft der Gewalt, die Gesetzlosigkeit in seinem Vaterlande mit brennenden Farben schilderte; da begleiteten die freien stolzen Männer seine Worte mit Ausrufen der Empörung, mit Flüchen auf die verhaßten Polen, und als Hmelnizki zuletzt in den rührendsten Ausdrücken um ihren Schutz, um ihre Hülfe bat, da riefen sie einstimmig, sie wollten ihm zu seinem Rechte helfen, die Schuldigen bestrafen, mit ihm in den Krieg ziehen gegen Polen.

„Bedenkt es wohl," unterbrach der greise Ataman die allgemeine Wuth und Begeisterung, „bedenkt es, ehe ihr handelt, laßt Euch nicht hinreißen. Keiner unter Euch haßt Polen, wie ich es hasse, war ich es nicht, der unser Volk zum Aufstande führte vor fünfzig Jahren? Aber wir sind nicht stark genug, wir müssen schließlich unterliegen, wie wir damals unterlagen."

„Erlaubt, daß ich Euch widerspreche," rief Hmelnizki, „damals ist nicht jetzt, die Zeiten haben sich sehr verändert, Polen ist heute eine wurmstichige Frucht, bereit dem in den Schooß zu fallen, welcher den Muth hat, zuerst die Hand nach ihr auszustrecken. Warum sollt Ihr das nicht sein? Ich kenne die Republik und ich kenne die Kosacken. Dort ist die Herrschaft des Adels, hier die Gleichheit, dort die Tyrannei, hier die Freiheit, dort die Gesetzlosigkeit und die schlimmste, lähmendste Parteiung, hier die Gerechtigkeit und Einigkeit. Sobald Ihr zu den Waffen greift, werden sich die Unterdrückten, die Bauern, die man mißhandelt, die Andersgläubigen, denen man ihre Religion, die Kleinrussen, denen man ihre Sprache und damit ihre Seele nehmen will, erheben und zu Eurer Fahne schaaren. Und hat dies übermüthige Polen nur einen Freund außerhalb seiner Grenzen? Ich sehe eine Schaar von Feinden, die Schweden, die Ungarn, die Russen, die Türken und Tartaren sind bereit, auf das erste Signal den Kampf von Neuem zu beginnen, Wir werden Verbündete finden ohne sie zu suchen."

„Ihr braucht nur einen Wegweiser, der Polens Schwächen kennt und Euch dorthin führt, wo Ihr es tödtlich treffen könnt, hier habt Ihr ihn. Ich führe Euch. Ich gebe meinen Kopf zum Pfande für den Sieg. Das Ende Polens ist gekommen, sobald Ihr wollt."

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 44. Dienstag, den 11. April **1871.**

Hmelnizki, der Kosack.

Novelle von Sacher Masoch.

(Fortsetzung.)

Hmelnizki durcheilte hierauf, von seinem Sohn und einigen der kriegslustigen Kosacken begleitet, das ganze Gebiet des tapferen, freien Reitervolkes, in jedem Dorfe, in jeder einzeln stehenden Hütte zum Kampfe, zum Vernichtungskriege gegen Polen entflammend und es gelang ihm endlich, das ganze große Volk mitzureißen.

In einer Versammlung von mehr als zwanzigtausend freien Männern wurde der Zug gegen das aristokratische, Recht und Unabhängigkeit mit Füßen tretende Polen beschlossen und Bogdan Hmelnizki zum Hetman, zum Anführer dieses Krieges gewählt.

Aller Orten wurden gerüstet, mit einer Eile und Kraft, welche gegen die schwerfällige Wehrverfassung des europäischen Westens nicht weniger glänzend abstach, als die demokratische socialistische Verfassung des Kosackenvolkes gegen die Adelsstaaten desselben.

Sobald die Tartaren von dem beabsichtigten Zuge erfuhren, boten sie den Kosacken Bündniß und Beistand an. Hmelnizki empfing ihre Sendboten und nahm die Hülfe nur unter der Bedingung an, daß auch sie sich unbedingt seinem Befehle unterordnen müßten. Dies wurde angenommen.

Im Frühjahre 1648, in demselben denkwürdigen Jahre, in welchem der große deutsche Krieg sein Ende nahm, begann der Kampf der Kosacken gegen Polen, das Ringen des polnischen und russischen Stammes um die Herrschaft in der großen slavischen Welt des Ostens.

Hmelnizki kündigte im Namen der Kosacken der stolzen Republik den Gehorsam und Tribut und überschritt zugleich mit einem Heere von mehr als hunderttausend Mann die Grenze.

Der erste Eindruck dieser Ereignisse im königlichen Schlosse zu Krakau, sowie in der ganzen Republik, war, wie es Hmelnizki vorhergesehen, ein lähmender, vernichtender, aber man raffte sich auf, der stark gesunkene kriegerische Geist der Nation wurde durch politische und religiöse Mittel angefacht, ein stattliches Heer aufgestellt und den „Rebellen" entgegen gesendet.

Bei Zoltewody — bei den gelben Wassern — trafen sich die Gegener und nach einigen unbedeutenden Plänkeleien stellten sich beide Heere zur Schlacht.

Hmelnizki vergaß keinen Augenblick, daß es den Kosacken vollständig an Geschütz fehlte, es galt also für ihn, seine Reiterhaufen dem Feuer der Polen so wenig als möglich auszusetzen und sich im ersten Anprall durch eine kühne Bewegung der polnischen Artillerie zu bemächtigen.

Um dies zu erleichtern, stellte er die Tartaren, an deren Feigheit er keinen Augenblick zweifelte, in die Mitte und übertrug ihnen, zur größten Unzufriedenheit der Kosacken die Ehre des ersten Angriffes. Er war gewiß, daß sie auf die erste Decharge der feindlichen Kanonen die Flucht ergreifen und die Polen, deren Feuer im Angriff und Mangel an Ge-

horsam ihm ebenfalls bekannt waren, in der Hitze der Verfolgung mitreißen und auf diese Weise zwischen seine beiden Flügel bringen würden, welche von den verläßlichen Kosacken gebildet waren.

Die Polen hatten in der Mitte ihr Geschütz auf einem flachen, niederen Hügel, vor demselben und zu beiden Seiten ihr Fußvolk, auf den Flügeln ihre Reiterei.

In dem Augenblicke, wo die Polen auf der ganzen Linie vorzurücken begannen, gab Hmelnizki, nachdem er mit entblößtem Haupte ein kurzes Gebet gesprochen, das Zeichen zum Angriff.

Die Kosacken gingen in kurzem Trabe vor, die Tartaren im Galopp, der bald zu einem wilden Jagen wurde, so stießen sie auf das polnische Fußvolk, dasselbe zugleich mit einem Hagel von vergifteten Pfeilen überschüttend.

Die Polen wichen zurück, theilten ihre Glieder und ließen ihre Geschütze spielen.

Die Wirkung war ungeheuer.

Hunderte von Pferden und Reitern wurden von den Kettenkugeln zu Boden geschmettert, im Augenblick wendeten sich die Tartaren rasch und überstürzt wie sie angesprengt waren, zur Flucht, das Schlachtfeld weithin mit Todten und Verwundeten ihres Volkes bedeckend.

Angesichts der Verwirrung, die unter ihnen einriß, waren die Reitergeschwader des polnischen Adels nicht mehr zu halten und statt die feindlichen Flügel anzugreifen, warfen sie sich mit ritterlichem Ungestüm von beiden Seiten auf die Tartaren und folgten ihnen, die Fliehenden mit ihren Lanzen niederstoßend, in die Mitte der feindlichen Aufstellung, während das Fußvolk und die Geschütze zurückblieben.

Von dem wüthenden Anprall, der Flucht und Verfolgung von mindestens 60,000 Reitern, zitterte der Erdboden, wirbelte der Staub hoch empor und hüllte das Schlachtfeld einige Zeit in tiefe, undurchdringliche graue Wolken.

Dies war die Wendung, die Hmelnizki vorausgesehen hatte.

Während die Polen sich Sieger glaubten, jagten die Kosacken, von den Staubwolken verborgen, von Niemand aufgehalten auf beiden Flügeln vorwärts und fielen unerwartet mit lautem, vieltausendstimmigem Hurrah in Flanken und Rücken der Polen. Von rechts führte Bogdan Hmelnizki, von links sein Sohn Jan die ersten Sotnien der Kosacken auf die polnischen Geschütze, welche, im Rücken gefaßt, nicht mehr feuern konnten und im Augenblick genommen waren.

Damit war die Ueberlegenheit der Polen gebrochen und, von seiner Artillerie nicht mehr unterstützt, wurde das polnische Fußvolk, von allen Seiten umzingelt und angegriffen, nach hartnäckigem Widerstande theils zusammengehauen, theils gefangen genommen.

Die Tartaren hatten sich indeß außer dem Bereiche der Geschütze theilweise wieder gesammelt und den polnischen Reitern entgegengeworfen, der Kampf war hier ein echtes Ritergefecht, Mann gegen Mann mit der Pike und dem krummen Säbel.

Die Polen drangen zwar vor, aber sie waren nicht im Stande, den Feind vom Schlachtfelde zu treiben.

Die Tartaren beschäftigten die polnische Reiterei, bis die Geschütze der Polen genommen und ihr Fußvolk vernichtet war. Damit hatten sie die ihnen von Hmelnizki zugedachte Aufgabe glänzend erfüllt. Schon kamen die Kosacken ihnen zu Hülfe.

Jan Hmelnizki sprengte seinen Reitern voran, von dem wüthendsten Durst nach Rache fortgerissen, er hoffte dem Staroſten von Tschehrin im Kampfe zu begegnen und in seinem Blute für die Schmach, die er erlitten, Genugthuung zu finden.

So gerieth er mitten unter die polnischen Ulanen und sank, trotz tapferster Gegenwehr, von mehreren Lanzen zugleich getroffen, vom Pferde, über ihn brauste der Sturm seiner Reiter, die Schlacht war entschieden.

Die Tartaren vor sich, die Kosacken im Rücken, kamen die polnischen Reiter zum Stehen. Es folgte ein wüthendes Handgemenge, eine nutzlose Schlächterei, welche mit der Flucht der Polen endete. Die Reihen des stolzen Adels lösten sich vollständig auf, ein Jeder suchte sich, so gut es ging, zu retten.

Tausende fielen im Kampfe, Tausende auf der Flucht.

Hmelnizki verfolgte die Trümmer des pol-

nischen Heeres, so lange noch einer seiner Reiter und eines seiner Pferde Athem hatten. Erst die Nacht machte der Jagd ein Ende.

Die Früchte des Sieges waren außerordentlich, die Geschütze und die Munition der Polen, ihr ganzer Wagentroß, ihre Feldherrn und über 10,000 Gefangene blieben in den Händen der Kosacken. Bei 40,000 feindliche Todte und Verwundete bedeckten die Wahlstatt. Mehr als Alles dies, geradezu unermeßlich in seinen Folgen war es, daß der Wahn polnischer Unbesiegbarkeit für immer vernichtet war. An den gelben Wassern hatte Bagdan Hmelnizki mit den Kosacken den Beweis geliefert, daß regellose Schaaren eines freien Volkes ein geordnetes Heer trotz seiner Geschütze und Feuerwaffen nicht blos schlagen, sondern geradezu vernichten können.

Ein solcher Sieg konnte nicht zu theuer erkauft sein. Hmelnizki bezahlte ihn mit seinem Herzblut, mit dem Leben seines Sohnes. Er selbst suchte, als die Verfolgung aufhören mußte; als er seine Pflicht und mehr als diese gethan, den gefallenen Helden, er fand ihn, aus vielen Wunden blutend, von den Pferden zertreten, wickelte ihn in seinen Mantel und trug ihn auf seinen Händen zu dem nächsten Wasser, wo er ihn wusch und seine bleichen Lippen küßte, während ihm selbst die Thränen in den Bart herabliefen.

Dann saß er unter dem Sternenhimmel, welcher in voller, ruhiger Pracht das blutige Feld überspannt hatte, auf einem großen Feldstein, das Haupt in die Hände gestützt, in sich versunken, während ringsum die Wachtfeuer der Kosacken aufloderten.

Bald aber erhob sich sein Blick von der Erde, welcher Todte, Sterbende, Verwundete weithin bedeckten, zu den zahllosen ewigen Feuern oben, und seine Augen wurden trocken.

König Wladislaus IV, saß im Schlosse zu Krakau mit den vornehmsten Magnaten der Republik und den ersten Schönheiten des an schönen Frauen zu allen Zeiten so reichen Polens, bei türkischer Musik an der üppigsten Tafel, als die Unglücksbotschaft von Zoltewody eintraf.

Der König blieb einen Augenblick starr, dann drehte er seinen Schnurrbart, hob die Tafel auf und zog sich mit dem Primas und den Würdenträgern in sein Cabinet zurück.

Die Nachricht verbreitete sich rasch im ganzen Lande. Anfangs glaubte man sie nicht, wie konnten auch die Polen von den verhaßten Kosacken, reguläre Truppen und eine wohlgerüstete, in den Waffen geübte Ritterschaft von „Bauern" geschlagen werden. Es war nicht möglich.

Als man aber das Unmögliche endlich doch für wahr halten mußte, gab man der schlechten Führung die Schuld, und endlich, hieß es, wie jedesmal, wenn Polen ein Unglück traf — es war Verrath im Spiele.

Der Hof und der Adel rüsteten eifrig, um die Scharte auszuwetzen. Bald stand ein neues Heer unter den Waffen und konnte den „Rebellen" entgegengeschickt werden.

Indeß hatte auch Hmelnizki den Waffenstillstand trefflich benutzt, bedeutende Verstärkungen aus der Heimath an sich gezogen und durch streifende Kosackenhaufen das Land ringsum insurgirt. Das seit Jahrhunderten mißhandelte Landvolk erhob sich, Sensen und Dreschflegel wurden zu Waffen, vom Dnieper bis zu den Karpaten loderten die Schlösser und Höfe des polnischen Adels in Flammen auf, wurden die Unterdrücker vertrieben oder getödtet, nicht selten die erduldeten Grausamkeiten zurückgegeben.

Das polnische Heer, auf seinem Marsche von den kleinrussischen Bauern beunruhigt, kam geschwächt und entmuthigt bei Korsun an, wo es, von Hmelnizki angegriffen, eine Niederlage erlitt. Auch diesmal artete der Rückzug bald in Flucht aus, doch gelang es den polnischen Generalen, einen großen Theil ihrer Truppen zu retten und wieder zu sammeln.

Der neue Schlag weckte endlich die Republik vollständig aus ihrer Apathie. Für den Augenblick fielen jede Parteiung, jede Uneinigkeit verschwunden, der König, die Magnaten, die Kirchenfürsten, der niedere Adel, die Städte wetteiferten Soldaten zu werben und auszurüsten, Jung und Alt griff zu den Waffen.

Hmelnizki hatte bei Pilawze ein Lager aufgeschlagen, und mit leichten Erdwerken

verschanzt; hier erwartete er ruhig den feindlichen Angriff.

König Wladislaus IV. begab sich diesmal auch zu seinem Heere, aber nur, um dasselbe Revue passiren zu lassen. Als er sich von dem ausgezeichneten Zustande der Truppen und der Kampflust des Adels überzeugt hatte, drehte er selbst zufrieden seinen Schnurrbart und kehrte beruhigt nach Krakau zurück, ja er schien bald jede Gefahr vergessen zu haben, feierte wie sonst seine Feste, huldigte den Schönen und ritt auf die Jagd.

Auf der Jagd zu Mereeze den 20. Mai 1648, beim Klange der Fanfaren und dem fröhlichen Gebell der Hunde, wurde ein Bote gemeldet, der Nachricht von der Armee brachte.

„Was gibt es?" fragte der König, seinen Schnurrbart streichend, „Victoria?"

Der Bote wurde vorgeführt, bleich, in zerissenen Kleidern mit Staub bedeckt.

„Nun, haben wir gesiegt?" rief ihm der König zu, „rede, was redest du nicht?"

„Ist ein Unglück geschehen?" fragten die Hofleute ängstlich.

„Wir sind geschlagen," stammelte der Bote.

„Geschlagen?" murmelte der König.

„Vernichtet, in offener Schlacht bei Pilawze, es gibt kein polnisches Heer mehr," erwiderte der Bote.

Der König erhob die Hand, um sich den Schnurrbart zu streichen, aber es gelang ihm nicht mehr —

Er sank um, Sanguschko eilte ihm zu Hülfe, man rief einen Arzt, aber Alles kam zu spät.

„Dies ist das Strafgericht Gottes," seufzte der König. Es waren seine letzten Worte. (Schluß folgt.)

General Ignaz Schuhmacher.

Hallberger's illustrirte Zeitung „Vom Kriegsschauplatz" brachte in Nro. 49 das Portrait des Generals Ignaz Schuhmacher (derzeit in Augsburg) und dazu folgenden erläuternden Text: Die Bayern haben den ruhmreichen Feldzug so glänzend bei Weissenburg und Wörth eröffnet, daß die kühnsten Erwartungen sich fortan an ihre Fahne knüpften, und ihre Heldenthaten bei Sedan, Paris und an der Loire zeigten, daß nicht das Glück es war, das ihnen einen momentanen Erfolg in den Schooß warf, sondern die Tapferkeit und Tüchtigkeit des Heeres, die glänzende Leitung ihrer Feldherren, welche sie von Sieg zu Sieg führte. Die Tage vor Orleans vor allen. Der 11. October, wie der 2. Dezember werden zu den herrlichsten Blättern der bayerischen Kriegsgeschichte, wie der deutschen Geschichte gezählt werden. Der Sieg von Orleans am 12. Oktober, jener furchtbare Nachtkampf, nennt uns vorzüglich einen Namen, der im bayerischen Heere und Volk einen hohen Klang gefunden hat — den Führer der zweiten Division, General Ignaz Schuhmacher, dem mit seinen Truppen der erste Lorbeer des ruhmreichen Tages gebührt. Schuhmacher ist 1805 in Amberg als der Sohn eines höheren militärischen Verwaltungsbeamten geboren und erhielt seine militärische Ausbildung im bayerischen Cadetten-Corps zu München, aus dem er im Jahre 1827 als Lieutenant in die Armee trat. Erst im Jahre 1840 ward er Oberlieutenant und zugleich Regiments-Adjutant im 5. Infanterie-Regiment, 1847 Hauptmann, 1855 Major und Bataillons Commandant, 1859 Oberst und Commandant des 14. Infanterie Regiments. Beim Ausbruch des Feldzuges von 1866 wurde er zum Generalmajor und Commandanten der 3. Infanterie Brigade befördert, befehligte bei Beginn der gegenwärtigen Campagne die 2. Division und führte dieselbe bei Sedan und Orleans, wie bereits gesagt, zu so herrlichen Siegen, daß ihn sein König mit dem Commenthurkreuz des Militärverdienstordens auszeichnete. Schon früher hatten bayerische und hessische Orden seine Brust geschmückt. Der „große Kampf für Deutschlands Ehre" verlangte leider eines der größten Opfer von Schumacher. Sein einziger Sohn, der als Oberlieutenant beim zweiten bayerischen Corps stand, fand bei der Erstürmung Weißenburgs den Heldentod. Bayern hat darum doppelten Grund, den Namen des tapferen Heerführers für alle Zeiten hoch zu halten!

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 45. **Donnerstag, den 13. April** **1871.**

Hmelnizki, der Kosack.

Novelle von Sacher Masoch.

(Schluß.)

Es gab kein polnisches Heer mehr; was von den polnischen Truppen, den berittenen Cavalieren übrig geblieben war, warf sich in die befestigten Schlösser und Städte und suchte sich in denselben zu vertheidigen. Die Kosacken drangen in Galizien bis Zamosc vor, weithin war Polen nur eine Brandstätte, ein Leichenfeld.

Erst jetzt, wo der Sieg des freien Volkes, das er führte, ein vollständiger war, dachte Hmelnizki an seine Angelegenheit. Späher, welche er nach allen Seiten aussandte, brachten die verläßliche Mittheilung, daß der Staroste von Tschehrin sich aus der blutigen Niederlage von Pilawze gerettet und mit dem treulosen Weibe des Hetmans nach dem festen Tschehrin geflüchtet hatte.

Sofort traf Hmelnizki seine Anstalten, nicht zur Rache, sondern zu furchtbarem Gericht.

Während das Heer der Kosacken und Tartaren bei Zamosc ein Lager aufschlug und sich in demselben verschanzte, von hier aus seine schnellen Reiter nach allen Weltgegenden zu Ueberfall und Plünderung aussendend, zog Hmelnizki selbst mit zehntausend Kosacken und zwanzig der polnischen Geschütze, welche er erobert und sein Leute bedienen gelehrt hatte, auf Tschehrin. Damit die Schuldigen ihm ja nicht entrinnen könnten, näherte er sich mit der Hälfte seiner Leute und der Artillerie langsam dem Orte, während er die Uebrigen weit ausschwärmen und einen riesigen Kreis um die Feste bilden ließ der sich rasch und immer enger um dieselbe zusammenzog. Als die Kosacken von Nord und Süd, von Ost und West zugleich unter den Mauern von Tschehrin erschienen, begrüßte sie die Besatzung mit Geschützkugeln, aber Hmelnizki zog seine Truppen außer Schußweite und begnügte sich für den Augenblick mit der vollständigen Einschließung der Stadt.

In der Nacht begannen die Kosacken unter der persönlichen Leitung ihres Hetmans auf der Nordseite eine Batterie zu bauen, welche durch die gemeinsamen Anstrengungen von 6000 Mann bis zum Morgen fertig war. Ehe die Belagerten noch inne wurden, was es galt, waren die Kanonen schon aufgestellt und begannen ihr Feuer, welches von den Polen lebhaft erwidert wurde. Ihre Kugeln tödteten den Kosacken viele Leute, beschädigten die Werke und demontirten zwei Geschütze, aber bis zum Abende zeigte der niedere dünne Wall von Tschehrin bereits eine weit klaffende Lücke.

Um dem Angriff der Gegner zuvorzukommen und womöglich ihre Belagerungsarbeiten zu zerstören, machten die Polen in der folgenden Nacht einen Ausfall, welcher jedoch abgeschlagen wurde. Die Kosacken setzten hierauf die Beschießung lebhaft fort, brachten die wenigen Geschütze des Starosten zum Schweigen und hatten bis zum Abend vollständig Bresche geschossen.

Unter dem Schutze der Dunkelheit befahl Hmelnizki den Sturm.

Während sechstausend Reiter den Platz umklammert hielten, so daß an Ausfall und Flucht nicht zu denken war, und zweitausend Kosacken als Reserve hinter der Batterie standen, saßen zweitausend ab und stürzten sich mit wildem Hurrah auf die Bresche, welche sie im ersten Anlauf erstiegen.

Schon wüthete der Kampf in den Straßen, schon brannte ein Theil der Stadt, als die Bevölkerung und Besatzung verzweifelt die weiße Fahne aufsteckte. Der Staroste wurde von seinen eigenen Soldaten gefangen genommen, während sich die Bürger von Tschehrin auf das Schloß warfen und sich seiner Geliebten bemächtigten.

Hmelnizki war indeß herangeritten und hatte dem Kampfe Einhalt geboten. Der Bürgermeister, begleitet von zwei Aeltesten der Stadt und einem Officier, erschien vor ihm und bat kniend um Gnade für die Stadt, wogegen er die Auslieferung der Schuldigen und die Zahlung von hunderttausend polnischen Gulden an den Sieger anbot.

Der Hetman nahm diese Bedingungen an.

Seine Kosacken besetzten die Stadt, während die polnischen Soldaten vor dem Thore derselben die Waffen streckten.

Wenige Augenblicke später wurde der Staroste von Tschehrin und Lidwina, die Hände auf den Rücken gebunden, vor ihn gebracht.

Hmelnizki, der vom Pferde gestiegen war, warf einen langen, schmerzlichen Blick auf sein treuloses Weib, das er einst so innig geliebt hatte. Lidwina warf sich vor ihm nieder und flehte weinend um Gnade.

„Hier ist nicht von Gnade oder Ungnade die Rede," erwiderte Hmelnizki gelassen, „sondern von Recht und Unrecht. Nicht ich werde die Schuldigen richten und strafen, ein ordentliches Gericht soll in dieser Sache gehalten werden und zwischen Euch und mir entscheiden."

Hierauf wurden der Staroste und Lidwina abgeführt und auf Befehl des Hetmans an die Stangen seines Zeltes angekettet.

Am folgenden Tage zahlte die Bürgerschaft von Tschehrin die von ihr selbst angebotene Geldsumme und dann gab Hmelnizki sofort den Befehl zum Abzug.

Er stieg zu Pferde, dann ließ er nach Kosackensitte seine Gefangenen zusammengekoppelt an den Schweif seines Pferdes binden und verließ den Schauplatz seiner gerechten Rache in der Mitte seines kleinen Heeres.

Es war ein seltsamer Zug, die kleinen feurigen Pferde der Ukraine fröhlich wiehernd und schnaubend, die kriegerisch gewaffneten Kosacken, ihre herrlichen Freiheitslieder singend, in ihrer Mitte der strenge, traurige Mann im schlichten Bauernrock auf einfachem Sattel, hinter sich den stolzen Despoten und das schöne treulose Weib in sammtenen mit dem kostbarsten Pelzwerk besetzten Gewändern, barhaupt, gefesselt, an Stricken nachschleifend. So kehrte Hmelnizki nach Zamosc zurück.

Sein tapferes Volk begrüßte ihn mit jubelndem Zuruf, er ritt ernst und still im Lager ein und zog sich in sein Zelt zurück.

Am nächsten Tage wurde in der Mitte der wandernden Kosackenstadt ein freier Raum für das Gericht abgesteckt, das unter freiem Himmel „Gott zum Zeugen," wie es im Kosackenrechte heißt, von den besten Männern eines freien Volkes über adelige Willkür abgehalten werden sollte.

Aus der Wahl des ganzen Heeres waren zwölf Geschworene hervorgegangen, alte, in den Rechten und Branchen erfahrene Leute. Sie nahmen einen erhöhten Platz ein. Die Angeklagten standen zur Linken, der Kläger Hmelnizki zur Rechten, den Geschworenen gegenüber die Zeugen. An den Schranken standen die Kosacken, bei sechzigtausend, gespannt den Spruch zu hören, unaufhörliches Gemurmel ging durch diese Menschenwogen. Der Himmel war von Wolken umzogen, als der Aelteste der Geschworenen Hmelnizki aufforderte, seine Sache vorzutragen.

Der Hetman that es einfach, mit schmucklosen Worten, aber mit der ganzen natürlichen Beredsamkeit seines Volksstammes in Ton und Ausdauer, er ließ die Thatsachen, die Wahrheit für sich sprechen, und diese Sprache ergriff die Herzen und Gewissen der Zuhörer so heftig, daß Krieger mit grauem Haare, die mehr als zwanzig Schlachten gefochten, und

ebensoviel Narben trugen, laut zu weinen begannen.

Hmelnizki schilderte sein Daheim, sein Familienleben, sein Weib und seinen Sohn, sein stilles, friedliches Glück in Hmelin, dann den Raub seines Gutes, die Entführung und Treulosigkeit Lidwina's das Auspeitschen seines Sohnes, seine fruchtlosen Schritte bei allen Gerichtshöfen Polens, ja beim Könige selbst, und den Heldentod des Entehrten in der Schlacht an den gelben Wassern.

Am Schlusse bat er um Gerechtigkeit und strenge Strafe.

Der Aelteste begann hierauf die Zeugen einzuvernehmen, es waren dies theils die alten Diener Hmelnizki's, welche ihm in die Ukraine gefolgt waren, theils Leute von der Besatzung von Tschehrin und dem königlichen Hofe, welche sich in der Gefangenschaft der Kosacken befanden.

Alle sagten für den Kläger aus und beschworen ihre Aussagen.

Als sich der Aelteste an den Staroften wandte, verweigerte dieser jede Antwort oder Rechtfertigung, da sank Lidwina in die Knie und rief: „Es ist Alles wahr, wir sind schuldig, aber lasset Gnade ergehen für Recht."

Die Geschworenen beriethen hierauf leise.

Dann erhob sich der Aelteste und sprach das Urtheil.

„Die Geschworenen haben das Recht zugesprochen dem Bogdan Hmelnizki in Allem und Jedem."

Ein jubelnder Beifallsruf der Kosacken begleitete diesen Spruch.

„Der Staroste von Tschehrin," fuhr der Aelteste fort, „ist somit gehalten, Dir Dein Gut und Dein Weib zurückzugeben. Für ihre Verbrechen sind beide Angeklagte zu bestrafen mit hundert Peitschenhieben und dem Tode."

Damit war das Gericht zu Ende.

Lidwina hob die Arme flehend zu ihrem Gatten. Er wendete sich ab.

Auf dem Platze, wo das Urtheil gesprochen worden war, sollte dasselbe sofort vollstreckt werden.

Zwei Schandpfähle wurden aufgerichtet und zwei Galgen.

Zuerst wurde der Staroste an den Pfahl gebunden und gepeitscht und dann zum Tode geführt.

Als er seine Seele ausgehaucht hatte, zog sich Hmelnizki in sein Zelt zurück.

Wenige Augenblicke später war der schöne Leib seines Weibes von den Knuten der Kosacken zerfleischt.

Noch eine Spanne Zeit und auch sie hatte ihre Schuld mit dem Tode gebüßt,

Gerechtigkeit war geübt.

Nachdem Hmelnizki sein furchtbares Recht geworden, setzte er eine große Aufgabe, die Zerstörung des polnischen Adelsreiches mit erneuter Kraft fort.

Auf Wladislaus IV. war dessen frommer Bruder Johann Kasimir gefolgt, er bot dem siegreichen Hetman einen günstigen Frieden, aber dieser nahm ihn nicht an.

Im nächsten Jahre belagerte Hmelnizki mit 200.000 Mann Zbarasch. Die Polen hatten ein neues Heer aufgeboten. Bei Zborow wurde eine unentschiedene Schlacht geliefert. Nach derselben nahm der Kosackenführer die polnischen Bedingungen an, er gab die bei Zoltewody gefangenen polnischen Feldherren frei und wurde dagegen von Johann Kasimir als Hetman anerkannt. Im Jahre 1650 erklärte Hmelnizki jedoch Polen von Neuem den Krieg. Er wurde anfangs von den Polen bei Berestetschko und Kopetschinze geschlagen, überfiel aber kurze Zeit darnach das polnische Heer bei Batow und vernichtete es vollständig.

Russen, Schweden, Ungarn unter Rakoczy, fielen jetzt abwechselnd mit den Kosacken und Tartaren in Polen ein, das sich allmählich in eine Wüste verwandelte.

Nach Hmelnizki's Tode schloß Polen den schmachvollen Frieden von Oliva, welcher auch nur ein längerer Waffenstillstand war. Die kleinrussischen Bauern setzten ihre Aufstände, die Kosacken ihre Einfälle fort.

Hetman Doroschenko erkämpfte die vollkommene Unabhängigkeit der Kosacken.

Unter Sobieski nahm Polen noch einmal einen kurzen Aufschwung, dann ging es unaufhaltsam seinem Ende entgegen.

Dieses Ende trat nicht durch die inneren

Spaltungen, die Uneinigkeit ein, auch nicht durch die Adelsherrschaft, die Mißhandlung der Bauern und Dissidenten, alle diese Erscheinungen finden sich zu jener Zeit genau so in den anderen Ländern Europas.

Polen ging an der Unterdrückung der Kleinrussen in der Ukraine und in Galizien zu Grunde, an der Gegenwehr dieses unverwüstlichen, reich begabten Volkes, welche bald zum Angriffe, zum Racenkampfe wurde, an den Aufständen der kleinrussischen Bauern und dem großen hundertjährigen Kosackenkriege.

Die stärkere Race siegte über die schwächere, die Demokratie über den Feudalismus.

Aber die Früchte der Saat, welche Bogdan Hmelnizki der Kosack, der Rächer des Unrechtes und der Freiheit ausgestreut, fielen nicht der Republik am Don und Dnieper, sondern Katharina II. in den Schooß.

Noch einmal erhob unter ihrer Regierung Pugatschew, auch ein Kosack, das Banner der Freiheit, aber er wurde besiegt und von der Despotin gleich einem wilden Thiere in einen Käfig gesperrt.

Erst in unseren Tagen ist der Geist Hmelnizki's und Pugatschew's in Rußland wieder erwacht und hat eine ebenso großartige wie friedliche Revolution vollzogen.

Mannigfaltiges.

Aus dem Lande der Freiheit, Amerika, kommt Kunde von einem Testamente, wie es die Welt wohl noch nie gesehen hat. Hr. Sol. Sanborn aus Medford im Staate Massachusetts hat seinen Leichnam den Professoren Agassiz und Oliver Wendell Holmes von der Harvard Universität vermacht, mit dem Ersuchen, „denselben in der wissenschaftlichsten und geschicktesten Weise, die der anatomischen Kunst bekannt ist," zu präpariren und im Anatomischen Museum genannter Anstalt auszustellen. Aus seiner Haut jedoch sollen zwei Trommelfelle gemacht und seinem „angesehenen Freunde und patriotischen Mitbürger Warran Simpson, Tambour aus Cohasset," unter der Bedingung geschenkt werden, daß er am Fuße des Denkmales auf Bunker's Hill „bei Sonnenaufgang am 17. Juni jedes Jahres auf besagten Trommelfellen die Nationalhymne „Yankee Doodle" trommelt oder Trommeln läßt." Ueberdies soll auf eines der Trommelfelle, „Papio Universal Prayer," auf das andere „die Erklärung der Unabhängigkeit" aufgezeichnet werden, „wie sie im Gehirn ihres glorreichen Urhebers Thomas Jefferson entst and. Diejenigen Körpertheile, welche zu anatomischen Zwecken nicht zu verwenden sind, sollen — um die eigenen Worte Herrn Sanborn's zu gebrauchen — „als Düngmittel verwendet werden, um das Wachsthum einer amerikanischen Ulme zu nähren, welche auf irgend einer Landstraße gepflanzt werden soll, damit unter dem Schatten ihrer Zweige, dessen Laubreichthum sie meinem Leichname verdanken, der müde Wandersmann ausruhe und unschuldige Kinder sich spielend ergötzen." Das Beste an dieser Geschichte ist, daß sie nicht zu der Klasse der berühmten amerikanischen Anekdoten gehört, sondern wahr ist; denn wie die New-York Times versichert, hat Herr Sol. Sanborn aus Medford, Massachusetts, seines Zeichens ein Hutmacher, dieses Testament nicht nur aufgesetzt, sondern bereits amtlich registriren lassen.

Das Jahr 1871 bietet die seltene Erscheinung, daß in demselben 53 Sonntage vorkommen. Der erste Tag des Jahres war bekanntlich ein Sonntag und der letzte Tag ist ebenfalls ein Sonntag.

Mainz, 5. April. Gestern fuhr unweit Bingen eine Locomotive, auf welcher sich nur ein Heizer befand, auf den von Mainz kommenden Personenzug. Mehrere Wagen wurden stark mitgenommen und eine Anzahl von Personen verletzt.

In Straßburg glimmt an zwei Stellen in den niedergebrannten Stadttheile Kagenek nach länger als 6 Monaten das Feuer in den Schutthaufen noch fort und der Rauch steigt ununterbrochen daraus auf.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 46. Sonntag, den 16. April **1871.**

Koch und Metzgerlehrling.

Geschichtliche Skizze von Karl Jastrow.

Junge, magst du sagen was du willst, aber daß du ein tüchtiger Gastwirth werden solltest, wirst du mir nun und nimmer einreden. Ich hab' zu thun, um uns Alle durchzubringen. Die Zeiten sind schlecht. Aus den Schulden kommt man nicht heraus. Wähle dir ein Handwerk, das dich redlich ernährt. Hast du Glück in deinem Fache, so kannst du dereinst immer eine Gastwirthschaft anfangen, heißt das, wenn du das Arbeiten einstellen und dich zur Ruhe setzen willst, die auch genug Erfahrung und Welt- und Menschenkenntniß angeeignet hast, um jedem Gaste zu Munde zu reden und jedem zu Dank zu leben."

Es war ein etwas korpulenter, guthmüthig aussehender Mann von ungefähr 40 Jahren, welcher diese Worte zu einem fünfzehnjährigen Knaben mit hübschen, offenen Zügen sprach. Der Letztere hatte das von üppigen Locken umwallte Haupt auf die Brust gesenkt und sah mit einem nachdenklichen Gesichtsausdrucke vor sich nieder. Es war, als gäbe sich in den kindlichen, regelmäßigen Zügen ein heftiger Kampf zu erkennen.

„Ich will's dir mit wenigen Worten sagen, wozu ich mich entschlossen habe, lieber Vater!" antwortete er nach längerer Pause, „ich werde ein Metzger!"

„Wie?" rief der Alte, „ein Metzger, Joachim? Du ein Metzger? Wie willst du das zuwege bringen, Joachim? Kannst ja keine Fliege todt machen, Junge?"

Ein eigenthümliches Feuer flammte in dem sanften tränmerischen Blicke des Knaben auf: „Da irrst du, Vater. Ich kann sehr viel, wenn's d'rauf ankommt. Du weißt es nur nicht."

„Möcht's wohl sehen, Joachim, möcht's wirklich sehen!" schmunzelte der Gasthofsbesitzer.

„Ich sehne mich danach, etwas Tüchtiges zu leisten" fuhr Joachim fort; „ich verspüre einen ordentlichen Drang in mir zu allerhand kühnen verwegenen Streichen und habe doch hier in unserm kleinen Basthde keine Gelegenheit mich auszuzeichnen, Vater! Ich möchte Etwas sein, ohne die langweilige Stufe des Werdens durchzumachen. Ich bin weder bösartig noch tollkühn, aber es ist mir, als läge eine Kraft in mir, die ihren Ausbruch verlangt. Und was Ihr auch alle dagegen einwenden mögt, es liegt etwas darin, einen Ochsen mit der Axt vor den Kopf zu schlagen oder einen Hammel todt zu stechen. Das sind Handlungen, wenn nichts sonst auf der Welt Handlung zu nennen ist."

„Ja, Joachim! daraus werde ich nicht klug!" sagte der Vater, sich mit bedenklich emporgezogenen Augenbraunen den Kopf kratzend; „Handlungen — Handlungen! hm! hm; ich sollte meinen, alles, was man thut, sind Handlungen, wenn's nur vernünftig ist."

„Wollen nicht darüber streiten, Vater, thue mir nur das Eine zu lieb', daß du mit dem alten Corbino wegen meiner Annahme als Lehrling ein vernünftiges Wort sprichst!"

Soll geschehen, Joachim, verlasse dich darauf!" nickte der Gastwirth und damit war das Gespräch beendet.

Der alte Corbino, ein rüstiger Sechziger und als Schlächtermeister in ganz Bastide wegen seiner ausgezeichneten Würste berühmt, gleichzeitig ein intimer Freund des Vaters unseres jungen Helden, dem er überdies die Fleischportionen täglich in die Küche lieferte, verfehlte nicht, sich auf die Einladung seines Kunden einzustellen und war augenscheinlich sehr erfreut darüber, daß er in Joachim einen neuen Lehrling erhalten sollte. „Es ist gar kein Zweifel vorhanden," bemerkte er in zuversichtlichem Tone, daß der Junge ein Metzger wird, wie kein Zweiter auf der Welt. Ich seh' es ihm an den Augen an!"

Das war bald gesagt, aber der Vater unseres Joachim glaubte es und sah den Sohn freudigen Herzens seinen Weg in das Schlachthaus des Meisters Corbino nehmen.

Nachdem er hier zur Probe seines Talentes einem alten verlebten Ziegenbock den Garaus gemacht hatte, wurde er vom Meister Corbino als der edlen Fleischerzunft würdig erachtet und als jüngster Lehrling damit beauftragt, den Kunden des Meisters das Fleisch in die Häuser zu tragen. Diese profanische Beschäftigung warf den ersten Schatten in sein Gemüth. Mehr aber noch verdroß es ihn, daß man ihn beim Schlachten des Viehes nur als theilnahmlosen Zuschauer fungiren ließ und es bedurfte der ganzen Unterredungskunst des alten Meisters, um ihn begreiflich finden zu lassen, daß das eigentliche Todtschlagen und Erstechen den Gesellen zustehe, die sich schwerlich mit einer Beeinträchtigung ihres Rechtes einverstanden erklären würden. Mit Sehnsucht sah er dem Ablaufe seiner Lehrzeit entgegen. Dahin sollte es jedoch nicht kommen. Eines Tages nämlich sagte der Meister zu ihm:

„Joachim, in der Familie des Herzogs von Cambaceres gibt's übermorgen eine Hochzeit. Ich habe die verschiedenen Braten zu liefern und Zeit ist jedenfalls nicht zu verlieren. Fangen wir daher noch heute an. Nimm diese beiden Kalbsbraten und trage sie in das herzogliche Palais."

Murrend lud Joachim den Fleischkorb auf die Schulter und verfügte sich schweigend in die herzogliche Wohnung.

Der Koch, ein grimmiger Küchentyrann, der Schrecken aller Küchenjungen und Lieferanten, stand, ein großes Messer wetzend, am Kochherde und warf dem eintretenden Fleischerlehrling einen keineswegs freundlichen Blick zu. „Schon drei Tage lang keinen guten Fetzen Fleisch mehr geliefert!" fuhr er den Erschrockenen an. „ist denn die Pest in Eure Küche und Kälber gefahren oder bringt Ihr uns etwa Hunde und Katzen in's Haus? was ist das nun wieder für faules Vieh? Sagt Eurem Meister, wenn er nicht weiß, was sich für eine herzogliche Küche schickt, so soll er nicht die Lieferung übernehmen, sondern dieselbe solchen Leuten überlassen, die sich besser darauf verstehen. Nun? was gafft ihr noch lange? Habt Ihr mich nicht verstanden?"

„O, ja! ich hab' Euch sehr gut verstanden!" rief der Lehrling, „und ich erwidere Euch, daß Ihr ein unverschämter Mensch seid, der kein anderes Vergnügen kennt, als seine Leute zu maltraitiren und dabei Alles in seinen eigenen Säckel hineinscharren. Das Fleisch hier ist so vortrefflich, wie es nur von einem gesunden, frisch geschlachteten Kalbe sein kann. Und übrigens, wenn Ihr was von meinem Meister wollt, dann sagt's ihm selber. Ich bin nicht Euer Bedienter!"

„Hoho! das wollen wir einmal sehen!" schrie der Koch grimmig, ergriff den einen Kalbsbraten und warf ihn dem Lehrling mit solcher Vehemenz an den Kopf, daß mehre Blutstropfen in seinem Gesicht aufsprangen und bald in Thränen über die Wange herabrannen. Die scharfe Spitze eines vorstehenden Knochens hatte ihm eine erhebliche Wunde an der Stirn beigebracht.

Einen Augenblick stand der Lehrling bleich, wie in völliger Abwesenheit jedes Gedankens, das funkelnde Auge in verzehrender Wuth auf den brutalen Beherrscher des Herdes gerichtet. Dann machte er eine Bewegung, als wolle er auf den Letztern zustürzen, aber er sah das funkelnde Küchenmesser in der Hand des Frechen und wohl wissend, daß derselbe zu Allem fähig war, zog er es vor

sich zurückzuziehen, wobei er jedoch mit erhobener Stimme rief:

„Geduld! Geduld! wir rechnen eines Tages mit einander ab!"

„Gut!" rief der Koch, „ich werde es abwarten!"

Athemlos traf der Lehrling in der Wohnung seines Meisters ein, wo er sich wusch und einen Verband um die Stirne legte. Danach begab er sich zu Corbino, der eben im Begriff war, ein Geschäft mit einem Viehhändler abzuschließen, bei dem Anblick seines erregten Lehrlings jedoch sofort mit Geldzählen innehielt.

„Was ist dir, Joachim?" fragte er. „Hat dich Jemand geschlagen? Du siehst nicht gut aus!"

„Meister!" rief der erbitterte junge Mann, „Ihr seht mich heute zum letzten Male. Ich danke für das Glück, welches mich dereinst in Eurem Schlachthause erwartete. Wenn ich mich soll von Euren Kunden todtschlagen lassen, so kann ich das wohlfeiler haben!"

Er entfernte sich, ohne dem Meister ein Lebewohl zuzurufen. Seine geringe Baarschaft raffte er zusammen und dann schlug er den Weg nach der französischen Hauptstadt ein! Wenige Worte mit dem Kommandeur eines Fußgarde-Regiments waren hinreichend, um ihn sofort in demselben Aufnahme finden zu lassen. Mit Eifer und Gewissenhaftigkeit kam er seinen dienstlichen Obliegenheiten nach und erwarb sich durch sein gutes Verhalten in kurzer Zeit die Achtung und Liebe seiner Vorgesetzten. Nach seiner frühern Beschäftigung im Hause des Meisters Corbino sehnte er sich mit keinem Gedanken mehr zurück.

Die Zeit verging, und es war eine wilde stürmische Zeit, die ihre hochgehenden Wogen über Königsthrone und Völkerglück rollen ließ. Der junge Soldat stand in seinem 23 Lebensjahre. Er hatte die Revolution als den ersten frischen lebenskräftigen Pulsschlag einer neue Aera mit Entzücken begrüßt und wie alle seine Kameraden mit dem Volke gemeinschaftliche Sache gemacht. Er hatte die Bastille schleifen, das Invalidenhaus plündern gesehen, und als die Armee aufgelöst worden, hatte er nur eine kurze Minute überlegt und dann dem Kommandeur der Nationalgarden, Lafayette, seine Dienste angeboten. Er war ehrgeizig und hätte seine Träume von Ruhm und Glanz gern verwirklicht gesehen, aber es ging zu langsam. Wer sich in jenem tollen wirren Strudel, alle andern überschreiend, nicht vordrängte, blieb unbeachtet, und persönliche Tapferkeit — militärische Begabung — waren in jener gewaltigen Zeit der Entfesselung aller Elemente allein nicht hinreichend, um eine sichere und feste Stellung einzunehmen.

Höher und höher stieg die Brandung. Kühne entschlossene Männer vertrauten sich dem gähnenden Strome an, erreichten den schmalen Uferpfad und wurden nach kurzer Zeit in den tosenden Strudel zurückgerissen und von ihm verschlungen. Die Dantons, die Marats, die Robespierres kamen und gingen. Sie vermochten den gewaltsam hereinbrechenden Ereignissen keinen Damm entgegenzustellen. Sie wurden von der Menge der Schatten, welche sie heraufbeschworen hatten, erdrückt. Schließlich verwirrte der Nebel, welcher über dem entsetzlichen Blutmeere schwebte, die klarsten und besonnensten Köpfe und das dauerte so lange, bis die gewaltigen Flügelschläge des korsischen Adlers den Nebel zertheilten und einen Stern sichtbar werden ließen, der wenigstens eine bestimmte Richtung andeutete, jene Richtung, welche die Weltereignisse von jetzt ab nehmen würden.

Und dieser Stern? es war nichts anderes, als das Genie Napoleons, welches das launische Glück an seine Strahlen fesselte, welches mit unerbittlicher Zaubermacht, Völker, Länder und Throne in seinen Bann zog. Von Sieg zu Sieg schreitend, übersprang der kühne Eroberer eine Staffel des Glücks nach der andern, unaufhaltsam, über zertrümmerte Paläste, verwüstete Fluren, eingeäscherte Städte und Dörfer, über Blut und Leichen ohne einen einzigen Blick nach rechts oder links. Und sein Genie ließ leuchtende Strahlen zurück für die verwandten Geister, die seinen Spuren folgten, ihr eigenes Glück und Wohl und Wehe mit dem seinen verbanden, und zu diesen gehörte auch der ehemalige Metzgerlehrling.

Manche Schlacht hatte er dem genialen Feldherrn schlagen und gewinnen helfen, hatte

Wunder von Tapferkeit verrichtet und als er einst mit ganz besonderer Bravour einen selbstständischen Auftrag ausgeführt, da war der hohe Vorgesetzte, dem nichts entging, auf seinem Schimmel bis dicht vor ihn hingesprengt, hatte mit einem Blitz seines Adlerauges die männlich-schöne Gestalt des jungen Offiziers erfaßt und in der bekannten kurzen und befehlenden Weise gefragt:

„Wie heißen Sie, Lieutnant?"

„Joachim Murat, Sire?"

„Wie lange Soldat?"

„Seit meinem sechszehnten Lebensjahre, Sire!"

„Man wird Ihnen ein Hauptmanns-Patent ausfertigen!" rief der Welterschütterer und fort war er.

Und der junge Murat erhielt eine Kompagnie und rieb mit derselben Regimenter auf. Er befehligte bald ein Bataillon und jede gewonnene Schlacht war für ihn eine neue Stufe zum Glanz und Ruhm. Zehn Jahre waren vergangen. Der schöne glänzende General Joachim Murat war der stattlichste, tapferste und ritterlichste Soldat der ganzen Armee, der Abgott seiner Untergebenen, der Liebling seines genialen Feldherrn, der ihn vor allen andern auszeichnete und die wichtigsten Aufträge in seine Hände legte.

Ein glänzendes Familienfest fand in den prächtigen Hallen statt, die dem weltgebietenden Eroberer zum zeitweisen Aufenthalte dienten. Der Mann, welcher Glanz und Luxus für seine Person weniger liebte, sparte gleichwohl nichts, sobald es anderen zu imponiren galt. Die Tafel war mit den köstlichsten Speisen und Weinen besetzt. Prächtige Orangenbäume, Vasen und Statuetten zierten den an und für sich schon zur Bewunderung einladenden Salon und zahlreiche Lüstres warfen ihren strahlenden Lichtglanz bis in die fernsten Winkel.

Und an der Tafel saßen sie Alle, die Bonaparte's, mit den Anwartschaften auf die höchsten Ehrenstellen, auf Fürstenhüte und Kronen. Da war zuerst der älteste der Geschwister Joseph Bonaparte, der Staatsrath, welcher den Friedensabschluß mit den vereinigten Staaten von Nordamerika in so ausgezeichneter Weise bewirkt hatte, daß Napoleon ihn später zum König beider Sizilien ernannte; dann Lucian, der talentvolle Diplomat, der Mann der Wissenschaft und Künste und begabte Dichter, den nichts zur Annahme einer Krone bewegen konnte; ferner Hieronymus, der jüngste Bruder des Machthabers, späterer Herzog von Montfort und König von Westphalen, zu jener Zeit noch ein einfacher Seeoffizier. Nur einer der Brüder fehlte: Ludwig Bonaparte, der Vater des Kaisers Napoleon III. Er befand sich zur Zeit in der preußischen Hauptstadt und dachte im glücklichen Traume einer ersten Liebe, aus dem ihn bald darauf des genialen Bruders Machtwort behufs Vermählung mit der schönen Hortense Beauharnais so unsanft erwecken sollte, mit keinem Gedanken an Macht und Größe. Auch die Schwestern fehlten nicht. Da war zuerst die älteste Schwester Maria Anna Elisa, spätere Fürstin von Piombino, mit ihrem Gemahl, dem reichen Felice Baccochi; ferner Maria Pauline, offenbar die schönste und anmuthigste der drei Schwestern Napoleons; endlich Maria Annonciata, welche bei der Tafel, ob aus Zufall oder Absicht, dem schönen General Murat gegenüber saß.

Sie alle waren in heiterer Unterhaltung begriffen, und sprachen den Speisen und Getränken wacker zu. Nur Napoleon stand mit verschränkten Armen, sinnend am Fenster. Sein nimmer rastender Geist webte bereits die Fäden zum Kaisermantel, und wie sein unruhiges Auge die Gruppen der Tischgenossen überflog, mochte er bereits im Stillen jedem einzelnen Land und Krone zuerkennen. Er mochte auch die feurigen Blicke bemerken, welche Maria Annonciata und Murat mit einander wechselten und vielleicht stimmte dies mit seinen Plänen überein, denn ein freundliches Lächeln glitt für einen Augenblick durch seine strengen ehernen Züge.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 47. **Dienstag, den 18. April** **1871.**

Koch und Metzgerlehrling.

Geschichtliche Skizze von Karl Zastrow.

(Schluß.)

Der Zufall wollte es, daß Maria Annonciata ihr weißes, mit Spitzen besetztes Taschenbuch fallen ließ. Murat bückte sich sogleich, hob es auf und überreichte es der schönen, kaum achtzehnjährigen Dame mit so anmuthiger Galanterie, wobei aus seinem feurigen Auge ein so mächtig zündender Strahl schoß, daß Maria Annonciata voll Erröthen ihr Auge zur Erde senkte.

Murat aber hatte dadurch Gelegenheit gefunden, mit der Schwester seines hohen Vorgesetzten ein Gespräch anzuknüpfen und dies Gespräch wurde, da die Geschwister wenig oder gar nicht auf das Paar achteten, immer wärmer und inniger. Maria Annonciata konnte ihre Bewunderung für den ritterlichen General nicht zurückhalten, und als dieser endlich aus einer der zahlreichen Blumenvasen eine Rose nahm und sie seiner auf's Neue erröthenden Nachbarin mit der Bitte überreichte, die duftige Blüthe als einen Beweis seiner innigsten Verehrung anzunehmen, erwiderte die junge Dame in lieblicher Verwirrung:

„Sie soll auf meiner Brust verwelken, General! in der das Andenken an sie nie erlöschen wird."

Das war bezeichnend genug für Murat, und in der That hätte er nicht der scharfblickende Herzenskenner sein müssen, wenn er nicht gesehen hätte, daß die schöne Maria Annonciata ihn über Alles liebte.

Und vier Wochen darauf war Annonciata die Gattin des hochangesehenen Generals, und dann bestieg Napoleon den Thron als Kaiser von Frankreich. Daraus ergab sich ganz von selbst, daß die Geschwister des Herrschers Prinzen und Prinzessinnen wurden und somit war auch Murat, der ehemalige Metzgerlehrling der Gatte der Prinzessin Maria, der Schwager des Franzosenkaisers, französischer Prinz.

Die höchsten Würdenträger des Kaiserreichs rissen sich um das Paar. Der glänzendsten Gesellschaft fehlte die echte Weihe, wenn Prinz Murat und Prinzessin Maria nicht anwesend waren. Die Freude, der Ruhm, der Glanz hefteten sich an das glückliche Paar, für welches Fortuna bereits die Königskrone eines der schönsten Länder Europa's bereit hielt.

„Eine Einladung vom Herzog von Cambacérès!" sagte Maria eines Tages, als Murat, von einer Truppenmusterung heimkehrend, in das Boudoir seiner Gemahlin trat.

„Vom Herzog von Cambacérès!" murmelte der Prinz vor sich hin, während eine Fluth von Erinnerungen durch seinen Kopf stürmte, „vom Herzog von Cambacérès! — Wir nehmen doch die Einladung an, Madame!" setzte er laut hinzu.

„Wie Sie wollen, Prinz!" lautete die Antwort der schönen Frau, während Murat an den Spiegel trat, mit der Rechten leicht das üppige Haar von der Stirne zurückstrich und ernst und aufmerksam eine kleine schmale

Narbe betrachtete, die sich oberhalb der Stirn, parallel mit der Längenseite derselben hinzog.

Am andern Tage saß das prinzliche Paar in dem Etablissement des Herzogs, obenan an der [illegible] Tafel, von Huldigungen und Aufmerksamkeiten aller Art umflossen.

Der Wein war den Gästen bereits zu Kopfe gestiegen. Man nahm es mit den Worten nicht mehr so genau wie zu Anfang des Banketts. Die übersprudelnde französische Lebhaftigkeit und leichte Fröhlichkeit siegten über die Zwangsregeln der Etikette. Da wandte sich Murat im leichten Konversationstone an den Gastgeber:

„Parbleu, lieber Herzog! Ihre Speisen sind vortrefflich zubereitet. Sie müssen den besten Koch der Welt haben, denn nie erinnere ich mich, besser gespeist zu haben."

„Ich habe allerdings einen ausgezeichneten Koch," bemerkte der Herzog mit Selbstgefälligkeit, „und auch was ebenso werthvoll ist, eine anhängliche treue Seele, denn er ist bereits ein Vierteljahrhundert in meinen Diensten!"

„So?" fragte der Prinz, „und sein Name?"

„Jakob Billefort!"

Murat biß die Spitze einer Havannazigarre ab und sagte lächelnd:

„Darf ich Sie um eine Gefälligkeit ersuchen, Herzog?"

„Sie ist zum Voraus erfüllt, Prinz!"

„Nun wohl, treten Sie mir Ihren Koch ab. Sie finden wohl einen andern, ebenso zuverlässigen und talentvollen Herdfeuerbeherrscher."

„Sire! Sie belieben zu scherzen!" entgegnete der Herzog, in dessen Antlitz die Schatten des Unmuths und der Verlegenheit kämpften.

„Ich scherze nicht, Herzog! ein Koch, wie der Ihre, fehlt mir seit lange. Ich hoffe, Sie werden einer Verbesserung der Lage Ihres alten treuen Dieners nichts entgegen zu setzen haben. Ich bewillige Jakob Billefort einen Jahrgehalt von 8000 Franken, damit sind erhebliche Nebenrevenüen verbunden."

Der Herzog konnte es nicht über sich gewinnen, dem einflußreichen Prinzen die Bitte abzuschlagen, und so ließ er nach aufgehobener Tafel den Koch zu sich rufen und sagte ihm ungefähr Folgendes:

„Mein guter Jakob! Ich kann dich, so leid es mir thut, ferner nicht behalten. Der allmächtige Prinz Murat, der Schwager des Kaisers von Frankreich, will dich gegen ein ansehnliches Jahresgehalt in seine Dienste nehmen, und . . . und ich habe dich abgetreten! Du wirst nicht in die Lage kommen, mit dem Tausche unzufrieden zu sein. Der Prinz ist ein gütiger, wohlwollender Herr und in seinem Palais verkehren die höchsten Würdenträger des Landes! Ich möchte mich nicht gern dem hochgestellten Manne verfeinden und bitte dich deßhalb, nimm die Stelle an!

„Es ist gut," sprach Billefort nach kurzem Bedenken, „ich nehme an und werde mich noch heute in das Palais des Prinzen verfügen. --"

Murat hatte bereits verschiedene Male seinen Kammerdiener gefragt, ob der neue Koch noch immer nicht eingetroffen sei. Endlich konnte dieser die willkommene Nachricht bringen, daß der Koch des Herzogs vom Cambacérès im Vorzimmer warte.

„Laß ihn he einkommen!" befahl Murat mit einiger Ungeduld. Jakob Billefort trat ein und verneigte sich ohne Scheu, jedoch mit Ehrerbietung vor seinem neuen Herrn, der ihn aufmerksam und mit einem feinen Lächeln betrachtete.

„Kennst du mich noch, Jakob Billefort?" fragte er mit einiger Schärfe im Tone.

„Sire!" erwiderte Billefort, „ich habe sie als General und als Prinz verschiedene Male zu Pferde gesehen und im Uebrigen kennt jedes Kind den Schwager des Kaisers.

„Und sonst hast du mich nie gesehen?"

„Nie, Sire!"

„Aber ich kenne dich seit lange," sagte Murat, indem er das Haar emporstrich und mit dem Zeigefinger die Narbe berührte, „meinst du, so etwas vergäße sich?"

Die Augen des Kochs erweiterten sich plötzlich. Es war, als fände in diesem Moment irgend eine düstere Ahnung in seiner Brust die unvermuthete schreckliche Bestätigung. Er wurde leichenblaß, taumelte einige Schritte zurück bis an die Thür, schien aber durch den wohlwollenden Ausdruck in Murat's Zügen

plötzlich zur Besinnung zu kommen. Er warf sich vor dem Prinzen auf die Knie nieder und bat um Gnade.

„Laß es gut sein," nahm der Prinz das Wort. „Ich sagte dir, wir würden einst mit einander abrechnen. Das soll heute geschehen. Ich biete dir eine einträgliche Stelle in meinem Hause an und du verpflichtest dich, deine Kunst ausschließlich meinem Dienste zu widmen. Ich bin Freund einer guten Küche. Darum kein Wort mehr von der Vergangenheit. Vagisten wirst du mich hoffentlich nicht?"

Der Koch erschöpfte sich in Danksagungen und Versicherungen seiner Ergebenheit und Murat entließ ihn mit dem Ausdrucke des vollkommensten Wohlwollens.

Am andern Morgen war jedoch Jakob Billefort verschwunden. Niemand wußte wohin. Hatte er im Geheimen eine Vergeltung seines ehemaligen brutalen Benehmens von seiten seines hohen Herrn befürchtet, oder hatte er überhaupt kein Vertrauen zu dem Stern der Napoleoniden; genug, er war verschwunden, trotz der sorgfältigsten Nachforschungen nicht zu ermitteln und der Prinz hörte nie wieder von ihm.

Jedenfalls hat es ihm an talentvollen Köchen in dem schönen Neapel nicht gefehlt, als der Königspurpur seine stattliche Gestalt umfloß, und so dachte er den Koch des Herzogs von Cambacérès bald vergessen haben, um so mehr, als auch er den Wechsel des Glückes bei dem Sturze seines zu allzuschroffer Höhe gelangten Gönners erfuhr. Er endete bekanntlich von allen denjenigen, die dem Diktator ihre äußere Machtstellung verdankten, am tragischsten. Nichts desto weniger bleibt er die poetischste Erscheinung in diesem Kreise, der selbst die hier erzählte, derb realistische Jugendepisode nichts von ihrem Glanze nehmen kann.

Mannigfaltiges.

(Escamotage.) Anläßlich des jüngsten Klausenburger Marktes produzirte sich auf offener Straße ein Zigeuner als Taschenspieler ersten Ranges. Selbstverständlich versammelte er um sich ein zahlreiches, durchwegs aus Landleuten bestehendes Publikum. „Hier habe ich eine Sammelbüchse," rief der braune Schwarzkünstler, man legt Zehnkreuzerstücke hinein, ich berühre die Büchse mit meinem Zauberstabe, sagte: Eins, Zwei, Drei, und aus den Zehnkreuzerstücken werden eben so viele Silberzwanziger, die natürlich dem gehören, welcher die Zehnkreuzerstücke einlegt." — Die erste Probe, welche mit drei Bauernburschen, die mit dem Prestigateur einverstanden waren, gemacht wurde, gelang vollkommen, denn die Helfershelfer erhielten vor den Augen der Zuschauer richtig Silberzwanziger. Das gelungene Kunststück verfehlte seine Wirkung nicht, denn im Nu war die Sammelbüchse voll mit Zehnkreuzerstücken. Nun begann der Hokuspokus. Die volle Büchse wanderte in die Tasche des Zigeuners die leere Kapsel stellte der Künstler auf den Boden; er ersuchte das Publikum um Geduld, denn er müsse aus dem Wirthshause, vor welchem die Produktion stattfand, und das zugleich ein Durchhaus war, Zauberbohnen holen. Lange harrten die Abgefertigten der Rückkehr des Zauberers, doch vergebens, denn verschwunden war er auf Nimmerwiedersehen. Nun ging der Tanz erst recht los; es wurde herumgestritten, ob die Zauberbüchse ohne Gefahr für die Silberzwanziger geöffnet werden solle. Endlich stürzte sich Alles auf die leere Büchse. Jeder wollte dieselbe als Ersatz für seine eingelegten zehn Kreuzer behalten; es entstand eine Prügelei, der endlich durch das Einschreiten der Polizei ein Ende gemacht wurde.

Der jetzige Minister des Innern der Pariser Commune heißt Grellier und war vor Kurzem noch Besitzer einer Waschanstalt. Jüngst machte ihm der Vorsteher eines Friedhofes seine Aufwartung, um ihn in seiner geschäftlichen Angelegenheit zu konsultiren. Der neue Minister erwiderte, daß er nicht das Mindeste von den Pflichten seines hohen Amtes verstehe und lieber wieder die Leitung seiner Waschanstalt übernehmen möchte; aber es sei ihm mit dem Tode gedroht worden, falls er sich weigerte den Posten anzunehmen.

„Sie bewachen mich auf Schritt und Tritt" — fügte „Seine Excellenz" hinzu, — „ich kann nicht einmal auf einen Moment ausgehen; ich würde riskiren, daß mir ein Bayonnet in den Leib gerannt wird. Ich kann Ihnen nur den guten Rath ertheilen — werden Sie nie Minister." Er zeigte dann auf einen Stoß Aktenstücke, deren Inhalt wie er sagte, er nicht im Mindesten verstehe; er habe nur waschen gelernt. Er nehme sich auch so keine Mühe, die Packete zu öffnen, da der frühere Minister ohne Zweifel wieder zurückkehren werde. M. Grellier befürchtete, man würde ihn dann erschießen, und er ließ sich von seinem Besucher ein Certifikat ausstellen, daß er (Grellier) ein Minister malgré lui wäre.

Die in Ostasien lebenden Deutschen bringen gegenwärtig durch freiwillige Gaben eine Sammlung chinesischer und japanesischer Kuriositäten zusammen, welche später zum Besten der Invaliden des jetzigen Krieges in Berlin ausgestellt und verkauft werden soll. An der Spitze des patriotischen Unternehmens stehen fünf in Shanghai lebende deutsche Frauen.

Am heftigsten über den Einmarsch unserer Truppen waren die Pariserinnen empört, und besonders haben sie ihren Haß auf die Garde geworfen. „Diese Leute," sagte neulich ein kleiner, schwarzäugiger Lockenkopf mit allen Zeichen des Abscheus, „sind so groß, daß man eine Leiter anlegen muß, um sie zu küssen."

Aus Weißenburg, 26. März, schreibt die „Frankf. Ztg.": Die jungen Tannenwaldungen Frankreichs müssen arg herhalten, um unseren tapferen heimkehrenden Siegern als Friedensschmuck zu dienen. Als käme ein ganzes Wäldchen dahergefahren, so läßt sich's auf dem Bahnhofe an, den alle paar Minuten ein neuer, phantastisch gezierter Zug schmückt. Es sind meistens Geschütz-, Munitions- und Pionierwerkzeug-Züge, mit einer geringen Anzahl Bedeckungsmannschaften. Laubgewinde ziehen sich von Wagen zu Wagen entlang. Tannen und Fichten sind überall aufgepflanzt, wo sich ein Baum anbringen ließ, und mit schwarz weiß rothen Bändern und Papierstreifen behangen. Woher die vielen reglementsmäßigen Fähnchen in den Reichsfarben kommen, begreift man nur, wenn man die erfinderische Geschicklichkeit unserer Krieger kennt. Auch an Transparenten fehlt es nicht und noch weniger an Inschriften der gelungensten Art. Sie belehren theils darüber, an welchem Punkt die Kanonen ein Wort zur deutschen Geschichte mitgeredet, theils darüber, wie die Mitfahrenden über Frankreich, das Franzosenvolk, Napoleon, über die Heimath denken. Hier glotzt uns ein Turkoskopf von geübter Hand an, dort sieht man Napoleon mit Familie abkonterfeit. Hier wird uns in riesigen Lettern angekündigt, was für Leute im Wagen sitzen: „Das Barbarenvolk des Nordens, das da gewagt hat, das heilige Paris zu belagern!" oder noch besser: „Liebesgaben für deutsche Mädchen." Auch der gerechte Unmuth über die langsame Beförderung von Station zu Station findet in den schönen Versen seinen Ausdruck, wie z. B. „Eile mit Weile: Jeden Tag eine Meile!" In der richtigen Erkenntniß, daß jeder tapfere Deutsche auf die Eisenbahnfahrt erster Klasse Anspruch habe, haben oft die muntern Gesellen die Bezeichnung: „III. Kl." ausgestrichen und „I. Kl." dafür hingemalt.

Logogryph.

Gar stark und mächtig trotze ich den Zeiten.
Und bin der deutschen Stärke urstark Bild! —
Bei Sturm und Wetter muß ich tapfer streiten
Und harre muthig aus, ohn' Schwert und Schild.

Jetzt streich' das erste und das letzte Zeichen,
Dann bleibt ein kleines, dir ein großes Wort;
Du lieost's doch soll's zur Ehre dir gereichen,
So jag den Stolz aus deinem Herzen fort! —

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 48. Donnerstag, den 20. April **1871.**

Die Brüder.*

Original-Novelle von Ewald August König.

Erstes Kapitel.

Die Brüder.

Die Gäste entfernten sich. Der Wagen, welcher das junge Ehepaar aus der Kirche in das Haus der Brauteltern zurückgebracht hatte, fuhr in raschem Trabe davon.

Nur ein altes Mütterchen blieb vor dem großen schönen Hause stehen und schaute wehmüthig hinauf zu den hohen Saalfenstern, hinter denen die Hochzeitsgäste auf- und abwandelten, bald eifrig mit einander plaudernd, bald hinausschauend auf den Paradeplatz, auf den der letzte Strahl der sinkenden Herbstsonne lange Schatten warf.

„Wer nur die Alte sein mag, die so unverwandt zu uns heraufstiert?“ wandte sich der Bräutigam zu seinem Schwiegervater, „Thun Sie mir den Gefallen und senden Sie dieser Armen eine Gabe hinunter, an dem schönsten Tag meines Lebens soll Jeder in meiner Nähe fröhlich sein, wenn ich seine Noth oder seinen Kummer zu lindern vermag.“

„Da hätten Sie viel zu lindern, mein lieber Völling.“ schaltete der Hofrath Herzfeld ein kleiner, alter Herr, der neben dem Bräutigam stand, sarkastisch ein. „Man muß den Pöbel nicht verwöhnen. Durch die allzugroße Bereitwilligkeit in der Austheilung von Almosen wird dem Staate ein schlimmer Dienst geleistet, denn unter zehn Bettlern sind neun, welche —“

Völling warf dem Herzlosen einen Blick des Vorwurfs zu und trat, ohne dessen Auseinandersetzungen anzuhören, vom Fenster zurück.

„Die Alte dort ist nichts weniger als eine Bettlerin“, nahm ein anderer Gast, Referendar Waldau das Wort. „Sie ist die Wittwe Kraus, die Mutter des Handlungsgehilfen Georg Kraus, welcher vor einem halben Jahre wegen Fälschung zu 3 Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde.“

„Ein Flacon!“ ertönte es in diesem Augenblick aus dem Kreise der Damen, welche die junge Neuvermählte umstanden.

Die Braut war ohnmächtig. Die Herren eilten hinzu, und der Vater der Ohnmächtigen, der Commerzienrath, Bankier Hermann Weber, blieb an der Flügelthür, welche auf den Corridor führte, stehen.

Der Referendar wollte den Saal verlassen, der alte Herr trat zur Seite und folgte ihm.

„Mein Herr, hätte ich diese Bosheit erwarten können, würde ich Sie nicht zur Hochzeit geladen haben,“ nahm der Commerzienrath das Wort, während er den Referendar am Arm festhielt. „Ich hielt Sie für einen Ehrenmann.“

„Und für was, wenn ich bitten darf, halten Sie mich jetzt?“ fragte der Referendar höhnisch.

„Für einen Elenden, einen Menschen ohne Bildung!“

„Herr Commerzienrath,“ fuhr der junge

*) Dem Fränkischen Kurier entnommen.

Mann auf, dessen Wangen erdfahle Blässe überzog.

„Soll ich Ihnen die Worte wiederholen? Ich bin jederzeit bereit dazu. Als ich vor einem Vierteljahr Ihnen die Hand meiner Tochter abschlug, hatte ich dazu meine triftigen Gründe. Sie mußten diese Gründe achten und als Mann von Ehre nicht weiter an die Sache denken. Das setzte ich voraus, einer kleinlichen und noch dazu gemeinen Rache hielt ich Sie nicht für fähig. Wäre Ihr Herr Vater nicht mein bester Freund gewesen, ich würde Sie nicht zur Feier des heutigen Tages eingeladen haben, daß ich dies aber that, mußten Sie als einen Beweis meiner freundschaftlichen Gesinnung hinnehmen."

Ein Lächeln des Hohnes umspielte die Lippen des Referendars.

„Wenn ich nicht irre, nannten Sie mir als den ersten bedeutendsten Grund Ihrer abschlägigen Antwort: Helene liebe mich nicht, — können Sie mit gutem Gewissen behaupten, daß sie ihren jetzigen Gatten liebt?"

„Nun wohl, wenn Sie's denn wissen wollen, so hören Sie den eigentlichen Grund. Sie sind eben nur ein Referendar, ein Mann ohne Vermögen, ohne Einkommen und ohne einigermaßen hervorragende Stellung. Mein Schwiegersohn ist dagegen der reiche Gutsbesitzer Wilhelm Bölling, Mitglied des Landtages, ein Mann, dessen Stimme noch etwas gilt, dessen Name Klang hat. Und damit Punktum, Herr Referendar, mich soll's freuen, wenn ich nach Jahr und Tag einmal höre, daß Sie es zum Assessor gebracht haben."

Er wandte dem jungen Manne den Rücken und ging in den Saal zurück.

Die Lippen auf einander gepreßt, blickte der junge Mann eine Weile auf die Thüre, hinter welcher der Bankier verschwunden war.

„Du sollst es bereuen, diese Worte gesprochen zu haben", murmelte er in sich hinein. „Du sollst noch erfahren, was der arme Referendar, der Mensch ohne Vermögen, ohne Einkommen, ohne Stellung vermag!"

Er stieg die breite mit Blumen geschmückte Treppe hinunter und trat auf den Platz, auf welchem die Alte, in ihre Gedanken versunken, noch immer stand.

„Geht nach Hause, Mutter", sagte der junge Mann im Vorbeigehen zu ihr, „dort oben machen sie sich nur lustig über Euch."

Die alte Frau fuhr aus ihrem Sinnen auf, sie sah sich um nach dem, welcher zu ihr geredet hatte, er war verschwunden.

Ein Förster schritt in diesem Augenblick über den Paradeplatz, er blieb bei der Frau stehen und reichte ihr die Hand.

„Grüß Gott, Mutter", sagte er, „warum so allein, so traurig? Komm mit nach Hause, ich habe mir heute Urlaub genommen, um Dich zu besuchen. Die Barbara wollte auch auf ein Stündchen hinkommen."

„Du hättest keinen schlechteren Tag wählen können", erwiderte die Alte kopfschüttelnd, während sie neben dem Sohne einherschritt. „Ich bin heute —"

„Na, so laß doch die trüben Gedanken in des Kukuks Namen einmal fahren", fiel der Förster ihr ins Wort. „Geschehene Dinge ändern sich doch nicht."

Die Mutter schüttelte wieder den Kopf und wanderte schweigend weiter.

„Was hattest Du eigentlich vor dem Hause des Bankiers zu schaffen?" hob der Förster nach einer Weile wieder an. „Du stiertest ja hinauf, als hättest Du erfahren wollen, was da drüben hinter den Fenstern vorging."

„Ich dachte an Georg, er sitzt im Gefängniß, und die, welche er unter allen Menschen zumeist liebt, hat heute Hochzeit mit einem Andern."

Ein Schatten finstern Unmuths flog über die hübschen gebräunten Züge des Försters.

„Was kümmert's uns" erwiderte er unwillig. „Mag sie Hochzeit machen, mit wem sie Lust hat, uns geht es weiter nichts an."

„Und Georg?" fragte die Alte, der die Thränen ins Auge schossen.

„Georg ist todt für mich", fuhr der Förster düster fort; „seitdem er seine Ehre verloren hat, ist er mein Bruder nicht mehr." —

Das Gespräch stockte; der alten Frau

rannen die Thränen über die welken Wangen, der Förster sah finster vor sich hin.

Als die Beiden das kleine Häuschen erreicht hatten, in welchem die Mutter wohnte, zog die alte Frau einen Schlüssel aus der Tasche ihres Kleides, öffnete und ließ den Sohn eintreten.

„Fühlst Du denn nichts mehr in Deinem Herzen für Deinen unglücklichen Bruder, Hugo?" fragte sie in flehendem Ton, „Deine Mutter ist auch seine Mutter, Dein Blut rollt auch in seinen Adern."

„Redensarten, mit denen man keinen Hund hinterm Ofen weglockt", unterbrach der Förster sie barsch.

„Ich weiß, Du hast ihn nie geliebt", fuhr die Mutter traurig fort. „Du warst zehn Jahre alt, als er geboren wurde, ich hatte Euch Beide lieb, so recht vom Herzen lieb."

„Aber den Jüngeren zogst Du doch vor."

„Niemals! Er bedurfte größerer Aufmerksamkeit, weil er ein schwaches, kränkliches Kind war und Du auch schon das Alter erreicht hattest, in welchem die Eltern ihre Kinder sich selbst überlassen können. Ihr spieltet nie zusammen —"

„Ganz natürlich, er war ein Stubenhocker, beschäftigte sich schon früh mit der edlen Schreibkunst, die ihn nachher ins Zuchthaus brachte. Mich zog es hinaus in den Wald, in die freie, herrliche Natur; so trennten unsere Wege sich schon früh."

„Dein Vater hat oft den Kopf dazu geschüttelt und mich kostete es immer bittere Thränen, wenn ich Euch Beide verschiedene Wege wandern sah, aber ich dachte, mit der Zeit würde sich das ausgleichen."

„Der Mensch denkt und Gott lenkt!" bemerkte der Förster achselzuckend. „Ich bin jetzt ein schmucker, kräftiger Mann, fünfunddreißig Jahre alt, habe mein Brod und in meinem Häuschen Platz genug für eine kleine Familie, er dagegen sitzt im Zuchthaus, bleich und mager wie ein Schwindsüchtiger, und wenn ihm das Thor sich noch einmal wieder öffnet, dann mag er nur getrost zum Bettelstab greifen und in die weite Welt hinauswandern, wenn er nicht vorzieht, sein sauberes Gewerbe fortzusetzen."

„Hugo! Hugo!" warnte die Alte, versündige Dich nicht an Deinem Bruder. Weißt Du, weßhalb er jene Fälschung beging?"

Der Förster zuckte die Achseln.

„Was geht's mich an, genug, daß er sie beging! — Mir ist überhaupt in dieser Sache noch Manches räthselhaft." fuhr er nach einer kurzen Pause fort. „Aber was kümmerts mich. Ich verlange nicht, die Räthsel gelöst zu sehen. Georg wurde überführt und verurtheilt, das Urtheil zerreißt das Band, welches mich an ihn fesselte."

Die alte Frau hatte sich neben dem Sohn auf die Bank gesetzt und sah ihm wehmüthig ins Auge.

„Ich will Dir jene Räthsel lösen," erwiderte sie, „vielleicht gelingt es mir, Dein Herz dem Unglücklichen wieder zuzuwenden, der jetzt im Elend unserer Liebe doppelt bedarf."

Der Förster zog seine Pfeife aus der Tasche, zündete sie an und lehnte das Haupt an die Wand.

„Als Georg seine Lehre bei dem Bankier bestanden hatte, erhielt er, da sein Prinzipal unbedingtes Vertrauen in ihn setzte, den Posten des Cassirers. Ich weiß nicht, welchem Umstande er diese Auszeichnung zu verdanken hatte, irre ich nicht, so war der erste Cassirer plötzlich ausgetreten und der Commerzienrath fand unter seinem Personale Keinen, der so geschickt im Rechnen und überhaupt so anstellig und aufmerksam war wie Georg. Du weißt, was während dieser Zeit sich zutrug, Georg besuchte oft das Theater und die Concerte. Er hätte besser es nicht gethan, aber die junge Welt will ihr Vergnügen haben und die Ermahnungen der Alten feuchten nichts. Er lernte die Tochter seines Prinzipals kennen, vielleicht auch legte er es darauf an, sich ihr zu nähern, wer kann es wissen. Georg ließ mich in diesem Punkte nie auf den Grund seines Herzens blicken. Wie oft habe ich ihn gewarnt, wie oft gebeten, von dem Mädchen abzulassen, wenn er mit leuchtenden Augen mir erzählte von ihrer Schönheit und ihrem edlen guten Herzen. Er lachte, und meinte, es sei manchem armen Schlucker ge-

glückt, eine reiche Frau heimzuführen, warum solle er denn nicht auch sich dieser Hoffnung hingeben dürfen. Der Commerzienrath achte ihn, wenn es ihm gelinge, die Liebe Helenen's zu erwerben, so werde er nicht zu blöde sein, den Vater um die Hand des Mädchens zu bitten, er könne nicht mehr als „Nein" sagen und dann erst beginne der Kampf, in welchem er entweder siegen oder untergehen müsse."

„Er war von jeher extravagant," schaltete der Förster ein, „jedes hübsche Gesicht konnte ihn in Extase bringen. Und daher bildete er sich viel auf seine äußere Erscheinung ein, obgleich er nichts weniger als schön ist."

„Schön gerade nicht, aber er ist hübsch, witzig und weiß über Alles zu sprechen, das muß ihm der Neid lassen. — Eines Abends kam er aufgeregter denn je nach Hause, seine Wangen glühten, daß mir Angst und bange um ihn ward und ich nicht anders dachte, als er sei ernstlich krank geworden. Da theilte er mir denn mit, Helene erwiderte seine Liebe, es sei zu einer Erklärung zwischen ihnen gekommen und er wolle schon gleich morgen mit seinem Prinzipal reden. Ich bat und beschwor ihn, von diesem Vorsatze abzustehen, nun und nimmer werde der Commerzienrath seine Einwilligung zu einer solchen Heirath seiner Tochter geben, aber Georg hörte nicht, nach langem Drängen und Bitten versprach er mir nur noch acht Tage mit der Brauterwerbung warten zu wollen. In jenen Tagen wurde das kleine Kapital fällig, welches Dein Vater auf unser Häuschen aufgenommen hatte, es betrug hundert Thaler. Ich besaß das Geld nicht, die Ausstände kamen nicht ein, und ich wußte keinen Rath. Freunde, welche mir die Summe vorstrecken konnten, besaß ich nicht, Georg hatte seinen Gehalt verbraucht und du verdientest noch nicht so viel. Georg versprach, mir zu helfen und händigte schon am nächsten Tage mir die Summe ein. Als die acht Tage verstrichen waren, konnte ich ihn nicht länger zurückhalten, er ging zum Commerzienrath und Du weißt, was geschah."

„Freilich weiß ich's," erwiderte der Förster zornig, „der reiche Goldwolf dachte, ihn die Treppe hinunter zu werfen und entließ ihn ohne Weiteres. Das haben die Reichen vor uns voraus, daß sie die Menschen nach ihrem Gusto behandeln können, so ein armer Teufel ist in ihren Augen eben nur ein Hund, den sie schimpfen und treten können, wie es ihnen gefällt."

(Fortsetzung folgt.)

Wer half Germania befrei'n!

Wer half Germania befrei'n!
Das deutsche Lied: „Die Wacht am Rhein!" —
Wenn auch dem Heer der Dank gebührt,
Daß es so brav das Schwert geführt:
So war es doch die „treue Wacht,"
Die uns so oft den Sieg gebracht
Und tröstete im bangen Schmerz,
So manches tiefgebeugte Herz. —
Der Franzmann zu sich selber spricht,
Das deutsche Lied gefällt mir nicht,
Denn höre ich den stolzen Sang,
So wird es mir im Herzen bang'. —
D'rum Deutsche laßt die „Wacht am Rhein,"
In Ehren stets gehalten sein!

(Hamb. Reform.)

Mannigfaltiges.

Ritterlichkeit

scheint nicht die Tugend Gambetta's gewesen zu sein, das ist auch Anwandlung der Feudalzeit, mit der ein Volksmann der Neuzeit nichts gemein haben soll. Das beweist sein Benehmen gegen die Gemahlin Bazaine's. Dieselbe hatte sich während der Einschließung ihres Gemahls in Metz in ein Nonnenkloster auf dem rechten Loireufer, Tours gegenüber, zurückgezogen, und wollte dort ein interessantes Ereigniß abwarten, als die Capitulation von Metz den Dingen eine andere Wendung gab und sie veranlaßte, sich mit ihrem Gemahl zu vereinigen. Da war es Gambetta, der sie nicht nur an der Abreise verhindern, sondern auch als Gefangene, gleichsam als eine Geißel für den Marschall, zurückhalten wollte. Nur einer Intervention Dritter gelang es, Herrn Gambetta von seinem Vorhaben abstehen zu lassen.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 50. Dienstag, den 25. April **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Georg sprang auf, als die Mutter eintrat, wehmüthig zuckte es über sein Antlitz, als er in das abgehärmte Gesicht blickte. Ohne ein Wort zu sprechen, nahm er das Licht, um sich in seinem früheren Schlafgemach umzukleiden.

Wie oft hatte er vor diesem kleinen Spiegel gestanden, sich zum Balle oder zum Concert geschmückt und dabei seinen Träumen nachgehangen! Und jetzt? Er schrack unwillkührlich zurück, als er sich in der grauen Zuchthausuniform erblickte, als er sah, wie welk und hohl seine Wangen, wie matt seine Augen geworden waren.

Nach Ablauf weniger Minuten kehrte er zur Mutter zurück.

„Wohin willst Du fliehen?" fragte die alte Frau, als Georg ihr die Hand zum Abschiede bot.

„Nach Amerika," entgegnete er entschlossen, „dort werde ich bleiben, bis über meine Flucht Gras gewachsen ist und man hier an meine Verfolgung nicht mehr denkt."

„Hast Du Geld zur Ueberfahrt?"

„Ich werde es haben, sobald ich dessen bedarf."

„Georg, Georg," warnte die Mutter, „Du wandelst auf dunkeln Wegen, kehre um —"

„Dunkel oder hell, wie man's nimmt," fiel der junge Mann achselzuckend ihr ins Wort. „Mein Leben hat nur noch einen Zweck und ihn zu erreichen, ist mir jedes Mittel recht. Glaubst Du, ich werde durch die Umkehr gewinnen? In den Augen der Welt bleibe ich doch stets der bestrafte Verbrecher. Zeit meines Lebens wäre ich nur der Handlanger derjenigen, die aus Mitleid und Barmherzigkeit mir erlauben, die Füße unter ihren Tisch zu strecken. Ich bin nicht schlechter, wie mancher andere, der von Gold und Silber speißt, man muß es nur am rechten Ende anfassen, wenn man es zu Etwas bringen will und die krummen Wege nicht scheuen."

„Sind dies die Früchte der Einsamkeit, die Deinem Herzen gute Vorsätze einprägen sollte?"

„Pah, Niemand ist einsam, der sich mit den Gebilden seiner Phantasie zu umgeben weiß, — dazu hatte ich in den ersten Wochen meiner Haft gute Kameradschaft. Den Secretär eines Dorfbürgermeisters, der die Bauern geprellt hatte und ein halbes Jahr brummen mußte, er ist jetzt entlassen. Er hat mir manchen Fingerzeig gegeben, wie man's anfangen muß, um ein angesehener, geachteter Mann zu werden. — Behüte Dich Gott, Mutter, sobald ich in Amerika bin, werde ich Dir schreiben, geht es mir gut, sollst Du auch Dein Theil haben."

„Für Hugo hast Du keinen Gruß?" fragte die Mutter bittend.

Ein Schatten des Unmuths flog über die Stirn des jungen Mannes.

„Für ihn?" erwiderte er barsch. „Er hat nie bewiesen, daß er der Liebe eines Bruders werth ist. Sein Haß hat mir schon die Tage

der Kindheit verkittert; soll ich ihm jetzt die Hand reichen, nachdem er eines einzigen Fehlers wegen sich für immer von mir losgesagte? Er mochte mich nie leiden, am Sterbebette des Vaters stieß er meine Hand zurück, nachdem er sie kurz vorher zum Schein genommen hatte, ich will nichts von ihm wissen!"

Eine Thräne fiel aus dem Auge der Mutter auf die Hand des Sohnes.

Schweigend drückte Georg die alte Frau an sein Herz, dann eilte er hinaus in die Nacht, ohne sich nach dem Elternhause noch einmal umzublicken.

Zweites Kapitel.

Dunkele Wege.

Der Referendar Waldau hatte während der ganzen Nacht kein Auge geschlossen. Die Erinnerung an die Worte des Bankiers erfüllte sein Herz mit einer Bitterkeit, die ihm weder Rast noch Ruhe ließ.

Ein armer Referendar, ohne Einkommen, ohne Vermögen, und ein reicher Gutsbesitzer, ein Mitglied des Landtags, dessen Stimme Geltung, dessen Name Klang hatte!

Also deßhalb hatte Weber ihm die Hand der Tochter verweigert, weil er eben nur ein Referendar, in seinen Augen ein Nichts in der bürgerlichen Gesellschaft war.

Auch der Commerzienrath sollte zu diesem Nichts hinuntersinken, auch er sollte noch einmal zu dem Standpunkt, auf dem er jetzt mit so anmaßendem Stolze sich brüstete, demüthig hinaufblicken! — Das war der feste Entschluß des Referendars, der mit zäher Festigkeit an seinen Vorsätzen hing.

Joseph Waldau war eine unbemittelte Waise, er hatte beide Eltern verloren, als er eben das zweite Semester seiner Universitätsstudien zurücklegte, aber mit eiserner Ausdauer vor dem Kampf mit Mangel und Elend nicht zurückschreckend, sein Ziel erreicht. Sein Scharfsinn, seine leichte Fassungsgabe und der Eifer, mit welchem er sich seinem Beruf widmete, erwarben ihm die Achtung und Liebe seiner Vorgesetzten, er durfte rascher Beförderung gewiß sein. Sein Vater war mit dem Commerzienrath befreundet gewesen und der Bankier, weniger aus Gutherzigkeit, als um sich den Namen eines Mäcen zu verschaffen, setzte dem jungen Mann ein kleines Jahrgeld aus, welches zwar zur Bestreitung der geringen Bedürfnisse des Studenten nicht hinreichte, aber doch immerhin einen Theil derselben deckte. Später, als nach bestandenem Examen Waldau beim Gerichtshof in seiner Vaterstadt angestellt ward, stand ihm das Haus des Bankiers offen und Helene war der Magnet, der ihn stets dahinzog. Bald fühlte er eine lebhafte Neigung zu dem hübschen Mädchen in seinem Herzen erwachen aus einigen Anzeichen glaubte er auf eine Erwiderung derselben schließen zu dürfen, um so mehr kränkte es ihn, als der Commerzienrath ihm ohne Umschweife sagte, seine Tochter liebe den Brautwerber nicht, deshalb müsse er die Bewerbung zurückweisen.

Seit jenem Tage hatte er dem Bankier feindlichen Groll nachgetragen und dieser Groll machte sich bei der Hochzeit in jener hämischen Bemerkung Luft, welche die Braut, wie auch den Vater empfindlich berühren mußte. Daß der Commerzienrath diese Bemerkung nicht schweigend hinnahm, daß er sich dafür an dem jungen Manne durch jenen stolzen Hohn rächte, steigerte den Groll im Herzen Waldau's zu glühendem Haß, der um so verhängnißvoller für den Commerzienrath wurde, als sein Vermögen nicht mit dem Prunk und dem Stolz, mit welchem er auftrat, in Einklang stand. Der Referendar wußte dies, er wollte ihn ganz vernichten.

Am Abend nach jenem Hochzeitstage saß er in einer Weinschenke, mit dem Buchhalter des Bankiers in vertraulichem Gespräch begriffen.

Der geneigter Leser verzeihe, wenn ich den letzteren nicht als das Muster eines getreuen aufrichtigen Dieners schildere; ich muß ihn zeichnen, wie er ist, mit allen seinen Licht- und Schattenseiten, meine Schuld ist's nicht wenn der Letzteren so viele sind, daß sie die Ersteren verdunkeln.

Ferdinand Helmes war ebenfalls eine Waise und als solche einem pietistischen Vormunde übergeben worden, der die Frömmigkeit gleichviel, ob wahr oder erheuchelt, für die erste Stufe zur Glückseligkeit hielt und nicht

eher ruhte, bis in dem Herzen seines Mündels der Glaube an die Unfehlbarkeit des Lehrsatzes Wurzel geschlagen hatte. Der Knabe machte denn auch zur Freude seines Vormundes in dieser Beziehung bedeutende Fortschritte, er bestahl systematisch die Vorrathskammer des frommen Mannes, leerte die Flaschen im Keller dutzendweise, und konnte wenn Jemand es wagte, auf ihn Verdacht zu werfen, mit einer so frommen Miene gekränkter Unschuld den Verleumder anblicken, daß dieser seine Vermuthung zurücknahm und um Entschuldigung bat. Im Hause eines gottesfürchtigen Kaufmanns bestand er seine Lehre, und hier fand sein Talent in der Verstellung hinreichend Gelegenheit, sich weiter auszubilden. Der Pfarrer verschaffte dem fleißigen Kirchengänger den Posten eines Buchhalters im Geschäft des Commerzienrathes und bald genoß er das volle Vertrauen seines Prinzipals.

Waldau hatte diesen Mann schon einige Male in der Weinstube angetroffen und gleich am ersten Abend durchschaut. Hierauf seinen Plan bauend, zweifelte er nicht, daß es ihm gelingen werde, den Buchhalter für sich zu gewinnen. Und in dieser Vermuthung hatte er sich keineswegs getäuscht. Der Buchhalter duldete die Annäherung des Referendars, ja, er kam ihr auf halbem Wege entgegen, als Waldau eine Flasche des feinsten Weins bestellte, und den alten Mann einlud, mitzutrinken.

„Ich hatte schon längst, wenn ich Sie jeden Abend so still und einsam auf dem gewohnten Platze sitzend sah, Interesse an Ihnen genommen," hub der Referendar im Laufe des Gesprächs an. „Ich dachte mir stets, Sie müßten ein Rentner sein, der bescheiden von den Zinsen seines kleinen Vermögens zehrt. Sie haben in Ihrem Auftreten, Ihrem ganzen Wesen etwas Gediegenes, ich möchte sagen, etwas Würdevolles, und dies hielt mich bis jetzt ab, eine Annäherung an Sie zu versuchen."

Der Buchhalter, dessen Eigenliebe sich geschmeichelt fühlte, konnte einen leisen Seufzer nicht unterdrücken.

„Ich könnte längst Rentner sein," erwiderte er, „wenn mein Posten in dem Bankhause, „Weber und Compagnie" mir ein besseres Einkommen abgeworfen hätte. Sie müssen wissen, daß ich seit zwanzig Jahren Buchhalter in diesem Hause bin, daß ich dort gleichsam den ersten Posten bekleide —"

„Der Ihnen gewiß ein schönes Gehalt einbringt," schaltete der Referendar ein.

„Keineswegs, der Commerzienrath ist in dieser Beziehung keineswegs freigebig," fuhr der Buchhalter fort, dem der Wein bereits zu Kopfe stieg.

Der Referendar füllte die Gläser wieder und stieß mit dem alten Manne an.

„In früherer Zeit war es Sitte, daß man solche Leute, wenn sie ihrem Posten so lange vorgestanden hatten, als Theilhaber in das Geschäft aufnahm," versetzte er lauernd, „vielleicht wird Ihr Prinzipal Sie eines Morgens ebenfalls mit dem Geschäftsvertrag überraschen."

„Es wäre Thorheit, sich einer solchen Hoffnung auch nur im Traume hinzugeben," erwiderte der Buchhalter mit bedeutsamen Achselzucken. „Aber gesetzt auch, er böte mir wirklich diesen Contract an, ich würde ihn nicht unterzeichnen!"

„Weshalb nicht," fragte Waldau rasch.

„Weshalb?" Weil ich nicht später den Kopf in's Loch halten will, wenn — — doch wir reden da in einer öffentlichen Weinschenke über Dinge, welche nicht für jedes Ohr passen. Lassen Sie mich lieber schweigen, im Laufe der nächsten Jahre wird Ihnen der Sinn meiner Worte vielleicht klar werden."

Der Referendar erhob sich.

„Sie sind ein Thor," sagte er leise, während er sein Glas und die Flasche vom Tische nahm, „kommen Sie mit dort in's Kabinet, ich will Ihnen den Weg zeigen, auf welchem Sie sich zum alleinigen Inhaber dieses Geschäfts emporschwingen können."

Der Buchhalter sah mit einem Gemisch von Erstaunen und Neugierde in das Antlitz des jungen Mannes, der bereits im Stillen über den glücklichen Erfolg seine Operationen triumphirte, dann erhob auch er sich, um dem Referendar in das Nebenzimmer zu folgen.

In einer Ecke des Gastzimmers saß ein ziemlich großer, elegant gekleideter Herr, welcher anscheinend nicht das geringste Interesse

an der Unterhaltung der Beiden genommen, sich vielmehr angelegentlichst mit der Zeitung beschäftigt hatte. Ein scharfer Beobachter würde indeß bemerkt haben, daß dieser Fremde weniger der Zeitung als jenem Gespräch seine Aufmerksamkeit schenkte. Jetzt, als die beiden das Zimmer verließen, stand auch er leise auf. Seine äußere Erscheinung trug ganz das Gepräge eines deutschen Gelehrten. Lange blonde Locken fielen unter dem breiträndigen Hute, den er tief ins Gesicht gedrückt hatte, auf die Schultern nieder, und die Spitzen des dichten blonden Bartes reichten bis auf die Brust. Anscheinend absichtslos setzte er sich dicht an die Thür, welche in das Nebenzimmer führte, und durch einige geschickte Bewegungen wußte er diese um die Breite eines Fingers zu öffnen, ohne daß die Beiden, welche ganz in ihre Unterhaltung vertieft waren, dies bemerkten.

„Sie sind mit ihrem Prinzipal unzufrieden und ich glaube den Grund dieser Unzufriedenheit in dem anmaßenden Stolz und der Verachtung, mit welcher er auf Alle, die ihm gleich stehen, herabsieht, finden zu können," hub der Referendar an.

„Errathen", versetzte der Buchhalter, „ich hasse diesen Stolz, der um so unerträglicher ist, als der Commerzienrath eben keinen Grund hat, sich auf einen sehr hohen Standpunkt zu stellen."

„Ich weiß, sein Geschäft steht nicht mehr so fest," fiel Waldau ihm in's Wort, „bedeutende Verluste haben die Fonds geschwächt, indeß, einige glückliche Operationen können jene Verluste bald wieder einbringen."

„Gewiß!" meinte der Buchhalter. „Auf wessn Schultern aber ruht die Last? Wer muß die Operationen ersinnen und leiten? — Ich, der Bankier sitzt in seinem Kabinet und liest die Zeitungen, von mir wird die Leitung des Geschäfts verlangt."

Die Unterhaltung stockte eine Weile. Der Referendar füllte die Gläser und nöthigte den alten Mann, zu trinken.

„Wissen Sie, was Pipin der Kleine in einem solchen Falle that?" hub Waldau endlich an. „Er fragte den Papst, ob der Kaiser sein solle, welcher die Krone trage, oder der, welcher regiere? Darauf antwortete der Papst, der, welcher regiere. Pipin sandte den Kaiser in's Kloster und bestieg den Thron."

Der Buchhalter lächelte. „Kurz und bündig, — so liebe ich's," entgegnete er, „aber wie paßt dieses Stückchen deutscher Geschichte auf mein Verhältniß zu dem Commerzienrath?"

„Wir passen es ihm an, ich denke so viel Grütze werden wir beide haben. Gesetzt, Sie erscheinen eines Tages als der alleinige Inhaber der Firma „Weber und Compagnie" in der Börse, würde das für Sie nicht ein großer Triumph sein? Vielleicht böte Ihr jetziger Prinzipal Ihnen dann als Agent seine Dienste an; stachelt das nicht Ihren Ehrgeiz?"

„Ich würde darin nur eine große Vergeltung des Schicksals finden, wie aber wollen Sie dies ermöglichen?"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Newyork. Ein Blatt erzählt, daß jüngst in einer öffentlichen Schule zu Fall River, in Massachusetts, ein kleines Mädchen sich beim Schulmeister beschwerdete, daß ein Knabe mtt einem Pistol auf ihre Füße gezielt habe. „Wer trägt Pistolen bei sich?" fragte entrüstet der Schulmeister, und auf der Stelle meldeten sich fünf Knaben, die geladene Pistulen aus ihren Taschen producirten.

In Paris starb der Vater Henry Rochefforts, 81 Jahre alt; er war früher Mitarbeiter am Drapeau Blanc, dann Vizegouverneur von Cayenne, hatte mehrere Vaudevilles, Volksdramen und Chansons verfertigt und war später Stammgast in dem Café des Variétés, wo er den Spaßmacher spielte.

Räthsel.

Mir geht's gerade wie den schechten Leuten,
Man gibt sich mit mir ab, so lang man mich nicht kennt;
Gleichgültig Jeder mir den Rücken wendt,
Sobald er weiß, was ich hab' zu bedeuten.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 47 des Unterhaltungsblattes: Eiche — ich.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 51. Donnerstag, den 27. April **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Der Referendar setzte das Glas an die Lippen und ließ schweigend seinen Blick eine Weile auf dem Antlitz des Buchhalters ruhen.

„Nehmen wir den Fall an, das Bankhaus fallirt, nachdem Sie durch geschickte Speculationen sich in den Besitz eines kleinen Vermögens gebracht haben. Sie kennen die Gläubiger und überreden diese, mich zum Syndik zu wählen. Der Bankier hat nicht die Mittel, durch einen günstigen Accord die Firma zu retten, Ihr Vermögen bietet Ihnen dieselben. Sie schließen den Accord ab, wobei Sie auf meinen Beistand rechnen können, und übernehmen Activa und Passiva. Dem Commerzienrath macht man einige Concessionen, um ihn zur Uebertragung der Firma zu bewegen, später erinnert man sich desselben nicht."

Der Buchhalter sah sinnend vor sich hin. „Der Plan ist gut" sagte er. „Es käme vorläufig nur darauf an, den Bankier in die Linie zu reiten —"

„Das dürfte Ihnen, dem Leiter des Geschäfts, nicht schwer fallen. Schließen Sie bedeutende Lieferungsgeschäfte in Oel und Getreide für den Frühjahrstermin ab, wählen Sie dazu einen Agenten, der den Gewinn mit Ihnen theilt."

„Ja, ja, so könnte es gehen," fiel Helmes lebhaft ihm in's Wort. „Der Commerzienrath hat schon vor einigen Tagen bedeutende Einkäufe machen wollen, ich rieth ihm ab, weil bis zum Frühjahr die Preise jedenfalls fallen werden. Rede ich ihm Morgen zu, so kauft er augenblicklich, so viel er nur bekommen kann."

Der Referendar erhob sich und durchschritt einige Male das Zimmer.

„Sie haben nicht nöthig, sich Scrupel deßhalb zu machen," sagte er, indem er vor dem alten Manne stehen blieb, der schon im Geiste sich den Augenblick vergegenwärtigte, in welchem er als Chef des Hauses „Weber und Compagnie" in der Börse erscheinen würde. „Im Geschäftsleben gilt nur die Schlauheit, wer sein Schäfchen zu scheeren weiß, ist ein Narr, wenn er es aus übertriebener Ehrlichkeit nicht thut. Ich bin überzeugt, der Commerzienrath verachtet den krummen Weg nicht, wenn er auf dem geraden das gewünschte Ziel nicht erreichen kann."

Der Buchhalter schüttelte den Kopf und ein Lächeln des Hohnes umspielte seine Lippen.

„Ich könnte Ihnen Stückchen von ihm erzählen, welche diesen Glauben rechtfertigen," erwiderte er. „Hören Sie nur eins. Als der vor einigen Monaten verurtheilte Cassirer Georg Kraus verhaftet wurde, ließ der Commerzienrath den zweiten Cassirer in sein Cabinet rufen. Ich ward hinausgeschickt und dieser Befehl reizte mich, an der Thüre zu horchen. Jener Mensch war dem Bankier durch einen Freund empfohlen, er hatte die Fälschung entdeckt. Ich hörte deutlich, daß der Commerzienrath zu ihm sagte, es werde

ihm lieb sein, wenn mehrere Fälschungen entdeckt würden, man solle nur die Bücher noch einmal genau durchsehen, auf einige Hundert Thaler Banco mehr oder weniger komme es ihm nicht an. Läge nur diese eine Fälschung vor, so würden vielleicht mildernde Umstände angenommen und dann treffe den Verbrecher eine gelinde Strafe, gewisse Umstände aber machten es ihm wünschenswerth, daß derselbe für immer vernichtet werde. — Der Cassirer, eine stille Creatur, versprach nachzusehen, und wirklich fanden sich am nächsten Morgen noch ein halbes Dutzend Beweise gegen Kraus, welche diesem drei Jahre Zuchthaus, dem Cassirer einen hübschen Gewinn eintrugen." —

„Schändlich!" murmelte der Referendar.

„Ich kann den Haß nicht ergründen, den der Bankier diesem jungen Menschen nachtrug, Kraus war allerdings etwas leichtsinnig, aber im Grunde doch sehr gewissenhaft und thätig; es mag wohl sein, daß er jene Hundert Thaler nur nahm, um seine Mutter aus der Noth zu retten."

„Ich will Ihnen den Grund nennen," versetzte der Referendar. „Kraus hatte die Kühnheit, um die Tochter seines Prinzipals zu werben und Helene war dem Bewerber durchaus nicht abgeneigt. Man redete in den Cirkeln der vornehmen Welt damals viel von geheimer Verlobung und beabsichtigter Entführung, deßhalb mußte der junge Mann unschädlich gemacht werden. Ich mag ihm wünschen, daß er glücklich über die Grenze kommt, man hat seine Zelle heute Morgen leer gefunden und wird bei unserm langsamen Verfahren mit dem Steckbrief wohl warten, bis er über alle Berge ist."

Er nahm nach diesen Worten seinen Stock und setzte den Hut auf.

„Noch eins!" versetzte der Buchhalter, indem er aufstand und sein Glas leerte. „Weshalb tragen gerade Sie dem Bankier diesen Groll nach, er hat Ihnen doch während Ihrer Studienzeit —"

„Ein Almosen hingeworfen?" fiel Waldau ihm mit bitterm Groll in's Wort. „Glauben Sie, daß ein solches Almosen mich zu ewiger Dankbarkeit verpflichten muß? Weßhalb hat er es mir gegeben? Etwa aus Gutmüthigkeit? aus Mitleid? Oder, um sich den Namen eines Mäcen zu geben, um vor der Welt damit groß thun zu können, daß er arme Talente unterstütze? Ich glaube, daß das Letztere der Fall ist, deshalb bin ich ihm keinen Dank schuldig. — Die Gründe meines Hasses behalte ich für mich, forschen Sie ihnen nicht nach, Sie werden sie nicht erfahren." — Er richte dem Buchhalter die Hand. „Jeder ist seines Glückes Schmied," fuhr er fort, „bedenken Sie, daß Sie vor dem Ambos stehen und nur auf das glühende Eisen schlagen dürfen; seien Sie thätig und verschwiegen."

Der Buchhalter drückte die Hand Waldaus. „Ich werde schon morgen die ersten Schritte thun und zweifle nicht, daß der Sturz der Firma mir gelingen wird. Das Uebrige überlasse ich dann Ihnen."

Der junge Gelehrte im Gastzimmer hatte sich, als die Beiden aufstanden, wieder in seine frühere Ecke gesetzt. Seine Züge waren ruhig und unbewegt, nichts in ihnen verrieth, ob und wie sehr jenes Gespräch ihn interessirte und welchen Eindruck es auf ihn machte.

Kurz nachdem die Beiden die Schenke verlassen hatten, ging auch er hinaus. — Mitternacht war nahe. Der Fremde wanderte durch mehrere Straßen und blieb endlich vor einem großen und schönen Hause stehen. Die Fenster waren durch dicke Eisenstäbe vor dem Eindringen Unberufener geschützt; auf der schweren, mit Schnitzwerk reich verzierten Hausthüre prangte ein Wappenschild mit der Inschrift: „Weber und Compagnie." Dicht neben der Hausthür befand sich eine zweite kleine Thür, welche anscheinend einen Durchgang schloß, der in den Hof führte. Der Fremde zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete diese Thür und drückte sie hinter sich leise ins Schloß.

„Ein Glück ist's für mich, daß der Rath des alten Steffens, hier einen eisernen Querbalken anbringen zu lassen, bis heute noch nicht befolgt wurde," murmelte er, während er durch die Gasse auf den Hof schritt. „Er wird hier unten in süßer Ruhe neben seinem Hunde schlafen und das Haus durch seinen schlummernden Mops hinreichend bewacht glauben. Um so größer ist morgen früh sein Erstaunen, wenn er bemerkt, daß der Mops seine Schuldigkeit nicht gethan hat. — Bah,

der Mops kann nichts dafür, seine Fettleibigkeit erlaubt ihm angestrengte Wachsamkeit nicht. — Und Steffens? — Er ist alt und verschlissen, sein Gehör hat abgenommen. — Wer damals gedacht hätte, daß die Nachlässigkeit, welche ich so oft rügte, mich noch einmal zum reichen Mann machen würde!" fuhr er fort, während er die Stange, welche den Riegel der Schlagladen hielt, ohne Mühe herauszog und die Laden öffnete. „Steffens," sagte ich fast jeden Morgen, „Ihr müßt wieder einen eisernen Zapfen in die Stange machen lassen, sie erfüllt sonst ihren Zweck nicht." — „Bah," erwiderte er dann, „wissen die Diebe, daß der Zapfen fehlt? Und wenn sie es untersuchen wollen, sind wir Beide nicht da? Ich mit meinem geladenen Doppelgewehr und mein Mops mit seinem guten Gebiß?"

Der alte Mann wird's morgen bitter bereuen, daß er meinen Rath nicht befolgt hat, schwerlich aber vermuthet er, daß jener Rathgeber und der Dieb eine und dieselbe Person sind.

Der Fremde nahm jetzt aus der Tasche seines Mantels ein ziemlich umfangreiches Packet, öffnete es und bestrich eine Scheibe des Fensters mit schwarzer Seife. Dann drückte er diese Scheibe geschickt und geräuschlos ein. Er horchte einen Augenblick. In dem großen Hause blieb Alles still.

„Sträuber hat Recht," murmelte er, „Muth ist die Hauptsache. Kühn und sicher auftreten, das führt am raschesten zum Ziel."

Er stieg leise durch das Fenster und befand sich jetzt in einem ziemlich großen Zimmer, in welchem mehrere Schreibpulte und Schränke standen. Ohne sich aufzuhalten, öffnete er eine Thür und trat in eine kleine Stube, welche durch eine Gitterwand in Hälften getheilt war. Vor diesem Gitter standen mehrere Zahltische, seitwärts an der Wand zwei eiserne Schränke. Der Fremde zog einige Schlüssel aus der Tasche und näherte sich dem ersten Schrank.

„Es war ein gescheidter Einfall des Glücks, daß es mich vergessen ließ, dies dritte Exemplar Schlüssel abzugeben," flüsterte er, „Der Commerzienrath ließ es zurückfordern, als ich im Gefängniß saß und ich schützte vor, ich wisse nicht, wo es sei. Hat er gegen meine Vermuthung die Schlösser ändern lassen, so war der Einbruch umsonst. Aber versuchen wir's, ich glaube nicht, daß er dies für nöthig hielt."

Er steckte den Schlüssel ins Schloß und ein leises freudiges „Ah!" entfuhr seinen Lippen, als er bemerkte, daß die Feder nachgab. In der nächsten Minute war die Thür geöffnet. Der Fremde schob die vorhandenen Banknoten in die Tasche, ließ diesen verschiedene Rollen folgen, welche auf der blauen Papierhülle die Bezeichnung „Fünfzig Louisd'ors" trugen und schloß den Schrank wieder zu. Dann verließ er das Haus auf demselben Wege auf welchem er hineingekommen war.

Niemand hatte diesen Einbruch bemerkt. Steffens der Knecht und Hüter des Hauses, schlief so fest, wie sein fettleibiger Mops und kein Nachtwächter befand sich in der Straße, als der Fremde die Thür des Durchgangs hinter sich schloß. Der Dieb hüllte sich fest in seinen Mantel und bog in eine enge Gasse ein, in der er an den Fensterladen eines kleinen ziemlich verfallenen Hauses dreimal leise pochte. Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, der Fremde stand einem kleinen schwächlichen Manne gegenüber, dessen blasses eingefallenen Wangen das trübe Licht der Oellampen nur noch bleicher erscheinen ließ.

„Gelungen?" fragte dieser lakonisch.

„Gelungen!" erwiderte der Eingetretene ebenso kurz, während er Hut und Mantel ablegte. „Wir reisen morgen früh mit dem ersten Zuge ab. Du weißt, unter welchen Namen: ich als der Professor Christian Keller, Du als mein Zögling Ernst von Leuben. Damit wir an diese neuen Titel uns gewöhnen, wollen wir schon jetzt die Rollen übernehmen."

„Wie recht," erwiderte der Angeredete mürrisch, „nur zeige zuvor, wie viel Du erobert hast."

„Glaubst Du, ich lasse mir Vorschriften machen?" fuhr der Pseudo-Professor barsch auf. „Vor allen Dingen hole eine Flasche Wein, der nächtliche Spaziergang hat meine Kehle trocken gemacht."

„Du kennst unsere Absprache: ehrlich getheilt," erwiderte der Kleine, indem er den

stechenden Blick fest und drohend auf dem Antlitz seines Genossen ruhen ließ.

„Narrenspossen!" Glaubst Du wenn ich mein Versprechen nicht halten wollte, würde ich zu Dir zurückgekehrt sein? Hole den Wein, das Andere findet sich später."

Murrend ging der Kleine hinaus, um gleich darauf mit der verlangten Flasche zurückzukehren.

„So," nahm der Professor das Wort, nachdem er einen tiefen Zug aus der Flasche gethan hatte, „jetzt untersuche dort den Mantel, ich habe das Geld hineingeschoben, wie's mir eben in die Hände fiel."

Zitternd vor Ungeduld kam der Kleine dieser Weisung nach, seine Augen leuchteten, als er die Päckchen auf den Tisch warf.

„Eins, zwei, drei, sechs, sieben, acht zu Tausend in Einhundert-Thalerscheinen, zehn zu Tausend in Fünfzig Thalerscheinen, fünf zu Tausend in Fünfundzwanzig-Thalerscheinen, vier zu Tausend in Zehn-Thalerscheinen! Siebenundzwanzigtausend Thaler, ich glaube, es reicht hin zur Ueberfahrt!"

„Und diese Goldrollen," sagte der Professor ruhig, indem er die Rollen auf den Tisch warf. „Ich nahm sie mit, weil wir Münze haben müssen."

„Vier zu fünfzig," fuhr der Kleine fort, „zweihundert Louisd'or, elfhundert Thaler. Ich gratulire, Du hast Dein Probestück gut gemacht und kannst es in der Welt noch zu etwas bringen."

Ueber die Züge des Belobten glitt ein vielsagendes Lächeln, er dachte an die beiden Päckchen, welche er während der Abwesenheit des Genossen in die Tasche gesteckt hatte, sie allein enthielten zwölftausend Thaler.

„Du kennst also Deine Rolle," hub er an, „ich bin Dein Mentor, der auf den Wunsch Deines Vaters Dich nach Amerika begleitet, um Dir Land und Leute dort zu zeigen, gib also wohl acht, daß Du keine Dummheiten begehst welche Verdacht erwecken können. Sind die Pässe fertig?"

Der Kleine nickte. „Alles in bester Ordnung, die Koffer gepackt und die Anzüge für uns mit den nöthigen Schmuck- und Toilettegegenständen eingekauft. Ich besaß von früher noch einige Paß-Formulare, die Unterschrift meines ehemaligen Vorgesetzten ist so täuschend nachgemacht, daß er selbst sie für echt halten würde."

„Sind die Päss visirt?"

„Natürlich! Der amerikanische Consul stand keinen Augenblick an, gegen Entrichtung der üblichen Gebühren, seine Hahnenfüße unter das Papier zu setzen. Er wünschte mir glückliche Reise und ich war so höflich, ihm dafür zu danken."

„In welcher Kleidung warst Du dort?"

„Natürlich in meiner Zöglingsmaske, der breit umgeschlagene Hemdkragen gab meinem bartlosen Gesicht ein recht jugendliches Aussehen; ich mußte heimlich in mich hineinlachen, als ich auf dem Consulat mich in einem Spiegel betrachtete."

„Gut, von dieser Seite hätten wir also wenig oder nichts zu befürchten, haben wir erst die Grenze hinter uns, bangt mir nicht, daß wir glücklich hinüberkommen werden. Wo aber lassen wir das Geld? Im Gepäck ist es nicht sicher genug —"

„Freilich nicht," fiel der Kleine ihm in's Wort. „Für den immerhin möglichen Fall einer Verhaftung darf man die Banknoten nicht bei uns finden."

„Ueberdies wird das Gold zur Ueberfahrt genügen," setzte der Professor hinzu. „Ich schlage vor, wir legen das Gold in den Koffer und nehmen immer nur so viel, als wir für den nächsten Tag gebrauchen, zu uns, die Banknoten schnallen wir am besten in einem Leibgurt um den Leib, dort sind sie am sichersten aufbewahrt."

Der Kleine nickte zustimmend, er wußte keinen bessern Rath diesem Vorschlage entgegenzusetzen.

Er ging hinaus und kehrte bald darauf wieder mit einem Hemd, einer Scheere und Nähzeug zurück. Ehe eine Stunde verstrichen war, hatten die beiden Männer die Banknoten in zwei Binden eingenäht, welche sie in ihre Schlafzimmer mitnahmen — — —

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. L. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 52. Sonntag, den 30. April *1871.*

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen saß der Referendar, ganz mit seinen Racheplänen beschäftigt, in seinem Zimmer. Er malte sich im Geiste den Augenblick aus, in welchem er vor den bankerotten Bankier hintreten wolle, um ihn seine eigenen höhnischen Worte: „Ein Mann ohne Vermögen, ohne Einkommen, ohne Stellung" zu erinnern. Er wollte ihn nicht schonen. Alle Bitterkeit der Armuth und des Elends sollte der reiche, stolze Mann kosten, und war dies erfüllt, dann — Der Referendar ballte zornig die Faust, sein Haß fand nicht eher Ruhe, bis er befriedigt war, — plötzlich ward die Thür hastig geöffnet, ohne anzupochen stürzte der Buchhalter athemlos ins Zimmer.

Waldau sprang bestürzt von seinem Sitz auf, er glaubte im ersten Augenblick nicht anders, als sein ganzer Plan sei durch irgend ein Spiel des tückischen Zufalls vereitelt.

Helmes wischte den Schweiß ab, der in großen Tropfen auf der Stirn stand und holte tief Athem. „Alles verloren!" sagte er, „die Kasse ist um vierzigtausend Thaler bestohlen, wir sind schon jetzt fallit!"

Gleich dem Nebel vor der aufsteigenden Sonne schwand die Bestürzung Waldaus vor der Freude, welche sein Herz erfüllte.

Was kümmerten ihn die Privatangelegenheiten des Buchhalters, war nur der Bankier gestürzt, so konnte seinetwegen das ganze Geschäftspersonal mit ins Verderben gerissen werden, das galt ihm gleich.

„So erzählen Sie doch," sagte er, nachdem er den alten Mann nöthigte, sich aufs Sopha zu setzen. „Wann wurde die Kasse bestohlen? wer hat den Diebstahl ausgeführt?"

Der Buchhalter hatte inzwischen seine Fassung wiedergefunden.

„Unserer Absprache gemäß ging ich heute Morgen um neun Uhr in das Kabinet des Bankiers, um ihm zum Abschluß des Geschäfts, welches ihn in's Verderben reißen sollte, zu rathen. Er war erfreut, zu hören, daß ich seine korrupte Ansicht theilte und gab mir den Auftrag, das Geschäft zu besorgen. Ich schlug ihm einen Agenten vor, den ich kannte und mit welchem ich in Bezug auf die Theilung des Gewinnes schon fertig zu werden hoffte. Er gab mir plein pouvoir und schon wollte ich das Kabinet verlassen, als der Kassirer, bleich, athemlos, mit verstörten Blicken eintrat. Wir ahnten nichts Gutes, auch von den Lippen des Commerzienraths verschwand das Lächeln, als er einen Blick in das Antlitz des Eingetretenen warf. Denken Sie sich unsern Schreck, als der Kassirer in abgebrochenen Sätzen berichtete, die Kasse sei in verwichener Nacht um vierzigtausend Thaler bestohlen, nur einer von unserm Personal könne den Diebstahl verübt haben, denn weder der eiserne Geldschrank noch ein Schloß sei beschädigt. Wir untersuchten das Terrain; der Dieb war allem Anschein nach durch die Gasse gekommen, hatte eine Scheibe in dem Fenster des Comptoirzimmers, welches an der Gartenseite liegt, eingedrückt und das Fenster geöffnet.

Er mußte die Schlüssel zum Geldschrank besitzen, ebenso den zur Thür des Durchgangs, ferner wissen, daß in der eisernen Stange, welche die Schlagladen vor jenem Fenster schließt, der Zapfen fehlt und drittens den Bestand unserer Kasse kennen, da er gerade diese Nacht zur Ausübung seines Verbrechens wählte.

„Ich finde es unbegreiflich, daß eine so bedeutende Summe über Nacht in der Kasse blieb," versetzte der Referendar.

„Wir hatten das Geld gestern Abend bei der Bank geholt, weil heute Morgen Wechsel in diesem Betrage vorgezeigt werden sollten," fuhr Helmes fort, „warum es der Kassirer schon gestern und nicht erst heute Morgen holen ließ, ist nach dem Vorgefallenen nicht schwer zu begreifen. Mein Verdacht fiel gleich auf ihn. Er besaß die doppelten Cassaschlüssel, das dritte Exemplar war durch unseren früheren Kassirer Kraus abhanden gekommen. Falsche Schlüssel zu diesen Brahma- und Chubb-Schlössern konnte der geschickteste Schlosser nicht anfertigen, wenn er nicht die Schlösser abmacht, um ihre Construction vor Augen zu haben, — also —"

„Nun, also?" fragte Waldau. „Ist es nicht ebenso gut möglich, daß Kraus, der, wie Sie wissen, gestern aus dem Gefängnisse entfloh, das dritte Exemplar Schlüssel benutzte, um sich das Reisegeld zu verschaffen?"

„Nein," erwiderte der Buchhalter bestimmt. „Erstens hatte Kraus die Schlüssel verloren, zweitens konnte er nicht wissen, daß der Zapfen in jener Eisenstange fehlte, drittens besaß er nicht die Verwegenheit, nach seiner Flucht noch vierundzwanzig Stunden hier in der Stadt zu bleiben und viertens wußte er, daß wir nie mehr wie einige hundert Thaler über Nacht in der Kasse haben. Dann muß man bedenken, daß der Kassirer damals, als der Commerzienrath Beweise gegen Kraus haben wollte, sich sofort zur Fälschung der Bücher bereit finden ließ, — bezeugt dies nicht deutlich genug, daß er zu jedem Verbrechen fähig ist?"

„Er wurde verhaftet?" fragte der Referendar nach einer Pause.

Der Buchhalter nickte. „Nachdem wir Alles untersucht und einen Polizeibeamten, zu Rath gezogen hatten, wurde der Cassirer, trotz seiner Unschuldsbetheuerungen, ins Gefängniß abgeführt. — Der Diebstahl kümmert mich wenig, die Hauptsache ist die, daß er unsern Plan vereitelt hat."

„Weßhalb?" fragte Waldau. „Der Commerzienrath wir accordiren. Sie haben also noch nicht eingesehen, daß der Diebstahl uns in die Hände arbeitet? Schließen Sie muthig die Speculationsgeschäfte ab, lassen Sie ruhig den Bankier accordiren und warten Sie bis zum Frühjahr. Der zweite Verlust wird den Commerzienrath um so sicherer stürzen und Sie haben alsdann die Mittel, auf den Ruinen ein neues Geschäft aufzuführen."

Dem Buchhalter, den der erste Schrecken verwirrt und entmuthigt hatte, leuchtete die Richtigkeit dieser Ansicht ein, er eilte fort, um das Geschäft abzuschließen, welches dem bereits wankenden Hause den letzten Rest geben sollte.

Die Abend Zeitung brachte unter ihren Lokal-Nachrichten folgende Mittheilung:

„Heute Morgen passirten der Sohn eines hochgestellten Staatsmannes nebst seinem Mentor unsere Stadt. Er befindet sich auf dem Wege nach Amerika, um dort die Culturgeschichte der freien und mächtigen Republik zu studiren und seine Kenntnisse in der Naturwissenschaft und Völkerkunde zu erweitern. Wir wünschen den Beiden eine glückliche Reise und hoffen, unseren Lesern seiner Zeit über die Entdeckungen des Professors Keller Mittheilung machen zu können."

„In verwichener Nacht ward die Kasse des Bankhauses „Weber und Compagnie" um vierzigtausend Thaler bestohlen. Der That dringend verdächtig ist der Kassirer der Firma verhaftet worden; — man sagt, das Haus werde vorläufig seine Zahlungen einstellen müssen."

(Drittes Kapitel.)
Die ersten Wolken.

Die Strahlen der Frühlingssonne schmolzen den Schnee auf den Bergen und weckten die Veilchen im Thale. Gravitätisch spazierte der Storch einher auf der grünenden Wiese und zwitschernd sonnten die Schwalben sich auf

dem Dache. Neues Leben regte sich in Feld und Wald, neues Leben regte sich auch in der Menschenbrust, die auf den Frühling gehofft und gewartet hatte. Und welches Herz harrt nicht sehnsüchtig seiner, wenn seine ersten Boten erscheinen, wenn der erste warme Sonnenstrahl den eisigen Hauch des Winters besiegt!

Die Sonne sank. Die weißen Wölkchen über den Bergen schwammen in purpurfarbigem Lichtmeer, im niederen Gesträuch summten die Käfer und in der heiligen Stille des nahen Waldes klagte eine Nachtigall um ihr verlorenes Lieb. Der Waldbach, von den Fesseln befreit, in welchen der Winter ihn gefangen hielt, plätscherte lustig über Gestein und Geröll hinunter in die Wiesen und unzählige kleine Bäche, gebildet aus dem Schnee, welcher die Gipfel der hohen Berge noch bedeckte, hüpften neben ihm her.

Nahe dem Walde lag ein großes Landgut, ein breiter Fahrweg, zu beiden Seiten durch eine hohe Hecke geschützt, führte aus jenem bis an das Thor der Ringmauer, welche das Gehöft umgab. Trat man durch das Thor ein, so stand man auf einem geräumigen gepflasterten Hofe. Links standen die Stallungen, Scheune und Remise, rechts das große massive Wohnhaus, welches mit seinen Erkerthürmen einem alten Kastell nicht unähnlich sah. Und in der That war dieses Gebäude in früheren Jahrhunderten ein stattlicher Rittersitz gewesen, noch jetzt erinnerten an jene Zeit der breite tiefe Graben, welcher an der äußeren Mauer die Gebäude umschloß und die schwere Zugbrücke, die an eisernen Ketten hing. In dem trockenen Graben wuchs Gras und Unkraut, an der hintern Seite des Gutes hatte ein früherer speculativer Besitzer ihn zugeworfen und einen Theil der Mauer niedergerissen, um hier unmittelbar am Wohnhause einen Blumengarten anzulegen. Auch die Ketten und Riegel der Zugbrücken waren eingerostet, seit Menschengedenken hatte man sie nicht mehr aufgezogen. Der jetzige Besitzer dieses an Wäldern, Wiesen und Ackerland reichen Landguts, Wilhelm Völling, hatte, bevor er die Tochter des Bankiers heimführte, umfassende Verbesserungen im Aeußern und Innern der Gebäude vorgenommen. Anstreicher und Tapezierer, Maurer, Schlosser, Schreiner und Sattler waren Monate lang beschäftigt, Verschönerungspläne auszuführen, welche Völling trotz dem Kopfschütteln und Abrathen seines alten Verwalters entwarf.

Helene erstaunte, als ihr Gatte sie durch die Gemächer führte, sie hatte solchen Luxus in der alten Burg nicht erwartet.

Das reizende Boudoir, ein kleiner Wintergarten voll seltener Gewächse und Blumen, das gemüthliche, mit allem Comfort ausgestattete Wohnzimmer, der elegante, wahrhaft blendende Salon, und die verschiedenen anderen Schlaf-, Schrank-, Vorraths, und Gesindestuben erschienen ihr um so schöner, als sie sich sagen durfte: „Das Alles ist nun dein, hier bist Du die Gebieterin!" Und wie freute sie sich auf Frühling und Sommer, wenn draußen Alles grünte und blühte und der Blumengarten in seinem Flur prangte!

Helene liebte ihren Gatten. Es war nicht jene wilde, leidenschaftliche Liebe, wie sie excentrischen Naturen eigen ist, es war vielmehr eine stille tiefe Neigung, die mit jedem Tage in dem frommen guten Herzen der jungen Gattin festere Wurzel faßte. Helene hatte Völling nicht aus Liebe geheirathet, sie fügte sich dem Machtspruch ihres Vaters, weil sie den Bräutigam, den er ihr vorschlug, achtete und weil es in ihrem Stande Sitte war, in diesem Punkte den Eltern zu gehorchen.

Das gute, edle Herz, der feste Charakter und die Liebe des Gatten konnten auf das junge Mädchen nicht ohne Einfluß bleiben und so konnte aus der Achtung bald jene stille Liebe werden, welche vortrefflich gedieh und jetzt schon reiche Blüthen trug.

Aber wie selten oder fast nie dem Menschen ein vollkommenes Glück geschenkt ist, so zogen auch über die Lebenssonne Helene's düstere Schatten, welche ihr jede Freude trübten.

Sie saß an diesem Abend in ihrem Boudoir am offenen Fenster und athmete mit Entzücken die frische, duftige Waldluft ein, welche der Abendwind ihr herübertrug. Sie war eine hübsche, imponirende Erscheinung, in reichen Wellen floß das schwarze Haar, um die blendend weiße Stirne, unter denen zwei dunkle, blitzende Augen gedankenvoll in den Abend hinausschauten. Die vollen rosigen

Wangen, die feine griechische Nase und die schwellenden Lippen, die ein Zug stiller Wehmuth umspielte, verliehen diesem Antlitz jene antike Schönheit, welche wir an den Töchtern Italiens und Griechenlands bewundern. Nachlässig ruhte die feine weiße Hand, welche vor wenig Augenblicken noch die Stricknadel geführt hatte, im Schooße, während die Linke das müde Köpfchen stützte.

„So ist also keine Rettung mehr, Steffens?" wandte sie sich nach einer langen Pause an einen alten Mann, der mit gefalteten Händen seitwärts neben dem Stickrahmen stand und traurig vor sich hinblickte.

„Keine," entgegnete der Alte tief aufseufzend, „es müßte denn sein, daß Herr Bölling die Garantie übernähme?"

„Ich begreife noch immer nicht, wie das so rasch gekommen ist," fuhr Helene leise, wie mit sich selbst redend, fort. „Im vergangenen Herbst war das Geschäft meines Vaters das erste und bedeutendste in der Stadt, heute ist er ein Bettler und die Firma geht in fremde Hände über."

„O, zu begreifen ist das wohl, insofern man die Schlechtigkeit gewisser Menschen begreifen kann," versetzte Steffens.

„Ich habe Ihrem Herrn Vater vierzig Jahre lang treu und redlich gedient, und gewissermaßen ein Glied des Hauses, hatte ich mein Augenmerk auf Alles, was sich in meiner Nähe zutrug. Als ich von Ihrem Herrn Großvater, Gott habe den lieben guten Herrn selig, engagirt wurde, war das Geschäft noch klein, auch an der Börse kannte man uns kaum. Das änderte sich aber bald, Ihr Herr Großvater war ein thätiger Mann und nach zehn Jahren galten wir schon etwas. Jetzt war die Bahn gebrochen und mit Riesenschritten ging's vorwärts. Ihr Herr Vater heirathete und übernahm das Geschäft. Auch er hatte Glück, so lange, bis er auf den sündhaften Gedanken fiel, sich durch Getreidespeculationen zu bereichern. Der Mensch mag speculiren in was er will, nur vom Brod, Salz und Oel soll er seine Hände lassen, denn an jedem Pfennig, denn er durch solch sündhaftes Beginnen verdient, klebt der Fluch der Armen. Das Volk hat sie „Kornwölfe" getauft und den Namen verdienen sie, diese habsüchtigen Menschen, die, mit ihrem Reichthum nicht zufrieden, sich von dem Schweiße des Armen noch mehr bereichern wollten? Gottes Zorn ruht auf jedem dieser Kainsseelen, des Armen Fluch begleitet sie auf allen Wegen bis ins Grab."

Helene schloß das Fenster. War es die kühle Abendluft, oder der stechende Blick voll glühenden Hasses, was sie fröstelnd machte?

„Du urtheilst hart und vielleicht auch ungerecht" unterbrach sie den alten Mann.

„Mögen die mir verzeihen, denen ich Unrecht thue, ihre Zahl wird gering sein! Hätten Sie jenes Hungerjahr erlebt, in welchem die Armen umsonst nach Brod bettelten, — hätten Sie gesehen, wie sie in ihren elenden Hütten saßen, ohne Feuer, ohne Nahrung, — hätten Sie gehört, wie dann die Kinder mit dem Tode ringend, um Brod schrieen, während die verzweifelten Eltern daneben standen, durch den Hunger abgestumpft gegen all' dieses Elend, — wären Ihnen die Eltern durch den Hungertyphus hingerafft worden, wie mir — — — ha, Fluch und Verderben über die ganze Rotte, die den Armen das trockene Brod raubt, um schwelgen und prassen zu können! Auch damals waren die Kornwucherer an dem ganzen Elend schuld, sie verkauften ihre ungeheuren Vorräthe nur zu den höchsten Preisen, und wußten sie, daß bis morgen der Preis nur um zwei Pfennige stieg, dann warteten sie, unbekümmert darum, daß während dieser Frist Hunderte starben, die vielleicht noch gerettet werden konnten."

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Nie gern geseh'n — besonders nicht im Putz,
Im Feierkleid, da wünscht uns Jeder fern;
Wir geben vielen Menschen Obdach, Schutz
Und uns besuchen Städter oft und gern.

Auflösung des Räthsels in Nr. 50 des Unterhaltungsblattes: „Räthsel."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 53. Dienstag, den 2. Mai **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Der Alte hatte die Rechte drohend erhoben, gleich dem Racheengel mit flammenden Blicken stand er vor der unwillkührlich zitternden Frau. Er ließ die Hand sinken und fuhr mit der Linken über die geschlossenen Augen, als wolle er die Bilder verwischen, welche in grellen Farben vor jenen schwebten.

„Ihr Herr Vater speculirte auch," nahm er endlich wieder das Wort. „Als die Kornhyäne, mit einem andern Namen mag ich jenen Menschen nicht bezeichnen, der diese Geschäfte vermittelte, zum ersten Mal in's Haus kam, als er mit seiner weißen Halsbinde, dem glatt gescheitelten Haar und dem süßen Lächeln so leise an mir vorbeischlich, da hätte ich den Kerl für mein Leben gern am Kragen gefaßt und hinausgeworfen auf das Pflaster, daß ihm Arme und Beine gebrochen wären. Aber ich war ja nur der Diener in Ihres Vaters Hause; ich mußte jedem die Thüre öffnen, der einen anständigen Rock trug. Und diesen Menschen brachte uns der Buchhalter Helmes ins Haus, den ich damals schon, als ich ihn zum ersten Male sah, durchschaute."

„Ich weiß. Du hast eine Abneigung gegen ihn," versetzte Helene, mich wundert das um so mehr, als er Dir doch stets mit Freundlichkeit und Wohlwollen entgegengekommen ist."

„O freilich ist er das!" entgegnete Steffens zornig. „Das war es eben, was mich immer wurmte. Wäre er grob und anmaßend gewesen, dann hätte ich meinem Grimm Luft machen können, so aber mußte ich mich ebenfalls bücken und verbeugen, wenn er's that, ich durfte ja nicht den Streit vom Zaune brechen. Auch sie habe ich in jenen Hungerjahren kennen gelernt, diese Herren, die Sonntags in der Kirche und an den Abenden der Wochentage in den Gebetsversammlungen sitzen, welche sich mit frommen, verdrehten Augen entrüstet abwenden, wenn in ihrem Beisein ein derbes Wort laut wird! Sie sind die Retter und Stützen der bürgerlichen Gesellschaft, die Wohlthat der Menschheit, die einzig wahren Christen, an denen kein Makel zu finden ist! Nun, auch sie lernte ich kennen, sie standen damals an der Spitze der Armenpflege. Meine Eltern waren erkrankt, jene Herren verweigerten jede Unterstützung, weil mein Vater nie viel auf den äußeren Schein gegeben, so schlecht und recht gelebt hatte, ohne die Kirche regelmäßig zu besuchen."

„Entsetzlich!" murmelte Helene.

„Sehen Sie, zu jener Partei zählte auch Helmes. Er wußte sich bei Ihrem Herrn Vater einzuschmeicheln. Mancher der in unserem Geschäfte thätigen Leute hat eine gerechte Opposition gegen den Buchhalter bitter büßen müssen, sie wurden entlassen, seine Kreaturen erhielten die erledigten Stellen. Und dabei blühte die Getreidespeculation, die uns jährlich Verlust, fast nie Gewinn einbrachte. Ich merkte bald, daß das Fundament nicht mehr so solide war, wie zu Lebzeiten ihres Herrn Großvaters. Der äußere Firniß muß die Risse und Löcher verdecken. Aber lange konnte

es so da[illegible] mehr [illegible]. Um das Maaß recht voll zu machen, mußte der Kassirer die Kasse bestehlen, die Haussuchung führte zu keinem Resultate, er war ein durchtriebenes Subject. Ich bin überzeugt, das Geld liegt irgendwo in einem sicheren Versteck, wenn der Dieb seine fünf Jahre Zuchthaus abgebüßt hat, wird er mit seinem Raube nach Amerika fliehen."

„Damals zweifelte man an seiner Schuld," schaltete Helene ein.

„Ich nie," fuhr der Alte fort. „Ich wußte gleich, daß jener Einbruch nur Scheinwesen war. Mein Pinko, das kluge, treue Thier, hat sich in jener Nacht nicht gemuckst, ruhig und still lag es bis zum Morgen in meinem Bette; glauben Sie, es würde den Fall der Glasscherben nicht gehört haben, wenn die Fensterscheibe wirklich in jener Nacht zerbrochen worden wäre?"

„Der Hund ist alt und schwach —"

„Glauben Sie das nicht. Ich kenne den Hund so genau, wie mich selbst, er ist ja das einzige, was ich besitze. Er mag körperlich alt und schwach geworden sein, geistig ist er noch so gesund und rüstig wie in seinen jungen Tagen. — Der Verlust betrug vierzigtausend Thaler, wir mußten unsere Zahlungen einstellen und accordiren. In jenen Tagen geschah es, daß Ihr Herr Vater einmal vertraulich mit mir redete. Das Unglück hatte ihn vertraulich gemacht, er wußte, daß ich ihm treu ergeben war und er sein Herz vor mir ausschütten durfte. Ich rieth ihm, Helmes zu entlassen und sich von Speculationen fern zu halten. Er lächelte und nickte mit dem Kopfe. Er mochte wohl einsehen, daß mein Rath den Nagel auf den Kopf traf, aber er war zu schwach, ihn zu befolgen. Helmes blieb und kaum war der Accord geschlossen, so fingen die Speculationsgeschäfte wieder an. Ich wollte Ihnen damals Alles haarklein berichten, vielleicht hätte Herr Bölling Ihrem Herrn Vater die Augen geöffnet, aber ich dachte auch wieder, mische Dich nicht in Dinge, die Dich nichts angehen, Du säest nur Hader und Zwietracht. So kam es denn, daß wir vor vier Wochen wieder fallirten, unser Haus hatte, wie gewöhnlich, falsch spekulirt. Wir mußten bedeutende Summen zahlen und Helmes sorgte dafür, daß sie gezahlt wurden. Jetzt haben die Gläubiger auf Antreiben des Assessors Waldau unter sich einen Vertrag abgeschlossen, dahin lautend, daß Ihr Herr Vater seinem Buchhalter das Geschäft mit Activen und Passiven übertragen soll. Nur in diesem Falle wollen sie einen Accord eingehen, weigert Ihr Herr Vater sich aber, so kommt Alles unter den Hammer und die Firma erlischt."

„Und hinter dem Allen steckt jener Buchhalter?" fragte Helene bebend.

„Er, nur er allein! Vielleicht auch der Assessor, der Ihnen den Korb nicht vergessen kann."

Helene seufzte schmerzlich auf. Sie hatte früher schon geahnt, daß der äußere Glanz Ihres väterlichen Hauses manche inneren geheimen Schäden verdeckte, auf ein so rasches hoffnungsloses Ende aber war sie nicht gefaßt. — Bölling konnte helfen, aber sie wußte, er haßte den anmaßenden Stolz, den der Vater stets zur Schau getragen hatte; waren ihm doch bei der Nachricht von dem ersten Fallimente die Worte entfallen: „Hochmuth kommt vor dem Fall, die Lection kann dem Herrn Commerzienrath nichts schaden!" — Sie wußte auch, daß er das zur Rettung des Bankhauses nöthige Kapital nicht hergab, wenn er hörte; daß gewagte Spekulationen das Fallimente verschuldeten.

„In welcher Gemüthsstimmung war der Vater, als Du ihn verließest?" fragte sie nach einer Weile. „Glaubst Du, daß er kommen wird, wenn ich hinreise, um ihn zu holen?"

Der Alte schüttelte das graue Haar. „Als das Falliment ausbrach, schlich er durch das Haus wie ein Irrsinniger, nachher raffte er sich noch einmal auf, aber seine Kraft war gebrochen, der Verrath dessen, dem er sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, gab ihm den letzten Stoß. Er sagte mir gleich, er könne mich nicht länger in seinem Dienste behalten, ich möge nur gehen, aber ich blieb doch, bis er das Haus verließ und eine ärmliche Wohnung bezog. Ich wollte ihm auch hierhin folgen, aber er wies mir die Thüre, und als ich ihn bat, zu Ihnen zu reisen und hier das Ende des Gerichtsverfahrens abzuwarten,

lachte er höhnisch und bemerkte, er werde nie als Bettler die Schwelle seines Schwiegersohnes überschreiten."

„Das sagte er?" fragte Helene im Tone des Zweifels.

„Mit denselben Worten! Wenn er auch nicht mehr Bankier ist, Commerzienrath ist Ihr Herr Vater geblieben." —

„Der Titel bringt ihm leider nichts ein," entgegnete Bölling, der unbemerkt eingetreten war und die letzten Worte gehört hatte.

Helene erhob sich und nahm dem Gatten Hut und Stock ab.

Steffens wandte sich, um hinauszugehen. Bölling rief ihn zurück.

„Ihr habt keinen Dienst?" fragte er.

Der Alte schüttelte den Kopf.

„So könnt Ihr hier bleiben und die Aufsicht über meinen Gewehrschrank und die Jagdhunde übernehmen. Meldet Euch bei meinem Verwalter."

Steffens dankte gerührt. Vor einer Stunde wußte er noch nicht, wohin er sein Haupt betten sollte, jetzt sah er sich jeder Sorge dieserhalb überhoben.

Bölling zog die Gattin an sein Herz, als der Alte das Boudoir verlassen hatte.

„Der Schlag des Schicksals, der Deinen Vater traf, ist hart, aber gerecht," sagte er, „füge Dich ruhig und geduldig darin, mit Sorgen und Trauer änderst Du Geschehenes doch nicht."

Die liebevollen Worte gaben der jungen Frau Muth, für den Vater Fürsprache einzulegen.

„So lange noch nicht Alles verloren ist, will ich ruhig bleiben," erwiderte sie, „wir haben ja die Mittel, ihn zu retten, die Schande von seinem Namen abzuwaschen. Gib ihm das Kapital, dessen er bedarf, die Schule, die er jüngst durchwanderte, wird ihn gebessert haben."

„Sie hat ihn erbittert," unterbrach Bölling sie ruhig, „sein Herz mit Unmuth und Trotz erfüllt. Wenn Deinem Vater geholfen werden soll, so ist ein großes Kapital dazu erforderlich, wollte ich dieses vorstrecken, müßte ich auf meine Güter eine Hypothek aufnehmen. Dadurch stürze ich mich in eine Schuldenlast und habe zu gewärtigen, daß ich selbst in den Fall komme, die Hilfe Anderer für mich in Anspruch nehmen zu müssen. Doch wollte ich hierüber hinwegsehen, wenn ich nur die mindeste Garantie hätte, daß mein Darlehen wirklich und auf die Dauer hilft. Ich glaube nicht nur das Gegentheil, ich bin sogar davon überzeugt. Dein Vater hat sich auf die gewagtesten Spekulationen eingelassen, und der Spekulant gleicht dem Hazardspieler, Beide lassen nicht ab, so lange sie noch einen Pfennig besitzen. Dein Vater würde, so bald ihm der Accord mit seinen Gläubigern gelungen wäre, das Gewagteste unternehmen, um das Verlorene wieder einzubringen, mit einem Worte „va banque" spielen, und einem solchen Spieler Vertrauen schenken, wäre Thorheit. Dann bin ich überzeugt, daß Dein Vater schlechten Rathgebern, Menschen, welche ihn eng umgarnt haben und nicht ablassen werden, bis seine letzte Quelle versiegt ist, sein ganzes Vertrauen geschenkt. Ob und wie weit sein früherer Buchhalter bei jenen Spekulationen, versteht sich in Gemeinschaft mit denen, welche den Gewinn zogen, betheiligt gewesen ist, konnte ich nicht erfahren. Man redet viel darüber und ich glaube, daß jenes Gerede sich auf gute Gründe stützt. Dein Vater mag hierher kommen, er soll hier eine neue Heimath finden und Nichts ihn daran erinnern, daß er das nicht mehr ist, was er vor dem war, wir wollen ihm alle Achtung und Ehrfurcht bezeigen, ihm den Rest seiner Tage so angenehm machen, als dies in unsern Kräften steht, aber Du hörtest selbst aus dem Munde seines alten Dieners, daß er zu stolz dazu ist."

„Kannst Du ihm deßhalb zürnen?" fragte Helene, welche sich durch die Weigerung des Gatten verletzt fühlte, wenn sie auch im Stillen seine Gründe anerkennen mußte. „Du sagtest selbst, die Schule des Schicksals habe ihn erbittert."

„Ich zürne ihm nicht," fuhr Bölling gedankenvoll in die Dämmerung hinausschauend fort, „im Gegentheil, ich bedaure ihn. Er hat sich aber die Schuld beizumessen, und der Stolz, die verachtende Geringschätzung, mit welcher er früher auf die hinabsah, welche nicht seines Gleichen waren, der Aufwand, den er auch dann noch machte, als die Geschäftsfonds bereits in bedenklicher Weise an-

gegriffen werden mußten, um die Verluste zu decken, und endlich der Leichtsinn, mit welchem er Alles auf eine Karte setzte, gaben der öffentlichen Meinung, dieser strengen Richterin, Gründe genug, das Verdammungsurtheil über ihn zu sprechen."

Bölling erhob sich nach diesen Worten, zog die Schelle und befahl dem Diener, Licht zu bringen.

„Thue mir den Gefallen und reise zu meinem Vater, rede Du einmal mit ihm, vielleicht läßt er sich doch bewegen, hieher zu kommen, wenn er hört, daß wir ihn mit offenen Armen empfangen werden," bat Helene.

„Ich habe bereits daran gedacht und will Deiner Bitte gern nachkommen, obschon ich nicht glaube, daß dieser Schritt das gewünschte Resultat haben wird."

Der eintretende Diener meldete einen harrenden Herrn, welcher unten im Salon warte und mit dem Gutsherrn zu reden wünsche. Bölling ging hinunter. Als er in den Salon trat, sah er sich einem großen schlanken Manne gegenüber. Die elegante, vornehm nachlässige Kleidung, die intelligenten Gesichtszüge und das feine gewandte Auftreten trugen das Gepräge eines Aristokraten vom reinsten Wasser, und Bölling erstaunte nicht, als der Fremde sich ihm als Baron von Westen vorstellte.

Er komme direct aus Amerika, sagte er, und zwar mit der Absicht, sich hier anzukaufen. Wenn Bölling geneigt sei, sein Gut abzutreten, so möge er nur die Bedingungen nennen.

Die Höflichkeit forderte, daß Bölling dem Fremden mit Rath und That zur Hand ging, auch war es ihm angenehm, einen Nachbar zu erhalten, mit dem er gemeinschaftlich auf die Jagd gehen, dessen Rath in landwirthschaftlichen Angelegenheiten er einholen konnte. Er ließ eine Flasche Wein bringen und bat den Baron, bei ihm zu übernachten.

Bölling ließ seiner Frau den Gast anmelden und bat diesen, ihm ins Boudoir zu folgen.

Helene erbebte unwillkührlich, als sie den Fremden ins Auge schaute, ihr war, als habe sie in das stechende, lauernde Auge einer Schlange geblickt.

Der Baron bemerkte das Erblassen der jungen Frau nicht, er nahm in dem Sessel welchen Bölling ihm anbot, Platz und bat wiederholt um Entschuldigung, daß er so spät am Abend noch gestört habe.

„Ich komme direct aus den Wäldern Amerikas," hub er an. „Schon seit einigen Jahren ging all mein Dichten und Trachten dahin, mir hier in Europa, in der Heimath einen eigenen Heerd zu gründen. Kaum in der Stadt angelangt, eilte ich hierher, um die Besitzungen hier anzusehen und, wenn möglich, eine derselben käuflich zu erwerben. Sie sind der erste, bei welchem ich anfrage, und schon jetzt verliere ich den Muth."

„Weßhalb?" fragte Bölling lächelnd. „Glauben Sie, weil ich Ihnen einen Korb gegeben habe, keiner unserer Grundbesitzer werde sich zur Abtretung seiner Besitzung verstehen?"

„Das eben nicht. Ich befürchte nur, keine der Besitzungen wird mir mehr gefallen, nachdem ich die Ihrige gesehen habe."

„So bauen Sie selbst! Der Boden ist hier zehn Stunden in der Runde derselbe, die Waldungen und die Wiesen geben einander nichts nach, also kömmt es nur darauf an, ein hübsches Wirthschaftsgebäude und Wohnhaus hinzustellen."

Der Baron sah nachdenklich in sein Glas. „Ich hätte dies gern vermieden, aber es wird mir wohl nichts Anders übrig bleiben, als mich so lange zu gedulden, bis der Neubau fertig ist. Wenn Sie die Güte haben wollen, mir bei der Wahl des Grundstücks und überhaupt bei der Ausführung des Ganzen —"

„Gewiß, mit Vergnügen!" fiel Bölling ihm zuvorkommend ins Wort, „mich wird es freuen, wenn ich in irgend einer Beziehung Ihnen nützlich sein kann."

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 54. **Donnerstag, den 4. Mai** **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

„Wie lange waren Sie in Amerika?“ fragte Helene, welche ihre innere Abneigung gegen diesen geschmeidigen Weltmann eher zu denn abnehmen fühlte.

„Sechs Jahre, gnädige Frau; ich ging als ein armer Edelmann hin und hatte Glück.“

„Wo hielten Sie sich vorzugsweise auf?“

„Im Süden, hauptsächlich in Mexiko.“

„In Mexiko?“ wiederholte Völling halblaut. „Ich habe viel über das Land gehört und gelesen und muß gestehen, ein halbes Jahr möchte ich auch einmal dort sein, wärs auch allein der Jagd wegen, die ich leidenschaftlich liebe.“

In dem Lächeln, welches rasch über die Lippen des Barons glitt, spiegelte sich ein tückischer Triumph, der Triumph des Jägers, wenn er das Wild im Netze findet.

„Ich habe mich längere Zeit an der Büffeljagd betheiligt,“ nahm er nach einer Pause wieder das Wort, „die Strapazen aber wurden mir auf die Dauer zu beschwerlich, ich zog das Jägerwamms aus und betrieb „Spekulationsgeschäfte.“

Helene sah von ihrer Arbeit, welche sie zur Hand genommen hatte, auf. „Spekulationsgeschäfte?“ fragte sie.

„Allerdings, ich kaufte Land und verkaufte wieder, wenn ich dabei einen Vortheil fand. Ich hatte Glück dabei und war bald ein reicher Mann.“

„Ich gratulire,“ sagte Völling, indem er seinem Gaste die Hand reichte, „nicht jeder trifft es trüben so gut. Aber Sie thaten Recht daran, hierher zurückzukehren, was wollten Sie auch dort in den Urwäldern unter den Halbwilden und Büffeln mit Ihrem Reichthum beginnen? Ueber dem trauten Heerde wird sich schon im nächsten Jahre das Dach wölben, ein hübsches Weibchen hält ihren Einzug in das neue Haus und während unsere Damen hier oder dort über ihr Hauswesen sich miteinander unterhalten, gehen wir auf die Jagd in unsere deutschen Wälder. Ich habe mich lange nach einem Nachbarn gesehnt, mit dem ich an den langen Winterabenden mich unterhalten kann, deshalb ist Ihre Ankunft mir doppelt angenehm.“

Der Baron verbeugte sich schweigend, sein Blick streifte flüchtig die schöne Hausfrau, welche ernst und still vor sich hinsah.

Der Diener meldete, daß das Abendessen angerichtet sei und der Baron bot der Hausfrau seinen Arm, um sie in den Speisesaal zu führen. Helene zögerte einen Augenblick, lehnte sie das Geleit ab, verstieß sie nicht nur gegen die Höflichkeit, sondern auch gegen die Gastfreundschaft. Der Baron hatte alsdann ein Recht, sich beleidigt zu fühlen und Völling konnte ihr deßhalb gegründete Vorwürfe machen. — Und abgesehen davon, konnte die innere Stimme, welche sie vor diesem Manne warnte, nicht lügen? Konnte sie nicht voreilig sich einen Feind schaffen? Und stand überhaupt ihr das Recht zu, in verletzender, zurückstoßender

ßender Weise dem gegenüber aufzutreten, welchen ihr Gatte mit zuvorkommender Freundlichkeit behandelte, der zu dem fremd, ein Gast in ihrem Hause war? — Sie legte leicht ihre Hand auf seinen Arm und schritt an seiner Seite in das Speisezimmer.

Bölling tischte, seinen Gast zu ehren, die besten Weine aus seinem Keller auf, aber der Baron trank wenig, und diese Enthaltsamkeit, wie die anregende, mit Witz und Satyre gewürzte Unterhaltung, welche er führte, blieben auf Helene nicht ohne Eindruck. Es war bereits nahe an Mitternacht, als der Gast sich erhob. Bölling schellte und befahl dem Diener, dem gnädigen Herrn die Treppe hinaufzuleuchten und in das Gastzimmer zu führen.

„Befehlen Sie ganz über ihn," wandte er sich zu dem Baron, „wenn Sie irgend etwas bedürfen, sagen Sie es ihm nur. Morgen nach dem Frühstück wollen wir uns die umliegenden Güter ansehen; Sie sind mein Gast auf mindestens acht Tage und während dieser Zeit können wir finden, was wir suchen."

„Ich glaube nicht, daß ich so lange von Ihrer Gastfreundschaft Gebrauch machen werde," erwiderte der Baron, sich zu Helene wendend, „ich muß in den ersten Tage eine kleine Reise antreten."

„Wohin?" fragte Bölling.

„Nach O. Ein Auftrag meines Freundes in Newyork zwingt mich zu diesem Abstecher."

„So reisen wir gemeinschaftlich," unterbrach Bölling ihn. „Ich war bis jetzt noch nicht entschlossen, nun ich aber höre, daß auch Sie diese Reise machen wollen, kann ich die Gelegenheit einer so angenehmen Gesellschaft nicht gut unbenutzt lassen."

„Einverstanden," versetzte der Baron. „Nur noch eine Bitte. Würden Sie vielleicht mir erlauben, daß der Diener, den ich mitgebracht habe, mich hier bedient. Er kennt meine Gewohnheiten."

„Wozu bedarf es da noch meiner Erlaubniß? Thun Sie, als ob Sie in Ihrem eigenen Hause seien."

Der Baron winkte dem Diener, voranzugehen und verabschiedete sich.

„Was sagst Du zu diesem Nachbar?" fragte Bölling, als er sich mit seiner Gattin allein befand.

„Noch weiß ich nicht, ob ich ihn als einen Freund oder Feind unseres bisherigen Glückes betrachten soll," entgegnete Helene, „So fein und gewandt er auch auftritt, so höflich und zuvorkommend er sich auch beweist, sein Blick macht auf mich den Eindruck, als ob er eine Maske trüge."

Bölling lächelte. „Bedenke die Gemüthsstimmung, in der Du Dich gegenwärtig befindest, in welcher wir das Glück eines unserer Mitmenschen in Trümmer stürzen sehen, glauben wir in Jedem, der sich uns nähert, einen Zerstörer unseres Glückes zu erblicken. Ich halte den Baron für einen sehr gewandten, wissenschaftlich gebildeten Mann und hoffe aus seiner Freundschaft manchen Nutzen zu ziehen."

Der Baron war kaum in seinem Zimmer angelangt, als er dem Diener befahl, die Kerzen hinzustellen und ihm den eigenen Kammerdiener zu schicken. Bald darauf trat dieser ein. Er trug eine blaue mit Gold gestickte Livrée.

Der Baron warf sich in einen Sessel und befahl dem Diener, die Thüre zu verschließen. „Ich höre," sagte er, „was hast Du erfahren?"

In der Gesindestube traf ich den Verwalter und einen alten Mann, der vor wenigen Tagen erst hier, in Dienst getreten ist," versetzte der Diener. Der Letztere hat früher im Dienst des Schwiegervaters unseres Wirths gestanden" —

„Wie heißt er?" fragte der Baron rasch.

„Steffens. Sein ganzes Vermögen besteht in einem wohlgenährten Mops, und da dieses Vieh ihn nie verläßt, so führt er seine gesammte Habe stets bei sich."

„Ich will die Eigenheiten dieses Mannes nicht wissen," unterbrach der Baron den Redseligen ungeduldig. „Erstatte mir Bericht über das, was Du in Bezug auf die Verhältnisse unseres Wirths erfahren hast, aber beeile Dich ein wenig, denn ich bin müde."

„Ich schlug dem Verwalter eine Partie Piket vor. Wie ich voraussah, regte ihn das Spiel auf, er trank mehr als er vertragen

konnte und jetzt lockte ich ihm durch geschickte Fragen aus. Das Gut ist schuldenfrei, bildet aber auch das gesammte Vermögen des Herrn Völling. Hunderttausendfünfzigtausend Thaler, meinte der Verwalter, könne man jeden Tag dafür bekommen. Der Gutsherr lebt sehr einfach, die Jagd ist das einzige Vergnügen, welches er sich erlaubt. Selten reitet er in die Stadt, fast nie empfängt er Besuch; Trunk und Spiel sind ihm unbekannte Leidenschaften. Er lebt ganz für seine Frau und die Landwirthschaft."

„Ah!" sagte der Baron, indem er ein Notizbuch aus der Tasche zog, in welchem er nachdenklich blätterte, „erzähle weiter."

„Das Gut bringt jährlich fünfzehntausend Thaler reinen Gewinn ein, das heißt, wenn kein Mißwachs einen Strich durch die Rechnung macht und die Ernte ziemlich gut ausfällt."

„Wie lebt die Frau Völling's?"

Einfach und zurückgezogen. Sie findet in der Liebe zu ihrem Gatten ihr ganzes Glück und sehnt sich durchaus nicht nach einem Verkehr mit der Außenwelt. Der Gutsbesitzer trägt sie auf den Händen, und wenn sie gerade heute nicht so munter und aufgeräumt ist, wie sonst, so liegt die Schuld einzig in dem Falliment des Vaters, des Commerzienraths Weber, der vor wenigen Wochen bereits zum zweiten Mal seit dem vorigen Herbst fallirt hat."

Der Baron erhob sich und durchschritt einige Mal das Zimmer,

„Herr Völling soll seinem Schwiegervater wieder aufhelfen." fuhr der Diener fort, „aber er will nicht, er sagt, der Commerzienrath könne hierher kommen und bis zu seinem Tode hier bleiben, aber ein Kapital gebe er nicht her."

Der Baron winkte. „Ich weiß genug," sagte er. „Beobachte die Leute genau und sei vorsichtig, daß Niemand Dein Thun bemerkt."

Der Diener entfernte sich. Sein Herr blieb noch eine geraume Weile in Gedanken versunken am Fenster stehen und ging dann ebenfalls zur Ruhe.

Viertes Kapitel.

Der böse Dämon.

So sehr auch Helene gegen die durch Nichts begründete, ihr selbst räthselhafte Abneigung ankämpfte, welche der Baron einflößte, gelang es ihr doch nicht, diese zu besiegen. Sie hörte ihm gerne zu, wenn er von seinen Reisen und Erlebnissen erzählte, ja sie konnte oft mit wachsendem Interesse, mit einer Angst, welche sie in fieberhafte Aufregung versetzte, seinen Mittheilungen folgen, wenn er ein gefährliches Abenteuer schilderte. In seinen Blicken lag ein gewaltig fesselnder Zauber, dem sie nicht zu entrinnen vermochte, woher dieser Zauber rührte, das wußte sie sich nicht zu erklären. — Nur dann, wenn der Baron mit ihrem Gatten fern war, wenn sie allein in ihrem Boudoir saß, fühlte sie, wie tief die Abneigung in ihrem Herzen wurzelte, und daß diese eisen, wenn auch jetzt noch, ihr räthselhaften Grund haben mußte, daran zweifelte Helene nicht.

Völling dagegen fühlte sich zu dem Gaste hingezogen. Diese tief wissenschaftliche Bildung und die Erfahrungen desselben erfüllten ihn mit Achtung und Bewunderung und da auch die Grundsätze und Lebensanschauungen des Barons mit den seinigen übereinstimmten, so schloß er sich mit jedem Tage enger an ihn an.

Mit dem Ankauf zögerte der Baron. Wenn er auch über manches Gut, welches Völling ihm vorschlug, seine Befriedigung aussprach, so konnte er sich doch nicht entschließen, den beabsichtigten Kauf ins Reine zu bringen, es schien fast, als ob er die Ausführung seines Vorsatzes geflissentlich in die Länge zu ziehen suchte. Völling redete ihm nicht zu, der Baron hatte ja Erfahrung genug gesammelt, er mußte selbst am Besten wissen, was er thun solle.

So verstrichen acht Tage. Der Baron begleitete den Gutsbesitzer stets, nur Mittags und Abends leistete er der jungen Frau Gesellschaft. Ihre Befürchtung, der Gast könne ihr lästig fallen, sah Helene nicht gerechtfertigt, der Baron bezeigte ihr stets eine höfliche, aber auch zurückhaltende Aufmerksamkeit; er suchte sie nicht, er verfolgte sie nicht mit

faden Schmeicheleien und galanten Artigkeiten. Ernst und in den Schranken gemessener Höflichkeit blieb er stets ihr gegenüber, während er in Gesellschaft Völling's oft bis zur Ausgelassenheit lustig und mitunter frivol sein konnte. — Er verschob endlich den Ankauf des Gutes, auf welches er sein Augenmerk gerichtet hielt, bis zur Rückkehr aus O, wohin er Völling begleiten wollte. — Das Gut besaß einige noch gut erhaltene Wirthschaftsgebäude, das Wohnhaus dagegen mußte neu aufgeführt werden, und da die nächste Stadt, in welcher der Baron seinen Wohnsitz nehmen wollte, sehr weit entfernt lag, so bot Völling ihm bis zur Fertigstellung des Neubaues eine Wohnung in seinem Hause an.

Der Baron wies im ersten Augenblick dieses Anerbieten zurück, als aber Völling immer und immer wieder auf dasselbe zurückkam, stellte er die Entscheidung der Hausfrau anheim.

Helene erschrack, als sie den Vorschlag des Gatten erfuhr, sie rieth ab, bat, unter irgend einem schicklichen Vorwande das Anerbieten zurücknehmen und schilderte mit den lebhaftesten Farben die Unannehmlichkeiten, welche aus einem längeren Beisammenleben mit dem Gaste, entspringen könnten.

Völling hatte einen solchen Widerspruch nicht erwartet, er beharrte fest bei seinem Willen, um so fester, als ja Helene für ihre Abneigung gegen den Gast keine Gründe angeben konnte.

Das eheliche Glück der beiden Gatten trübte zum ersten Male eine Wolke. So viele Gründe auch Helene entgegensetzen mochte, Völling blieb fest, widerstrebend mußte die junge Frau sich fügen.

Um allen ferneren Bitten und Vorstellungen seiner Frau auszuweichen, bat Völling am Abend, im Beisein Helenen's, seinen Gast, sich zu entschließen.

Der Baron sah Helene forschend an.

„Wie ich Ihnen bereits bemerkte, mache ich die Annahme ihres guten Vorschlags ganz von Ihrer Frau Gemahlin abhängig," erwiderte er, „Ich weiß die Damen lieben solche Einquartierung nicht, deßhalb ist es wohl das beste, ich bleibe in der Stadt und komme dann und wann auf ein Stündchen zum Besuch herüber."

Der jungen Frau schwebte die Bemerkung auf den Lippen, daß das wohl das Beste ist, ein Blick Völling's drängte sie zurück.

„Inwiefern könnte ihr Verweilen meiner Frau lästig sein!" fragte er zuvorkommend. „Das Hauswesen wird von unseren Dienstboten besorgt, somit entbehrt Ihre Befürchtung jedes Grundes. Sie wissen, wir sehen Sie als einen Freund unseres Hauses an und soll ich es offen gestehen, Sie würden uns durch Annahme meines Vorschlages um so mehr verbinden, weil wir an Ihre Gesellschaft bereits gewöhnt sind und dieselbe ungern entbehren möchten."

Wieder traf ein Blick des Barons Helene. „Und was sagen Sie dazu, gnädige Frau?" fragte er. „Reden Sie offen, ich bin überzeugt, Sie theilen die Ansicht Ihres Herrn Gemahl nicht."

„Meine Wünsche sind stets denen meines Gatten untergeordnet," entgegnete Helene.

„Und nun, da Sie selbst die Entscheidung meiner Frau anheimgestellt haben, würden Sie diese beleidigen, wenn Sie jetzt noch meinen Vorschlag zurückweisen wollten," versetzte Völling hastig, als befürchte er, Helene könne durch einige unbedachte Worte ihre Abneigung dem Gast verrathen.

Der Baron reichte dem Gutsherrn die Hand. „Angenommen," erwiderte er, „ich werde mich später, wenn mein Haus einmal fertig ist, zu revanchiren suchen."

An demselben Abend hatte der Baron eine sehr lange Unterredung mit seinem Diener. Er zeigte ihm an, daß er morgen in Gesellschaft des Gutsbesitzers nach O. abzureisen gedenke, bis zu seiner Rückkehr solle er ein wachsames Auge auf Alles haben, was sich im Hause ereigne, besonders aber die Gelegenheit benutzen, mit dem Verwalter Freundschaft zu schließen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 56. **Dienstag, den 9. Mai** **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

„Und doch weiß ich nicht, welche Heirath die bessere ist," fuhr der Baron fort. „Liebe! Was ist Liebe! Ich glaube nicht mehr an sie, und die Frauen, lieber Bölling, setzen sich am leichtesten über hohle Liebesphrasen hinweg. Haben Sie je gehört, daß eine Wittwe ihrem Manne nachgetrauert hat, bis ihr das Herz vor Gram gebrochen ist?"

„Sie müssen bittere Erfahrungen gemacht haben," erwiderte Bölling, „in Ihren Worten drückt sich ein Haß gegen das zartere Geschlecht aus, den ich nicht billigen kann." —

„Freilich nicht, weil Sie an Liebe und Treue noch glauben," fuhr der Baron fort, und der Ton, in welchem er dies sagte, klang so höhnisch, daß Bölling sich in tiefster Seele verletzt fühlte.

„Ich glaube daran und Sie werden zugeben müssen, daß ich bis jetzt noch keinen Grund habe, an Ihnen zu zweifeln —"

Ein vielsagendes Achselzucken war die einzige Antwort des Barons. Er erhob sich und trat ans Fenster. Dies Schweigen war dem Gutsbesitzer peinlich — besaß der Baron wirklich Beweise für seine Behauptung? Hatte er Gründe, an der Treue Helenen's zu ihrem Gatten zu zweifeln? Bei dem Gedanken daran, daß dem also sein könne, zitterte Bölling.

„Brechen wir das Thema ab, dort kommen Gäste," verletzte der Baron, während er sich wieder hinsetzte. „Es ist überhaupt ein unerquickliches Thema, ich rede nicht gerne darüber, weil es alte Erinnerungen in mir erweckt, die ich lieber für immer vergessen möchte."

Der Eintritt der Gäste, welche mit vielem Geräusch einen Tisch besetzten und Wein verlangten, brach das Gespräch ab.

Der Baron forderte eine zweite Flasche und füllte die Gläser wieder. Grübeln Sie meinen Worten nicht nach," hob er nach einer kleinen Pause wieder an, „die Erfahrungen, welche ich machen mußte, haben mich erbittert, und wenn sich mir einmal die Gelegenheit bietet, dem Groll und Haß Luft machen zu können, dann nehme ich's mit meinen Worten eben nicht genau."

Bölling fühlte sich durch diese Entschuldigung beruhigt und die Freude darüber verleitete ihn, gegen seine Gewohnheit dem Glase fleißig zuzusprechen.

Die übrigen Gäste hatten inzwischen ein Hazardspiel arrangirt. Sie schienen den besseren Ständen der Gesellschaft anzugehören, ihre feine elegante Kleidung, wie die theils intelligenten theils blasirten Züge ließen dies vermuthen."

Der Baron erhob sich und sah dem Spiele zu. Auch Bölling, dem der Wein bereits zu Kopfe stieg, stand von seinem Tische auf und näherte sich dem Spieltische.

„Eine bessere Gelegenheit, die Festigkeit Ihres Willens und Charakters zu prüfen, finden Sie sobald nicht wieder," flüsterte der Baron seinem Reisegefährten zu. „Was hält Sie ab davon? Sollen wir's einmal wagen?" Der Gutsbesitzer zögerte. Ein Blick des Barons in welchem sich leiser Hohn spiegelte, ließ ihn

seine guten Vorsätze vergessen. Er setzte sich hin. Der Bankhalter schellte und verlangte ein Roulette. — Während der Wirth hinausging um das Verlangte zu holen, erklärte der Baron mit wenigen Worten seinem Gefährten dies Glücksspiel und rieth ihm, einige kleine Einsätze zu machen, um ihn in das Spiel einzuweihen.

Bölling leerte hastig sein Glas, er wollte die innere Stimme, welche ihn warnte, betäuben. Der Wirth stellte das Roulette vor den Bankhalter und verschloß die Thür. Nur der Baron bemerkte dies. Ein Lächeln teuflischen Triumphs glitt über seine Züge."

Die Kugel rollte. Bölling warf einen Louisd'or auf rouge und verlor. Das reizte ihn, er setzte den zweiten und verlor wieder. Der Baron betheiligte sich jetzt auch, er warf ein Goldstück auf die Tafel und ließ es auf der Numero liegen, auf welches fiel. Bölling ahmte dem Beispiele nach er gewann, während der Baron verlor. Im Fluge verrannen die Stunden, schon schlug es Mitternacht, noch immer saß die Gesellschaft um den Spieltisch. Die Kugel rollte eintönig die Goldstücke klangen, und dazwischen tönte die heisere Stimme des Bankhalters. Bleich, mit zitternden Knieen, den Schweiß der Aufregung auf der Stirn, erhob Bölling sich endlich, er hatte seine ganze Baarschaft verloren.

Der Baron bot ihm seinen Arm, und schweigend wanderten die beiden eine geraume Weile durch die öden finstern Straßen.

„Das war einmal und nicht wieder!" murmelte Bölling endlich. „Hätten Sie nur meinem Verlangen nachgegeben und mir Ihr Portefeuille geliehen, ich würde gewiß meinen Verlust zurückgewonnen haben."

„Sie hatten Unglück, mein lieber Bölling," erwiderte der Baron mit kalter Gleichgültigkeit, „ich habe Ihnen oft einen Wink gegeben, aber Sie verstanden ihn nicht oder wollten ihn nicht verstehen. Als ich merkte, daß mir das Glück nicht gewogen war, hielt ich mich zurück. Sie hätten meinem Beispiel folgen sollen. Daß ich Ihrem Verlangen, Ihnen eine Summe vorzustrecken, nicht Folge leistete, können Sie mir gewiß nicht übel nehmen, Ihr Verlust würde dadurch nur noch größer geworden sein."

Bölling schwieg. Er fühlte, daß der Baron bereits eine Macht über ihn besaß, der er nur dann entrinnen konnte, wenn er sich fern von ihm hielt. Die Worte Helenens, daß sie eine ihr selbst unerklärliche Abneigung gegen den Gast empfinde, klangen in seine Ohren, er mußte ihr Recht geben, und daß er dies wußte, daß er erst jetzt einsah, wie thöricht er gewesen war, einen Unbekannten zu längerem Aufenthalt zu nöthigen, ärgerte ihn zumeist.

„Soll ich Ihnen sagen, worüber Sie jetzt sinnen?" hob der Baron nach einer Weile wieder an. „Sie denken, ich sei der Verführer und Sie das Opfer. Sie bereuen, mir eine Wohnung in Ihrem Hause angeboten zu haben und suchen jetzt einen Vorwand sich der lästigen Verpflichtung zu entziehen."

„Mein Herr, die Beleidung geht zu weit!" brauste Bölling, verletzt und getroffen zugleich, auf. „Mit welchem Recht können Sie an der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen zweifeln?"

„Lassen wir die schönen Redensarten," fuhr der Baron mit eisiger Kälte fort. „Habe ich den Nagel auf den Kopf getroffen, so sagen Sie's nur gerade heraus, ich entbinde Sie gern Ihres Wortes. Lieb wäre es mir freilich, wenn ich mich geirrt hätte —"

„Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie dies haben, werden Sie meiner Versicherung Glauben schenken?"

„Gewiß, nur begreife ich nicht, weshalb Sie sich so sehr ereifern. Sagen Sie selbst, ist meine Vermuthung nicht sehr begründet? Würden Sie nicht selbst auf diese Schlußfolgerung fallen, wenn Sie an meiner Stelle wären? — Wie hoch beläuft sich Ihr Verlust?"

„Auf sechshundert Thaler," erwiderte Bölling.

„Bah, eine Kleinigkeit, die sich rasch wieder einbringen läßt! Wer nichts wagt, gewinnt nichts!"

„Wenn Sie dies eine Kleinigkeit nennen, was nennen Sie ein Etwas?" fragte der Gutsbesitzer bitter. „Ich versichere Sie, daß ich mich nicht mehr an den grünen Tisch setzen werde, um der Kleinigkeit dies Etwas folgen zu lassen."

„Ich kann diesen Entschluß nur loben,"

versetzte der Baron lakonisch. „Irre ich nicht, so wollten Sie auch nur durch Ihre Betheiligung an dem Spiel eine Probe Ihrer Willenskraft gewinnen; ich hoffe, Sie werden die Probe bestehen."

Bölling fühlte den Spott, der in den letzten Worten lag. Er lag weniger in den Worten selbst, als in dem Tone, in welchem diese gesprochen wurden.

„Sie sagten vorhin, der Verlust ließe sich wieder einbringen," erwiderte er, „wie soll ich den Sinn dieser Worte deuten?"

„Ich dachte nur daran, daß ein Spieler, welcher wagen und aushalten kann, zuletzt doch noch verlustfrei ausgeht. Ich habe manches Beispiel erlebt —"

„Sie haben viel erlebt," fiel der Gutsbesitzer ins Wort. „Was thue ich mit der Theorie?"

„So versuchen Sie's mit der Praxis," fuhr der Baron kalt fort, indem er die Hausglocke des Gasthofs zog, „mich soll's freuen, wenn Sie Ihre Rechnung dabei finden —"

Verstimmt setzten die Beiden am nächsten Morgen ihre Reise fort. Bölling bereute bitter, der Verlockung gefolgt zu sein, weniger des Verlustes wegen, als weil er seinem Princip untreu geworden war; dazu fühlte er immer klarer, welche Macht der Baron bereits über ihn gewonnen hatte. —

Fünftes Kapitel.

Eine gefallene Größe.

Der einst so reiche, beneidete Commerzienrath Weber, hatte in entlegensten Stadttheile eine bescheidene Wohnung bezogen. Er führte zwischen seinen vier Pfählen ein stilles, einsames Leben, all' die Freunde, welche früher nicht von seiner Seite wichen, hatten ihn verlassen; mit dem letzten Strahl der Glückssonne verschwanden auch sie. Den Commerzienrath erbitterte diese Falschheit, er bedachte nicht, daß er in früheren Jahren durch seinen Stolz, seine Anmaßung und verletzende Geringschätzung sich manchen Feind schuf, manche uneigennützige Freunde für immer verlor. Jetzt triumphirten seine Feinde, und die, welche ihm früher wohl wollten, zuckten die Achseln und sagten, die Strafe sei gerecht.

Der Commerzienrath gewöhnte sich bald an die Einsamkeit. Wenn er durch das todte, öde Haus schlich, so dachte er beim Anblick der glänzenden Zimmer und Säle wohl oft an die Feste, die hier gefeiert worden waren, aber diese Erinnerung erfüllte ihn nicht mit Freude und Stolz, sie weckte nur seinen Abscheu vor der Gesellschaft, welche damals ihn umjubelte. Und oft trat der alte Mann diese traurige Wanderung durch die öden Räume seines Hauses an. Stundenlang konnte er, in düsteres Sinnen versunken, vor den hohen Spiegeln stehen, und sein Ebenbild betrachten, bis in heiserem Gelächter endlich der Bann sich brach, der auf seiner Seele lag.

Er hoffte Anfangs noch immer, sich mit seinen Gläubigern verständigen zu können, erst als diese erklärten, daß sie nur dann einen Accord eingehen wollten, wenn Weber die Firma seinem bisherigen Buchhalter übertrage, sah er klar in das Gewebe von Lug und Betrug, welches der um ihn gesponnen hatte, auf den er sein ganzes Vertrauen setzte.

Einen wilden, entsetzlichen Fluch schleuderte er auf das Haupt des Betrügers, der mit genauhlten salbungsvollen Worten ihm die Nothwendigkeit dieser Uebertragung klar zu machen versuchte, dann stürzte er hinaus, und das höhnische Lachen des Assessors Waldau klang noch in seinen Ohren, als er in seinem Hause erschöpft, physisch und geistig gebrochen, auf den Fußboden niedersank.

Durchschaute er auch noch nicht den ganzen Plan soviel war ihm doch klar geworden daß Helmes ihm nur zu seinen gewagten Speculationen gerathen hatte, um den Ausbruch des Falliments zu beschleunigen, und daß Waldau diese Gelegenheit ergriff, um sich für den erhaltenen Korb zu rächen.

Er weigerte sich lang, in die gestellten Bedingungen zu willigen, bot seinem Hauptgläubiger einen Gesellschafts-Vertrag an, legte den Plan zu einer Actiengesellschaft vor, vergebens. Die Gläubiger drohten Mobilien und Immobilien unter den Hammer zu bringen, während auf der anderen Seite Helmes seinem früheren Prinzipale eine ziemlich an-

sehnliche Summe als Entschädigung für die Uebertragung anbieten ließ.

Völling hatte erklärt, sich an der Actiengesellschaft betheiligen zu wollen, soweit seine Kapitalien dies erlaubten, zu einem Darlehen aber, welches zur Befriedigung der Gläubiger hinreiche, konnte er sich nicht entschließen, weil er nicht sein ganzes Vermögen auf eine Karte setzen dürfe. Sah der Commerzienrath auch das Begründete dieser Erklärung ein, so hinderte ihn das doch nicht, der Engherzigkeit seines Schwiegersohnes allein die Schuld an seinem Falle aufzubürden.

Dem Drängen des Assessors, der als Syndik des Falliments das Damoklesschwert über dem Haupte des Falliten hielt, mußte er endlich nachgeben, er unterzeichnete den Act, welcher dem Buchhalter Helmes die Firma nebst den Activen und Passiven übertrug und erhielt dafür die Abstandssumme, welche bei eingezogener Lebensweise zur Bestreitung seiner Bedürfnisse nur für einige Jahre hinreichten.

Nachdem der schwere Schritt einmal gethan war, fand der Commerzienrath keine Ruhe mehr in seinem Hause. Helmes, der jetzige Inhaber des Bankgeschäfts, hatte ihm freigestellt, einige Stuben im oberen Stockwerk so lange zu bewohnen, bis er ein passendes Unterkommen gefunden habe, aber Weber wollte diesem Menschen, den er in tiefster Seele haßte, keinen Dank schuldig sein. Er würdigte dieses Anerbieten keiner Erwiederung und verließ noch an demselben Tage das Haus, um jene bescheidene, einsame Wohnung zu beziehen.

Helene und auch Völling hatten ihm schon einige Mal geschrieben und ihn gebeten, zu ihnen zu kommen, aber der alte Mann beharrte eigensinnig bei seiner Weigerung. Er wußte daß er im Beisein seines Schwiegersohnes oft mit herablassendem Stolz aufgetreten war und schämte sich als Bettler wieder vor ihm zu erscheinen. Helmes brachte schon in den ersten Tagen mit den Gläubigern der Firma einen Vergleich zu Stande. Woher er die Mittel zur Erfüllung der Verbindlichkeiten nahm, welche die Action weit überstiegen, wußte Niemand, selbst dem Bankier war es ein Räthsel. Zwar verbreitete Helmes das Gerücht, ein bedeutender Capitalist unterstütze ihn, aber Weber glaubte nicht an dieses Gerücht. Er verließ die beiden Stuben, welche er bewohnte, selten, die Menschen suchten ihn nicht, er wollte jede Gemeinschaft mit ihnen vermeiden.

Seine einzige Beschäftigung bestand in Papparbeiten, zu denen er schon in früher Jugend Lust und Liebe gezeigt hatte. So saß er vom frühen Morgen bis zur Dämmerung vor seinen Schachteln und Modellen; die Wartefrau, welche die Stuben in Ordnung hielt, das Essen holte und die nöthigen Ausgänge besorgte, durfte nur dann in das Wohnzimmer treten, wenn der Commerzienrath sich noch in seiner Schlafstube befand, er wollte kein menschliches Antlitz mehr sehen, keine menschliche Stimme mehr hören. Seine Aufträge schrieb er auf eine Tafel, welche im Schlafzimmer hing, dort mußte die Wartefrau Alles, was sie für ihren Herrn holte, niederlegen, wo der alte Mann es später in Empfang nahm.

Die Leute, welche diese Einzelnheiten erfuhren, schüttelten die Köpfe und sprachen die Vermuthung aus, der Verstand des Commerzienraths müsse gelitten haben. Nur Wenige errieth den wahren Grund dieser Absonderung, aber unter diesen Wenigen hielt es keiner der Mühe werth, den Misanthropen mit der Menschheit auszusöhnen. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Bevölkerung Berlins hat sich in der Woche vom 28. April bis 4. Mai durch Geburten um 599 (319 männliche, 280 weibliche,) durch Zuzug um 4413 (3213 männliche, 1200 weibliche) Personen vermehrt, durch Todesfälle um 526 (274 männliche, 252 weibliche,) durch Abzug um 1077 (597 männliche, 480 weibliche) vermindert. Der Gesammtzuwachs beträgt daher 3409 (2661 männliche, 748 weibliche) Personen.

Druck und Verlag von F. K. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 57. **Donnerstag, den 11. Mai** **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

An dem Tage, an welchem Bölling und dessen Begleiter am Ziele ihrer Reise anlangten, saß der Commerzienrath vor dem Modell seines Hauses, welches er mit besonderer Sorgfalt auszuführen gedachte. Er träumte sich zurück in die Zeit, in der er alles noch sein nannte, in der Helene noch in diesen Räumen spielte, in der er selbst so glücklich gewesen war! Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust, — was war von jenem Glück ihm geblieben?

Eine quälende Erinnerung und die Erfahrung, daß auf Glück und Freundschaft nicht zu bauen ist. — Aus seinen Träumen schreckte ihn plötzlich ein leises Pochen auf. Seitdem er hier wohnte, hatte er noch Niemanden in seiner Wohnung gesehen, er zweifelte auch jetzt, daß man ihn besuchen wolle. Vielleicht wünscht Jemand Auskunft, oder war es am Ende einer seiner Bekannten, den die Neugier hierherführte?

Der Commerzienrath erhob sich, um die Thüre zu verschließen, aber noch ehe er diesen Entschluß ausführen konnte, stand der Assessor Waldau vor ihm.

„Sie werden entschuldigen, wenn ich Sie so früh schon störe," hub der Assessor an, nachdem er, ohne eine Aufforderung dazu erhalten zu haben, Platz genommen hatte. „Der Wunsch, Ihre Lage zu verbessern, führt mich nur hierher."

Die Stirn des Commerzienraths legte sich in Falten. „Ich habe mit Ihnen nichts zu schaffen," entgegnete er rauh, „unter allen meinen Bekannten sind Sie derjenige, dem ich am wenigsten etwas verdanken möchte."

Waldau verbeugte sich, ein ironisches Lächeln spielte um seine dünnen Lippen.

„Der Stolz kleidet den Bettler schlecht," versetzte er in einem Tone, der dem ehemaligen Bankier die Galle ins Blut trieb. „Erinnern Sie sich des Tages, an welchem Ihre Tochter den Gutsbesitzer Bölling heirathete? Damals sagten Sie mir, ich sei ein Mensch ohne Namen, ohne Vermögen, und nur aus diesem Grunde hätten Sie mir die Hand Helenen's verweigert. Ich frage Sie nun, was sind Sie? Freilich, Commerzienrath! Aber ein Commerzienrath ohne Kapital, ohne Credit ist ärmer als ein Bettler."

„Junger Mensch, Respect vor meinen grauen Haaren?" fuhr der Bankier auf. „Vergessen Sie nicht, daß Sie mir Ihre Carriere zu verdanken haben, hätte ich damals nicht Ihnen meine Börse geöffnet, säßen Sie jetzt als Canzleischreiber bescheiden hinter Ihrem Pulte."

„Eben diese Wohlthat, obschon ich sie lieber eine Prahlerei nennen möchte, bewegt mich, Ihnen, so viel dies in meinen Kräften steht, die Last zu erleichtern. Ich redete darüber mit dem jetzigen Inhaber der Firma, er hat sich bereit erklärt, Ihnen den Posten des ersten Buchhalters in seinem Geschäfte anzuvertrauen. Tausend Thaler Gehalt und eine Gratification, welche sich nach dem Gewinn des laufenden Jahres richtet, sind Ihnen zu-

gesichert. Greifen Sie zu, eine bessere Gelegenheit wird sich Ihnen so bald nicht wieder bieten."

Der Commerzienrath stand sprachlos vor Ueberraschung und Wuth vor dem jungen Manne, der kalt und unbewegt ihm ins Auge schaute.

„Das ist zu viel, mein Herr!" rief er endlich, indem er den Assessor am Arme faßte und ihn gewaltsam in die Höhe zerrte. „Sie konnten mich verfolgen, meine Ruhe, meine Ehre vernichten, aber zu dieser Rache auch noch demüthigende Beleidigung zu fügen, übersteigt alle Grenzen. — Hinaus! sage ich, hinaus mit dem Buben, der weder das Unglück noch das Alter achtet!" —

Der Assessor war auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet, es gelang ihm nach unsäglicher Anstrengung, seinen Arm von der Faust, die ihn hielt, zu befreien.

„Es ist wahr," entgegnete er, „daß ich alle Hebel in Bewegung setzte, Sie zu einem Manne ohne Stand, ohne Einkommen, ohne Vermögen zu machen. Das berechtigt Sie aber nicht, mir die Thüre zu zeigen, wenn ich Ihnen einen Weg angebe, auf welchem Sie dem Mantel, der Sie über kurz oder lang bedroht, vorbeugen können."

Ohne ein Wort zu erwidern, öffnete der alte Herr die Thür.

„Ich werde gehen, sobald es mir beliebt," fuhr der Assessor fort, indem er sich dem Tische näherte, auf welchem die Pappenarbeiten standen. „Freilich, wenn Sie in solchen Dingen Talent besitzen, kann ich es Ihnen nicht übel nehmen, daß Sie meinen Vorschlag zurückweisen. Indeß auf der anderen Seite bleibt auch zu bedenken, daß Sie alt und schwach werden, und Ihre Augen die Sehkraft verlieren. Helmes wird Ihnen den Posten auf Lebenszeit überlassen, obschon er sich, wie er mir sagte, nicht viel von Ihren Kenntnissen und Ihrer Arbeitslust verspricht, die Pietät, welche er seinem früheren Principal zu schulden glaubt, hat ihn zu dem Anerbieten bewogen. Ueberlegen Sie sich's und greifen Sie zu, ehe es zu spät ist."

Waldau verbeugte sich nach diesen Worten und schritt hinaus. Aber noch ehe er die Treppe erreicht hatte, noch ehe der Commerzienrath, der wie versteinert dastand, die Thüre ins Schloß werfen konnte, stand Völling vor dem Assessor.

Ihn sehen, ihn am Arme fassen und in's Zimmer zurückschleppen, war das Werk eines Augenblicks; der Gutsbesitzer verschloß die Thür, legte den Schlüssel auf den Tisch und zeigte auf einen Stuhl. Fast willenlos nahm Waldau, dem dieser Zwischenfall für einen Augenblick die Fassung raubte, auf demselben Platz.

„Also Sie sind der saubere Bursche, der als Syndik, statt das Interesse seines Falliten zu wahren, es einzig und allein darauf anlegt, jenen in das tiefste Elend zu stürzen?" hob Völling, seine Aufregung gewaltsam bemeisternd, an. „Ich kenne das Netz, welches Sie gewebt haben, weiß, daß Haß und Rachsucht Sie dazu antrieb."

„Bin ich Ihnen Rechenschaft deßhalb schuldig?" entgegnete der Assessor, der seine Geistesgegenwart wiedergefunden hatte. „Glauben Sie, daß ich als Syndik gegen das Gesetz gefehlt habe, so steht Ihnen der Weg, mich deßhalb vor Gericht zu fordern, offen."

„Glauben Sie, ich werde so thöricht sein, diesen Weg zu betreten?" versetzte Völling. „Ihr Juristen habt manche Clausel, hinter die Ihr Euch versteckt, ich mag mit Euch keinen Prozeß führen. Aber gesetzt auch, ich erhielte Recht, eine kleine Geldbuße wäre für Ihre Schurkereien eine zu gelinde Strafe, deshalb ziehe ich es vor, mir auf anderem Wege Genugthuung zu verschaffen."

Der Gutsbesitzer warf einen raschen Blick auf seinen Schwiegervater, der den Beiden den Rücken wandte, und ehe der Assessor es sich versah, hatte die wuchtige Hand Völlings mit seinen Ohren die genaueste Bekanntschaft geschlossen. Wie von einer Tarantel gestochen, fuhr Waldau von seinem Sitz auf, seine Augen glühten, die Zornader auf seiner Stirn schwoll drohend an und Purpurröthe übergoß sein Antlitz.

„Sie haben diese Züchtigung verdient, nehmen Sie sie ruhig hin," versetzte Völling kalt, indem er die Thür öffnete. „Wollen Sie jetzt den Weg betreten, den Sie mir vorhin zeigten, er steht Ihnen offen."

Der Assessor bemühte sich vergebens, zu

redeten, der Haß erstickte ihm die Worte in der Kehle. Völling ließ ihm nicht Zeit, sich zu sammeln, er faßte ihn am Arm, schob ihn auf den Gang und schloß die Thüre zu.

Die düstere Miene des Commerzienraths hatte sich aufgehellt, er bedauerte nur, daß Völling es bei der Ohrfeige bewenden ließ. Der Gutsbesitzer drang jetzt in seinen Schwiegervater, den Wunsch seiner Kinder zu erfüllen, die Stadt, die ihm ja verhaßt sein mußte, zu verlassen und den Rest seiner Tage auf dem Gute zuzubringen.

Nie war der Commerzienrath geneigter gewesen, auf diesen Vorschlag einzugehen, wie gerade jetzt, in dem Augenblicke, in welchem sein Stolz die empfindlichste Niederlage erlitten hatte. Er erklärte, den Vorschlag in nähere Erwägung ziehen zu wollen, einen festen Entschluß könnte er jetzt noch nicht fassen. Völling sah ein, daß er nicht weiter in den alten Mann dringen durfte, zwingen ließ der Commerzienrath sich nie, und es war auch besser, wenn er selbst zu der Einsicht gelangte, daß er nichts Besseres thun konnte, als jenes Anerbieten anzunehmen. — Unter dem Vorwand, daß er noch einige Einkäufe zu besorgen habe, verließ er seinen Schwiegervater und versprach, ihn im Laufe des Tages noch einmal zu besuchen, um seinen Entschluß zu vernehmen.

„Ich reise morgen Abend zurück," sagte er, indem er dem alten Herrn die Hand reichte, „Helene sieht mit Ungeduld meiner Rückkehr entgegen und ich weiß, keine größere Freude könnte ihr bereitet werden, als wenn ich Dich mitbrächte."

Das Eis war gebrochen, die liebevollen Worte fielen auf einen fruchtbaren Boden. Dem Commerzienrath, der bis dahin nur Undank und Haß geerntet hatt, schossen die Thränen unwillkührlich ins Auge.

„Ich will mir's überlegen," erwiderte er, „und gestehe offen, daß mir diese Stadt verhaßt ist, die ich je eher je lieber verlassen möchte."

Der Gutsbesitzer schlug, nachdem er die Wohnung seines Schwiegervaters verlassen hatte, ohne Zögern den Weg zum Geschäftslokal des Bankhauses Weber und Compagnie ein. Schon wollte er in das Haus eintreten, als er seinen Namen rufen hörte. Er sah sich um und erblickte einen alten Bekannten, in dessen Gesellschaft er in früheren Jahren manche Flasche geleert hatte. —

„Grüß Gott Völling," sagte dieser, indem er dem jungen Mann die Hand reichte. „Wir haben uns lange nicht gesehen, ich glaube, es war vor fünf Jahren in Hamburg."

„Allerdings," fiel Völling ihm ins Wort. „Damals war der Kaufherr Schmerling noch Commis voyageur."

„Ja, ja, ein Musterreiter, wie es wohl keinen lustigeren gab," fuhr Schmerling lachend fort. „Erinnerst Du Dich noch der Fahrten und Abenteuer aus jener Zeit? — Doch komme, in der Nähe ist eine kühle Weinschenke, ziehen wir uns dahin zurück, um eine Flasche auszustechen und uns in jene vergangenen Tage zurückzuversetzen."

Völling warf zögernd einen Blick auf die Thüre, auf der noch immer das Messingschild mit der alten wohlbekannten Firma prangte, dann folgte er rasch dem Freunde.

„Du hast wohl Geschäfte mit dem Hause?" fragte Schmerling.

„Geschäfte?" entgegnete der Gutsbesitzer. „Ja, insofern man mein Anliegen an jene Firma ein Geschäft nennen kann."

„Doch nicht etwa Geldgeschäfte?" forschte Schmerling.

„Nein, nein, dem Himmel sei Dank, ich bin nicht in dem Falle eine Anleihe machen zu müssen."

Die Beiden waren inzwischen in der Weinschenke angekommen. Schmerling füllte die Gläser und stieß mit dem Freunde an. „Nun wir uns wiedergefunden haben, werden wir hoffentlich auch einander nahe bleiben," versetzte er, „also auf eine dauernde Freundschaft!"

Völling leerte sein Glas und sah eine Weile schweigend vor sich hin. „Weshalb sollte ich Dir verheimlichen, was ich drüben in dem Bankgeschäft zu besorgen habe," nahm er endlich das Wort. „Ich weiß, Du wirst mir rathen und, wenn's nöthig ist, auch beistehen. Der Commerzienrath Weber, welcher früher jenes Geschäft besaß, ist mein Schwiegervater."

„Er Dein Schwiegervater?" fiel Schmer

ling überrascht ihm ins Wort. „Jetzt begreife ich, Du willst die Firma zurückkaufen und in Gemeinschaft mit dem Commerzienrath das Geschäft übernehmen. Nimm Dich in Acht vor dem jetzigen Chef der Firma, er ist ein sehr geriebener Bursche."

„Du kennst ihn persönlich?" fragte Bölling.

„Ich hatte die Ehre, ihn kennen zu lernen, denn ich war einer der Hauptgläubiger. Unter uns gesagt, wie dieser ehemalige Buchhalter es ermöglicht hat, das Geschäft zu übernehmen und die Hälfte der Procente baar zu zahlen, ist mir bis heute noch ein Räthsel."

„Mir ebenfalls!" schaltete Bölling ein. „Hat man denn gar keine Vermuthung —"

„O doch, eine sehr starke sogar! Aber ob und wie weit sie gegründet ist, das festzustellen, wird schwer halten. Du weißt, Helmes war die rechte Hand seines Principals, der Bankier unternahm nichts ohne den Rath dieses Factotums. Es mußte auffallen, daß an demselben Tage, an welchem der Kassadiebstahl entdeckt wurde, der Commerzienrath bedeutende Lieferungsgeschäfte in Getreide und Oel abschloß, es schien fast, als habe er den Markt forciren und die Conjuncturen zu seinen Gunsten zwingen wollen. Aber die Vorräthe waren zu bedeutend, jener, der nur einigermaßen tiefer eindrang, mußte einsehen, daß ungeheure Vorräthe in fester Hand lagen und zu Markte gebracht wurden, sobald der Preis fiel. Dies geschah, wie man voraussah, gegen Ende des Winters, der Preis sank mit jedem Tage tiefer, und als der Commerzienrath endlich verkaufen mußte, stellte sich ein Deficit heraus, welches nahe an Hunderttausend Thaler betrug. Wir Kaufleute schüttelten die Köpfe, wir konnten nicht begreifen, daß der Commerzienrath so unsinnig ganz gegen jede bessere Einsicht spekulirt hatte. Im Laufe der Verhandlungen stellte sich heraus, daß alle diese Geschäfte durch Vermittlung des Buchhalters mit einem unserer Getreideagenten abgeschlossen worden waren. Bedenke den Unsinn! Mit einem Manne auf fünfzigtausend Malter Getreide und zwanzigtausend Ohm Rüböl abzuschließen, der höchstens fünfzehntausend Thaler Vermögen besitzt. Gewann der Commerzienrath, so stürzte der Agent, verlor er, so mußte er seine Zahlungen einstellen, es war gleichsam ein Vernichtungskampf zwischen den Beiden. Aber der Umstand daß Helmes der Vermittler war, klärt Vieles auf. Er kannte das Geschäft und wußte, daß der Commerzienrath enorme Summen verlieren mußte; — glaubst Du nicht, daß er mit dem Agenten unter einer Decke lag, daß er jenem das ganze Geschäft in die Hand gab, um sein Schäfchen dabei zu scheeren?"

„Schändlich!" murmelte Bölling. „Aber kann man diesen Betrug nicht constatiren?"

„Gesetzt, Du könntest es, was nützte es Dir? Helmes hat auf eigene Hand einen geheimen Vertrag mit dem Agenten geschlossen, dergestalt, daß er Gewinn und Verlust mit ihm theilt, das Recht kann ihm Niemand bestreiten. Was den Verdacht bestärkt, ist der Umstand, daß Helmes vor der Zahlungseinstellung die ganze Summe dem Agenten auszahlen ließ. Unter uns gesagt, ich will Deinem Schwiegervater nicht zu nahe treten, aber es wäre besser gewesen, wenn er sich etwas mehr um sein Geschäft bekümmert und nicht Alles seinem Factotum überlassen hätte."

„Aber das Fallissement mußte doch zurückdatirt werden, der Agent die empfangenen Summen herauszahlen!" versetzte Bölling. „Weshalb geschah dies nicht?"

Schmerling zuckte die Achseln. „Die Gläubiger haben den Antrag gestellt, aber der Syndik, Assessor Waldau, wußte die Sache so zu drehen, daß er abgewiesen wurde. Ich weiß nicht, soll ich glauben, daß der Assessor aus Haß gegen Deinen Schwiegervater so handelte, oder daß er mit dem Agenten und Helmes — — doch es ist besser, ich schweige darüber, wegen einer Injurie möchte ich nicht gerne zur Rechenschaft gezogen werden."

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Ausweichen kannst du Elephanten, wehren
Dem schnellen Eber und dem Sprung des Bären,
Dem wilden Rosse und dem tollen Stier,
Doch nimmer der Verleumdung Klapperschlange,
Der Rachsucht schlau versteckter Tigersprunge,
Des Trugs Hyäne und des Grolls Vampyr.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 58. Sonntag, den 14. Mai **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Völling hatte sich erhoben, er wanderte eine geraume Weile schweigend, in seinen Gedanken versunken, im Zimmer auf und ab. „Wie heißt der Agent?“ fragte er endlich.

„Pieperling. Gib Dich indeß nicht der Hoffnung hin, ihn zu überlisten, er ist ein ganz schlauer Bursche.“

„Ich werde es wenigstens versuchen. Wann trifft man ihn zu Hause.“

Schmerling sah auf die Uhr. „Wenn Du jetzt hingehst, triffst Du ihn sicher.“

Der Gutsbesitzer nahm seinen Hut und reichte dem Freunde die Hand. „Morgen Mittag um diese Stunde erwarte ich Dich hier, ich hoffe Dir einen günstigen Erfolg meiner Schritte berichten zu können.“

Schmerling schüttelte zweifelnd das Haupt und sah dem Davoneilenden nach, bis dieser an der nächsten Ecke seinem Blicke entschwand.

Bald hatte Völling die Wohnung des Agenten erreicht, ohne Zögern trat er in das Comptoir. Sein erster Blick fiel auf einen ältlichen Herrn, der, emsig beschäftigt, am Pulte saß. Schon die äußere Erscheinung dieses Menschen stieß ihn zurück. Das widerliche Fuchsgesicht mit der kahlen Glatze, die stechenden Augen, die unter grauen, buschigen Brauen tückisch hervorblitzten, die aufgeworfene Stumpfnase und die hervorstehende Unterlippe machten auf ihn einen Eindruck, den das süßliche Lächeln, welches diese Züge nur karrikirte, nicht heben konnte. — Dem ersten Impulse folgend, wollte er barsch auftreten, doch entsann er sich noch zur rechten Zeit der Warnung Schmerlings. Er gab vor, ein Getreidegeschäft abschließen zu wollen, und der Agent, dessen Eigenliebe es schmeichelte, als Völling hinzufügte, Pieperling sei ihm warm empfohlen worden, stellte seine Dienste zur Verfügung.

„Verstehen Sie mich recht, ich bin nur Vermittler,“ fuhr der Gutsbesitzer fort, „mein Prinzipal, ein durchaus beschränkter Mensch, will unter jeder Bedingung speculiren, weil er glaubt, auf diesem Wege ein reicher Mann werden zu können.“

„Ich verstehe, ich verstehe,“ schmunzelte der Agent. „Je nun, wenn man die Conjuncturen zu benutzen weiß, so ist immerhin noch etwas dabei zu gewinnen. Wie hoch beläuft sich das Limit?“

„Auf dreißigtausend Malter Weizen.“

Der Agent ließ die Unterlippe hangen, sein Blick ruhte hier auf dem Antlitz des jungen Mannes. „Dreißigtausend?“ erwiderte er endlich.

„Sie werden, sobald ich Ihnen den Namen meines Prinzipals nenne, keinen Zweifel in seine Zahlungsfähigkeit setzen,“ fuhr Völling fort, „kommen wir aber vorerst zur Hauptsache. Ich kann den Auftrag jedem Agenten übergeben, denn mein Prinzipal läßt mir darin freie Hand. Sie werden nun begreifen, daß ich mich an den wende, welcher —“

„Ihnen eine entsprechende Gratification einräumt?“ fragte Pieperling. „Ich werde mich dazu gerne bereit finden.“

„Eine Gratification genügt mir nicht, ich verlange die Hälfte des Gewinnes."

„Wenn aber der Gewinn auf Seiten Ihres Prinzipals ist?"

„Ohne Sorge, mein Auftrag lautet auf Verkauf, ich bin überzeugt, die Preise steigen bis zum Oktober."

„Wenn man's zu forciren versteht," entgegnete der Agent achselzuckend. „Ich räume Ihnen ein Viertel des Gewinnes ein."

Völling nahm seinen Hut. „Ich feilsche nicht," versetzte er gelassen. „Wollen Sie den Vertrag nicht eingehen, wende ich mich an einen Ihrer Herren Collegen. Ich dachte Sie am ersten geneigt zu finden, weil Sie ja dergleichen Geschäfte schon oft abgeschlossen haben."

Die Augenbraunen Pieperlings zogen sich um einen halben Zoll in die Höhe. „Erklären Sie Sich deutlicher. Ich entsinne mich nicht—"

„Sagen Sie lieber, Sie wollen sich nicht entsinnen. Wenn ich Ihnen erkläre, daß Helmes mich an Sie gewiesen hat, so werden Sie wissen, daß ich meiner Sache ziemlich sicher sein kann."

„Freilich, freilich," erwiderte Pieperling indem er seinen Gast durch eine Handbewegung einlud, wieder Platz zu nehmen. „Es ist wahr, ich schloß mit Helmes früher einige Geschäfte ab, nun, er muß wissen, ob er nicht besser thut, darüber zu schweigen. Er zog einen schönen Gewinn. Achtundvierzigtausend Thaler sechszehn Groschen baar und blank hingezählt." —

„Während Sie dieselbe Summe einkassirten."

„Allerdings, doch kommen wir zur Sache."

Ein ironisches Lächeln glitt über die Lippen Völlings.

„Ich habe mich anders besonnen," versetzte er. „Hätten Sie sofort zugegriffen, wäre das Geschäft bereits abgemacht. Ihr Zögern und Schwanken hat mein Bedenken erregt."

Der Agent fuhr mit der Handfläche einigemal über die Haare, welche die Glatze kaum zur Hälfte bedeckten und sah den jungen Mann mit einem Gemisch von Erstaunen und Ueberraschung an. „Sie wollen doch nicht zurücktreten?" fragte er.

Ohne diese Frage einer Antwort zu würdigen, ging Völling, der gewaltsam an sich halten mußte, hinaus. Er wollte im ersten Augenblick dem ehemaligen Buchhalter seines Schwiegervaters unverzüglich einen Besuch abstatten, aber fühlte, daß er dazu zu aufgeregt war und er besser that, bis nach dem Mittagstisch damit zu warten. Der Baron erwartete ihn bereits im Gasthofe. Er nahm keinen Anstand, diesem zu erzählen, welche Entdeckung er gemacht hatte und welche Schritte er jetzt zu thun gedenke.

Der Baron zuckte die Achseln. „Ich möchte sehr bezweifeln, daß es Ihnen gelingen wird, auch nur einen Heller von der erschwindelten Summe zurück zu erhalten, sei es nun durch Güte oder Gewalt," sagte er lakonisch. „Leiten Sie eine gerichtliche Klage ein, so kostet Ihnen der Prozeß eine enorme Summe und schließlich werden Sie mit Ihrer Klage abgewiesen. Deshalb rathe ich Ihnen, lassen Sie die Sache ruhen, ändern werden Sie doch nichts daran."

Der Gutsbesitzer war anderer Meinung. Gleich nachdem die Tafel aufgehoben war, verfügte er sich in das Geschäftslokal des Bankhauses. Helmes saß im Kabinet. Seine Züge verriethen weder Ueberraschung noch Verlegenheit als Völling eintrat. Er bot mit einem freundlichen Lächeln dem jungen Mann einen Stuhl an und fragte, womit er dienen könne.

Ohne Umschweife kam Völling sofort auf den Kardinalpunkt, die Lieferungsgeschichte zwischen dem Commerzienrath und Pieperling. Er erklärte, die Verhältnisse genau zu kennen und sprach die Hoffnung aus, Helmes werde sich bereit finden lassen, die Firma an ihren früheren Eigenthümer zurückzugeben und jene erschwindelte Summe herauszuzahlen: nur unter dieser Bedingung könne er von einer gerichtlichen Klage abstehen.

Ein höhnisches Lächeln glitt über die Züge des ehemaligen Buchhalters.

„Ihre Rechtsbegriffe müssen sehr verwirrt sein," erwiderte er gelassen. „Von Betrug oder Schwindel kann hier nicht im Entferntesten die Rede sein. Gesetzt, jene Lieferungsgeschäfte wären zu Gunsten des Commerzienrath ausgefallen, würde man mir alsdann den Schaden vergütet haben, den ich zur Hälfte tragen mußte?"

„Aber Sie wußten, daß das Geschäft zum Nachtheil Ihres Prinzipals ausfiel."

„Beweisen Sie mir das," fiel Helmes ihm ruhig ins Wort. „Beweisen Sie mir, daß ich dies wußte, daß ein Verlust überhaupt nicht in der Möglichkeit lag, und wenn Sie mir das bewiesen haben, sagen Sie Ihrem Schwiegervater, er möge sich vor den Kopf schlagen und gestehen, daß er ein Dummkopf war. Er hat die Lieferungsscheine unterschrieben und das Geschäft forcirt, nicht ich."

„Herr, Sie sind ein Schuft, der hinter der Maske der Frömmigkeit sein Wolfsgesicht verbirgt," brauste Bölling auf, „wir werden uns vor den Schranken des Gerichts wiedersehen!"

„Ich freue mich herzlich, auf dieses Wiedersehen," entgegnete Helmes mit unerschütterlicher Ruhe. „Sie werden mir aber nicht übel nehmen, wenn ich bis dahin mein Hausrecht wahre."

Er streckte die Hand nach dem Schellenzuge aus, der Gutsbesitzer kam ihm zuvor, indem er die Thüre öffnete und das Kabinet verließ.

Sechtes Kapitel.

Ein Duell.

In einer entlegenen, nur zum Theil angebauten Straße stand ein großes, dreistöckiges Haus, genannt die „Kaserne", weil in den Räumen desselben mehr denn zwanzig Familien wohnten. Von außen machte dieses Haus einen keineswegs unfreundlichen Eindruck, denn es war von einem ziemlich großen mit vieler Sorgfalt gepflegten Garten umgeben, auf den Fensterbänken standen blühende Levkojen, Nelken und Monatröschen, und hie und da hing inmitten dieser Blumen ein Vogelbauer, dessen Insasse nicht müde ward, seine frische helle Stimme zu üben. Unfreundlicher aber sah es im Innern der Kaserne aus. Die Treppen waren eng und steil, die Stelle des Geländers vertrat ein glatter glänzender Strick, in den Gängen standen Schränke, Wassereimer und Bänke mit Küchengeschirr, die Fußböden und Thüren hatten ein schmutziges Aussehen, und die vielleicht vor langen Jahren zum letzten Mal getünchten Decken und Wände waren durch den häufigen Rauch geschwärzt.

Der geneigte Leser würde weit neben das Ziel schießen, wenn er vermuthete, daß dieses Haus der Sammelplatz der Bettler und Vagabunden gewesen sei, im Gegentheil, die Kaserne stand bei dem löblichen Magistrat wie bei der Polizeibehörde in hoher Achtung, weil die Bewohner derselben nicht nur sehr ruhige, thätige und geschickte, sondern auch stets heitere herzensgute Menschen waren. Dies erklärt sich einzig und allein daraus, daß der Eigenthümer des Hauses nicht an Jeden vermiethete und unter den Bewerbern um die erledigten Wohnungen vorzugsweise diejenigen berücksichtigte, welche des Schutzes bedurften. Er selbst bewohnte die unteren Räume und konnte somit eine gewisse Aufsicht über seine Miethleute führen. In den ersten Stockwerken wohnten Handwerker, deren Geschäft kein Geräusch verursachte, Schneider, Papparbeiter, Buchbinder und Korbflechter, das dritte Stockwerk, und die Dachzimmer waren von alten Invaliden, Näherinnen und Stickerinnen bewohnt.

In einem Zimmer dieses dritten Stocks saß am Abend des ihm vorgehenden Kapitel erwähnten Tages ein junges Mädchen, emsig mit einer Stickerei beschäftigt, deren Feinheit und Eleganz auf die Geschicklichkeit und den guten Geschmack der Stickerin schließen ließ.

Es war ein freundliches, gemüthliches Zimmerchen, zwar einfach und ärmlich ausgestattet, aber doch nicht ohne den Comfort, der diesen einsamen Kindern aus dem Volke zu einem zufriedenen Leben so nothwendig ist, wie den Blumen das Licht der Sonne. Blendend weiße Vorhänge verhüllten das kleine niedrige Fenster, vor welchem auf einem tannenen Tischchen einige Monatsrosen und Nelkensträuche neben dem messingenen Vogelbauer standen. Auf dem kleinen Schränkchen unter dem Spiegel paradirten einige Pagoden und Blumenvasen, selbst ein Ruhesessel mit gesticktem Kissen fehlte nicht. Außer den bereits genannten Gegenständen befand sich noch ein mit schneeweiser Decke behangenes Bett, ein kleiner Kochofen, zwei Stühle und ein Nähtischchen in der Kammer, während ein kleiner Schrank, welcher die Koch- und Eßgeschirre enthalten mochte, dicht neben der Thüre auf

dem Gange stand. Der matte Schein der kleinen Kugellampe fiel voll auf das Antlitz des Mädchens, welches von seiner Arbeit nur selten aufsah, um einen flüchtigen Blick auf den hellgelben Kanarienvogel zu werfen, der sich bereits zur Ruhe begeben hatte. —

Sie mochte etwa einundzwanzig Jahre zählen, die feinen, ebenmäßigen Züge waren gerade nicht schön zu nennen, aber es spiegelte sich in dem Blick der dunkeln Augen eine wunderbare Seelentiefe, eine Sanftmuth und Herzensgüte, welche auch einem weniger schönen Antlitz Reiz verliehen haben würden. Dazu umfloß die blendend weiße, hohe Stirn das glänzend schwarze Haar in üppigen Wellen, auf den vollen Wangen blühten die Rosen der Unschuld, und die feinen Lippen umspielte ein heiteres, bezauberndes Lächeln. Jeder Zug in diesem Antlitz verrieth eine heitere zufriedene Seele.

Die Uhr der nahen Wache hatte eben neun geschlagen, das Mädchen erhob sich, warf durch das Fenster einen Blick hinauf zu dem klaren tiefblauen Himmel und räumte das kleine Tischchen, auf welchem noch der Stickrahmen lag, ab.

Plötzlich fuhr sie erschreckt zusammen, ein leises dreimaliges Pochen ließ sich vernehmen. — Wer konnte zu so später Stunde sie noch besuchen? War es der, an welchen sie vorhin dachte, als sie zu den Sternen hinaufschaute? Er hatte sie noch nie so spät besucht, und doch wenn er es wirklich wäre?

Sie eilte zur Thür, öffnete und trat überrascht zurück, ein fremder Herr stand vor ihr.

„Erschrecken Sie nicht, liebes Kind," nahm dieser eintretend das Wort, „ich bin der Baron von Westen und suche ein Fräulein Barbara Winter. Ich habe wohl die Ehre, diese Dame vor mir zu sehen?"

Die höfliche gesuchte Redensart war keineswegs geeignet, das Mädchen zu beruhigen. Was konnte ihr der Fremde mitzutheilen haben? Weshalb wählte er zu seinem Besuch eine so späte Stunde.

„Sie verzeihen, wenn ich frage, ob Ihr Anliegen an mich nicht bis morgen warten kann? entgegnete sie. „Mein guter Ruf —"

„O, befürchten Sie nicht, daß er darunter leiden könne," fiel der Baron ihr rasch ins Wort. „Niemand sah mich ins Haus treten. Zu dem muß ich morgen wieder abreisen."

Barbara zögerte noch immer. „Ist Ihr Anliegen wirklich so dringend und wichtig, so werde ich Sie wohl anhören müssen," entgegnete sie endlich. „Fassen Sie sich kurz, wenn ich bitten darf."

„So kurz wie möglich," versetzte der Baron, indem er sich auf einen Stuhl setzte und das Mädchen durch einen Wink bat, ebenfalls Platz zu nehmen. „Sie kennen eine Wittwe Kraus?" fuhr er fort, „wie geht es ihr? Gedenken Sie ernsthaft ihres jüngsten Sohnes?"

„Mein Herr, wie kommen Sie zu dieser Frage?" erwiderte Barbara befremdet.

„Ja so, ich falle mit der Thüre ins Haus," sagte der Baron ruhig. „Ich lernte in Amerika einen jungen Mann, Georg Kraus, kennen. Er führt dort ein Nomadenleben, jagt Büffel und treibt Handel, je nachdem die Gelegenheit zu dem Einen oder Andern sich ihm bietet. Er war ein aufgeweckter, beherzter Mann, wir schlossen uns an einander an und er vertraute mir eines Tages, daß er hier aus dem Gefängnisse entsprungen sei und deßhalb nicht nach Europa zurückkehren dürfe. Ihm liege auch nichts an der Heimath, er habe dort nur unangenehme, bittere Erfahrungen gemacht, an die er nicht gerne erinnert sein wolle, nur seiner armen Mutter wegen möge er noch einmal zurückkehren. Ich rieth ihm, die Mutter zu bewegen, auszuwandern, aber er meinte, die Frau sei alt und werde die Beschwerden der Reise nicht ertragen können. Vielleicht auch sei jetzt ihre ganze Liebe auf den Bruder übergegangen, der ja kein entehrendes Verbrechen begangen habe."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Pesth, 20 April. Die Stadt Beröze in Slavonien ist heute gänzlich niedergebrannt und dadurch sind 4000 Menschen mit einem Schlage obdachlos geworden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 55 des Unterhaltungsblattes: „Main."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 59. **Dienstag, den 16. Mai** **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Der Baron machte eine Pause, Barbara sah schweigend vor sich hin. „Es ist eine traurige Geschichte," sagte das Mädchen nach einer Weile. „Die alte Frau hängt noch immer mit ganzer Seele an ihrem Georg, im Wachen und Träumen denkt sie nur an ihn, und er hat seit seiner Flucht aus dem Kerker sie ganz vergessen."

„Vergessen?" fragte der Baron. „Können Sie dies auch jetzt noch behaupten?"

„Warum, schrieb er nicht, als er in Amerika angekommen war?" fragte Barbara im Tone des Vorwurfs. „Und wenn es ihm dort so gut geht, daß er die alte Frau unterstützen kann, warum thut er es nicht?"

„So viel ich mich entsinne, sagte er mir, er habe gleich nach seiner Ankunft in Amerika geschrieben," erwiderte der Baron,

„Sie hat keinen Brief erhalten," fuhr das Mädchen fort. „Hugo, mein Verlobter, wollte wissen, sein Bruder sei vor einigen Monaten in New-York verhaftet worden, ein Bekannter hat ihm das von dort aus geschrieben."

In den Augen des Barons loderte Zorn und Haß hell auf. „Hat jener Bekannte nicht auch das Verbrechen des angeblich Verhafteten genannt?" fragte er ironisch.

„Einbruch mit bewaffneter Hand. Hugo sprach die Ansicht aus, dieses Verbrechen werde drüben mit dem Tode bestraft."

Der Baron lachte hell auf, aber dieses Lachen klang so scharf und grell, daß Barbara entsetzt von ihrem Stuhle aufsprang. „Bleiben Sie nur sitzen," sagte der junge Mann, indem er das Mädchen bei der Hand faßte und auf den Stuhl zurückzog. „Ich weiß nicht, ob nicht der finstere Hugo Sie mit seinem Bruderhaß angesteckt hat, aber einerlei, ich will meine Mission erfüllen. Vorab aber sage ich Ihnen, daß entweder jener gute Freund oder Ihr Verlobter ein nichtswürdiger Lügner ist, denn Georg Kraus hat nie daran gedacht, die Bahn des Verbrechens zu betreten. Als ich vor sechs Wochen von New-York abreiste, war er nicht nur ein freier, sondern auch ein geachteter Mann. Er bat mich seine Mutter zu besuchen, und ihr eine kleine Summe einzuhändigen mit dem Versprechen, daß größere Summen nachfolgen würden."

Aufrichtige Freude spiegelte sich in den Zügen Barbara's. „Sie verkennen mich, wenn Sie glauben, ich theile den Haß meines Verlobten," sagte sie mit heiterem Ernst. „Ich habe für den Bruder Hugo's nur Mitleid gefühlt. Es ist schade, wenn ein talentvoller Jüngling die Bahn des Bösen betritt, ihn deßwegen aber zu hassen und zu verachten finde ich ungerecht und grausam."

„Sie sind ein gutes, braves Mädchen," versetzte der Baron, auf den das sanfte milde Wesen Barbara's einen tiefen Eindruck machte. „Ich bedauere, daß Sie Ihr Herz an einen so rohen, ungebildeten Menschen weggeworfen haben."

Berührte der Baron mit diesen Worten eine verborgene Saite in der Seele des

Mädchens? Sie waren anscheinend absichtslos hingeworfen, legte Barbara ihnen eine tiefere Bedeutung unter? — Ein schwerer Seufzer entrang sich dem Busen des Mädchens, wie in schmerzlichem Kampf begriffen, sah es eine Weile schweigend vor sich hin, dann ergriff es die Hand des Barons und sah diesem wehmüthig ernst ins Auge. „Reden Sie nicht so von ihm," sagte sie, „er hat doch ein gutes Herz. Reißt sein leidenschaftliches Temperament ihn auch oft zu unüberlegten Worten und Handlungen hin, so denkt er doch edel."

„Welche Braut nimmt nicht den Verlobten in Schutz, und wäre es auch nur, um den Schein zu retten," erwiderte der Baron ruhig. Die zarte Blume gedeiht nicht im harten felsigen Boden, sie läßt das Köpfchen hängen und welkt langsam hin." — Es lag eine Sympathie in der Stimme des Barons, welche das Herz des Mädchens wunderbar berührte, sie fühlte sich zu diesem Manne hingezogen, sie hätte schon jetzt vor ihm ihr ganzes Herz ausschütten können."

Der Baron sah auf die Uhr und erhob sich. „Ich will nicht länger stören," sagte er. „Können Sie es ermöglichen, daß ich die Mutter meines Freundes morgen Abend hier bei Ihnen treffe?"

Ein flüchtiges Roth überzog die Wangen Barbara's.

„Morgen Abend," erwiderte Sie. „Mein Bräutigam —"

„Er besucht Sie morgen Abend?" fragte der junge Mann, ihr ins Wort fallend. „Das ändert freilich die Sache. Vielleicht könnte die Zusammenkunft stattfinden, wenn er sich entfernt hat? Wann verläßt er Sie?"

„Er bleibt nie länger, als bis neun Uhr, weil er noch eine Stunde weit gehen und Punkt zehn Uhr auf dem Gute seines Herrn sein muß."

„So komme ich um neun Uhr," sagte der Baron rasch, „einstweilen nehmen Sie dies hier zum Andenken an mich."

Er zog einen Brillantring vom Finger und legte ihn in die Hand des Mädchens. Barbara weigerte sich, das Geschenk anzunehmen, eine innere Stimme sagte ihr, daß sie es nicht dürfe, daß dies der erste Schritt zur Untreue an ihrem Verlobten sei, aber noch ehe sie einen Entschluß fassen konnte, war der Baron verschwunden.

Ein triumphirendes Lächeln glitt über die Lippen des jungen Mannes, als er das Haus verließ. Er drückte den braunen Strohhut ins Gesicht und schlug unverzüglich den Weg zum Gasthofe ein, in welchem er und Völling abgestiegen waren. Als er in den Speisesaal trat, bemerkte ihm der Kellner, der Gutsbesitzer befinde sich in einem Nebenkabinet und habe ihn beauftragt, den Herrn Baron sofort dorthin zu führen, es sei eine kleine Gesellschaft dort versammelt.

Der Baron legte den Hut ab und trat ein. Er erstaunte nicht, als er Völling am Spieltische sitzen sah, es schien fast, als ob er dies erwartet habe. Völling forderte ihn auf, sich an dem Spiele zu betheiligen, der Baron lehnte dies ab. Er war verstimmt, selbst die oft stark gewürzten Scherze eines alten Herrn, der die Gesellschaft zu erheitern suchte, vermochten nicht ihm ein Lächeln zu entlocken,

Völling verlor auch diesmal wieder, und je höher sein Verlust stieg, desto leidenschaftlicher und höher pointirte er.

„Ich halte es nicht länger aus, übernehmen Sie für einen Augenblick meine Parthie, flüsterte der Gutsbesitzer nach einer Weile seinem Freunde zu, der dicht hinter ihm saß, „ich muß hinaus in's Freie, die Luft hier im Zimmer erdrückt mich."

Der Baron nahm schweigend den Sitz des Freundes ein. Völling blieb trotz der ihn erdrückenden Luft hinter dem Stuhle stehen. Aber in der Laune der Glücksgöttin änderte dieser Wechsel nichts, der Baron verlor ebenfalls, und da er höher spielte als sein Vorgänger, so sah Völling bald sich seiner Baarschaft beraubt. — War es Zufall oder eine tückische Fügung des Geschicks, daß der Baron gerade den letzten Satz gewann, um in dem darauffolgenden Alles wieder zu verlieren?

Der Gutsbesitzer trocknete den kalten Schweiß, der in hellen Tropfen ihm auf der Stirne stand, ab.

„Sie haben kein Glück im Spiel," raunte der Baron ihm zu, deßhalb rathe ich Ihnen, sehen Sie von der Revanche ab."

„Was kümmert es Sie, ob und wie viel ich verliere?" fuhr Bölling hastig auf, „ich bedarf keines Vormundes. Wenn Sie mir einen Gefallen erzeigen wollen, so strecken Sie mir fünftausend Thaler vor."

„Für die Sie zehn Prozent ziehen," spottete der alte Herr, jener Spaßmacher, der die Unterredung gehört hatte, „fünf für das Darlehen und fünf für Ihren guten Rath."

Der Baron warf einen stechenden Blick auf den Redenden. „Wer sind Sie mein Herr?" fragte er mit eisiger Kälte. „Soll ich Ihre Worte als eine Beleidigung annehmen?"

„Keineswegs; ist es eine Beleidigung, wenn ich den Werth eines guten Raths abschätze? Gehen Sie, guter Freund, Ihr sauertöpfisches Gesicht macht mir den Wein zu Essig."

„Noch einmal frage ich, wer sind Sie?" rief der Baron gereizt. „Gefällt Ihnen mein Gesicht nicht, wer hindert Sie denn, das Zimmer zu verlassen?"

„Wer ich bin?" erwiderte der alte Herr, über dessen Züge ein eigenthümliches Lächeln flog. „Ich bin der Freiherr von und zu Möllenhausen, darf ich nun fragen, mit wem ich die Ehre habe?"

„Baron von Westen," antwortete der junge Mann kurz. „Ich hoffe, Sie werden als Edelmann mir Satisfaction geben." Er zog nach diesen Worten ein Portefeuille aus der Tasche, übergab dem Gutsbesitzer einige Banknoten und verließ dann das Zimmer. Ein schallendes Gelächter folgte ihm. Der Baron biß sich auf die Lippen, in seinen Augen loderte es unheimlich auf. Schon hatte er die Hand ausgestreckt, um die Thüre wieder zu öffnen, als er sich eines Bessern besann und dann davon ging.

In seinem Zimmer angekommen, schrieb er auf die Rückseite seiner Karte: „Morgen früh um sechs Uhr im Kastanienwäldchen; — die Wahl der Waffen bleibt dem Gegner überlassen!" — Diese Karte sandte er in einem versiegelten Couvert durch den Kellner dem Gutsbesitzer mit dem Auftrage, jener möge das Nöthige besorgen. Eine Viertelstunde später erhielt er durch einen Förster die Karte zurück, Bölling hatte mit Bleistift unter jene Zeilen geschrieben: „Angenommen, auf Pistolen, fünfzehn Schritte Distance." Der Baron zog die Börse und gab dem Förster ein Goldstück. „Sie stehen im Dienste des Freiherrn von Möllhausen?" fragte er.

„Seit sechs Jahren." antwortete dieser unbefangen.

„Ihr Name?"

„Hugo Kraus."

„Sind Sie mit Ihrem Dienst zufrieden?" fragte der Baron weiter. „Verstehen Sie mich recht, würden Sie denselben verlassen, wenn eine bessere Stelle sich Ihnen böte?"

Kraus zuckte die Achseln. „Warum nicht?" entgegnete er. „Kann ich auch über meinen Herrn nicht klagen, das Einkommen ist gering, der Dienst anstrengend, und bis der Posten des Oberförsters frei wird, können noch Jahre hingehen."

„Sie sind verheirathet?"

„Nein, schon seit Jahr und Tag wollte ich meine Braut heimführen, aber mein Herr hält mit seiner Erlaubniß zurück. Bevor ich nicht Oberförster bin, darf ich überhaupt nicht an die Heirath denken."

Der Baron durchschritt einigemale schweigend das Zimmer. „Ich werde mit meinem Freunde darüber sprechen," sagte er endlich. „Bis ich ein Engagement treffen kann, wird er sie wohl beschäftigen, Sie werden morgen das Nähere erfahren."

Nachdem der Förster das Zimmer verlassen hatte, schrieb der Baron einen Brief, den er versiegelte und an Barbara Winter adressirte.

Die Sonne röthete den Osten, als der Baron aus einem kurzen, unruhigen Schlaf erwachte. Er kleidete sich rasch an, schritt über den Gang und trat in das Zimmer Böllings, der noch fest schlief. Nachdem er diesen geweckt und an das Duell erinnert hatte, übergab er dem Hausknecht, der eben schlaftrunken die Treppe hinunterschlich, den Brief an Barbara mit dem Auftrage, denselben sofort abzugeben, wenn er, der Baron, nicht um zehn Uhr zurück sei. — Dann verließ er in Begleitung des Gutsbesitzers den Gasthof.

Schweigend wanderten die beiden durch die noch stillen Straßen zum Thore hinaus.

„Sie haben verloren?" nahm der Baron endlich das Wort.

„Ist der gegenwärtige Augenblick geeignet mich an die Schuld zu mahnen?" erwiderte Bölling verdrießlich. „Warten Sie wenigstens so lange damit, bis wir wieder zu Hause sind. Ich werde Ihnen dort die Summe unverzüglich einhändigen."

„Sie sind bei schlechter Laune, lieber Bölling," erwiderte der Baron gelassen. „Wie können Sie in meiner Frage eine Mahnung finden?"

„Zu welchem anderen Zweck war sie gestellt?" entgegnete Bölling gereizt. „Sie denken Ehrenschuld sei eine unsichere Forderung."

„Bölling!" fiel der Baron dem Gutsbesitzer drohend ins Wort. „Bis jetzt betrachtete ich Ihre Worte nur als Scherz, sie beginnen verletzend zu werden, zwingen Sie mich nicht sie für Ernst halten zu müssen. Sie haben sich leichtsinnig in eine Gefahr gestürzt und besitzen nicht die Kraft, sich auf der Höhe Ihrer Leidenschaften zu halten, Ihren Unmuth darüber, daß Sie immer tiefer sinken, lassen Sie nun an mir aus."

„Haben Sie mich nicht zum Hazardspiel verführt?"

„Die Ausrede eines Schwachkopfs," fuhr der Baron gelassen fort. „Wären Sie ein unmündiger Knabe, ließe ich sie gelten, aber Sie sind ein Mann, Sie könnten es wenigstens den Jahren nach sein. — Doch jetzt still, wir sind an Ort und Stelle."

Der Freiherr von Möllhausen stand, die Hände in den weiten Taschen seines grauen Ueberrocks, neben seinem Secundanten auf dem Kampfplatze. Er nickte als sein Gegner und dessen Sekundant erschienen, grüßend mit dem Kopfe und winkte seinem Förster, der einige Schritte hinter ihm stand. Kraus übergab seinem Herrn ein Kästchen, dieser öffnete es und ersuchte die Secundanten, die Waffen zu prüfen.

„Wir sind im Grunde Narren, daß wir uns einiger unbedeutender Worte wegen auf Tod und Leben duelliren wollen," hob der Freiherr nach einer Weile an. Hätten Sie Ihr sauertöpfisches Gesicht gestern Abend gesehen, würden Sie selbst darüber gelacht haben."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine köstliche Scene spielte kürzlich in einem Cirkus in Louisville. Der Clown (Pajazzo) verkaufte einen Maulesel an einen „Irishman." Pat nahm denselben am Zügel, um ihn mit sich zu nehmen, aber das Thür wehrte sich hartnäckig mit ihm zu gehen; Pat liebkoste und streichelte es, vergebens: er fing nun an zu fluchen und zuletzt nahm er zur Peitsche seine Zuflucht, aber weder Ueberredung noch Gewalt vermochten das halsstarrige Thier vom Fleck zu bringen. Da kommt Pat plötzlich ein gescheidter Gedanke. Er fragt den Clown, was für ein Landsmann der Maulesel sei. Er erhält zur Antwort, ein „Frenchman." Dann wollen wir ihn schon kriegen, ruft Pat, nimmt ein Sprachrohr und ruft dem Maulesel in's Ohr; „The Prussians are coming" (die Preußen kommen,) und kaum sind die Worte gefallen, als der Maulesel Reißaus nimmt und einen Galopp anschlägt, daß Pat kaum zu folgen vermag. Ein unbändiges Gelächter belohnte den guten Witz.

(Um das Schimmeln der Essiggurken zu verhüten) nähe man etwa zwei Loth schwarzen Senf in ein leinenes Säckchen, lege dieses zu den Essiggurken und diese werden stets frisch und frei von jedem Schimmel bleiben.

(Raupen auf den Kohlblättern.) Wenn Raupen auf den Kohlblättern sich einstellen und diese beschädigen, so übergieße man sie mit dünner Salzbrühe; der Kohl leidet dadurch nicht, dem Ungeziefer aber ist das Salz tödtliches Gift. Das Salz wird sich zugleich als Dungmittel erweisen.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 60. Donnerstag, den 18. Mai **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

„Ich gebe zu, daß dem so ist, berechtigte dies aber Sie, darüber zu spotten?“ entgegnete der Baron scharf.

„In gewisser Beziehung ja! Sie mußten wissen, daß sie durch ihre saure Miene die Gesellschaft störten und deshalb fortbleiben. Sie thaten dies nicht, Sie griffen störend ein, indem Sie Ihrem Freunde zuredeten, er solle nicht weiter spielen, deshalb erlaubte ich mir, Sie auf das Unschickliche dieses Benehmens aufmerksam zu machen. Ich an Ihrer Stelle würde den Vorwurf schweigend eingesteckt und mich entfernt haben, die Worte als eine Beleidigung aufzunehmen, die nur durch Blut abgewaschen werden kann, wäre mir nicht in den Sinn gekommen. Ueberhaupt finde ich nichts lächerlicher, als ein Duell um solcher Lappalien willen; ich gebe zu, daß das Verhängniß uns einem Menschen zuführen kann, neben dem wir auf dem Erdenball keinen Raum haben, wohnte er auch am Nordpole, wie unten an der Südspitze Afrikas. In einem solchen Falle lasse ich den Zweikampf auf Leben und Tod gelten. Aber ich frage Sie, mein Herr, könnten Sie sich nicht überwinden, in diesem Augenblick neben mir an einer wohlbesetzten Tafel Platz zu nehmen? Was mich betrifft, ich würde keinen Augenblick zögern, und ich denke, wenn das Alter die Hand zur Versöhnung bietet, hat die Jugend nicht das Recht, sie zurückzuweisen.“

Der Freiherr hatte seine Jagdmütze abgenommen, die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen auf sein ergrautes Haupt und das ehrwürdige Antlitz.

„Sie haben Recht, ganz Recht,“ rief der Baron, durch den Edelsinn des alten Herrn hingerissen, indem er die Hand des Freiherrn mit herzlicher Wärme drückte. — „Lassen Sie uns Freunde sein.“

„Von Herzen gern!“ erwiderte der Freiherr. Er bedeckte sein Haupt wieder und winkte dem Förster, ihm das Pistolenkästchen zu bringen. „Damit Sie nicht später in einem nüchternen Augenblick glauben, der Muth sei meine schwächste Seite, so will ich Ihnen den Beweis des Gegentheils geben. Ich als Geforderter hatte den ersten Schuß. Sehen Sie dort das welke Blatt am äußersten Ende des Eichenzweiges, welcher über den Weg hinüberhängt? Die Entfernung von hier aus mag zehn Schritte betragen, treten wir noch fünf Schritte zurück.“

Der alte Herr erhob das Pistol, zielte und drückte ab. Kraus, welcher unter der Eiche stand, hob das Blatt auf, sein Herr hatte die Spitze des Astes dicht über jenem Blatte getroffen.

„Meisterschuß!“ versetzte der Baron, „ich gestehe ehrlich, es mit Ihnen in dieser Beziehung nicht aufnehmen zu können.“

„Jetzt, meine Herren, kommen Sie mit,“ sagte der Freiherr, nachdem er das Pistol dem Förster zurückgegeben hatte, „mein Gut liegt kaum eine Viertelstunde von hier entfernt, erzeigen Sie mir die Ehre, dort das Frühstück einzunehmen.“

Arm in Arm schritten die beiden Gegner, begleitet von den Secundanten, durch den Wald und die grünenden Saatfelder.

Es war bereits nahe am Mittag, als die Herren in die Stadt zurückkehrten. Der Freiherr war ein jovialer, liebenswürdiger Wirth, der Wein feurig und rein, die Unterhaltung witzig und geistreich, — Grund genug, den Augenblick des Aufbruchs von Stunde zu Stunde zu verschieben.

Siebentes Kapitel.

Das Erwachen zum Leben.

Barbara versank, nachdem der Baron sie verlassen hatte, in Nachdenken. Die Worte: „Die zarte Blume gedeiht nicht in hartem, felsigem Boden, sie läßt das Köpfchen hängen und welkt langsam hin," klangen immer und immer wieder in ihren Ohren. Ihr war, als habe plötzlich die Hand eines Freundes den Schleier fortgezogen, der vor ihren Augen hing, als sehe sie erst jetzt einen Abgrund zu ihren Füßen, in die der nächste Schritt sie stürzen mußte.

Das feine, höfliche Wesen des Barons, der sympathische Klang seiner Stimme, der seelenvolle Blick seiner großen, herrlichen Augen der sanfte Druck seiner Hand, die Theilnahme, welche er bezeigte, als er zart und schonend andeutete, daß sie sich an der Seite eines jähzornigen Mannes nie glücklich fühlen werden, — das Alles hatte auf das Herz des Mädchens einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht. Stellte sie jenen Mann neben ihren Verlobten, wie sehr verlor der Letztere bei diesem Vergleich! Ungebildet, ohne Sinn für das Schöne und Edle, dabei ein Sklave seiner Leidenschaften, eigensinnig und jähzornig ohne Gefühl für fremdes Leben, Barbara konnte nicht begreifen, daß sie all' diese Fehler nicht früher entdeckt hatte. Und, die Hand auf's Herz gelegt, liebte sie ihn wirklich so innig, so treu, wie sie bisher geglaubt hatte? — — Wer vermag zu sagen, was in der Seele des Mädchens in den Stunden dieser Nacht vorging? Nur eins trat aus dem Chaos ihrer Gedanken klar hervor; — sie war verlobt, sie mußte festhalten an dem Schwur, den sie freiwillig, damals mit freudigem Herzen, vor Gott und dem Verlobten abgelegt hatte, sie mußte sich schweigend und geduldig fügen in das Joch, welches dieser Schwur ihr auferlegte.

„Ich bedaure, daß Sie Ihr Herz an einen so rohen, ungebildeten Menschen weggeworfen haben." Was hatte der Baron mit diesen Worten gewollt? Lag ihnen ein tieferer Sinn zu Grunde, als wohlwollende Theilnahme? Barbara wußte es nicht, sie entsann sich des Blickes, der aus den Augen des Barons bei jenen Worten sie traf, und ein schmerzlicher Seufzer entrang sich ihrer beklommenen Brust.

Am Morgen nach dieser Nacht, gleich nach dem Frühstück, ging Barbara zur Wittwe Kraus, um ihr die freudige Botschaft des Barons mitzutheilen. Die alte Frau war einer Ohnmacht nahe. Der plötzliche Uebergang aus der dunklen Nacht des Grams in den hellen sonnigen Tag der Freude kam ihr zu rasch, zu unerwartet.

Barbara bat sie, sich gegen Abend in ihrer Wohnung einzufinden, Hugo werde auch kommen, doch wünsche sie, daß er nichts von dem Besuch des Barons erfahre. Die alte Frau fragte nicht nach dem Grunde dieses Wunsches, sie versprach, demselben nachzukommen.

Als Barbara in ihre Wohnung zurückkehrte, übergab ihr der Hauseigenthümer einen Brief, der, wie jener sagte, vor einer Viertelstunde für sie angekommen war.

Das Mädchen kannte die Handschrift nicht, neugierig erbrach es das Siegel, und sein Erstaunen wuchs, als es folgende Zeilen las:

„Meine theure Barbara! Gestatten Sie mir, daß ich Sie so nenne, denn wenn Sie diesen Brief empfangen, habe ich für immer Abschied von Ihnen genommen. Wie kam es doch, daß mein Herz Ihnen gehörte, vom ersten Augenblicke an, in welchem ich Sie sah? — Lassen Sie mich schweigen von der unnennbaren Sehnsucht, welche mich zu Ihnen hinzieht, von dem Kampfe, der in meiner Seele tobt. Sie sind ja die Braut eines Andern, und ich — ich muß dem Paradiese entsagen, nachdem ich kaum einen Blick hinein-

geworfen habe! — — Mich ruft beleidigte Ehre zum Kampf auf Leben und Tod. Erhalten Sie diese Zeilen, so hat mein Herz im Tode Ruhe gefunden, oder ich bin auf der Flucht und nie wird mein Auge Sie wiedersehen. Ich gehe dem düstern Verhängniß mit ruhigem, fast freudigem Herzen entgegen, was soll ich auch noch in der Welt, nachdem ich den Frieden der Seele verloren habe! — Nur eine heilige Pflicht bleibt mir noch zu erfüllen, und Sie habe ich zur Vermittlerin ausersehen. Eilen Sie, wenn ich zu der verabredeten Zusammenkunft morgen Abend nicht erscheine, in den Gasthof zur Stadt Paris, zeigen Sie dem Wirth den Schein, welcher diesen Zeilen beiliegt und nehmen Sie mein Portefeuille, welches Sie in meiner Reisetasche finden werden; es enthält die Summe, welche Georg mir für seine Mutter übergab. Leben Sie wohl und versagen Sie ein stilles Andenken nicht dem unglücklichen Baron von Westen."

Barbara ließ bestürzt die Hände in den Schooß sinken. Welches Verhängniß hatte diesen Mann so plötzlich gerade in diesem Augenblick ereilt, in welchem sie ihn kennen lernte, in welchem sie durch eine ihr unerklärliche Sympathie zu ihm sich hingezogen fühlte? — Sie erschrack jetzt nicht mehr vor der Liebesgluth, welche in jedem Worte dieses Briefes loderte, die Liebe des Todten durfte sie ja erwidern, ohne deßhalb dem Lebenden untreu werden zu müssen.

Es ist ein wunderbares Walten der Natur, daß oft ein kurzer Augenblick genügt, zwei Herzen, die vor dem sich fern standen, für ewig mit einander zu verbinden!

Barbara las den Brief noch einmal, und verstohlen drängten die Thränen sich in ihre Augen. Wie glücklich hätte sie an der Seite dieses Mannes werden können, der so plötzlich vor sie hintrat, um ihre Liebe warb und in dem nächsten Augenblick schon wieder für immer Abschied nahm!

Und jetz? — „Die Blume gedeiht nicht im felsigen Boden." Barbara erhob sich, sie mußte Gewißheit haben, wie das Duell ausgefallen war. Sie eilte in den Gasthof und vernahm durch den Hausknecht, daß der Baron von Westen bei Sonnenaufgang das Haus verlassen habe und bis jetzt noch nicht zurückgekehrt sei.

So war denn jeder Zweifel gehoben, das eingetroffen, was der Baron befürchtet hatte!

Die letzte Hoffnung des Mädchens klammerte sich an die Möglichkeit, daß der Baron den Gegner getödtet habe und geflüchtet sei; vielleicht kam er dann nach Jahren noch einmal zurück, vielleicht sah Barbara ihn dann doch noch wieder. Nichts ist geeigneter, im Herzen des Weibes die Liebesgluth anzufachen, als der Gedanke, den Geliebten in Unglück und Elend zu wissen.

Barbara verbrachte einen qualvollen Tag, sie konnnte noch immer nicht glauben, daß das Duell einen so unglücklichen Ausgang genommen habe, sie wollte abwarten bis zum nächsten Morgen, vielleicht erfuhr sie bis dahin etwas Näheres. Deshalb verschwieg sie auch der Mutter Georgs den Empfang des Briefes, sie wollte die Hoffnungen der alten Frau, welche sich auf den Baron stützten, nicht eher vernichten, bis sie selbst die unumstößliche Gewißheit besaß, daß jener nie wieder kehrte.

Hugo fand sich am Abend ein. Er war heiter, in seinen Zügen stand's geschrieben, daß er eine fröhliche Botschaft brachte.

„Was würdest Du dazu sagen, wenn ich nach Amerika ginge?" fragte er seine Braut, nachdem er sich neben diese in den Sessel gesetzt hatte. „Versteht sich, nicht für immer, nur für eine bestimmte Zeit, für ein halbes Jahr etwa," setzte er hinzu, als er das Erstaunen des Mädchens bemerkt hatte.

„Bevor ich auf die Frage antworten kann, erkläre Dich deutlicher," war die Antwort, in welcher die Verlobte über den Gedanken an eine Trennung hinweg ging.

„So höre denn; der Baron von Westen hat mich heute in Dienst genommen."

„Wann?" fiel Barbara heftig ihm in's Wort.

Die Reihe des Erstaunens traf jetzt den Förster. Die Ungeduld, die gespannte Erwartung, welche sich deutlich in den Blicken seiner Braut spiegelten, ihr Erbleichen und der seltsam bewegte Ton ihrer Stimme mußten ihm auffallen.

„Wann?“ fuhr er gedehnt fort. „Sagte ich nicht heute?“

„Freilich heute, aber wann? Heute Morgen, Mittag oder Abend?“

„Der Baron scheint Dich sehr zu interessiren,“ entgegnete Hugo rauh, den lauernden Blick fest auf das Antlitz des Mädchens gerichtet. „Kennst Du ihn?“

Barbara faßte sich. Die barsche Frage, der auflodernde Jähzorn des Verlobten verletzten sie in diesem Augenblick mehr denn je zuvor. „Ich kenne ihn nicht, ärgert's Dich, wenn ich so großen Antheil an Dir nehme?“

„Es befremdet mich,“ versetzte der Förster gelassen. Wenn es denn Dich so sehr interessirt, den Gang der Sache auf das Genaueste zu erfahren, so vernimm, daß der Baron von Westen, nachdem er schon gestern Abend mich gefragt hatte, ob ich geneigt sei, meinen bisherigen Dienst zu verlassen, mich heute Nachmittag nach der Tafel, es mochte etwa fünf Minuten nach drei sein, zu sich bescheiden ließ.“

„Wie kam's, daß Du Dich zu jener Zeit im Gasthof befandest?“ forschte Barbara.

„Ich begleitete den Freiherrn von Müllhausen. Die Herren hatten heute Morgen ein unblutiges Duell im Kastanienwäldchen, frühstückten darauf in unserer Burg und gingen gegen Mittag allesammt in die Stadt zurück, um im Gasthof zur Stadt Paris zu speisen.“

„Das Duell war unblutig?“ Wie verstehe ich das,“ fragte die Mutter.

„Als die beiden Hitzköpfe sich die Sache beschlafen hatten, und die kühle Morgenluft ihnen um die Nasen wehte, sahen sie ihre Thorheiten ein, sie versöhnten sich. — Jetzt aber laßt mich einmal zu Wort kommen. Der Baron von Westen fragte mich, ob ich in seine Dienste treten wolle, er habe mit meinem Herrn bereits gesprochen, und diesem sei es einerlei, ob ich heute oder Morgen austrete, Der undankbare Filz kann lange suchen, ehe er einen Förster findet, der so treu und redlich den Obliegenheiten seines Amtes nachkommt, wie ich dies gethan habe. Er wird seine Erfahrungen machen und es geschieht ihm recht. Ich sagte natürlich zu, unter der Bedingung, daß ich mich durch diesen Tausch verbessere. Darauf nahm der Baron mich in Dienst.“

„Und hast Du Dich wirklich durch den Tausch verbessert?“ fragte die Mutter.

„Allerdings. Ich erhalte hundert Thaler Lohn mehr wie früher, werde im nächsten Frühjahr, sobald der Baron das Gut gekauft und bezogen hat, Oberförster, und meiner Heirath steht dann nichts mehr im Wege.“

„Ich gratulire,“ sagte die Mutter, indem sie dem Sohne die Hand reichte, „Du hast lange genug auf dieses Glück gewartet.“

Barbara schwieg, sie saß, das Köpfchen über die Stickerei gebeugt, ruhig arbeitend am Fenster.

„Du gratulirst nicht?“ fragte Hugo, indem er sich der Verlobten näherte.

„Du weißt, daß ich Dir dasselbe wünsche, was ich mir wünschen mag,“ erwiderte Barbara aufschauend, „was bedarf es da der Worte?“

„Mir scheint, Du bist heute wieder bei ausnehmend guter Laune,“ versetzte der Förster mürrisch, „nach der Hochzeit werde ich solche Launen nicht mehr dulden.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „A. A. Z.“ enthält folgendes Inserat: Reminiscenz. Die „Regensburger Chronik“ erzählt von einem Turnier 929 unter Heinrich I., auf dem ein gewaltiger Riese Deutschland Hohn gesprochen und dessen Ritter Deutschland zum Kampf gerufen.

Da hat der Kaiser gerufen zorniglich:
„Wie steht mein Hof so lästerlich,
Hab' ich keinen Mann der stechen kann
Um Leib und Seel', um Gott und Ehr'!
Und daß unserm Herrn die Seele wär'?!“

Da sprang der Dollinger herfür:
Wohl um! wohl um! Ich muß herfür!
An den leidigen Mann der so frevlich reden kann.
Und ab der Dollinger den Riesen stach
Daß er auf seinem Rücken lag.
Gott allein die Ehr!

Ein Senior des Eisernen Kreuzes in Ostpreußen.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 61. Sonntag, den 21. Mai **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

„Was ist's mit der Reise nach Amerika?" fragte die alte Frau, welche, das Temperament ihres Sohnes kennend, einen Ausbruch seines Jähzorns befürchtete. „Gehst Du im Auftrage Deines Herrn dahin?"

„Natürlich! Glaubst Du, ich hege eine so große Vorliebe für dieses Land, daß ich mich durch die Neugier zur Reise dahin bewegen lassen könnte? Der Baron sagte mir, ich müsse morgen schon aufbrechen, er habe drüben dringende Geschäfte zu besorgen und bedürfe dazu eines Mannes, dem er vertrauen könne. Nun, er soll erfahren, daß ich sein Vertrauen zu schätzen weiß. Ich mache es nicht, wie andere Leute, welche vor ihrem Herrn ein Gesicht schneiden, als ob sie nicht bis drei zählen können und hinter seinem Rücken ihn betrügen." — „Wann wird dieser unselige Haß einmal ein Ende nehmen?" versetzte die alte Mutter, wehmüthig den Kopf schüttelnd.

„Wann!" höhnte der Förster, indem er gleichgültig die Achseln zuckte. „Ich trage kein Verlangen nach einer Aussöhnung, denn ich finde, daß ich freier athmen kann, wenn ich jenen Menschen nicht sehe."

„Der Himmel gebe, daß das Schicksal Euch drüben zusammenführe, daß diese Reise eine Fügung der Vorsehung sei."

„Sprich keinen Unsinn," fiel Hugo der Mutter barsch ins Wort, „er sitzt drüben im Gefängniß oder hängt vielleicht schon am Galgen.

„Wer Dir das gesagt hat, lügt, oder ist ebenfalls getäuscht worden," entgegnete die alte Frau ruhig. „Ich weiß aus besserer Quelle, daß Georg drüben ein reicher, geachteter Mann ist."

Der Förster warf sich mit rohem Lachen in den Sessel. „Die Quelle möchte ich kennen," sagte er. „Wahrscheinlich hat die Base, welche Dich ja oft auf ein Klatschstündchen heimsucht, von Jemandem gehört, daß ein gewisser Jemand von drüben geschrieben habe, er kenne Jemand, der wieder mit Jemand bekannt sei, welch' letzterer Jemand den Georg Kraus vor einiger Zeit gesehen habe und nicht genug das gute Aussehen und die elegante Kleidung besagten Georgs rühmen könne. Die Quellen, welche vom Hörensagen gespeist werden, kenne ich, was ich Dir vor einiger Zeit über den entsprungenen Sträfling mittheilte, stammt aus einer besseren Quelle."

Die Wittwe und Barbara sahen entsetzt einander an, sie hätten nie geglaubt, daß der Haß so tief im Herzen dieses Mannes wurzelte.

„Wenn er wirklich, wie Du behauptest, ein reicher, geachteter Mann ist, warum schreibt er nicht?" fuhr Hugo fort. „An Dir hing er doch stets mit wahrer Affenliebe er würde Dich über sein Schicksal nicht in Ungewißheit lassen, wenn er nur irgend etwas Erfreuliches berichten könnte."

„Ist es nicht möglich, daß ein Brief von ihm unterschlagen wurde?" fragte Barbara. Das letzte Wort war ihren Lippen noch nicht entflohen, als sie auch bereits die Frage bereute.

Wie von einer Tarantel gestochen, fuhr der Förster von seinem Sessel auf, sein glühender Blick war fest und unverwandt auf das erschreckt zusammenfahrende Mädchen gerichtet. „Unterschlagen? — sagst Du?“ rief er auffahrend. „Wie kommst Du zu diesem Verdacht? Glaubst Du, daß hier Jemand so großes Interesse an dem Vagabunden nehme? Was kümmert's mich, ob er ihm gut geht, oder ob er im Gefängniß sitzt!“ —

„So beruhige Dich doch!“ fiel Barbara ihm in die Rede. „Weßhalb regt jene Frage Dich so sehr auf? Gehört es zu den Seltenheiten, daß ein Brief verloren geht, oder unterschlagen wird? Kann dies nicht gerade hier sehr wohl der Fall sein, da der Brief eine so weite Reise machen muß?“

„Barbara hat Recht,“ begütigte die Mutter. „Ich finde nichts in ihren Worten, was Anstoß erregen könnte. Du läßt Dich durch jedes Wort in Harnisch jagen. — Hugo, Hugo, Dein Jähzorn stürzt Dich noch einmal in's Verderben.“

„Besser zornig aufgefahren, als hinter dem Berge gehalten!“ brummte der Förster, „ich sage meine Meinung stets frei und offen heraus, wem das nicht paßt, der läßt besser mich ruhig meines Weges gehen.“ Er warf einen Blick auf seine Taschenuhr, setzte die Mütze auf und trat vor den Spiegel. „Ich habe schon längst bemerkt, daß man mir lieber auf den Rücken, als ins Gesicht sieht,“ fuhr er fort. „Warum hat man nicht den Muth, mir das zu sagen? Ich bin ein Mann, der sein Fach versteht und auf dem geraden Wege ebenso rasch vorwärts kommt, wie mancher Andere auf krummen Wegen. Ich kann mein Glück noch immer anderwärts versuchen, es ist gerade nicht gesagt, daß ich an die Scholle gefesselt bin, auf der ich stehe. Gehabt Euch wohl; bevor ich abreise, komme ich noch einmal hierher.“

Er ging nach diesen Worten trotzig fort, und die beiden Frauen hörten ihn ein lustiges Jägerlied pfeifen, während er die Treppe hinunterstieg.

„O Gott, Du hast mir eine harte, bittere Prüfung auferlegt!“ seufzte die Mutter, über deren welke Wange langsam eine Thräne rann. „Tilge diesen Haß, laß mich die Brüder versöhnt sehen, ehe ich diese müden Augen für immer schließe!“

„Muth, Mutter, Muth!“ versetzte Barbara. „Es ist vielleicht gut, daß Hugo einmal hinaus muß über's Meer, wenn er unter fremden Leuten allein steht, wird er vielleicht in sich gehen, eine edle Regung bewegt ihn, den Bruder aufzusuchen, und das Widersehen dort in der Fremde läßt ihn den Haß vergessen.“

Die Alte schüttelte traurig den Kopf. „Der Himmel gebe es, aber ich kann an die Möglichkeit einer Versöhnung nicht glauben,“ erwiderte sie.

Der Eintritt des Barons brach die Unterhaltung ab.

Barbara stand auf. Sich ganz der Freude hingebend, den wiederzusehen, der ihrem Herzen so theuer geworden war, ging sie dem jungen Mann entgegen, der lächelnd dem erröthenden Mädchen die Hand reichte und an dem leisen Gegendruck fühlte, daß seine Liebe erwidert wurde. Der Blick der alten Frau hing unverwandt an dem Baron. Diese tiefdunklen Augen, die gebogene Nase, die hohe, freie Stirne, glichen sie nicht ganz denen ihres Georg? Auch der Ton seiner Stimme, als er sie anredete, klang ihr so bekannt, war er wirklich Georg, der vor ihr stand? — Sie erhob sich ihre Kniee wankten, ihr Blick war noch immer stier auf das Antlitz des jungen Mannes gerichtet, sie breitete die Arme aus, um den Wiedergefundenen an das lautpochende Mutterherz zu drücken, aber kalt und unbewegt blieb jener stehen.

„Er ist es nicht,“ seufzte die Mutter enttäuscht, indem sie die Arme fallen ließ und in den Sessel zurücksank. „Und doch hätte ich darauf geschworen, daß er es sei!“

„Ich gleiche Ihrem Sohne,“ hob der Baron an, „meine Freunde haben's mir oft gesagt. Aber wundern muß es mich doch, daß das Auge der Mutter sich täuschen läßt, Georg ist blaß, er trägt keinen Bart —“

„Ja, damals, als er von hier fortging,“ fiel die alte Frau kopfschüttelnd ihm ins Wort, „seit jenem Tage ist ein halbes Jahr verstrichen. Erzählen Sie mir, wie hat's meinem Sohne drüben ergangen?“

„In den ersten Tagen nach seiner Ankunft

gelang es ihm, einen Posten in einem Bankhause zu erhalten, aber die angestrengte Arbeit und das Sklavenjoch behagten ihm nicht. Er quittirte die Stelle und reiste nach Californien. Dort gesellte er sich den Goldgräbern bei. Eine ergibige Goldader, welche er entdeckte, machte ihn zu n reichen Mann."

„Befindet er sich noch dort?" fragte die Mutter.

„Ich traf ihn auf der Büffeljagd," fuhr der Baron fort. „Wir lernten einander kennen und wurden Freunde. Als er hörte, daß ich im Begriffe stand, nach Europa zurückzukehren, bat er mich, Ihnen seinen Gruß und dieses Portefeuille zu bringen."

Die Alte öffnete mit zitternden Händen die Brieftasche, ihr Blick fiel auf ein Päckchen Banknoten und einen Brief. „So ist also jenes Gerücht, welches ihn schwerer Verbrechen zeiht, erfunden?" fragte sie erfreut, indem sie das Portefeuille in die Tasche ihres Kleides schob.

„Mag der, welcher Ihnen dasselbe hinterbracht hat, seine Quelle nennen, damit der Schuft, der es erfand, zur Rechenschaft gezogen wird!" sagte der Baron zornig.

Die alte Frau sah eine Weile schweigend vor sich hin, in ihrem Antlitz spiegelte eine heitere, glückliche Seele. „Gedachte er oft seiner Mutter? Warum schrieb er nicht?" nahm sie endlich wieder das Wort.

„Er sprach täglich von ihr, sein einziger Kummer war, ihr so fern sein zu müssen. Wie er mir sagte, hat er Ihnen zu Anfang dieses Jahres einen Brief gesandt, aber keine Antwort erhalten, er äußerte die Befürchtung, sein Bruder werde Ihnen zugeredet haben, jene Zeilen mit Stillschweigen zu übergehen."

Die Mutter schüttelte den Kopf. „Ich habe keinen Brief erhalten; wissen Sie genau, wann derselbe hier eintreffen mußte?"

Der Baron sann nach. „Nach der Angabe meines Freundes mußte die Ankunft dieses Briefes in die erste Hälfte des Monats Februar fallen."

„War es nicht im Februar, als Hugo einer starken Erkältung wegen einige Wochen bei Dir wohnte?" fragte Barbara.

„Kind, Kind, sprich keinen Verdacht aus, wenn Du ihn nicht beweisen kannst," warnte die Mutter.

„Ich finde diesen Verdacht sehr gerechtfertigt," versetzte der junge Mann. „Haß ist die Mutter der abscheulichsten Verbrechen, und wie mir Georg sagte, haßt sein Bruder ihn mit einer Unversöhnlichkeit und Bitterkeit, welche keine Schranken kennt."

Der alten Frau standen die Thränen in den Augen. Sie erhob sich. „Es ist schon spät," sagte sie, „erlauben Sie, daß ich den Brief zu Hause lese; wenn Sie vor Ihrer Abreise mich noch einmal besuchen und meine Antwort mitnehmen wollen —"

„Gewiß," erwiderte der Baron zuvorkommend, „ich werde morgen Abend um diese Stunde mich hier wieder einfinden." — Er ergriff den Hut und reichte dem Mädchen die Hand. „In einer Viertelstunde bin ich wieder bei Ihnen," flüsterte er, „werde ich Ihre Thüre offen finden?"

Barbara schlug erröthend die Augen nieder. Auch sie hatte dem geliebten Manne so vieles anzuvertrauen, aber durfte sie, die Braut eines Andern, in diese Zusammenkunft willigen? Warum nicht? Hatte doch Hugo selbst das Band zerrissen, welches sie an jenen fesselte hatte er doch selbst in stolzem Eigendünke gesagt, sein Glück hänge von dem Besitz dieser, Einen nicht ab, er wisse es auch noch bei Anderen zu finden! Was hinderte sie, das Verhältniß mit einem Manne zu lösen, den sie nicht liebte, wohl nie geliebt hatte, und dem anzugehören, an dessen Seite sie ihr Liebesglück fand?

„Sie hatte auf die Frage des Barons nicht „ja" gesagt, aber er war doch freudig gegangen, im Schweigen findet ja jeder die Antwort, welche er am liebsten hört.

Sie erstaunte nicht, als der junge Mann bald darauf wieder vor ihr stand, sie fragte nur, ob Niemand sein Kommen bemerkt habe und als er sie hierüber beruhigt hatte, rückte sie den Sessel ans Fenster und bat den Baron dort Platz zu nehmen.

„Sie haben an mich geschrieben?" hob das Mädchen an —

„Und ich danke dem Zufall, der diesen Brief Ihnen in die Hände geführt hat," fiel der Baron, froh, daß das peinliche Schweigen

gebrochen war, ihr in's Wort. „Ich hatte den Knecht beauftragt, den Brief abzugeben, wenn ich bis 12 Uhr nicht zurück sei, er kam diesem Auftrag pünktlich nach, während ich im Hause meines versöhnten Gegners zurückgehalten wurde. Ich will den Inhalt jener Zeilen nicht wiederholen, Barbara, nur sagen will ich Ihnen, daß ich meine Liebe als mein heiligstes Geheimniß in mein Herz verschlossen halten würde, wenn nicht jenes Duell mich in die Nothwendigkeit versetzt hatte, an Sie zu schreiben. Den Lippen konnte ich gebieten, das Geheimniß zu bewahren, nicht der Feder."

„Und Sie bedachten nicht, daß Sie den Frieden derjenigen, welche Sie liebten, durch jenes Geständniß zerstörten?" versetzte Barbara vorwurfsvoll. „Ich bin die Braut eines Andern, meine Liebe, mein Herz gehört jenem?"

„Nichts, nichts gehört ihm!" erwiderte der junge Mann stürmisch. „Sie lieben ihn nicht, noch sind Sie nicht an ihn gebunden! Wollen Sie ein ganzes Leben verscherzen, allem Glück, aller Freude entsagen, nur um ein Versprechen zu halten, welches Sie vielleicht nicht einmal freiwillig gaben? Barbara, stoßen Sie nicht das Herz zurück, welches Sie glühend liebt, welches Sie glücklich machen wird!"

Barbara zog ihre Hand, welche der Baron ergriffen hatte, zurück. Wie gerne hätte sie das Wort gesprochen, welches auf ihren Lippen schwebte! Sie drängte es zurück, noch kämpfte in ihrem Herzen die Liebe mit der Furcht vor dem Meineide.

„Sie sind reich und von Adel," sagte sie nach einer Weile, „unter welchem Namen soll eine arme Stickerin Ihnen folgen? Die Herren Ihres Standes geben den Töchtern aus der niedern Volksklasse den Namen „Freundin," und dem kurzen Augenblick des Glanzes folgt eine lange traurige Nacht: von Reue und Schande."

Der Baron sah dem Mädchen feierlich ins Auge. „Bei der Liebe, welche mein Herz erfüllt und beglückt, schwöre ich Dir, daß Du meine Gattin wirst," sagte er, „der Fluch des ewigen Richters dort oben über den Sternen möge mich vernichten, wenn ich diesen Schwur breche!"

Barbara glaubte an die Aufrichtigkeit dieser Worte, sie hätte ohne Bedenken sich an die Brust dieses Mannes geworfen, wäre nicht der Gedanke an Hugo und den Schwur, der sie an jenen kettete, vor ihre Seele getreten.

„Sei mein," fuhr der Baron fort, „sage mir, daß Du mir folgen willst und wir verlassen diese Stadt morgen schon."

„Ich kann nicht," erwiderte das Mädchen leise. „ihm habe ich mein Wort gegeben, ich muß es halten."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Walduhr.) Ein Jäger, wenn er auch noch so früh in den Wald zieht, hat nicht nöthig, eine Uhr mit sich zu nehmen, vorausgesetzt, daß er die Stimmen seiner befiederten Freunde genau kennt. Nach der Nachtigall, welche fast die ganze Nacht hindurch singt, gibt der Fink das erste Signal, und zwar vor Tagesanbruch, 1½ bis 2 Uhr; der Gesang der schwarzköpfigen Grasmücke folgt dann von 2 bis 2½ Uhr, dann singt bis 3 Uhr die Wachtel, von 3 bis 3½ Uhr läßt die rothbauchige Grasmücke ihren melodischen Triller hören, von 3½ bis 4 Uhr singt die Schwarzamsel, von 4½ bis 5 Uhr die Meise von 5 bis 5½ Uhr zirpt der Sperling, der Pariser Gamin, wie man ihn sehr treffend bezeichnet. Die oben genannte Schwarzamsel, welche sehr leicht jede Melodie nachsingen lernt, wird in der Loire-Gegend der Spottvogel genannt; ein Franzose brachte es dahin, daß alle Amseln eines Canton die Marseillaise sangen, nachdem er einer, die in der Gefangenschaft diese Melodie erlernt hatte, die Freiheit gab. (?)

Lebensphilosophie.

Der Werth der Menschen ist nicht nach den Fehlern zu schätzen, von denen sie frei sind, sondern nach der Größe der Tugenden, die sie besitzen.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 62. Dienstag, den 23. Mai 1871.

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

„Thörichter Eigensinn, bindet ein solches Wort für ewig? Hat er Ihnen nicht oft genug Anlaß gegeben, jenes Wort zu bereuen? Wollen Sie trotzdem warten, bis es zur Reue zu spät ist? — Hören Sie mich an, Barbara — wenden Sie Ihr schönes, liebes Gesicht nicht weg, sehen Sie mir in's Auge, — so und nun hören Sie meinen Plan. Ich habe Ihren Verlobten in Dienst genommen, er ist ein wüster, jähzorniger Mensch, ein Sklave seiner Leidenschaften und nach der Hochzeit müssen auch Sie diesen Leidenschaften sich unterordnen. Er wird Sie mißhandeln, Ihnen keine ruhige Stunde, keine Freude gönnen, wollen Sie einem solchen Tyrannen zum Altar folgen? Ich schicke ihn morgen nach Amerika, mein Auftrag hält ihn dort bis spät in den Herbst zurück und kehrt er dann wieder, so sind Sie meine Gattin, seine Gebieterin. Dann sorge ich dafür, daß er einen andern Dienst findet. Das ist mein erster Plan, mein zweiter gefällt Ihnen vielleicht besser. Ist der Förster einmal drüben, so stelle ich ihm die Wahl, ob er Sie mir freiwillig abtreten will, ich biete ihm eine kleine Farm als Entschädigung und bin überzeugt, er wird den Tausch eingehen. — Und jetzt entschließen Sie sich, Barbara, bedenken Sie, Ihr und mein Glück hängen von Ihrem Entschlusse ab."

„Und das Glück Hugo's," fügte das Mädchen hinzu.

„Bah, solche Charaktere trösten sich rasch! Glauben Sie, in seinem Herzen hat die Liebe so tiefe feste Wurzeln geschlagen? Er wird aufbrausen, seinem Zorne in heftigen Drohungen Luft machen und sich in seiner Weise rächen, das heißt, für seinen Verlust Ersatz suchen. Solche Naturen finden sich rasch in das Unvermeidliche."

Das Mädchen rang mit einem Entschlusse, hätte es der Stimme seines Herzens folgen dürfen, welche die Warnungen der Pflicht und des Gewissens zu betäuben suchte, es würde nicht geschwankt haben in seiner Wahl, freudig wäre es dem Manne gefolgt, der so stürmisch um es warb.

„Herr des Himmels, wirf Du einen Lichtstrahl in das Dunkel meiner Seele," seufzte sie leise. Ihre Bitte ward erhört, der Kampf in ihrer Seele schwieg, eine wunderbare Ruhe überkam sie. Sie erhob sich, „Lassen Sie mir bis morgen Abend Zeit," bat sie, „das Alles ist ja so plötzlich, so unerwartet gekommen, daß ich unmöglich schon in den ersten Minuten einen Entschluß fassen kann, der für mein ganzes Leben maßgebend sein muß."

„Es sei," versetzte der Baron ruhig, möge Ihre Antwort ausfallen, wie sie wolle, ich werde Ihnen keinen Groll nachtragen. Rein und ungetrübt soll ihr Bild meinem Herzen bleiben, wenn ich allein, meiner schönsten Hoffnungen beraubt, hinaus wandern muß in die Ferne."

Erschöpft, einer Ohnmacht nahe, sank das Mädchen in den Sessel, als der junge Mann das Zimmer verlassen hatte. Ihr war, als sei dies Alles nur ein wirrer Traum, aus

dem sie mit der aufsteigenden Morgenröthe zu einem neuen schöneren Leben erwachen werde. Wohl war es ein Traum, wohl folgte ihm ein Erwachen! Als der Förster am nächsten Tage von seiner Braut Abschied nahm, ahnte er nicht, daß das Band zwischen ihm und Barbara bereits zerrissen war, sein kaltes, abstoßendes Benehmen machte den Bruch unheilbar. In dem Augenblick, in welchem er seiner Braut Lebewohl sagte, um eine Reise über das Meer anzutreten, von der er vielleicht nie wieder zurückkehrte, warf er ihr in rauhen barschen Worten den Verdacht vor, den sie am Tage vorher gegenüber seiner Mutter ausgesprochen hatte. Er drohte, ihr den Verlobungsring vor die Füße werfen zu wollen, wenn sie noch einmal einen solchen Verdacht auszusprechen wage. Selbst wenn er den Brief seines Bruders unterschlagen hätte, komme es ihr doch nicht zu, darüber nur ein Wort der Mißbilligung fallen zu lassen.

Barbara suchte ihn zu beschwichtigen, nur um den Ausbruch seines Jähzorns zu verhüten, aber dieser Augenblick befestigte sie auch in ihrem Entschluß, und als der Baron am Abend kam, stellte sie ihr Geschick vertrauensvoll ihm anheim.

Achtes Kapitel.

Va banque.

Helene erwartete die Rückkehr ihres Gatten vergebens. Er hatte versprochen, am fünften Tage nach seiner Abreise wieder einzutreffen, und nun kam er doch nicht. Aber statt seiner brachte der Kutscher einen Brief aus der Stadt mit, den ihm ein Eisenbahnschaffner übergeben hatte. Völling schrieb darin, der Commerzienrath habe sich entschlossen, den Wünschen seiner Kinder nachzugeben, dies sei die Ursache, daß die Rückkehr einen Tag später erfolgen werde. Ob der Baron ebenfalls mitkommen, oder noch einige Tage in der Stadt verweilen werde, wisse er nicht, er habe sich in den letzten Tagen nicht mehr um ihn bekümmert. „Du hattest Recht, er ist ein Dämon, ein Teufel in Menschengestalt," schrieb Völling am Schlusse des Briefes, „aber wir müssen uns jetzt geduldig in das Zusammenleben mit ihm fügen, ich hoffe, er wird meine Gastfreundschaft nicht länger in Anspruch nehmen, als er dies unbedingt muß. Von dem Ankauf des Gutes ist jetzt keine Rede mehr, vielleicht, und ich wünsche von Herzen, daß dem so sein möge, hat er vor, sich in der Stadt anzukaufen."

Helene war bestürzt. Was wollte ihr Gatte mit diesen Worten sagen? Hatte er den Baron durchschaut und die bisher nur noch dunkle Ahnung Helenen's bestätigt gefunden? Irgend etwas mußte zwischen den beiden vorgefallen sein, denn Völling, der früher von dem Lobe des feinen Weltmanns und liebenswürdigen Gesellschafters übersprudelte, wünschte jetzt selbst nicht mehr in nähere Berührung mit ihm zu kommen. Warum hatte er nicht gleich in seinem Briefe jenen Vorfall erzählt? Warum hielt er damit hinter dem Berge? — Helene wußte auf alle diese Fragen keine Antwort zu finden, mit banger Unruhe sah sie der Rückkunft ihres Gatten entgegen. Aber zwischen jetzt und jenem Augenblick lag noch eine lange Nacht und ein ganzer Tag. Bis dahin warten zu sollen, dünchte dem beklommenen, geängsteten Herzen der jungen Frau eine Ewigkeit. Da entsann sie sich, daß der Diener des Barons zurückgeblieben war, vielleicht gelang es ihr, durch diesen über die Vergangenheit jenes Mannes etwas Näheres zu erfragen. Diener sind stets die Spione und Verräther ihrer Herren, wenigstens in den meisten Fällen. Hierauf bauend, ließ Helene den alten Steffens zu sich bescheiden. Sie sprach ohne Rückhalt mit dem alten treuen Diener ihres Vaters, ihm, das wußte sie, durfte sie vertrauen, seines Beistandes konnte sie gewiß sein.

Der Mann schüttelte bedenklich das kahle Haupt und meinte, auch ihm seien Bedenklichkeiten aufgestoßen, als er dem Baron zum ersten Male in's Gesicht geblickt habe, er wolle nicht sagen, daß jener ein Schurke sei, aber gesehen habe er dieses Gesicht schon einmal, nur wisse er nicht, wo und wann. In dem Benehmen des Barons sei ihm nichts aufgefallen, dagegen habe der Diener desselben seinen Argwohn erregt. Daß dieser ein durchtriebener Hallunke sei, darauf wolle er seinen Kopf zum Pfande setzen, und wie der Knecht so der Herr!

Helene äußerte den Wunsch, mit jenem einige Worte unter vier Augen zu reden, Steffens rieth davon ab. Er sei überzeugt, jener Mensch werde reden, wie man's gern höre, den Judaslohn einstecken und später seinem Herrn Alles berichten, dann sei man aus dem Regen unter die Traufe gekommen. Wenn die gnädige Frau glaube, daß der Kammerdiener die Vergangenheit seines Herrn kenne, so wolle er ihm schon die Zunge lösen, er begreife nicht, daß ihm dies nicht schon früher eingefallen sei.

Helene gab ihre Zustimmung, der Verwalter erklärte sich zur Vermittlung bereit, und der Diener des Barons ging ohne Zögern auf den Vorschlag der beiden, eine Flasche mit ihnen zu leeren, ein. Der Plan gelang, aber der Zweck ward nicht erreicht. Der feurige Wein löste bald die Zunge des Dieners, aber so oft die Rede auf den Baron kam, brach er ab. Er sei erst kurz vor der Abreise des Barons nach Europa in Dienst getreten, sagte er endlich; daß sein Herr ein enormes Vermögen besitze, unterliege keinem Zweifel, ebensowenig, daß er sich hier anzukaufen gedenke.

Am nächsten Morgen berichtete Steffens niedergeschlagen das Resultat des Zechgelages, Helene tröstete sich mit dem Gedanken an die in wenigen Stunden bevorstehende Rückkehr ihres Gatten.

Aber Bölling, als er in Begleitung des Barons und seines Schwiegervaters auf dem Gute eintraf, war verstimmt, er schloß die Gattin flüchtig in seine Arme, drückte kalt einen Kuß auf ihre Stirne und ging dann, ohne sich weiter um seine Familie zu kümmern, zum Verwalter, mit welchem er sich fast eine ganze Stunde unterhielt. Der Baron dagegen war wie immer liebenswürdig und witzig, heiter bis zur Ausgelassenheit. Hätte er sich nicht der Unterhaltung während dem Abendessen bemächtigt, der Commerzienrath würde einen traurigen Begriff von der glücklichen Ehe seines Kindes erhalten haben.

Wie gern auch Helene schon jetzt den Gatten um nähere Aufklärung gebeten hätte, mußte sie sich doch gedulden, bis ihr Vater und der Baron das Familienzimmer verließen, um sich zur Ruhe zu begeben. Jetzt aber hielt sie die Frage, welche schon so lange auf ihren Lippen schwebte, und ihre Bestürzung war nicht gering, als Bölling in barschem Tone erwiderte, er habe keine Lust, näher auf den Sinn jener Worte einzugehen. Eine solche Antwort konnte nur den Befürchtungen Helenens neue Nahrung geben, sie hatte den Gatten noch nie in einer solchen Gemüthsstimmung gesehen, und es schmerzte sie tief, daß er ihr nicht das Vertrauen schenkte, welches sie fordern zu dürfen glaubte. Aber so sehr sie darum bitten mochte, erreichte sie ihren Zweck doch nicht, Bölling beharrte bei seiner verdrossenen Einsilbigkeit; er sah die während seiner Abwesenheit eingelaufenen Briefe und Rechnungen durch und verließ dann mit einem kalten „gute Nacht" das Zimmer.

Der Baron hatte eben durch seinen Diener sich Bericht erstatten lassen, als der Gutsbesitzer eintrat. Er schien jenen erwartet zu haben, denn er winkte sofort seinem Diener, hinauszugehen und schloß hinter diesem die Thüre ab.

„Sie haben diese Unterredung gewünscht", nahm er das Wort, „ich bin bereit, Sie anzuhören."

Bölling ging einige Minuten schweigend auf und ab, während der Baron, in seinen Sessel zurückgelehnt, träumerisch den Rauchwölkchen seiner Cigarre nachschaute. „Ich schulde Ihnen jetzt dreißigtausend Thaler," hob Bölling an, indem er vor dem Baron stehen blieb. „Fünftausend haben Sie mir geliehen, Fünfundzwanzigtausend verlor ich im Spiele an Sie. Wann wünschen Sie diese Summe zu erhalten?"

„Hats damit so große Eile?" erwiderte der Baron gelassen. „Bei Gott, wenn dies das Thema Ihrer vertraulichen Unterredung ist, so bedaure ich, wegen einer solchen Bagatelle meinem Körper die Stunde Schlaf entzogen zu haben. Sie wissen doch, daß der Schlaf vor Mitternacht —"

„Das nennen Sie eine Bagatelle?" fiel Bölling erbittert ihm in die Rede. „Erlauben Sie mein Herr, für Sie mag diese Summe eine Bagatelle sein, für mich ist sie ein Gegenstand, der ein Sechstel meines Vermögens repräsentirt."

Der Baron zuckte geringschätzend die Achseln. „Wenn Ihnen der Verlust so große Sorge macht, hätten Sie das früher bedenken sollen," versetzte er, „Sie werden mir das Zeugniß geben müssen, daß ich Sie nicht zum Spiel aufgemuntert habe."

Ein Lächeln bittern Hohnes glitt über die Züge des Gutsbesitzers. „Gewiß nicht," entgegnete er, „nachdem Sie mich in die Falle gelockt haben, riefen Sie mir zu, ich solle mich befreien, wenn ich den Muth und die Kraft dazu besäße; Sie wußten sehr wohl, daß mir dies unmöglich war."

„Ich finde diesen Vorwurf albern," entgegnete der Baron kalt, „er beweist mir, daß Sie kein Edelmann, nur ein bürgerlicher Gutsbesitzer sind. Doch kommen wir zur Sache Sie fragen mich, wann ich die Summe zu erhalten wünschte? Nun wohl, spielen wir so lange bis Sie das Geld von mir zurückgewonnen haben."

„Oder bis ich, vollständig ruinirt, ein Bettler bin!" fuhr Bölling wild auf. „Aber sei es darum — quitte ou double!"

In der Seele des Gutsbesitzers hatte der Vorschlag des Barons die schlummernden Leidenschaften wieder geweckt, er dachte nicht mehr an seine guten Vorsätze.

Der Baron nahm aus seiner Reisetasche ein Kästchen und öffnete es. „Hier sind Karten," sagte er, „spielen wir König Salomo."

Bölling setzte sich. „Ich kenne das Spiel nicht," erwiderte er.

„Ich gebe Ihnen die sechs ersten Karten, mir die sechs folgenden, die dreizehnte ist Trumpf. Trumpfkönig ist die höchste Karte, nach Ihr rangiren die übrigen drei Könige, dann folgt die Farbe des Trumpfs von Aß bis zur Sieben. Die übrigen Karten rangiren, wie in jedem andern Spiel. Wer vier Stiche macht, hat das Spiel gewonnnen, bei dreien schwebt die Partie." — Er hatte, während er diese Worte sprach, die Karten gemischt und dem Partner sechs Blätter hingeworfen. „Wie hoch spielen wir?" fragte er.

Bölling nahm die Karten auf, ein Lächeln erheiterte seine Züge. „Fünftausend Thaler jede Partie," entgegnete er.

Der Baron nickte. „Noch Eins. Wir werden voraussichtlich bis Mitternacht hier sitzen, und uns wenig um Auszahlen und Einkassiren kümmern. Damit keiner zu kurz komme, geben wir uns gegenseitig einen Revers, daß jeder die Forderung, welche der Andere am Schlusse des Spiels gegen ihn haben könnte, stillschweigend anerkennt. Ist das Spiel beendet, so schreibt derjenige, welcher verloren hat, die betreffende Summe unter den Revers und händigt diesen seinem Gläubiger ein.

Ohne Widerrede griff Bölling zur Feder, in der nächsten Minute waren die beiden Scheine geschrieben.

Bölling gewann die drei ersten Partieen, schon triumphirte er im Stillen. Verdoppeln wir den Einsatz," wandte er sich zu dem Baron, der eine unerschütterliche Ruhe bewahrte.

Der Baron nickte. „Zehntausend also," sagte er gelassen.

Jetzt wandte sich das Blatt, Bölling verlor. Das heitere Lächeln verschwand von seinen Lippen, erdfahle Bläße überzog seine Wangen, sein Blick war stier, und in hellen Tropfen perlte der kalte Schweiß auf seiner Stirne.

Der Baron dagegen blieb ruhig, fast gleichgiltig, nur manchmal, wenn sein Blick auf die bebenden Hände und das verzerrte Antlitz seines Partners fiel, blitzte ein teuflischer Triumpf in seinen Augen auf. „Sie sind zu leidenschaftlich sagte er nach einer Weile, lassen wir die Karten ruhen bis morgen"

„Revanche?" war die einzige Antwort, welche er auf diese Bemerkung erhielt.

„Beherzigen Sie meinen Rath," fuhr er, ohne sich durch diese Antwort abschrecken zu lassen, fort, das „Glück ist Ihnen untreu geworden, Sie verlieren Haus und Hof, wenn Sie —"

„Kümmert Sie das?" fiel Bölling ihm barsch ins Wort. Ich kann über mein Vermögen verfügen, wie ich will, eines Vormundes bedarf ich nicht." —

Der Baron zuckte die Achseln und mischte die Karten. —

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 63. Dienstag, den 30. Mai **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Der Matrose strich das Geldstück, welches Kraus auf den Tisch warf, ein, und las ziemlich geläufig dieselben Worte, welche der Förster schon einmal gehört hatte.

Ohne ein Wort zu sprechen, stand Kraus auf, er nahm dem Matrosen den Brief aus der Hand, steckte ihn in die Tasche und ging hinaus. Als er nach Ablauf einer halben Stunde zurückkehrte, lag noch immer dieselbe Ruhe auf seinem Antlitz, aber das Zittern seiner Hände, der unstäte Blick seiner Augen und der heisere Ton seiner Stimme bewiesen deutlich, daß diese Ruhe eine erkünstelte war.

„Ich habe mich mit dem Schiffsmakler verständigt," sagte er, „morgen früh reise ich zurück. Liegt Euch daran, meinen Bruder zu finden, so rathe ich Euch, mich zu begleiten; ich begreife nicht, wo ich meine Sinne hatte, daß ich ihn nicht erkannte."

„Ihr glaubt?"

„Ich weiß, daß der Baron von Westen und der entlaufene Zuchthäusler ein und dieselbe Person sind, besser wäre es gewesen, ich hätte das schon früher entdeckt."

„Was wollt Ihr beginnen?" fragte der Amerikaner, dem die Ruhe und der funkelnde Blick des Försters Entsetzen einflößten.

„Der Verbrecher gehört ins Zuchthaus," entgegnete Kraus gelassen, „es ist Pflicht eines Jeden, darauf zu achten, daß die Wölfe von den Schafen abgesondert werden!"

Am nächsten Morgen fuhren die beiden Verbündeten mit dem ersten Eisenbahnzuge von Havre ab und schon am Abend des zweiten Tages trafen sie in der Heimath des Försters ein. Nichts ist geeigneter, den Geist zu schärfen, die Gedanken auf einen Punkt zu concentriren, als der Durst nach Rache. Kraus hatte während der beiden Tage der Reise an nichts Anderes gedacht; die Gelegenheit, den Haß, den er seit frühester Kindheit im Herzen trug, zu befriedigen, war gekommen, er wollte sie benutzen. Als der Bruder geboren wurde, raubte er ihm die Liebe der Eltern, jener blieb der Liebling, er der Sündenbock. Der ausgelassene Uebermuth der Jugend zeigte sich bei beiden Söhnen, der ältere wurde für jeden tollen, unschuldigen Streich, den er beging, gezüchtigt, und man nannte das dem jüngeren ein warnendes Beispiel geben; Georg dagegen durfte sich Alles erlauben, seine Ungezogenheit fand man reizend, die Mutter entschuldigte sie, und der Vater dachte nicht daran, den Liebling zu bestrafen. Der Haß schlug seine Wurzeln tiefer und tiefer, er triumphirte, als Georg Ehre und Freiheit verlor. Jetzt hatte Hugo Grund, der Mutter zu sagen: „Sieh, ich bin doch besser als jener, den Ihr mir stets vorgezogen habt, jetzt kommt die Reue zu spät, meine Liebe hast Du von dir gestoßen, weil sie in Deinem Herzen nicht mehr Raum fand." Vielleicht würde der Haß sich befriedigt haben, Georg war ein Entehrter, ein Paria, konnte er noch tiefer sinken? Aber die Flucht, die glückliche Ankunft in Amerika stachelten den Haß wieder auf. Drüben kannte man den Verbrecher nicht,

er begann ein neues Leben, brach mit der Vergangenheit und sah eine Zukunft vor sich, in der er, vermöge seines Talents und seiner Kenntnisse, sein Glück finden konnte.

Der Brief, welchen Hugo unterschlug, bestätigte diese Vermuthung. Aber der Haß erreichte seine Spitze durch die Mittheilungen des Amerikaners. Hätte der Zufall ihm nicht diesen zugeführt, wäre er das Opfer eines Schurkenstreiches geworden. So glaubte er, und während er den Zufall segnete, fluchte er dem Bruder. — —

Als er in seiner Heimath ankam, schlug er ohne Zögern den Weg nach dem Gasthofe ein, in welchem der Baron von Westen logirt hatte. Der Baron war abgereist, wohin wußte der Kellner nicht.

Es war schon spät, die Sonne bereits untergegangen; der Förster verzichtete für heute auf weitere Nachforschungen. Er bezeichnete dem Amerikaner eine Herberge, ersuchte ihn, dort auf seine Rückkehr zu warten und ging dann zur Kaserne. Barbara hatte mit so großer Zuversicht behauptet, ein Brief Georgs sei unterschlagen worden, daß Hugo fast nicht mehr daran zweifeln konnte, der Baron von Westen habe darüber mit dem Mädchen gesprochen. Ebensowenig bezweifelte er, daß es ihm gelingen werde, dies und vielleicht noch Näheres über den Baron durch seine Braut zu erfahren, er kannte ja die Gewalt, welche er über das furchtsame, leicht eingeschüchterte Mädchen besaß.

Es befremdete ihn, als er die Thür des Zimmers, welches Barbara bewohnte, verschlossen fand. Er klopfte einige Mal leise an, ohne Erfolg. Ohne daß er's wollte und bemerkte, ward sein Pochen stärker, so daß endlich der Bewohner des Nebenzimmers, ein alter invalider Husarenwachtmeister, auf den Gang trat, um die Ursache dieses anhaltenden ungeduldigen Pochens zu ermitteln.

Als dieser den Förster erblickte, glitt ein höhnisches Lächeln über seine Züge. „Ei, ei, schon zurück aus Amerika!" hob er an, „So rasch hat wohl noch keiner die Reise gemacht. Die schöne Braut ist inzwischen flügge geworden, man sagt, sie sei Ihnen nachgereist, aber ich glaube es nicht, ich habe auch meine Augen im Kopfe und verlasse mich lieber auf die, als auf leeres Gerede."

„Barbara ist ausgezogen?" fragte der Förster, der, weit entfernt, eine Untreue seiner Braut zu ahnen, die Worte des alten Mannes für boshafte, unbegründete Vermuthungen hielt.

„Ausgezogen, jawohl!" erwiderte der Invalide spottend. „Wohin sie aber gezogen, werden Sie eben so wenig erfahren, als ich oder einer hier im Hause es weiß. Am Tage nach Ihrer Abreise zog sie Abends mit Sack und Pack ab. Das Bett, die Wäsche und die Möbel wurden schon am Mittag auf einen Karren geladen und davon gefahren. Die letzten Habseligkeiten, der Messingkäfig mit dem Kanarienvogel und die Hutschachtel, trug das Mädchen in der Hand, als sie das Haus verließ."

„Mensch, Du lügst!" rief der Förster wild auffahrend, „kannst Du für die Wahrheit Deiner Behauptungen Beweise geben?"

„Vollgiltige," erwiderte der Invalide erschreckt. „Fast jeder Einwohner dieses Hauses wird Ihnen dasselbe sagen."

„So sei Gott ihr und ihm gnädig," murmelte der Förster dumpf. „Wer war bei meiner Braut? Wem ist sie gefolgt, wohin hat sie sich gewandt?"

„Ihr thut da drei Fragen, von denen ich keine einzige zu beantworten weiß. Ein junger Mann war an drei Abenden nach einander bei ihr, am ersten Abend kam er gegen neun und blieb bis halb elf, am zweiten Abend fand er sich ein, gleich nachdem Ihr hinausgegangen wart, er ging mit Eurer Mutter fort, kam aber eine Viertelstunde später zurück, um noch eine ganze Stunde bei Eurer Braut zuzubringen. Am dritten Abend sah ich ihn früh eintreten aber erst gegen elf Uhr das Haus verlassen."

„Wie war er gekleidet? Beschreibt mir seine Figur, seinen Gang, seine Haltung."

„Nach seiner Kleidung zu urtheilen, muß er ein feiner Herr sein, er war ziemlich groß, trug einen vollen blonden Bart und blondes, lockiges Haar."

Der Förster biß sich auf die Lippe, daß sie blutete. „Ich kenne ihn," sagte er mit dumpfer, heiserer Stimme. Er wandte dem

Alten den Rücken und stieg rasch die Treppe hinunter.

Es schlug neun Uhr, als er die Kaserne verließ, eine Viertelstunde später trat er in das Wohnzimmer seiner Mutter. — Die alte Frau saß in ihrem mit Leder überzogenen Sessel und las, die Hände in den Schooß gefaltet, in der Bibel. Sie erschrack, als sie so plötzlich in das bleiche, von Wuth und Haß entstellte Antlitz des Sohnes blickte.

„Wo ist Barbara?" war die erste Frage, welche Hugo an die Mutter richtete.

„Ich weiß es nicht," erwiderte die alte Frau, der diese Frage, verbunden mit dem Unheil verkündenden Blicke, Entsetzen einflößte, „Seit Deiner Abreise habe ich sie nicht wiedergesehen."

Der Förster lachte laut und höhnisch auf; es war das Lachen der Verzweiflung. Er warf sich auf einen Stuhl, daß der morsche Sitz krachte.

„Du weißt es nicht? — Leere Ausreden! — Wo ist Georg?"

„Herr des Himmels — meine Ahnung!" rief die alte Frau, sich erhebend. „Er war es, und erst jetzt, nachdem ich ihn hier verloren hatte, muß ich das entdecken!"

„Mich täuscht man nicht so leicht, Mutter," versetzte der Förster mit erzwungener Ruhe. Du wußtest, daß jener Baron von Westen Georg war, wußtest, daß er, um an mir Rache zu nehmen, meine Braut entführen wollte."

In dem Blick der alten Frau leuchtete eine Hoheit, welche dem ungerecht und vorurtheilsvoll anklagenden Sohne Schweigen gebot. „Wenn Barbara entführt ist, wenn jener Baron von Westen sie entführt hat, so höre ich die erste Wahrheit davon aus Deinem Munde," sagte sie ruhig. „Es ist wahr, daß der Baron mit mir über Georg gesprochen, daß diese Zusammenkunft in der Wohnung Barbara's stattgefunden hat, aber mehr weiß ich nicht. Du klagst mich und Deine Braut an. Erinnere Dich jenes Abends vor Deiner Abreise. War Dein jähzorniges Wesen, Dein rohes Betragen geeignet, Liebe für Dich zu erwecken? Wenn Barbara Dir untreu geworden ist, dann magst Du die Schuld Dir allein zuschreiben."

Der Förster hatte sich erhoben, einen Wandschrank geöffnet und aus diesem ein Pistol genommen. Ohne ein Wort zu erwidern, lud er die Waffe.

„Ich weiß nicht, wer Dir ins Ohr geraunt hat, Georg habe Deine Braut entführt," fuhr die Mutter nach einer Pause fort, rathe Dir aber, zuvor der Sache auf den Grund zu gehen, und nicht Deinem Jähzorn zu folgen, der Dich zu einem gräßlichen Verbrechen hinreißen könnte."

Der Förster ließ den Hahn herunter und lud das Pistol mit einer Kugel. „Ich werde mit meiner Untersuchung rasch fertig sein," entgegnete er, ohne aufzublicken.

„Willst Du Dir das Kainszeichen auf die Stirne drücken? Hugo, Hugo, bedenke die grauen Haare Deiner Mutter."

„Hat Georg sie bedacht, als er den Diebstahl beging?" fuhr der junge Mann wild auf. „Er blieb Dein Liebling auch dann noch, als der Assisenhof ihn zu drei Jahre Zuchthaus verurtheilte. Ich dagegen war von jeher ein Fremdling im Elternhause." —

Trotzig blickten die glühenden Augen Hugo's der Mutter in's Antlitz, die alte Frau faltete die Hände, eine Thräne rann über ihre Wangen. Sie erschrack nicht vor diesem Hasse, sie kannte ihn ja seit Jahren; sie vertraute auf Gott, der das Geschick der Menschen lenkt.

Der Förster steckte das Pistol in die Tasche und schnallte den Gurt, an welchem der Hirschfänger hing, fest um seine Hüfte.

„Hugo, eins gelobe mir, bevor Du diese Schwelle überschreitest," nahm die Mutter noch einmal das Wort. „Versündige Dich nicht an Deinem Bruder, denk', es war Deine Mutter, die ihn unterm Herzen trug."

„Ich weiß, wie weit ich gehen darf," brauste der Förster auf, „seinetwegen wird man mich nicht auf das Schaffot schleppen."

„Laß das Pistol hier!" bat die Mutter. „Ich lese einen schrecklichen Gedanken auf Deiner Stirne."

Der Förster schob die alte Frau bei Seite und ging schweigend hinaus.

Einige Bekannte, welche ihm begegneten, grüßten, er dankte nicht; den Blick stier vor sich hingerichtet, durchschritt er eilig die Stra-

ßen, bis er vor dem Gasthofe stand, in welchem damals Völling und der Baron von Westen abgestiegen waren.

Auch diesmal zuckte der Kellner auf die Frage, wohin der Baron gereist sei, die Achseln; ein Goldstück löste ihm die Zunge. Er erklärte, daß der Baron in Gemeinschaft mit dem Gutsbesitzer abgereist und wahrscheinlich auf der Besitzung des Letzteren zu finden sei. —

Am Tage darauf fuhr Hugo in Begleitung des Amerikaners ab.

Zehntes Kapitel.

Geständnisse.

Am Morgen nach jener Nacht, in welcher Völling sein ganzes Vermögen an den Baron verloren hatte, saß Helene traurig und verstimmt in ihrem Boudoir. Das seltsame Wesen des Gatten erregte in hohem Grade ihre Unruhe. Warum wollte er ihr nicht vertrauen, was er mit dem Baron gehabt hatte? Sie wußte, daß er an jenem Abend ihm ins Schlafzimmer gefolgt und bis spät in die Nacht bei ihm geblieben war. Weshalb verschwieg er den Grund dieser Zusammenkunft? — Daß Völling sehr spät zur Ruhe gegangen war, konnte sie daraus entnehmen, daß er jetzt noch schlief. Wie langsam schlichen ihr die Stunden hin! Sie hatte sich fest vorgenommen, den Gatten zu fragen, sobald er ins Zimmer trat, sie wollte, sie mußte Gewißheit haben. — Aber als Völling kam, als sie in sein bleiches verstörtes Antlitz sah, entfiel ihr der Muth. Zwar versuchte sie es, auf jenen Brief anzuspielen, in der Hoffnung, dadurch dem Gatten Veranlassung zu näheren Erörterungen zu geben. Aber Völling brach kurz ab, ja, es schien, als wolle er absichtlich zu verstehen geben, daß solche Erörterungen ihm unangenehm seien. — Draußen im Garten keimte und grünte es, der Hauch des Frühlings belebte die schlummernde Landschaft, die Primeln und Aurikeln blühten, und die Lerchen trillerten ihr lustiges Morgenliedchen. Mit welcher Sehnsucht hatte Helene dem Frühling entgegengesehen, wie manches reizende Luftschloß hatte sie gebaut, als die Tage länger wurden und der Schnee schmolz, als nun der Frühling kam! Jetzt gedachte sie mit Wehmuth der Winterzeit und der innigen vertrauenden Liebe, welche damals der Gatte ihr entgegentrug. — Das Menschenherz hofft und glaubt, und die Hoffnung bricht eine leuchtende Bahn in die dunkle Nacht der Zukunft. Aber das Gestirn trügt, die Wolken des Schicksals verdunkeln es, wenn der Mensch jene Bahn betreten will. Das Herz wird nicht müde zu hoffen, das Leben ist ja nur eine Kette von Hoffnungen und Wünschen!

Wehmüthig sinnend schaute Helene hinaus in den Frühling, — wenn sie schon jetzt die Liebe und das Vertrauen des Gatten verloren hatte, was sollte es dann später werden! Sie blickte sich um, Völling hatte das Zimmer verlassen. Sie stand auf. Vielleicht konnte der Vater ihr Aufklärung geben, vielleicht hatte Völling vor ihm sein Herz ausgeschüttet. Und konnte er es nicht, so mußte er ins Mittel treten, er war ja ihr Vater, ihm durfte der Schwiegersohn eine Erklärung nicht verweigern.

Im Begriff, den Vater aufzusuchen, sah sie den alten Steffens eintreten. Er war bleich, verwirrt, in seinen Zügen las Helene deutlich, daß er eine unangenehme Botschaft brachte. — Eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß sie vor einem Wendepunkt ihres Leben stehe, daß der nächste Augenblick über ihr Glück, ihren Frieden entscheiden werde.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Das Erste möcht' gern Jeder sein,
Die Letzte feste Mauern hat,
Das Ganze, Leser, nennet dir
In Baden eine schöne Stadt.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nr. 62 des Unterhaltungsblattes: „Wahnwitz."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 64. **Donnerstag, den 1. Juni** **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

„Nehmen Sie es mir nicht übel, gnädige Frau, wenn ich Ihnen eine Hiobspost bringe," hob der alte Mann an, indem er verlegen die Mütze in seinen Händen drehte und dabei unverwandt vor sich hinschaute. „Der Herr Verwalter hat mich mit der Mission beauftragt, weil er glaubt, ich sei mit der gnädigen Frau schon länger bekannt und werde besser wissen, wie —"

„Komm zur Sache," fiel Helene ihm in's Wort. „Die Einleitung ängstigt mich mehr als dies Deine Botschaft vielleicht thun würde."

„Verzeihung, gnädige Frau, aber so mit der Thür in's Haus hineinfallen ist nicht meine Sache."

Helene holte einen Stuhl und bat den Alten, sich zu setzen.

Steffens schüttelte den Kopf. „Lassen Sie nur, es wird schon gehen. Der Baron von Westen, Gott möge es ihm vergelten, hat den gnädigen Herrn zum Hazardspiel verleitet. Als der gnädige Herr gestern von der Reise zurückkehrte, hatte er dreißigtausend Thaler verloren, er wollte ein Kapital auf sein Gut aufnehmen, dem Baron die Summe zahlen und dann keine Karte mehr anrühren. Hätte er nur die Kraft gehabt, diesem Vorsatz treu zu bleiben! Aber wen der Satan einmal in seinen Krallen hat, den läßt er sobald nicht wieder los, und dieser Baron, nehmen Sie's mir nicht übel, ist der leibhaftige Gottseibeiuns. Ich habe das Gesicht schon oft gesehen, wüßte ich nur, wann und wo."

„Helene athmete auf. „Wenn's weiter nichts ist, den Verlust kann man verschmerzen.

„Ja, wenn's weiter nichts wäre," fuhr der alte Mann fort. „Aber da konnte der gnädige Herr gestern Abend nicht am Zimmer des Barons vorbeigehen, ohne hineinzublicken, und —"

„Und?" fragte Helene bebend.

„Er trat ein, und die beiden haben bis spät in die Nacht hinein gespielt. Der gnädige Herr hat Alles, Haus und Hof, verloren, nichts ist ihm geblieben. — — So, nun ist's heraus, ich hoffe, Sie tragen mir keinen Groll deßhalb nach."

„Bleich, mit bebenden Lippen stand Helene vor dem alten Mann, dem die Thränen über die Wangen rannen, sie hielt sich krampfhaft an der Lehne des Sessels, um nicht umzusinken. War's nur ein Traum? Wollte Völling ihre Liebe prüfen? Aber nein, der alte Mann sagte die Wahrheit, sie las es in dem feuchten Blick, der dem ihrigen begegnete. „Hat Dich mein Mann beauftragt, mir diese Nachricht zu bringen?" fragte sie nach einer Pause.

„Der gnädige Herr hatte den Verwalter darum ersucht, aber der Verwalter glaubte, ich könne das besser besorgen, deßhalb mußte ich gehen."

Es war also Wahrheit! Helene fühlte, daß sie sich gewaltsam fassen, daß sie ihre ganze Kraft aufbieten mußte, um den harten Schlag des Schicksals ruhig zu ertragen. Sie

hatte geschworen, dem Gatten in Lust und Leid treu zu bleiben, sie wollte diesen Schwur halten. Jetzt kam die Zeit der Prüfung, die Zeit, in der ihre Liebe sich bewähren sollte. —

Bölling trat gleich, nachdem Steffens das Zimmer verlassen hatte, ein. Helene ging ihm entgegen, sie machte ihm keinen Vorwurf. „Und bleibt uns nichts," flüsterte sie, „so bleibt uns doch unsere Liebe. So lange der gütige Vater dort oben uns beisammen läßt, wollen wir nicht gegen seinen Willen murren!"

Ein heller Sonnenstrahl des Glücks fiel in die Nacht der Verzweiflung, welche über der Seele Bölling's lagerte. Noch nie hatte er zuvor so tief in das Herz seines Weibes geblickt, in welchem das Unglück auf ihn einstürmte, sollte er den Schatz, den reichen unerschöpflichen Schatz kennen lernen, den er besaß, den Niemand ihm rauben konnte, Er schloß sie gerührt an seine Brust, Muth und Selbstvertrauen kehrten wieder.

„Dank, tausend Dank für diese Worte!" sagte er, indem er Stirne nnd Lippen Helenens mit glühenden Küssen bedeckte. „Dank aber auch dem Himmel, der Dich mir gegeben hat!"

Helene entwandt sich sanft den Armen des Gatten. „So bleibt uns Nichts?" fragte sie sanft und ohne Vorwurf.

„Nichts!" erwiderte Bölling düster. „Ich habe den Baron gebeten, er möge mir nur soviel lassen, daß ich ein anderes Gut pachten könne. —"

„Bitte nicht, er ist der Bitte nicht werth," fiel Helene ihm in's Wort, „ich werde meinen Schmuck, meine Garderobe, Alles was ich entbehren kann, verkaufen, Du pachtest ein kleines Gut, wir arbeiten soviel wir vermögen, bis das Gut unser ist, und begnügen uns mit dem, was wir haben. Man kann ja auch mit Wenigem zufrieden und glücklich sein."

„Man kann es, aber wirst Du auch den Muth haben, den Spott der Welt zu ertragen, die unserm Stand eher ein Verbrechen, denn Verarmung verzeiht! Wirst Du bei dem Gedanken an die Vergangenheit nicht muthlos werden und mit dem Geschick hadern?"

„Ich werde stark sein," erwiderte Helene ruhig, stark in Deiner Liebe, fest an dem Glauben halten, daß ich glücklich bin und vergessen, daß ich einst reich war."

„So sei es denn, wandern wir die schwere Bahn des Entsagens," entgegnete Bölling, indem er die Gattin umarmte und einen Kuß auf ihre Stirn drückte. „Ich muß für einige Tage scheiden," fuhr er nach einer Pause fort, „es gilt einen letzten Gang, doch habe ich nur geringe Hoffnung, daß ich meinen Zweck erreichen werde. Der Baron hat uns eine Frist von acht Tagen gelassen, er wird heute noch abreisen und erst nach dieser Frist zurückkehren. Bereite Dich also darauf vor, daß wir alsdann das Gut verlassen können."

Er ging, er nahm den Weg durch den Garten, ein Diener wartete mit dem gesattelten Reitpferde, Bölling schwang sich hinauf, grüßte noch einmal hinüber nach dem Fenster, an welchem Helene stand und ritt dann in scharfem Trabe davon — — —

In derselben Stunde saß Barbara in dem reizenden Stübchen eines kleinen Landhäuschens, welches nahe bei dem Gute lag, vor dem Stickrahmen. Sie war erst am Tage vorher in diese kleine trauliche Wohnung eingezogen, welches der Baron für die Dauer eines Monates von dem Eigenthümer gemiethet hatte. Trotz der eleganten Einrichtung, konnte das Mädchen sich hier nicht so recht heimisch fühlen, es wußte ja, daß der Aufenthalt hier nur ein vorübergehender war. Nichts macht dem Menschen die fremde Stätte rascher heimisch, als wenn seine Augen auf bekannten Gegenständen ruhen, wenn er auch hier alten liebgewonnenen Gewohnheiten und Verrichtungen sich hingeben kann. — So nahm denn Barbara gleich am nächsten Morgen den Stickrahmen zur Hand, öfter denn je ruhte ihr Blick auf dem Kanarienvogel und bald gewöhnte sie sich an die fremde Umgebung. Setzt den Armen in ein Haus voll Pracht und Luxus er wird sich nie so heimisch darin fühlen, wie er es in seiner Hütte war, aber gebt ihm seinen Webstuhl mit, daß er arbeiten kann, daß er einen Zeugen seiner Vergangenheit um sich hat, dann wird er sich rasch in die neue Umgebung finden.

Seltsam, aber wahr! Wer allmählig sich zum Wohlstande, zum Reichthum emporarbeitet den wird inmitten seines Reichthums nie ein

Gefühl der Einsamkeit beschleichen, jeder Gegenstand, auf den sein Auge fällt, ist ja ein alter Bekannter, fast an jeden knüpft sich die Erinnerung an ein gutes Geschäft, an eine Ersparniß. Aber der, welcher plötzlich seine Armuth in Reichthum verwandelt sieht, kommt sich vor wie ein Dieb im fremden Obstgarten. Er sieht die herrlichsten Früchte, er darf nur zugreifen, sie sind sein Eigenthum, aber hat er sie im Schweiße seines Angesichts erworben? Hat er ein Recht auf sie? — —

Barbara sang mit leiser Stimme ein Liedchen vor sich hin. Auch das war ein Bekannter, ein guter, alter Freund, der Zeuge mancher frohen und mancher trüben Stunde. Der Kanarienvogel mochte auch diesen Freund kennen, er grüßte ihn mit seinen schönsten Weisen und mischte sein Zwitschern und Schmettern in die helle, liebliche Stimme des singenden Mädchens.

Plötzlich ward die Thüre geöffnet, leise, ein Lächeln auf den Lippen, trat der Baron ein. Barbara stand auf und eilte in seine Arme.

„So halte ich Dich! So bist Du mein, auf ewig mein, und keine Macht soll Dich mir entreißen!" sagte der junge Mann, indem er das erglühende Mädchen fest an sich drückte.

„Auf ewig!" flüsterte Barbara, „keine Macht soll Dich von mir reißen!"

Der Baron setzte sich in einen Sessel, Barbara nahm zu seinen Füßen auf einem Tabouret Platz.

„Ich habe Dich so früh nicht erwartet," sagte sie, „Du versprachst erst gegen Mittag zu kommen und ich glaubte deßhalb, meine Sehnsucht nach Dir bekämpfen zu müssen."

„Der junge Mann legte leise seine Hand auf das seidene gelockte Haar der Geliebten. „Würdest Du mich auch dann noch lieben, wenn ich nicht das wäre, was ich scheine?" fragte er, und seine Stimme zitterte, als er diese Frage stellte.

„Wie Du nur fragen magst! Habe ich Dich nicht geliebt vom ersten Augenblicke an, in welchem ich Dich sah? Frage nicht so mein Geliebter, Dein bin ich, Dein will ich bleiben, und nur der Tod soll Dich von mir scheiden!"

„Und wenn ich nun nicht der Baron von Westen wäre?"

„So bleibst Du doch mein Geliebter!"

„Und wenn ich ein Verbrecher wäre, der keine Stätte findet, wo er sein verfehmtes Haupt betten darf?"

„So ziehe ich mit Dir hinaus in das Elend, in die Verbannung, denn nur da, wo ich in Dein Auge schaue, in Deinen Armen ruhe, ist meine Heimath." —

Namenlose Seligkeit leuchtete in den Augen des jungen Mannes. Er drückte einen Kuß auf die weichen Locken und blickte lange und tief in die seelenvollen Augen des Mädchens. „So höre denn," versetzte er, „und entscheide. Du weißt, daß der Bruder Deines früheren Verlobten, Georg Kraus, wegen Unterschlagung zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde. Er entfloh aus dem Gefängnisse, ging nach Amerika und kehrte von dort unter dem Namen eines Baron von Westen zurück, um an denen, die sein Leben vergiftet, die ihn seiner Ehre beraubt hatten, Rache zu nehmen. Er sah Dich — —"

„Den Schluß kenne ich," sagte Barbara, ihn unterbrechend.

„Nun weißt Du, wer ich bin, ein entsprungener Verbrecher, der nichts sein nennt, als das nackte Leben und den Haß eines Bruders—"

„Daneben aber auch die Liebe eines Mädchens!" nahm Barbara das Wort. „Glaubst Du, Dein Geständniß könne mich wankend machen? — Ich weiß, weßhalb Du ein Verbrecher wurdest, Deine Mutter hat es mir ja oft gesagt. Ich folge Dir, wohin Du auch gehen magst. Das ist meine Entscheidung!"

Georg drückte schweigend das liebeglühende Mädchen an sein Herz. Es war einer jener feierlichen erhabenen Augenblicke, wie sie nur selten im Menschenleben vorkommen, in welchen das Herz für die Seligkeit, die es durchströmt, keine Worte findet. — „Wärst Du mir früher begegnet," murmelte er leise, „ich hätte den Glauben an Liebe und Menschheit niemals verloren!"

Barbara war ebenfalls in tiefes Sinnen versunken. Plötzlich fuhr sie zusammen.

„Was ist?" fragte Georg erschreckt.

„Ich dachte daran, wenn Hugo zurückkehrte und Dich bei mir fände," entgegnete

das Mädchen bebend. „Er würde uns beide morden."

Ein düsterer Schatten flog über das Antlitz des jungen Mannes. „Sei unbesorgt," erwiderte er, „Hugo ist auf der See, er wird nicht eher zurückkommen, bis ich es will und dann dürfte es ihm schwer fallen, unsere Spur zu finden."

„So steht es fest bei Dir, daß wir nach Amerika reisen?"

„Ja, wenn nicht — — doch reden wir jetzt nicht weiter darüber, die nächsten Tage werden über unsere Zukunft entscheiden. Liegt es doch in der Möglichkeit, daß ich ergriffen und in's Gefängniß zurückgebracht werde, dann—"

„Sprich nicht so," bat das Mädchen, „der Gedanke an eine Trennung hat für mich etwas Schreckliches."

„Aber der Spruch des Schicksals muß erfüllt werden."

„Er muß, und ich werde mich ihm fügen," fuhr Barbara entschlossen fort. „Ich bleibe Dir treu, geduldig will ich Deiner Rückkunft harren."

Eine Weile sah Georg schweigend vor sich hin. „Wie mag es wohl kommen, daß unsere Herzen so rasch und so eng miteinander verbunden sind?" sagte er. „Nie habe ich bei einem Weibe eine so glühende, Alles opfernde Liebe gefunden, wie Du sie mir entgegenbringst."

„Weiß ich's doch selbst nicht!" entgegnete Barbara heiter lächelnd. „In meinen Adern rollt das Blut meiner Mutter, auch sie liebte meinen Vater so glühend, so leidenschaftlich, daß die Trennung von ihm ihr das Herz brach. — Auch in meiner Vergangenheit ist ein dunkler Flecken," fuhr sie nach einer Pause fort, „auch ich habe Dir zu berichten. — Meine Mutter war eine Stickerin, wie ich. Sie soll schön, tugendhaft und sehr witzig gewesen sein, so sagte mir meine Pflegemutter, welche sie von frühester Kindheit an kannte. Sie war fleißig und geschickt, ihr Verdienst reichte hin, die geringen Bedürfnisse zu bestreiten und eine weise Sparsamkeit ermöglichte es ihr, einen Nothpfennig zurückzulegen. Sie sang vom frühen Morgen bis an den späten Abend, ihre Bekannten und Nachbarn nannten sie nur: „Die Lerche." Nichts konnte ihr diese Heiterkeit rauben, sie war gleichsam ihre zweite Natur, der Sonnenschein ihres Lebens. Aber eines Tages sang sie nicht mehr, und die Nachbarn sagten: „Die Lerche ist entweder krank, oder sie hat Kummer." Und doch täuschten die guten Leute sich. Meine Mutter war nie so froh, so glücklich gewesen, wie gerade an jenem Tage. Muß man singen, wenn man froh und glücklich ist? Gibt es nicht ein unnennbares, süßes Glück, welches man tief in seine Brust verschließt, welches man keinem Auge zeigen mag, weil man befürchtet, dann desselben beraubt zu werden? Gibt es nicht ein solches Glück? O, ich glaube doch, und wir beide, Georg, können die Existenz desselben gewiß nicht bestreiten. Meine Mutter liebte, und ihre Liebe wurde erwidert. Er war reich, sie arm, er war der Sohn eines Bankiers, sie eine arme Waise, welche durch ihrer Hände Arbeit das tägliche Brod verdienen mußte. Aber fragt die Liebe nach diesen Nebendingen? Und wenn man jung und geliebt ist, glaubt man nicht an jeden rosigen Traum, den die erregte Phantasie uns vorgaukelt? Die beiden liebten einander verstohlen und heimlich, die Menschen durften ja nicht wissen, daß der Sohn des Bankiers sich zu der Stickerin erniedrigte, sie durften nicht wissen, daß die Tochter aus dem Volke das Verbrechen begehen wollte, sich zu einem höheren Stande emporzuschwingen. — Ihre Liebe war in den Augen der Welt ein Verbrechen, meine Mutter ahnte es nicht. Sie vertraute darauf, daß der Geliebte sie zum Altar führen werde, er hatte es ihr ja gelobt. Sie dachte nicht daran, daß die Geldsäcke des Bankiers ein unübersteigbares Hinderniß waren zwischen ihr und dem Geliebten, sie dachte überhaupt nicht an das Geld, noch an jene vornehme Welt, in welche sie eingebürgert werden sollte, sie dachte nur an ihn, von dem sie nimmer lassen konnte. Und er war so lieb, so gut, stets heiter und liebevoll. Es müssen Stunden unsäglichen Glücks gewesen sein, welche die Beiden in dem kleinen Zimmer meiner Mutter verbrachten, aber die Stunden verstrichen, der Traum verrann. Das Glück hatte kaum begonnen, so näherte es sich auch schon mit jedem Tage mehr und mehr seinem Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 65. Sonntag, den 4. Juni **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr mochte seit dem Tage der Verlobung verflossen sein, als meine Mutter eines Abends vergeblich auf den Geliebten wartete. Er kam nicht, er kam auch am zweiten und dritten Abend nicht. Meine Mutter, in Angst und Sorgen um ihn, eilte in das Haus seines Vaters. Sie erwartete ihn dort krank zu finden, und wer konnte besser ihn pflegen, als sie? Unter dem Vorwande, sie sei von dem jungen Herrn beauftragt, eine Stickerei anzufertigen, für welche sie das Muster holen wolle, erlangte sie Eintritt in das Haus. Er war nicht krank, der Diener führte sie in sein Zimmer. Aber wie hatte er sich verändert in den drei Tagen! Seine Wangen waren hohl und bleich, seine Augen trüb und erloschen, er glich in seinem Gang, seinen Bewegungen, seinem ganzen Wesen einem Irrsinnigen, den man um sein Glück betrogen hat. Als er meine Mutter sah, stürzte er ihr zu Füßen, er bedeckte ihre Hände mit Küssen und bat sie, ihm zu verzeihen, ihn zu vergessen.

Einen Augenblick schwieg das Mädchen, Georg war erschüttert.

„Es ist das alte Lied," hob sie endlich wieder an, „der Fluch der Mutter entbindet den Sohn des Versprechens, welches er dem armen vertrauenden Mädchen gegeben hat. Der Vaterfluch ist das moderne Gespenst, welches hohläugig, mit geschwungener Geißel den Bräutigam aus den Armen der verzweifelnden Braut reißt und die Töchter aus dem Volke in die Schande und das Elend stürzt. Der Vaterfluch, das Ueberbleibsel des barbarischen Mittelalters, ist das Schreckbild, welches tief in die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft eingreift, welches tausend und abertausend Opfer verschlingt. Auch jener Bankier hatte seinem Sohne gedroht, ihn zu enterben, ihm zu fluchen, wenn er es wage, die Bettlerin zu heirathen. Ihm war, Dank den Bemühungen seiner Eltern, bereits eine andere Braut bestimmt, die Tochter eines reichen Kaufmannes, und er mußte sich dem Willen des Vaters fügen, wollte er nicht dessen Fluch auf sein Haupt laden. — Er hatte es nicht über sich bringen können, dies meiner Mutter mitzutheilen, er wollte schreiben, aber auch dazu konnte er sich nicht entschließen. Jetzt als die Geliebte ihn aufsuchte, als sie ihm gegenüber stand, entdeckte er ihr Alles. Meine Mutter brach ohnmächtig zusammen. Als sie zur Besinnung zurückkehrte, verließ sie, ohne den characterlosen Geliebten eines Wortes, eines Blickes zu würdigen, das Haus, und Tags darauf auch die Stadt. Nie erfuhr mein Vater, wo sie geblieben ist. Vier Monate darauf ward ich geboren, meiner Mutter kostete meine Geburt das Leben. Die Freundin, zu welcher sie sich geflüchtet hatte, nahm sich meiner an, erst in späteren Jahren erfuhr ich die Geschichte meiner unglücklichen Mutter. Haß gegen meinen Vater erfüllte mein Herz, ich wollte seinen Namen, die Stadt, in der er wohnte, wissen, meine Pflegemutter verschwieg mir beides, sie mochte befürchten, ich würde mich zu unbesonnenen Thorheiten hinreißen lassen.

„Und das Geheimniß blieb Dir bis heute verhüllt?" fragte Georg, als Barbara schwieg. „Hinterließ Deine Mutter nichts, was Dich auf eine Spur hätte führen können?"

„Nur dieses Medaillon," entgegnete das Mädchen, indem es eine goldene Kapsel aus dem Busen zog und sie dem jungen Manne überreichte. „Es enthält einige Haare meiner Mutter, eine Locke meines Vaters und ein kleines zierliches Billet, welches mein Vater vielleicht in den ersten Tagen seiner Liebe geschrieben hat."

Georg öffnete die Kapsel und entfaltete das Billet. Es enthielt die wenigen Worte: „Treue bis übers Grab hinaus! Erstaunen und Ueberraschung spiegelten sich in dem Blick des jungen Mannes, dann glitt ein zufriedenes Lächeln über sein Antlitz. „Laß mir diese Reliquie," sagte er, „ich werde sie Dir wieder geben, sobald ich von einer kleinen Reise zurückkehre."

„Du willst verreisen?" fragte Barbara erbleichend.

Georg nickte. „Noch heute. Es ist eine Reise, von der Manches abhängt, ich darf sie nicht verschieben. Aengstige Dich während meiner Abwesenheit nicht, spätestens in drei Tagen bin ich zurück."

Es war nicht Mangel an Vertrauen, was das Herz Barbara's so hörbar pochen ließ, es war die Furcht, der Geliebte könne gefangen und ins Gefängniß zurückgebracht werden. Was sollte sie dann beginnen?"

Georg las diesen Gedanken in den Augen der Geliebten. „Bin ich nach jenen drei Tagen nicht zurück, so warte den fünften und sechsten noch ab, dann aber weißt Du, wo ich bin," sagte er. „Ich werde dann in der dunklen Kerkerzelle Dein gedenken und die Tage zählen, bis ich wieder in Deinen Armen ruhen, in Deine Augen schauen darf. Damit Du aber während dieser Zeit nicht Mangel leidest, nimm diese Banknoten, sie werden Dich jeder Sorge in dieser Beziehung überheben. — Er öffnete seine Brieftasche und gab dem Mädchen einige Banknoten. — „Und nun Gott befohlen!" fuhr er fort, indem er die Geliebte stürmisch an sich zog. „Der Himmel wird über unsre Liebe wachen!"

Schluchzend hing Barbara an seinem Halse, was war für sie das Leben ohne ihn!

Elftes Kapitel.

Die Liebe gebieret den Haß und tödtet ihn.

Helene hatte gleich nach der Abreise ihres Gatten sich in ihr Schlafgemach begeben. Ihr Entschluß stand fest, sie entsagte dem Reichthum willig, und eine Freudigkeit, an welche sie vielleicht früher bei dem Gedanken an die Möglichkeit einer solchen Entsagung nicht geglaubt hätte, erfüllte ihre Seele. Sie fühlte jetzt, daß ihre Liebe dem Gatten Alles sein, daß ihre Liebe ihm Alles ersetzen mußte, dafür aber gehörte jetzt auch der Gatte ihr, ihr ganz allein. Obgleich sie die Besorgung des Hauswesens erlernt hatte und auch so ziemlich verstand, war sie doch bis jetzt noch nie in den Fall gekommen, ihre theoretischen Kenntnisse practisch prüfen zu können. Bei dem Vater mußte sie die Honneurs machen, Böling wollte seine Frau nicht in der Küche wissen. — Nichts ist jungen Mädchen interessanter, als einen Blick in das Hauswesen ihrer vermählten Freundinnen werfen zu können, nichts fesselt sie mehr, als wenn sie das Schalten und Walten der Hausfrau am eigenen Heerde beobachten können. Helene hatte oft ihre Freundinnen beneidet und sich danach gesehnt, in der Küche und in den Vorrathskammern wirthschaften zu können, jetzt sah sie diesen Wunsch erfüllt, und die Freude darüber ließ sie die Bitterkeit des Entsagens vergessen. Wie alle junge Frauen, die das zwanzigste Jahr noch nicht überschritten haben, also noch im letzten Stadium der Mädchen-Periode stehen, sah sie leicht und oberflächlich über ernste Verhältnisse hinweg, ihrem flüchtigen Blick entgingen die schwarzen Gestalten, welche unten in der Tiefe lauerten, bereit, sich auf ihr Opfer zu stürzen, sobald der Augenblick dazu kam. Sie kannte diese schwarzen Gestalten, die Sorgen mit ihrem finstern Gefolge noch nicht, und wußte noch nicht, wie rasch die Blumen des Lebens unter ihrem eisigen Hauche welken und sterben! — —

Sie war in ihr Schlafgemach gegangen, um dort ihren Schmuck, ihre Garderobe zu

mustern und zu berechnen, wie viel der Erlös aus diesen ihr jetzt entbehrlichen Gegenständen betragen werde. Sie glaubte, der Betrag werde hinreichen, die Pacht für das erste Jahr zu zahlen, Bölling war ein tüchtiger Landwirth, sie wollte eine fleißige, sorgsame Hausfrau sein, es mußte mit besonderen Dinge zugehen, wenn sie es nicht mit der Zeit dazu brachten, das kleine Gütchen kaufen zu können. — Armes Kind! Sie bedachte nicht, daß nur der Reiz der Neuheit sie Gefallen an der Arbeit finden ließ, daß die Zukunft ihr nur als ein Idyll mit Glacéhandschuhen, als ein Schäferspiel aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten vor Augen schwebte, daß, wenn jener Reiz geschwunden war, die nackte Wirklichkeit mit ihren strengen, ernsten Forderungen sie in die Vergangenheit zurückblicken lassen würde! Der Gedanke an den unverantwortlichen Leichtsinn des Gatten, der in einer Nacht sein ganzes Vermögen den Launen des Glücks oder der Verwegenheit eines raffinirten Spielers preisgab, kam ihr jetzt nicht in den Sinn; wäre er in ihrer Seele aufgetaucht, sie würde ihn zurückgedrängt, den Gatten entschuldigt und die ganze Schuld dem Baron zugeschoben haben. Wie aber dann, wenn in späteren Tagen sie unmuthig und unzufrieden auf die Katastrophe zurückschaute, welche sie so plötzlich in den Strudel des Alltagslebens gestürzt hatte? Ob sie wohl auch dann noch den Gatten entschuldigte? War es nicht wahrscheinlich, daß dann bittere Vorwürfe den leichtsinnigen Verschwender trafen? An die Möglichkeit einer solchen Sinnesänderung dachte Helene nicht, sie war ja noch ein Kind, ein heitres sorgloses Kind. — Sie hatte eben die Schränke und Schatullen wieder geschlossen, als Steffens eintrat und ihr meldete, der Baron von Westen wünsche ihr seine Aufwartung zu machen. — Helene erschrack. Hatte Bölling ihr nicht gesagt, der Baron, der ihr in tiefster Seele verhaßt war, werde das Gut verlassen und erst nach acht Tagen zurückkehren? Was wollte er noch hier? Weshalb verlangte er diese Unterredung? Hatte er vielleicht ihre Abneigung gegen ihn bemerkt und er kam jetzt, sich an ihrer Verlegenheit, an ihrem Gram zu weiden? Der letzte Gedanke bewog sie, seinen Besuch anzunehmen. Er sollte sehen, daß sie gefaßt war, daß sie dem Schicksalsschlage eine feste heitre Stirne bot. —

Als Georg eintrat, mußte er die Ruhe, die wenn auch erzwungene Heiterkeit der jungen Frau bewundern. Sie lud ihn ein, Platz zu nehmen und setzte sich dann in ihren Fauteuil. „Sie haben eine Unterredung gewünscht," sagte sie ruhig, „reden Sie, ich höre, nur möchte ich Sie bitten, sich kurz zu fassen."

„Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, welchen Verlust Ihr Herr Gemahl im Spiele gehabt hat," hob Georg zögernd an.

„Allerdings," entgegnete Helene rasch. „Wenn dieser Verlust das Thema unserer Unterredung bilden soll, so bedauere ich, darauf nicht eingehen zu können, mein Gatte wird —"

„Entschuldigen Sie," fiel der junge Mann ihr ins Wort, „dieser Verlust, oder vielmehr die Ursache dieses Verlustes geht Sie mehr an, als Sie vielleicht ahnen. Erlauben Sie, daß ich um einige Jahre zurückgreife und Ihnen jene Zeit in's Gedächtniß rufe, in der Sie noch nicht die Gutsbesitzerin Bölling waren. Sie hießen damals Helene Weber, und ein junger Mann, Georg Kraus, pries sich glücklich im Besitz ihrer Liebe. Hören Sie mich ruhig an," fuhr er fort, als er bemerkte, daß Helene entrüstet aufspringen wollte, „ich werde mich kurz fassen. Georg Kraus liebte sie mit leidenschaftlicher Gluth, vielleicht war es nur ein Reflex dieser Gluth, was ihm aus Ihren Augen widerstrahlte. Dann täuschte er sich selbst, vordem glaubte ich, daß Sie ihn täuschen."

„Mein Herr!"

„Verzeihen Sie, wenn ich scharf und bitter bin, die Sonde des Wundarztes schmerzt, aber sie hat auch ihr Gutes. Eines Tages wurde Georg verhaftet, er hatte die Bücher gefälscht. Man fand nur eine Fälschung und — der Wahrheit die Ehre — Kraus war schuldig. Kurz vorher hatte er bei ihrem Vater um Ihre Hand angehalten, er glaubte, Sie erwiderten seine Liebe, Sie hatten es ihm ja zugeschworen. Kraus beging den Betrug, um seiner Mutter aus der Noth zu helfen. Man sagt, der Zweck heilige die Mittel, fern sei es von mir, diesen Lehrsatz der

Jesuiten adoptiren zu wollen. Aber die Ursache des Betrugs, der redliche Vorsatz des Fälschers, die Summe zu ersetzen, sobald er die Mittel dazu besaß, konnten als Entschuldigungsgründe gelten. Ein Anderes war es, wenn mehrere Fälschungen vorlagen. Man fand sie nicht, aber es kostete nur geringe Mühe, sie durch Aenderung einiger Zahlen zu schaffen, Kraus mußte ja für einige Zeit unschädlich gemacht werden. Er wurde zu dreijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt und entsprang. Wissen Sie, weßhalb er floh? Er hatte in seinem Kerker vernommen, daß sie ihm die Treue brachen, daß Sie im Begriff standen, einem Andern die Hand zu geben, über welche Sie nicht mehr verfügen konnten. Sie werden Sich damit entschuldigen, durch die Verhaftung und Verurtheilung des jungen Mannes seien Sie Ihres Wortes entbunden worden. Ich gebe Ihnen Recht. Kraus aber glaubte an wahre Liebe, die Alles opfert und nie an dem Geliebten zweifelt. Er sah sich getäuscht, das erbitterte ihn. Er entsprang mit dem festen Entschluß, sich zu rächen. Er hatte den Glauben an die Menschheit verloren. Der Flüchtling entkam glücklich nach Amerika, von dort kehrte er, nachdem man ihn hier vergessen hatte, zurück. Sie waren reich, glücklich, und von Ihrem Gatten angebetet. Er wollte ihr Glück vernichten, Ihnen die Liebe des Gatten rauben. Aber an dem Edelsinn Bölling's scheiterten seine Einflüsterungen, die Liebe des Gatten zu Ihnen konnte er nicht untergraben."

„Deshalb verführte er ihn zum Spiele," nahm jetzt Helene das Wort, welche schon längst die Maske des Barons durschaut und den früheren Geliebten erkannt hatte. „Mein Herr, es wird mir jetzt in den Ereignissen der letzten Tagen Manches klar, was mir bisher dunkel und räthselhaft erschien. Ich gestehe Ihnen ohne Scheu, daß ich diese Rache eines gebildeten Mannes unwürdig finde, daß ich sie nur dann begreifen kann, wenn ich bedenke, welchem Orte dieser Rächer entflohen ist. War Kraus überhaupt berechtigt, sich an dem Kinde zu rächen, welches, in solchen Dingen unerfahren, sich willenlos dem Zauber hingab, mit welchem der junge Mann es umstrickte?" An wem war es, tiefer zu blicken, die Verhältnisse zu erwägen und zu prüfen, ob die Liebelei zu einem glücklichen Ende führen könne?"

Georg war auf diesen gerechten Vorwurf nicht vorbereitet, er fühlte sich getroffen.

„Gehen Sie mein Herr," fuhr Helene fort. „Sie sehen, ich bin auf Alles gefaßt; so lange mir die Liebe meines Gatten bleibt, bin ich glücklich und zufrieden, und diese Liebe können Sie mir nicht rauben. — Ich will Ihnen nicht Böses mit Bösem vergelten, — was hindert mich, meine Diener zu rufen, Sie ergreifen und in's Gefängniß zurückführen zu lassen?"

„Nichts!" entgegnete Georg verwirrt. „Ich würde mich dem Willen des Schicksals fügen. Sie haben das Urtheil über mich gesprochen, es ist gerecht. Gleich einem Schulknaben stehe ich vor Ihnen, während ich glaubte, den Beleidigten, den Gekränkten spielen zu dürfen. Ich bekenne das unverhohlen, wenn ich auch weiß, daß ich Ihre Achtung mir dadurch nicht wieder gewinnen werde."

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Es ist ein Riese, große Thaten
Bracht er auf dieser Welt hervor;
Es ist ein Zwerg, den ungeachtet
Der ärmste Bettler oft verlor;
Es ist ein Balsam für die Wunden,
Ein Gift, das oft getödtet schon;
Es dient zur Züchtigung dem Bösen,
Es ist dem Treuen süßer Lohn.

Es ist ein Bild, mit Kunst gemalet,
Es ist ein wunderbar Gewand,
Es ist 'ne Waffe, fein geschmiedet,
Es ist ein heilig' Unterpfand;
Es ist ein Pfeil, der nur sehr selten
Das, was er treffen will, verfehlt;
Es ist ein Ding, das mit dem Körper
Den Geist auf's Innigste vermählt.

Auflösung der Charade in Nr. 63 des Unterhaltungsblattes: „Freiburg."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 66. **Dienstag, den 6. Juni** **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Er nahm sein Portefeuille aus der Tasche und legte den Schuldschein auf das Tischchen, welches vor dem Fauteuil stand. „Sie haben Recht, nichts berechtigt mich zu einer Rache," fuhr er fort, „ich sehe mein Unrecht ein, und es betrübt mich tief, daß ich, meiner Leidenschaft folgend, zu einer so niedrigen Handlung mich hinreißen ließ. Geben Sie jenen Schein Ihrem Gatten zurück, sagen Sie ihm, daß ich ihn um Verzeihung bäte."

Ueberrascht sah Helene dem jungen Mann ins Antlitz.

„Wenige Worte werden Ihnen meine Sinnesänderung klar machen," fuhr Georg fort. „Ich war erbittert, ich haßte die Menschheit, als ich wegen Fälschungen, die ich nicht begangen hatte, zu entehrender Zuchthausstrafe verurtheilt wurde. Mein Haß wuchs, als ich erfuhr, daß die, welche ich von ganzer Seele liebte, welche mein ganzer Trost in dieser finstern Nacht blieb, den Schwur der Treue gebrochen hatte. Ich glaubte nicht mehr an Liebe. Ich entsprang, um mich an der bürgerlichen Gesellschaft zu rächen, welche mich um mein Glück betrogen hatte. Ich sagte mir, diese Menschen haben Dich ausgestoßen, sie sind alle nicht besser wie Du, Du hast ein Recht, Dich an Ihnen zu rächen. Die Rache gelang mir, aber ich freute mich ihrer nicht mehr. Ich suchte die Liebe nicht, denn ich haßte sie, aber sie suchte mich, und mein Herz konnte ihr den Eintritt nicht wehren. In dem Grade, wie die Liebe in meinem Herzen wuchs, in dem Grade welkte der Haß hier; entweder das Unkraut überwuchert die Blume, oder die Blume erstickt das Unkraut. In meinem Herzen hatten beide Fälle stattgefunden. Der Haß hatte die Liebe getödtet, jetzt erstickte die Liebe wieder den Haß. Deshalb betrat ich diese Schwelle mit dem festen Vorsatz, Ihnen das Glück zurückzugeben, welches ich Ihnen geraubt hatte."

Helene war verwirrt, sie konnte diesen Charakter nicht ergründen. Er lag vor ihr, ein dunkles Räthsel, vergebens bemühte sie sich, dieses Räthsel zu lösen.

„Ich habe eine Braut," nahm nach einer kurzen Pause Georg wieder das Wort, „sie weiß, wer ich bin, sie weiß, daß jede Minute mich in's Gefängniß zurückführen kann, aber sie schreckt vor dem Dunkel, welches vor mir liegt, nicht zurück. Ihr frommes, reines Herz zweifelt nicht an mir, ihre Liebe wird mir bleiben. Sie weiß, weshalb ich ein Verbrecher ward, sie weiß, daß ihre Liebe mir mein Selbstvertrauen zurückgeben, mich auf die Bahn des Guten zurückführen wird. — Eine Bitte habe ich an Sie, nehmen Sie sich dieses Mädchens an, wenn ich in den Kerker zurückkehren muß."

„Das will ich," entgegnete Helene rasch, „sie soll in mir eine Freundin finden. Aber nun flüchten Sie, Niemand kennt sie" —

Georg machte eine abwehrende Bewegung. „Des Menschen Geschick hängt nicht von seinem eigenen Willen ab," versetzte er düster, „ich muß der innern Stimme folgen, welche

mir diese Flucht verbietet. — Ich bin schwach geworden, schwach wie ein Kind," setzte er leise hinzu.

Helene erhob sich. Wäre die Schuld ihres Gatten eine andere als eine Spielschuld gewesen, hätte nicht Georg selbst den Gutsbesitzer zum Spiel verführt, sie würde den Schuldschein zurückgewiesen haben; jetzt aber wollte sie die Entscheidung darüber dem Gatten überlassen. Sie trat an's Fenster, Georg nahm das als ein Zeichen der Verabschiedung. „Leben Sie wohl," sagte er, „wenn in dem Sonnenschein der künftigen Jahre das Andenken an mich gleich einem schwarzen Schatten ihrer Seele vorübergleitet, dann lassen Sie mir Gerechtigkeit widerfahren."

Er ging hinaus, noch ehe Helene, welche sich in der Nähe dieses Mannes beengt fühlte, sich auf eine Antwort besonnen hatte. Ohne sich aufzuhalten, begab er sich in die Gesindestube. Der Kammerdiener befand sich allein dort. „Du bist von heute an aus meinem Dienste entlassen," sagte Georg zu dem erstaunt aufschauenden Diener. „Unser Contract lautet auf vierwöchentliche Kündigung, hier ist Dein Lohn für die nächsten vier Wochen. Wohin willst Du Dich wenden?"

Der Diener nahm die Banknoten und bat um nähere Aufklärung über den Grund dieser so plötzlichen Entlassung. „Die Verhältnisse zwingen mich dazu," entgegnete Georg ruhig, „Du wirst Dein Zeugniß oben im Zimmer finden und darin lesen, daß ich mit Dir zufrieden war. Also wohin willst Du Dich wenden?"

„Nach Amerika," versetzte der Diener nach kurzem Nachdenken, entschlossen, „ich kann mich in die europäischen Verhältnisse nicht finden, drüben gefällt es mir besser."

„Ich sah diesen Entschluß voraus, hier nimm das Reisegeld und sorge, daß Du glücklich hinüber kommst. Jetzt bitte den Herrn Commerzienrath Weber in meinem Namen um eine kurze Unterredung, packe mein Garderobe in die Reisetasche und sage dem Kutscher, er solle anspannen, die gnädige Frau habe es befohlen. Hast Du dies Alles besorgt, dann magst Du gehen, ich halte Dich nicht länger." —

Ein halbe Stunde später fuhren Georg und der Commerzienrath in derselben Richtung ab, in welcher am Morgen Bölling fortgeritten war.

Zwölftes Kapitel.

Die Vergeltung.

Bölling hatte sein Pferd nicht geschont. Er erreichte die Eisenbahnstation kurz vor Mittag und konnte also den Zug, der gleich nach zwölf Uhr abfuhr, noch benutzen. — Am nächsten Morgen befand er sich in der Vaterstadt Helene's. Nachdem er im Gasthofe gefrühstückt und seinen Anzug geordnet hatte, ging er zu seinem Freunde Schmerling, der beim Eintrit des Gutsbesitzers eben im Begriff stand, auszugehen. Der verstörte Blick, die bleichen Wangen und die sorgenvoll gefurchte Stirne des jungen Mannes machten der Kaufmann stutzig, er ahnte, daß der eisig Hauch des Schicksals plötzlich die Lebensblüthen dieses jugendlichen Herzens berührt hatte. Wenn dem Frühling die ersten Blüthen sich erschlossen haben, dann kehrt oft in stiller Nacht der neidische Winter zurück. Er haßt die Blumen, leise schreitet er über die Fluren, und der Morgen findet die zarten Kinder des Frühlings todt unter dem weißen Leichentuche! —

Bölling hatte auf den Beistand Schmerling's gerechnet: er sagte sich, Schmerling sei, wenn auch nicht reich, doch vermögend, dazu sein Jugendfreund und werde deshalb bereitwillig eine kleine Summe vorstrecken. Er war zum ersten Mal in die Nothwendigkeit versetzt, die Freundschaft um eine Gabe ansprechen zu müssen, er wußte noch nicht, daß in den meisten Fällen die Freundschaft hier ein Ende hat. — Ich sage in den meisten Fällen, weil ich Ausnahme gelten lassen will. Aber der Himmel weiß es, wie dünn diese Ausnahmen gesäet sind. — Schmerling zählte nicht zu ihnen. Er zuckte bedauernd die Achseln, zog die Augenbrauen fragend in die Höhe und äußerte, daß es ihm sehr leid thue, die Bitte des Freundes nicht erfüllen zu können, er habe vor einigen Tagen bedeutende Geschäfte abgeschlossen und die flüssigen Fonds zur Deckung der Facturen benutzt. Wäre

Völling nur um acht Tage früher gekommen, dann hätte er gerne auf ein Geschäft verzichtet, um dem Freunde zu helfen.

Völling glaubte nicht an die Aufrichtigkeit dieser Entschuldigung. Kannte er auch diese geschmeidige, gesuchte Höflichkeit, dieses Uebermaß von Bedauern noch nicht aus Erfahrung, er fühlte doch, daß jenes Bedauern nicht aus dem Herzen kam, Den schlagendsten Beweis dafür gab ihm die Eile, welche Schmerling plötzlich an den Tag legte, die kalte Einladung zum Mittagessen, in der jedes Wort verrieth, daß auf eine ablehnende Antwort gehofft wurde.

Völling kehrte niedergeschlagen in den Gasthof zurück. Die Noth ist erfinderisch, sie glaubt aus jedem Strohhalme einen Baum voll Blüthen und Früchte schaffen zu können. — Völling entsann sich des Falliments seines Schwiegervaters, seiner Unterredung mit dem Agenten und dem jetzigen Inhaber des Bankgeschäfts. Vielleicht gelang es ihm, durch Vermittlung des Assessors von dem ehemaligen Buchhalter des Commerzienraths einen Theil der erschwindelten Summe zurückzuerhalten. Er begab sich unverzüglich auf den Weg zur Wohnung des Assessors. Waldau hatte dieselbe bereits verlassen, er befand sich in der Gerichtssitzung, und seine Hauswirthin glaubte, daß er vor Abend nicht zurückkehren werde. Für den Verzweifelten ist jedes schwache Reis eine Stütze, an die er so lange glaubt, bis sie unter ihm zusammenbricht.

Völling beschloß zu warten. Ob er einen Tag früher oder später zurückkehrte, was machte es ihm aus, er kam immer noch früh genug, der Armuth die Thüre zu seinem häuslichen Heerde zu öffnen. Zudem wollte er ja auch hier den Untergangsact anfertigen lassen, er mußte also ohnehin seine Rückreise auf den nächsten Tag verschieben, da es heute schon zu spät war, den Notar aufzusuchen. Gegen Abend ging Völling wieder in die Wohnung des Assessors, er war noch nicht zurückgekehrt. Er ersuchte die Hauswirthin, ihm den Juristen zuzuschicken, gab ihr die Adresse des Gasthofes und ging dann wieder in diesen zurück.

Als er in den Speisesaal trat, fiel sein erster Blick auf seinen Schwiegervater und den Baron von Westen, welche während seiner Abwesenheit eingetroffen waren. Er blieb auf der Schwelle des Saales stehen. Was wollten die beiden hier? Hatte der Baron den Commerzienrath in die Sachlage eingeweiht? Oder war er gekommen, um bei der Uebertragung des Gutes zugegen zu sein?

Der Commerzienrath erhob sich und näherte sich seinem Schwiegersohn.

„Was will jener Mensch hier?" war die erste Frage Völlings. „Setzt er in mich so geringes Vertrauen, daß er glaubt, ich wäre nur abgereist, um meinen Verpflichtungen gegen ihn mich zu entziehen?"

„Ich weiß es nicht," flüsterte der Commerzienrath, dem von jenen Verpflichtungen noch nichts ahnte und deshalb den Sinn der Worte Völling's ebensowenig verstand, wie er sich das verstörte Wesen desselben erklären konnte. „Der Baron ersuchte mich, ihn hierher zu begleiten, es liege in Deinem und meinem Interesse, und ich kam seiner Bitte, wenn auch ungern, nach."

Georg war ruhig sitzen geblieben. Er hatte beim Eintritt des Gutsbesitzers nur flüchtig aufgeschaut und dann Schreibmaterialien gefordert. Er schrieb, während die Beiden an der Thür des Saales miteinander sprachen.

Als Völling und dessen Schwiegervater sich dem Tische näherten, hatte Georg zwei Briefe gesiegelt und adressirt; der erste trug die Adresse: „Herrn Helmes, Chef des Hauses Weber und Comp." Er übergab die beiden Briefe dem Oberkellner, trug ihm auf, dieselben schleunig besorgen zu lassen und winkte, nachdem er mit dem Besitzer des Gasthofes leise einige Worte gewechselt und von diesem einen Schlüssel erhalten hatte, den Beiden, ihm zu folgen.

Mechanisch gehorchten sie. Sie vermutheten, daß der Baron ihnen ein Geheimniß mittheilen wolle, ohne sich darüber Rechenschaft ablegen zu können, welcher Art dieses sein werde.

Georg führte seine Begleiter in ein Zimmer des ersten Stockes, welches, nach der eleganten Einrichtung zu schließen, der Salon für die vornehmsten Gäste war. Es stand durch eine Flügelthüre mit einem kleinen Kabinet in

Verbindung, in welchem sich zwei Betten befanden.

Georg zündete die beiden Kerzen an, welche auf dem Konsoltische standen und ersuchte seine Begleiter, sich zu setzen.

„Sie werden eine Erklärung von mir verlangen," nahm er das Wort, ohne den finstern Blick Bölling's zu beachten, ich bitte Sie, sich einige Minuten zu gedulden, bis die beiden Herren, welche ich hierher bestellte, eingetroffen sind."

„Ich glaube einer näheren Erklärung nicht zu bedürfen," entgegnete Bölling mit bitterem Hohn. „Sie erwarten nur den Notar und die Zeugen, um Ihre Ansprüche auf mein Gut sicher zu stellen."

Georg richtete sich stolz auf. „Ihr Verdacht ist beleidigend," entgegnete er ruhig, „hätten Sie ihn nicht ausgesprochen, würde ich Ihnen schon jetzt gesagt haben, daß — — doch warten wir damit, bis die Angelegenheit mit dem jetzigen Chef der Firma „Weber und Compagnie" geordnet ist."

Der Commerzienrath sah überrascht auf. „Erlauben Sie, daß ich mich so lange entferne," sagte er, „meinem ehemaligen Buchhalter möchte ich nicht wieder in's Gesicht sehen."

„Ich muß sogar darauf dringen, daß Sie sich, sobald die Herren kommen, in jenes Cabinet verfügen und dort den Augenblick abwarten, in welchem Sie selbst eine Dazwischenkunft nöthig erachten," erwiderte Georg, auf die Flügelthür zeigend.

Der Bankier erhob sich.

„Gilt diese Weisung auch mir?" fragte Bölling, den das entschiedene Auftreten, das kurz angebundene Wesen des Barons verwirrte.

„Allerdings," fuhr Georg fort. „Lassen Sie die Thüre so weit offen, daß Sie jedes Wort vernehmen können, welches hier gesprochen wird, verrathen Sie aber Ihre Anwesenheit nicht."

Die Beiden entfernten sich, Georg ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er stand einem Augenblick nahe, der über seine nächste Zukunft entschied. Vielleicht saß er beim anbrechenden Morgen bereits wieder im Gefängnisse, aber wenn auch dieses „Vielleicht" nicht gewesen wäre, wenn er auch gewußt hätte, daß dieser Fall eintraf, er würde darum doch nicht in seinem Entschlusse gewankt haben. Barbara war sein, einen größeren Reichthum verlangte er nicht. Um auch ihr ganz angehören zu können, mußte er mit der Vergangenheit gebrochen haben. Ein leises Pochen weckte ihn aus seinem Sinnen. Er öffnete, Helmes trat ein. „Nehmen Sie Platz," sagte er kurz, „ich erwarte noch einen Herrn, sobald derselbe kommt, werden wir über das Geschäft, welches ich mit Ihnen abzuschließen gedenke, reden."

Der Bankier bezweifelte nicht, daß er einen Aristokraten vom reinsten Wasser vor sich hatte. Schon der Umstand, daß er die elegantesten Zimmer des Gasthofes bewohnte, lieferte dafür einen untrüglichen Beweis. Das allerdings etwas unhöfliche Benehmen des Barons frappirte ihn, aber er stieß sich nicht weiter daran, es war ja die Gewohnheit der Adeligen, mit den Kaufleuten in dieser Weise zu verhandeln. Er setzte sich in's Sopha und versuchte, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Georg gab kurze Antworten, das Gespräch stockte und verstummte. — Nach Ablauf einer Viertelstunde trat der Assessor ein, er war überrascht, als sein Blick auf Helmes fiel: auch der Bankier konnte seine Bestürzung nicht verbergen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die New-Yorker Jesuiten und die Friedensfeier.

In der Jesuitenkirche der dritten Straße zu New-York wurde am Ostersonntag Abend von der Kanzel herab den Gläubigen bei Strafe der Excommunication verboten, an der deutschen Friedensfeier Theil zu nehmen, die Häuser zu dekoriren oder überhaupt etwas zu thun, was der Freude am Siege oder Frieden Ausdruck geben könne. Von Frankreich allein habe die Kirche ihr Heil zu erwarten u. s. w.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 67. **Donnerstag, den 8. Juni** **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Georg empfing den Assessor in derselben kurz angebundenen Weise, wie er den Bankier empfangen hatte, er bot ihm einen Sessel an und schloß, während Waldau Platz nahm, die Thüre zu.

„Wir sind unter uns, meine Herren," hob er an, nachdem er ebenfalls sich gesetzt hatte, „ganz unter uns. Bevor ich auf mein eigentliches Anliegen an Sie komme, erlauben Sie mir, Ihnen eine Unterredung ins Gedächtniß zurückzurufen, welche im vorigen Herbst in der Weinschenke zum sielbernen Mond stattfand. Es war, wenn ich nicht irre, am Tage der Hochzeit des Fräulein Weber mit dem Gutsbesitzer Bölling. Sie beide saßen in jenem Weinhause und zwar in dem Kabinet, welches an die Gaststube stößt, in vertraulichem Gespräch beisammen. Erinnern Sie sich jenes Gesprächs noch?"

Helmes erbleichte, der Assessor hielt seinen Blick fest und ruhig auf den Redenden gerichtet.

„Ich kann Ihnen dasselbe fast Wort für Wort wiederholen," fuhr Georg fort. „Sie, Herr Assessor, waren damals noch Referendar und haßten den Commerzienrath Weber, — aus welchem Grunde, ist mir bis heute noch ein Räthsel. Um diesen Haß zu befriedigen, redeten Sie dem Buchhalter des Commerzienrathes ein, er solle seinen Prinzipal zu gewagten Geschäften verleiten, Spekulationsgeschäfte abschließen und zwar mit einem Agenten, welcher den Gewinn mit ihm theile. Wenn alsdann das Falliment ausbreche, solle der Buchhalter dafür Sorge tragen, daß sie als Syndik gewählt würden, Sie wollten die Gläubiger bestimmen, nur dann einen Accord einzugehen, wenn der Commerzienrath seinem Buchhalter die Firma übertrage. Die Hälfte jenes Gewinnes, welchen der Buchhalter aus den für Rechnung seines Principals abgeschlossenen Geschäften beziehe, werde hinreichen, die Ansprüche der Gläubiger zu befriedigen. Sie, Herr Helmes, gingen um so bereitwilliger auf diesen Vorschlag ein, als Sie ebenfalls Ihrem Prinzipal Haß nachtrugen. Sie beschwerten sich, der Commerzienrath sei stolz und anmaßend, er zahle Ihnen einen so geringen Gehalt und fordere demungeachtet die ganze Leitung des Geschäfts. Der Plan gelang, das Falliment brach aus, Sie, Herr Assessor, wurden Syndik, der Commerzienrath mußte die Firma übertragen und Herr Helmes sitzt jetzt im Kabinet seines früheren Prinzipals."

„Bevor Sie fortfahren, frage ich Sie, mit welchem Rechte Sie hierüber eine Erklärung von uns fordern," fragte der Assessor gelassen.

„Sie werden dies später erfahren, mein Herr. Weigern Sie sich aber jetzt, mein Recht schweigend anzuerkennen, so werden Sie vor den Schranken des Gerichts diese Weigerung vielleicht bereuen."

„Vor den Schranken des Gerichts?" fragte der Assessor spöttisch. „Das Gerücht würde mir Recht geben, mein Verfahren in

jener Fallitsache billigen und Sie als Verläumder belangen."

„Vielleicht", entgegnete Georg. „Sie könnten leugnen, an dem Complot Theil genommen zu haben, für Ihre Carriere über würde dieser Prozeß keineswegs von Nutzen sein, abgesehen davon, daß in ihrem Verfahren an jener Sache alsdann Manches klar wird, was jetzt noch den Gläubigern sehr räthselhaft erscheint. Ich erwähne nur Eins. Das Falliment brach wenige Tage nach der Zahlung jener Verluste aus. Warum wurden diese Summen nicht in die Masse zurückgeworfen? Die Gläubiger wissens nicht, das Gericht trat Ihrer Ansicht bei. Nach dem Prozesse aber würde man nicht mehr bezweifeln, daß es nur deshalb nicht geschah, um den Commerzienrath von allen Mitteln zu entblößen und dem Herrn Helmes die Mittel zur Uebernahme der Firma zu lassen."

Der Assessor schwieg. Helmes verließ sich auf den Juristen.

„Was nun Sie betrifft," nahm Georg nach einer Pause wieder das Wort, indem er sich an den Bankier wandte, „so werden Sie wohl einsehen, daß das Gericht ihren Gesellschaftsvertrag mit jenem Agenten für ein strafbares Uebereinkommen halten würde. Sie waren Buchhalter, als solcher durften Sie auf eigene Hand spekuliren, nicht aber mit dem Gelde Ihres Prinzipals."

„Seien Sie ohne Sorgen, das Gesetz kann Sie nicht bestrafen," versetzte der Assessor gelassen. „Lassen Sie sich durch diesen Herrn nicht einschüchtern. Wenn er, oder der, welchen er vertritt, glaubt, uns was anhaben zu können, so mag er seine Klage einreichen, wir sehen ihr ruhig entgegen."

Georg erhob sich. „Ich verzichte darauf, bei dem Gerichte Schutz gegen Sie zu suchen," versetzte er ebenso ruhig und gelassen, „ich werde an die öffentliche Meinung appelliren. Also entweder hören Sie meine Forderungen an und bewilligen dieselben, oder die Zeitung bringt morgen einen ausführlichen Bericht über jene Unterhandlung in der Weinschenke, sowie über ihr Verfahren in der Fallimentsache, und zwar mit Angabe aller Namen."

„Das werden Sie nicht thun!" rief der Assessor aufbrausend.

„Ich werde es thun!" fuhr Georg mit unerschütterlicher Ruhe fort. „Damit aber auch die Leser der Zeitung wissen, was zu dieser Machination gegen den Commerzienrath antrieb, werde ich die Ursache Ihres Hasses ebenfalls mittheilen und dabei bemerken, daß Sie derselbe Waldau sind, welchem der Bankier die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien gab. Die Folge dieses Berichtes wird sich bald zeigen."

Der Commerzienrath und Bölling waren inzwischen eingetreten.

„Ich werde eine Verläumdungsklage gegen Sie einreichen," drohte der Assessor.

„So stelle ich dem Gerichte meine Zeugen vor", erwiderte Georg.

Der Assessor war aufgestanden und ans Fenster getreten. Das feste, sichere Auftreten Georg ließ ihn nicht daran zweifeln, daß jener seine Drohung wahr machen werde, geschah dies, dann war er genöthigt, seine Entlassung aus dem Staatsdienst zu fordern. Er stand auf dem Punkte, befördert zu werden, seine Laufbahn war geschlossen, wenn die Zeitung jenen interessanten Bericht in ihren Spalten brachte. — Helmes wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Auch für ihn war jene Drohung eine Lebensfrage, der Kredit würde ihm entzogen, seine Geschäftsfreunde brächen die Verbindung mit ihm ab, mit Schimpf und Schande müßte er von dem Schauplatze abtreten. — Die menschliche Natur ist ein Räthsel. Statt dem zu zürnen, der ihn von diesem hohen Standpunkte hinunter zu stoßen drohte, traf sein ganzer Zorn den Assessor. Er hatte ihn verleitet, den Prinzipal zu stürzen und selbst den Gipfel zu erklettern, jetzt sollte er ihn auch stützen, ihm beistehen, daß er jenen Standpunkt behaupten konnte. Aber der Assessor kümmerte sich nicht um ihn, und dies war es, was den ehemaligen Buchhalter erbitterte. Er stand auf und näherte sich dem Juristen, um dessen Rath zu hören.

„Wenn eine Position unhaltbar ist, so rettet ein umsichtiger Feldherr so viel er kann," antwortete der Assessor, der wohl einsah, daß von der Bereitwilligkeit des Bankiers, auf die vorzuschlagenden Bedingungen einzugehen, auch für ihn Alles abhing. „Wenn jener Mensch seine Drohung wahr macht. dann ist für uns

beide das Feld hier verloren und es fragt sich sehr, ob wir je wieder in einer anderen Stadt festen Fuß fassen. Hören Sie seine Bedingungen und schlagen Sie zu, wenn Ihnen noch ein kleiner Vortheil bleibt."

Helmes wandte sich um, er erschrack, als er den Commerzienrath und dessen Schwiegersohn erblickte, welche sich dem Tische genähert hatten. „Nennen Sie ihre Bedingungen," wandte er sich, ohne die Beiden zu beachten, an Georg.

„Die Bedingungen liegen auf der Hand; Zurückgabe der Firma und der Summe, welche Sie aus jenem Spekulationsgeschäft gezogen haben."

„Nimmermehr!" rief Helmes, der sich nur auf den Verlust einer kleinen Summe gefaßt gemacht hatte.

Georg öffnete seine Brieftasche und überreichte dem Commerzienrath einige Papiere.

„Ich lege die Angelegenheit in Ihre Hände," sagte er ruhig. „schicken Sie diesen Bericht in die Zeitungsexpedition und berufen Sie sich auf mich, wenn Jemand es wagen sollte, die Richtigkeit dieser Thatsachen zu bestreiten."

„Bieten Sie die Firma und die Hälfte jener Summe," flüsterte der Assessor dem ehemaligen Buchhalter zu, „Sie behalten immerhin noch genug."

Helmes konnte sich schwer dazu entschließen, diesem Rathe zu folgen, aber nach kurzem Nachdenken sah er ein, daß er besser that, sich mit diesem Rest zu begnügen, als sich der Gefahr auszusetzen, Alles zu verlieren. Er machte Georg den Vorschlag, dieser wies ihn an den Commerzienrath mit dem Bemerken, daß jener allein zu entscheiden habe."

Der Commerzienrath erklärte sich mit dem Vorschlag zufrieden und es wurde die Verabredung getroffen, daß Helmes am nächsten Morgen Haus und Geschäft an den früheren Besitzer zurückzugeben habe, wogegen ihm die Hälfte jenes Gewinnes baar ausgezahlt werden solle.

„An einen solchen Umschwung haben Sie wohl nicht gedacht," sagte der Commerzienrath, als der Assessor an ihm vorbeischritt, um das Zimmer zu verlassen.

„Hätte ich ihn geahnt, ich würde meine Maßregeln besser getroffen haben," erwiderte Waldau, der sich zwang, ruhig zu bleiben.

In dem Maße, in welchem der Commerzienrath über das so unerwartete Glück erfreut war, nahm die Erbitterung Böllings gegen den Baron zu. Er vermuthete, der Baron habe dies nur gethan, um sein Gewissen zu beruhigen, um dem, den er ins Elend gestürzt hatte, die Mittel zur Existenz zu verschaffen.

Georg mochte diesen Gedanken auf der Stirn des Gutsbesitzers lesen. Nachdem Helmes und der Assessor das Zimmer verlassen hatten, ersuchte er Bölling, ihn mit dem Commerzienrath allein zu lassen. „Sie werden am besten thun, sogleich auf Ihr Gut zurückzureisen," sagte er, indem er einen Blick auf seine Uhr warf, „der Nachtzug fährt in einer halben Stunde ab, benutzen Sie ihn, so sind Sie morgen Mittag zu Hause."

„Ich lasse mir von Ihnen keine Vorschriften machen," entgegnete Bölling barsch, „ich reise zurück, wenn's mir gefällt."

Ueber die Lippen Georgs glitt ein vielsagendes Lächeln.

„Wenn aber Ihre Gattin Ihre Rückkehr wünscht?" fragte er. „Reisen Sie, hier hält Sie nichts mehr zurück."

„Was haben Sie mit meiner Frau gesprochen?" wallte Bölling zornig auf.

„Glauben Sie, ich werde so ungezogen sein, Ihr Haus zu verlassen, ohne der Hausfrau für die bewiesene Gastfreundschaft zu danken? Ich bitte Sie nochmals, reisen Sie und hüten Sie sich in Zukunft vor dem Hazardspiel. Die fünftausend Thaler, welche ich Ihnen vor einigen Tagen in diesem Gasthofe geliehen habe, werde ich gelegentlich bei Ihnen in Empfang nehmen. Kehre ich nicht zurück, so weiß Ihre Gemahlin, wer zum Empfang derselben berechtigt ist."

Ein Blitz aus heiterm Himmel hätte den Gutsbesitzer nicht so überrascht, als diese Worte es thaten. „Erklären Sie sich deutlicher," sagte er verwirrt, „ich kann den Sinn Ihrer Worte nicht —"

„Sie werden ihn in Ihrem Hause finden," fuhr Georg fort —

„Nein, nein, erklären Sie mir jetzt —"

„Nunwohl, wenn Sie darauf bestehen,

werde ich wohl nachgeben müssen. Erinnern Sie sich unseres Gesprächs während unserer ersten Reise? Sie behaupteten, stark genug zu sein, um gegen die entfesselte Leidenschaft mit Erfolg ankämpfen zu können, ich wollte Ihnen nur zeigen, daß Sie Ihrer Willenskraft zu viel zutrauen. Glauben Sie, daß ich nur deßhalb mit Ihnen gespielt habe, um Sie Ihres Vermögens zu berauben? In jener Nacht waren Sie zu aufgeregt. Sie spielten unbesonnen und mit den besten Karten in der Hand, weil sie einem ruhigen, kaltblütigen Spieler gegenüber saßen. Der Gedanke, dies zu meinen Gunsten auszubeuten, lag mir fern, ich wollte Ihnen nur beweisen, wie sehr man ein Opfer seiner Leidenschaft werden kann! — Reisen Sie, Bölling, Ihr Schuldschein ist in den Händen Ihrer Gemahlin."

Der Uebergang von der Verzweiflung zum Glück war zu plötzlich, Bölling fühlte, daß die Kniee unter ihm schwankten. Er drückte dem jungen Manne stumm die Hand und ging hinaus.

Der Commerzienrath war in hohem Grade überrascht. Er bat um Aufklärung, aber Georg lehnte die Erfüllung dieses Wunsches ab, er wollte es dem Gutsbesitzer überlassen, die Neugierde des alten Mannes zu befriedigen.

Er rückte zwei Sessel an den Tisch und bat den Commerzienrath, Platz zu nehmen.

Dreizehntes Kapitel.

Weitere Enthüllungen.

Eine geraume Zeit sah Georg schweigend vor sich hin. Noch konnte er das Geständniß, welches ihm auf den Lippen schwebte, zurückdrängen. Niemand zwang ihn, es auszusprechen, Niemand hinderte ihn, sofort die Stadt zu verlassen und nach Amerika zurückzukehren, wo das Gesetz ihn gegen den Arm der europäischen Polizei schützte. — Aber was hatte er dadurch gewonnen? Der Makel blieb auf seiner Ehre haften, er blieb der entflohene Zuchthäusler.

Dem Commerzienrath entging es nicht, daß der junge Mann mit einem Entschlusse kämpfte, er wartete geduldig auf die Anrede.

Georg nahm plötzlich die Kerze, hielt sie nahe an sein Gesicht und heftete jeden Blick fest und ruhig auf den alten Herrn.

„Kennen Sie mich?" fragte er. „Blättern Sie einmal in dem Buche Ihrer Erinnerungen, vielleicht finden Sie das Blatt, welches Ihnen diese Züge zeigt."

Der Bankier schüttelte den Kopf. Ich will nicht leugnen, daß Ihre Züge mir bekannt scheinen, aber — "

„Erinnern Sie sich Ihres früheren Kassirers Georg Kraus?" fiel Georg ihm ins Wort.

Der Commerzienrath sprang von seinem Sessel auf. „Jetzt allerdings kenne ich Sie wieder. Wie konnten Sie wagen, diese Stadt wieder zu betreten, sich in meine Familie einzudrängen?"

„Ich wußte es wohl, jede gute That ist werthlos, sobald sie von einem Verbrecher ausgeht," versetzte Georg bitter. „Bleiben Sie ruhig sitzen, ich werde Ihnen kein Leid anthun. Hören Sie mich an und dann richten Sie. Ich beging die Thorheit, um die Hand Ihrer Tochter zu werben, Sie entließen mich und drohten mir, mich vor die Thüre werfen zu lassen, wenn ich je Ihre Schwelle zu überschreiten wage. Das war in der Ordnung, Niemand konnte Ihnen wegen dieser Handlungsweise einen Vorwurf machen. Ich hatte mich einer Fälschung schuldig gemacht, das heißt, ich hatte aus Ihrer Kassa hundert Thaler genommen und das Kassabuch gefälscht, um das Deficit so lange zu verdecken, bis ich die Mittel besaß, die Summe zu ersetzen. Sie wissen, was mich bewog, das Verbrechen zu begehen. Das Gericht würde mildernde Umstände angenommen und mich zu einer Gefängnißstrafe von höchstens drei bis vier Monaten verurtheilt haben. Sie wußten dies und trafen Ihre Maßregeln. Auf Ihren Befehl fälschte Ihr Kassirer die Bücher, und diese Fälschungen wurden mir zugeschoben. Ich leugnete, der Beweis war gegen mich."

Der Commerzienrath schlug die Augen nieder, er vermochte den Blick des jungen Mannes nicht zu ertragen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 68. Sonntag, den 11. Juni *1871.*

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

„Als ich dem Gefängnisse entsprungen war, sagte Georg, mußte ich mir das Reisegeld zur Ueberfahrt nach Amerika zu verschaffen suchen. Ich besaß jene Schlüssel zu Ihrer Kassa noch, welche ich selbst damals verloren zu haben glaubte. Ich brach ein, in der Absicht, mir soviel aus Ihrer Kassa zu nehmen, als ich zur Reise bedurfte. Der Zufall wollte, daß an jenem Abend bedeutende Summen in Ihrer Kassa lagen; ich wußte es nicht, ich entdeckte es erst, als ich den Raub in Sicherheit gebracht hatte."

„Also Sie waren den Dieb?" rief der Commerzienrath überrascht. — „Sie? Auf Ihrem Gewissen ruht eine große Verantwortlichkeit, ein Unschuldiger wurde verurtheilt."

„Mag er an diesem Verbrechen unschuldig sein, er hat Strafe verdient," entgegnete Georg ruhig. „Als es galt, die Ehre eines Menschen zu vernichten, bot er bereitwillig seine Hand dazu, er mag jetzt einmal kosten, wie sehr der Verlust der Ehre und Freiheit schmerzt."

Der Commezienrath hielt den Blick unverwandt auf den jungen Mann gerichtet, es war der Blick eines Tiegers, der sein Opfer beobachtet.

„Ich sagte Ihnen bereits, daß ich Sie dieser Summe nicht berauben wollte," fuhr Georg nach einer Pause fort. „Als ich in Amerika ankam, deponirte ich den größten Theil bei einem Bankier und ging nach Californien, um dort mein Glück zu versuchen. Es war mir hold. Ich erwarb mir soviel, daß ich den an Ihrem Eigenthum fehlenden Rest ersetzen konnte und daneben noch eine kleine Summe erübrigte. — Hier, Herr Commerzienrath, ist Ihr Geld, und nun ziehen Sie die Schelle und lassen Sie die Polizei rufen." —

Er warf ein Packet Banknoten auf den Tisch und lehnte sich in seinen Sessel zurück.

Die Ueberraschung des Bankiers erreichte ihren Höhepunkt. Mechanisch griff er nach dem Päckchen, mechanisch zählte er die Scheine, er bedurfte Zeit, um sich zu fassen. Vor einer Minute noch war er fest entschlossen, den Dieb der Polizei zu überliefern, die Ehrlichkeit des Diebes hatte seinen Zorn entwaffnet. Und wenn er aufrichtig sein sollte, stand er diesem Manne rein gegenüber? Durfte er ihm frei und offen ins Auge sehen? — Er kämpfte jetzt nicht mehr mit dem Entschlusse, ob er den jungen Mann ins Gefängniß zuzuckliefern solle, er würde die Achtung vor sich selbst verloren haben, wenn er diesen Bubenstreich begangen hätte.

„Fliehen Sie, verlassen Sie die Stadt, ehe es zu spät ist."

„Ich werde bleiben," entgegnete Georg ruhig. „Glauben Sie, der Assessor, oder Ihr früherer Buchhalter habe mich nicht erkannt? Seien Sie überzeugt, daß die Polizei bereits unterrichtet ist. Wenn Sie glauben, Ihr Unrecht gut machen zu müssen, so geben Sie mir die Ehre zurück, deren Verlust ich in der Hauptsache Ihnen zu verdanken habe. Schreiben

Sie einige Zeilen an den Staatsprokurator, theilen Sie ihm mit, daß die Anklage gegen mich auf einem Irrthume beruht habe, lassen Sie ferner eine Ehrenerklärung in die Zeitung einrücken."

Der Stolz des Bankiers sträubte sich gegen diese Zumuthung. Ein Bankier ist in Geschäftsangelegenheiten unfehlbar, er darf sich nicht irren. — — Zum Chef eines der bedeutensten Bankhäuser Europas kam eines Tages ein Kaufmann, welcher kurz vorher in der Kassa dieses Bankhauses eine beteudende Summe erhoben hatte. „Mein Herr, Ihr Kassier hat sich um fünftausend Thaler zu Ihrem Nachtheil geirrt," sagte er, „hier bringe ich Ihnen das Geld zurück." — „In meinem Geschäft irrt man sich nie," erwiderte der Bankier ruhig. — „Aber hier sind die Beweise." — „Ich wiederhole Ihnen nochmals, daß man sich in meinem Hause nie irrt!" — Der Kaufmann entfernte sich. Er dachte: „Oeffne die Augen oder den Beutel, ich habe meine Schuldigkeit gethan!" — „Belasten Sie das Gewinn- und Verlust-Conto mit fünftausend Thaler," sagte der Bankier eine Stunde später zu dem Kassier, der sich erbot, die Summe zu ersetzen, „in Zukunft seien Sie vorsichtiger!" — —

Es sind freilich schon einige Jahre her, als diese Geschichte sich zutrug, heute würde vielleicht kein Bankier mehr für die Unfehlbarkeit seines Kassirers eine solche Summe opfern.

„Bedenken Sie, wessen Bemühungen ich die dreijährige Zuchthausstrafe zu verdanken habe," nahm Georg das Wort, als er das Zögern des Bankiers bemerkte.

„Bedenken Sie dagegen auch, wie sehr mich diese Erklärung blosstellen würde," entgegnete der Commerzienrath.

„Sind Sie nicht Ihrem Kassier eine Ehrenerklärung schuldig?"

„Allerdings! Sie haben aber die Fälschung eingestanden."

Ein bitteres Lächeln glitt über die Züge Georgs. „Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so großes Bedenken tragen würden," versetzte er kalt, indem er sich erhob. „Ich werde mich selbst der Polizei überliefern und eine neue Untersuchung beantragen. Die Gerichtsverhandlung wird sehr interessant sein.

Der Bankier schellte. „Schreibzeug!" befahl er dem eintretenden Kellner.

Georg war ans Fenster getreten. Er blieb dort so lange stehen, bis der alte Herr Brief und Anzeige geschrieben hatte.

„Nehmen Sie," sagte der Letztere, „ich denke, diese Zeilen werden genügen."

„Vollkommen!" erwiderte der junge Mann, nachdem er die beiden Schriftstücke gelesen hatte. „Ich danke Ihnen."

„Was werden Sie jetzt beginnen?" fragte der Commerzienrath nach einer Pause. „Vermuthlich kehren Sie nach Amerika zurück?"

Georg schüttelte den Kopf. „Ich sagte Ihnen bereits, daß ich mir drüben eine kleine Summe erworben habe, sie mag etwa achttausend Thaler betragen. Mit diesem Gelde gedenke ich ein kleines Gut zu pachten oder zu kaufen und dort an der Seite meines Weibes ein stilles zufriedenes Leben zu führen."

„Sie sind verheirathet?"

„Nein, aber ich werde binnen Kurzem heirathen,"

„So wünsche ich Ihnen Glück", sagte der Commerzienrath, indem er dem jungen Manne die Hand bot.

„Mich soll es freuen, wenn Glück und Zufriedenheit an Ihrem Herde eine bleibende Stätte finden."

Georg zog das Medaillon, welches er von seiner Braut erhalten hatte, aus der Tasche, öffnete es und entfaltete den Zettel, der in der Kapsel lag.

Der Commerzienrath schenkte diesem Thun keine Aufmerksamkeit. „Ihre Braut ist wohl eine Amerikanerin?" fragte er. „Hat sie Vermögen.?"

„Dieser Zettel ist ihre ganze Mitgift," entgegnete Georg, indem er das Papier dem Fragenden überreichte.

Kaum hatte der Bankier einen Blick auf dasselbe geworfen, als das Lächeln von seinem Antlitz verschwand, seine Wangen wurden bleich, seine Augen blickten stier auf die Schriftzüge, und die Hand, welche das Papier hielt, zitterte fieberhaft.

Georg hatte sich wieder in den Sessel gesetzt, sein Blick ruhte fest und unverwandt auf dem alten Herrn.

„Dank dir, gütiger Himmel, daß du meine Bitte erhört hast!" murmelte der Bankier; „ich soll sie wiedersehen, sie, die ich nie vergessen konnte! — Woher haben Sie diesen Zettel?" fragte er hastig.

„Von meiner Braut."

„Wie heißt das Mädchen?"

„Barbara Winter."

„Barbara Winter," wiederholte der Bankier leise. „Wo wohnt sie? Heißt ihre Mutter nicht Marie?"

„Wie ihre Mutter hieß, weiß ich nicht, sie starb gleich nach der Geburt ihres Kindes, der Treubruch ihrers Verführers hat ihr das Herz gebrochen."

Der Commerzienrath ließ das graue Haupt tief auf die Brust sinken. „Kein Mensch weiß es, wie lieb ich sie gehabt habe," sagte er, den Blick träumerisch auf das Medaillon geheftet, an welches sich für ihn gewiß manche süße Erinnerung knüpfte. „Sie war der einzige Stern, der auf meinen Lebenspfad sein mildes Licht ergoß; als ich ihr entsagen mußte, erlosch dieser Stern, er hat seitdem mir nie wieder gestrahlt. Ich wußte, daß sie das Pfand unserer Liebe unter dem Herzen trug, aber all' meine Nachforschungen nach ihr und dem Kinde blieben ohne Resultat. Als meine Gattin mir im zweiten Jahre unserer Ehe eine Tochter schenkte, konnte ich mich des Kindes nicht so recht freuen, ich mußte stets an das arme verlassene Geschöpf denken, welches vergeblich die Aermchen nach dem Vater ausstreckte und nur in die thränenfenchten Augen der freud- und trostlosen Mutter blicken durfte. Jetzt aber, mein Herr, nachdem der Himmel mir dieses Kind zurückgegeben hat, will ich mit verdoppelter Liebe ihm die Tage des Grams und des Elends vergelten —"

„Zu spät!" fiel Georg dem bebenden Manne in's Wort.

„Barbara ist meine Braut, sie bedarf der Liebe des Vaters nicht mehr!"

Der Commerzienrath schreckte aus seinen Träumen auf. „Ihre Braut?" erwiderte er. „Glauben Sie, ich lasse mir mein Kind so ohne Weiteres wieder entreißen? Entsagen Sie nur der Hoffnung auf diese Verbindung, einem bestraften Verbrecher werde ich die Hand meiner Tochter niemals geben!"

Georg richtete sich stolz auf. Ich erinnere mich, daß der Mann, welcher mir dieß sagt, ein Verbrechen beging, um die Ehre eines Menschen zu vernichten, weil dieser die Frechheit gehabt hatte, die Augen zu seiner Tochter zu erheben," entgegnete er mit eisiger Kälte. „Leben Sie wohl, Herr Commerzienrath, zwischen Ihnen und mir liegt eine Kluft, welche Ihr Stolz unübersteigbar macht."

Er wandte dem Bankier stolz den Rücken und ging zur Thür hinaus. In dem Augenblicke, in welchem er diese öffnete, sah er sich seinem Bruder gegenüber.

Vierzehntes Kapitel.

Die Begegnung.

Der Förster war in Begleitung des Amerikaners unverzüglich auf das Gut Bölling's geeilt, wo er seinen Bruder zu finden hoffte, Er traf erst am Abend des Tages ein, an welchem Georg das Gut verlassen hatte. Die Erkundigungen, welche er bei der Dienerschaft anstellte, blieben ohne Erfolg, Steffens, der, wie Hugo sofort bemerkte, dem Baron nichts weniger als geneigt war, konnte seine Auskunft geben, welche irgend einen Anhaltspunkt bot. Von einem Mädchen, welches der Baron mitgebracht haben sollte, wußte er ebensowenig etwas. Unverzüglich trat der Förster seinen Rückweg an. Sein Instinkt sagte ihm, daß Georg in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, sei es, um die Mutter zur Mitreise nach Amerika zu überreden, oder um die Angelegenheiten Barbara's zuvor in Ordnnng zu bringen. Daß Barbara nicht mitgekommen war, mußte ihn in dieser Vermuthung bestärken, jedenfalls weilte das Mädchen noch in jener Stadt, es hatte nur die Wohnung gewechselt für den Fall, daß der frühere Bräutigam zurückkehre.

Der Wagen, welcher die Beiden zum Gute gebracht hatte, wartete noch, der Kutscher tränkte das Pferd. Hugo stieg ein, winkte dem Amerikaner schweigend, ihm zu folgen, und befahl dem Kutscher, augenblicklich abzufahren.

Am Abend des nächsten Tages kamen sie an ihrem Ziele an. Der Förster ging sogleich zu seiner Mutter, weil er glaubte, er werde dort am sichersten Auskunft erhalten, ob sein Bruder sich in der Stadt befand. Er traf die alte Frau nicht zu Hause; sie war am Nachmittag ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt, wie die Nachbarn sagten.

Hugo beschloß zu warten. Eine Stunde verstrich. Noch nie war dem Förster eine Stunde so lang geworden. Endlich kam die Mutter. Als sie in das finster glühende Auge des Sohnes blickte, überlief es sie eiskalt.

„Wenn an Deinen Händen das Blut Deines Bruders klebt, dann gehe und betrete die Schwelle nie wieder!" sagte sie streng, mühsam nach Fassung ringend. „Ich will vergessen, daß Du mein Sohn warst, und den allgütigen Vater dort oben bitten, daß er Dir die Schuld verzeihe."

Der Blick des Försters ward noch finsterer. „Ich bin ihm noch nicht begegnet," erwiderte er mit dumpfer, tonloser Stimme, „aber er mag sich hüten! Ich finde ihn, er entflieht mir nicht."

Der alten Frau fiel eine Last vom Herzen, sie warf die Thüre in's Schloß und zog den Schlüssel ab. „Bleib' hier," bat sie, „warte, bis Dein erhitztes Blut sich abgekühlt hat. Es thut niemals gut, wenn man sich von seinen Leidenschaften beherrschen läßt. Laß Dir rathen, Hugo, noch weißt Du ja nicht, ob Barbara wirklich Deinem Bruder gefolgt ist."

„Ich werde es erfahren, sobald ich ihm gegenüberstehe," fiel der Förster ihr mit eisiger Ruhe in's Wort. „Mich wundert nicht, daß Du ihn in Schutz nimmst. Du hast vielleicht meiner Braut noch zugeredet, ihm zu folgen, er war ja stets Dein Herzblättchen. Hast Du ihm gesagt, daß ich hier war? Ja gewiß, Du wirst es ihm gesagt haben, Du hast ihm gerathen, zu fliehen, und versperrst mir nun den Weg, um ihm Zeit zur Flucht zu geben."

„Ich weiß nicht, wo er ist; wüßte ich's, ich würde unverzüglich zu ihm eilen, um das schreckliche Verbrechen zu verhüten, welches auf Deiner Stirne mit flammender Schrift geschrieben steht."

Der Förster zuckte die Achseln. Er las in den Zügen der Mutter, daß sie die Wahrheit sprach, ließ aber drum die Hoffnung, den Bruder hier zu finden, nicht sinken.

Noch einmal versuchte die Mutter, das Herz des Sohnes zu erweichen, Hugo öffnete, ohne ein Wort zu erwidern, das Fenster und stieg hinaus. Unverzüglich eilte er zum Gasthofe. Als er dort auf seine Frage, ob der Baron von Westen eingetroffen sei, die kurze Antwort erhielt: „Zimmer Nr. 1", blieb er einen Augenblick stehen. In seinem Entschluß wankte er nicht, er wollte nur Athem schöpfen, sich auf diesen langersehnten Augenblick sammeln. Sein Gang war fest und ruhig, als er die Treppe hinaufstieg, nur der düstere Blick verrieth den entfesselten Dämon, der triumphirend die Krallen nach dem gefangenen Opfer ausstreckte.

In dem Augenblick, in welchem Hugo die Hand auf die Schloßklücke legen wollte, wurde die Thür geöffnet und Georg trat auf den Corridor. Der Förster blieb ruhig, den Blick fest auf sein Opfer gerichtet, stehen. „So habe ich Dich endlich," sagte er mit dumpfer, heiserer Stimme, „jetzt entrinnst Du mir nicht wieder!"

„Was soll dieser Auftritt?" fragte Georg bestürzt.

Der Förster öffnete die Thür wieder, welche sein Bruder hinter sich geschlossen hatte, „Tritt ein!" herrschte er rauh.

Georg gehorchte willenlos. Er vermuthete, sein Bruder werde das Billet erbrochen und dessen Inhalt erfahren haben, dies aber der einzige Punkt sein, über welchen jener ihn zur Rechenschaft ziehen wolle. Voraussehend, daß es zu einer heftigen Scene kommen werde, bat er den Bankier, das Zimmer zu verlassen.

„Wo ist Barbara?" war die erste Frage des Försters.

Georg erbleichte. Auf diese Frage war er nicht vorbereitet.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 69. Dienstag, den 13. Juni **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

„Glaube nicht, daß Du mir noch einmal entrinnen oder mich mit einem Uriasbriefe fortschicken kannst," fuhr Hugo fort, „Du sollst mir Rede stehen, ich werde Dich dazu zwingen. Du hattest wohl nicht erwartet, daß ich so bald zurückkehren würde? Danke es Deinem Genossen, den Du im Zuchthause kennen lerntest, hätte nicht der Zufall ihn mir in den Weg geführt, ich wäre das Opfer Deines Bubenstreichs geworden."

Georg hatte sich rasch gefaßt, er bot dem Bruder die Hand. „Laß diesen unseligen Haß, der seit unserer Kindheit in Deinem Herzen wurzelt und durch nichts gerechtfertigt ist, fahren," sagte er, „und höre mich ruhig an."

Ein rohes, höhnisches Lachen war die Antwort des Försters. „Ich bin nicht in der Stimmung, auf sentimentale Phrasen einzugehen," versetzte er, „nur die eine Frage beantworte mir: Wo ist Barbara? Willst Du etwa leugnen, daß Du sie verführt hast?"

„Du wirst nie erfahren, wo sie weilt, sie liebt Dich nicht, hat Dich nie geliebt, das mag Dir genügen!"

„So rasch glaubst Du das abzumachen?" rief der Förster wild auffahrend. „Bildest Du Dir etwa ein, sie sei in Dich verliebt? In's Zuchthaus sollst Du zurück, wohin Du gehörst, ich werde schon erfahren, wo das Mädchen ist."

„Du wirst Dir vergebliche Mühe machen," entgegnete Georg ruhig. „Meine Unschuld ist an den Tag gekommen, morgen wird die Zeitung näher darüber berichten. Laß uns aufrichtig mit einander reden. Woher Dein Haß gegen mich rührt, vermag ich nicht zu ergründen, ihn zu versöhnen, habe ich die Hoffnung verloren. Unsere Mutter leidet darunter. Dir scheint dies gleichgiltig zu sein, und doch könnte ein Wort von Dir ihr den Frieden zurückgeben."

„Warst Du es nicht, der mir die Liebe meiner Eltern raubte?" versetzte Hugo verächtlich. „Warst Du nicht der Liebling, ich der Fremdling im Hause unserer Eltern? Wenn Dir der Grund nicht einleuchtet, dann verzichte ich darauf, Dir andere zu nennen. Ueberhaupt kümmert dieser Punkt mich wenig, ich kann Deine Liebe sehr gut entbehren. Ich frage Dich noch einmal, willst Du mir sagen, wo Barbara ist?"

„Und ich wiederhole, forsche nicht danach, sie hat Dich nie geliebt. Du selbst hast das Band gelöst, durch welches sie sich an Dich gefesselt glaubte. Sei vernünftig, Hugo. Ich setze den Fall, Du zwingst sie, Dir zum Altar zu folgen, glaubst Du, daß Du an ihrer Seite Dein Glück finden wirst? Niemals. Eure Charaktere harmoniren nicht miteinander, Du bist jähzornig, sie ist sanft, Du bist roh, hartherzig, sie hat ein weiches Gemüth, ein mildthätiges Herz."

Die Augen des Försters sprühten Blitze, unwillkührlich griff er in die Brusttasche, seine Rechte umklammerte krampfhaft den Schaft des Pistols.

„Ich mache Dir einen Vorschlag. Forsche

dem Mädchen nicht nach, gelobe mir, unserm Glück niemals in den Weg treten zu wollen, und ich zahle Dir am Tage unserer Hochzeit tausend Thaler."

„Wo ist das Mädchen?" fragte der Förster mit eisiger Ruhe, ohne auf den Vorschlag ein Wort zu erwidern. „Wirst Du mirs sagen oder nicht?"

„Sie ist meine Braut?"

Hugo trat einen Schritt zurück, der Hahn knackte, der Finger lag bereits am Drücker.

Georg vernahm das Geräusch, welches das Aufziehen des Hahns verursachte, er trat ruhig vor den Bruder hin.

„Dürstet Dein Haß nach meinem Blute, hier ist meine Brust," sagte er, „Du kannst das Herz nicht fehlen."

Die Ruhe Georgs reizte den Haß und die Wuth des Försters nur noch mehr. Er sprang zurück. „Du, Du hast das Mädchen bethört!" schrie er. „Du hast ihr zugeredet, sie solle den armen Schlucker laufen lassen und sich dafür dem Baron in die Arme werfen. Aber noch bin ich da, der entsprungene Zuchthäusler" —

„Halt!" fiel Georg mit erhöhter Stimme ihm ins Wort. „Du bist im Irrthum, wenn Du glaubest, ich habe mich solcher Mittel bedient, um die Liebe Barbara's zu gewinnen. Aber wenn ich dies auch gethan hätte, es würde Dich nicht berechtigen zu jenen Worten, welche Du vorhin gegen mich ausstießest, Du magst mit mir reden, in welchem Tone Du willst, jener Worte bediene Dich nicht mehr, oder ich ersuche den Wirth, daß er mich in seinem Gasthofe vor Deinen rohen Beleidigungen sicher stellt!" Er griff bei den letzten Worten zur Schelle. In demselben Augenblick zog Hugo, auf's Aeußerste gereizt, die Hand aus der Tasche. Ein Blitz, ein Knall — Georg sank, die Hand aufs Herz gepreßt, auf den Teppich nieder.

Der Blick des Försters blieb ei e Weile stier auf das blutende Opfer gerichtet. Entsetzen, Angst und Reue spiegelten sich in demselben. — Da wurde es laut unten im Hause, man stürmte die Treppe hinauf, nur noch einige Sekunden und das gräßliche Verbrechen war entdeckt. Den Förster weckte dieser Lärm aus der Betäubung, er schleuderte das Pistol weit von sich, öffnete die Thüre und eilte hinaus. Zwar versuchten einige Arme, ihn auf der Treppe aufzuhalten, aber mit herkulischer Kraft schob Hugo die Kellner und Gäste bei Seite. Man hatte nicht daran gedacht, die Hausthüre zu verschließen, der Mörder war entflohen, noch ehe die, welchen er auf seiner Flucht begegnete, von ihrer Bestürzung sich erholten. Der Commerzienrath befand sich unter den Ersten, welche den Schauplatz des Verbrechens betraten. Er ordnete unverzüglich das Nöthige zur Rettung des schwer Verwundeten und zur Verfolgung des Mörders an.

Fünfzehntes Kapitel.

Vater und Tochter.

Kurz nach der Abreise Georgs hatte Barbara durch den Diener ihres Geliebten ein Billet erhalten, welches nur die wenigen Zeilen enthielt: „Sollte ich innerhalb sechs Tagen nicht zurück sein, so wirst Du an Frau Völling eine Freundin finden."

Diese Frist war nun verstrichen und Georg noch immer nicht zurückgekehrt. Weshalb er abgereist war, was er zu besorgen gehabt hatte, das Mädchen wußte es nicht, und diese Ungewißheit, welche ihren Befürchtungen weiten Spielraum ließ, erregte ihre Angst. Sie arbeitete und sang nicht mehr.

Vom Morgengrauen bis in die sinkende Nacht saß sie an dem Fenster, von dem aus sie den Weg übersehen konnte, den Georg eingeschlagen hatte. In jeder Gestalt, welche in der Ferne sich auf dem Wege zeigte, glaubte sie den Geliebten zu erkennen. Bei jedem leisen Geräusch hoffte sie, die Thür werde sich öffnen und Georg in ihre Arme eilen. Dann und wann krachte das Holz der theilweisen neuen Möbel, erschreckt fuhr das Mädchen zusammen, und auch der Kanarienvogel brach dann plötzlich in seinem Gesang ab. Dies Schweben in peinlicher Ungewißheit, dieses Hoffen und Fürchten, dieses Sehnen und Warten mit seinen Täuschungen ist eine qualvolle Folter für das Menschenherz.

In der Nacht vom sechsten auf den siebenten Tag fuhr Barbara plötzlich aus dem

Halbschlummer auf, in den sie gesunken war, weil die Seele nicht länger gegen den ermatteten, erschöpften Körper ankämpfen konnte. Sie glaubte ein leises Pochen vernommen zu haben, rasch stand sie auf, um das Fenster zu öffnen und hinaus zu blicken. Sie sah sich in ihrer Erwartung getäuscht, Niemand stand, Einlaß begehrend, draußen. Und doch, je länger sie nachdachte, desto deutlicher entsann sie sich, dreimal hatte es leise an ihr Fenster gepocht!

Vielleicht hatte ihr das nur geträumt, vielleicht auch der Wind an dem Fensterladen gerüttelt. In solchen Augenblicken physischer und geistiger Ermattung gewinnt auch für die stärksten Naturen, welche ein Hineinragen der Geisterwelt in das arme Leben leugnen, das Kleinste Bedeutung. Liegt eines unserer Lieben in der Ferne hoffnungslos erkrankt, sehen wir mit jeder Stunde dem Boten entgegen, der uns die Trauerbotschaft überbringt, dann beobachten wir ängstlich Alles, was um uns vorgeht, wir glauben in jedem welken Blatt, welches plötzlich vom Baume vor uns niederfällt, einen Abschiedsgruß des Heimgegangenen zu entdecken.

Wir prägen unserm Gedächtnisse all' diese kleinen an und für sich unbedeutenden Vorfälle ein, und trifft es sich dann, daß gerade in der Stunde, in welcher der Tod die Augen unseres Freundes schloß, ein Luftzug unsere Wangen berührte, ein welkes Blatt vor uns hinfiel, ein banger Traum uns im Schlafe emporschreckte, so ist für uns ein Rapport mit der Geisterwelt erwiesen. Die Geschichte vererbt sich auf Kind und Kindeskind und Niemand zeifelt an ihrer Richtigkeit.

In der Seele Barbara's stand ein Entschluß fest. Sie wollte am nächsten Morgen zur Frau Bölling eilen, sie mußte Georg kennen, das ging aus jenen Zeilen hervor. Konnte sie ihr auch einen genügenden Aufschluß nicht geben, so wußte sie doch jedenfalls, wohin Georg gereist war.

Der Commerzienrath war noch nicht zurückgekehrt, er hatte nur einige Zeilen an Bölling geschrieben und ihn benachrichtigt, daß er, sobald die nöthigen Arrangements mit Helmes getroffen seien, seine Kinder auf einige Tage besuchen werde.

Helene hatte ihrem Gatten gleich nach dessen Zurückkunft den Inhalt ihrer Unterredung mit Georg mitgetheilt und Bölling, wenn es ihn auch im Stillen ärgerte, von einem solchen Abenteurer dupirt worden zu sein, konnte dem jungen Manne Mitleid und Achtung nicht versagen.

Am Morgen jenes Tages saßen die beiden Gatten im Boudoir Helene's beim Frühstück.

Helene sah träumend in den heiteren Frühlingsmorgen hinaus, Bölling blätterte in den Zeitungen, welche die Post gebracht hatte, plötzlich fiel sein Blick auf eine Anzeige, welche seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er glaubte, seinen Augen nicht trauen zu dürfen, aber so sehr er auch hinsehen mochte, der Wortlaut jener Anzeige blieb immer derselbe. Er überreichte endlich das Blatt seiner Gattin und bat sie, jene Anzeige zu lesen. — Auch Helene war erstaunt. „Das ist ja merkwürdig!" sagte sie. „Mein Vater erklärt öffentlich, er habe sowohl seinem Kassierer Georg Kraus, wie dem Kassierer Petersen Unrecht gethan, Beide seien an den ihnen zur Last gelegten Verbrechen unschuldig."

Der Gutsbesitzer schüttelte bedenklich den Kopf. „Ich weiß nicht, was ich davon halten soll," versetzte er. „Es ist freilich wahr, daß Kraus durch die Entlarvung der beiden Schufte Deinem Vater einen großen Dienst geleistet hat, aber —"

Das Rollen eines Wagens auf dem Steinpflaster des Hofes ließ ihn seinen Satz nicht vollenden. Er erhob sich, um nachzusehen, wer schon so früh am Morgen ihn besuchen wollte, aber noch ehe er die Thür des Boudoirs erreicht hatte, wurde diese geöffnet und der Commerzienrath trat ein. In dem Auftreten des alten Herrn, in seiner Haltung, seinem ganzen Wesen lag wieder die imponirend stolze Haltung des reichen Bankiers, aber Dank den Schlägen des Schicksals und den bitteren Erfahrungen der letzten Tage, war die Anmaßung, die verletzende Geringschätzung einer leutseligen Gutmüthigkeit gewichen. — Er mußte Hut und Rock ablegen und an dem kleinen Tische Platz nehmen. Die beiden jungen Leute ließen ihm kaum Zeit, eine Tasse Kaffee zu leeren, sie bestürmten ihn

mit Fragen und ließen nicht ab, bis der Commerzienrath ihre Neugierde befriedigt hatte. Nur eins überging er mit Stillschweigen, die Mittheilungen, welche Georg ihm über seine Jugendgeliebte gemacht hatte.

„Glaubt der Arzt, den Verwundeten retten zu können?“ fragte Völling, als der Bankier zu Ende war.

Der alte Herr zuckte die Achseln. „Die Kugel hat keine edlen Theile verletzt,“ erwiderte er, „aber bevor das Wundfieber nachläßt, kann der Arzt nichts Bestimmtes sagen. Ich konnte mich nur sehr wenig um ihn bekümmern, denn am Tage nach jenem Vorfalle hatte ich mit der Uebernahme meines Hauses und Geschäfts genug zu thun, dazu legte mir der Assessor Waldau noch alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg und nur mit Mühe gelang es mir, endlich mit dem Schurken, der mir mein Eigenthum Zoll für Zoll streitig machte, ins Reine zu kommen. Die Beiden hofften auf den Tod des jungen Mannes, starb dieser, dann konnte ich ihnen nichts mehr anhaben.“

„Jetzt also bist Du wieder Chef des Bankhauses „Weber und Compagnie“? fragte Helene lächelnd.

Der Commerzienrath sah eine Weile schweigend vor sich hin, er erinnerte sich vielleicht der Zeit, in welcher sein Name als Stern erster Größe an dem Firmament der deutschen Handelsbörse glänzte. Wie rasch war dieser Stern erloschen! — „Gewissermaßen ja,“ entgegnete er, „aber ich werde liquidiren!“

„Liquidiren?“ fragte Völling erstaunt.

„Bei Licht betrachtet, kann ich nichts Besseres thun“, fuhr der alte Herr fort. „Das Doppelfalliment und die unglückliche Spekulation haben das Vertrauen zu meiner Firma erschüttert, und ich mag operiren, wie ich will, es kehrt nie zurück. Ich habe dem Geschäftspersonal meinen Entschluß bereits kund gethan und den Auftrag zum Druck des Circularschreibens gegeben; in längstens vier Wochen wird die ganze Geschichte abgewickelt sein.“

„Und dann kommst Du hierher zu uns, Vater,“ bat Helene, „hier auf dem Lande, im Kreise Deiner Kindern, wirst Du Dich wohl fühlen.“

„Nein, nein,“ unterbrach der Commerzienrath entschieden, „ich bleibe in der Stadt. Einestheils bin ich zu sehr an das geräuschvolle Leben gewöhnt, Theater und Konzerte würde ich nicht gut entbehren können, anderntheils sollen meine Bekannten nicht die Nase rümpfen und sagen, ich habe aus dem Schiffbruch nur das nackte Leben gerettet und müsse deßhalb mich in eine Einsiedelei verkriechen. Ich will nicht sagen, daß nach zwei oder drei Jahren ich auf Dein Anerbieten nicht zurückkommen werde, ich weiß, wenn ich komme, empfangt ihr mich mit offenen Armen.“ —

Ein Diener trat in diesem Augenblick ein und meldete, ein junges Mädchen wünsche mit der gnädigen Frau zu reden.

„Sie mag eintreten,“ versetzte Völling, „oder erwartest Du sie? Hast Du etwa kleine Toilettegeschäfte mit ihr zu verhandeln?“

Helene verneinte lächelnd.

Als Barbara eintrat, blickte der Commerzienrath, welcher der Thüre den Rücken gewandt hatte, sich um. Das bleiche, Antlitz des Mädchens, in welchem Sorge und Seelenangst sich spiegelten, machten auf ihn einen tiefen Eindruck. Noch in späteren Jahren erinnerte er sich oft des Augenblicks, in welchem er seiner Tochter, ohne sie zu kennen, zum erstenmal begegnet war.

Helene bat das Mädchen, sich zu setzen; Barbara schüttelte traurig den Kopf, „Ich weiß nicht, ob mein Bräutigam Ihnen meinen Namen genannt hat,“ sagte sie, „ich heiße Barbara Winter.“

Der Commerzienrath sprang von seinem Sitze auf, seine Knie bebten und Leichenblässe überzog seine Wangen. „Barbara, mein Kind,“ rief er, die Arme ausbreitend, „komm an das Herz deines Vaters!“

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 70. **Donnerstag, den 15. Juni** **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Sprachlos vor Erstaunen blickten die jungen Leute dem alten Herrn in's Antlitz. Seine Augen hingen unverwandt an dem Mädchen, und doch konnte dieses sich nicht entschließen, in die ausgebreiteten Arme zu eilen.

„Er hatte Recht — zu spät!" murmelte der Bankier wehmüthig, indem er die Arme sinken ließ, „das Herz der liebenden Braut hat keinen Raum mehr für den Vater."

„Wenn Sie wirklich mein Vater sind," hob Barbara nach einer Pause schüchtern an, „dann werden Sie mir auch beistehen, den wiederzufinden, der mein Glück, mein Leben, mein Alles ist, ohne den ich —"

„Du zweifelst daran?" fiel der Commerzienrath ihr ins Wort. „Spricht denn in deinem Herzen nichts für mich? Hat dir deine Mutter nie erzählt von dem Manne, den sie mehr als ihr Leben liebte? Doch ich vergaß, sie starb ja kurz nach deiner Geburt, der Gram hat ihr das Herz gebrochen."

Sinnend starrte der alte Mann vor sich hin, die Erinnerung an jene Zeit mußte seine Seele mächtig ergreifen. Wohl bemerkte Barbara, wie schmerzlich ihm jene Erinnerung war, wohl las sie in seinen Zügen, wie sehr er litt, aber der eigene Gram überwog den fremden, all ihr Denken, ihr ganzes Sein weilte nur bei dem Geliebten.

„Nenne mich Vater," hob der Bankier nach einer Weile wieder an, „und vergieb mir all die Entsagungen und Entbehrungen, denen du dich meinetwegen unterwerfen mußtest. Höre mich an und auch ihr beide hört zu."

Barbara nahm zögernd auf dem Stuhle neben dem alten Herrn Platz, und als dieser ihre Hand ergriff, entzog sie ihm dieselbe nicht.

Der Commerzienrath erzählte jetzt die Geschichte seiner ersten Liebe, er schilderte die Mutter Barbara's mit beredten, glühenden Worten, in denen sich auch jetzt noch eine unsägliche Liebe zu der Hingeschiedenen spiegelte. Er schilderte in eingehender Weise den bittern Kampf in seiner Seele, als er der, welche allein ihn glücklich machen konnte, entsagen mußte. Nachdem die Gattin gestorben war und er nun mit seinem Kinde wieder allein in der Welt stand, da hatte er weder Geld noch Mühe gespart, um den Aufenthaltsort seiner Geliebten zu erforschen, aber vergebens, sie war verschollen, keine Nachforschung führte zu einer Spur, welche einen Anhaltspunkt geboten hätte. Wie jubelte sein Herz, als ihm Georg jenes Billet vorhielt und plötzlich einen Lichtstrahl in die dunkle Nacht fallen ließ, welche die Verschollene umhüllte. Wohl schmerzte ihn die Nachricht, daß die Geliebte schon längst unter dem Rasen ruhe, aber sie habe eine Tochter hinterlassen und diese Tochter war auch sein Kind. Auf sie wollte er jetzt die Liebe übertragen, welche bei der Erinnerung an die Geliebte in seinem Herzen neu erwacht war.

Barbara schüttelte das Köpfchen, als der Commerzienrath schwieg, für die Freude und

das Glück, welche der Bankier ihr in reizenden Farben schilderte, hatte ihr Herz keinen Raum.

Bölling und Helene entfernten sich schweigend, sie fühlten, daß es dem Vater ein Bedürfniß war, mit der Tochter allein zu sein.

Noch einmal breitete der alte Mann die Arme aus und jetzt sank das Mädchen weinend an das Vaterherz. Der Bankier konnte sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen, daß er sich von dem kaum gefundenen Kinde wieder trennen sollte, noch weniger aber behagte ihm die Verbindung mit dem Verbrecher. Denn ein Verbrecher blieb Georg in den Augen des streng richtenden Mannes!

Das erste Wort, welches Barbara an den Vater richtete war die Bitte, er möge ihr beistehen, den Geliebten zu suchen, erst dann, wenn sie ihn gefunden habe, wenn sie wieder an seinem Herzen ruhen könne, dürfe sie sich ganz der Freude hingeben.

Der Bankier theilte ihr schonend und behutsam die Ereignisse jenes Abends mit, er suchte sie zu beruhigen durch die Versicherung, daß der junge Mann zwar gefährlich verwundet sei, aber doch nicht hoffnungslos niederliege. Die Mutter wache an seinem Lager, ein berühmter Arzt besuche ihn täglich zweimal, und der Wirth habe den gemessenen Auftrag, für die aufmerksamste Pflege Sorge zu tragen.

Barbara ließ das Köpfchen sinken, als sie die schreckliche Nachricht vernahm. Aber bald kehrten Muth und Hoffnung in ihr Herz zurück. Er lebte noch, er bedurfte ihrer Pflege! Vielleicht gelang es ihr, ihn zu retten! An seinem Lager war ihr Platz, sie mußte sein erster Blick treffen, wenn sein Geist zum Bewußtsein zurückkehrte.

Sie erhob sich. „Ich danke Ihnen, mein Vater," sagte sie ruhig. „Wenn er genesen ist, dann will ich Sie oft, recht oft besuchen und Sie werden mir dann von meiner Mutter erzählen."

Der Commerzienrath bat sie, noch einen Augenblick zu verweilen. „Laß ab von ihm," sagte er, indem er ihre Hand ergriff, „du kennst nicht die Vergangenheit dieses Mannes, er ist deiner nicht werth! Bedenke, du bist die Tochter des Commerzienraths Weber, und er —

„Er ist mein Bräutigam!" fiel Barbara mit jenem Stolz der Liebe, welcher auf die reine Stirne der Jungfrau den Stempel würdevoller Weiblichkeit drückt, ihm in's Wort. „Viel lieber will ich die arme Stickerin bleiben, als mich den Convenienzen Ihres Standes fügen! Denken Sie an meine Mutter, die ein Opfer dieser Convenienzen geworden ist, bedenken Sie, daß Ihre Worte Ihnen das Herz des Kindes entfremden müssen."

Der Bankier war einen Schritt unwillkührlich zurückgetreten, in den Blicken des Mädchens leuchtete eine wunderbare Hoheit, vor der die Seele des alten Mannes sich beugen mußte.

Er sah im Geiste die Mutter dieses Mädchens zu seinen Füßen liegen, durchlebte noch einmal jene schrecklichen Augenblicke, in welchen ihm das Herz vor namenlosem Leid zu zerspringen drohte. — Er ergriff die Hand seine Tochter und zog die Schelle.

„Anspannen!" rief er dem eintretenden Diener entgegen.

Barbara entzog dem alten Manne hastig ihre Hand.

„Glauben Sie nicht, daß Sie mich zwingen können —"

„Sei ruhig, mein Kind," erwiderte der Commerzienrath sachte, „ich selbst werde dich an das Lager deines Bräutigams begleiten."

Der Entschluß war ihm schwer geworden, aber er sah sich reich belohnt, umschlungen von den Armen seines Kindes, fühlte er einen heißen Kuß auf seinen Lippen brennen.

Sechszehntes Kapitel.

Der Einzug in's Vaterhaus.

Frühling und Sommer waren verstrichen, die Blumen verblüht und die Bäume schon theilweise ihres Blätterschmuckes beraubt. Nur selten blickte die Sonne noch einmal durch das graue Gewölk, und dann war es nur ein kurzer Scheidegruß, dem Sturm und Regen wieder folgten. — Nach langem Regenwetter endlich wieder einmal ein heiterer Oktobertag. Auf den Dächern im Sonnenschein zwitscherten lustig die Spatzen, auf den Straßen tummelte die Jugend in ausgelassener Fröhlichkeit sich

herum und aus den Werkstuben der Handwerker und den Arbeitssälen der Fabriken grüßte munterer Gesang die milden Strahlen der Herbstsonne.

Das Haus des Commerzienraths Weber war heute festlich geschmückt. Lorbeer- und Orangenbäume standen in der Vorhalle, Guirlanden schmückten das Geländer der Treppe und über der Flügelthüre, welche in den Salon führt, hing ein riesiger Blumenkranz. Der Salon selbst war mit Guirlanden und Kränzen verziert, im Kamine loderte ein lustiges Feuer und auf der gedeckten Tafel prangte das massive Silbergeschirr. Es waren dieselben Vorkehrungen, welche man bei der Hochzeit Helenen's, vordem und nachdem aber niemals, getroffen hatte und die auf eine Festlichkeit schließen ließen, welche an Wichtigkeit jener Hochzeit zum Mindesten gleich stehen mußte.

Das vermuthete auch der Diener, welcher erst vor vierzehn Tagen seinen Dienst im Hause des Commerzienraths angetreten hatte, und der jetzt in dem blauen Galafrack mit ächt silbernen Knöpfen, den schwarzen Kniehosen, den schwarzseidenen Strümpfen und Schnallenschuhen ab und zuging, um hie und da noch einige kleine Anordnungen zu treffen. So oft er an der Tafel vorbeischritt, ließ er seinen Blick mit einem unverkennbaren Ausdruck des Erstaunens auf derselben ruhen, irgend etwas mußte ihm räthselhaft erscheinen, denn man las in seinen Zügen, wie sehr er sich bemühte, dieses Räthsel zu lösen. Er schüttelte mehrmals den Kopf, und die Art und Weise, wie er dies that, ließ deutlich eine wohlbegründete Mißbilligung erkennen.

Endlich schien es, als ob er diese Mißbilligung nicht länger hinter geduldigem Schweigen verbergen konnte, er zog seine weißen, baumwollenen Handschuhe aus der Tasche und trat, während er diese anzog, vor den Kamin, um einen Blick auf die Pendule zu werfen, welche auf dem Simse dieses Kamins stand. — „Zwei Uhr," murmelte er, „also noch eine halbe Stunde! Mich soll verlangen — aber Geduld, wir werden ja sehen. Vier Gedecke und dazu diese Mühe und Arbeit! Das nennt dieser bürgerliche Aristokrat ein großes Haus machen!"

Er verließ nach diesen Worten das Zimmer, nicht ohne seinem Zorne, als er an der Tafel vorbeischritt, durch ein Achselzucken verächtlicher Geringschätzung Ausdruck zu verleihen, schritt die Treppe hinunter und trat in das Zimmer des Portiers, welches dicht neben der Hausthüre lag.

Der alte Steffens hatte, ohne die Erlaubniß des Bankiers abzuwarten, seinen früheren Dienst sofort wieder angetreten und der Commerzienrath war keineswegs überrascht, als er eines Abends die Glocke zog und Steffens ihm die Hausthüre öffnete. Er reichte dem treuen Diener die Hand und bot ihm lächelnd guten Abend; weitere Worte wurden zwischen ihnen auch am nächsten Tage nicht gewechselt.

Steffens hatte heute ebenfalls seine Uniform angelegt, ein Beweis, daß der Commerzienrath die Gäste, die er erwartete, ehren wollte. Er saß die Brille auf der Nase, an seinem Tisch und las mit andächtiger Ruhe in der Hauspostille, die von Urgroßvaters Zeiten her ein Erbstück seiner Familie war. Diese Beschäftigung hinderte ihn nicht, den Mops, der auf seinen Knieen lag, zu liebkosen.

Als der Diener eintrat, sah der alte Mann von seinem Buche auf, und auch der Mops erhob seinen unförmlichen Kopf, um ihn nach einigen Sekunden wieder träge fallen zu lassen.

„Störe ich?" fragte der Diener.

Der Alte schüttelte den Kopf, legte die Brille auf das Buch nnd winkte seinem Kameraden, Platz zu nehmen.

„Ich bin nun vierzehn Tage hier und kann mich im Allgemeinen nicht beklagen," hob der Diener an, nachdem er der Einladung gefolgt war, „aber Eins muß ich Euch doch gestehen: zum Sterben langweilig ist's in dem großen Hause."

Ein pfiffiges Lächeln glitt über die Züge des alten Mannes. „Wird anders werden," erwiderte er gelassen, „geduldet Euch nur noch einige Tage, Ihr sollt sehen, die junge Herrschaft bringt uns mehr Abwechslung, wie uns angenehm ist."

„Die junge Herrschaft?" fragte der Diener erstaunt.

„Ei freilich, Monsieur Jean!" Wart ihr denn blind, daß Ihr das nicht bemerktet?"

„Also dafür ist das ganze Haus geschmückt und bekränzt worden?"

„Natürlich! Glaubt Ihr, der Commerzienrath lasse das ohne irgend eine ganz besondere Ursache thun?"

„So zieht Herr Völling in die Stadt?"

Steffens sah den Fragenden so überrascht an, als ob er sehr geneigt sei, an dem gesunden Menschenverstande desselben zu zweifeln.

„Ist Euch denn in den letzten Tagen gar nichts in dem Benehmen Eures Herrn aufgefallen?" fragte er nach einer Pause. — „Nun, erfahren müßt Ihr's doch einmal, weshalb also soll ich länger ein Geheimniß daraus machen?"

Jean rückte unwillkührlich näher. Der Alte fuhr einige Male mit der Hand über den Rücken seines Hundes und klappte die Postille zu.

„Bevor unser Herr heirathete, hatte er eine Liebschaft mit einem armen, aber grundbraven Mädchen," fuhr er leise fort. „Wäre es seinem Willen nachgegangen, so hätte dieses Mädchen noch einmal den Titel „Frau Commerzienräthin" geführt, aber der alte Herr ließ einen solchen Willen nicht gelten. Der Sohn mußte sich fügen und seinem Liebchen abschreiben. Sie zog von hier fort und niemals hat man seitdem etwas von ihr gehört. Im vergangenen Frühjahr erfuhr unser Herr, daß jenes Mädchen eine Tochter hinterlassen habe, kurz nach der Geburt dieses Kindes aber gestorben sei. Diese Tochter nun' hat er gefunden, ihrem Einzuge in das Haus des Vaters gelten die Kränze und das Gastmahl."

„Aber woher kommt es, daß nur vier Gedecke aufliegen?" fragte Jean. „Ich denke bei einer solchen Feier dürften die guten Bekannten und Freunde nicht fehlen."

„Das thut die Sippschaft, welche das Fräulein mit ins Haus bringt," entgegnete Steffens lakonisch. „Denkt Euch also, der Vater hat endlich seine Tochter gefunden, das Mädchen ist schön, gebildet, geistreich; kurz: ganz so erzogen, daß sie dem Stande ihres Vaters nur zur Zierde gereichen kann. Der alte Herr ist erfreut, er will sein Kind öffentlich anerkennen, er baut im Geiste die herrlichsten Luftschlösser für die Zukunft, da erklärt aber die Tochter, sie werde nie sein Haus betreten, wenn sie nicht ihren Bräutigam mitbringen dürfe. Natürlich, bei dem Bräutigam bleibt's nicht, die Schwiegermutter darf auch nicht zurückbleiben. Der Vater bittet, droht Alles umsonst, die Tochter beharrt eigensinnig bei ihrem Willen. Was bleibt dem alten Herrn endlich übrig? Er muß nachgeben, wenn er nicht auf sein Kind verzichten will".

(Fortsetzung folgt.)

Ein Hoch der deutschen Artillerie!

Artillerie!

So hieß in jenen Tagen,
Das Losungswort in jeglichem Gefecht,
Mit dieser Waffe darf man dreist es wagen,
Den Feind zu treffen wie es Fug und Recht.

Denn überall hat sie sich treu bewähret,
Geleistet was sie irgend soll und kann,
Der Unser'n Muth im Kampfe stets vermehret,
Des Gegners Kraft gebrochen Mann für Mann.

Artillerie!

So ruft der Feind mit Schrecken,
Wenn diese Waffe spricht mit ehr'nem Mund,
Mag er so schnell als möglich ist, sich decken,
Granaten finden Ziel zu jeder Stund.

Und Schreck und Graus ergreift des Feindes Reihen,
Er weicht zurück, es hilft kein Widerstand.
Wir sind verrathen schallt's und müssen weichen,
Umsonst das Leben für das Frankenland.

Ein Hoch!

Der Artillerie im deutschen Heere,
Den Führern dieses Waffenthums,
Den Männern all' am deutschen Meere,
Die unsere Artillerie gebracht zum Ruhm.

Mög' Artillerie nun mehr und mehr gedeihen,
Und wachsen wie die Eich' im deutschen Land,
Wir wollen, nach wie vor, dem Vaterland uns weihen,
Und niemals herrscht der Feind auf deutschem Strand.

Zweisylbige Charade.

1. Sylbe.

Ich bin ein Feind der Finsterniß,
Die mir schon oft den Sieg entriß.

2. Sylbe.

Was Dein ist, das gehört mein,
Sollt es auch nicht Dein Wille sein.

Das Ganze.

Ich hab' der Ruhe mich geweiht
Und hasse jede Regsamkeit.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 71. Sonntag, den 18. Juni **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

„So, so, da liegt also der Hase im Pfeffer," sagte Jean, indem er die Knie über einander legte und die Arme kreuzte. „Kennt man den Bräutigam?"

„Erinnert Ihr Euch noch des Mordversuchs in einem hiesigen Gasthofe? Es war im vergangenen Frühjahr."

„War's nicht der frühere Förster des Freiherrn von Möllhausen, der dort auf seinen Bruder schoß?"

„Ganz richtig, dieser Bruder ist der Glückliche. Gerade an jenem Tage fand der Commerzienrath seine Tochter; sie sollte schon damals im Hause des Vaters ihre Wohnung aufschlagen, weigerte sich aber entschieden, den Wunsch des alten Herrn zu erfüllen. Sie wich nicht von dem Bette des Verwundeten und der Arzt hat oft gesagt, nur ihrer Pflege habe der junge Mann seine Genesung zu verdanken. Jetzt ist er so weit hergestellt, daß er wieder ausgehen kann, und —"

Der alte Mann brach ab, Jean erhob sich. Ein Wagen fuhr langsam an dem Fenster des Parterrezimmers vorbei, er hielt in der nächsten Sekunde vor dem Thore.

Steffens setzte seinen Mops behutsam in den Sessel, und öffnete dann die Thüre. Jean riß den Wagenschlag auf, und zugleich mit diesem auch die Augen, so weit die Lider es ihm gestatteten; die Mittheilungen des Alten hatten seine Neugierde mächtig gestachelt.

Der Commerzienrath stieg aus, ihm folgte Barbara, deren rosige Wangen ein Lächeln der Glückseligkeit umspielte, dann Georg und zuletzt dessen Mutter. Das Antlitz Georgs war bleich und hager, der Glanz seiner dunklen Augen erloschen. Er stützte sich mit der Linken auf einen Stock, mit der Rechten auf die Schulter des Mädchens, wie ein Kind, dessen unsicherer, schwankender Gang noch der Stütze der Mutter bedarf. Als sein Blick auf die Guirlanden und Blumen fiel, belebte ein freudiges Lächeln seine todten Züge. — Steffens schüttelte bedenklich das Haupt, als er dem jungen Manne nachschaute, der mühsam die Treppe erstieg.

„Der sieht einem Todeskandidaten ähnlicher, denn einem glücklichen Bräutigam," sagte er leise, dann trat er in sein Zimmer zurück, dessen Thüre er leise hinter sich schloß.

Barbara konnte sich nicht satt sehen an der Pracht, die im Hause ihres Vaters herrschte. Sie war in dieser Beziehung noch ein Kind, jede Nippfigur erregte ihre Bewunderung.

„Das Alles gehört dir," sagte der Commerzienrath, der seine Freude nicht zu zügeln vermochte; „du bist nun die Gebieterin in meinem Hause, und ich werde der Erste sein, der sich deinen Anordnungen unterwirft."

Das Mädchen wanderte durch den Salon, sich ganz der Freude überlassend, welche der Anblick dieser Kostbarkeiten ihm bereitete. Endlich kehrte sie zur Tafel zurück.

„Eins fehlt," sagte sie, traurig das

Köpfchen schüttelnd, „für dieses Eine gäbe ich all' diese Herrlichkeiten gerne hin."

Von den Lippen des alten Herrn verschwand das Lächeln.

„Das Portrait meiner Mutter," fuhr Barbara fort. „Ich finde hier nichts, was mich an sie erinnert."

Der Commerzienrath faßte die Hand des Mädchens, und führte es vor den Spiegel. „Was du suchst, hier ist es," erwiderte er, „der geschickteste Maler hätte das Bild nicht ähnlicher malen können. — Und jetzt zu Tische," setzte er hinzu, „wenn wir abgespeist haben, führe ich euch in die Zimmer, welche Georg und dessen Mutter bewohnen sollen." — —

Steffens hatte die Wahrheit gesagt. Es war dem Bankier schwer gefallen, auf die Forderung seiner Tochter einzugehen, aber die Vaterliebe überwog alle kleinlichen Bedenken, er hatte sich bereits an den Gedanken gewöhnt, daß Georg sein Schwiegersohn wurde; als er diesen näher kennen und achten lernte, fand er keinen vernünftigen Grund mehr, mit der Wahl seiner Tochter unzufrieden zu sein. — Georg hatte ihm seine ganze Vergangenheit offen gelegt, er hatte zu ihm gesprochen, wie der Sohn zu seinem Vater sprechen soll und, ohne sein Vergehen zu beschönigen oder zu entschuldigen, ihm anheimgestellt, zu beurtheilen, ob er wirklich so strafbar sei, wie der öffentliche Meinung nach dem Urtheilsspruch des Gerichts ihn hingestellt habe. Diese Frage hatte der Commerzeenrath mit „Nein" beantwortet. Wenn er auch nicht in Abrede stellte, daß jene Fälschung ein strafbares Vergehen gewesen sei, so könne man doch auf der anderen Seite die Jugend Georg's, die Ursache dieses Vergehens und den festen Willen, die Summe zu ersetzen, als Entschuldigungsgründe gelten lassen. Ueber das zweite Verbrechen, die Beraubung der Kasse, schwieg der Commercienrath, wenn er ehrlich sein wollte, mußte er sich selbst anklagen, er fand es natürlich, daß das Opfer seiner verbrecherischen Machinationen sich zu rächen versucht hatte. Das entehrende Urtheil des Gerichtshofes, der einzige Schandfleck, welcher auf der Vergangenheit Georgs haftete, war durch die Ehrenerklärung cassirt, dadurch, daß der Verurtheilte die Tochter des Commerzienraths heirathete, wurde jeder Zweifel, der noch auftauchen konnte, im Keime erstickt.

Georg hatte sich lange geweigert, im Hause des Commerzienraths seine Wohnung zu nehmen. Aber als er sah, mit welcher Liebe der alte Herr an seiner Tochter hing, als Barbara in seinem Beisein dem Vater erklärte, sie werde nicht von der Seite ihres Bräutigams weichen, gab er den Bitten des Bankiers nach, unter der Bedingung, daß ihm und seiner Mutter das oberste Stockwerk eingeräumt würde. Diese Bedingung nun war der Commerzienrath ohne Zögern eingegangen, er hätte sich zu jedem Opfer entschlossen, wenn er nur Barbara um sich haben konnte.

Georg hatte erklärt, daß er nach der Hochzeit sich mit seiner Gattin und seiner Mutter auf ein kleines Landgut zurückziehen werde, das Leben in der Stadt sage ihm nicht zu, er müsse Beschäftigung haben und die finde er am Besten in Gottes freier Natur. Barbara war mit diesem Plane umsomehr einverstanden, als auch sie das Landleben jedem anderen vorzog, auch wollte sie den Gatten ganz für sich haben, er sollte Niemandem, als nur ihr allein angehören. und diesen Wunsch hoffte sie auf dem Lande eher zu erreichen, als in der Stadt, wo Georg vielleicht bald einen Kreis von Freunden fand, der ihn fesselte und dem eignen Familienkreis allmählig entfremdete.

Der Commerzienrath war, nachdem er diese Erklärung vernommen hatte, rasch mit seinem Entschluß in's Reine gekommen, er wollte Barbara nicht verlassen. — Es ist nicht schwer, zu begreifen, woher diese Alles besiegende, Alles opfernde Liebe rührte, welche in das Herz des alten Mannes so plötzlich einzog und es so ganz erfüllte. Barbara war das Ebenbild ihrer Mutter, der Einzigen, welche der Commerzienrath geliebt hatte. Sah er in das frische, rosige Antlitz des Mädchens, hörte er ihre helle, liebliche Stimme, dann tauchten alte Erinnerungen in seiner Seele auf, die vergangenen, ach die schönsten Tage seines Lebens zogen seinem geistigen Auge vorüber, seine Jugend, sein Frühling kehrte noch einmal zurück. Wohl liebte er auch Helene, aber diese Liebe glich nicht der, welche er zu Barbara in seinem Herzen trug. Er hätte für

Helene willig seine Schätze, für Barbara dagegen sein Leben geopfert. Stundenlang konnte er vor dem Mädchen sitzen, in das heitere Antlitz schauen, in welchem die Seligkeit einer glücklich liebenden Seele sich spiegelte, und still für sich hinträumen. Und diesen kaum gefundenen Schatz, der ihn im späten Alter wieder verjüngte, der ihm jeden Tag, jede Stunde neue Freuden bereitete, sollte er wieder von sich werfen? — Nimmermehr! Lieber hätte er Allem entsagt, lieber wäre er am Bettelstabe in die Welt hinausgewandert, wenn ihm nur dieser Schatz blieb!

Während Georg unter der Pflege seiner Mutter und Barbara's von Tag zu Tag sich erholte, so daß er schon nach einigen Wochen im Treibhause des zukünftigen Schwiegervaters sich ergehen konnte, ohne der Stütze zu bedürfen, führte der Commerzienrath im Stillen den längst beschlossenen Plan aus. Er verkaufte sein Haus unter der Bedingung, daß er bis zum Frühjahr es noch bewohnen durfte, theilte sein Vermögen in zwei gleichen Hälften und benutzte eine derselben zum Ankauf eines Landguts, welches ganz in der Nähe der Besitzung Böllings lag.

Bölling war in den Plan eingeweiht, und wenn er auch Anfangs gegen den neuen Schwager Bedenklichkeiten zu äußern wagte, der feste, entschiedene Wille seines Schwiegervaters beseitigte diese Bedenklichkeit bald. Sein erstes Zusammentreffen mit Georg war kalt, ceremoniell, aber die Herzlichkeit des jungen Mannes, seine lebendige, fesselnde Unterhaltung und vor Allem das liebenswürdige, herzgewinnende Entgegenkommen Barbara's ließ ihn rasch vergessen, mit welchen Vorsätzen er sich zu diesem durch die Convenienz gebotenen Besuch bequemt hatte. — Auch Helene fühlte sich bald zu ihrer Stiefschwester hingezogen, und mit stiller Freude sah der Commerzienrath, wie herrlich Liebe und Eintracht in seinem Familienkreise sich entfalteten.

Georg war bald wieder genesen. Als er eines Morgens die Bemerkung fallen ließ, es werde Zeit sein, daß er sich nach seinem Gütchen umsehe, bat der alte Herr ihn, die Ordnung dieser Angelegenheit ihm zu überlassen. Georg wollte dieses Anerbieten zurückweisen mit der Bemerkung, der Commerzienrath habe bereits genug für ihn gethan.

„Glauben Sie, so leicht meiner sich entledigen zu können?" fragte der Bankier. „Wer die Tochter nimmt, muß den Vater mit in den Kauf nehmen und damit Sie nicht lange über den Sinn dieser Worte im Unklaren sind, erkläre ich Ihnen, daß ich Barbara nicht verlassen werde, bis eine höhere Macht mich dazu zwingt."

Weder Georg noch Barbara fanden gegen diese Erklärung etwas einzuwenden, sie hatten den alten Mann, der jeden ihrer Wünsche erfüllte, der mit der Aengstlichkeit eines besorgten Vaters über ihre Schritte wachte, lieb gewonnen, sie waren überzeugt, daß er ihr Glück nicht stören, daß seine Anwesenheit vielmehr dasselbe nur erhöhen werde.

Die Mutter Georg's nahm an dem Glücke ihres Sohnes innigen Antheil, aber eine Wolke trübte ihre Freude, wenn sie an Hugo dachte, der seit seiner Flucht verschollen war.

Die Hochzeit wurde in den ersten Tagen des Monats Mai gefeiert. Noch vor diesem Festtage erlebte der Commerzienrath die Genugthuung, daß der Assessor, verschiedener Unterschleife überführt, aus dem Staatsdienste entlassen wurde. Helmes hatte die Stadt verlassen und im Norden Deutschlands eine neue Heimath gesucht. Er stand dort an der Spitze eines pietistischen Vereins und suchte sich durch unausgesetzte Verkehrungsversuche der Menschheit nützlich zu machen. Seine Verdienste wurden nicht anerkannt, nur ein kleines Häuflein jener Auserlesenen stand treu zu ihm, und auch diese verließen ihn, als sie durch List und Ränke ihm den letzten Pfennig zu mildthätigen Zwecken aus der Tasche gelockt hatten. Er sah sich genöthigt, seine Füße wieder unter fremder Leute Tisch zu strecken; diesmal aber nicht in der Eigenschaft des ersten Buchhalters eines bedeutenden Bankhauses, sondern in der bescheidenen Stellung des Ausläufers eines Speditionsgeschäfts. — —

Die Hochzeit wurde im Hause des Commerzienrathes mit seltener Pracht gefeiert, der alte Herr hatte dabei einen doppelten Zweck im Auge, einmal die Hochzeit seines Kindes,

dann eine Abschiedsfeier für all' seine Freunde und Bekannte.

Als das junge Ehepaar in den Wagen stieg, welcher sie zum Bahnhof bringen sollte, übergab Steffens dem jungen Manne ein Portefeuille. Es war mit Banknoten gefüllt; als Georg es am nächsten Morgen näher untersuchte, fand er außer diesen den Kaufakt über jenes Gut, auf den Namen Georg Kraus ausgefertigt.

Dem Glücklichen schlägt keine Stunde! Im Fluge verrinnt ihm die Zeit, die Jahre schwinden, er zählt sie nicht. Nur dann, wenn plötzlich über die Sonne seines Glückes eine schwarze Wolke hinzieht, wenn das Schicksal ein unerbittliches „Halt!" ruft und er sich umschaut, wenn er dann sieht, daß sein Haar grau und der Blick seines Auges matt geworden ist, oder wenn der Tod, der den Glücklichen so wenig verschont wie den Elenden, der keinen Unterschied macht im Stand, Rang und Alter, ihm die abgelaufene Uhr vorhält, dann blickt er, aus dem Traume, in welchen das Glück ihn gewiegt hatte, emporschreckend, zurück in die Vergangenheit und fragt sich zweifelnd, ob es ein Traum oder Wirklichkeit gewesen, was hinter ihm liegt. Aber wußte er denn nicht, daß sein Haar ergraute, daß der Glanz seiner Augen erlosch? O freilich wußte er's, aber er achtete nicht darauf, — wenn das Herz jung bleibt, wenn in der Brust ein ewiger Frühlingsgarten grünt und blüht, was thut's, ob dann die Hütte morsch und baufällig wird! Sie ist vom Staube, zum Staube muß sie zurückkehren!

Glück! Wie rasch ist das Wörtchen gesagt und ach, wie schwer wiegt es! — Aber gibt es denn ein vollkommenes Glück? Gewiß, so vollkommen ein irdisches Wesen sein kann, so vollkommen und rein kann auch das Erdenglück in das Menschenherz einziehen. Wenn das Herz nur versteht, sein Glück zu erfassen, und den Dämon, der es anfeindet, zu besiegen. Glücklich der, welcher das vermag. Jener Dämon, der Neid, dessen Hauch den Duft der Blumen verpestet, unter dessen eisiger Hand das warme Leben erstirbt, dessen Blick die Engel des Friedens und der Freude verscheucht, er ist der Erbfeind und der Urquell aller Laster und Verbrechen. — — O halte fest, was Du Dein nennst, sei zufrieden mit dem, was die Gunst des Schicksals Dir gab, wolle nicht höher, wie Du stehst, dann bist Du glücklich! — Ist das Leben nicht ein ewiges Wünschen und Hoffen? Und schweigen Deine Wünsche, wenn sie erreicht sind? Wenn Deinem Herde Mangel und Krankheit fern bleiben, dann überlaß die Wünsche und Hoffnungen den Armen und Elenden, die der goldenen Luftschlösser bedürfen, um die nackte Wirklichkeit zu vergessen.

— — — — — — — — — — —

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Poetisches.) Eine Nummer des in Berlin von dem Abgeordneten Parisius herausgegebenen „Volksfreund" enthält den ersten Theil eines Aufsatzes unter der Ueberschrift: „Des Herrn Referendarius Heinrich v. Mühler Gedichte oder ein preußischer Cultusminister, der seinen Beruf verfehlt hat." Die darin mitgetheilten Proben Mühler'scher Gedichte sind überraschend. Besonders erfreulich klingt der Vers:

Wollt' man zum Minister wählen
Mich beim Wein,
Ha, dann könnt' es mir nicht fehlen
Bei dem Wein;
Welche Reden wollt' ich halten,
Wie würd' ich das Leben verwalten,
Trunken müßten Alle sein —
Voll von Wein!

Mittel gegen das Gerinnen der Milch. Im südlichen Rußland, wo während des Sommers die Temperatur durchschnittlich 25° R. erreicht, schützen sich die Landleute gegen das Gerinnen und Sauerwerden der frischen Milch dadurch, daß sie in dieselbe einige Tropfen frischg preßten Meerrettigsaft tröpfeln und unterrühren.

Auflösung des Räthsels in Nr. 65 des Unterhaltungsblattes: „Das Wort."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 72. **Dienstag, den 20. Juni** **1871.**

Die Brüder.

Original-Novelle von Ewald August König.

(Schluß.)

Zehn Jahre waren seit der Hochzeit Georg's verstrichen. Zehn Jahre! Fürwahr, eine qualvolle Ewigkeit für den, der täglich, ja stündlich der Armuth in's Auge schaut, der in jedem Winkel seiner armseligen Hütte die Sorge lauern sieht; eine Ewigkeit für den Gefangenen, in dessen Zelle kein Sonnenstrahl fällt, der nur durch den mürrischen Schließer erfährt, ob draußen Frühling oder Winter ist. Aber ein Augenblick nur sind sie dem Glücklichen, ein kurzer, flüchtiger Augenblick, ein Traum voll Sonnenschein und Blüthenduft. Ungefähr eine Viertelstunde von dem Gute Völling's entfernt lag die reizende Besitzung Georg's. Sie lag inmitten blühender Gärten und üppiger Wiesen, begrenzt von wogenden Saatfeldern und dichten Wäldern. Der letzte Strahl der Sonne ruhte auf den Gipfeln der Berge, er ergoß ein Lichtmeer über die Wipfel des Waldes, ein glühendes, purpurfarbenes Lichtmeer, in welchem der Reiher mit stolzer Majestät seine Kreise zog. — Vor der Thüre des zierlichen, geschmackvoll gebauten Wohnhauses, an dessen Wand ein Weinstock hinaufrankte, saß ein Greis, dessen Blick mit Wohlgefallen auf den beiden Kindern ruhte, welche in lustiger Ausgelassenheit sich auf dem Rasen tummelten. Eine junge, hübsche Frau, welche das dreißigste Jahr kaum überschritten hatte, saß an der anderen Seite der Thüre, ihr zur Seite eine Matrone. Die beiden Frauen waren beschäftigt, die jüngere nähte, die ältere strickte, während der Greis still für sich hinträumte. Wohl mochte er im Geiste die Tage seiner eigenen Kindheit noch einmal durchwandern, jene Tage, die so rasch entschwinden und oft so heiß zurückersehnt werden. Es war eine reizende Idylle. Frühling, Sommer und Winter des Menschenlebens waren in dieser Gruppe vereint und den Rahmen bildete eine blühende, lachende Landschaft.

Ein Reiter ritt langsam den Weg entlang, der über die Wiesen zum Gute führte, jubelnd eilten die Kinder ihm entgegen. Er stieg ab, gab das Pferd einem Knechte und trat auf den Rasen. Wer hätte in ihm, dem kräftigen schönen Manne, mit den gebräunten Wangen jenen siechen Jüngling wieder erkannt, der damals, wie der alte Steffens treffend bemerkte, eher einem Todeskandidaten, denn einem glücklichen Bräutigam glich! Georg hob die Kinder eines nach dem andern zu sich empor, küßte sie und zog dann die junge Frau an seine Brust.

„Da bin ich wieder," sagte er, „wir haben unsern Zweck vollständig erreicht."

Der Greis stand auf und näherte sich. „Unter welchen Bedingungen?" fragte er.

„Unter Bedingungen, wie wir sie nicht besser wünschen können, Vater," fuhr Georg fort, „die Schule wird auf Kosten des Staates gebaut, wir müssen die Besoldung des Schullehrers übernehmen."

„Völling und Du?" fragte Barbara.

„Nein, wir, die Grundbesitzer der ganzen Umgegend. Wir zählen sechs- bis achtunddreißig

schulpflichtige Kinder, welche jetzt eine auch zwei Stunden weit von der Schule entfernt wohnen, steht aber im nächsten Jahre das neue Gebäude fertig, so beträgt die Entfernung kaum noch die Hälfte."

„Ja, meinte der Commerzienrath, eine schöne Summe wird's doch kosten, Du hättest dafür einen Privatlehrer halten können."

„Und die Armen, welche dazu nicht die Mittel haben?" fragte Georg im Tone leisen Vorwurfs. „Ist es nicht ein gutes Werk, wenn wir unser Scherflein dazu beitragen, daß —"

Er konnte den Satz nicht beenden, ein Bettler hatte sich unbemerkt der kleinen Gruppe genähert; die Kinder, welche sich vor dem fremden Manne fürchteten, schmiegten sich fest an den Vater. — Georg wandte sich um und zog die Börse.

Aber entsetzt ließ er sie fallen, als er in das Antlitz des Mannes blickte. Auch Georgs Mutter hatte sich von ihrem Sitze erhoben, auch ihr Blick hing stier und unverwandt an den Zügen des Bettlers, der das Erstaunen und Entsetzen, welches er einflößte, nicht zu bemerken schien.

„Mein Herr, gebt einem armen Manne ein Almosen," bat der Unglückliche, der, auf seinen Stock gestützt, das Haupt auf die Brust geneigt und den Blick zur Erde gerichtet, als ein stummes Bild des Elends dastand. „Gebt, gebt und wäre Euer Scherflein auch noch so klein, Gott möge Euch dafür segnen."

Georg winkte seiner Mutter und bedeutete sie, zu schweigen. „Woher des Weges?" fragte er. „Ihr scheint einen weiten Marsch gemacht zu haben."

Der Bettler erhob rasch sein Haupt. Auch in seinen Zügen spiegelten sich Ueberraschung und Bestürzung. Aber Georg hatte ihm den Rücken gewandt, er schien sein Antlitz den Blicken dieses Mannes verbergen zu wollen.

„Freilich habe ich einen weiten Weg gemacht," erwiderte er nach einer kurzen Pause, indem er das Haupt gedankenvoll schüttelte, „ich komme von Amerika."

„Zieht Euch die Heimath an, daß Ihr jenes Land verließet?"

„Die Heimath?" entgegnete der Bettler bitter. „Kann der, den die Furien eines bösen Gewissens verfolgen, sagen, daß er eine Heimath hat? Herr, gebt mir ein Almosen und flieht meine Nähe, seht Ihr nicht das Kainszeichen auf meiner Stirne? Ich erschlug den Bruder und tödtete die Mutter. Gebt, gebt, der Abend dämmert, noch vor Nacht muß ich in der nächsten Stadt sein."

„Was wollt Ihr dort beginnen, Unglücklicher?"

„Ich finde nirgend Ruhe noch Rast. Mir selbst den Tod zu geben, dazu bin ich zu feige, über meinem Haupte hängt das Beil der Gerechtigkeit, ich will den Faden zerschneiden, der es hält, damit das folternde Herz endlich zur Ruhe kommt."

Die Sonne war gesunken, die Schatten des Abends hüllten die Fluren in dämmerndes Dunkel. „Bringe die Kinder in's Haus," bat Georg seine Frau, „die Geschichte dieses Mannes taugt nicht für ihre Ohren. Nehmt Platz," wandte er sich nach diesen Worten zu zu dem Bettler, indem er auf die Bank vor dem Hause zeigte, „seid Ihr auch ein Verbrecher, so tragt Ihr doch Reue um Eure Sünden, deßhalb kann man Euch wohl vertrauen. Weßhalb erschlugt Ihr Euren Bruder?

„Weil ich ihn haßte, unsäglich haßte," erwiderte der Bettler, ohne von dem Fleck zu weichen, auf welchem er stand. „Als ich die That begangen hatte, dachte ich nur daran, mich zu retten, dem Arm der Gerechtigkeit zu entrinnen, und es gelang mir. Aber es erging mir schlecht drüben und ich war nicht an den Hunger gewöhnt. Ich stand einsam dort, Niemand schloß sich an mich an, mir war oft, als lese jeder auf meiner Stirne, welches fluchwürdige Verbrechen ich begangen hatte. Da warf endlich eine Krankheit mich auf das Lager, ich hieß sie willkommen, ich wollte sterben, um den Furien zu entrinnen, die mich verfolgen. Man brachte mich ins Hospital und ich genas. Ha, was ich auf dem Krankenbett gelitten habe, mit Worten vermag ichs nicht zu beschreiben. Mein ganzes vergangenes Leben zog an meinem Geiste vorüber und — Herr, laßt mich gehen, ich bin —"

„Halt," fiel Georg ihm in's Wort. „Wenn nun jener Bruder wieder vor Euch hinträte,

wenn Euch die Gewißheit würde, daß die Kugel ihn nicht tödtete. —"

„Ich wollte ihn auf den Knieen um Verzeihung bitten" —

„Ihr würdet den alten ungerechten Haß tilgen, auch dann, wenn Ihr Eure Braut als seine Gattin wiederfändet?"

Der Bettler schwieg; hier haftete sein Blick auf dem Redenden.

„Hugo," rief jetzt Georg, die Arme ausbreitend, „sieh hier Deinen Bruder, sieh dort Deine Mutter! Wir haben Dir vergeben, willst Du unser Glück mit uns theilen, sollst Du willkommen sein."

Der Bettler hatte das Haupt erhoben; die Augen weit geöffnet starrte er seinen Bruder an, als ob ein Gespenst vor ihm aus dem Boden aufgetaucht sei, dann sank er mit einem Schrei auf den Rasen nieder. Die Mutter eilte hinzu, Georg beugte sich über den Unglücklichen, ein Schlagfluß hatte ihn getroffen. Noch war das Leben nicht gewichen, Georg ließ den Bruder ins Haus bringen und befahl einem Knecht unverzüglich in die Stadt zu reiten und einen Arzt zu holen. — Zu spät, der Schlaganfall wiederholte sich; noch einmal drückte Hugo dem Bruder und der weinenden Mutter die Hand, mit den Worten: „Es ist vorbei, Gott segne Euch!" hauchte er seinen Geist aus.

„Ich wußte es," sagte die Mutter leise, indem sie die Augen des Todten schloß, „Du mußtest vor Deinem Tode doch einmal zurückkehren und mir die Gewißheit geben, daß der Haß in Deinem Herzen getilgt war. Eine innere Stimme sagte es mir, ich habe nur auf Dich gewartet, nun weiß ich, daß auch meine Stunde bald schlagen wird."

Niemand hörte diese Worte, nur der Todesengel, der zu Haupten der Leiche saß, vernahm sie.

Und als der Herbst die Blumen tödtete und die Bäume ihres Schmuckes entkleidete, trug man auch die alte Frau hinaus zum Friedhofe, ihr Leben war eine lange, bittere Schule des Leidens.

Der Commerzienrath hielt sich tapfer, wie Steffens, der auf dem Gute Georgs das Gnadenbrod aß und dafür den Enkeln seines früheren Herrn tagtäglich ein Stück Biographie seines zu den Vätern versammelten Hundes zum Besten gab, zu sagen pflegte. Der alte Herr wandert noch jetzt täglich hinüber zu dem Nachbargute, um bei den Kindern Böllings einige Stunden zu weilen.

Seine Festtage aber sind die Sonntage, wenn die Enkelschaar auf der Besitzung Georgs vereint ist und er an der Spitze der jubelnden Kinder hinauszieht in den Wald, wo er bald Laub und Blumen herbeischleppt, aus denen die Mädchen Kränze winden, bald in den lärmenden Spielen der Knaben sich als „Räuberhauptmann" oder „Hase" benutzen läßt. Es ist etwas Köstliches, diese Kinderspiele, niemals entschwindet das Andenken an sie dem Gedächtnisse. Liebliche Genrebilder tauchen sie oft in späteren Tagen vor unserem geistigen Auge auf und eine bezaubernde Poesie umschwebt sie, wenn das silberweiße Haupt des Großvaters die blond- und schwarzlockigen Enkel überragt!

Mannigfaltiges.

Französische Blätter machen auf folgenden Brief Heinrich Heine's aufmerksam, der sich in den sämmtlichen Werken Band X., Lutetia (Französische Zustände,) 2. Theil XXXVI. findet: „Paris, den 19. Dezember 1841. Der eigentliche Rival des Obelisken von Luxor ist noch immer die Colonne Vendôme. Steht sie sicher? Ich weiß nicht, aber sie steht auf ihrem rechten Platze, in Harmonie mit ihrer Umgebung. Sie wurzelt frei in nationalem Boden, und wer sich daran hält, hat eine feste Stütze. Eine ganz feste? Nein, hier in Frankreich steht nichts ganz fest. Schon einmal hat der Sturm das Capital, den eisernen Capitalsmann, von der Spitze der Vendômesäule herabgerissen, und im Falle die Communisten ans Regiment kämen, dürfte wohl zum zweiten Male dasselbe sich ereignen, wenn nicht gar die radicale Gleichheitsraserei die Säule selbst zu Boden reißt, damit auch dieses Denkmal und Sinnbild der Ruhmsucht von der Erde schwinde; kein Mensch und kein Menschenwerk soll über ein bestimmtes Communalmaß hervorragen, und der Baukunst eben so gut wie der epischen Poesie droht der Untergang. „Wozu noch ei

n

Monument für ehrgeizige Völkermörder?" hörte ich jüngst ausrufen bei Gelegenheit des Modelconcurses für das Mausoleum des Kaisers, „das kostet das Geld des darbenden Volkes und wir werden es ja doch zerschlagen, wenn der Tag kommt!" Ja, der todte Held hätte in Sanct Helena bleiben sollen, und ich will ihm nicht dafür stehen, daß ihm einst sein Grabmal zertrümmert und seine Leiche in den schönen Fluß geschmissen wird, an dessen Ufer er so sentimal ruhen sollte, nämlich in die Seine! Thiers hat ihm als Minister keinen großen Dienst geleistet."

Dem Baltimorer „Wecker" theilt ein Schwab nachstehende, einem Briefe aus der Heimath entnommene Kriegs-Episode (oder auch nur Anekdote) mit: Robert Scheufele aus Ulm, ein robuster Landwehrmann, wurde in der heißen ruhmvollen Schwabenschlacht bei Villiers vor Paris in der Wade leicht verwundet. Da es ihm im Lazareth zu langweilig war, so theilte man ihn dem Sanitätscorps zu, wobei ihm seine Körperkraft sehr zu Statten kam, indem er stets einen Verwundeten allein trug. Einen ächzend daliegenden Preußen frug er, ehe er ihn auf seine breiten Schultern packte: „Wo fehlt Dir's?" — „Eine Kugel im Fuß!" — war die Antwort. — Scheufele eilte mit ihm dem sicher gelegenen Verbandplatze zu. Unterwegs sauste eine Granate an ihm vorüber. Sich ein wenig bückend, setzte er seinen Lauf fort. Als er beim Verbandplatz ankommt, ruft ihm der Arzt zu: „Aber um's Himmels willen, Sie bringen ja da einen Mann ohne Kopf!" — Scheufele legt seine Bürde ab, betrachtet sie und sagt verduzt: „Des haun i aber net denkt, daß dia Preißa so lüget; sait mer der Kerle no selber, daß er in Fuß g'schossa sei." —

Eine schreckliche Scene spielte sich kürzlich im Pester Thiergarten ab, wo eine Gymnastiker-Gesellschaft sich producirte. Die letzte Programmnummer war eine Velocipedefahrt, auf einem 50 Fuß hoch zwischen zwei Holzstangen ausgespannten Drahtseile. Das Rad des bei dieser Production angewandten Velocipedes hat eine Rinne, in die sich das Drahtseil legt; die durch die Nabe laufende Achse verlängert sich rechts und links und bildet die obere schmale Seite eines langen Rechtecks, an dessen unterer Querstange ein Gymnastiker Trapezkünste zum Besten gibt, während ein zweiter auf dem Velocipede sitzt. Das Seil ist durch diese Vorrichtung wie durch einen großen Rahmen gezogen und das Velocipede kann wohl umkippen, aber nicht herunterfallen. Im strömenden Regen erkletterten die Gymnastiker die hohe Stange, der Eine setzte sich auf's Velocipede, der andere hängte sich an die Querstange des Trapezes, um auf diese Weise den Gefährten zu contrebalanciren und den Fall zu erschweren. In raschem Laufe ging es einmal über das Drahtseil, dann rücklings wieder zurück. Das spärliche Publikum klatschte Beifall und hatte genug, nicht so die Gymnastiker. Noch einmal gingen sie vor; allein als sie die Mitte der Bahn erreicht hatten, begann das Velocipede sich auf die Seite zu legen, der darauf sitzende warf sich mit dem Oberleib auf die andere Seite — es war zu spät, das Fahrzeug fiel und der ganze Rahmen hing umgekehrt am Seile, das Velocipede unten und die untere Trapezquerstange oben. Das Publikum brach in einen Schrei des Entsetzens aus, allein die Gymnastiker verloren die Kaltblütigkeit nicht. Der Velocipedist hatte im Sturze sein Fahrzeug eben so wenig losgelassen, als sein Genosse das Trapez. Nun hingen sie dort in der schwindelnden Höhe, anfangs mit dem Kopfe nach abwärts, arbeiteten sich mühsam in sitzend-hängende Stelle empor und begannen sich ruhig mit einander zu berathen was nun zu thun sei. Das Ergebniß war, daß der Tapezkünstler das Seil erfaßte und sich an demselben bis zur Stange entlang zog, an der er dann natürlich hinabstieg. Der Andere hatte ruhig ausgeharrt, bis das Seil frei war, und erst als dieses nicht schwankte, machte er das in den Speichen des Velocipedes verwickelte Bein los, kletterte gleichfalls bis zum Seile empor und brachte sich auf demselben Wege wie sein muthiger Gefährte nach der anderen Seite in Sicherheit. Das ganze mochte wohl an die fünf Minuten gewährt haben.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 73. **Donnerstag, den 22. Juni** **1871.**

Ein dunkles Geheimniß.*)

Novelle von
Ewald August König.

Erstes Kapitel.

Der Herr in Nummer Siebenzehn hat das Frühstück noch immer nicht verlangt, auch stehen seine Stiefel noch vor der Thür, sagte der Hausknecht im Gasthofe „zur Sonne" mit bedenklichem Kopfschütteln. Der große, corpulente Wirth, der an der Thür seines Gasthofes stand und mit behaglicher Ruhe dem buntbewegten Leben und Treiben auf dem Marktplatze zuschaute, zuckte mit kaltem Gleichmuth die Achseln und meinte: „Kümm're Dich nicht darum, Peter, noble Herren, noble Passionen, der Herr in Nummer Siebenzehn wird gewohnt sein, unserm Herrgott ein Loch in den Tag zu schlafen."

Aber es ist bereits 11 Uhr und man vernimmt nicht das geringste Geräusch in dem Zimmer, fuhr der Hausknecht fort. Möglich, daß der Herr gewohnt ist, so lange zu schlafen, möglich aber auch, daß ihm irgend etwas zugestoßen ist, oder daß er — „Sich aus dem Staube gemacht hat!" fiel der Wirth ihm gelassen in's Wort. „Eines Nachtlagers wegen läßt man seine Stiefeln nicht im Stich. Friedrich, sehen Sie einmal nach, wer in Nummer Siebenzehn logirt; so viel ich mich errinnere, ist der Herr gestern Abend angekommen."

Der Oberkellner legte die Serviette, die er auf dem Arme trug, mit einer graziösen Bewegung über die Schulter und trat in sein Kabinet, um einen Blick in das Fremdenbuch zu werfen.

Er hat mich, bevor er zu Bett ging, beauftragt, ihm die Stiefeln vor fünf Uhr zu bringen, sagte der Hausknecht, um so auffallender ist es daß — „Ich finde darin nichts Auffallendes," unterbrach ihn der Wirth. „Man faßt oft am Abend einen Entschluß, den man am nächsten Morgen wieder fallen läßt."

Die Herren Baron von Reden und Freiherr von Braß kamen gestern Abend mit der letzten Post um acht Uhr an, meldete der zurückkehrende Oberkellner. Der Herr Baron logirt in Nummer Siebenzehn, der Freiherr in Nummer Sechszehn. „Baron von Reden?" wiederholte der Wirth. „Sagte man nicht vor einigen Wochen, die Comtesse von Strahlen sei mit einem Baron von Reden verlobt? — „Ganz recht, ich erinnere mich dessen, der alte Verwalter der Strahlen'schen Güter hat das Gerücht ausgesprengt, bevor er nach Amerika auswanderte. Na, Peter, zum Ueberfluß könntest Du einmal anklopfen, wenn der Herr Baron die Störung übel nimmt, mußt Du seinen Zorn über Dich ergehen lassen. Hat der Freiherr sein Zimmer schon verlassen?"

Er frühstückte um fünf Uhr, und ging dann aus, erwiderte der Oberkellner, — Ich müßte sehr irren, wenn die beiden Herren nicht einen Ehrenhandel hätten, den sie hier ausfechten wollen, fuhr er, nachdem der Hausknecht sich entfernt hatte, mit gedämpfter Stimme fort. Sie sprachen gestern Abend kein

*) Nachdruck ist ohne Verständigung mit dem Verfasser nicht erlaubt.

Wort mitsammen, der Freiherr fragte mich heute Morgen, bevor er den Gasthof verlies, welchen Weg er einschlagen müsse, um das Wäldchen hinter dem Garten der Comtesse von Stahlen rasch und sicher zu erreichen, und als ich ihm den Weg genau bezeichnet hatte, gab er mir ein kleines Packetchen, mit dem Auftrage, dasselbe der Comtesse persönlich zu überreichen, für den Fall er bis heute Abend nicht zurückgekehrt sei. „Das ist in der That auffallend und räthselhaft," sagte der Wirth überrascht. „Aber die Herren können sich doch nicht ohne Zeugen und ohne Arzt duelliren."

Der Oberkellner zuckte, bedeutsam lächelnd die Achseln. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, sind die Zeugen höchst wahrscheinlich in der „goldenen Gans" abgestiegen, ich bemerkte heute Morgen zwei elegant gekleidete Herren, welche in derselben Richtung das Städtchen verließen. „Ich habe dreimal angeklopft, aber keine Antwort erhalten," brach der in fieberhafter Aufregung herbeieilende Hausknecht die Vermuthung des Oberkellners ab.

Dann allerdings ist es meine Pflicht, die Ursache dieses Schweigens zu erforschen, erwiderte der Wirth, der sich bereits der Treppe näherte. Kommen Sie, Friedrich, ich hoffe, wir werden der Sache rasch auf den Grund dringen. In dieser Hoffnung sollte der Gastwirth sich getäuscht sehen, auch er erhielt auf mehrmaliges Pochen keine Antwort und die Thür war fest verschlossen.

Das ist wirklich sehr verdächtig, sagte der Oberkellner, entweder den Herrn Baron hat der Schlag gerührt, oder — „Du lieber Gott, wenn er in meinem Hause ermordet worden wäre! jammerte der Wirth. „Das brächte meinem Gasthofe den Ruin und ich könnt zum Wanderstab greifen —"

Vorläufig liegen für diese Vermuthung noch keine Gründe vor, fuhr der Oberkellner ruhig fort, die Thüre ist von innen verschlossen und durch das Fenster kann nicht wohl Jemand eingestiegen sein. Lassen Sie den Bürgermeister und den Kreisphysikus rufen, wir dürfen jetzt keinen Augenblick länger zögern. Der Wirth legte sein Ohr an die Thürspalte und erlaubte sich, nochmals anzupochen, aber nicht das leiseste Geräusch im Zimmer verrieth, daß der Gast dieses Pochen gehört habe. „Es bleibt uns nichts Andres übrig," sagte er nach einer geraumen Weile, „schicken Sie den Hausknecht zum Bürgermeister. Gewißheit müssen wir haben."

Nach Ablauf einer halben Stunde fand der Bürgermeister, dem der Hausknecht schon die nöthigsten Mittheilungen gemacht hatte, sich in Begleitung des Arztes, des Kreisrichters, zweier Gensdarmen und eines Schlossers ein. Es konnte nicht fehlen, daß die Begleitung des gestrengen Herrn in den Straßen, welche er passiren mußte, Aufsehen erregte, und der müßigen Gaffer, wie der wißbegierigen Klatschbasen gab es in diesem Städtchen nicht weniger wie in jedem andern Orte. Die natürliche Folge war, daß der kleinen Gesellschaft ein ziemlich zahlreiches Publikum folgte, welches vor dem Gasthofe mit Ungeduld nähere Mittheilungen über die jedenfalls interessanten Ereignisse in „der Sonne erwartete.

Machen wir kurzen Proceß, sagte der Bürgermeister, nachdem der Wirth unter Assistenz seines Oberkellners und des Hausknechts Bericht erstattet hatte. Hier sind nur zwei Fälle denkbar, entweder der Herr Baron hat sich, ohne Abschied zu nehmen, entfernt, oder wir finden eine Leiche. „Das Letztere ist das Wahrscheinlichste," erwiderte der Schlosser, der inzwischen seine Dietriche in Thätigkeit gesetzt hatte, der innere Riegel ist vorgeschoben und es wäre gut, wenn Herr Schmidt, oder einer seiner Leute mir genau die Stelle bezeichnen könnte, wo der Riegel angebracht ist, damit wir nicht zu viele Zeit verlieren."

Es ist ein einfacher Nachtriegel, lieber Freund, sagte der Wirth, dessen Aufregung mit jeder Minute wuchs, alle Schlösser sind mit einem solchen Nachtrigel versehen. „Dann genügen einige kräftige Fußtritte," erlaubte der Hausknecht sich zu bemerken, während er Anstalten traf, seine Kraft an der Thür zu erproben.

Der Schlosser würdigte diesen Rath keiner Antwort, er schob einen dünnen, stark gekrümmten Drath in das Schlüsselloch und öffnete im nächsten Augenblick die Thür. Die Männer des Gesetzes und der Wissenschaft traten zuerst ein, und der Wirth hatte die Schwelle noch nicht überschritten, als ein Ruf des Ent-

setzens, der den Lippen des Bürgermeisters unwillkührlich entfuhr, ihn bereits ahnen ließ, daß seine Befürchtungen nicht unbegründet waren. Es war ein ziemlich geräumiges, mit allem Comfort ausgestattetes Zimmer; ein dicker weicher Teppich bedeckte den Fußboden, elegante Möbel, rothe Damast-Vorhänge, ein hoher Spiegel in breitem Goldrahmen, mehrere Oelgemälde, einige kostbare chinesische Vasen, eine Pendeluhr, verschiedene Nippsachen und ein mit rothen Gardinen behangenes Bett bildeten die Einrichtung, die auf vornehme Gäste berechnet zu sein schien. Die Vorhänge des Bettes waren zurückgeschlagen, der erste Blick des Eintretenden fiel auf das bleiche Gesicht einer Leiche. Der Arzt war rasch näher getreten. Er schlug die Bettdecke zurück und legte seine Hand auf die Brust des Todten.

Selbstmord! sagte er mit erschütterndem Ernst, Gott sei der Seele dieses Todten gnädig. „Und lasse sie eingehen zum ewigen Frieden, Amen," fügte der Hausknecht leise hinzu, der mit gefalteten Händen am Fußende des Bettes stand.

„Glauben Sie, Herr Doctor, sind Sie wirklich überzeugt, daß hier ein Selbstmord vorliegt!" fragte der Richter. „Ich bin es," erwiderte der Arzt ruhig. „Sehen Sie, hier liegt der Dolch, den er sich in's Herz gestoßen hat; der Stoß ist mit Kraft und Sicherheit geführt worden, der Tod mußte augenblicklich erfolgen."

Gut, gut, aber ich bemerke auch auf jener Seite der Leiche Blutflecken, fuhr der Richter fort. Sie behaupten, der Tod sei augenblicklich erfolgt; die Leiche liegt auf der linken Seite und es läßt sich genau feststellen, welchen Weg das abgelaufene Blut genommen hat. Nun aber mache ich Sie auf jene Blutspuren aufmerksam, die vereinzelt hinter der Leiche sich vorfinden, ich glaube nicht, daß Sie — „Nichts einfacher als dies," fiel der Arzt ihm in's Wort. „Ein plötzlicher Tod hat nie oder nur sehr selten die sofortige Lähmung des ganzen Organismus zur Folge, die Thätigkeit der Nerven währt immerhin noch eine kurze Weile, wie Sie dies an dem Körper eines auf dem Schaffot Gerichteten beobachten können. Demzufolge ist es nicht unmöglich, daß die Hand des Selbstmörders, welche den Stoß führte, zuerst auf jene Seiten gefallen ist."

Ah, und wie erklären Sie es, daß die Leiche bis an das Kinn zugedeckt war, während doch naturgemäß der Körper nach dem Stoße zurücksinken mußte? „Kann der Stoß nicht unter der Decke geführt worden sein?" erwiderte der Arzt.

Das ist allerdings möglich, aber nicht glaublich, sagte der Richter. „In der That, es scheint, wir stehen hier vor einem Räthsel, dessen Lösung in tiefes Dunkel gehüllt ist," fügte der Bürgermeister hinzu.

Der gute Ruf meines Hotels ist für alle Zeiten dahin, jammerte der Wirth. Niemand wird ferner in einem Gasthofe logiren wollen, in welchem ein Selbstmörder geendet hat. „Guter Freund, das kann in jedem Hotel, in jedem Privathause vorfallen," erwiderte der Arzt, „nach einigen Monaten ist bereits Gras über die Geschichte gewachsen."

Ich bitte die Herren, mir bei Aufnahme des Protokolls behülflich zu sein, nahm der Richter das Wort, der sich inzwischen gesetzt hatte. Zuerst, wer war der Fremde? „Baron Theodor von Reden," erwiderte der Oberkellner, „so schrieb er selbst in's Fremdenbuch."

Baron Theodor von Reden? fragte der Bürgermeister betroffen. Man sagt, er würde unsere Comtesse von Strahlen binnen Kurzem heirathen. „So sagt das Gerücht, und es behauptet die Wahrheit," versetzte der Arzt, „ich fand vor einigen Tagen Gelegenheit, mir hierüber Gewißheit zu schaffen."

Der Baron von Reden besitzt bedeutende Güter und die Comtesse Eleonore von Strahlen ist ebenfalls sehr reich, sagte der Richter — ein Grund mehr für die Richtigkeit meiner Vermuthung, daß hier kein Selbstmord vorliegt. Wann traf der Herr Baron ein? Gestern Abend."

Allein? „Der Freiherr von Braß begleitete ihn."

Bemerkten Sie, daß der Baron einsilbig, verstimmt, oder gar nicht ganz bei klarem Verstande war? „Der Herr Baron zog sich sofort in sein Zimmer zurück," erwiderte der Oberkellner, „ich fragte ihn, ob er irgend

eine Erfrischung, oder ein Nachtessen wünsche, er verneinte es."

Und der Freiherr von Braß, der mit ihm gekommen war? „Blieb ebenfalls in seinem Zimmer. Er aß vorher im Speisesaale zu Nacht und ließ eine Flasche Wein auf sein Zimmer bringen."

Friedrich glaubte vermuthen zu dürfen, daß die beiden Herren eines Duells wegen hierher gekommen seien, nahm der Wirth das Wort. Thatsache ist es, daß der Freiherr heute Morgen vor fünf Uhr das Hotel verließ, und erst vor einer Stunde zurückgekehrt ist.

Der Richter warf dem Bürgermeister einen bedeutsamen Blick zu. In welchem Zimmer logirt der Freiherr? fragte er noch einer kurzen Pause.

„Nebenan in Nummer Sechszehn,"

Führt diese Thür in jenes Zimmer?

„Ja."

Der Richter erhob sich und versuchte die Thür zu öffnen, sie war verschlossen, eine nähere Untersuchung ergab, daß auch an dieser Thür der Nachtriegel vorgeschoben war.

Hat der Freiherr von Braß sich nach seiner Rückkehr in den Gasthof nicht nach dem Baron erkundigt? „So viel ich weiß, nein," erwiderte der Kellner.

Aber Sie vermuthen ja, daß die beiden Herren sich duelliren wollten? In diesem Falle würde doch der Freiherr nachgeforscht haben, weshalb sein Gegner auf dem Duellplatze gefehlt habe. Zeigen Sie mir den Dolch, mit welchem der Stoß geführt worden ist. Es war ein kleines, zierlich gearbeitetes Stilet mit elfenbeinernem Griff, welches der Arzt dem Richter überreichte, eine silberne Platte auf dem Griff trug den Namenszug des Barons.

Der Richter schüttelte den Kopf. Untersuchen Sie die Fenster, wandte er sich zu dem Wirth. Es wäre ja möglich, daß der Mörder seinen Weg durch — „Die Fenster sind sogar vorsichtig geschlossen," unterbrach der Gastwirth ihn.

Außer diesen beiden Thüren gibt es keinen Eingang zu diesem Zimmer? „Nein."

Ich begreife wirklich nicht, Herr Richter, weshalb Sie alle diese Fragen stellen? fragte der Arzt. Sie dürfen sich darauf verlassen, daß der Baron selbst sich das Leben genommen hat; die Beweise, welche dafür vorliegen stellen die Thatsache zur Evidenz fest, wenn auch die Gründe, welche den Baron zu diesem Schritt bewogen haben, uns unbekannt, ja räthselhaft sind. Dagegen stützt Ihr Verdacht sich nur auf Vermuthung, für deren Richtigkeit oder Wahrscheinlichkeit jeder Beweis fehlt. „Dennoch kann ich noch immer nicht Ihrer Ansicht beipflichten," erwiderte der Richter ruhig; „und selbst wenn meine Ansicht mit der Ihrigen vollständig übereinstimmte, müßte ich doch die mir obliegende Pflicht erfüllen. Herr Bürgermeister, haben Sie die Güte, das Gepäck und die Kleider des Todten zu durchsuchen, ich wünsche einen Blick in das Portefeuille des Barons zu werfen. Vielleicht finden wir in demselben über das Duell nähere Aufschlüsse."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Fremder fragte am Einzugstage einen Berliner, was denn die vielen Bären auf den Triumphsäulen am Brandenburger Thor zu bedeuten hätten. Der Berliner antwortete: Das sind die Bären, die der Magistrat angebunden hat und welche die Steuerzahler loslösen müssen.

Ein Börsenbesucher fragte dieser Tage einen andern, wer denn wohl am Meisten von dem schlechten Wetter des verflossenen Frühjahrs betroffen worden sei. Die Antwort lautete: „Der Kaiser, denn dieser ist der Schirmherr Deutschlands.

Während des Kampfes in Paris fiel den Insurgenten ein Commandant des 26. Bataillons Jäger zu Fuß, Herr v. Segoyer, in die Hände, den dieselben nach dem Bastillenplatz schleppten, mit Petroleum bestrichen und dann lebendig verbrannten.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 74. Sonntag, den 25. Juni 1871.

Ein dunkles Geheimniß.

Novelle von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Der Bürgermeister hatte das Portefeuille bald gefunden. Es enthielt einige Briefe, einige Visitenkarten und zwei Banknoten im Gesammtbetrage von hundert Thalern, ein Blatt des Notizbuches trug die kurze Bemerkung: „Am 4. September Morgens fünf ein halb Uhr in D. Rencontre mit F. v. B."

Daraus erscheint mir hervorzugehen, daß die beiden Herren wirklich gekommen waren, um eine Ehrensache auszufechten, sagte der Richter; um so auffallender ist es, daß der Baron von Reden sich durch einen Selbstmord dem Duell entzogen haben soll. Auch pflegt ein Selbstmörder in der Regel vor seinem Tode die Gründe seines Vorsatzes niederzuschreiben und von seinen Verwandten schriftlich Abschied zu nehmen, und unter hundert derartigen Fällen findet man neunundneunzig Mal den Brief neben der Leiche, etwas Theatralisches ist mit dem Selbstmorde fast immer verknüpft. Hier aber — „Der Herr Baron mag seine Gründe gehabt haben, die Ursache seines Todes geheim zu halten und dieses Geheimniß in's Grab mitzunehmen," unterbrach der Arzt ihn. „Thatsache ist es, daß ihrer kein Criminalverbrechen vorliegt."

Der Richter schüttelte zweifelnd sein ergrautes Haupt, es schien fast, als ob er hartnäckig darauf versessen sei, trotz allen vorliegenden und gewiß überzeugenden Beweisen seiner Ansicht Geltung zu verschaffen. Friedrich, bitten Sie den Freiherrn von Braß, sich hierher zu bemühen, wandte er sich zu dem Oberkellner, wir müssen Alles versuchen, dieses dunkele Räthsel zu lösen. Jung, reich, Bräutigam einer schönen, liebenswürdigen und ebenfalls reichen Dame — was könnte ihn bewogen haben, freiwillig einem Leben voll Sonnenschein zu entsagen. „Der Fall, daß ein junger, reicher, glücklicher Mann freiwillig dem Leben entsagt hat, steht nicht vereinzelt," war die trockene Antwort des Arztes: „Uebersättigung."

Ah, lieber Doctor, ich traue der Comtesse von Strahlen mehr Geist und Charakter zu, als daß ich glauben kann, sie werde einem wirklich übersättigten Wüstling ihr Herz und ihre Hand schenken, fuhr der Mann des Gesetzes fort. „Eleonore von Strahlen ist eine sehr gebildete, feinfühlende und edeldenkende Dame, liebenswürdig mit Jedem, auch dem Geringsten ihrer Pächter: außerdem beobachtet sie sehr scharf, ihr würde es nicht entgangen sein, daß der Baron von Reden —"

Darin pflichte ich Ihnen vollkommen bei, sagte der Bürgermeister im Tone herzlicher Wärme. Unsere Comtesse weiß die Spreu von dem Weizen zu sondern, trotzdem sie kaum vierundzwanzig Frühlinge gesehen hat. Der Arzt zuckte die Achseln und nahm seinen Hut. „Meine Augenblicke sind gezählt. meine Herren, sollten Sie in dieser Angelegenheit meiner noch bedürfen, so bitte ich, es mich wissen zu lassen."

Ich möchte wissen, was der Herr Kreis-

physikus gegen unsere Comtesse hat, sagte der Richter, als der Arzt sich entfernt hatte, fast scheint es mir, als ob er ihr feindlich gegenüber stehe. „Der blasse Brodneid, lieber Freund, erwiderte der Bürgermeister. „Die Comtesse giebt dem jungen Arzte, der sich vor einem Jahre hier niedergelassen hat, den Vorzug, seitdem ist der Kreisphysikus ihr Freund nicht mehr."

In diesem Augenblick kehrte der Oberkellner zurück. Der Freiherr von Braß sei bereit, dem Herrn Kreisrichter jede Auskunft über den Todten zu geben, sagte er, indeß wünsche er, daß diese Unterredung in einem andern Zimmer stattfinde. In einem andern Zimmer? fragte der Richter befremdet. „So sagte er."

Gut, gehen wir in sein eigenes Zimmer, fuhr der Mann des Gesetzes rasch entschlossen fort, sagen Sie ihm, daß ich ihn dort erwarte.

Der Freiherr kam jetzt der Aufforderung des Richters ohne Zögern nach. Die äußere Erscheinung dieses noch ziemlich jungen Edelmanns machte keinen sehr angenehmen Eindruck. Sein Auftreten seine Haltung und sein ganzes Benehmen ließen allerdings den gewandten feingebildeten Weltmann erkennen; aber die unheimliche Gluth, die in seinen tiefschwarzen Augen loderte, und die Verschlagenheit und Tücke, die in dem unstäten Blick dieser Augen sich spiegelte, verriethen, daß dieser Mann der Sclave seiner Leidenschaften war und daß er vor keinem Mittel zur Erreichung seines Zweckes zurückbebte.

Sie wünschen, daß die Unterredung nicht in dem Zimmer Ihres todten Freundes stattfinde? begann der Richter, dessen Blick prüfend auf den Zügen des Edelmannes ruhte. „Der Baron von Reden ist niemals mein Freund gewesen," erwiderte der Freiherr kurz angebunden.

Der Tod sühnt Alles. „Das ist eine Redensart, deren Wahrheit ich nicht anerkennen kann. Der Baron hat mich mit seinem unversöhnlichen Hasse verfolgt, Sie werden wohl begreifen, daß der Anblick seiner Leiche mich in hohem Grade aufregen würde."

Dennoch sind Sie gestern Abend mit ihm gemeinschaftlich angekommen? „Allerdings. Der Zufall fügte es, daß wir die Reise hierhe in einem und demselben Wagen machten."

Was führte Sie hierher? „Mein Herr, ich glaube nicht, daß ich verpflichtet bin, Ihnen darüber Rechenschaft zu geben," erwiderte der Freiherr mit kalter Gemessenheit, während er aus seinem Portefeuille ein Papier nahm, welches er auf den Tisch warf. „Hier ist mein Paß, Sie werden denselben in Ordnung finden."

Herr Baron, Sie werden die Güte haben, mir diejenigen Fragen zu beantworten, die ich in meiner Eigenschaft als Beamter an Sie zu richten für gut befinde, sagte der Richter ruhig. Sie wissen, was den Baron von Reden hierher führte, ich muß Sie ersuchen, mir die nöthigen Mittheilungen über den Zweck dieser Reise zu machen. Der Freiherr biß sich auf die Lippen und schleuderte dem Richter einen Blick zu, in welchem Haß und Wuth sich spiegelten. „Fragen Sie, ich werde antworten."

Sie hatten mit dem Baron von Reden ein Rencontre verabredet, das Duell sollte heute Morgen zwischen fünf und sechs Uhr in der Nähe dieses Städtchens stattfinden. „So ist es."

Ich wünsche die Ursache dieses Duells zu erfahren. „Ich hatte die Ehre einer Dame beleidigt, die dem Baron nahe stand."

Wurden auf der Reise hierher zwischen Ihnen und dem Baron Worte gewechselt?" „Nein."

Wann sahen Sie den Baron zum letzten Mal? „Gestern Abend, bevor er sich in sein Zimmer zurückzog."

Der Richter mußte jetzt die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sein Verdacht unbegründet und die Ansicht des Arztes allein richtig war; er erhob sich und traf die Anstalten, den Gasthof zu verlassen.

Apropos! wandte er sich noch einmal an den Freiherrn, der inzwischen an das Fenster getreten war, Sie haben vielleicht eine Ahnung von den Gründen, welche den Baron zu diesem verzweifelten Schritt trieben? Der Freiherr zuckte mit einer Geberde kalter Geringschätzung die Achseln. „Ich hatte den ersten Schuß und darf mich rühmen, ein sehr geübter Schütze zu sein; vielleicht konnte er den

Gedanken, daß er durch meine Hand fallen werde, mit seinem unversöhnlichen Hasse nicht in Einklang bringen."

Der Grund will mir nicht einleuchten, erwiderte der Richter kopfschüttelnd. Darf ich die Ursache jenes unversöhnlichen Hasses erfahren? „Ich glaube nicht, daß ich dazu verpflichtet bin, noch daß sie geeignet wäre, die Motive zu diesem Selbstmord festzustellen," sagte der Freiherr, über dessen Lippen ein Lächeln beißenden Hohns glitt. „Daß hier ein Selbstmord vorliegt, werden Sie hoffentlich nicht bezweifeln."

Der Richter schüttelte bedenklich das Haupt, als er in Begleitung des Bürgermeisters den Heimweg antrat. Der Fall ist klar, sagte er, alle Beweise sprechen dafür, daß der Baron von Reden selbst Hand an sich gelegt hat, dennoch hege ich die Ueberzeugung, daß hier ein Verbrechen vorliegt. „Aber auf welchem Wege sollte der Mörder in das Zimmer gelangt sein?" fragte der Bürgermeister.

Das eben ist der Punkt, dessen Lösung ich vergeblich suche. „Und wenn Sie dieselben gefunden hätten, würden Sie den Freiherrn —"

Lieber Feund, fragen Sie nicht weiter, ich müßte Ihnen die Antwort schuldig bleiben, fiel der Richter seinem Begleiter ins Wort. Ich habe meine besonderen Vermuthungen, ob sie falsch oder richtig sind, wird die Zeit wohl lehren. Einstweilen müssen wir uns damit begnügen, den Selbstmord zu constatiren und das Protokoll vorsichtig aufzubewahren. Ich werde nach der Beerdigung die Comtesse besuchen, um zu erforschen, wer zur Empfangnahme der Hinterlassenschaft des Verstorbenen berechtigt ist."

Die hohe Obrigkeit des Landstädtchens hatte kaum das Zimmer des Freiherrn verlassen, als der Letztere stürmisch die Glocke zog. „Tragen Sie Sorge, daß die Leiche so rasch wie möglich fortgeschaft wird," herrschte er den herbeieilenden Wirth an. „Ich werde je nach Umständen noch einige Tage hier verweilen; wünschen Sie, daß ich für die Dauer meines Aufenthaltes in Ihrem Hause bleibe, so verlange ich, daß die Leiche des Selbstmörders bis spätestens heute Abend aus demselben entfernt wird."

Der Wirth verbeugte sich. Wenn der Herr Baron vielleicht ein anderes Zimmer wünschen — „Nein, dieses Zimmer gefällt mir."

Gut, so werde ich mit dem Herrn Kreisphysikus reden, daß — „Wie Sie es ermöglichen wollen, meine Bedingung zu erfüllen, stelle ich Ihrem Ermessen anheim," unterbrach der Freiherr in gemessenem Tone den dienstfertigen Gastwirth, „ich hoffe, es wird Ihnen gelingen." — —

Zweites Kapitel.

Das elegante Wohnhaus der Comtesse Eleonore von Strahlen lag kaum einen Büchsenschuß von dem Städtchen entfernt, an dasselbe stießen die Oekonomiegebäude, deren Räume theils zu Stallungen und Remise, theils zu Wohnungen für den Verwalter der Strahlen'schen Güter und das Dienstpersonal benutzt wurden. Der Vater Eleonore's hatte kurz vor seiner Heirath diese Gebäude an Stelle des alten baufälligen und geschmacklosen Schlosses aufführen lassen und zu Lebzeiten mit besonderer Vorliebe die Garten- und Parkanlagen, welche dieselben umgaben, gepflegt. Die Mutter Eleonore's starb bald nach der Geburt ihres Kindes und all' die Liebe, welche der Graf von Strahlen zu seiner schönen tugendhaften Gemahlin gehegt hatte, trug er auf ihr Ebenbild über. Aber auch ihm hatte das Schicksal nur eine kurze Laufbahn gesetzt, er starb, als Eleonore kaum zwanzig Sommer zählte. Es war ihm nicht vergönnt, die Früchte seiner vortrefflichen Erziehungsmethode zu genießen, und wenn er auch überzeugt sein durfte, daß Eleonore den Weg der Ehre und der Tugend wandeln werde, so erschwerte ihm doch die Ungewißheit über diese Zukunft seines Kindes das Scheiden sehr. Er hatte oft das schöne mit allen Reizen geschmückte Mädchen gebeten, unter den Jünglingen, die um ihre Gunst buhlten, die Wahl zu treffen, er hatte sie oft auf diesen oder jenen Edelmann aufmerksam gemacht, aber nie war Eleonore auf seine Ansichten über diesen Punkt eingangen. Seinen Bitten und Vorstellungen hielt sie die Erklärung entgegen, daß sie nur dem Manne zum Altar folgen werde, den das Schicksal ihr zum Gefährten bestimmt habe; sie vertraue darauf, daß das

Herz ihr den Rechten bezeichne; bis derselbe eintreffe, wolle sie sich gedulden. Mit dieser Erklärung mußte der Vater sich begnügen, dessen edler Charakter sich niemals zu einer Zwangsheirath verstanden haben würde, und wenn auch oft die Gleichgültigkeit und Kälte seines Kindes gegenüber den jungen Kavalieren, die das schöne Mädchen umschwirrten, in seiner Seele ernstes Bedenken wachrief, so vertraute er doch darauf, daß mit der Zeit der Rechte sich einstellen und dann Eleonore seinen Wunsch erfüllen werde.

Nach dem Tode des Grafen von Strahlen glaubten die jungen Herren leichtes Spiel zu haben. Nach ihrer Ansicht war Eleonore ein hülf- und nutzloses Mädchen, eine verzärtelte unerfahrene Dame, die weder ihren Reichthum verwalten, noch eine unabhängige Selbstständigkeit behaupten konnte und deßhalb so rasch wie möglich einen Gatten wählen mußte, in dessen Hände sie alle ihre Interessen niederlegen durfte. Aber Eleonore bewies ihnen sehr rasch, daß diese Ansicht jede Stütze entbehrte. Sie führte die Zügel, welche der Tod des Vaters in ihre Hände niedergelegt hatte, mit einer Energie und Kraft, welche Erstaunen und Bewunderung erregen mußten, und die ihr unbequemen Freier wußte sie durch die Erklärung, daß sie es für ihre Pflicht erachte, sie auf das Nutzlose ihrer Hoffnungen und Werbungen aufmerksam zu machen, sich fern zu halten. Sie bewieß ferner ihren theilnehmenden Freunden und Bekannten, daß sie auch in der Verwaltung der Güter Erfahrung besaß und daß sie keineswegs so hülf- und schutzlos war, wie jene behaupten wollten. Der alte Verwalter hatte unter der strengen Controlle des Grafen keine Gelegenheit gefunden, sein Schäfchen zu scheeren; kaum ruhte der alte Herr in der Familiengruft, als der Verwalter darauf Bedacht nahm, das Versäumte einzuholen. Er rechnete auf die Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit des gnädigen Fräuleins; er sollte bereits nach einem halben Jahre die unangenehme Entdeckung machen, daß er sich verrechnet hatte.

Eleonore prüfte die Rechnungsablage sehr scharf, und so schlau der Verwalter die Unterschleife verdeckt zu haben glaubte, das gnädige Fräulein fand sie und machte, wie man zu sagen pflegt, kurzen Prozeß. Der Verwalter wurde sofort entlassen, Eleonore zahlte ihm eine nicht unbedeutende Summe in Anerkennung seiner früheren treuen Dienste und gab ihm den Rath, nach Amerika auszuwandern.

Diese plötzliche Entlassung eines Mannes der dem Grafen zwanzig Jahre hindurch treu gedient hatte, erbitterte im ersten Augenblick die Pächter Eleonore's gegen die neue Herrin; aber diese Erbitterung wich dem Lobe und der aufrichtigen Bewunderung, als die Pächter den wahren Grund jener Entlassung erfuhren. Die Mildthätigkeit und Menschenfreundlichkeit Eleonore's, die Herzensgüte und die strenge Gerechtigkeit, die sie auch dem Geringsten unter ihren Dienern zu Theil werden ließ, und der warme Antheil, den sie an dem Wohl und Wehe eines Jeden nahm, gewannen ihr rasch die Herzen Derjenigen, die mit ihr in Berührung kamen.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

So ist der Mensch! Zwei kleine Sylben gelten
Für's höchste Gut in allen beiden Welten,
Und sind es dennoch nicht.
Denn wehe, wem nicht dreimal theurer wäre,
Als dieses Wörtchen, seines Namens Ehre
Und seine Pflicht.

In jedem Wesen fluhten seine Kräfte,
Es treibt im Kreis die nahrungsvollen Säfte,
Und es bewegt den Geist.
Im Glanze siehst du es auf hohen Thronen,
Bei denen glücklich, die in Hütten wohnen,
Wie Hölty preis't.

Kehr' seine Zeugen, und mit grauen Wogen
Hält es ein Feenland oft überzogen,
Doch lange, Leser, nicht.
Hat Helios sein Goldgespann bestiegen,
Siehst du die dunkeln Fluthen schnell besiegen,
Und es wird Licht.

Vor deinem Blicke blühen Paradiese,
Es steigt der Berg, es öffnet sich die Wiese,
Es wallt der Ströme Silberband;
Und tausend bunter Sänger helle Lieder,
Sie schallen durch die weiten Lüfte wieder
Durch's frohe Land.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nr. 70 des Unterhaltungsblattes: „Tagdieb."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 75. **Dienstag, den 27. Juni** **1871.**

Ein dunkles Geheimniß.*)

Novelle von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Der Baron von Reden hatte die Comtesse in der Residenz kennen gelernt; der sittliche Ernst, die Charakterfestigkeit und das ritterliche Benehmen dieses Edelmannes machten einen günstigen Eindruck auf Eleonore, sie erkannte in ihm gewissermaßen das Ebenbild ihres Vaters und als der Baron sich ihr zu nähern versuchte, ließ sie es geschehen, ohne indeß durch Gunstbezeugungen dazu aufzumuntern. Im Laufe der Zeit bildete sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den jungen Leuten, welches sehr bald zur Verlobung und Hochzeit geführt haben würde, wenn nicht der Freiherr von Braß der Comtesse über die Lebensweise des Barons plötzlich die Augen geöffnet hätte. Der Freiherr bewarb sich schon seit einem Jahre vergeblich um die Gunst der r ichen Comtesse, deren Herz und Hand er im Sturme erobern zu können gehofft hatte. Er stand bereits auf dem Punkte, sich zurückzuziehen, und dem Gedanken an die Heirath mit Eleonore zu entsagen, als der Baron von Reden auf dem Schauplatze erschien. Der glänzende Erfolg, den alle Bemühungen des Barons fanden, weckte und nährte in der Seele des Freiherrn den Neid, und er glaubte es jetzt seiner Ehre schuldig zu sein, den Kampf mit dem begünstigten Nebenbuhler anzunehmen.

Die Waffen, welche der Freiherr wählte, waren nicht immer eines Edelmannes würdig. Unter der Maske aufrichtiger Freundschaft näherte er sich seinem Nebenbuhler und es gelang ihm, sich das Vertrauen des Barons sowohl wie auch das der Comtesse zu erwerben. Und diese Freundschaft schob er als Grund seiner Warnung vor, als er die Comtesse auf die Untreue, den Leichtsinn und die Charakterlosigkeit ihres Verlobten aufmerksam machte. Die Verleumdung findet stets ein offenes Ohr; wenn auch Eleonore dem Freiherrn gegenüber ihren Verlobten in Schutz nahm, so dachte sie doch im Stillen über die Worte desselben nach und dem Baron konnte es nicht verborgen bleiben, daß die Comtesse zurückhaltender gegen ihn wurde. Er bat sie, ihm den Grund dieser Zurückhaltung zu nennen, und Eleonore theilte ihm denselben ohne Rückhalt mit. Das Resultat dieser geheimen und ziemlich stürmischen Unterredung war die Herausforderung des Barons, welche der Freiherr ohne Widerrede annahm.

Das Duell sollte im Parke der Comtesse stattfinden, in der Nacht vor dem festgesetzten Tage entleibte der Baron sich. Der Freiherr fand sich pünktlich auf dem Duellplatze ein, er verließ denselben erst, nachdem er seinen Gegner drei Stunden vergeblich erwartet und der Secundant des Barons erklärt hatte, der Freiherr habe seine Verpflichtungen als Ehrenmann vollständig erfüllt.

Eleonore ahnte von diesen Ereignissen nichts, die Herausforderung war ihr geheim gehalten worden, sie erwartete an diesem Tage den Besuch ihres Verlobten, der ihr brieflich

mitgetheilt hatte, er würde bei diesem Besuch sich wegen der über seinen Lebenswandel und Charakter in Umlauf gesetzten Gerüchte vor ihr rechtfertigen.

Sie erwartete ungeduldig die Ankunft des Barons; es drängte sie, ihm zu erklären, daß sie in die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung und die Festigkeit seines Charakters niemals Zweifel gesetzt habe, daß sie alle jene Gerüchte nur für Erfindung eines böswilligen Verleumders halte, und daß sie bereit sei, ihre ganze Zukunft vertrauensvoll in die Hände des Verlobten niederzulegen.

Da trat an Stelle des sehnlich erwarteten Barons kurz nach Tisch der Freiherr in das Boudoir der Comtesse und Eleonore las augenblicklich in den Zügen des Eintretenden, daß er der Ueberbringer einer Hiobspost war.

Eine entsetzliche Ahnung tauchte in ihrer Seele auf, sie erinnerte sich, daß sie vor wenigen Tagen dem Baron den Namen seines Verläumders genannt hatte, und an diese Erinnerung knüpfte die begründete Befürchtung sich, daß der Verläumdete Genugthuung gefordert habe und im Zweikampf mit seinem Gegner geblieben sei.

Sagen Sie mir offen und ohne Umschweife die Wahrheit, rief sie in fieberhafter Aufregung dem Freiherrn entgegen. Sie haben ein Rencontre mit dem Baron gehabt und Ihr Gegner — „Gnädiges Fräulein, der Baron von Reden ist weder Ihrer Theilnahme noch Ihrer Achtung werth," unterbrach der Freiherr sie ruhig, „die Ereignisse der verflossenen Nacht haben bewiesen, daß er entweder ein Feigling war, oder daß eine schwere Schuld auf seinem Gewissen lastete. Der Baron von Reden steht vor einem höheren Richter, wir wollen über seine Vergangenheit den Mantel der Liebe werfen." Stier, mit dem Ausdruck namenlosen Entsetzens, ruhte der Blick Eleonore's auf den Zügen des Edelmannes, der nach jenen mit erschütterndem Ernst gesprochenen Worten sich in einen Sessel gesetzt hatte und jetzt mit seinem feinen Battisttuche die nasse Stirn trocknete.

Der Baron von Reden steht vor einem höheren Richter? Und Sie — „Ich habe keine Schuld an seinem Tode, aber ich versichere Sie, es wäre mir lieber gewesen, wenn im ehrlichen Zweikampfe meine Hand ihn niedergestreckt hätte. Was ihn bewogen hat, selbst Hand an sein Leben zu legen, und zwar in der Nacht, die einem Tage vorherging, an welchem er mit bewaffnetem Arm seine Ehre vertheidigen sollte, ist mir ein Räthsel."

Die Comtesse hatte sich rasch erhoben, sie legte ihre feine weiße Hand auf die Schulter des Freiherrn und blickte ihm so scharf und unverwandt ins Auge, als ob sie die Hoffnung hege, auf den Grund seiner Seele dringen zu können.

Das kann nicht wahr sein, Herr Baron, sagte sie mit dumpfer, tonloser Stimme, hören Sie, es kann nicht wahr sein. Was Sie mir auch über die Vergangenheit meines Verlobten mittheilen mögen, so tief kann er nicht gesunken sein, daß er sich selbst entleibt haben soll. Freiherr von Braß, wenn mein Verlobter todt ist, so klebt sein Blut an Ihren Händen, Sie — Sie haben ihn gemordet.

Glühender Haß loderte plötzlich in den dunklen Augen des Freiherrn auf, aber in der nächsten Sekunde nahmen seine Züge wieder den Ausdruck der herzlichen Theilnahme an. „Ich vergebe Ihnen diese Worte, Eleonore," erwiderte er, „die Aufregung des Augenblicks entschuldigt sie. Sie sagen, der Baron von Reden könne nicht so tief gesunken sein, und ich finde darauf keine andere Erwiderung, als daß ich das Räthsel nicht zu lösen vermag, welches er uns hinterlassen hat. Der Baron von Reden war mein Freund bis zu dem Augenblick, in welchem ich über seine Vergangenheit Kenntniß erhielt; ich warnte Sie, weil ich es für meine Pflicht hielt, Ihnen den Abgrund zu zeigen, vor welchem Sie standen. Der Baron forderte Genugthuung, ich erklärte mich bereit, sie ihm zu geben, das Duell sollte heute Morgen in Ihrem Parke stattfinden. Der Zufall wollte, daß wir die Reise hierher gemeinschaftlich machten, wir nahmen Beide in D. im Gasthofe „zum weißen Roß" Quartier. Heute Morgen erwartete ich auf dem Duellplatze vergeblich meinen Gegner, man fand ihn später todt in seinem Zimmer und der Kreisphysikus hat im Protokoll den Selbstmord constatirt."

Schweigend hatte Eleonore den Bericht

angehört, noch immer ruhte ihr Blick forschend auf dem Freiherrn. Ich wünsche das gerichtliche Protokoll einzusehen und Sie werden die Güte haben, mich zum Richter zu begleiten, sagte sie nach einer geraumen Weile. „Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, Eleonore," entgegnete der Freiherr ruhig. „Wünschen Sie, daß die Leiche in geweihter Erde ruhe, so bin ich bereit, die nöthigen Schritte zur Erfüllung dieses Wunsches zu thun."

Eleonore schwieg, sie zog die Glocke und befahl dem Kutscher, unverzüglich anzuspannen. Befindet die Leiche sich noch im Gasthofe? fragte sie nach einer Pause. Der Freiherr zuckte die Achseln. „Es liegt im Interesse des Gastwirths, sie so rasch wie möglich fortschaffen zu lassen, ich möchte sehr bezweifeln —"

Gut, wir werden vorfahren und den Gastwirth darüber befragen. Ich will den Todten sehen. „Von dieser Begleitung möchte ich Sie bitten mich zu entbinden," sagte der Freiherr rasch. „Die kalten, verzerrten Züge eines Todten haben —"

Herr Baron, ich wünschte Ihre Begleitung fiel Eleonore ihm mit scharfer Betonung in's Wort. „Ich habe bisher noch keinen Mann gefunden, der sich vor einem Todten fürchtete; ich hoffe, Sie werden mir zu Liebe diese Furcht überwinden können. „Aber, wozu diese Aufregung, Eleonore?" fuhr der Freiherr fort. „Begnügen Sie sich mit der Durchsicht des gerichtlichen Protokolls, so wird das Bild Ihres Verlobten Ihnen bewahrt bleiben, wie es —"

Verlieren wir weiter keine Worte darüber. Kommen Sie, der Wagen steht bereit. Während der Fahrt versuchte der Freiherr zu verschiedenen Malen, die Unterhaltung wieder anzuknüpfen, aber seine Versuche scheiterten an der Einsilbigkeit der jungen Gräfin, die, in Sinnen versunken, unverwandt in die Landschaft hinausblickte. Was in diesem Augenblick in der Seele des Mädchens vorging, konnte der Freiherr nicht ergründen, aber es entging ihm nicht, daß ein gewaltiger Sturm dieselbe durchtobte.

Der Richter legte der jungen Dame das Protokoll vor; nachdem Eleonore dasselbe aufmerksam gelesen hatte, beauftragte sie den Kutscher, zum Gasthofe zu fahren. Die Leiche des Barons lag noch immer in Nummer Siebenzehn, sie sollte am Abend in das städtische Krankenhaus gebracht werden und dort bis zur Beerdigung bleiben.

Folgen Sie mir, befahl die Comtesse ihren Begleiter in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete. „Ihnen zu Liebe, Eleonore," erwiderte der Freiherr leise, während er an ihrer Seite die Treppe hinaufstieg.

Der Wirth öffnete die Thür des Zimmers und zog sich, dem Wink der jungen Dame gehorchend, zurück.

Der erste Blick Eleonore's prüfte die innere Einrichtung des Zimmers, er ruhte eine geraume Weile auf den beiden Thüren und den Fenstern. Dann näherte sie sich langsam dem Lager des Todten. Der Wirth hatte über die Leiche ein Tuch gebreitet.

„Schlagen Sie die Decke zurück," wandte Eleonore sich zu dem Freiherrn, der ohne Widerrede diesem Befehle Folge leistete. Lange betrachtete das junge Mädchen die bleichen Züge des Verlobten, über die der Engel des Todes ein Lächeln des Friedens gebreitet hatte, dann traf plötzlich mit der Schnelligkeit des Blitzstrahls ihr Blick den Freiherrn, der mit kaltem Gleichmuth in das Gesicht des Todten schaute. Glauben Sie, daß der Baron in ungeweihter Erde begraben wird? fragte sie. „Wenn keine Schritte geschehen, dies zu verhüten, Ja," erwiderte der Freiherr gelassen.

Gut, so werde ich die Leiche zur Residenz bringen und sie dort in unserer Familiengruft beisetzen lassen, fuhr Eleonore entschlossen fort. Sie wissen nicht, wo augenblicklich der Bruder des Barons weilt? Der Freiherr zuckte die Achseln. „Baron Oscar von Reden ist mir nur dem Namen nach bekannt; wenn ich nicht irre, trat er vor einigen Jahren eine längere Reise nach Afrika an, von der er wahrscheinlich noch nicht zurückgekehrt ist."

So werde ich im Namen des Baron Oscar die Hinterlassenschaft meines Verlobten in Empfang nehmen und sie später den berechtigten Erben überliefern. Haben Sie die Güte, dem Gastwirth und dem Bürgermeister zu erklären, daß ich die Sorge für die Beerdigung übernehmen werde. Der Freiherr schüttelte bedenklich den Kopf. — „So sehr ich auch die Gründe ehren muß, welche Sie

zu diesem Vorhaben bewegen, kann ich doch nicht unterlassen, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Ihre Familiengruft nicht der geeignete Ort zur Ruhestätte eines Selbstmörders sein dürfte; ich hege die Ueberzeugung —"

Daß die Comtesse Eleonore v. Strahlen sich in der Ausführung ihres Entschlusses weder durch die Ansichten eines Einzelnen, noch durch das Urtheil der öffentlichen Meinung beirren lassen wird, unterbrach Eleonore ihn mit gemessenem Ernst. Wenn Sie diese Ueberzeugung hegen, so werden Sie sich in derselben getäuscht finden. Gehen Sie, Herr Baron, und theilen Sie dem Bürgermeister meinen Entschluß mit, ich werde die Ausführung desselben schon heute Abend beginnen. Wollen Sie mich nach drei Tagen wieder mit Ihrem Besuch beehren, so sollen Sie mir willkommen sein. Der Freiherr verbeugte sich schweigend und verließ das Zimmer.

Hier kann kein Verbrechen vorliegen, murmelte Eleonore, als sie sich allein befand, und doch ist es mir unmöglich zu glauben, daß Theodor am Vorabend einer schönen, glücklichen Zukunft sich mit eigener Hand den Dolch in's Herz gestoßen haben soll! Wer mir das Räthsel lösen könnte! Wie kalt und ruhig der Freiherr mir die Hiobspost brachte! Weshalb weigerte er sich, mich hierher zu begleiten? Und doch — als ich ihm befahl, das Antlitz des Todten zu enthüllen, zuckte keine Fiber in seinem Gesicht.

Noch einen letzten Blick warf die Comtesse auf die Züge ihres Verlobten, dann verließ sie langsam das Zimmer und den Gasthof. In ihre Wohnung zurückgekehrt, befahl sie einem Diener, in das Städtchen zu eilen und den Doctor Sand zu bitten, sie unverzüglich zu besuchen. Der Arzt kam dieser Bitte sofort nach, kaum eine halbe Stunde war seit der Heimkehr der Comtesse verstrichen, als der junge Doctor schon bei ihr eintrat.

„Sie werden bereits gehört haben, daß mein Verlobter, Baron Theodor von Reden, sich in verwichener Nacht in dem Gasthofe „zur Sonne" entleibt hat," sagte Eleonore, nachdem der Arzt Hut und Stock abgelegt hatte. „Daß Gesetz bestimmt, daß die Leiche eines Selbstmörders nicht in geweihter Erde ruhen soll, deßhalb habe ich mich entschlossen, meinem Verlobten in der Gruft meiner Ahnen die Ruhestätte anzuweisen. Mein Kutscher wird die entseelte Hülle in der nächsten Nacht zur Residenz bringen, ich wünsche, daß dieselbe vor ihrer Beisetzung einbalsamirt werde; diesen Wunsch zu erfüllen, habe ich Sie erkoren, ich bin überzeugt, Sie werden sich dem Auftrage gern unterziehen." „Wenn Sie es wünschen, gewiß," erwiderte der Arzt, „dann aber möchte ich Sie bitten, die Leiche erst nach der Einbalsamirung von hier abführen zu lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Sprüche.

Den Berliner Rathhauskeller zieren folgende, nach Beginn des Krieges dort angebrachte Sprüche:

Wollt' mir der Himmel an Geld und Gut
Ein wenig mehr als ich brauche, bescheeren,
Dann will ich recht gerne mit frohem Muth
Die größten Strapazen des Lebens entbehren.

Daß Bayrisch Bier auch Helden nährt,
Das haben die Bayern in Frankreich gelehrt.

Ein fein Plätzchen, ein fein Schätzchen,
Ein fein Späßchen, ein fein Gläschen,
Ein fein Weinchen oder Bierchen,
Dieses ist so mein Pläsirchen.

Des Durstes Gluth verschließt kein Trank noch Zauberwort.
Je mehr man sie begießt, je toller brennt sie fort.

Bayrisch Bier aus Bayerns Malz,
Wein und Mädel aus Bayerns Pfalz,
Sind drei schöne Dinge, dächt' ich,
Schon wer eins hat, — schmeckst du prächtig!

Alt werden — steht in Himmels Gunst,
Jung bleiben — das ist Lebenskunst.

Sinnspruch.

Jeder nach seinem Sinn wählt seiner Freude Ort,
Der Rosenkäfer hier, und der Mistkäfer dort.
(Rückert.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 76. **Donnerstag, den 29. Juni** *1871.*

Ein dunkles Geheimniß.*

Novelle von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Eleonore schüttelte ungeduldig das Köpfchen. Ich habe triftige Gründe, mein Vorhaben geheim zu halten, Herr Doctor, und ich vertraue dabei auf Ihre Verschwiegenheit. Reisen Sie morgen ab, ein Vorwand ist ja bald gefunden, der Ihre Abwesenheit für einige Tage entschuldigt. „Sie dürfen auf meine Verschwiegenheit rechnen, gnädiges Fräulein, wenn ich auch nicht begreife, welche Gründe Sie bewegen können —"

Sie haben Recht, fuhr die Comtesse fort. Halbes Vertrauen, wohlan, ich will Ihnen diese Gründe nennen, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie dieselben ungerechtfertigt oder gar thöricht finden. Ihr College, der Herr Kreisphysikus, hat zu Protokoll erklärt, daß mein Verlobter selbst sich entleibt habe, und wenn ich auch zugeben muß, daß durchaus kein Beweis vorliegt, der die Möglichkeit eines Criminalverbrechens zuläßt, so kann ich mich doch des Gedankens nicht erwähren, daß hier ein solches Verbrechen stattgefunden hat. Dieser Verdacht stützt sich freilich nur auf eine Ahnung, nichts desto weniger gereicht es meinem Schmerze über den Verlust des Geliebten zum Troste, daß ich an diese Ahnung mich anklammern kann. Der Arzt zuckte zweifelnd die Achseln. „Ich finde diese Ahnung natürlich aber unbegründet," entgegnete er, „der Richter hat mich mit dem Ergebniß der Todenschau und dem Inhalt des Protokolls bekannt gemacht und ich muß gestehen, daß meine Ansicht mit der meines Collegen vollständig übereinstimmt. Sie wollen die Leiche einbalsamiren lassen, für den Fall, daß Sie später vielleicht Ihre Ahnungen und Vermuthungen begründet finden? Und eben deßhalb wünschen Sie, daß dies Jedem außer Ihnen und mir ein Geheimniß bleiben möge?"

So ist es. „Dann würde ich Ihnen rathen, diese Operation hier vornehmen zu lassen. Sie müssen in der Residenz die polizeiliche Genehmigung einholen, Ihre Diener in das Geheimniß einweihen und außerdem Vorkehrungen zum Schutze gegen Späheraugen treffen. In Ihrem Parke steht ziemlich versteckt eine kleine Einsiedelei; ich glaube, daß selten einer Ihrer Diener oder Ihrer Gäste sich dorthin verirrt; würden Sie sich entschließen können, dieses Häuschen zur Ruhestätte für den Todten herzugeben?"

Gewiß, wenn Sie glauben, daß dasselbe diesem Zweck entspricht. „Gut, so lassen Sie die Leiche durch Ihren Kutscher abholen und auf einem Umwege dorthin bringen, ich werde sie in Empfang nehmen und für die nöthigen Spezereien noch im Laufe des Abends Sorge tragen."

Die Comtesse erhob sich. Ich werde meinen Kutscher anweisen, den Weg zur Residenz einzuschlagen, damit kein Verdacht erregt wird, sagte sie: da wir ihn in das Geheimniß einweihen müssen, so kann er Ihnen auch später hülfreiche Hand leisten. Was Sie bedürfen, lassen Sie mich durch ihn wissen, ich stelle

ihnen alles zur Verfügung. Für den Sarg bitte ich Sie ebenfalls Sorge zu tragen. „Vertrauen Sie mir diese ganze Angelegenheit an und halten Sie sich der Einsiedelei fern, bis ich Sie benachrichtige, daß Ihr Befehl vollständig ausgeführt ist," erwiderte der Arzt, während er sich der Thür näherte. „Ich hoffe, Ihnen binnen acht Tagen diese Nachricht bringen zu können."

Drittes Kapitel.

Ungefähr vierzehn Tage waren seit jenem Ereigniß, welches den Bewohnern des Städtchens so reichen Stoff zur Unterhaltung geliefert hatte, verstrichen, und noch immer weilte der Freiherr von Braß im Gasthofe zum weißen Roß. Er besuchte fast täglich die Comtesse, und das Gerücht wollte bereits behaupten, Eleonore von Strahlen habe nicht allein den Verlust verschmerzt, sondern auch schon an dem Freiherrn Ersatz gefunden.

Dies Gerücht war indeß vollständig aus der Luft gegriffen. Allerdings gab der Freiherr sich alle erdenkliche Mühe, Herz und Hand der Comtesse zu erobern und es schien auch fast, daß er seinen Zweck erreichen werde, aber bisher hatte Eleonore ihm noch keinen Beweis ihrer Gunst gegeben. Sie empfing ihn stets freundschaftlich, sie forderte ihn oft auf, sie auf einem Ausflug zu Pferd oder im Wagen zu begleiten, sie duldete sogar, daß er hie und da in der Verwaltung ihrer Güter mit Rath und That ihr zur Seite ging; aber bei all dieser Freundschaft und Höflichkeit blieb sie stets in den Schranken einer kalten Gemessenheit und dem Freiherrn wollte es nicht gelingen, jene Schranken zu stürzen. Das verstimmte und erbitterte ihn, und er war so unklug, eines Abends der Comtesse den Grund seiner Verstimmung unverholen mitzutheilen.

Eleonore hörte ihn ruhig an und zuckte mit einer Geberde verletzender Geringschätzung die Achseln. Weßhalb Sie auf die Freude in der Residenz verzichten, um hier in einem obscuren Landstädtchen den schönen Herbst zu verbringen, weiß ich sehr genau, erwiderte sie ruhig. Aber ob und wann Sie ihren Zweck erreichen werden, ist eine Frage, deren Beantwortung der Zukunft überlassen bleiben muß. Gedulden Sie sich, Herr Baron, je schöner und glänzender das Ziel, desto mühsamer und steiniger ist der Weg, der zu ihm führt.

Diese Erklärung, mit welcher der Freiherr sich begnügen mußte, war ziemlich zweideutig. Der Freiherr aber glaubte in ihr den Beweis einer wachsenden Gunst zu entdecken. Zu Anfang des Monats October kehrte im Gasthofe zum weißen Roß ein junger Mann ein, der sich gleich nach seiner Ankunft sehr angelegentlich nach der Wohnung, den Verhältnissen und den Gütern der Comtesse von Strahlen erkundigte und im Laufe der Unterhaltung mit dem Gastwirth die Bemerkung fallen ließ, er sei geneigt, die erledigte Verwalterstelle zu übernehmen, wenn die damit verknüpften Bedingungen seinen Wünschen und Anforderungen entsprächen. Der Gastwirth beeilte sich, dies dem Freiherrn von Braß mitzutheilen, und der letztere sah sich durch diese Mittheilungen veranlaßt, den jungen Mann sich vorstellen zu lassen.

Comtesse von Strahlen hat mich beauftragt, den Verwalter zu engagiren, sagte er nachdem er den hübschen elegant gekleideten Herrn vom Scheitel bis zur Sohle gemustert hatte; wenn Sie die Güte haben wollen, mir in mein Zimmer zu folgen, so werde ich Ihnen dort die nähern Bedingungen mittheilen.

Der junge Mann verbeugte sich, und folgte schweigend dem Edelmanne, der sich in seinem Zimmer mit vornehmer Nonchalance in einen Sessel warf und durch eine herablassende Handbewegung seinen Begleiter aufforderte, ebenfalls Platz zu nehmen.

„Ihr werther Name?" „Otto Stern."

Sie haben die Oekonomie studirt? „Nicht allein theoretisch, sondern auch praktisch, wie dieß meine Zeugnisse bestätigen."

Der Freiherr entfaltete die Zeugnisse, welche der Oekonom ihm überreichte und sah sie flüchtig durch. Sie waren in Schlesien? „Ja und es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß die schlesischen Gutsbesitzer —"

Sehr tüchtige Oekonomen sind, ich weiß es. Sie werden finden daß die Comtesse von Strahlen sich bedeutende Kenntnisse in der Oekonomie angeeignet hat. „Das wird mir lieb sein," entgegnete der junge Mann ruhig.

Das Gehalt beträgt bei freier Wohnung tausend Thaler jährlich, wenn Sie aber vorziehen, in der herrschaftlichen Küche zu speisen, so — „Ich verzichte auf diesen Vortheil und erkläre mich mit dem Gehalte zufrieden."

Sie werden halbjährlich Rechnung ablegen, die ich prüfe; auch erwarte ich, daß Sie sich in allen auf die Verwaltung der Güter bezüglichen Angelegenheiten zuerst an mich wenden. Ueber die Lippen des jungen Mannes glitt ein Lächeln des Hohns. „Ich unterwerfe mich diesen Bedingungen," erwiderte er, „obschon diese Vermittlung zwischen der Gutsherrschaft und dem Verwalter —"

Diese Vermittlung findet darin, daß die Gutsherrschaft eine junge Dame ist, ihre Berechtigung, unterbrach der Freiherr ihn gemessen, ich ersuche sie, sich jeder Bemerkung darüber zu enthalten. Sie kennen nun die Bedingungen und ich erwarte von Ihnen die einfache Erklärung, ob Sie dieselben anerkennen wollen. In diesem Falle stelle ich Sie morgen der Comtesse vor. „Ich nehme das Engagement unter den gestellten Bedingungen an," sagte der Oekonom nach einer kurzen Pause.

Gut, so finden Sie sich morgen früh zwischen zehn und elf Uhr in der Wohnung der Gräfin ein, Sie werden mich dort treffen. Nach diesen Worten erhob der Freiherr sich, zum Zeichen, daß er die Unterredung als beendet betrachte, und der Verwalter schien mit dem Resultat ganz zufrieden zu sein. Er verwendete den Rest des Tages zu einem Besuch bei dem Bürgermeister und zu einem Spaziergange an und kehrte erst am Abend in den Gasthof zurück. Er fand im Speisesaale eine kleine Gesellschaft die aus den Notabeln des Städtchens bestand, und er nahm keinen Anstand, der Aufforderung des Bürgermeisters, der ihn einlud, sich an ihrer Unterhaltung zu betheiligen, Folge zu leisten.

Das Thema dieser Unterhaltung betraf wiederum die Ereignisse jener Septembernacht, die zu Zeiten noch immer die Stadtgespräche bildeten. Die Meinungen und Ansichten waren getheilt, der Bürgermeister und der Kreisrichter hielten noch immer an dem Verdacht fest, daß der Baron ermordet worden sei, während der Kreisphysikus, der Doktor Sand und der Gastwirth bei der Behauptung beharrten, daß der Selbstmord nicht bezweifelt werden könne.

Der Oekonom wurde aufgefordert, ebenfalls seine Ansicht zu äußern, und der Kreisphysikus übernahm es, dem jungen Manne jenes Ereigniß mitzutheilen.

Während dieser Mittheilung war der Freiherr eingetreten, er stand dem Oekonom gegenüber und sein Blick ruhte lauernd mit dem Ausdruck gespannter Erwartung auf den Zügen des Verwalters.

Ich begreife in der That nicht, daß man hier noch Zweifel hegen kann, erwiderte Stern als der Arzt schwieg, nach meiner Ansicht ist der Fall so klar wie die Sonne. Auf welchem Wege sollte der Mörder das Zimmer verlassen haben, wenn man Fenster und Thüren verschlossen fand? Mögen die Beweggründe gewesen sein welche sie wollen, so viel steht fest, daß hier von einem Criminalverbrechen keine Rede sein kann. Der Freiherr gab durch ein Kopfnicken zu erkennen, daß er dieser Ansicht beipflichtete. „Es ist eine bekannte Thatsache, daß man in einem kleinen Landstädtchen jedes außergewöhnliche Ereigniß von verschiedenen Seiten so lange zu beleuchten pflegt, bis man hinter demselben irgend ein dunkles Geheimniß entdeckt hat, welches dann für eine lange Zeit zu Vermuthungen und interessanten Wortgefechten reichen Stoff bietet," sagte er.

In jeder großen Stadt würde man sich damit begnügt haben, die Thatsache zu constatiren, nach acht Tagen wäre sie vergessen gewesen. „Hier wird man noch nach fünf Jahren darauf zurückkommen," nahm der Wirth das Wort, „und mein College in der goldenen Traube reibt ob dem Spektakel vergnügt sich die Hände."

Damit wollen Sie doch nicht sagen, daß jenes Ereigniß dem guten Rufe Ihres Gasthofes Abbruch gethan hat? fragte der Verwalter. „Dem guten Rufe?" fuhr der Gastwirth achselzuckend fort. „Gott sei Dank," der steht fest, aber was thue ich mit dem guten Rufe meines Gasthofes, wenn die Gäste ausbleiben? In Nummer Siebenzehn will Niemand logiren, sogar mein Hausknecht hat sich geweigert, nur eine Nacht in dem Zimmer zu schlafen. Ich habe den Herrn Baron von

Braß gebeten, daß Zimmer acht Tage hindurch zu bewohnen —"

Es mag ein thörichtes Vorurtheil sein, ich gebe es zu, unterbrach der Freiherr ihn, aber die Vorurtheile, die man mit der Muttermilch eingesogen hat, kann man so rasch nicht überwinden. Ich bin weit entfernt, an alberne Spukgeschichten zu glauben, aber auch die stärksten Geister haben schwache Augenblicke in denen die Phantasie ihren Vernunftgründen ein Schnippchen schlägt. „Bah, auf einen solchen schwachen Augenblick wollte ich es ruhig ankommen lassen," sagte der Verwalter. „Ich werde in Nummer Siebenzehn schlafen, Herr Wirth, haben Sie die Güte, das Zimmer in Ordnung bringen lassen."

Sie können es augenblicklich beziehen, erwiederte der Wirth, über dessen Züge ein freudiges Lächeln glitt. Der junge Mann erhob sich. „Gut, so werde ich auch nicht länger zögern."

Sollte Ihnen etwas begegnen, ich schlafe nebenan, rief der Freiherr mit unverkennbarem Hohn dem Verwalter nach, der diese Bemerkung keiner Erwiederung würdigte.

Der Wirth führte seinen Gast in das Zimmer und bat ihn, sich durch die Sarkasmen des Herrn Barons nicht beirren zu lassen, er sei überzeugt, der junge Herr werde in dem Himmelsbett ganz vortrefflich schlafen. Darauf erwiederte Stern, daß er diese Ueberzeugung theile umsomehr, als er sich sehr ermüdet fühle.

Aber trotz dieser Ermüdung ging der junge Mann erst spät nach Mitternacht zur Ruhe. Er unterwarf vorher das Zimmer einer sehr sorgfältigen Prüfung und schrieb darauf einige Briefe, die er, nachdem er sie gesiegelt und adressirt hatte, unter sein Kopfkissen legte. Als er am nächsten Morgen in den Speisesaal trat, sah er sofort den Blick des Freiherrn lauernd mit dem Ausdruck gespannter Erwartung auf sich gerichtet.

Nun? höhnte der Freiherr, ist Ihnen das große Kunststück gelungen? „Wie Sie sehen," erwiderte der Verwalter gelassen.

Sie scheinen übrigens für den Fall eines Geisterbesuches sehr umfassende Vorsichtsmaßregeln getroffen zu haben. „Woraus glauben Sie das zu schließen?"

Daraus, daß Sie daß Licht bis Mitternacht brennen ließen. „Ich schrieb einige Briefe, die sehr eilig waren."

Der Freiherr hatte sich inzwischen erhoben. Ich stehe im Begriff, die Comtesse von Strahlen zu besuchen, sagte er, indem er seinen Hut nahm, wollen Sie mich begleiten, so können Sie schon nach einer halben Stunde das Engagement abgeschlossen haben. Der Verwalter erklärte sich dazu bereit und die beiden Herren verließen jetzt unverweilt den Gasthof.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Bei dem Pfingst- und Friedensfest der Deutschen in Albany, (Staat New-York war u. a. folgende Inschrift zu lesen:

Wilhelm sprach, ich möcht' die Deutschen
Doch mal groß und einig schau'n!
Ganz gelassen sprach der Moltke:
Ich versteh' mich nur auf's Hau'n!

Nun, so hau' doch! sprach der Bismarck,
Daß der Geist sich einmal rührt,
Dann besorg' ich schon die Einheit,
Und — er hat's auch ausgeführt!

Eine besondere Lieblingsneigung, welche das Ausland den Deutschen zuschreibt, nämlich der Wurstcultus, wurde in folgender Strophe gefeiert, die auf einem Festwagen des Metzgerwerkes prangte:

Friedlich in des Fleischers Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht er Ochsen an das Leben,
Macht er Schöps und Schweine kalt.
Was er schafft, verzehrt man wieder,
Nimmer ruht der Wurstgenuß,
Daß er, bis die Sonne nieder,
Ewig Därme füllen muß.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 77. Sonntag, den 2. Juli *1871.*

Ein dunkles Geheimniß.*

Novelle von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Sie werden gestern Abend vernommen haben, daß Comtesse von Strahlen mit dem Baron von Reden verlobt war, nahm der Freiherr nach einer Weile wieder das Wort. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Klugheit Ihnen gebietet, im Beisein der Comtesse jenen Selbstmord nicht zu erwähnen, noch durch irgend eine Bemerkung denselben anzuspielen. Die junge Dame ist sehr reizbar, sie kann sich noch immer nicht mit dem Gedanken befreunden, daß ihr Verlobter so feige und charakterlos gewesen sein soll, und wenn sie auch jetzt eine geduldige Ergebung zur Schau trägt, so glaube ich doch die Vermuthung hegen zu dürfen, daß sie im Stillen noch oft jenem erschütternden Ereignisse nachgrübelt. Sie werden deßhalb wohl thun, Ihre Heldenthat geheim zu halten und es fortan dem Gastwirth in der Sonne zu überlassen, auf welchem Wege und durch welche Mittel er seinen Gästen die Furcht vor dem Zimmer Nummer Siebenzehn benehmen will. „Ich verstehe," erwiderte Stern mit einem prüfenden Seitenblick auf die gleichmüthigen Züge seines Begleiters, „das also war der Grund, der Sie abhielt, den Wunsch des Wirthes zu erfüllen?"

Allerdings, oder halten Sie mich für einen Einfaltspinsel, der an Ammenmährchen glaubt? Sie sind zu ehrlich, lieber Mann, wer heutzutage etwas gelten will, muß nicht immer den schnurgeraden Weg wandern. Na, ich hoffe, wenn wir einander näher kennen lernen, werden wir uns bald verstehen; manus manum lavat; wenn Sie den Verhältnissen, in welche Sie heute eintreten, einige Aufmerksamkeit schenken, werden Sie schon finden, wo der Hase im Pfeffer liegt. Der Verwalter schüttelte zweifelnd den Kopf. „Das verstehe ich nicht, Herr Baron, ich denke, Jeder muß seine Pflicht erfüllen und wenn er ehrlich und rechtschaffen durch das Leben wandelt —" Bleibt er stets ein Sclave Derjenigen, die aus seiner Ehrlichkeit allein Gewinn ziehen, fuhr der Freiherr, ihn unterbrechend, fort; man kann seine Vortheile wahrnehmen, ohne deßhalb von der Bahn eines Ehrenmannes abzuweichen. Hier sind wir an Ort und Stelle, ich werde Sie anmelden, warten Sie hier, bis ich Sie rufen lasse. Der junge Mann wanderte in dem ihm angewiesenen Zimmer eine geraume Weile auf und ab, eine Wolke des Unmuths trübte seine hohe, glatte Stirn, offenbar hatten die Worte des Freiherrn seine Entrüstung geweckt. „Sagte er mir nicht geradezu, ich müsse seine Vortheile wahrnehmen und vor dem Betruge nicht zurückzuschrecken?" murmelte er „Manus manum lavat," das will bedeuten: „Halb Part, dann drücke ich bei Revision Deiner Rechnungen ein Auge zu." Möglich auch, daß ich dem Freiherrn bereits unbequem bin, daß er mir nur eine Falle stellen will, um das Damoklesschwert über mein Haupt halten zu können. Aber es liegt ja in seiner Macht, wie er sagt, mir die Verwalterstelle zu ver-

schaffen, oder mein Engagement zu verhindern, und triftige Gründe zu einer plötzlichen Entlassung sind ja nie sehr schwer zu finden. Man sagte mir gestern, er sei bereits mit der Comtesse im Stillen verlobt; wenn das Gerücht wahr ist, weshalb fordert er ihren Verwalter auf, sie zu betrügen und gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen?"

Der Eintritt eines alten Dieners, der den Verwalter benachrichtigte, daß die Comtesse ihn empfangen wolle, brach das Selbstgespräch ab. Kurz darauf stand der Oekonom der jungen Dame gegenüber.

Sie haben Ihre praktischen Erfahrungen in der Landwirthschaft in Schlesien gesammelt? fragte die Comtesse, während sie mit herzgewinnendem Lächeln den jungen Mann einlud, Platz zu nehmen. Schlesien ist für den Oekonom eine vorzüglich gute Schule. „Ich bezweifle nicht, daß Herr Stern meiner Empfehlung Ehre machen wird," sagte der Freiherr, der mit verschränkten Armen am Fenster stand und unverwandt seinen Blick auf die Züge des Verwalters gerichtet hielt. „Er besitzt ausgezeichnete Zeugnisse —"

Auf Zeugnisse lege ich nicht das mindeste Gewicht, „unterbrach Eleonore ihn ruhig, ich verlasse mich auf den Eindruck der ersten Begegnung und meinen Scharfblick. Der Herr Baron hat Ihnen meine Bedingungen bereits genannt? „Ich kenne sie, gnädiges Fräulein," erwiderte der junge Mann mit unbefangener Ruhe.

Und Sie sind geneigt, unter denselben die Verwaltung zu übernehmen? „Mit Vergnügen."

So heiße ich Sie herzlich willkommen, sagte Eleonore, während sie dem Verwalter die Hand bot. Ich hoffe, wir werden gute Freunde bleiben. „Der Contract soll ausgefertigt und Ihnen morgen zur Unterschrift vorgelegt werden," fügte der Baron hinzu.

Das ist überflüssig, fuhr die Comtesse fort, ich glaube nicht, daß es zwischen uns beiden eines schriftlichen Versprechens bedarf. Der Ton, in welchem Eleonore diese Worte sprach, ließ den Verwalter sofort erkennen, daß in allen Angelegenheiten, welche die Comtesse betrafen, der Freiherr keine Stimme besaß. „Ich pflichte Ihrer Ansicht bei, gnädiges Fräulein," erwiderte er, ohne zu bedenken, daß er durch diese Antwort die Gunst des Freiherrn verlieren konnte. „Das Wort eines Ehrenmannes muß genügen und es gereicht mir zur Genugthuung, daß Sie —"

Verlieren wir darüber keine Worte, sagte die Comtesse lächelnd, während Sie sich von dem Fauteuil erhob. Kommen Sie, Herr Stern, ich will Sie in Ihre Wohnung führen und Ihnen dort die Verwaltungsbücher übergeben. Seit der Entlassung Ihres Vorgängers habe ich selbst die Bücher geführt, ich fürchte Sie werden ein Chaos finden, in welches Sie zuerst Ordnung und Klarheit bringen müssen. „Sie scherzen, Eleonore, Sie selbst glauben nicht an die Wahrheit dieser Behauptung," versetzte der Freiherr, der, ohne dazu aufgefordert zu sein, den Beiden gefolgt war. „Sie besitzen in der Verwaltung so viel Kenntnisse und Erfahrungen, daß von einem Chaos, welches Sie geschaffen haben wollen, wohl nicht die Rede sein kann.

„Ich muß es Herrn Stern überlassen, zu entscheiden, wessen Behauptung richtig ist, fuhr Eleonore fort, während sie in dem Seitengebäude, welches mit dem Wohnhause in Verbindung stand, eine Thür öffnete. Diese Räume Herr Stern, bilden Ihre Wohnung, richten Sie sich ganz nach Ihrem Gefallen in derselben ein, die gegenwärtige Einrichtung rührt von ihrem Vorgänger her. Und hier liegen die Bücher, sowie alle auf die Verwaltung bezüglichen Schriftstücke. Gehen Sie dieselben durch und theilen Sie mir dann mit, ob und welche Aenderungen Sie in der bisherigen Verwaltung zu treffen wünschen. „So habe ich sie mir vorgestellt," sagte der junge Mann, als die Comtesse sich nach jenen Worten entfernt hatte, „rasch entschlossen, fest und entschieden in Allem, was sie unternimmt, und herzgewinnend in ihrem Auftreten. Die Stellung des Freiherrn in diesem Hause ist mir schon ziemlich klar; ich glaube nicht, daß es ihm gelingen wird, Herz und Hand dieser schönen jungen Dame zu erobern."

Die Räume, welche dem Verwalter zur Wohnung angewiesen waren, lagen an der Gartenseite, aus den Fenstern seiner Wohnstube hatte der junge Mann die Aussicht auf den Park und einen großen Theil des Gartens.

Die Einrichtung derselben ließ in Bezug auf den Comfort kaum etwas zu wünschen, man konnte sie sogar elegant nennen. Auch fand der neue Verwalter sich angenehm überrascht durch die Entdeckung, daß die Verwaltungsbücher sich in der besten Ordnung befanden und der Freiherr mit seiner Behauptung, daß, Dank den Kenntnissen und Erfahrungen der Comtesse, von einem Chaos nicht die Rede sein könne, Recht behielt.

Stern hatte dies bei der ersten flüchtigen Durchsicht der Rechnungsbücher bereits entdeckt, eine genauere Prüfung behielt er sich für die nächsten Tage vor, da er vorher die einzelnen Pachtgüter besichtigen wollte. Er kehrte im Laufe des Vormittags in den Gasthof „zur Sonne" zurück, ließ seine Habseligkeiten in seine neue Wohnung schaffen und trat gleich nach Tisch seine Wanderung an, von der er erst am Abend heimkehrte. Er hatte heute nur den herrschaftlichen Forst besichtigt und das Resultat dieser Besichtigung ihn nicht befriedigt. Es war ihm aufgefallen, daß man in der jüngsten Zeit im Forst bedeutende Massen Holz geschlagen und vorzüglich die schönsten Stämme gefällt hatte und er konnte sich der Vermuthung nicht erwehren, daß dies ohne Vorwissen der Comtesse geschehen sei. Darüber wollte er sich Gewißheit verschaffen, und er hoffte durch den Förster die gewünschte Auskunft zu erhalten. Aus diesem Grunde verfügte er sich am nächsten Tage abermals in den Forst und der Zufall fügte es, daß er schon am Waldessaum dem Förster begegnete.

Er redete ihn an, stellte sich ihm als Verwalter der Strahlen'schen Güter vor und fragte ihn ohne Umschweife, wann und in welchem Auftrage der Wald so sehr gelichtet worden sei. Der Blick des Försters ruhte eine geraume Weile forschend auf den Zügen des jungen Mannes, der diesem Blick mit ehrlicher Offenheit begegnete.

Glauben Sie, daß ich die schönsten Eichen mir vor die Füße legen ließ, wenn nicht das gnädige Fräulein dazu den Befehl gegeben hätte? erwiderte der Förster im Tone der Entrüstung. Vor vier Wochen hat der Freiherr von Braß die Holzhauer hierher geschickt und selbst die Stämme bezeichnet, die gefällt werden sollten. Es sind ihrer schon viele fortgeschaft worden, — na, mich kümmert's nicht, aber wenn ich nächstens kein Wild mehr in die herrschaftliche Küche liefern kann — „Der Freiherr also hat den Befehl gegeben?" fragte Stern unwillig. „Weshalb stellten Sie der Comtesse nicht vor, daß dieser Befehl den Wald ruiniren werde?"

Weshalb? entgegnete der Förster achselzuckend. Seit der Freiherr von Braß drüben im Schlosse ist, wird Niemand vorgelassen, der nicht zuvor sein Anliegen dem Herrn Baron genannt hat. Die Leute behaupten, der Baron werde demnächst die ganze Herrschaft in die Tasche stecken: ob's wahr ist, weiß ich nicht, aber fast möchte ich's glauben. Ich hab's versucht, dem gnädigen Fräulein über diesen Holzfrevel Rapport zu erstatten, aber im Schloß wurde ich durch den Kammerdiener an den Baron verwiesen und hierher kommt die Gräfin nur selten.

Der Verwalter schüttelte bedenklich den Kopf. „Ich kann mir nicht denken, daß es so schwer sein soll, eine Audienz bei der Gräfin zu erhalten; wenn der Kammerdiener mich nicht anmelden will, gehe ich unangemeldet:"

Das ist rascher gesagt, denn gethan. Und selbst wenn es Ihnen gelänge, würden Sie doch neben der Comtesse den Freiherrn finden. Aber bis jetzt ist es noch Niemandem gelungen, seitdem der Baron im Schlosse logirt. Wenn Sie ein ehrlicher Mann sind, werden Sie es auch noch erfahren. „Wenn ich ein ehrlicher Mann bin?" fragte Stern befremdet. „Halten Sie mich —"

Lieber Herr, nehmen Sie nur die Worte nicht übel, ich bin ein alter Mann und habe manche bittre Erfahrung machen müssen. Meinetwegen mag es hüben und drüben zugehen, wie es will, ich kümmere mich nicht mehr darum, aber wenn der rechte Mann kommt und zu mir sagt: Schuster, wir wollen dem Dinge ein Ende machen, so kann er auf meine kräftige Hülfe rechnen. „Und wenn ich nun Euch sagte, ich durchschaute das Netz, welches man um die Comtesse gesponnen hat, und es ist meine redliche Absicht, ihr die Augen zu öffnen, würdet Ihr mir Euren Beistand zusagen?"

Von Herzen gern, erwiderte der Förster,

während er dem jungen Manne die Hand reichte, wie aber wollen Sie es ermöglichen? Sie stehen im Dienste der Comtesse, so gut wie ich: der Freiherr ist ihr Verlobter und gegen einen solchen Herrn richten wir Beide nichts aus. „Ueber die Mittel und Wege nachzusinnen, überlaßt mir," fuhr der Verwalter fort, „wir bedürfen dazu vielleicht einige Wochen, ja Monate, aber ich hoffe, wir werden zum Ziele kommen. Sind die Holzhauer noch mit dem Fällen der Bäume beschäftigt?"

Ja. „Gut, führt mich zu ihnen; ich werde Befehl geben, daß die Arbeit sofort eingestellt wird."

Das wollten Sie wagen? fragte der Förster erstaunt. „Gewiß, glauben Sie, ich werde ruhig zusehen, daß der Wald ruinirt wird?"

Der alte Waidmann schüttelte bedenklich sein Haupt. Ich glaube nicht, daß dies der richtige Weg ist, er wird zu einem sehr unangenehmen Auftritt mit dem Freiherrn führen und die Möglichkeit liegt sehr nahe — „Daß er mich entläßt?" unterbrach Stern ihn ruhig. „Er wird es nicht wagen und den unangenehmen Auftritt mit ihm fürchte ich nicht."

Die Holzhauer weigerten sich im ersten Augenblick, dem Befehle des jungen Mannes zu gehorchen, und es bedurfte von Seiten des Försters der energischen Drohung, daß er die Hunde auf sie hetzen werde, um sie zur Einstellung der Arbeit zu veranlassen.

Der Verwalter war kaum in seine Wohnung zurückgekehrt, als der Freiherr ihn besuchte. Der Haß, der in seinem Blick loderte, und die Aufregung, die in seinem ganzen Wesen sich kundgab, mußten dem jungen Manne verrathen, daß die Holzhauer bereits Rapport erstattet hatten.

Sie haben sich erkühnt, einen Befehl der Comtesse zurückzunehmen, ohne dazu beauftragt zu sein? rief er in einem Tone, der dem Verwalter das Blut in die Wangen trieb. Sie waren sogar so frech, den Leuten, die auf Befehl der Gräfin Holz fällten, mit den Hunden des Försters zu drohen? Diese Unverschämtheit geht zu weit — „Ich werde bei dem gnädigen Fräulein diesen Schritt rechtfertigen," fiel Stern, sich gewaltsam bezwingend, dem Edelmanne in's Wort, „Sie aber sind nicht berechtigt, mich deßhalb zur Verantwortung zu ziehen. Dagegen glaube ich berechtigt zu sein, Sie zu fragen, wo und zu welchem Preise die gefällten Stämme verkauft worden sind, und in welche Kasse das Geld geflossen ist?"

Unverschämter! brauste der Baron auf. Sie vergessen, daß Sie von meiner Gnade abhängen, daß ein Wort von mir genügt, Ihnen den Stuhl vor die Thür zu setzen. „Wenn Sie solche Macht zu besitzen glauben, so machen Sie Gebrauch von ihr," erwiderte der Verwalter, „ich glaube nicht, daß die Comtesse von Strahlen, deren strenge Gerechtigkeit bekannt ist, so ungerecht sein wird, das Urtheil zu fällen, bevor sie beide Parteien gehört hat.

Bah! die Comtesse wird Sie nicht vorlassen. „Weil ihr Kammerdiener in Ihrem Solde steht!" Die Wangen des Freiherrn wurden erdfahl, mit dem Ausdruck tödtlichen Hasses ruhte sein stechender Blick auf dem jungen Manne, der trotzig ihm gegenüber stand. „Respectiren Sie meine Ehrlichkeit und fischen Sie anderswo im Trüben," fuhr Stern nach einer kurzen Pause fort, „ich werde nie und nimmer mich zu Ihrem Gehülfen hergeben und der Comtesse sofort einen genauen Bericht über die Anordnungen, welche Sie getroffen haben, überreichen, wenn Sie es wagen, mir in den Weg zu treten."

Eine solche Sprache schien der Freiherr noch nicht gehört zu haben; dem jungen Manne konnte es nicht entgehen, daß sie ihren beabsichtigten Eindruck nicht verfehlte, zugleich aber auch den Haß in der Seele des Edelmannes schürte und befestigte. (Forts. folgt.)

Viersylbige Charade.

Der Ersten gold'ne Zeiten
Entschwinden wie ein Pfeil;
Die Letzten, von den Ersten
Sind sie das Gegentheil,
Vom Ganzen auch, das immerfort
So viel gilt als das erste Wort.

Auflösung des Logogryph in Nr. 74 des Unterhaltungsblattes: Leben — Nebel.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 78. Dienstag, den 4. Juli *1871.*

Ein dunkles Geheimniß.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Mochte der Freiherr einsehen, daß es ihm nicht gelingen werde, den Verwalter von dem Wege des Rechts abzubringen, und daß er unter den augenblicklich obwaltenden Verhältnissen im Kampfe mit diesem entschlossenen Manne den Kürzeren ziehen müsse, doch hoffte er, binnen Kurzem als Besitzer der Strahlen'schen Güter eine eclatante Rache nehmen zu können; genug, er verließ das Zimmer, ohne die Warnung und Drohung seines Gegners einer Erwiderung zu würdigen.

Der Verwalter aber verzichtete einstweilen darauf, der Comtesse Bericht zu erstatten; er fürchtete auf der einen Seite, dadurch den Freiherrn zum offenen Kampfe herauszufordern, auf der anderen Seite wußte er auch nicht, ob er es wagen durfte, diesen Mann des Betruges anzuklagen.

Viertes Kapitel.

Herbst und Winter waren verstrichen, der linde Hauch des Frühlings wehte belebend über die Fluren.

Trotz jenem Auftritt mit dem Freiherrn und trotzdem er überzeugt sein mußte, daß der letztere nur auf den günstigen Augenblick warte, um seinen Rachedurst zu befriedigen, schien der Verwalter sich in seiner Stellung ganz wohl zu befinden. Die Comtesse ließ ihn nach seinem Belieben schalten und walten, sie verschaffte seinen Anordnungen und Befehlen, insofern diese bei seinen Untergebenen auf Widerstand stießen, volle Geltung. In der ersten Woche war sie ihm fremd geblieben, und es schien fast, als ob dieses Verhältniß sich nicht besser gestalten sollte, so lange der Freiherr im Schlosse weilte, denn alle seine Versuche, sich der Comtesse zu nähern, scheiterten an der Wachsamkeit, der Schlauheit und Hartnäckigkeit des Kammerdieners, der st ts einen triftigen Grund fand, die erbetene Audienz zu verweigern. Nun hätte der Verwalter allerdings eine Begegnung mit der Comtesse im Park, im Garten oder an einem andern Ort herbeiführen können, aber der Freiherr von Braß wich ihr nie von der Seite und aufdrängen mochte er sich ihr nicht. Da ließ am Tage vor Weihnachten die Comtesse ihn zum Abendessen und zur Bescheerung einladen, und der junge Mann versäumte nicht, dieser Einladung Folge zu leisten.

Es war ein heiteres schönes Fest, welches Eleonore ihrem Personal gab. Auch der Verwalter fand ein hübsches, sinniges Geschenk und er genoß nach der Bescheerung die seltene Ehre, an der Tafel der Comtesse speisen zu dürfen. Er würde diese Ehre gern abgelehnt haben, wenn er nur einen triftigen Grund dazu gefunden hätte, denn die stolze, geringschätzende Herablassung, mit welcher der Freiherr sich bei der Bescheerung ihm gegenüber benahm, empörte ihn so sehr, daß er seine Erbitterung gewaltsam bekämpfen mußte, um nicht eine Wiederholung jenes Auftrittes im Salon der Gräfin herbeizuführen. Es war

ihm peinlich, diesem Manne, den er in tiefster Seele verachtete, gegenüber zu sitzen, und die flache Unterhaltung desselben anhören zu müssen. Aber schon nach dem ersten Gange lenkte Eleonore mit feinem Takt die Unterhaltung auf ein Feld, auf welchem der Verwalter ihr folgen konnte, trotzdem sie wissen mußte, daß sie dadurch den Freiherrn beleidigte, der für die Oekonomie kein Verständniß besaß.

Die Kenntnisse des Verwalters, die Freimüthigkeit, mit der er seine Ansichten äußerte, die Erfahrungen, auf die er sich stützte, und die Vorschläge, die er im Laufe des Gesprächs zu machen sich erlaubte, schienen die junge Dame eben so sehr zu überraschen, wie seine gediegene Bildung, die ihr nicht entgehen konnte. Man sprang von der Oekonomie zur Literatur, zur Musik und zur Kunst und von dieser wieder auf andere Felder über, und nie zeigte der Verwalter eine Verlegenheit und Unsicherheit. Das schien sogar den Freiherrn zu frappiren und ihn zu veranlassen, den jungen Mann, der so kühn und sicher das Wort führte, in Verlegenheit zu bringen oder gar in den Augen der Comtesse lächerlich zu machen. Er wählte ein Thema, für welches der Verwalter nach seiner Ansicht kein Verständniß haben konnte; das Leben am Hofe und in den feinsten Cirkeln der Residenz. Er kritisirte die Verhältnisse, in denen der Hof und der höchste Adel sich bewegte, und wartete nur darauf, daß auch hierüber der schlesische Oekonom sich ein Urtheil anmaßen möge, um dieses Urtheil als Waffe gegen ihn zu benutzen. Aber merkwürdigerweise war das Urtheil, welches der Verwalter mit wenigen, aber scharfen Worten fällte, so bezeichnend und so fein zugespitzt, daß der Freiherr nicht wagte, gegen dasselbe in die Schranken zu treten, trotzdem es auch über ihn den Stab brach. Er sah ein, daß er auf diesem Wege dem jungen Manne nichts anhaben konnte, und daß er Gefahr lief, die Lächerlichkeit auf seine eigenen Schultern zu laden, wenn er sich mit Jenem in einen Wortwechsel einließ.

Der Blick, welchen Eleonore ihrem Verwalter zuwarf, drückte Erstaunen und Bewunderung aus und von diesem Abende an durfte der Verwalter sich ihr nähern ohne sich vorher anmelden zu lassen. Sie hatte in Gegenwart des jungen Mannes ihrem Kammerdiener befohlen, den Verwalter unangemeldet vorzulassen, und dabei den Wunsch geäußert, Herr Stern möge von dieser Erlaubniß oft Gebrauch machen. Der Verwalter that dies nicht, nur wenn er die Genehmigung der Comtesse zu irgend einer Anordnung in der Verwaltung einholen mußte, ging er zu ihr. Dann aber durfte er auch jedesmal darauf rechnen, daß Eleonore ihn nicht sobald wieder entließ, er mußte ihr über alle möglichen Dinge Rede stehen, die der Verwaltung ihrer Güter und der Landwirthschaft überhaupt ganz fremd lagen.

Zu Beginn des Frühlings traf es sich einmal, daß bei einer solchen Unterredung der Freiherr nicht zugegen war, und Eleonore schien auf einen solchen Augenblick gewartet zu haben, um sich Gewißheit zu verschaffen über die Zweifel, die am Weihnachtsabend in seiner Seele aufgetaucht waren.

Sie sind nicht der, welcher Sie scheinen wollen, Herr Stern, sagte sie, als der junge Mann sich erhoben hatte, um Abschied zu nehmen. Ich will mich nicht in Ihre Geheimnisse eindrängen, aber ich vermuthe, daß eine stürmische Vergangenheit hinter Ihnen liegt. Hüten Sie sich vor dem Freiherrn, ich weiß nicht, was er gegen Sie hat, aber daß er Sie haßt, glaube ich schon oft entdeckt zu haben. Was er auch gegen Sie unternehmen mag, vertrauen Sie auf mich, ich werde nicht dulden, daß Ihnen Unrecht geschieht. Der Verwalter blickte der jungen Dame offen und vertrauensvoll in's Auge. Welchen Vermuthungen Sie sich auch über meine Vergangenheit hingeben mögen, gnädiges Fräulein," erwiderte er ruhig, „Sie dürfen sich darauf verlassen, daß ein Freund in Ihrer Nähe weilt, das sein Leben für Sie einsetzen würde, wenn das Schicksal es gebietet. Forschen Sie nicht weiter, und überlassen Sie es der Zeit, die Räthsel zu lösen, die Sie heute noch nicht erforschen können.

Hatte der junge Mann mit dieser Antwort zu viel gewagt, oder ahnte der Freiherr den Inhalt jener Unterredung, die in seiner Abwesenheit geführt worden war, er achtete es jetzt für nöthig, die Beiden schärfer zu beobachten; genug, der Verwalter wurde unter

dem Vorwande, die Comtesse sei mit ihrer Toilette beschäftigt, zurückgewiesen, als er kurz nach jenem Tage sie besuchen wollte.

Der Freiherr war nun im Laufe des Winters seinem Ziele nicht näher gekommen. Die Comtesse blieb sich ihm gegenüber stets gleich; es gelang ihm nicht, ihren Lippen ein Wort, oder ihren schönen Augen einen Blick zu entlocken, worin er eine Aufmunterung oder gar die nahe Erfüllung seiner Wünsche finden konnte.

Er glaubte nun, eine genügende Probe seiner Geduld und Ausdauer abgelegt zu haben und zu einer entscheidenden Frage berechtigt zu sein und diese Frage brannte ihm so lange auf der Zunge,, daß er sie endlich nicht länger zurückhalten konnte.

Es war an einem heitern, lauen Nachmittage, die Comtesse saß in ihrem Boudoir am geöffneten Fenster, als der Freiherr sich erlaubte, ihr sein Herz und seine Hand anzubieten.

Sie werden sich erinnern, daß Sie im vorigen Herbste mir erklärten, Sie wüßten sehr wohl, welchen Zweck ich verfolge, und daß sie gleichzeitig mich aufforderten, Geduld zu üben, sagte er, während er mit verschränkten Armen langsam auf- und abwanderte. Nun wohl, ich glaube Ihnen die Beweise meiner innigen treuen Liebe geliefert zu haben, Eleonore, Sie werden mir zugeben müssen, daß Ihre damalige Erklärung mich berechtigte, Sie heute um die Entscheidung über unsere Zukunft zu bitten. „Um die Entscheidung über unsere Zukunft, Herr Baron?" erwiderte Eleonore, in demselben kalten, gleichmüthigen Tone, in welche sie stets über minder wichtige Angelegenheiten zu ihm redete. „Der Wille der Vorsehung allein entscheidet über die Zukunft eines Sterblichen; ich bedaure, Ihnen heute nicht mehr noch weniger sagen zu können, wie damals."

Sie sind heute spröde, Eleonore, Sie gefallen sich darin, mich an Ihren Triumpfwagen zu fesseln. „Erlauben Sie, Herr Baron, Sie selbst haben diese Fessel sich angelegt."

Aber Sie duldeten es — „Konnte ich Sie daran hindern? Meine Hand gehört dem allein der mein Herz gewinnt, und wenn es Ihnen nicht gelungen ist, dieses Herz zu gewinnen, so trifft die Schuld nicht mich, sondern Sie allein; Sie haben Zeit und Gelegenheit genug gehabt, den Weg zu suchen, der zu meinem Herzen führt." Der Freiherr war stehen geblieben, sein Blick ruhte stechend auf dem schönen Antlitz des jungen Mädchens, welches unbewegt in den Garten hinausblickte. Dieses Herz ist mir ein Räthsel, Eleonore, rief er aufgeregt. „So suchen Sie es zu ergründen, Herr Baron."

Ich vermag die Eiskruste nicht zu durchdringen, mit der es sich umzogen. „Weil Ihr Blick dieses Eis nicht schmelzen kann."

Der Freiherr zuckte ungeduldig die Achseln und trat näher. Soll ich Ihnen sagen, wer zwischen mir und Ihrem Herzen steht? flüsterte er im Tone unversöhnlichen Hasses. Soll ich Ihnen den Mann nennen, mit dem Ihre Seele sich beschäftigt? Der schlesische Bauer! „Herr Baron, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie einer Dame gegenüber stehen!" fiel Eleonore ihm mit gemessenem Ernst in's Wort.

Dem Freiherrn war es nicht entgangen, daß bei seinem Hohn die Wangen der Comtesse sich entfärbt hatten, er fand darin einen Beweis für die Richtigkeit seiner Vermuthung. Comtesse Eleonore von Strahlen und ein bürgerlicher Oekonom! Der letzte Zweig des Stammbaums der Grafen von Strahlen! „Sie werfen die Maske ab und zeigen sich in Ihrer wahren Gestalt, Herr Baron von Braß," sagte die Comtesse mit eisiger Kälte, „hätte mein Verwalter kein besseres Verdienst wie dieses, ich würde mich dennoch ihm zu Dank verpflichtet fühlen. Was Sie berechtigt, meine Gastfreundschaft in dieser Weise zu mißbrauchen, weiß ich nicht; ebensowenig vermag ich zu erforschen, woraus Sie den Schluß gezogen haben wollen, daß mein Verwalter zwischen Ihnen und mir stehe. Ich denke aber, nach dieser Unterredung muß es Ihnen klar geworden sein, daß es von Ihrer Seite Thorheit wäre —"

Bah, Thorheit ist es nur, das aufzugeben, was man noch nicht unrettbar verloren hat, unterbrach der Freiherr sie, der mühsam seine fieberhafte Aufregung bekämpfte. Leben Sie wohl, Eleonore, ich werde in Ihrer Nähe bleiben und kein Mittel unversucht lassen, um das reine Wappenschild der

Grafen von Strahlen vor einem Schandfleck zu bewahren.

Als der Freiherr das Boudoir verlassen hatte, gab Eleonore, die bis zu diesem Augenblick ihre Fassung mühsam behauptete, sich rückhaltslos ihrem Zorne hin. Sie hatte nie ein tieferes Gefühl für diesen Mann empfunden, ja nicht einmal so sehr ihn geachtet, daß sie ihm ihre Zukunft anvertraut haben würde, jetzt aber verachtete sie ihn. Hatte er, als er behauptete, der Verwalter stehe zwischen ihm und ihrem Herzen, den wunden Fleck getroffen? Hatte seine Aeußerung, diese Liebe werde ein Schandfleck sein auf dem reinen Wappen der Grafen von Strahlen ihren Adelstolz aufgerüttelt? Oder war es nur die Entrüstung über das rohe Benehmen und die Drohungen des Freiherrn, was sie so sehr aufregte und den Kampf der Leidenschaften in ihrer Seele entfesselte? Ihre Wangen glühten, ihre sonst so sanften Augen schleuderten Blitze und stürmisch wogte der Busen unter dem eng anliegenden Mieder.

Eleonore zog die Glocke. „Der Braune soll augenblicklich gesattelt werden?" rief sie dem eintretenden Diener entgegen. Glaubte sie draußen Ruhe zu finden, den tobenden Kampf beschwichtigen zu können? Vielleicht, draußen im Walde herrschte feierliche Stille, der Frieden der Natur mußte ja beruhigend auf das Gemüth wirken. —

So hatte Eleonore nie vorher ihren Renner ausgreifen lassen, wie sie es an diesem Nachmittag that. Der alte ehrliche Kutscher blickte ihr mit bedenklichem Kopfschütteln nach; er ahnte, daß dieser wilde Ritt die Gemüthsstimmung seiner Herrin bezeichnete, und gerade deßhalb befürchtete er ein Unglück.

Aber Eleonore war eine geübte Reiterin und das Pferd kannte seine Herrin. Als die Comtesse den Wald erreicht hatte, überließ sie es dem klugen Thiere, den Weg zu wählen; in düsterem Sinnen verloren, ritt sie langsam unter den Bäumen dahin. Ihr Weg führte sie an der Wohnung des Försters vorbei; sie stutzte, als sie vor der Thür des kleinen, freundlichen Hauses eins ihrer eigenen Pferde bemerkte. Im ersten Augenblick vermuthete sie der Freiherr habe dasselbe Mittel zur Bekämpfung seiner Leidenschaft gewählt und ebenfalls diese Richtung eingeschlagen, und schon wollte sie umkehren, nur um Jenem nicht zu begegnen, als sie ihren Verwalter in Begleitung des Försters heraustreten sah. Er grüßte, sie dankte kühl; was ihn bewogen hatte, den Förster zu besuchen, glaubte sie zu errathen. Der alte Waidmann hatte eine Tochter und die achtzehnjährige Marie war das schönste Mädchen in einem Umkreise von zehn Meilen. — Aber konnte nicht eben so gut irgend eine Angelegenheit in der Forstverwaltung den jungen Mann zum Förster geführt haben? Und wenn wirklich sein Besuch nur der schönen Försterstochter galt, war Eleonore berechtigt, ihm deshalb einen Vorwurf zu machen?

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Was man nicht Alles seinen Lesern bieten darf! Ein sonst trefflich geschriebener „Times"-Artikel über die gegenwärtige Lage Frankreichs sieht schon voraus, wie für den Fall einer französischen Intervention in Italien die preußischen Bataillone zur Unterstützung Italiens mit der Gotthardbahn befördert werden. Nun ist die Gotthardbahn noch nicht einmal angefangen, geschweige denn vollendet und selbst dann würde niemals eine bewaffnete Macht Deutschlands oder Italiens dieselbe benutzen können, da sie nur durch neutrales Gebiet führt.

Der Bierverbrauch beträgt per Kopf in Bayern 80 Maß, in England 74 Maß, Belgien 51 Maß, Württemberg 40 Maß, Oesterreich 16 Maß, Frankreich 13 Maß, Schweiz 12 Maß, Preußen 10 Maß. Die Biersteuer liefert in England 133 Millionen Franken oder 7,5 Procent aller Staatseinkünfte, in Oesterreich 40 Millionen oder 2,0 Procent, in Bayern 18 Millionen oder 15,5 Procent, in Frankreich 16 Millionen oder 1,9 Procent, in Preußen 6½ Millionen Franken oder 1,2 Procent aller Staatseinkünfte.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 79. **Donnerstag, den 6. Juli** *1871.*

Ein dunkles Geheimniß.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Es schien fast, als ob dem Verwalter viel daran liege, die Zweifel der Comtesse zu heben und ihren Verdacht im Keime zu ersticken, denn er wählte dieselbe Richtung, welche sie eingeschlagen hatte, und als er die junge Dame erreichte, redete er sie an, ohne abzuwarten, ob sie sich geneigt zeigte, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

Er sprach von den Anordnungen, die er getroffen hatte, um den Wildstand zu verbessern, nnd lobte bei dieser Gelegenheit den Förster als einen schlichten Biedermann, auf dessen Treue und Rechtlichkeit man in allen Fällen bauen dürfe. Die Comtesse hörte ihn schweigend an, ein Lächeln bitterer Ironie glitt über ihre Lippen. Der Förster soll eine sehr schöne Tochter haben, warf sie in einem Tone hin, der den jungen Mann befremdete. „Man sagt es, gnädiges Fräulein, ob dieses Gerücht wahr ist, vermag ich nicht zu beurtheilen." Ah, hütet der Förster sein Kind so sehr, daß er den Anblick desselben seinen Gästen entzieht? „Keineswegs, aber ich finde kein Interesse daran, einem hübschen Mädchen tiefer in's Auge zu blicken, wie ich es vor meinem Gewissen verantworten kann." Und ist dies nöthig, um die Schönheit des Mädchens beurtheilen zu können? fragte Eleonore mit einem forschenden Seitenblick auf die Züge des jungen Mannes. „Ich weiß es nicht, aber nach meiner Ansicht muß innere Schönheit sich mit der äußeren vereinen, wenn sie fesseln soll, und darüber kann nur das Herz ein Urtheil fällen."

Die Comtesse schwieg, sie mußte jetzt überzeugt sein, daß der Besuch ihres Verwalters nicht der Förstertochter gegolten hatte. Was führte sie zu dem Förster? fragte sie nach einer geraumen Weile. „Der Wunsch, durch bessere Pflege und kräftigeren Schutz den Wildstand zu heben." Glauben Sie das erreichen zu können? „Gewiß, wenn der Herr Baron von Braß die Rücksicht nehmen will, seiner Jagdwuth für einige Monate Einhalt zu gebieten." Der Freiherr von Braß wird in meinem Forst kein Reh mehr schießen, erwiderte die Comtesse ruhig. „Sie kennen den Charakter dieses Herrn nicht, gnädiges Fräulein." Ich habe ihn heute kennen gelernt und halte mich verpflichtet, Sie vor ihm zu warnen. Er hat mein Haus im Zorn verlassen und gedroht, in der Nähe bleiben zu wollen; wenn Sie ihm begegnen, gehen Sie ihm aus dem Wege, mehr kann und darf ich Ihnen jetzt nicht sagen. Nach diesen in auffallender Hast gesprochenen Worten zog die Comtesse die Zügel an; ehe der Verwalter sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, war Eleonore schon seinen Blicken entschwunden. „Der Würfel ist gefallen, der entscheidende Augenblick naht," murmelte der junge Mann. „Hätte ich nur gefunden, was ich suche, ich würde jetzt nicht mehr zögern, die Maske abzureißen. Was sie mit ihm gehabt hat? Es ist nicht schwer zu errathen, die Herrschaft der

Grafen von Strahlen war der Goldfisch, nach welchem dieser verarmte Landjunker die Angel auswarf! Ob ich ihr folge und erkläre — Geduld, die Zeit ist noch nicht gekommen."

Der junge Mann warf plötzlich sein Pferd herum und kehrte im scharfen Trabe zum Forsthause zurück. Laßt durch einen Eurer Burschen das Pferd zurückbringen und kommt mit mir, sagte er zu dem Förster, der über die unerwartete Rückkehr des Verwalters erstaunt, herausgetreten war. Nehmt Eure Büchse mit und gürtet den Hirschfänger um, man kann nicht wissen, wozu es gut ist, in gewissen Augenblicken bewaffnet zu sein.

Der Förster schien offenbar sich den Zweck dieser Aufforderung nicht enträthseln zu können, dennoch kam er ihr ohne Widerstand nach. Er beauftragte einen Jägerburschen, das Pferd heimzubringen, und folgte dem jungen Manne, der einen Fußpfad einschlug.

Der Freiherr hat das Schloß verlassen, der Zweck also, zu welchem wir uns verbündet haben, ist ohne unser Zuthun bereits erreicht, nahm der Verwalter nach einer geraumen Weile das Wort. Aber der Freiherr ist im Zorne geschieden, und wir kennen den Charakter dieses Mannes genugsam, um zu wissen, daß er die Comtesse beobachten und mit seinem glühenden Haß verfolgen wird. Schon aus diesem Grunde müssen wir scharfe Wacht halten und dies wird uns schwer fallen, weil auch auf uns ein Theil seines Hasses sich erstreckt. „Der Freiherr hat sich mit der Comtesse entzweit?" fragte der Förster freudig überrascht. „Aus welchem Grunde?"

Sie werden begreifen, daß mir das gnädige Fräulein die Ursache nicht genannt hat, erwiderte Stern achselzuckend, dennoch glaube ich sie zu errathen. Des Freiherrn einziges Streben war darauf gerichtet, sich in den alleinigen Besitz der Strahlen'schen Güter zu setzen, und dazu gab es nur einen Weg, den der Heirath mit dem gnädigen Fräulein. „Sie glauben also, daß er sich einen Korb geholt hat?"

Und zwar einen sehr derb geflochtenen. „Dann glaube ich, haben wir nicht nöthig, uns weiteren Besorgnissen hinzugeben, der Freiherr wird es nicht wagen, die Schwelle des Schlosses wieder zu überschreiten."

Und wenn er es thäte, glauben Sie, die Comtesse besitze die Macht, es ihm zu wehren? Unter ihrem ganzen Dienstpersonal ist der Kutscher der Einzige, den ich für zuverlässig und treu halte. — „So sorgen Sie dafür, daß die Andern entlassen und durch bessere Dienstboten ersetzt werden," bemerkte der Förster ruhig. „Sie haben ja jetzt die Gewalt in den Händen."

Der Verwalter schüttelte aber den Kopf. Das ist rasch gesagt, leider nicht sobald gethan. Wollte ich jetzt der Comtesse das Gewebe zeigen, in welches der Baron sie verstrickt hat, so würde sie meinen Enthüllungen andere Gründe unterschieben, als diejenigen, welche in Wirklichkeit mich leiten, sagte er, sie würde vermuthen, daß ich durch meinen Haß mich hinreißen lasse, Verleumdungen zu ersinnen, die zu beweisen mir jeder Anhaltspunkt fehlt. Dann aber auch möchte ich nicht gern offen gegen den Freiherrn auftreten, meine Gründe werden Ihnen vielleicht im Laufe der Zeit klar werden. Der Freiherr logirt in der „Sonne", ich bin überzeugt, er wird D. sobald noch nicht verlassen und durch seine Spione die genauesten Erkundigungen über Alles, was im Schlosse vorfällt, einziehen. „Mag er es thun, was will er dem gnädigen Fräulein anhaben?" fragte der Förster gelassen. „Die Comtesse ist geachtet und beliebt." —

Lieber Freund, ein einziges Wort kann der Achtung und Liebe den Todesstoß geben und ich halte den Freiherr fähig, dieses Wort zu sprechen. Aber noch ein anderer Grund bewegt mich, den Freiherrn nicht aus den Augen zu verlieren und — — können Sie schweigen? Der Förster blieb stehen, er blickte den jungen Mann mit dem Ausdruck treuherziger Ehrlichkeit an. „Wenn Sie daran zweifelten, ob ich es könne, würden Sie mir ihr Vertrauen geschenckt haben?" fragte er.

Sie haben Recht, fuhr der Verwalter fort. Ich halte Sie für einen treuen Diener, für einen Ehrenmann, in des Wortes vollster Bedeutung; thäte ich es nicht, würde ich Ihnen meine Pläne nicht mitgetheilt haben, denn auch ohne Ihre Hilfe könnte ich dieselben ausführen. Erinnern Sie sich noch des Tages, an welchem der Baron von Reden,

der Verlobte unserer Comtesse, im Gasthofe „zur Sonne" ermordet gefunden wurde?

„Sehr genau, er hat selbst sich das Leben genommen."

So sagt man, aber ich glaube es nicht!

„Es lagen Beweise dafür vor."

Sagen Sie besser, es lagen keine Beweise für einen Selbstmord vor. „Der Kreisphysikus hat den Selbstmord constatirt."

Allerdings weil er sich nicht die Mühe nahm, die Leiche genauer zu untersuchen. Setzen Sie sich dorthin auf jenen Baumstumpf und hören Sie mich ruhig an, nachher will ich noch einmal Sie fragen ob Sie meiner Ansicht beipflichten, oder nicht. Baron Theodor von Reden war mit mir befreundet; als ich vor drei Jahren von ihm schied, um eine weite Reise anzutreten, hatte er sich bereits der Comtesse von Strahlen mit solch entschiedenem Glück genähert, daß ich mit der Ueberzeugung Abschied nahm, er werde binnen Jahresfrist der glückliche Gatte dieser schönen und reichen Dame sein. Je näher die Beiden einander kennen lernten, desto inniger ward ihre Freundschaft, und in der That, Baron von Reden verdiente es, geliebt zu werden. Er war ein schöner Mann, männliche Charakterfestigkeit, Gemüthstiefe und Edelmuth, zierten ihn und die Comtesse hatte keine schlechte Wahl getroffen, als sie ihm ihr Herz und ihre Hand zusagte. So geheim auch die Beiden diese Verlobung hielten dem scharfen Blick des Freiherrn entging sie nicht und da sie seine Wünsche und Hoffnungen durchkreuzte, so erfüllte sie ihn mit unversöhnlichem Haß gegen den begünstigten Nebenbuhler. Auf dem geraden Wege gegen den Rivalen in die Schranken zu treten, ihm eine tödtliche Beleidigung ins Gesicht zu werfen und darauf der Spitze seines Degens sein Glück anzuvertrauen, dafür war er zu feige, er wählte eine andere, eines Edelmannes unwürdige Waffe. Aeußerlich eine uneigennützige Freundschaft heuchelnd, näherte er sich dem glücklichen Brautpaare und es gelang ihm, sein Gift in die arglose vertrauende Seele der Comtesse auszugießen. Durch Briefe, die das Brandmal der Fälschung an der Stirn trugen, bewies er der Comtesse, daß ihr Verlobter ein junges Mädchen aus bürgerlichem Stande verführt und entehrt hatte, er bewies ihr ferner, daß der Baron von Reden dem Hazardspiele opferte, und daß er ein Sclave seiner Leidenschaften war. Das reine Herz der jungen Gräfin schreckte vor diesen Beweisen niedriger Gesinnung zurück, und dem Baron konnte ihre kalte Zurückhaltung, ihr tiefer Seelenschmerz nicht verborgen bleiben. Es kam zwischen den Beiden zu einer Erklärung und der Freiherr hatte nicht daran gedacht, daß die Comtesse so aufrichtig sein werde, ihrem Verlobten den Namen seines Verleumders zu nennen.

Der Baron züchtigte den Freiherrn dafür öffentlich mit der Reitpeitsche, fuhr der Verwalter fort, der Verleumder mußte daher Genugthuung für diesen Schimpf fordern. Hier sollte das Duell stattfinden, in der Nacht vor dem zum Zweikampf bestimmten Tage logirten die beiden Gegner in einem und demselben Gasthofe. Man hat am nächsten Morgen den Baron todt in seinem Bette gefunden und das Gerücht das sich vielseitig verbreitet hat, will behaupten, er selbst habe sich das Leben genommen. Ich erfuhr das Alles, als ich kurz nach jenem Vorfall von meiner Reise zurückkehrte, und sofort erwachte in meiner Seele der Verdacht, daß hier kein Selbstmord vorliegen könne. Der Baron hatte, als der Geforderte, den ersten Schuß, er war ein Schütze, der die Schwalben aus den Wolken herunt rholte, und seiner eigenen durch die Hand eines Schurken besudelten Ehre galt das Duell. Nun frage ich Sie, war es nicht mit Gewißheit anzunehmen, daß der Baron in einer Distanz von nur zehn Schritten seinen Gegner niederstrecken würde? konnte irgend ein Zweifel darüber obwalten, daß er dem Ausgange dieses Duells mit Ruhe entgegen gehen durfte, umsomehr, als sein Gegner in den Waffen wenig geübt und dazu eine feige Memme war? Aber noch eins kam dazu, was den Verdacht nährte und befestigte. Es war erwiesen, daß der Baron vor der Abreise aus der Residenz bei seinem Bankier fünftausend Thaler erhoben und die Banknoten im Beisein einiger Freunde in seine Brieftasche gelegt hatte. Diese Summe fand sich nach seinem Tode nicht mehr vor, das Portefeuille enthielt einen sehr geringen Betrag

und Niemand weiß, wo das Geld geblieben ist. Nachdem ich dem Verdacht und den Gründen, auf die er sich stützte, einige Tage hindurch nachgegrübelt hatte, beschloß ich mir Gewißheit zu verschaffen, ich reiste hierher und bot mich zur Uebernahme der erledigten Verwalterstelle an. „So halten Sie den Freiherrn für den Mörder?" fragte der Förster entsetzt.

Das sage ich nicht; so lange ich keine hinreichenden Beweise gefunden habe, wage ich nicht irgend eine Behauptung zu äußern.

Der alte Mann schüttelte bedenklich das Haupt. Mein Gott, daß ist ein entsetzliches Geheimniß, flüsterte er. „Aber ich hoffe es zu erforschen," erwiderte der junge Mann ruhig.

Lieber Herr, wo wollen Sie Beweise suchen? Die Thüren waren von innen verschlossen, es ist ja nicht möglich, daß der Mörder — „Haben Sie noch nie gehört, daß man einen inneren Riegel auch von außen vor- und zurückschieben kann?" unterbrach der Verwalter ihn rasch. „Ich will Sie davon überzeugen, kommen Sie übermorgen Abend in den Gasthof, Sie werden mich im Zimmer Nummer siebenzehn finden."

Dieser Beweis genügt nicht — „Aber er bietet meinem Verdacht eine Stütze."

Ich würde mich an den Kreisrichter wenden, sagte der Förster, nachdem er lange den Rauchwölkchen seiner Pfeife sinnend nachgeblickt hat, ohne den Beistand des Gerichts können Sie nichts ausrichten. Der Verwalter hatte sich erhoben. „Ebensogut könnte ich meinen Verdacht an die große Glocke hängen," erwiderte er, „nur durch geheimes Nachforschen darf ich meinen Zweck zu erreichen hoffen. Wenn ich aber des Beistandes eines Mannes bedarf, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, wende ich mich an Sie, ich vertraue darauf, daß Sie mir Ihren Beistand nicht versagen."

Gewiß nicht, Herr Baron, müßte ich auch — „Still, still, Alter, für Sie bin ich der Verwalter, bis ich es für nöthig erachte, die Maske abzuwerfen."

Die Unterhandlung stockte; mit ihren Gedanken beschäftigt, durchschritten die beiden Männer den Forst, aus welchem sie in den herrschafttichen Park gelangten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Bei dem feierlichen Truppen-Einzuge in Berlin waren die an der Akademie der Künste angebrachten Portraits sämmtlicher deutschen Heerführer u. A. mit folgenden Distichen versehen:

Fürst Bismarck?

Eisengeschmückt erwuchs, mit Blut gekittet, die Einheit,
Trotzend den Stürmen der Zeit! Meister, Du hieltest dein Wort.

Großherzog von Mecklenburg-Schwerin:

Herrschend durch eigenes Recht, gehorchend aus eigenem Willen,
Fürst und Feldherr zugleich, zogst Du das tapfere Schwert.

Kronprinz des deutschen Reiches und von Preußen:

Erbe des Purpurs, geschmückt mit erblicher Tugend der Ahnen,
Bürgst Du, Sieger im Kampf, Siege des Friedens dem Reich.

Prinz Friedrich Karl:

Feldherr, markig in Kraft, von vorwärts stürmender Kühnheit,
Dir folgt treu bis zum Tod freudig zum Siege die Schaar.

Kronprinz von Sachsen:

Männer aus jeglichem Gau Germaniens kämpften verbrüdert,
Helden dem Throne zunächst führten die Starken zum Sieg.

Graf v. Moltke:

Dir vertraute das Volk der Deutschen in Waffen,
Lenker des schneidigen Schwerts, Denker der siegenden Schlacht.

Aphorismen.

Der Erfolg
Ist nur der That Gepräge, nicht ihr Werth.
Müllner.

Wo das Vertrauen fehlt dem Kranz der Liebe seine schönste Blume. Goethe.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 80. Sonntag, den 9. Juli *1871.*

Ein dunkles Geheimniß.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Je länger ich über Ihren Verdacht nachdenke, desto stärker drängt die Ueberzeugung sich mir auf, daß dieser Verdacht nicht unbegründet ist, nahm der Förster nach einer geraumen Weile wieder das Wort. Aber daß Sie trotzdem nicht darauf hinarbeiten wollen, den rothhaarigen Kammerdiener und die anderen Creaturen des Freiherrn aus dem Schlosse zu entfernen, begreife ich nicht. Glauben Sie vielleicht, der Freiherr ließe Sie nicht durch seine Spione beobachten? „Ich bin sogar überzeugt davon," erwiderte der junge Mann ruhig, „und eben deßhalb mag ich nicht offen gegen ihn in die Schranken treten. — In diesem Theil des Parkes bin ich nur einmal und zwar kurz nach der Uebernahme der Verwaltung gewesen," fuhr er fort, indem er vor einem kleinen aus Baumstämmen aufgerichteten und mit Moos bewachsenen Häuschen stehen blieb. „Wissen Sie vielleicht, zu welchem Zweck diese Einsiedelei benutzt wird?"

Unser seliger Graf liebte es, an heißen Sommertagen hier zu sitzen, entgegnete der Waidmann. Oft hat er hier mit seinen Freunden bis in die Nacht hinein pokulirt. War ein gar leutseliger lustiger Herr, ich hatte meine Freude an ihm, wenn wir mitsammen auf die Jagd gingen. Wenn wir zurückkamen, machten wir in der Regel hier Halt; einige Flaschen Rheinwein lagen immer hier in der Einsiedelei, dann hatte der Graf stets seine Freude daran, wenn er mich mit einem kleinen Spitz heimschicken konnte. „Weshalb mag das gnädige Fräulein niemals hierherkommen?" fragte der Verwalter. „Ich werde es in den nächsten Tagen einmal öffnen und einen hübschen Pavillon für den Sommer daraus schaffen. Jetzt will ich Sie nicht länger aufhalten leben Sie wohl und vergessen Sie nicht, daß nur die strengste Verschwiegenheit die Lösung jenes dunklen Räthsels ermöglichen kann. Was ich Ihnen heute anvertraut habe —"

Ich bin verschwiegen wie das Grab, Herr — — — Verwalter bauen Sie darauf, erwiderte der Waidmann, indem er dem jungen Manne die Hand bot, und nun gute Nacht! Der Verwalter blickte dem alten Manne nach, bis derselbe seinen Blicken entschwunden war, dann kehrte er zur Einsiedelei zurück. „Das Häuschen interessirt mich," sagte er leise, „bei seinem Anblick ist in meiner Seele plötzlich die Ahnung erwacht, als ob es ein Geheimniß berge, — bah, was wird es enthalten? Schutt und Staub, Moder und Spinngewebe! — Und doch möchte ich einen Blick hineinwerfen, denn diese Ahnung wird mich nicht verlassen, bis ich mich von ihrer Thorheit überzeugt habe."

Aber vergeblich versuchte der junge Mann diesen Wunsch zu erfüllen, die beiden Fenster waren von innen verhangen und die Thür gab seinem Druck nicht nach. Auch war bereits die Abenddämmerung so weit vorgeschritten daß die Dunkelheit ihm die Erfüllung seines

Wunsches nicht ermöglicht haben würde, selbst wenn er in dem Flechtwerk oder der Thür einen Spalt gefunden hätte. Sonderbar, murmelte er, weßhalb mögen diese Fenster so dicht verhangen sein? Ich erinnere mich nicht, unter den mir übergebenen Schlüsseln den zur Einsiedelei gefunden zu haben, — besser also, ich rede vorher mit der Comtesse darüber.

Im Begriff, seinen Weg fortzusetzen, glaubte der Verwalter plötzlich Schritte zu vernehmen. Er trat rasch hinter den Stamm einer alten schlanken Eiche; die Vermuthung, daß der Näherkommende der Freiherr sei, und der Vorsatz, zu erfahren, was Jenen zu dieser Stunde in den Park führte, bewog ihn zu lauschen. Er sah sich zwar in seiner Vermuthung getäuscht, als er den Kutscher der Comtesse erkannte, dennoch trat er nicht hinter dem Baumstamm hervor, die ängstliche Vorsicht, mit welcher der Kutscher sich der Einsiedelei näherte, erregte seine Neugier in hohem Grade. Sein Erstaunen wuchs, als er bemerkte, daß der Kutscher eine Blendlaterne aus der Tasche seines Rockes zog und darauf die Thür öffnete.

Er würde nun hierin nichts Verdächtiges gefunden, vielmehr vermuthet haben, die Einsiedelei werde zur Aufbewahrung der Fourage benutzt, wenn nicht der Kutscher sich zu wiederholten Malen so scheu umgeblickt hätte. Daraus mußte der §Verwalter den Beweis ziehen, daß seine erste Ahnung begründet war, daß die Einsiedelei in der That ein Geheimniß barg und zugleich erregte dieses geheimnißvolle Gebahren in seiner Seele den Verdacht, daß auch der Kutscher nicht treu sei, daß auch er im Solde des Freiherrn von Braß stehe. Darüber konnte er sich rasch und sicher Gewißheit verschaffen, wenn er den untreuen Diener auf verbotenem Wege ertappte und eine solche Gelegenheit durfte er nicht unbenutzt lassen. Mit den Worten: Halt! Was habt Ihr hier zu suchen? trat er in demselben Augenblick, in welchem der alte Mann die Thür öffnete, hinter dem Baume hervor.

Der Kutscher blickte sich erschreckt um, er wollte die Thür wieder schließen, aber der junge Mann kam ihm zuvor. Laßt offen, guter Freund, sagte er, mich verlangt zu wissen, was in diesem Kasten so streng verborgen gehalten wird. „Verborgen?" erwiderte der Kutscher, der sich vergeblich bemühte, Unbefangenheit zu heucheln. „Was führt Sie zu dieser Vermuthung? Ich bin im Auftrage des gnädigen Fräuleins hier und wenn Sie glauben —"

Nur nicht so viele Worte, fiel der Verwalter ihm ungeduldig in's Wort. Wärt Ihr im Auftrage der Comtesse gekommen, würdet Ihr nicht so scheu und heimlich herangeschlichen sein, — also vorwärts. „Wie aber, wenn dieses Häuschen wirklich ein Geheimniß birgt und ich von dem gnädigen Fräulein ausersehen bin, dieses Geheimniß zu bewahren und zu schützen?"

Redensart! Die Gräfin von Strahlen wird nicht so unklug sein, ihren Dienern Geheimnisse anzuvertrauen. Gebt Raum und laßt mich hinein, oder ich mache kurzen Prozeß. Der alte Mann mochte einsehen, daß er an Körperkraft dem Verwalter nicht gewachsen war, dennoch blieb er auf der Schwelle der Einsiedelei stehen. „Ich habe strengen Befehl, Niemand einzulassen," sagte er, „respectiren Sie diesen Befehl und setzen Sie sich nicht dem Zorne des gnädigen Fräuleins aus. Ich würde es bedauernd für die Gräfin und für Sie."

Weshalb? fragte Stern rasch, dessen Blick unverwandt auf den ehrlichen Zügen des Kutschers ruhte. „Weil ich Sie für einen ehrlichen Mann und für einen Freund des gnädigen Fräuleins halte."

Eben deßhalb will ich wissen, warum Ihr so spät und so heimlich Euch hierherschleicht. Ich vermuthe stark, daß Ihr in den Schuhen Eures Kameraden, des Kammersdieners, steckt, im Schlosse wimmelt es ja von Spionen und käuflichen Creaturen. Sie glauben, daß auch ich ein Spion sei?" fragte der Kutscher, in dessen Augen es zornig aufblitzte. „Ach, mögen Sie's glauben, das gnädige Fräulein kennt mich besser, und ich hoffe, die Stunde wird kommen, die Ihnen beweist, daß Sie mir Unrecht gethan haben."

— So beweist es mir jetzt, eine günstigere Gelegenheit könnt Ihr nicht finden. Birgt dieser Pavillon wirklich ein Geheimniß des

gnädigen Fräuleins, so dürft Ihr mir die Kenntniß desselben ruhig anvertrauen, ich bin ein Ehrenmann und wünsche nichts sehnlicher als die Entfernung gewisser Leute, die hier auf den Raub ausgehen zu können glauben.

Der Kutscher blickte dem junge Mann eine geraume Weile in's Auge. Wenn ich mich weigere, Ihrer Aufforderung nachzukommen, werden Sie dann den Eintritt gewaltsam erzwingen? „So wahr ich vor Euch stehe."

Wenn ich aber freiwillig Sie in dieses Geheimniß einweihe und nur die Bedingung stelle, daß Sie die Kenntniß desselben mit keiner Silbe verrathen dürfen, werden Sie die Bedingung als ein Mann von Wort und Ehre erfüllen? „Gewiß."

Gut, dann ziehe ich das Letztere vor, denn ich bin überzeugt, daß Sie den Freiherrn von Braß ebenso sehr hassen wie ich. Kommen Sie.

Der Kutscher schloß, nachdem der Verwalter eingetreten war, sorgfältig die Thür und stellte seine Laterne auf den Fußboden. Der junge Mann blickte neugierig sich um. So viel er bei dem schwachen Schein der Laterne erkennen konnte, war der Pavillon hübsch und sogar elegant eingerichtet, aber seit vielen Jahren nicht mehr benutzt worden.

Haben Sie starke Nerven? fragte der Kutscher, während er eine Fallthür öffnete, die der junge Mann noch nicht bemerkt hatte. „Weshalb stellt Ihr diese Frage?"

Weil ich Ihnen rathen würde, sich den Anblick zu ersparen, wenn Sie — „Geht nur voran," unterbrach der Verwalter ihn ruhig, „ich werde folgen."

Die beiden stiegen eine kleine Treppe hinunter, die in einen mäßig großen gewölbten Raum mündete.

Hier wurde in früheren Jahren, als der selige Herr Graf noch lebte, das geschossene Wild aufbewahrt, sagte der alte Mann, während er die Laterne emporhob, so daß sein Begleiter den Raum übersehen konnte. Jetzt dient er einer Leiche zur Ruhestätte. „Einer Leiche?" fragte der Verwalter überrascht.

Ah, sehen Sie, ich sagte Ihnen ja, das Geheimniß erfordere starke Nerven. Forschen Sie lieber nicht weiter, es ist vielleicht besser für Sie und für das gnädige Fräulein. „Führt mich zu dem Sarge," befahl der Verwalter ruhig. „Ich bin nicht gesonnen auf halbem Wege stehen zu bleiben, auch ohne ich, wessen Leiche ich hier finden werde."

Der Kutscher schüttelte den Kopf. Ich glaube nicht, daß Sie es ahnen können, erwiderte er. — Hier ist der Sarg, wenn Sie hingehen wollen, so ziehen Sie den Schieber dort zurück.

Das letzte Wort war den Lippen des alten Mannes noch nicht entflohen, als Stern auch schon den ziemlich großen Schieber, der sich in dem flachen Deckel des bleiernen Sarges befand, zurückgezogen hatte. Der Schein der Laterne fiel auf das eingesunkene Antlitz und die entblößte Brust des Todten.

Der Verwalter sank vor dem Sarge auf die Kniee, er blickte lange auf die entseelte Hülle des Barons, der ihm einst gewiß sehr theuer gewesen war, denn als er sich wieder erhob, glänzte eine Thräne in seinen Augen.

Sehen Sie, dort ist der Stich, sagte der Kutscher, der Kreisphysikus erklärte, der Dolch habe das Herz getroffen, und der Tod sei augenblicklich erfolgt. Es war ein kleiner, aber sehr feiner Dolch, mit welchem der Herr Baron, Gott habe ihn selig, seinem Leben ein Ende gemacht hat. „Habt Ihr diesen Dolch gesehen und wißt Ihr, wo er gegenwärtig sich befindet?" fragte Stern hastig.

Gesehen habe ich ihn, als der Herr Doctor Sand die Leiche hier einbalsamirte. Damals schüttelte der Doctor den Kopf gleichsam, als ob er nicht begreifen könne, daß diese kleine schmale Klinge, so tief eingedrungen sei. Jetzt liegt der Dolch wieder bei dem Protokoll, ich mußte ihn dem Herrn Kreisrichter zurückbringen. „Doctor Sand hat die Leiche einbalsamirt?" sagte der Verwalter der inzwischen in den oberen Raum zurückgekehrt war und jetzt in Sinnen versunken auf einem Stuhle saß. „Zu welchem Zweck geschah dies? Weshalb wurde die Leiche nicht beerdigt?"

Der alte Mann zuckte die Achseln. „Darauf vermag ich Ihnen keine Antwort zu geben. Ich weiß nur, daß das gnädige Fräulein mir befahl, die Leiche auf Umwegen hierher zu bringen und dem Herrn Doctor hülfreiche

Hand zu leisten, außerdem aber die strengste Verschwiegenheit zu beobachten."

„Kannte der Freiherr auch dieses Geheimniß? „Nein."

Aber er hätte es sehr leicht durch seine Spione erfahren können. „Glauben Sie?" fragte der Kutscher bedeutsam lächelnd.

Gewiß. Lag es nicht in der Möglichkeit, daß einer dieser Spione Euch folgte, wenn Ihr hierher gingt? „Allerdings. Aber sehen Sie dort die Säcke, sie enthalten Hafer und ich ging nie hierher, ohne einen solchen Sack mit zurück zu bringen. Im Schlosse weiß jeder Diener, daß ich hier eine Fourage-Niederlage habe, Niemanden kann es also auffallen, wenn ich dann und wann hierhergehe."

„Wenn nun aber der Freiherr eigenmächtig den Pavillon geöffnet hätte, um ihn seiner früheren Bestimmung zurückzugeben? „So würde er trotzdem das Geheimniß nicht entdeckt haben: Die Fallthür ist so genau in den getäfelten Fußboden eingefügt, daß sie sobald nicht bemerkt werden kann, selbst der Ring, an welchem sie emporgehoben wird, ruht in einer Vertiefung, die ein Holzplättchen bedeckt. Zum Ueberfluß habe ich diesen Teppich über die betreffende Stelle gelegt, und es steht nicht zu erwarten, daß Jemand denselben aufheben wird, um unter ihm ein Geheimniß zu suchen."

Der Verwalter erhob sich. Die Comtesse kommt wohl nie hierher? fragte er. „Sie war nur einmal, kurz nach der Einbalsamirung der Leiche hier."

Ich begreife nicht, daß sie in ihrem Park, in der Nähe ihres Schlosses — Ah, Herr Verwalter, das gnädige Fräulein kennt keine Gespensterfurcht. Als der selige Herr Graf gestorben war, hat die Comtesse zwei Nächte hindurch an seinem Sarge gesessen —"

Habt Ihr keine Ahnung davon, was die Comtesse mit der Aufbewahrung der Leiche an diesem Orte bezweckt? „Nicht die geringste."

Seid so gut und öffnet die Thür, verrathet Niemanden, auch nicht dem gnädigen Fräulein, daß ich das Geheimniß kenne, — hört Ihr? „Es liegt in meinem eigenen Interesse, dies zu verschweigen. Die Gräfin würde mich vielleicht sofort entlassen, wenn sie es erführe."

Seid deßhalb unbesorgt, mein Wort gilt hoffentlich auch noch etwas. Richtet Euer Augenmerk auf den Kammerdiener; sobald Ihr ihn auf irgend einem schlechten Streich ertappt, sagt es mir, der Spion muß aus dem Hause. Dem Stubenmädchen und der Köchin traue ich ebenfalls nicht, seid wachsam der Freiherr hat das Schloß verlassen, um nicht wiederzukehren, aber er wird in der Nähe bleiben und deßhalb müssen wir die Augen offen halten. Gute Nacht.

Der Kutscher schloß sorgfältig die Thür, spähte nach allen Richtungen in die Dunkelheit hinaus und kehrte darauf zum Schlosse zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Am Sonnabend Nachmittag hat abermals auf der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn in der Gegend von Zahna durch den Zusammenstoß eines Güterzuges mit einem Personenzuge ein kleiner Eisenbahnunfall stattgefunden. Es sind drei Wagen zertrümmert worden und haben sieben Personen leichte Contusionen erlitten.

Dreisylbige Charade.

Wir Menschen sollen durch das ganze Leben,
Durch unser Thun und Lassen darnach streben,
Daß man den ersten Zwei uns beigesellt.
Doch Keinem wird dies Prädicat zu eigen,
Will er die letzte Sylb' nicht übersteigen,
Die sich ihm, bildlich, oft entgegen stellt.

Zum Vorbild diene uns hierbei das Ganze: —
Nicht strahlte es nunmehr im heh'ren Glanze,
Ward es durch Schwierigkeiten abgeschreckt,
Die sich ihm zeigten bei dem edlen Streben,
Der Welt ein Mittel an die Hand zu geben,
Wie's wicht'ger Keiner vor ihm hat endeckt.

Auflösung der viersilbigen Charade in Nr. 77 des Unterhaltungsblattes: Jugendalter.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 81. Dienstag, den 11. Juli *1871.*

Der Deutschen Kaiserlied.

Melodie: Heil Dir im Siegerkranz.

Heil Dir im Lorbeerkranz,
Kaiser des deutschen Land's,
Des Volkes Zier!
Ertöne Jubelklang,
Der große Krieg gelang,
Wir bringen Gott den Dank,
Gott ist mit Dir!

Schirmherr! Europa's Hort!
Ein Weltbefreiungs Ort
Ward Gravelotte;
Nach Sedan's Völkerschlacht
Ist dann aus Grabesnacht
Das deutsche Reich erwacht,
Mit uns ist Gott!

Wir schlagen jeden Feind,
Kämpft Deutschland treu-vereint
Im Reichs-Panier.
Eintracht hat uns geschirmt,
Als sich die Noth gethürmt
Ward Weissenburg erstürmt,
Heil Kronprinz Dir!

Uns gab das deutsche Schwert
Am Spichernberg, bei Wörth
Und Mars-la-Tour,
Bei Orleans, Quentin,
Le Mans bis Belfort hin,
Rings auf Pariser Flur,
Triumphe nur.

Triumph! ruft jeder Mund,
Ein edler Fürstenbund
Krönt Deutschlands Herrn;
Deutschland, nicht mehr verwaist
Den König Ludwig preist,
Es fand sein deutscher Geist
Den neuen Stern.

Der deutsche Kaiserheld
Gab siegend aller Welt
Des Friedens Lohn;
Wilhelm dem Großen weih't
Sein Ruhm Unsterblichkeit,
Ihm huldigt jede Zeit
Im Jubelton!

Ein dunkles Geheimniß.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Der Doctor Sand stand im Begriff auszugehen, um seine Patienten zu besuchen, als die Magd den Verwalter der Comtesse von Strahlen anmeldete.

Dem Arzt schien dieser Besuch unangenehm zu sein, aber er fand keine Zeit, ihn zurückzuweisen, denn der junge Mann folgte der Magd auf dem Fuße,

Sie werden verzeihen, wenn ich störe, sagte er, aber die Angelegenheit, welche mich hierherführt, ist von zu großer Wichtigkeit, als daß ich sie hinausschieben dürfte. „So reden Sie," erwiderte der Doctor, während er Hut und Stock ablegte und durch eine Handbewegung den Verwalter aufforderte, Platz zu nehmen. „Lieb aber wäre es mir, wenn Sie sich möglichst kurz fassen wollten, denn meine Patienten erwarten mich bereits, sie wissen, daß ich pünktlich bin. Betrifft diese Angelegenheit vielleicht das gnädige Fräulein?"

Ja und nein, in erster Reihe betrifft sie

den Baron von Reden, dessen Leiche Sie einbalsamirten. Betroffen blickte der Arzt den jungen Mann an. „Wer hat Ihnen gesagt—" Still, nur jetzt keine Fragen, hier ist meine Karte. Der Doctor sah bald die Karte, bald den Verwalter an. „Ah ich begreife," sagte er nach einer geraumen Weile in bedeutend freundlicherem Tone. „Die Auskunft, welche Sie wünschen, soll Ihnen werden, aber nicht jetzt, ich muß Sie bitten, sich zu gedulden, bis ich meine Patienten besucht habe. Sie werden begreifen, daß diese Angelegenheit nicht binnen zehn Minuten erschöpfend besprochen sein kann und daß meine Pflicht gebietet. —"

Gewiß, würden Sie mir erlauben, Sie hier zu erwarten? „Herzlich gern, ich werde mich beeilen, damit Ihnen die Zeit nicht zu lang fällt."

Noch eins, dürfte ich Sie bitten, auf dem Rückwege den Herrn Kreisrichter von unserer Unterredung in Kenntniß zu setzen? Vielleicht ist dieser Herr so freundlich, Sie hierher zu begleiten und das Protokoll nebst dem Dolche, den man bei dem Ermordeten gefunden hat, mitzubringen. „Ich würde Ihnen rathen, ihn während meiner Abwesenheit zu besuchen."

Das geht nicht gut, sagte der Verwalter ruhig. Der Freiherr von Braß hat sich gestern mit der Comtesse entzweit; nach Allem, was ich gehört habe, glaube ich annehmen zu dürfen, daß der Bruch unheilbar ist. Nun aber liegt das Gerichtsgebäude und die Wohnung des Richters dem Gasthofe zur Sonne, in welchem der Freiherr logirt, gegenüber und ich bin überzeugt, daß — „Ich verstehe," unterbrach der Arzt ihn, der sich inzwischen der Thür genähert hatte, „bleiben Sie ruhig hier; ich werde sorgen, daß der Richter mitkommt, ihn interessirt diese Angelegenheit ebenso wie uns Beide."

Der Verwalter ging eine geraume Weile in der Studirstube des Doctors auf und ab; er verhehlte sich nicht, daß er sich eine Aufgabe gestellt hatte, deren Lösung ebenso viel Muth und Ausdauer, wie List und Geschicklichkeit erforderte, und daß gegenwärtig noch sehr wenige Aussichten zur Erreichung des vorgesteckten Zieles vorhanden waren. Selbst wenn der Arzt und der Richter seinen Ansichten vollständig beipflichteten, selbst wenn es ihren Bemühungen gelang, festzustellen, daß kein Selbstmord vorlag, so war dadurch das Dunkel noch nicht gelichtet, welches die Person des Mörders umhüllte. Das aber zu vollbringen, hatte der junge Mann den Manen seines Freundes zugeschworen und der Erreichung dieses Zweckes würde er sein Leben geopfert haben. — Sein Leben? So hatte er gesagt, als er vor einem halben Jahr die Residenz verließ, um die Rolle eines Verwalters zu übernehmen. Und jetzt? Hatte das Leben für ihn nicht inzwischen höhern Werth gewonnen? Gewiß, Comtesse Eleonore war plötzlich als leuchtender Stern am Firmament emporgestiegen, und das Strahlenlicht dieses Sternes erhellte den Pfad, auf welchem der junge Mann wandelte. Als er zum ersten Male ihr ins Auge blickte, als er zum ersten Mal den sympathischen Klang ihrer Stimme vernahm, fühlte er schon, daß sein Herz gegen diese Blicke und diese Stimme nicht gewappnet war, und seit jenem Augenblick bewahrte seine Seele das Bild Eleonores in ihrem tiefinnersten Schrein. Weshalb entsagte er nicht damals einer Rolle, die ihm nicht erlaubte, den Blick zu seiner Herrin zu erheben, weshalb gab er sich ihr nicht zu erkennen, um Hand in Hand seinen Zweck zu verfolgen.

Er hatte lange darüber nachgedacht und war dabei zu dem Resultate gekommen, daß er aus verschiedenen Gründen seiner Rolle treu bleiben mußte. Gesetzt auch, die Comtesse bewahrte streng das Geheimniß, welches er ihr anvertraute, der Scharfblick des Freiherrn würde es bald errathen haben, so sehr konnte Eleonore sich nicht beherrschen, und jedes ihrer Worte, jeden Blick, ja den Klang ihrer Stimme und das Lächeln, welches oft unwillkührlich aus den Tiefen der Seele auf die Lippen steigt, überwachen, daß nicht der Freiherr Veranlassung gefunden hätte, einem Verdachte Raum zu geben. Auch wußte der junge Mann nicht, welche Ansicht Eleonore in Bezug auf den Tod ihres Verlobten hegte; theilte sie seinen Verdacht nicht, so lief er Gefahr, durch sie in seinen Nachforschungen gehemmt zu werden. Als die Comtesse ihm sagte, er sei nicht der, welcher er scheinen

wolle, sie hege die Ueberzeugung, daß er, zu welchem Zwecke wisse sie freilich nicht, sich unter fremder Maske ihr genähert habe, stand er auf dem Punkte, sie in seine Geheimnisse einzuweihen.

Schon schwebten ihm die Worte auf der Zunge, aber er drängte sie zurück und begnügte sich damit, ihr nur eine verstohlene Andeutung zu geben. Seine Liebe wuchs mit jedem Tage, sie faßte tiefe Wurzel in seinem Herzen, und je inniger sie mit seinem Denken und Fühlen sich verband, desto fester war in seiner Seele der Entschluß, sich der Comtesse nicht eher zu entdecken, bis er der Erwiderung seiner Liebe gewiß war. Stand er auch in den äußern Verhältnissen mit der Gräfin auf einer Stufe, er wollte nicht zur Kategorie derjenigen Freier zählen, die nur des enormen Vermögens der Gräfin wegen um die Gunst der jungen Dame warben; nur dann, wenn es ihm gelang, ihr Herz zu gewinnen, wenn er seine und ihre Zukunft auf das Fundament einer reinen, innigen Liebe stützen könnte, wollte er offen ihr gegenüber auftreten.

Darüber aber fehlte ihm bisher noch die Gewißheit, es war ihm bisher nicht gestattet gewesen, in das Herz Eleonores einen Blick zu werfen, sie hatte mit keinem Worte, keinem Blicke verrathen, daß er ihr mehr sei, als der Verwalter ihrer Güter. Der Freiherr stand ihm im Wege; so lange jener im Schlosse weilte, fand der junge Mann keine Gelegenheit, sich der Comtesse vertraulich zu nähern. Stets war der Freiherr ihr zur Seite, stets sah der Verwalter den Blick dieses verhaßten Mannes unverwandt auf sich gerichtet, wenn er über irgend eine Angelegenheit mit der Comtesse redete. Sein Sinnen und Trachten konnte einstweilen nur darauf gerichtet sein, diesen lästigen und gefährlichen Nebenbuhler zu entfernen, und daß ihm das nicht gelingen wollte, daß die Einreichung seines Zwecks sich so sehr in die Länge zog, bereitete ihm manche bittere Stunde, manche schlaflose Nacht. Nun sah er plötzlich ohne sein Zuthun, seinen Wunsch erfüllt, aber ganz beseitigt war der Gegner noch nicht, seine Spione hatte er im Schlosse zurückgelassen. Jetzt galt es doppelt wachsam zu sein, und dem jungen Mann gereichte es zu besonderer Freude, daß er gerade jetzt Verbündete gefunden hatte, auf dessen Treue und Diensteifer er vertrauen durfte.

Nach einer ungefähr zweistündigen Abwesenheit kehrte der Arzt in Begleitung des Kreisrichters zurück. Der Richter hatte den Dolch und das Protokoll mitgebracht, er überreichte die Akten dem jungen Manne, der sie rasch, aber mit eingehender Genauigkeit, durchsah.

Sie glauben also auch, daß der Baron von Reden ermordet worden ist? fragte der Arzt, der inzwischen seine Magd beauftragt hatte, eine Flasche Bordeaux zu bringen. „Ich zweifle nicht daran," erwiderte der junge Mann ruhig, „ich habe es bereits geglaubt in dem Augenblick, in welchem mir die Todesnachricht mit den verschiedenen Einzelnheiten mitgetheilt wurde. Daß man damals kein größeres Gewicht auf die Möglichkeit des Criminal-Verbrechens gelegt hat, begreife ich nicht, der Baron von Reden starb unter so glücklichen Verhältnissen, daß der Selbstmord nur eine That des Irrsinns —"

Wer kann behaupten, daß er das nicht gewesen sei? unterbrach der Richter ihn. Wer kann beweisen, daß der Baron überhaupt keinen Grund gehabt habe, sich zu entleiben! Damals fehlten dem Gericht alle Anhaltspunkte, der Beweis wurde sogar überzeugend geliefert, daß ein Criminal-Verbrechen nicht vorlag. „Weil die Thüren von innen verschlossen waren?"

Allerdings. „Ich will Ihnen beweisen, daß ich in die Stube Nummer Siebenzehn gelangen und sie wieder verlassen kann, trotzdem sie von innen, durch Vorschiebung des Nachtriegels geschlossen ist. Ich habe im Laufe des Winters in jenem Zimmer Studien gemacht und dabei manches entdeckt, was meinen Verdacht bestärkte" —

Und wen halten Sie für den Mörder? fragte der Arzt. Der junge Mann zuckte die Achseln. „Als den Urheber des Verbrechens möchte ich Denjenigen bezeichnen, der allein einen Vortheil aus demselben zu ziehen glaubte, zur Ausführung desselben halte ich aber diesen Mann zu feige.

Reden wir offen miteinander, sagte der

Richter, es liegt ja im Interesse der Sache selbst, daß wir unsere Ansichten ohne Rückhalt austauschen. Sie denken an den Freiherrn von Braß? „Ja, der Baron von Reden war sein begünstigter Nebenbuhler, der Baron von Reden hatte im Zweikampf den ersten Schuß, und der Freiherr wußte sehr genau, daß sein Gegner die Schwalbe im Fluge nicht fehlte. Er wußte ferner, daß Haß und tiefgekränkte Ehre die Triebfedern waren, die den Baron bewogen hatten, seinen feigen Gegner zum Duell zu zwingen; was also lag dem Freiherrn näher, als die Gewißheit, daß die Kugel seines Gegners ihn tödten oder schwer verwunden werde? In beiden Fällen durfte er sich auf die Erfüllung seiner Wünsche keinen Hoffnungen mehr hingeben und nur der Tod des Barons konnte die Durchkreuzung seiner Pläne verhüten."

Sie glauben also, er habe den Mörder gefunden? fragte der Richter. „Ganz gewiß und ich habe einigen Freunden in der Residenz Auftrag gegeben, nöthigenfalls mit Hülfe der Polizei zu erforschen, mit welchen Subjecten der Freiherr kurz vor seiner Abreise verkehrte."

Nun? fragte der Arzt. „Ich habe bis heute noch keine näheren Nachrichten darüber erhalten."

So glaube ich auch nicht, daß Sie auf diesem Wege ein Resultat erzielen werden, sagte der Richter. Nach meiner Ansicht wäre es das beste, den Freiherrn in jenen Pavillon zu locken und ihm dort plötzlich die Leiche zu zeigen. „Was hätten wir dadurch gewonnen? erwiderte der Verwalter ruhig. „Im günstigsten Falle lieferten sein Erschrecken und der Ausdruck seiner Züge uns den Beweis, daß unser Verdacht begründet ist, aber können wir uns auf einen solchen Beweis stützen? Derartige Ueberraschungen, welche die Untersuchungsrichter so außerordentlich lieben, können wir hier nicht in Anwendung bringen, wir müssen bessere Beweise haben."

Und wo wollen Sie diese finden? fragte der Richter. „Ich weiß es nicht, aber ich halte an der Hoffnung fest, daß es mir gelingen wird — — apropos, haben Sie den Dolch, den man bei der Leiche fand?"

Hier ist er, Sie werden bemerken, daß er das Wappen und den Namenszug des Verstorbenen trägt. „Der Namenszug ist täuschend ähnlich, aber das Wappen ist falsch," sagte der junge Mann, nachdem er die Waffe betrachtet hatt. „Das Wappen der Barone von Reden ist in zwei Felder eingetheilt, das erste enthält den Löwen im weißen Felde, das zweite drei Sterne im schwarzen Felde. Auf diesem Wappen dagegen finde ich den Löwen im schwarzen und die Sterne im silbernen Felde, das ist jedenfalls ein Zeichen, daß ein in der Genealogie bewanderter Graveur das Wappen nicht gestochen hat."

Desto sicherer wird der Betreffende sich erinnern können, wann und in wessen Auftrage er es gestochen hat, erwiderte der Richter rasch, sehen Sie einmal genauer zu, vielleicht war der Mann so stolz auf seine Arbeit, daß er sie mit seinem Namen versah.

Der Dolch wanderte aus einer Hand in die andere, der Arzt betrachtete ihn lange durch das Mikroskop, nirgend war der Name oder ein Zeichen des Graveurs zu entdecken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Neue Uebersetzung des Wortes Toilette.

„Jean!" — „'r Gnaden gnäd'ge Fräul'n Gräfin! was befehlen's?" — „Laß Er mir ja vor elf Uhr keinen Besuch vor, denn ich muß erst Toilette machen." — „Sehr wohl, 'r Gnaden gnäd'ge Fräul'n Gräfin." — „Jean! melde Er mich bei der Fräulein Gräfin zum Besuche an." — „Müssen 'r Gnaden schon ein wenig gedulden, Herr Baron! denn die gnädige Fräul'n thut grad' — — — ist mir das deixels französische Wort ausgefall'n! — — nu! auf Deutsch wird's ungefähr heiß'n sollen: sie thut grad' ihre zwei frischen Zähne einsetzen und ihre Backen roth anstreichen."

Sinnspruch.

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal! Arndt.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 82. **Donnerstag, den 13. Juli** *1871.*

Ein dunkles Geheimniß.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Ich theile Ihren Verdacht und bin überzeugt, daß er begründet ist, nahm der Richter nach einer Pause wieder das Wort, aber ich glaube auch, daß wir dieses Geheimniß nicht enthüllen werden. „Selbst dadurch nicht, wenn ich den Beweis liefern wollte, daß jener Dolchstoß nur von fremder Hand geführt worden sein kann," fügte der Arzt hinzu.

Das können Sie beweisen? fragte der Verwalter rasch. „Vielleicht."

Dadurch wäre möglicherweise ein Haltepunkt gewonnen, sagte der Richter. „Halten wir auch dies im Auge," fuhr der junge Mann fort, „ich werde Ihnen Morgen Abend den Beweis liefern, daß die mit einem Nachtriegel geschlossene Thür von außen geöffnet und wieder geschlossen werden kann. Ich wünsche, daß der Freiherr dabei zugegen ist, und dies kann nur dadurch ermöglicht werden, daß einer von Ihnen, meine Herren ihn einladet.

Ich will dies übernehmen, erwiderte der Arzt. Wird es aber nicht sein Auffallen erregen, wenn ich ihm sage — „Daß wir in Nummer Siebenzehn speisen werden? Gewiß, aber wir können seinem Verdacht vorbeugen. Kommen Sie heute Abend in den Gasthof und laden Sie mich im Beisein des Freiherrn unter irgend einem Vorwand ein, ich werde alsdann dafür sorgen, daß wir morgen Abend in Nummer Siebenzehn speisen."

Gut, ich werde inzwischen auf einen Vorwand sinnen. Der Verwalter verabschiedete sich jetzt und kehrte in seine Wohnung zurück. Er prüfte im Laufe des Tages seine Schußwaffen und steckte, bevor er am Abend ins Städtchen ging, einen Revolver in die Brusttasche. Zu welchem Zweck, wußte er zwar selbst nicht; aber er sagte sich, unter den obwaltenden Verhältnissen sei es rathsam, wenn er eine Waffe bei sich führe, so lange er den Freiherrn in der Nähe wisse. Er traf im Gasthofe „zur Sonne" die kleine Gesellschaft bereits versammelt. Der Bürgermeister, der Freiherr, der Richter, der Gastwirth und der Doctor Sand saßen an dem Tische, an dem nur die Stammgäste Platz zu nehmen pflegten, und ihre Unterhaltung schien in dem Augenblick, in welchem der junge Mann eintrat, eine sehr lebhafte zu sein.

Ah, gut, daß Sie kommen, rief der Richter dem Eintretenden entgegen, Sie werden die Güte haben, Ihre Ansicht über eine Behauptung zu äußern, die hier energische Opposition findet. Ich habe vorhin behauptet, die schöne junge Gräfin von Strahlen traure noch immer um ihren Verlobten, sie werde die Liebe zu ihm mit in's Grab nehmen. „Und wer tritt dieser Ansicht entgegen, wenn ich fragen darf?" erwiderte der Verwalter.

Der Herr Baron von Braß, fuhr der Richter fort. Er will behaupten, das gnädige Fräulein habe seitdem bereits eine Liaison mit einem jungen Manne unter ihrem Stande angeknüpft. Der Verwalter mußte gewaltsam

an sich halten; der stechende Blick voll boshafter Tücke und das Lächeln triumphirenden Hohns auf den Lippen des Freiherrn schürten in seiner Seele die Gluth des Hasses, daß sie hoch aufloderte. Er gedachte seines Vorhabens und bezwang sich.

Wenn der Herr Baron das behauptet, so wird er wohl Gründe dazu haben, erwiderte er, den Blick fest auf die Züge des Edelmannes gerichtet, wer die Comteffe kennt, wird wissen, daß ihre reine Seele vor Allem zurückbebt, was man im gewöhnlichen Leben niedrig und gemein zu nennen pflegt. Ich könnte Ihnen ein Beleg zu ihrer Charakterfestigkeit liefern und einen ihr im Range ebenbürtigen Mann nennen, der sich durch seine niedrigen Gesinnungen ihre Verachtungen zugezogen hat, aber wozu? Mag Jeder sich seine Ansicht über sie bilden, ich hoffe, wir Alle wissen — „Ah, Sie weichen aus," unterbrach der Freiherr ihn mit kaltem Hohn.

Ich weiche aus, weil ich es für überflüssig halte, die Gräfin an diesem Orte und in diesem Kreise zu vertheidigen, an einem anderen Orte dagegen stehe ich gern zu Diensten, fuhr der Verwalter mit scharfer Betonung fort. Die Ehre einer Dame ist zu hart, als daß man im Wirthshause sie abwägen dürfte, ich sehe sie lieber auf der Degenspitze. Diese Worte verfehlten den beabsichtigten Eindruck nicht. Der Verwalter hatte absichtlich so offen mit einer Herausforderung gedroht, um der Gesellschaft zu beweisen, daß der Freiherr in der That eine feige Memme war. Dieser Beweis gelang ihm vollständig, der Edelmann begnügte sich damit, die Drohung durch einen glühenden Blick des Hasses zu erwidern.

Ich denke, wir streiten uns um des Kaisers Bart, nahm der Arzt das Wort. Stoßen wir an auf das Wohl der Gräfin von Strahlen, die wir Alle lieben und ehren. „Da haben Sie Recht," sagte der Bürgermeister, „und in diesem Punkte wird die ganze Stadt mit Ihnen übereinstimmen."

Lieben? Die ganze Stadt? warf der Freiherr ein. Bah, es lohnt sich nicht der Mühe, daß man wegen einer solchen Bagatelle sich erhitzt, aber die Stunde kommt, in der man sagen wird, ich habe Recht gehabt. „Ich glaubte, Sie seien schon gestern abgereist," wandte Stern sich zu dem Edelmann, der nach jener Bemerkung sein Glas hastig geleert hatte. „Für den Fall Sie in den nächsten Tagen zur Residenz zurückkehren, möchte ich Sie bitten —"

Ich reise ab, wann es mir gefällt, fiel der Freiherr ihm barsch in's Wort, vorläufig gedenke ich noch einige Wochen hier zu bleiben. „Dann werden Sie mir wohl die Ehre erzeigen, meine Einladung auf morgen Abend anzunehmen," sagte der Arzt, „ich feiere morgen mein Geburtsfest und gedenke den Abend dieses hochwichtigen Tages im Kreise meiner Freunde festlich zu begehen; auch Sie meine Herren sind freundlichst dazu eingeladen."

Sie feiern morgen Ihren Geburtstag? fragte der Wirth erstaunt. „Ja, und zwar in Ihrem Hause, wenn Sie die Bewirthung übernehmen und mir für den Abend ein Zimmer einräumen wollen."

Apropos, wie steht es mit Nummer Siebenzehn?" fragte der Verwalter. „Nicht besser wie früher," erwiderte der Wirth seufzend. „Ich darf's keinem Gast anbieten, ohne ihm vorher den traurigen Vorfall mitzutheilen, und nach diesen Mittheilungen will Niemand dort schlafen."

So wollen wir in diesem Zimmer morgen Abend speisen und die Nacht in demselben verbringen, sagte der Arzt ruhig; ich hoffe, den Herren wird's recht sein. „Der Einzige unter uns, der dagegen vielleicht etwas einzuwenden findet, ist der Herr Baron," erwiderte der Verwalter mit einem lauernden Seitenblick auf den Freiherrn, der gleichgültig die Achseln zuckte und mit demselben Gleichmuth den Rauchwölkchen seiner Cigarre nachschaute.

Nicht im Geringsten, versetzte der Freiherr, obschon ich nicht leugnen will, daß ein anderes Zimmer mir lieber wäre. „So bleibt's dabei," sagte der Arzt, „wir feiern unser kleines Fest in Nummer Siebenzehn."

Der Freiherr erhob sich und verließ den Saal, eine halbe Stunde später trennte die Gesellschaft sich.

Es schlug zehn Uhr, als der Verwalter seinen Heimweg antrat. Die Nacht war ziemlich stürmisch und finster, kein Stern leuchtete.

Der junge Mann mußte ein kleines, aber ziemlich dichtes Gebüsch passiren, ahnungslos verfolgte er seinen Weg, als plötzlich in nächster Nähe ein Schuß fiel. Wem dieser Schuß galt, war nicht schwer zu begreifen, die Kugel streifte den Hut des Verwalters. Im nächsten Augenblick hatte Stern den Hahn seines Revolvers gespannt, er feuerte aufs Gerathewohl in das Gebüsch hinein, aber auch seine Kugel schien das Ziel verfehlt zu haben, das Rascheln des dürren Laubes verrieth dem jungen Manne, daß der Meuchelmörder sich eilig entfernte. Daß ein Meuchelmord beabbeabsicht war, konnte der Verwalter nicht bezweifeln und er glaubte auch über die Person des Mörders wie über die Beweggründe desselben keinen Zweifel hegen zu dürfen. Nur Einer haßte ihn und diesen einen hatte er kurz vorher seine Uebermacht fühlen lassen. Vielleicht auch ahnte jener Mann, welche Pläne sein Gegner verfolgte, vielleicht hatte er die Maske durchschaut, die Jener trug.

Der Wirth „zur Sonne" erntete ungetheiltes Lob. Die Speisen waren vortrefflich, die Getränke ließen nichts zu wünschen und auch die Ausschmückung des Zimmers verdiente alle Anerkennung. Der Verwalter hatte den Förster mitgebracht und der Festgeber fand gegen den ungeladenen Gast nichts einzuwenden, als er erfuhr, daß derselbe ebenfalls ein Verbündeter gegen den Freiherrn war. Die Unterhaltung bewegte sich in der ersten Stunde auf dem Felde, der alltäglichen Conversation, über das Wetter und die Stadtneuigkeiten; nachdem man aber zu verschiedenen Malen auf das Wohl des Festgebers angestoßen und auch die Verdienste des Gastwirths gebührend anerkannt hatte, nahm sie einen ernsteren Charakter an.

Der Richter berührte das zunächst liegende Thema, den Vorfall, der vor mehreren Monaten in diesem Zimmer stattgefunden hatte, und so unangenehm auch dieses Thema dem Freiherrn zu sein schien, ging man doch auf dasselbe ein. Wie damals waren auch heute wieder die Ansichten getheilt, der Verwalter und der Doctor Sand beharrten dabei, daß ein Criminal-Verbrechen nicht vorliegen könne. Der Freiherr pflichtete dieser Ansicht bei, während der Förster und der Wirth sich jedes Urtheils enthielten.

— Der Richter schüttelte den Kopf. Meine Ansicht steht unerschütterlich fest, sagte er, ich bedauere nur, daß ich derzeit so leicht über den Vorfall hinwegging. Hätte ich damals gewußt, was ich heute weiß — „Und was wissen Sie heute?" fragte der Freiherr in einem Tone, der seine Aufregung verrieth.

Daß der Baron von Reden in den glücklichsten Verhältnissen lebte und daß es eine That des Irrsinns gewesen wäre, wenn er selbst sich entleibt hätte, da doch eine überaus glückliche Zukunft vor ihm lag, fuhr der Richter ruhig fort. Das war mir damals unbekannt, ich erfuhr es erst später. „Bah, gar Mancher lebt anscheinend in den glücklichsten Verhältnissen, der das Elend und die Verzweiflung im Herzen trägt," erwiderte der Freiherr mit einem Achselzucken der Geringschätzung. „Der Baron von Reden mag eine Schuld auf dem Gewissen gehabt haben, vor der er nur im Grabe Ruhe finden konnte. Wie dem aber auch sein möge, es wäre lächerliche Thorheit, jenem Vorfalle andere Ursachen unterzuschieben, als die, welche durch unumstößliche Beweise festgestellt sind. Daran erkenne ich wieder den Charakter eines kleinen Landstädtchens, der Floh muß gleich zum Elephanten gemacht werden, damit er Stoff zu interessanter Unterhaltung bietet. Dieses alte Weibergewäsch über einen Vorfall, der in der Residenz fast täglich stattfindet und dort schon nach vierundzwanzig Stunden vergessen ist, widert mich an. Lassen wir die Todten ruhen, was kümmert es uns, welche Motive den Baron zu diesem traurigen Schritt veranlaßt haben! De mortiis nit nese bene."

Der Blick des Verwalters ruhte unverwandt auf den Zügen des Freiherrn, ihm entging die leidenschaftliche Aufregung dieses Mannes nicht, trotzdem derselbe sie sehr geschickt hinter der Maske gleichmüthiger Ruhe zu verbergen suchte.

Ich sage auch, alle diese Vermuthungen sind thöricht und unnütz, nahm der Förster das Wort. Die Thüren waren ja von innen verschlossen, die Fenster ebenfalls. „Haben Sie noch nie gehört, daß man eine verschlossene

Thür von außen öffnen und wieder schließen kann?" unterbrach der Richter ihn.

„Auch wenn ein Riegel vorgeschoben ist?" fragte der Freiherr mit kaltem Hohn. „Erlauben Sie, den Beweis will ich Ihnen liefern," sagte der Verwatter, indem er sich erhob.

Geben Sie sich keine Mühe! rief der Freiherr barsch. Wozu soll dieser Beweis dienen? Er wird den Spießbürgern und den Klatschbasen nur Veranlassung geben, ihr fades Geschwätz noch breiter zu treten. Der Verwalter hatte sich bereits der Thür genähert. „Gleichviel," erwiderte er. „Die Herren wird es wenigstens interessiren, zu erfahren, daß ein Nachtriegel nicht den mindesten Schutz gewährt. Haben Sie die Güte, den Riegel vorzuschieben, Herr Doctor."

Der Arzt kam dieser Aufforderung, nachdem der junge Mann das Zimmer verlassen hatte, ohne Zögern nach, im nächsten Augenblick kam der Verwalter wieder in die Stube, er hatte die Thür geräuschlos geöffnet. Hier ist das Instrument, sagte er, indem er dem Richter einen feinen, aber sehr starken und an der Spitze mehrfach gekrümmten Draht überreichte, mit diesem Passepartout kann ein gewandter Dieb jedes besonders complicirte Schloß öffnen."

Sie haben diese Wissenschaft wohl gründlich studirt? höhnte der Freiherr. „Es interessirte mich zu erforschen, welchen Schutz ein Nachtriegel gewährt," erwiderte der Verwalter gelassen.

„Ich werde meine Schlösser ändern lassen," sagte der Wirth; „wenn die Kunde von dieser Erfindung sich in die Stadt verbreitet, erregt sie gewiß ungewöhnliches Aufsehen." „Möglicherweise bringt sie dem Herrn Stern die goldene Verdienstmedaille ein," fügte der Freiherr spottend hinzu. „Was gibt's Neues im Schlosse?"

Wenn Sie es zu erfahren wünschen, müssen Sie persönlich sich hinbemühen, erwiderte der Verwalter. Ich bekümmere mich nicht um das, was im Schlosse vorfällt. „Wirklich? Sie hätten doch triftige Gründe dazu."

Weshalb? „Sie werden es ebenso gut wissen wie ich."

Wüßte ich's, würde ich Sie nicht fragen.

„Bah, ich fühle mich nicht verpflichtet, Ihnen weitere Rede zu stehen," sagte der Freiherr in einem Tone, der dem jungen Manne die Galle in's Blut trieb. „Sie werden sich wohl erinnern, über welches Thema wir gestern Abend redeten."

Freilich, Sie waren gestern Abend so freundlich, Ihre Ansichten über den Charakter der Comtesse von Strahlen zu äußern. „Und ich behauptete bei dieser Gelegenheit, daß die Gräfin ihren Verlobten schon längst vergessen habe."

Aber inwiefern steht das im Zusammenhange mit Ihrer heutigen — „Mein Herr, Sie haben gestern Abend gesagt, hier sei nicht der Ort, über die Ehre einer Dame zu richten."

Allerdings, das aber hindert Sie nicht, mir zu erklären, welche triftige Gründe mich bewegen müssen, mich um jeden Vorfall im Schlosse zu bekümmern! fuhr der Verwalter gereizt auf. Behauptungen kann Jeder aufwerfen, aber der Ehrenmann liefert auch die Beweise dazu. „Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich mich nicht verpflichtet fühle, Ihnen über diese Punkte Rede zu stehen, und daß Sie ebenso genau wie ich, jene Gründe kennen würden," erwiderte der Freiherr; „wünschen Sie dennoch nähere Erörterungen, so stehe ich später zu Diensten."

Nach dieser mit gemessener Kälte gegebenen Erklärung entfernte der Freiherr sich und weder der Doctor noch einer der Festgäste machte einen Versuch, ihn zu längerem Bleiben zu bewegen.

Jetzt wissen wir wieder nicht mehr noch weniger wie gestern, sagte der Richter unmuthig. „Still, er logirt immer noch nebenan," flüsterte Stern, „er könnte uns belauschen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 83. Sonntag, den 16. Juli *1871.*

Ein dunkles Geheimniß.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Die Unterhaltung stockte eine geraume Weile, aber der vortreffliche Wein des Gastwirths ließ eine Mißstimmung nicht aufkommen. Man wählte die Politik zum Thema und verbrachte bei diesem durch scharfe Opposition gewürzten Gespräche noch einige heitere Stunden. Kurz nach Mitternacht brach die Gesellschaft auf. Der Verwalter hatte bei seinem Eintritt Hut und Stock auf das Bett gelegt; im Begriff dieselben zu nehmen, entdeckte er, daß der Stock verschwunden war. Man suchte denselben in allen Ecken, aber vergeblich, und schon wollte Stern sich ohne denselben entfernen, als der Förster die Vermuthung äußerte, der Stock sei vielleicht hinter das Bett gefallen.

Das werden wir bald wissen, sagte der Wirth, wir rücken die Bettstelle von der Wand ab und der Herr Verwalter wirft einen Blick dahinter.

Der Stock fand sich in der That hinter der Bettstelle; als der junge Mann sich bückte, um ihn aufzuheben, bemerkte er neben ihm einen kleinen, lebhaft blitzenden Gegenstand, den er rasch und ohne daß es seine Umgebung bemerkte, einsteckte. Kaum aber hatte er den Gasthof verlassen, als er seinen Begleitern mittheilte, daß er hinter dem Bett einen Fund gemacht habe, der vielleicht von hoher Wichtigkeit sei. Er habe den gefundenen Gegenstand nicht näher besichtigt, um nicht die Aufmerksamkeit des Gastwirths auf denselben zu lenken, denn der Verschwiegenheit dieses Mannes schenke er kein besonderes Vertrauen.

Darauf schlug der Arzt vor, die kleine Gesellschaft möge in seiner Wohnung noch ein Glas Punsch trinken, den er ganz vorzüglich zu bereiten verstehe, man könne bei dieser Gelegenheit den Werth der gemachten Entdeckung prüfen. Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen, und man entdeckte in dem gefundenen Gegenstande ein goldenes Hemdknöpfchen. Dieses war sehr fein gearbeitet und mit einem kleinen Diamant geschmückt; es schien aus der Werkstätte eines sehr geschickten Juweliers hervorgegangen zu sein. An einer Stelle dicht neben dem Edelstein bemerkte man einen kleinen rothen Fleck.

Das ist Blut, sagte der Richter, als Stern ihn auf diesen Fleck aufmerksam machte, bevor wir aber diesen Knopf als Beweismittel benutzen können, müssen wir das Gegenstück zu demselben gefunden haben. „Und wer kann behaupten, daß dieser Knopf das Eigenthum des Mörders ist?“ erwiderte der Bürgermeister. „Vielleicht hat der Baron von Reden derartige Knöpfe getragen. —“

Dann müßte man das Gegenstück in seinem Nachlaß gefunden haben, und darüber kann uns Comtesse von Strahlen Aufschluß geben. Sie nahm damals die Hinterlassenschaft ihres Verlobten in Empfang und hat, wenn ich nicht irre, im Beisein des Gastwirths und des Freiherrn von Braß ein Verzeichniß aufnehmen lassen, fuhr der Richter fort. Da ha-

ben Sie abermals den Beweis, daß wir derzeit die Sache zu leicht nahmen, damals hätten wir den Eigenthümer dieses Knopfes sehr bald entdecken können, jetzt wird das ungemein schwer fallen. Möglicherweise kann auch ein anderer Gast ihn verloren haben," warf der Förster ein.

„Das glaube ich nicht, sagte der Arzt, der Knopf ist werthvoll, wer ihn getragen hat und ihn sogar verlieren konnte, ohne Recherchen anzustellen, muß für derartige Spielereien Geld übrig gehabt haben. „Vielleicht könnte eine sofortige Haussuchung in der „Sonne" —

Dazu bin ich jetzt nicht mehr berechtigt, unterbrach der Richter den Verwalter, auch hege ich die Ueberzeugung, daß, wenn der Mörder wirklich noch in jenem Gasthofe weilt, er seinen Verlust bemerkt und der möglichen Entdeckung vorgebeugt haben wird. Der Bürgermeister zuckte die Achseln. „Nachdem wir damals die Karten aus der Hand gegeben haben, müssen wir jetzt warten, bis ein glücklicher Zufall uns berechtigt, sie wieder aufzunehmen," sagte er. „Dieser Knopf würde damals ein vortreffliches Beweismittel gewesen sein, heute gilt er keinen Heller mehr."

Die Gläser waren inzwischen geleert und die Gesellschaft trennte sich jetzt, nachdem vorher jeder Einzelne die Zusage gegeben hatte, dieser Angelegenheit eine unausgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen.

Am nächsten Morgen verfügte Stern sich in den Gasthof zum Freiherrn. Er hielt es für überflüssig, sich vorher anmelden zu lassen, obgleich er wußte, daß der Freiherr strenge Beobachtung der Etiquette verlangte. Sie werden wissen, weshalb ich komme, sagte er, ohne die Ueberraschung und den auflodernden Zorn des Edelmannes zu beachten, die deutlich genug in den Zügen desselben sich spiegelten. „Weshalb Sie kommen?" erwiderte der Freiherr, eine Ruhe heuchelnd, die seiner Seele fremd war. „Ich erinnere mich nicht, Sie eingeladen zu haben, mir die Ehre Ihres Besuches zu schenken."

Sie haben, wie mir scheint, ein sehr kurzes Gedächtniß, Herr Baron! „Für Bagatellgeschichten, ja! Mich beschäftigen stets so viele ernste, wichtige Angelegenheiten, daß es in der That zu viel verlangt wäre, mir auch für Kleinigkeiten ein scharfes Gedächtniß zuzumuthen."

Ah, Sie zählen es also zu diesen sogenannten Kleinigkeiten, wenn Sie die Ehre einer Dame beleidigen? „Hm — je nachdem, fuhr der Freiherr achselzuckend fort. „Ich bin überzeugt, wenn ich einer Dame zu nahe trat, so konnte von Beleidigung ihrer Ehre füglich nicht mehr die Rede sein."

Damit wollen Sie sagen, daß Sie auch der Ehre der Gräfin von Strahlen nicht zu nahe getreten sind? fragte der Verwalter mit wachsender Entrüstung. „Ah, Sie kommen als Ritter der Comtesse von Strahlen? Ich bedaure, diese Ritterschaft nicht anerkennen zu können."

Ich komme Sie zu ersuchen, mir wegen der Ehrenkränkung der Comtesse Genugthuung zu geben, fuhr der junge Mann erbittert auf. „Diese Genugthuung werde ich einem Edelmanne geben, Ihnen verweigere ich sie," erwiderte der Freiherr mit verletzendem Hohne. „Auch bezweifle ich sehr, daß unter den obwaltenden Verhältnissen ein Edelmann sich zum Ritter der Comtesse aufwerfen würde."

Mit diesen alltäglichen Phrasen werden Sie mir nicht entwischen, fuhr der Verwalter gewaltsam an sich haltend, fort. Hatten Sie den Muth, öffentlich in einem Wirthshause die fleckenlose Reinheit der Gräfin mit ihrem Geifer zu besudeln, so werden Sie wohl auch den Muth haben, für Ihre Behauptungen mit den Waffen einzustehen.

Der Freiherr wanderte langsam auf und ab, dann und wann traf sein unstäter Blick das hochrothe Antlitz des jungen Mannes und jeder dieser Blicke verrieth, daß auch in seiner Seele der gewaltige Kampf der Leidenschaften tobte. „Sie reden von fleckenloser Reinheit und müssen doch selbst wissen, daß die Comtesse von Strahlen ihre Gunst einem Menschen geschenkt hat, der — — bah, was kümmert es mich! Gehen Sie heim und genießen Sie die Augenblicke, so lange die süße Geliebte Ihrer noch nicht überdrüssig ist."

Herr Baron! „Ereifern Sie sich nicht, mein Bester; wenn Sie sich nicht mäßigen, sehe ich mich genöthigt, den Hausknecht zu rufen."

Und das bieten Sie mir? fragte der Verwalter in einem Tone, der den Edelmann veranlaßte, einige Schritte zurückzuweichen. Sie, der mich verleiten wollte, Ihre Betrügereien gutzuheißen und in Gemeinschaft mit Ihnen die Comtesse zu bestehlen? Sie, dem die Comtesse die Thür gezeigt hat? Sie, auf dem der Verdacht lastet, daß er seine Hände mit dem Blut —

„Herr, wenn Sie nicht augenblicklich sich zum Teufel scheeren, schieße ich Sie nieder, wie einen tollen Hund!" rief der Freiherr bebend vor Wuth.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Erde und Ewigkeit.

„Um fünf Uhr pünktlich," sagte der Professor.

„Ja, wenn es nicht regnet."

Der Professor war ein Fremder in unserer Stadt. Er war recht eigentlich aus den Wolken niedergefallen und konnte deßhalb nicht polizeilich angemeldet werden. Unser sonst sehr gestrenger Bürgermeister, es mit dem Wahlspruch haltend, daß Ausnahmen die Regel fixiren, nahm den Professor und seinen Assistenten, als beide zum größten Erstaunen der Bürgerschaft in einem Luftballon auf einem Kartoffelacker unweit des Marktplatzes landeten, mit ehrender Auszeichnung auf. Der Ballon wurde erst getrocknet — denn, auf der Reise verschlagen, hatten die seltenen Gäste einen Wolkenbruch überstehen müssen — und dann auf einige Tage zusammengeklappt, während welcher Zeit einige Reparaturen an der Maschinerie vorgenommen wurden. Aus Dankbarkeit für die gefundene freundliche Aufnahme erbot sich der Professor eine kleine auserlesene Gesellschaft beiderlei Geschlechts auf einige Stunden „in den höheren Regionen" spazieren zu fahren. Und es waren ihrer drei Männlein und zween Fräulein, die sich zu dem Risiko meldeten. Unter den Ersteren war ich selbst.

Es regnete nicht. Lange vor der bezeichneten Stunde, an einem sonnigen Sonntags Nachmittage, standen wir Passagiere mit Gepäck, in Mantel und Seelenwärmer bestehend, vor unserem Schiff und beobachteten die Füllung des Ballons, der, wenn voll, ungefähr 45,000 Kubikfuß Gas halten mochte. Die doppelfarbige Seide war reichlich geölt und mit Guttapercha überzogen, und das Ganze hing in einem Netzwerk von Hanfstricken und glich einer colossalen Melone in diesem Aufputz. Langsam schwankte das Gebäude hin und her und riß und zerrte zuweilen ungeduldig an den festhaltenden Seilen oder beschrieb einen eigenthümlichen Bogen als wolle es kopfüber sich auf die Zuschauer werfen.

Unsere beiden Fräulein wurden etwas blaß, als der Professor sie einlud, zuerst in den Korb zu steigen, der Raum genug für fünfzehn Personen hatte. Wir vom starken Geschlecht — sah auch einer davon so aus, als habe er soeben sein Testament unterschrieben — folgten. Unser Publikum bestand aus einigen hundert Zuschauern; Viele lachten — aber es gab auch Thränen. Einer der Reiselustigen, Gatte und Vater, wurde von Frau und Kindern an den Rockschößen festgehalten, und sie flehten so kläglich darum, er möge die Fahrt aufgeben, daß, wäre ich an seiner Seele gewesen, ich mich lieber von allen Bierphilistern des Städtchens hätte 14 Tage lang verhöhnen lassen, als solchen Herzen eine einzige bange Stunde zu bereiten. Aber es gelang seinem Humor, sie endlich unter Thränen lachen zu machen.

Alles fertig!

„Grüßen Sie den Mann im Monde!" rief es im letzten Momente aus der Schaar der Umstehenden.

„Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie keinen Stern umsegeln!" spottete lachend eine andere Stimme.

„Bringen Sie uns ein paar Donnerkeile zurück!" scholl es aus den Reihen der Schulknaben.

„Und wenn Sie wieder herabfallen, machen Sie kein Loch in der Erde!" ergänzte ein anderer Spötter.

„Whupp! Whupp!" Das Tau war losgelöst, und aufwärts ging es, anfänglich in erschütternden Stößen. Binnen einer Minute standen wir so hoch über der Stadt, daß uns die Häuser wie die Holzhäuser eines Nürnberger Baukastens erschienen. Zwei Minuten später waren wir, mit Ausnahme des

Professors und seines Amanuensis, sämmtlich — seekrank! Ich hatte irgend einmal gelesen, daß die Seekrankheit nicht aus einem Paroxismus des Magens, sondern aus dem Gehirn sich entwickle und das Eis in den Nacken gelegt, die bedenklichste Symptome zur Ruhe bringe. Ich erlaubte mir, dieses Mittel vorzuschlagen, und im Nu hatte der dicke Humorist einen Klumpen Vanille-Eis aus dem mitgenommenen Bleikübel voll Gefrornen gehoben und sich auf den Halswirbel geklappt. Die Damen röchelten unmelodisch auf dem Boden des Korbes, der noch immer einen ruckweisen Mazurek tanzte. Es hätte wenig gefehlt, so hätten wir schnellstens eine Sturmpetition an den Professor gerichtet, uns sofort wieder zu unseren Penaten zurückzuführen, aber plötzlich begann der Ballon in anmuthiger Gelassenheit weiter zu steigen, so daß wir kaum wußten, ob wir uns bewegten oder, einem von Windstille überraschten Schiffe gleich, regungslos stillständen. Sehr bald hatten wir die Nachwehen der Seekrankheit überwunden und standen in den Augenblick des Weltpanoramas zu unseren Füßen versunken. Die Flüsse erschienen wie silberne Zwirnfäden, die Brücken wie Weinreben, die Kirchen waren für das Auge nicht größer als Schnupftabaksdosen, und selbst durchs Fernrohr nahmen die Zuschauer im Garten des Bürgermeisters sich nicht größer aus als ein Haufen erfrorener Ameisen und nicht als Herren der Schöpfung die in hoher und niederer Politik machen und schwere Staatssteuern zu entrichten haben.

Hinauf! Hinauf! Wie ein ruhig schwebender Adler stieg unser Gefährt in den stillen Aether. Es wurde kalt, und wir wickelten uns in Shawls und Mäntel bis zur Nasenspitze ein, während ein peinlicher Druck sich auf die Schläfen fühlbar machte und uns die Ohren zu sausen begannen, als habe sich ein halbes Dutzend Brummfliegen in ihrem Labyrinthe verirrt. Dazu schnob das Gas aus dem Boden des in pfirsichblüthrothem Glanze leuchtenden Ballons und zwang uns, den Kopf nach Außen zu wenden, wo unseren Blicken nichts als die tiefblaue Oede begegnete. Da lenkte ein Schrei unsere Augen nach oben.

Der Ballon war schwarz!

Jeder von uns war in dem Augenblicke „Gänsehaut" vom Scheitel bis zur Zehe. Allgemeines Zähneklappern! Wir meinten jeden Augenblick, daß der Globus in Flammen aufgehen werde. Der Professor lächelte mit philosophischer Ruhe und versicherte, Alles sei in Ordnung, zog jedoch an dem Stricke, welcher zur Gasklappe führte, und wir sanken langsam um einige hundert Ellen. Das Athmen wurde uns leichter. Wir glitten, von einer scharfen Luftströmmung getragen, mit großer Schnelligkeit nach Westen, gerade auf ein Gebirge von Wolken los, das in silbernem Glanze mit riesiger Schnelle uns entgegenkam. Es schien, als sollten wir daran wie an einer Felsklippe zerschmettert werden. Aber noch ehe ich den Gedanken ausdenken konnte, waren wir mitten darin, in einem Nebel so dicht, daß man nicht sechs Schritte weit um sich blicken konnte. Kein Lüftchen wehte, und unser Ballon schien still zu stehen und nur von der Wolke getragen zu werden. Wir hatten den Luftstrom gekreuzt, wie ein Schiff, das in das stille Centrum eines Cyklone gerathen. Der Professor, welcher recht eigentlich unser Leben in seiner Hand trug, richtete die Frage an uns, ob wir die Wolke uns „von oben" oder „von unten" ansehen wollten. Wir vom starken Geschlecht waren mit unseren stillen Erwägungen noch nicht im Reinen, als „Von oben!" die beiden Damen wie aus einem Munde antworteten. Unser Lenker bemerkte uns zu unserer Verwunderung, daß in diesem Momente unsere Bewegung, die uns als eine aufsteigende erschien, eine absteigende sei. Er warf zum Beweise eine Papierkugel in die Luft, und diese blieb fast in gerader Linie an unserer Seite, ein Beweis, daß wir rapid sanken. Jetzt wurden einige Sandsäcke geleert, wobei dem Famulus des Professors die Ungeschicklichkeit passirte, daß ein ganzer Sack über Bord fiel und abwärts in der Dämmerung verschwand. Gnade dem lebenden Wesen, dem diese Botschaft von oben auf den Schädel gefallen! (Schluß f.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 84. **Dienstag, den 18. Juli** *1871.*

Ein dunkles Geheimniß.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Versuchen Sie's, fuhr der Verwalter fort, ein Mord mehr oder weniger. Ihr Gewissen wird er nicht sonderlich belasten. Noch einmal fordere ich Genugthuung; beharren Sie bei Ihrer Weigerung, so werde ich öffentlich mit der Hetzpeitsche Sie züchtigen, ich werde Sie verfolgen, hier und in der Residenz, bis alle Welt es erfahren hat, daß Sie eine feige Memme sind. Es mag Ihnen doppelt unangenehm sein, daß Ihre Kugel vorgestern Abend mich fehlte, mich aber freut es, daß die Dunkelheit mir nicht erlaubte, den Meuchelmörder auf's Korn zu nehmen; denn ich möchte unsere Rechnung geordnet sehen, bevor Sie dieser Welt Lebewohl sagen. „Das ist auch mein Wunsch," erwiderte der Freiherr, der seine Fassung wieder gefunden hatte, und diesem Wunsche zu Gefallen will ich diesmal von dem Grundsätze, meinen Degen nur mit der Waffe eines Ebenbürtigen zu kreuzen, abgehen. Schicken Sie mir Ihren Secundanten."

So vieler Umstände bedarf es nicht. Ich werde Sie morgen früh Punkt sechs Uhr im Parke an der Einsiedelei erwarten und meinen Sekundanten mitbringen. „Gut, ich komme. Welche Waffen wählen Sie?"

Ich überlasse es Ihnen, dies zu bestimmen. „Pistolen. Fünfzehn Schritte Barriere, mit fünf Schritt Avance; das Loos entscheidet, wer den ersten Schuß hat."

Ich nehme diese Bedingungen an. Vergessen Sie nicht, Punkt sechs Uhr an der Einsiedelei. — Lange ruhte der Blick des Freiherr stier mit dem Ausdruck tödtlichen Hasses auf der Thür, hinter welcher der junge Mann verschwunden war. „Alberner Bursche, glaubst Du, Deinetwegen werde ich meinen Plänen entsagen?" murmelte er. „Wohlan, der Würfel ist gefallen, Du selbst hast die Katastrophe beschleunigt. — Mann gegen Mann, wir wollen sehen, wer die Braut gewinnt."

Siebentes Kapitel.

Wenn auch der Verwalter keineswegs überzeugt war, daß sein Gegner sich zur festgesetzten Stunde auf dem Duellplatze einfinden werde, so hatte er doch für jeden möglichen Fall seine Vorkehrungen getroffen. Er hatte den Doctor Sand gebeten, ihm zu sekundiren, und für den Fall seines Todes der Comtesse nicht allein die Mittheilungen gemacht, die er ihr schuldig zu sein glaubte, sondern auch ihr die innersten Tiefen seines Herzens erschlossen.

Es stand fest bei ihm: erschien der Freiherr, so galt es einen Kampf auf Leben und Tod, denn sein Haß gab dem seines Gegners nicht nach und nur der Tod konnte diesen glühenden Haß befriedigen. Erschien der Freiherr nicht, wie der Verwalter fast vermuthete, so bewies er dadurch, daß er ein Feigling und nicht würdig des Adels war. Dadurch wurde er unmöglich in den Kreisen, in welchen

sein Gegner verkehrte, und es blieb ihm in diesem Falle kaum etwas Anderes übrig, als Europa zu verlassen.

Am Nachmittage ritt der Verwalter aus, um den Förster zu besuchen, welchem er den Brief an die Comtesse zur Besorgung anvertrauen wollte.

Der alte Waidmann errieth augenblicklich das Vorhaben des jungen Mannes. Er bat ihn, sein Leben höher zu achten, und stellte ihm vor, daß der Freiherr nicht werth sei, von einem ehrenhaften Manne vor die Klinge gefordert zu werden; er erinnerte ihn daran, daß die Comtesse schutzlos und der Gnade ihres erbitterten Feindes preisgegeben sei, wenn ihr treuester Freund ihr geraubt werde; aber alle seine Bitten prallten an dem Eigensinn des Verwalters ab. Eigensinn nannte es der Förster, daß der junge Mann sich unter allen Umständen mit einem Menschen duelliren wollte, der nach der Ansicht des Waidmanns nur Verachtung verdiente. Da er es aber nicht ändern konnte, so gelobte er sich, am nächsten Morgen in der Nähe des Duellplatzes sein zu wollen, um dort zu beobachten und nöthigenfalls dem Verwalter seine Hülfe anzubieten.

In der Dämmerstunde kehrte der junge Mann wieder heim und die erste Nachricht, die er erhielt, war, daß die Comtesse bereits dreimal in seine Wohnung geschickt hatte, um sich zu erkundigen, ob er noch nicht zurückgekehrt sei. Es war ihm unangenehm, daß sie gerade jetzt ihn zu sehen verlangte, er hatte in Gedanken Abschied von ihr genommen, und fürchtete von dieser Begegnung nur neue Aufregungen. Aber seine Stellung gebot ihm, ihrem Wunsche zu willfahren; er eilte zu ihr, um ihre Befehle zu hören. Eleonore trat ihm mit allen Zeichen einer fieberhaften Aufregung entgegen.

Gott sei Dank, daß Sie gekommen sind, sagte sie, ich stand schon im Begriff, mein Pferd satteln zu lassen, um Sie zu suchen. „Aber mein Gott, was ist den vorgefallen?" fragte der junge Mann bestürzt. „Ich hoffe nicht, daß der Freiherr von Braß —"

Sie fragen noch? fuhr die Comtesse ungeduldig fort. Haben Sie nicht den Baron herausgefordert? Betroffen blickte der Verwalter dem schönen Mädchen in's Auge. „Das wissen Sie bereits, gnädiges Fräulein? Darf ich fragen, wer es Ihnen mitgetheilt hat?"

Mein Kammerdiener will das Gerücht im Gasthofe zur Sonne vernommen haben. „Ah, dann hat der Freiherr es ihm mitgetheilt, in der Absicht, ein Stückchen Vorsehung zu spielen, um das Duell durch Ihre Vermittlung zu verhindern," sagte der Verwalter im Tone kalter Verachtung. „Dieser Mensch ist ebenso feige wie charakterlos, ich glaube ihn mit der Reitpeitsche züchtigen zu müssen, wenn ich ihn auf die Measur bringen will."

Sagen Sie mir die Wahrheit, drängte Eleonore, weshalb haben Sie ihn gefordert? „Weil er Ihre Ehre beleidigte."

Der Freiherr von Braß kann meine Ehre nicht beleidigen, Sie kennen ihn genugsam, um das wissen zu müssen. „Wohl, aber meine Ehre gebot mir, für den Makel, den er öffentlich auf Sie zu werfen suchte, Genugthuung zu fordern. Es ist mir schwer gefallen, ihm das Blut in die Wangen zu treiben, und daß er noch jetzt gern auf die Vertheidigung seiner gekränkten Ehre verzichten möchte, hat ja die Mittheilung Ihres Kammerdieners Ihnen bewiesen."

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Erde und Ewigkeit.

(Schluß.)

Aufwärts! Aufwärts ging es wieder! Wir passirten verschiedene Temperaturen im Fluge und wurden plötzlich von einer starken Strömung nach Osten geführt und glitten aus der Silberwolke in eine Ewigkeit von Abendhimmel. Die Sonne ging unter. Man sah einen Schatten nach dem andern über das Antlitz der alten Gäa kriechen, die dämmeriger und dunkler sich verhüllte, wie in ein Schlafgewand und zuletzt sah das Auge nur in ein schwarzes Loch — in einen wesenlosen Tartarus.

Eine Stunde verging. Wir soupirten und plauderten. Unser warmer Athem kräuselte sich in kleinen Dampfwirbeln durch die klare, dünne und kalte Atmosphäre. Das fröhliche Gelächter stockte indessen, als der Famulus unsere Aufmerksamkeit auf ein rasch heraufschwebendes

Gewitter lenkte, auf Wolkenschichten, von der grünbleichen Farbe des Serpentin. Ohne namentliche Abstimmung nöthig zu machen, gab sich der allgemeine Wunsch nach der Rückkehr zur Heimath kund, die so alpentief unter uns schlummern mochte. Es wehte bereits nächtlich.

Der Professor zog an der Klappenschnur, um das Gas herauszulassen. Er zog und zog stärker — vergebens! Die Klappe rührt sich nicht! Zuerst bemerkten wir den Unfall nicht, aber als er heftiger und heftiger zu zerren fortfuhr und sein Antlitz Unruhe auszudrücken begann, fragte ich ihn mit erheuchelter Fassung:

„Etwas in Unordnung?"

„Ich besorge, ja!"

Wenn ein gelehrter Luftschiffer „Besorgniß" ausspricht, so macht es auf die Passagiere denselben Eindruck, als gäbe ein Schiffscapitän das Commando zum Aussetzen der Boote. Sauve qne peut! Mitten im Aether der Ewigkeit! Fallschirme befanden sich im Korbe — und fast Jeder griff unwillkührlich danach. Doch was hätte bei einem Sturze aus solcher Himmelshöhe ein solcher miserabler Regenschirm genützt. Schon auf halbem Wege wäre der letzte Athemzug aus den Lungen herausgepreßt gewesen!

„Die Klappe bewegt sich nicht! Aber ich werde die Sache sogleich in Ordnung bringen!" rief unser Professor. Die Adern traten ihm auf der Stirn hervor, und dicke Perlen hingen ihm an den Augenbrauen.

Er brachte es nicht „sogleich in Ordnung." Er zupfte und zog und zerrte; wir stiegen schneller und schneller, immer näher der grüren Brandung der Gewitterwolken, die schon ihre Blitze nach allen Richtungen zuckenden Feuervipern gleich, zu schütteln begannen. Und ohrenbetäubend und herzerschütternd brüllte der Donner!

Gerade drauf los in die — Flammen! Und wir hatten obendrein ein Dutzend eiserne Fanghacken im Korbe, dazu bestimmt, um, wenn der Erde nahe, in Baumkronen geschlagen zu werden. Hier aber hätten sie zum gefährlichen Electricitäts-Leiter dienen können.

Entsetzliche fünf Minuten! Man sagt, daß einem im letzten Lebensaugenblicke, ehe der dünne Schleier zerreißt, der uns von der Ewigkeit trennt, das ganze vergange Leben in aller Vollständigkeit vor dem Auge erscheine und sein Panorama von Leid und Freude sich gleichsam in der letzten Thräne wie in einem Thautropfen widerspiegelt. Das war eine solche unbeschreibliche Minute! Wir senkten die Köpfe und verhüllten unsere Augen, gewärtig jeden Augenblick, aus den Pforten des Himmels das Donnerwort: „Staub zum Staube" zu vernehmen. Ob in so furchtbarem Momente ein Kobold seine Späße mit uns treiben mag? Ich für meinen Theil sah und hörte nichts als Donner, aber ich hatte in jenem Momente nichts Anderes als Heine's unsterbliche Zeilen im Kopfe:

Und um die rothe Weltgeistnase
Dreht sich die ganze betrunkene Welt!

Eine fratzenhafte Gedanken-Caricatur in solcher Lage; aber ich hätte im Paroxismus die Worte in die Welt hinausschreien mögen.

Noch immer zerrte der arme Professor an seinem Stricke!

Regungslos blieb die Gasklappe!

Ich hatte den Kopf aus dem Mantel gesteckt und sah zu meiner Beschämung, daß unsere beiden Reisegefährtinnen uns Männern in diesem muthigen Beispiele vorangegangen waren und nur bleich und lautlos, wie unter einem Zauberbann, in die zuckenden Blitze starrten, ihre vier Hände schwesterlich in einander verschränkt.

Wir waren mitten in der Gewitterwolke. Keiner sprach ein Wort. Der Professor warf seinen Mantel ab uud deckte ihn über die eisernen Fanghacken; dann begann er wieder, sich an den Strick und Tauen schaffen zu machen. Wir fühlten einen Druck in Augen, Ohren und Nasen, als sollte das Blut aus allen Poren spritzen.

Da stand ringsum das Universum in Flammen. Ein Blitz, zwei, drei. Und sie züngelten durch die Nacht, uns so nahe, als wollten uns ihre spitzen Feuerzungen in jedem Augenblicke durchbohren und unseren Ballon explodiren machen, und der Donner raste und heulte. Unsere Knie bebten, unsere Zungen lallten — was, weiß ich nicht! Der Ballon riß an den Seilen und erschien in tiefstem Purpur gefärbt.

Selbst der Professor stieß einen Schreckensschrei aus.

Höher! Höher! Ohne Aufenthalt dem wesenlosen Nichts entgegen.

Und wieder züngelten Flammen um uns und wieder stöhnte der Donner — Licht und Nacht in unabläßiger Abwechslung. Und unter uns schien ein Sturm zu sausen und zu brausen, und zu Häupten glitzerte es wie Millionen Sternschnuppen in rasendem Wirrwarr.

Kein Laut! Wir waren starr wie Bildsäulen!

Plötzlich fiel es wie Schleier von unseren Augen. Wir schossen empor in wundervoller Klarheit. Wir hatten die Gewitterwolke passirt und gondelten im milden Strahle des Mondlichtes und unter dem Lächeln der ewigen Sterne. Tief unter uns blitzte es noch und rollte noch dumpf der Donner.

Aber wir hatten keinen Grund, freier zu athmen. Die Gasklappe war noch immer geschlossen und wir hatten kein Mittel, zur Erde zurückzukehren. Das Gas drang aus dem Ballon, und wir fühlten uns von Betäubung und Schwindel angewandelt, und das Gehirn begann zu kreisen.

Höher! Höher! Unsere Reise konnte nur in Tod enden. Tief unten mußte man wenige Minuten später unsere zermalmten Gebeine auflesen, denn jede Falte des Ballons war verschwunden, und er sah prall und stramm aus und gaukelte wie toll hin und her. Fünf Minuten später und der Ballon mußte bersten. Die Damen beteten — die Männer seufzten.

Plötzlich warf der Professor Rock und Weste ab und entledigte sich in Hast seiner Stiefel. Ohne eine Sylbe zu äußern, sprang er in das Tauwerk und klomm mit der Geschwindigkeit des Eichhorns an den Netzen in die Höhe, ohne anderen Halt, als seine beiden Menschenhände — nichts weiter, das ihn vor dem Fall in das Universum schützte. Wie inbrünstig wir seinen Bewegungen mit unseren Stoßgebeten folgten, als er höher und höher klomm und schließlich hinter der ungeheuren Wölbung des Globus verschwand! Und dann ergriffen wir unwillkührlich Einer des Anderen Hand und warteten und warteten und sahen einander lautlos in das todtbleiche Angesicht.

Schreckliche Minuten! Sie erschienen uns wie Jahrzehnte! — —

Edler Mann! Da ist er! Der Himmel segne ihn! Er hat uns gerettet! Wir sahen seine Gestalt langsam wieder an den Tauen niedergleiten, und wir standen unwillkührlich auf den Zehenspitzen, als wollten wir ihn mit unseren Händen auffangen.

Langsam — langsam — stieg er hernieder — und dann mit einem unbeschreiblichen Freudenschrei hatten ihn zehn Menschenarme wonneselig umschlungen. Jeder weinte.

Der Ballon sank langsam und sicher — tiefer und tiefer — durch Nebel und Wolken, durch die letzten linden Flocken des zerstobenen Gewitters; ein sanfter Westwind nahm uns auf und führte uns fächelnd durch den Luftraum, durch mondbeglänzte Fernen, näher und näher derselben Mutter Erde, die deutlicher und deutlicher heraufdämmerte, bis wir kleine Lichtlein und wiegende Baumkrone unterscheiden konnten. Wir landeten endlich unweit einer Eisenbahn-Station und übernachteten auf terra firma und hatten einen tiefen Schlaf.

Wir hatten dem „Mann im Monde" keine Grüße bestellt, wir hatten „keinen Stern umgesegelt" und „machten kein Loch in der Erde" bei unserem Niedergange. Aber wir hätten den Erdboden küssen mögen, und ehe wir als geflügelte Seelen nicht die große geheimnißvolle Reise in die Ewigkeit wieder einmal antreten, „versuchen wir die Götter nicht wieder."

Charade.

Die erste wird vom Frager
Gar häufig angewandt;
Die Zweite liebt der König
Und auch der Bauernstand.
Den Musenliebling, Deutschlands Zier,
Ihn I nennen vereinigt die Beiden dir.

Auflösung der dreisylbigen Charade in Nr. 80 des Unterhaltungsblattes: „Gutenberg."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 85. **Donnerstag, den 20. Juli** **1871.**

Ein dunkles Geheimniß.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Eben deshalb begreife ich nicht, daß Sie Ihr Leben gegen das eines charakterlosen Feiglings setzen wollen, entgegnete die Comtesse, weit eher würde ich es begriffen haben, wenn Sie ihm mit der Hetzpeitsche die Antwort auf seine Verleumdung gegeben hätten. Wann und wo soll das Duell stattfinden? „Morgen früh an der Einsiedelei im Parke," sagte der junge Mann mit ernster Ruhe.

An der Einsiedelei? Weshalb wählen Sie gerade diesen Ort?

Der Blick des Verwalters ruhte forschend auf den bleichen Zügen Eleonore's, es entging ihm nicht, daß ein gewaltiger Kampf in ihrer Seele tobte. „Sie vermuthen, daß ich ihn absichtlich gewählt habe? Sie haben recht, aber ich bitte Sie, mir die Gründe, die mich bei dieser Wahl leiteten, zu erlassen."

Und wenn ich dennoch darauf bestehe, sie zu erfahren? „Gnädiges Fräulein, Sie werden sie errathen, wenn ich Ihnen sage, daß der Zufall mich in das Geheimniß jenes Pavillons eingeweiht hat," erwiderte der Verwalter ruhig. „Nun aber bitte ich Sie, mir eine Frage zu erlauben. Kennen Sie diesen Knopf? Wissen Sie, wessen Eigenthum er ist?"

Eleonore betrachtete flüchtig das Knöpfchen, welches der junge Mann ihr überreicht hatte, dann gab sie es zurück. Er ist Eigenthum des Freiherrn von Braß, sagte sie. „Erinnern Sie sich dessen genau?"

Sehr genau: er trug ihn im vorigen Herbst und äußerte oft sein Bedauern, daß er das Gegenstück verloren habe. Die feine geschmackvolle Arbeit prägte ihn meinem Gedächtnisse ein.

Eine so klare und bestimmte Antwort hatte der junge Mann nicht erwartet, sie überraschte ihn.

Sie legen Werth auf diesen Knopf? fragte die Comtesse nach einer kurzen Pause. „Ich kann es nicht leugnen. Der Ort, an welchem ich ihn fand, verleiht ihm eine Wichtigkeit, deren Tragweite noch nicht zu ermessen ist. Dringen Sie nicht weiter in mich, gnädiges Fräulein, ich hoffe, Ihnen morgen Aufklärung geben zu können."

Der Verwalter wollte sich nach diesen Worten entfernen; Eleonore bat ihn, zu bleiben.

Sind Sie entschlossen, auch jetzt noch mit dem Freiherrn den Degen zu kreuzen? sagte sie. „Ich bin es, gnädiges Fräulein, und nichts wird mich bewegen, diesen Entschluß zu ändern."

Auch dann nicht, wenn ich Sie bitte, die Herausforderung zurückzunehmen? „Verzeihen Sie," sagte der junge Mann mit gepreßter Stimme, „dem Manne muß die Ehre höher gelten, denn die —"

Denn die Bitte einer Dame? Sie sind galant, Herr Verwalter. „Gnädiges Fräulein, Ihr Vorwurf trifft mich nicht, Sie selbst

werden zugeben, daß ich jetzt nicht mehr zurücktreten darf."

Sie dürfen es nicht allein, Sie müssen es! rief die Comtesse leidenschaftlich erregt. Sie dürfen es, weil der Freiherr von Braß ein Verbrecher ist, mit dem kein Ehrenmann ein Rencontre haben kann: Sie müssen es, weil Sie jetzt wissen, daß Ihr Leben mir theuer ist! Vor dieser leidenschaftlichen Gluth mußte die letzte Schranke fallen, mit dem Ruf: „Eleonore!" sank der junge Mann an den Busen der Geliebten. — —

Zu derselben Stunde hatte der Freiherr von Braß eine sehr wichtige geheime Unterredung mit dem rothhaarigen Kammerdiener der Comtesse von Strahlen. Es handelte sich um nichts Geringeres, als um die Entführung Eleonore's die im Lauf der nächsten Nacht bewerkstelligt werden sollte.

Jetzt also kennst Du den ganzen Plan, sagte der Freiherr, der langsam in seinem Zimmer auf- und abwanderte; um ihn Deinem Gedächtnisse einzuprägen, werde ich ihn Dir mit wenigen Worten wiederholen. Du giebst dieses Pulver der Köchin mit der Bemerkung, daß der Augenblick gekommen sei, und sagst ihr ferner, sie solle sorgen, daß das Fräulein erst gegen zehn Uhr zu Nacht speise; ich hoffe, sie wird dies ermöglichen können, ohne besonderen Verdacht zu erregen. Zu derselben Zeit soll das Küchenmädchen dem Verwalter diese Flasche Champagner im Auftrage der Comtesse bringen, beauftragt er sie, die Flasche wieder mitzunehmen, um sie einstweilen für ihn aufzubewahren, so wird sie erwidern, die Gräfin wünsche daß er diese Flasche auf ihr Wohl leere. Wird mein Auftrag pünktlich vollzogen, so dürfen wir darauf rechnen, daß die Beiden um Mitternacht in tiefem Schlaf liegen. Punkt zwölf Uhr komme ich, Du packst inzwischen die Garderobe und die Schmuckschatulle der Comtesse ein. Wenn der Verwalter morgen im Laufe des Tages erwacht, wird er erfahren, daß die Comtesse plötzlich zur Residenz abgereist sei; ehe er daran denkt, sie dort aufzusuchen, sind wir bereits auf dem Schiff.

Die Liebenden verplauderten einige Stunden und verabredeten, daß der Verwalter schon am nächsten Tage seiner bisherigen Rolle entsagen und unter seinem wahren Namen auftreten solle. Auch wünschte Eleonore die Nachforschungen wegen der Ermordung des Baron von Reden nicht weiter zu verfolgen, vielmehr möge es der Zeit und dem Zufall überlassen bleiben, den Schleier zu lüften, der jenes Geheimniß verhüllt. Denn, sagte sie, nach allen vorliegenden Beweisen, muß der Freiherr von Braß bei diesem Verbrechen betheiligt sein, und es wäre mir peinlich, diesen Mann, der unter der Maske der Freundschaft ein halbes Jahr unter meinem Dache weilte, auf dem Schaffot zu sehen. Er wird seiner Strafe nicht entrinnen, wenn er auch dem Arme der irdischen Gerechtigkeit sich zu entziehen weiß.

Dieser Ansicht konnte der junge Mann nicht beipflichten, aber er gab zu, daß die Beweise noch nicht genügend seien, um die Anklage gegen den Freiherrn zu erheben, und daß man deshalb einstweilen noch sich gedulden müsse.

Er verabschiedete sich nach diesen Worten und es fiel ihm einigermaßen auf, daß die Comtesse so ruhig blieb, daß sie nicht ihre Bitten bezüglich des bevorstehenden Duells wiederholte. Daraus glaubte er den Schluß ziehen zu müssen, daß sie einen anderen Weg gesucht und gefunden habe, um das Duell zu verhindern, und diese Vermuthung ward zur Gewißheit, als er bei der Rückkehr in seine Wohnung den Richter in derselben fand. Jedenfalls hatte die Comtesse zu ihm hingeschickt und ihn gebeten, entweder gütlich oder auf dem Wege des Gesetzes zu interveniren.

Dem war indeß nicht so, der Richter kam aus anderen Gründen; von dem beabsichtigten Duell hatte er keine Kenntniß erhalten. Sie werden entschuldigen, wenn ich noch so spät zu Ihnen komme, sagte er, ehe der junge Mann zu einer Frage Zeit fand aber ich fürchte, die Angelegenheit, die mich hierher treibt, duldet keinen Aufschub. „Ich errathe," erwiderte der Verwalter kühl, „aber Sie bemühen sich vergeblich. Nur eins wünsche ich zu wissen, ob Sie im Auftrage der Comtesse kommen, oder ob auch Ihnen das Gerücht die Nachricht in's Ohr geflüstert hat."

Welche Nachricht? fragte der Richter

sichtbar befremdet. „Daß ich die Herausforderung des Freiherrn angenommen habe —"

Ein Duell? Davon ist mir nichts bekannt. Wann soll dasselbe stattfinden? „Ah, wenn Sie darüber nicht unterrichtet sind, was führt Sie denn zu mir?" erwiderte der junge Mann überrascht.

Die Vermuthung, daß ein neues Verbrechen sich vorbereitet; ich müßte mich sehr täuschen, wenn mein Verdacht unbegründet wäre. Der Kammerdiener der Comtesse hat heute den Freiherrn von Breß dreimal besucht. — „Still, — nehmen Sie Platz und verhalten Sie sich ruhig," unterbrach der Verwalter ihn rasch, „in diesem Hause haben die Wände Ohren, ich will mich vorher überzeugen, ob wir unbelauscht sind. Er verließ nach diesen Worten rasch die Wohnstube, und kehrte erst nach einer geraumen Weile wieder zurück. „Die Leute sind alle in der Küche," sagte er, „reden Sie."

Zum ersten Male kam der Kammerdiener kurz nach Tisch, er ging bald darauf wieder fort, kehrte gegen vier Uhr zurück, und besuchte gegen sechs Uhr den Freiherrn zum dritten Male. Was die Beiden mit einander verhandelt haben, weiß außer ihnen Niemand, es war eine geheime Unterredung hinter verschlossenen Thüren. Der Wirth theilte es mir heute Abend mit und sprach dabei die Vermuthung aus, der Freiherr werde wahrscheinlich abreisen wollen und vorher dem Kammerdiener einige Instructionen in Bezug auf die Vorfälle im Schlosse gegeben haben. „Dieselbe Vermuthung hege ich auch," erwiderte der junge Mann ruhig, „möglich auch, daß er den Kammerdiener angewiesen hat, durch Vermittlung der Comtesse mich zur Zurücknahme meiner beleidigenden Worte zu bewegen."

Hören Sie weiter. Der Freiherr hat im Laufe des Nachmittags seine Rechnung gefordert und sie berichtigt, und dem Wirth Anweisung gegeben, sein sämmtliches Gepäck morgen früh nach C. zu dirigiren. Er hat sich sehr angelegentlich erkundigt, welchen Weg man wählen müsse, um binnen kürzester Frist die nächste Eisenbahnstation zu erreichen, wie viele Stunden man zu dieser Fahrt gebrauche und ob der Weg dorthin so gut sei, daß man auch zur Nachtzeit ihn ohne Gefahr passiren könne. „Diese Fragen sind allerdings auffallend, aber" —

Jedenfalls ist hieraus zu entnehmen, daß der Freiherr noch im Laufe dieser Nacht abreisen will und zwar nicht mit der Post, sondern mit einem Privatwagen. Ferner beweist die letzte Frage, daß er selbst die Zügel führen will, und das eben ist es, was zuerst einen Verdacht in meiner Seele weckte. Ich plauderte darüber noch mit dem Wirth und unserm Doctor Sand, als der Kutscher der Comtesse erschien, der sich ebenfalls in das Zimmer des Freiherrn verfügte. Die Unterredung dieser Beiden dauerte über eine Stunde, und daß der Kutscher sich entfernt hat, will Niemand gesehen haben. Später kam der Freiherr in den Saal, er setzte sich zu uns, und ich beobachtete ihn verstohlen, aber scharf. Er war aufgeregt, unruhig und zerstreut, man sah ihm an, daß irgend ein wichtiges Vorhaben ihn beschäftigte. „Sie vermuthen, daß er den Kutscher bei Seite geschafft hat?" fragte der Verwalter entsetzt.

Das will ich eben nicht behaupten, fuhr der Richter achselzuckend fort, auffallend war es mir nur, daß der Kutscher hineingegangen, aber nicht wieder herausgekommen sein soll. Mit dem Doctor Sand hat der Freiherr vor mehreren Wochen über die Wirkung des Opiums gesprochen, er gab vor, daß er selbst oft eines Schlaftrunks bedürfe, und wünschte zu wissen, ob man die Dauer der Wirkung genau berechnen und demgemäß die Dosis eintheilen könne. Die Gründlichkeit, mit welcher der Freiherr dieses Thema behandelte, und die Fragen, die er stellte, befremdeten den Doctor, der nichtsdestoweniger ihn so gut wie möglich über das, was er zu wissen wünschte, unterrichtete. Der Doctor Sand ist ein gar gescheidter Kopf, es interessirte ihn, zu erfahren, ob der Freiherr die Richtigkeit des erhaltenen Unterrichts practisch prüfen werde.

Er brachte richtig heraus, daß der Freiherr sich eine Quantität Opium zu verschaffen gewußt hat, die hinreicht, 50 Personen in Schlaf zu bringen. Außerdem hat der Wirth „zur Sonne" oder vielmehr dessen Kellner entdeckt, daß der Freiherr in den jüngsten

Tagen zwei Flaschen Wein und eine Flasche Champagner forderte und empfing, die er aller Wahrscheinlichkeit nach nicht getrunken hat. „Die er nicht getrunken hat?" fragte der Verwalter, der jetzt den Argwohn des Richters zu theilen schien.

So sage ich, er gab die leeren Flaschen nicht zurück und die Vermuthung liegt nahe, daß er sie zu einem Schlaftrunk verwendet hat, dessen Bestimmung uns kaum noch zweifelhaft sein kann.

In diesem Augenblick wurde leise an den äußeren Laden des Fensters angepocht, der Verwalter ging hinaus und kehrte bald darauf in Begleitung des Arztes zurück.

Unser Verdacht hat sich bestätigt, sagte der letztere. Gleich nach Ihrer Entfernung bewog ich den Wirth, die Thür des Zimmers zu öffnen, welches der Freiherr von Braß bewohnt. Es kostete mir Mühe, die Bedenken des alten Mannes zu beseitigen, aber endlich gelang es mir, er holte den Hauptschlüssel und wir schlichen uns leise hinauf, nachdem wir vorher die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß der Freiherr im Saale hinter der Flasche saß. Wir hatten eine Blendlaterne mitgenommen und den Hausknecht als Posten an der Treppe zurückgelassen, so daß wir vor einem plötzlichen Ueberfall ziemlich sicher waren. Wir fanden das Zimmer leer und der Wirth wollte sich schon wieder entfernen, aber ich vertrat ihm den Weg und bestand auf genauer Durchsuchung. Da fanden wir denn den Kutscher unter dem Sopha im tiefsten Schlaf und wie wir ihn auch rüttelten und schüttelten, er erwachte nicht. Ein Zweifel kann nicht obwalten, dem Manne ist eine sehr starke Dosis Opium gereicht worden, er wird vor morgen Abend nicht zu klarem Bewußtsein zurückkehren. Auf dem Tische fanden wir ein scharf geladenes Doppelpistol, Pulverhorn und Kugelbeutel lagen daneben, ich war so frei, die Kugeln aus den Läufen herauszuholen und statt ihrer einen starken Papierpfropfen hineinzuladen. Was nun auch kommen mag, mit dieser Ladung wird er keinen Schaden anrichten. „Was er nur vorhaben mag?" fragte der Verwalter überrascht und bestürzt zugleich.

Das ahnen Sie nicht? erwiderte der Richter. Durchschauen Sie auch jetzt noch nicht seinen sauberen Plan? Er will das gnädige Fräulein entführen. „Ah, — Sie scherzen?"

Durchaus nicht. Ich bin sogar fest überzeugt, daß ich mit dieser Vermuthung den Nagel auf den Kopf treffe. Der Arzt nickte gedankenvoll. „Ich theile diese Ueberzeugung," sagte er, „obschon ich nicht begreife, wie die Entführung bewerkstelligt werden soll. Die Comtesse wird ihm gutwillig nicht folgen und die Dienerschaft —"

Ist sammt und sonders verkauft, unterbrach der Verwalter ihn. Der Kutscher war der Einzige, auf dessen Treue man bauen durfte, der Freiherr hat ihn unschädlich zu machen gewußt. Und daraus geht hervor, daß der saubere Plan dieses ehrenwerthen Edelmannes noch im Laufe dieser Nacht ausgeführt werden soll." Hier unterbrach abermals ein ziemlich vernehmbares Pochen die Unterhaltung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Von dem General v. d. Tann erzählt man sich folgendes bon mot: Als der General bei seinem Einzuge in Tann (unweit Fulda) die ihn mit Blumen begrüßenden jungen Damen bat, ihm voranzugehen und diese bescheiden zögerten, sagte er lächelnd: „Meine Damen, wollen Sie gleich voran! Bin ich doch mit der Jungfrau von Orleans fertig geworden, so werde ich auch mit Ihnen fertig werden."

Kutschke's Epilog.

Die Berliner Börsenzeitung bringt Folgendes:

„Des Kriejers That wird anerkannt,
Un niemals bitter is sein Lohn:
Süß ist der Dot for's Vaterland
Un ooch sehr süß die Dotation!

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 86. **Sonntag, den 23. Juli** *1871.*

Ein dunkles Geheimniß.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Still, flüsterte der Verwalter, der sofort errieth, daß dieses Pochen mit den sauberen Plänen seines Nebenbuhlers in Verbindung stand, ich glaube, es ist besser, wenn die Dienerschaft vermuthet, daß ich allein sei. Treten Sie leise in jenes Zimmer, meine Herren, und verhalten Sie sich ruhig, wir werden ja bald wissen, wer noch so spät zu mir will, und was den Betreffenden herbeiführt. Der junge Mann warf nach diesen Worten rasch Rock und Weste ab und öffnete dann behutsam die Thür. Das Stubenmädchen trat mit einem Lächeln auf den Lippen ein. Sie trug auf einem silbernen Teller eine Flasche Champagner und ein hohes Kelchglas.

Diese Flasche schickt Ihnen das gnädige Fräulein mit dem Wunsche, daß Sie dieselbe auf ihr Wohl leeren mögen, sagte sie, während sie näher trat. Jakob meint, es sei ein alter, schöner Wein, der schon seit fünfzig Jahren im Keller liege, und er zweifle nicht, daß Sie denselben ausgezeichnet finden würden. Der junge Mann, weit entfernt, diese Sendung mit den Plänen des Freiherrn in Verbindung zu bringen, dankte und schon wollte das Mädchen sich wieder entfernen, als aus dem Nebenzimmer der Richter rasch eintrat.

Halt, sagte er, Sie bleibt und sofern Sie sich nur durch einen Laut verräth, lasse ich Sie augenblicklich verhaften. „Aber, mein Gott, wozu das?" fragte der Verwalter überrascht.

Der Richter gab auf diese Frage keine Antwort, er schloß die Thür und befahl dem sichtbar erschreckten Mädchen, sich zu setzen. Von wem hat Sie diese Flasche erhalten? fragte er und sein Blick ruhte so fest und durchdringend auf ihr, daß sie nicht wagte, diesem Blicke zu begegnen. Hat das gnädige Fräulein Sie beauftragt, die Flasche dem Herrn Verwalter zu bringen? Reden Sie die Wahrheit, nach diesem Verhör wird ein zweites folgen, alsdann wird Sie Ihre Aussagen beschwören müssen. Also, wie ist's? Hat das gnädige Fräulein Sie beauftragt? „Nein."

Wer gab Ihr die Flasche? „Jakob."

Zu welchem Zweck? fragte der Verwalter, dem jetzt, wie man zu sagen pflegt, ein Licht aufgegangen war. „Das werden wir bald wissen," erwiderte der Doctor, während er den Draht löste und die Flasche entkorkte.

Verzeihung, jammerte das Mädchen, man hat mir so lange zugesetzt, bis ich Ja sagte, in meinem Herzen habe ich die Pläne dieser elenden Menschen nie gebilligt. „Die Flasche enthält eine starke Dosis Opium," fuhr der Arzt fort, „der Zweck, dem sie als Mittel diente, ist also klar."

Hat man auch dem gnädigen Fräulein eine solche Flasche zugedacht? fragte der Verwalter in fieberhafter Aufregung. Das Mädchen nickte.

Dann dürfen wir keine Secunde ver-

lieren — „Halt, halt!“ fiel der Richter dem erregten Jüngling ins Wort: „Eile mit Weile.“

Aber die Comtesse wird ahnungslos dieses Gebräu trinken und — „Es ist keine Gefahr dabei,“ sagte der Arzt ruhig. Und im Nothfalle sind wir zu ihrem Schutze hier, fügte der Richter hinzu. Sie kennt also die Pläne des Freiherrn? Wann soll die Entführung vor sich gehen? „Punkt zwölf Uhr,“ erwiderte das Mädchen mit wachsender Angst.

Der Freiherr hofft, daß bis dahin die Comtesse und der Verwalter im tiefen Schlafe liegen werden? Wer ist außer Ihr mit ihm im Bunde? „Der Kammerdiener und die Köchin.“

Hat man Ihr ebenfalls eine Flasche Wein gebracht? „Nein, die Köchin hat das Pulver in das Wasser geschüttet, welches das gnädige Fräulein jeden Abend zu trinken pflegt. Die Speisen sind stark gepfeffert —“

Ah, — ich verstehe. Wer wird die Beiden fahren? „Der Herr Baron fährt selbst.“

So, so, wohl mit den Pferden der Comtesse und ihrem eigenen Wagen? Deshalb also ward der Kutscher beseitigt? „Das wissen Sie auch schon?“ fragte das Mädchen bestürzt.

Kind, die Obrigkeit weiß Alles. Wer begleitet die Comtesse? „Jakob.“

Weiß Sie, welchen Weg man ein einschlagen wird? „Ja.“

Führt dieser Weg durch den Park? „Nur durch einen Theil desselben. Wissen Sie, wo die Einsiedelei ist?“

Hm, das ist der nächste Weg nicht, der nach C. führt. „Nach C. wollen sie auch nicht.“

Aber der Freiherr hat Auftrag gegeben, daß sein Gepäck nach C. spedirt wird. „Um diese Leute auf eine falsche Fährte zu führen, für den Fall die Entführung entdeckt wird.“

Das habe ich sofort geahnt, sagte der Arzt. „Ich begreife nicht, daß Sie dabei so ruhig bleiben,“ nahm der Verwalter das Wort. „Weshalb warnen wir die Comtesse nicht, weshalb treffen wir nicht unsere Vorkehrungen um diese Entführung zu verhindern?“

Weil ich wünsche, daß sie in's Werk gesetzt wird, erwiderte der Richter mit gemessenem Ernst. Nur dann, wenn wir den Freiherrn auf der That ertappen, habe ich das Recht, ihn und seinen Spießgesellen zu verhaften, begreifen Sie meine Handlungsweise jetzt? „Allerdings, aber ich fürchte —“

Bah, wir sind drei muthige entschlossene Männer gegen zwei feige Memmen und zum Ueberfluß werde ich zwei Gensd'armen requiriren. — Sie hat jetzt die Wahl, fuhr er, sich zu dem Mädchen wendend, fort, entweder spielt Sie die Flasche und die Entführung gelingt, dann wird Sie augenblicklich verhaftet, und einige Jahre Zuchthaus sind Ihr so sicher, wie das Amen in der Kirche: oder Sie kehrt auf dem betretenen Wege um und hält zu uns, alsdann darf Sie überzeugt sein, daß das gnädige Fräulein Ihr verzeihen wird. Also entschließe Sie sich. — „Ich bin entschlossen,“ erwiderte das Stubenmädchen, dem eine Last vom Herzrn fiel. Sie will uns also beistehen: Ja, so viel es in meinen Kräften liegt.“

Der Richter wanderte eine geraume Weile nachdenklich auf und ab. So wird es am besten sein, sagte er endlich, wir fassen ihn bei der Einsiedelei ab, dort ist der Weg ziemlich schmal und die Bäume gewähren uns hinreichenden Schutz. Haben Sie den Schlüssel zu diesem Pavillon? „Ich führe ihn bei mir,“ erwiderte der Arzt, „ich vergaß damals ihn abzugeben, seitdem hängt er noch an meinem Schlüsselringe.

Desto besser, so warten wir in dem Pavillon, fuhr der Richter fort. Sie hatte uns also vorhin die lautere Wahrheit gesagt? Erinnere Sie sich, ob Sie nicht irgend etwas vergessen, oder einen an sich vielleicht geringfügigen Umstand entstellt hat, denn auch das Kleinste kann hier Bedeutung haben. „Ich sagte Ihnen die Wahrheit und wüßte meinen Aussagen nichts mehr hinzuzusetzen, es sei denn, daß —“

Daß dem Herrn Verwalter morgen früh gesagt werden sollte, das gnädige Fräulein habe in der Nacht eine Depesche erhalten und sei darauf unverzüglich zur Residenz abgereist. „Der Plan war in der That vortrefflich ersonnen,“ sagte der Verwalter, dem es noch immer nicht gelingen wollte, seiner Aufregung Herr zu werden.

Vortrefflich ersonnen, aber die Ausführung

verrieth dennoch den Stümper, erwiderte der Richter. Wir haben jetzt halb Elf; kann Sie, ohne Auffallen oder gar Verdacht zu erregen, das Schloß für eine kurze Zeit verlassen? Das Mädchen dachte einen Augenblick nach. „Dann müßte ich in der Küche erklären, daß ich zu Bett gehen wolle, und mich heimlich entfernen. Ich fürchte, sie werden das nicht zugeben."

Das fürchte ich auch, unterbrach der Verwalter sie, der Kammerdiener ist ein geriebener Fuchs, er würde sofort Verdacht schöpfen, zumal Sie so lange sich hier aufgehalten hat. Aber Sie kann erklären, ich habe Sie gezwungen, ein Glas dieses edlen Weines zu trinken und Sie fühle bereits die Wirkung des Schlaftrunks, weshalb Sie vorzieht, zu Bett zu gehen. Darin kann Niemand etwas finden, im Gegentheil —

Ja, ja, so wird's gehen, sagte der Richter ungeduldig. Ich überlasse es ihr, wie Sie es ermöglichen will, sich heimlich aus dem Schlosse zu entfernen, vertraue aber darauf, daß Sie spätestens binnen einer halben Stunde beim Bürgermeister ist. Sage Sie dem Herrn ich lasse ihn bitten, augenblicklich zwei Gensd'armen mir zur Verfügung zu stellen. Die beiden Leuten sollen einzeln und auf Umwegen in den Park kommen und uns an der Einsiedelei erwarten. Sollten wir schon dort sein, so finden Sie uns im Pavillon. Sie wird sich ebenfalls dort einfinden, für den Fall wir Sie nöthig haben. — Und nun, meine Herren, Geduld, Ruhe und Vorsicht, wenn ich bitten darf, fuhr er fort, nachdem das Mädchen sich entfernt hatte. Besitzen Sie Waffen? „Zwei Doppelpistolen und eine Büchse," erwiderte der Verwalter; „aber ich glaube kaum, daß wir in die Nothwendigkeit kommen, sie zu benutzen, zumal der Herr Doctor die Pistolen des Freiherrn unschädlich gemacht hat."

Einerlei, wir müssen uns für jeden Fall vorsehen, die Erfahrung lehrt, daß der Feigling im Augenblicke der Verzweiflung dem besonnenen Mann an Muth und Verwegenheit nichts nachgiebt. Hätten wir nur einige gute Fackeln. „Auch damit kann ich aufwarten."

Sapperment, man sollte fast glauben, Sie hätten sich auf dieses nächtliche Rencontre vorbereitet, sagte der Richter so lustig, als ob er im Begriff stehe, sich zu einem fröhlichen Fest zu begeben. „Ich hatte allerdings mich auf ein nächtliches Rencontre vorbereitet," versetzte der junge Mann mit gemessenem Ernst, „und zwar auf ein Rencontre des Freiherrn mit der Leiche seines ermordeten Nebenbuhlers, vielleicht finden wir dazu in dieser Nacht eine passende Gelegenheit."

Ah, die Idee ist gut, warf der Arzt ein. „Wenn sie sich ausführen läßt!" fuhr der Richter achselzuckend fort. „Ich fürchte aber, daß dieses Recontre uns keine Beweise liefern wird, auf welche wir eine Anklage stützen können."

Auch dann nicht, wenn der Beweis geführt wird, daß das im Zimmer des Ermordeten gefundene Knöpfchen Eigenthum des Freiherrn ist?" fragte der Verwalter. Ueberrascht blickte der Mann des Gesetzes den Jüngling an. „Glauben Sie, diesen Beweis führen zu können?"

Comtesse von Strahlen hat das Knöpfchen augenblicklich erkannt. „Das könnte genügen, indeß warten wir jetzt die Ereignisse dieser Nacht ab. Holen Sie die Waffen und Fackeln und — aber noch eins. Können wir das Schloß unbemerkt verlassen?"

Ich hoffe es, erwiderte der Verwalter, trotzdem ich überzeugt bin, daß der rothhaarige Schurke seine Augen überall haben wird.

Neuntes Kapitel.

Das lange Verweilen des Stubenmädchens in der Wohnung des Verwalters hatte allerdings den Verdacht des Kammerdieners geweckt aber ihre Erklärung, daß der junge Herr sie genöthigt habe, ein Glas Champagner mitzutrinken und sie keinen Vorwand gefunden habe, jene Aufforderung zurückzuweisen, beruhigte den Rothkopf, dem es nur unangenehm war, daß das Mädchen sich so früh schon zur Ruhe begeben wollte. Aber was er auch dagegen vorbringen mochte, das Mädchen wußte seine Rolle so vortrefflich zu spielen, daß selbst die Köchin, so ungern sie auch mit dem Kammerdiener allein blieb, ihm rieth, sich in seine Stube zurückzuziehen.

Das Mädchen taumelte schlaftrunken hinaus, öffnete und schloß die Thür seiner Kam-

mer so geräuschvoll, daß der Schall das Ohr des an der Küchenthür horchenden Kammerdieners erreichen mußte, und schlich sich nach einer ziemlich geraumen Weile vorsichtig und leise hinaus.

Es geht ganz vortrefflich, sagte der Kammerdiener, vergnügt die Hände reibend; „Sie haben gesehen, welche Wirkung das Glas Champagner auf unsere Lina machte, und dürfen somit auch überzeugt sein, daß jetzt auch die Comtesse und der Verwalter im tiefen Schlafe ruhen werden. Wie ich diesen Menschen hasse! Seitdem er in's Haus gekommen ist, haben wir keine frohe Stunde mehr gehabt, dieser Ueberall und Nirgends sah und hörte Alles nnd benahm sich, als ob er allein hier zu commandiren habe. „Na, das Alles hat ja jetzt ein Ende," erwiderte die Köchin achselzuckend.

Gott sei Dank, daß es endlich einmal ein Ende hat, fuhr der Rothkopf fort, er wird uns nicht mehr behelligen, in allen Fällen bekommen wir unsere Pension und wie es nachher hier wird, kann nns nicht weiter kümmern. Aber einen Denkzettel hätte ich diesem arroganten Verwalter vor dem Scheiden gern gegeben, wenn ich nur wüßte, wie! Müßte ich nicht den Baron begleiten, wollte ich ihm schon in den nächsten Tagen das Leben sauer machen. — „Das dürfen wir nicht," unterbrach die Köchin ihn ruhig. „Der Herr Baron hat streng befohlen, nichts gegen den Verwalter zu unternehmen, damit der Letztere keine Veranlassung finde die Comtesse aufzusuchen."

Na, ewig kann er doch nicht hier bleiben! „Freilich nicht; nach acht Tagen, wenn ich den Baron mit seiner Braut in Sicherheit weiß, werde ich diesem Herrn Verwalter schon zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Wissen Sie, Jakob, was ich glaube? daß dieser studirte Herr von Habenichts hier sich in's gemachte Bett legen will."

Oho; Sie wollen damit doch nicht sagen, daß er vor hat, die Comtesse zu heirathen? „Freilich, und Sie dürfen sich darauf verlassen, daß ich mich nicht täuschte."

Ah, dann ist es schade, daß der Baron nicht so lange wartet, bis dieser unverschämte Dummkopf sein Wort angebracht hat. Es wäre für uns eine famose Genugthuung, wenn er vor die Thür geworfen würde. „Ich fürchte nur, daß wir auf diese Genugthuung vergeblich gewartet hätten."

Der Kammerdiener blickte betroffen auf. Sie glauben doch nicht — „Daß die Comtesse seine Werbung angenommen hätte? Wenn auch gerade nicht das, aber ich bin überzeugt, daß er ihr nicht gleichgültig ist."

Na, gegen seine Verwaltung kann man freilich nichts einwenden, und die Comtesse wird froh sein, einen so gewissenhaften und strengen Verwalter gefunden zu haben, aber — „Lieber Freund, ich habe scharf beobachtet und Manches gesehen und gehört, was —"

Still, hörten Sie nichts? unterbrach der Rothkopf die redselige Köchin. War's doch, als ob man die Thüre zum Park geöffnet hätte! „So gehen Sie und sehen Sie nach," sagte die Köchin, indem sie sich erhob, „ich werde inzwischen mich überzeugen, ob die Comtesse schläft."

Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Classisch.) Aus dem Aufenthalte des Königs von Griechenland in Wien erzählt die „Presse": Als er während seiner Anwesenheit in Wien ein Schriftstück nach Athen adressiren wollte und eben die ersten Zeilen begonnen hatte, unterbrach er sich plötzlich, um den Fürst Ypsilanti zu fragen: „Apropos, mein lieber Fürst, wie heißt den jetzt unser Minister des Auswärtigen?" Und der Diplomat, ohne eine Miene zu verziehen, antwortete ganz ehrerbietig: „Conguriotis, Ew. Maj."

In Wien circulirt folgendes Scherzwort: „Die sämmtlichen Fehler des Feldmarschall Benedek von 1866 sind jetzt durch Gablenz glänzend gut gemacht, da Letzterer am 16. Juni mit der siegreichen Armee in Berlin eingezogen ist."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 87. Dienstag, den 25. Juli *1871.*

Ein dunkles Geheimniß.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Der Kammerdiener nahm das Pistol, welches vor ihm auf dem Tische lag, und ging hinaus; gleich darauf verließ auch die Köchin das Küchenzimmer. Sie stieg langsam die Treppe hinauf und öffnete die Thür zum Boudoir der Comtesse, nachdem sie auf ihr wiederholtes Pochen keine Antwort erhalten hatte. Die Comtesse saß in ihrem Sessel vor dem noch gedeckten Tische und schlief; als die Köchin sich von der Festigkeit dieses Schlafs durch lautes Rufen und ziemlich unsanftes Rütteln überzeugt hatte, verließ sie beruhigt das Gemach, um in die Küche zurückzukehren.

Es war nichts, ich muß mich getäuscht haben, sagte der Kammerdiener, der fast gleichzeitig mit ihr eintrat, die Thür ist fest geschlossen und draußen sieht und hört man nichts. Der Verwalter schläft wie ein Dachs, ich habe einigemal an seine Thür geklopft, aber nichts regte sich drinnen. „Die Comtesse schläft ebenfalls," erwiderte die Köchin, „der Herr Baron kann kommen.

Ich dachte soeben an unseren Kutscher, fuhr der Rothkopf fort, wenn er morgen heimkehrt und dem Verwalter das Vorgefallene berichtet — aber ich denke, er wird seinem Schlaf eine andere Ursache unterschieben, und seiner Herrschaft offen erklären, daß er sinnlos berauscht gewesen sei, daß er nicht wagen.

Das letzte Wort war den Lippen des Kammerdieners kaum entflohen, als ein Geräusch sich vernehmen ließ, ähnlich, wie wenn einige leichte, kleine Steinchen mit einer Fensterscheibe in Berührung kommen.

Der Baron, sagte der Kammerdiener, der sich rasch erhoben hatte. Er ist pünktlich, die Schloßuhr wird sogleich zwölf schlagen. Er verließ die Küche und kehrte kurz darauf in Begleitung des Freiherrn zurück.

Alles in Ordnung? fragte der Edelmann schlafen Beide? „Beide, Herr Baron," erwiderte der Kammerdiener.

Gut, schirre die Pferde an und laß den Wagen in der Remise stehen, wir werden das gnädige Fräulein dorthin bringen. Ist die Garderobe gepackt? „Alles besorgt, das gnädige Fräulein wird nichts entbehren."

Und die Schmuckschatulle? „Werde ich Ihnen nachher übergeben."

Bon, jetzt sorge, daß wir fortkommen. Und Sie, fuhr der Freiherr, nachdem der Rothkopf hinausgeeilt war, sich zu der Köchin wendend, fort, Sie geht hinauf und sorgt dafür, daß das gnädige Fräulein reisefertig ist, wenn wir einsteigen wollen. Wo ist das Stubenmädchen? „Schon vor einer Stunde zu Bett gegangen. Der Verwalter zwang sie, ein Glas Champagner zu trinken."

Hm, das ist unangenehm, wir können nicht wissen, ob wir ihre Dienste noch bedürfen. Na, gehe sie nur, ich hoffe, wir werden allein fertig.

Die Köchin entfernte sich, der Freiherr

wanderte in fieberhafter Ungeduld auf und ab. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß gerade heute diese bangen Ahnungen mich verfolgen! murmelte er. Habe ich doch manche schwierigere und gefahrvollere Sache unternommen und glücklich zu Ende geführt, weshalb sollte mir dieses Unternehmen nicht gelingen? Das Feld ist rein, ein besonderes Hinderniß habe ich nicht zu befürchten, und doch will diese Ahnung behaupten, die Entführung werde nicht gelingen. Bah! bin ich denn ein Mann, oder bin ich ein Kind, daß ich mich von Ahnungen leiten lassen soll? Vorwärts! vorwärts! das „Zurück" habe ich mir selbst unmöglich gemacht. Und wenn es wahr ist, daß ich heute die letzte Karte ausspiele, daß diese Karte mir eine glückliche Zukunft sichert, oder mich in's Verderben bringen wird, ist damit auch gesagt, daß ich das Spiel verlieren muß? Bah, — sie hatten vortrefflich calculirt, der Herr Verwalter, das gnädige Fräulein, der Doctor und der weise Kreisrichter, aber meine Calculation dreht ihnen Allen eine Nase. Sie glaubten, den Vogel schon in der Hand zu haben, und müssen nun erfahren, daß er ihnen bei Nacht und Nebel entwischt ist. Möchte dabei sein, wenn sie abermals den Vorfall in Nummer Siebenzehn breit treten und alle möglichen Gründe hervorsuchen, mit denen sie ihren Verdacht beweisen zu können glauben. Wenn diese albernen Spießbürger weniger geschwatzt und dafür gehandelt hätten — — aber sie durften nicht handeln, weil ihnen Beweise fehlten. — Und wenn nun doch meine Ahnung richtig wäre? Gesetzt, mein Plan sei verrathen, oder ein tückischer Zufall lasse ihn scheitern! gesetzt ferner, die fehlenden Beweise seien plötzlich gefunden und dadurch mein Schicksal entschieden? was dann? Ah, dann giebt's für mich nur noch einen Weg, und meine Ehre gebietet mir, ihn zu gehen.

Herr Baron, der Wagen steht bereit, meldete der eintretende Kammerdiener. Ich habe die besten Pferde angeschirrt — „Gut, gut, nur nicht so viele überflüssige Worte! Schaff jetzt das Gepäck in den Wagen und sieh' zu, ob die Köchin mit der Toilette der Comtesse fertig ist. Sie soll die junge Dame vorsichtig herunter tragen, vorher aber einige Kissen in den Wagen legen, damit das Rütteln des Wagens sie nicht weckt. Da ich die Zügel führe, so wirst Du Dich zur Comtesse setzen; halt Dein Pistol bereit, sollten wir angehalten werden, so giebst Du augenblicklich Feuer. Für den Fall, daß das gnädige Fräulein zur unrechten Zeit erwacht, müssen wir mit Chloroform nachhelfen; ich hoffe, daß es nicht nöthig ist. In D. wirst Du für eine kranke Dame ein besonderes Coupe allein lassen; sind wir einmal in Hamburg, werde ich sie schon meinen Wünschen geneigt zu machen wissen, denn dort besitze ich Localkenntnisse und gute Freunde. Allons, die Augenblicke sind kostbar."

Nach einer Viertelstunde meldete der Kammerdiener, daß die Befehle pünktlich vollzogen seien; nachdem der Freiherr das Schmuckkästchen an sich genommen hatte, welches aus den Pretiosen Eleonoren's eine nahmhafte Summe in Werthpapieren enthielt, schwang er sich auf den Bock. Hier ist meine Adresse, rief er der Köchin zu, die neben dem Wagen stand, Sie wird übermorgen mir nach Hamburg schreiben, wie es hier steht.

Die Pferde zogen an; nach wenigen Sekunden war der Wagen im Parke den Blicken der Köchin entschwunden.

Als die Gensd'armen, welche der Bürgermeister sofort nach den Mittheilungen des Stubenmädchens abgeschickt hatte, bei der Einsiedelei anlangten, fanden sie die Thüre des Pavillons offen. Sie traten, der erhaltenen Weisung folgend, ohne Zögern ein und wurden hier von dem Richter empfangen, der ihnen mit wenigen Worten den Zweck ihres Kommens mittheilte. „Sie stellen sich hinter diesen, Sie hinter jenen Baum," schloß der Richter seine Mittheilungen, „verhalten Sie sich so ruhig wie möglich und warten Sie, bis der Wagen dicht vor Ihnen ist, dann springen Sie vor und fallen auf beiden Seiten den Pferden in die Zügel, um das Weitere kümmern Sie sich nicht, ich werde im entscheidenden Augenblick die nöthigen Befehle ertheilen."

Glauben Sie, daß es diesen Beiden gelingen wird, die Pferde im schärfsten Trabe plötzlich zum Stehen zu bringen? fragte der Arzt. „Sorgen Sie nicht," erwiderte einer der Gensd'armen, „wir sind darin geübt;

sollten aber die Pferde zu wild sein, so hauen wir mit dem Säbel die Stränge durch und lassen die Rosse laufen, wohin sie wollen."

Bleibt noch zu berücksichtigen, daß der Freiherr und sein Spießgeselle Schutzwaffen führen und keinen Anstand nehmen werden, von denselben Gebrauch zu machen, sagte der Verwalter. „Sie vergessen, daß das Pistol des Freiherrn blind geladen ist," entgegnete der Richter. „Uebrigens glaube ich nicht, daß die Beiden so tollkühn sein werden, der hohen Obrigkeit eine Kugel auf den Pelz zu brennen, zumal sie einsehen müssen, daß sie gegen die Uebermacht nichts ausrichten können. Auch kann es uns nicht darauf ankommen, einen dieser Hallunken niederzuschießen, wenn sie sich ernstlich zur Wehre setzen — werda? — Ah unsere kleine Freundin. Na, Sie hat ihre Sache gut gemacht, werde nicht ermangeln, Sie bei dem gnädigen Fräulein in Schutz zu nehmen.

Wir haben jetzt halb zwölf, nahm der Verwalter das Wort, benutzen wir die Minuten, die uns noch bleiben. Wohnte der Förster näher, so könnten wir ihn — „Na, ich denke doch, wir sind unser genug," unterbrach der Richter ihn, „fünf gegen zwei, zudem wird der Förster unaufgefordert herbeieilen, sobald ein Schuß hier fällt.

Die Gensd'armen traten jetzt auf ihre Posten. Der Richter lehnte die Thür des Pavillons an und setzte eine der mitgebrachten Fackeln in Brand.

Wo ist die Fallthür? fragte er. Wir wollen sie für alle Fälle öffnen. Der Verwalter kam dem Wunsche nach, die drei Herren stiegen in das Gewölbe hinunter.

Ah, es ist ein bleierner Sarg, sagte der Richter enttäuscht, das erschwert die Ausführung meines Planes. „Weßhalb?" fragte der Arzt. „Wünschen Sie, daß der Sarg hinaufgeschafft wird?

Nein aber ich rechnete darauf, daß man den Deckel abnehmen könne. „Wenn wir herzhaft anfassen, wird uns das nicht schwer fallen, so sehr massiv ist der Sarg nicht."

Es ging besser, als man vermuthet hatte, der Richter steckte in jede Ecke des Sarges eine Fackel und befahl dem Mädchen, ohne die Angst und das Entsetzen desselben zu beachten, sie anzuzünden, sobald der Angriff auf den Wagen erfolge.

Ich halte die ganze Comödie für überflüssig, sagte der Verwalter, der jetzt den Plan des Richters errieth, wir haben ja Beweise gegen ihn — „Lieber Herr, Sie kennen die Schlauheit und Verstocktheit, den Eigensinn und die Frechheit der Verbrecher nicht," fiel der Richter ihm ruhig in's Wort, „in den Händen eines geschickten Vertheidigers sind Ihre Beweise nur ein schwacher Strohhalm, der beim ersten Stoß geknickt wird."

„Und was wollen Sie durch diese Komödie, denn auch ich möchte es eine Komödie nennen, erzielen?" fragte der Arzt. Der Richter zuckte die Achseln. „Die nächste Stunde wird es Ihnen beweisen, ich bin entschlossen, sofort in Ihrem Beisein ein Protokoll aufzunehmen, und hoffe, ein interessantes Actenstück zu erhalten. Gehen wir jetzt wieder hinauf, meine Uhr zeigt zwölf." —

Wohl nie vorher waren den Wartenden die Minuten so langsam verstrichen wie jetzt, als sie schweigend in fieberhafter Ungeduld der Ankunft des Wagens harrten, und schon hatte der Verwalter die Befürchtung geäußert, entweder habe das Mädchen sie hinter's Licht geführt, oder der Freiherr eine andere Richtung gewählt, als plötzlich in der Ferne das Geräusch rollender Räder sich vernehmen ließ.

Ruhig — abwarten, flüsterte der Richter, während er seine Hand auf den Arm des jungen Mannes legte, eine Sekunde zu früh und die Comtesse ist verloren. „Halt!" donnerten jetzt die Gensd'armen. Die Pferde wichen zurück, bäumten sich und standen.

„Zurück! rief der Freiherr. Geht aus dem Wege und laßt die Zügel los, oder ich jage Euch eine Kugel durch das Gehirn! „Oho!" erwiderte der Richter ruhig. „Der Gensd'armerie werden Sie das wohl nicht bieten?"

In der nächsten Sekunde fielen zwei Schüsse; man hörte deutlich, daß eine Kugel einen Ast zersplitterte. Aber die Schüsse waren noch nicht verhallt, als auch schon der Freiherr sich auf ebener Erde befand. Sobald die Pferde standen, hatten die Gensd'armen dem Richter die Zügel übergeben und sich

dem Wagen genähert. Sie rissen den Freiherrn vom Bock herunter, während der Verwalter die Wagenthür öffnete, um sich des Spießgesellen zu bemächtigen. Der Kammerdiener aber hatte vorgezogen, diesen Augenblick nicht abzuwarten; sobald er vernahm, daß die hohe Obrigkeit vor dem Wagen stand, hielt er es für rathsam, sein Pistol auf's Geradewohl abzufeuern und darauf die Flucht zu ergreifen.

Der Freiherr wehrte sich mit dem Muthe der Verzweiflung, aber die beiden Gensd'armen hatten ihn rasch überwältigt, sie legten ihm auf Befehl des Richters Handschellen an und führten ihn in den Pavillon.

Der Richter befahl dem Mädchen, sich zu ihrer Herrin in den Wagen zu setzen, und beauftragte die Gensd'armen, den Gefangenen in das Gewölbe zu bringen, nachdem er selbst vorher hinunter gestiegen war.

Die Blicke Aller ruhten mit dem Ausdruck gespannter Erwartung auf den Zügen des Freiherrn, der, nicht ahnend, welche Ueberraschung seiner harrte, mit allen Zeichen der Entrüstung und der Wuth in das Gewölbe trat.

Der Eindruck, den der plötzliche Anblick der vom rothen Schein der Fackeln beleuchteten Leiche auf den Freiherrn machte, war ein gewaltiger. Entsetzt, die Hände unwillkührlich ausstreckend, als wolle er das Gespenst von sich abwehren, fuhr der Edelmann zurück.

Freiherr von Braß, Sie sind eines doppelten Verbrechens angeklagt, der Ermordung des Baron Theodor von Reden und der gewaltsamen Entführung der Comtesse Eleonore von Strahlen, sagte der Richter mit feierlichem Ernst. „Und diese Anklagen stützen sich auf Beweise, die der geschickteste Advokat nicht widerlegen wird," fügte der Verwalter hinzu.

Beweise? höhnte der Freiherr, von dem der Bann gewichen war, sobald er sich der Situation bewußt ward. Wer sagt mir das? Wer giebt Ihnen überhaupt das Recht — „Ich bin der Baron Oscar von Reden, der Bruder Ihres Ermordeten Nebenbuhlers," fuhr der junge Mann ihn unterbrechend fort, „die Gewißheit, daß mein Bruder nur durch die Hand eines Mörders gefallen sein könne, führte mich hierher und ich danke Gott, daß er mich mein Rachewerk erfüllen ließ."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Als Curiosum verdient es Erwähnung, daß die in der Kölner Handelsbörse angeheftete Sammelbüchse für den Fortbau des Domes, welche dieser Tage nach einem Zeitraume von acht Jahren geleert wurde, die Summe von zehn Silbergroschen in Scheidemünze enthielt. Sollte man es für möglich halten, daß unsere Kölner Handelsherren, von welchen doch gewiß in den letzten acht Jahren so mancher ein profitables Geschäftchen an der Börse gemacht, sich bei solchen Gelegenheiten in ihrem stillen Vergnügtsein nicht öfter angetrieben gefühlt haben, der leere Büchse zu gedenken?

Wer über die Wahl seines Lebensberufes in Zweifel ist, mag in die Sitzungen gehen, wo die Pariser Juries über die Miethen Vergleiche zwischen den Hausbesitzern und Miethern abschließen sollen. Dort kann man täglich für und gegen die einzelnen Geschäfte plaidiren hören. „Was betreiben Sie?" fragte im 17. Arrondissement der Friedensrichter einen Miether. „Ich bin Parfumeur," antwortete dieser, „sehr schlechtes Geschäft." „Schlechtes Geschäft?" fiel sofort der Hauseigenthümer ein, „schlechtes Geschäft? Seine Seifen kosten ihm 2 Sous und er verkauft sie für 15. Er kann Alles bezahlen!" „Das ist nicht wahr!" vertheidigte sich der aufgebrachte Miether, „und überdies geht der Handel schlecht. Wer dachte denn während der Belagerung daran, sich das Gesicht zu waschen?"

„Frankreich wird wieder die Leuchte der Welt sein!" sagte Gambetta.

Nur ohne Petroleum, wenn wir bitten dürfen.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 88. Donnerstag, den 27. Juli *1871.*

Ein dunkles Geheimniß.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Schluß.)

Sie zweifeln, ob unsere Beweise überzeugend seien? fragte der Richter. Das Wappen auf dem Stilet, welches Sie anfertigen ließen, und der goldene Hemdknopf, den der Zufall uns hinter dem Lager des Ermordeten entdeckte, genügen, Ihre Schuld festzustellen. Bestürzung, Haß, Wuth und Verzweiflung spiegelten sich in den Zügen des Freiherrn, der sich abgewandt hatte, um dem Anblick der Leiche zu entgehen. „Wenn Sie diese Beweise haben, wozu bedurfte es denn noch dieser Komödie?" murmelte er. Ich bin bereit, jede Genugthuung zu geben, aber nehmen Sie diese Fesseln mir ab, vergessen Sie nicht, was Sie meinem Stande schuldig sind. Baron von Reden, ich appelire an Ihre Ehre, sie kann diese entwürdigende Behandlung eines Standesgenossen nicht dulden. Befehlen Sie, daß man mir die Rücksichten nicht verweigert, die man jedem Edelmanne erzeigen muß, und lassen Sie mich im ehrlichen Zweikampfe mit Ihnen —"

Zu spät; sagte der Baron kalt und gemessen. Mit einem Raubmörder kreuze ich den Degen nicht. „Ah, es ist ein Leichtes, einen Wehrlosen zu beschimpfen, aber —"

Zu beschimpfen? fuhr der Baron fort. War die Ermordung meines Bruders vielleicht nicht verbunden mit der Beraubung seines Portefeuilles? Woher nahmen Sie die Mittel zur Bestreitung. — „Genug der Worte?" sagte der Richter. „Ueber diesen Punkt wird die gerichtliche Verhandlung genügenden Aufschluß geben."

In diesem Augenblick ließ draußen die polternde Stimme des Försters sich vernehmen. Der Arzt wechselte mit dem Richter einige Worte und ging hinaus. Er stieg in den Wagen und beauftragte den Förster, denselben zum Schloß zurückzubringen.

Davon, daß Sie dem Herrn Baron persönliche Genugthuung geben wollen, kann jetzt nicht mehr die Rede sein, wandte der Richter sich zu dem Freiherrn; denn abgesehen davon, daß das Gesetz den Zweikampf verbietet, sind Sie auch als überführter Raubmörder dem Gesetz verfallen. Ich rathe Ihnen, den Gensd'armen gutwillig zu folgen. — „Mein Herr, ich protestire entschieden gegen diese Behandlung," fiel der Freiherr ihm zornig in's Wort, „was auch gegen mich vorliegen mag. Sie haben nicht das Recht, mich mit dem gemeinen Verbrecher in eine Kategorie zu bringen. Nehmen Sie mir die Fesseln ab und ich folge Ihnen, wohin Sie wollen."

Wollen Sie Ihr Ehrenwort zum Pfande setzen, daß Sie keinen Fluchtversuch machen werden? fragte der Baron. „Ich verpfände es, mögen die Gensd'armen mich bei der ersten verdächtigen Bewegung niederschießen."

Der Richter schüttelte bedenklich das Haupt, aber er gab doch der Bitte des Barons nach. Kaum waren die Handschellen gefallen, als der Freiherr eine kleine Phiole aus dem Busen zog; ehe einer der Anwesenden ihn darin

hindern konnte, hatte er sie geleert. In der nächsten Minute lag er entseelt auf dem Boden.

Er hatte sich für alle Fälle vorgesehen, sagte der Baron erschüttert. Wer konnte ahnen, daß diese feige Memme den Muth haben würde, sich das Leben zu nehmen. „Der Selbstmord ist nur eine Frucht der Feigheit." erwiderte der Richter, nicht minder bestürzt. „Wäre nur der Arzt hier, vielleicht —"

Zu spät, unterbrach der Baron ihn. Er hat Blausäure genommen, schon die Hälfte der Dosis würde hingereicht haben, ihn augenblicklich zu tödten. — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Sechs Wochen waren nach dieser Katastrophe verstrichen, als die Trauung der Comtesse Eleonore von Strahlen mit dem Baron Oscar von Reden stattfand. Die Entdeckung, daß der Verwalter der Bruder jenes Barons von Reden, des ersten Verlobten der Comtesse, war, erregte in dem Landstädtchen kein geringes Aufsehen, sie bot den Spießbürgern abermals Veranlassung, auf jenen Selbstmord zurückzukommen.

Aber so sehr die ehrsamen Bürger und Bürgerinnen sich auch in Vermuthungen ergingen, gelang es ihnen doch nicht, den Schleier zu lüften, der für sie noch immer jenes Geheimniß umhüllte, denn sobald die Comtesse die Ereignisse erfuhr, lud sie alle daran Betheiligten ein und nahm ihnen das Versprechen ab, die Asche des Freiherrn in Frieden ruhen zu lassen. Nur die Zeitungen in der Residenz brachten die Nachricht, daß der Baron Theodor von Reden ermordet worden sei und der Mörder desselben sich dem Arme der irdischen Gerechtigkeit entzogen habe. Die Leiche des Barons wurde in der Familiengruft der Grafen von Strahlen beigesetzt und die Einsiedelei niedergelegt.

Das junge Ehepaar kehrte erst nach einer zweijährigen Abwesenheit auf seine Güter zurück, es hatte nach seiner Hochzeitsreise sich in der Residenz niedergelassen und nur ab und zu war der Baron einmal hingereist, um den Verwalter zu controlliren.

Und als nun Eleonore an der Seite ihres Gatten in das Haus ihrer Väter zurückkehrte, bewies ihr der festliche Empfang, der von allen Seiten ihr zu Theil wurde, wie sehr sie geachtet und geliebt war.

Rede des amerikanischen Consuls Klauprecht in Stuttgart bei der Feier des amerikanischen Unabhängigkeitsfestes.

Am 4. Juli 1871.

„Vor Einem Altar, dem der Freiheit, reichen
Sich Völker nun die Hand,
Und weiter, als die Lorbeer'n und die Eichen
Dehnt sich des Deutschen Vaterland."

Nur wenige Tage erst sind verflossen, daß in Stuttgarts Mauern ein hohes, herrliches Fest gefeiert wurde, das des Siegeseinzuges der württemberg. Truppen bei ihrer Heimkehr aus Frankreich, und heute vereinigt uns hier wiederum das größte nationale Fest Amerikas. Aber so getrennt durch den Raum des Oceans und den Zeitlauf eines Jahrhunderts beide Feste auf den ersten Blick erscheinen mögen, so viele Fäden hat die Geschichte zu einer recht innigen Verbindung beider geschlungen: Amerikanische Bürger von Geburt und durch Adoption sind es, die heute sich zusammengefunden haben, um das Wiegenfest der amerikanischen Republik zu feiern, zu deren Gründung deutsche Tapferkeit das Ihrige ruhmwürdig beigetragen. Auch die dreizehn Kolonien Amerika's besaßen nur ein paar Jahrzehnte vor dem glorreichen 4. Juli denselben unruhigen, ländergierigen Nachbar wie Deutschland, und der siegreiche Feldzug gegen ihn ward die Grundlage zu Amerika's Einheit und Unabhängigkeit.

Des Marschall von Sachsen Schwert hatte Frankreich fast den ganzen heutigen Umfang der Vereinigten Staaten überliefert, den schmalen Küstenstrich des Alleghanyhanges ausgenommen, dessen Flüsse sich in den atlantischen Ocean ergießen.

Hier in dem weiten Seegebiete des Nordwestens, im Ohio- und Mississippithale, waren von Frankreich die feudalen Staatseinrichtungen eingeführt worden, die in der alten Welt bereits dem Einsturze nahe waren. Hierhin hatte es seine Priester und Soldaten, seine Vasallen und Kronbauern übergesiedelt, wovon die Wenigsten lesen und schreiben konnten. Jedwede Industrie, der Weinbau selbst, war verboten, denn die Kolonie war nur da, um

vom Mutterlande ausgebeutet zu werden. Wie in unseren Tagen in Afrika, so hatte die franz. Regierung aus den rothen Eingeborenen den Chippewa's, Miami's, Schowanesen und anderen wilden Stämmen seine Turko- und Zuavenregimenter zur Besetzung seiner Festungen gegen die Amerikaner gebildet. Neu-Frankreich besaß weder eine Dorfschule noch Druckerpresse, nur der Altar des Missionärs erhob sich in den einsamen Rindenkapellen des Urwaldes; Indianerknabe schwangen die Rauchgefässe und die Meßlieder der buntfarbigen Gemeinde ertönten unter dem fernen Geheul von Wölfen und Panthern.

Es war ein Gebiet bigott nationaler Abgeschlossenheit. Brandpfahl und Skalpirmesser bedrohten jeden Nichtfranzosen, der sich in diese Wildnisse wagte. Oftmals dagegen drangen die Waffenknechte Frankreichs über die Grenzen und wiederholten am Susquehannah und Schoharin die Mord- und Brandscenen der Pfalz an denselben deutschen Vorsiedlern, welche von der Verwüstung am Rhein über den Ocean entflohen waren.

Gegen dieses blutriefende Reich lehnsherrlicher Tyrannei waren die Pionniere der amerikanischen Unabhängigkeit im Laufe des Jahrhunderts allmählich vorgedrungen mit der republikanischen Regierungsform ihres Mutterlandes, der Communalfreiheit, der Lehre von der Volkssouveränetät, der Habeas corpus Akte, dem freien Gottesdienst, der Freischule und der Druckerpresse.

Zwei leitende Geister der amerikanischen Unabhängigkeit, Benjamin Franklin, der Promotheus des achtzehnten Jahrhunderts, wie in Kant nennt, und John Adams hatten mit Gründung der ersten Union der 13 Kolonien gegen die französischen Uebergriffe das öffentliche Leben betreten. Vom prophetischen Geist erfüllt, hatte Letzterer, damals noch Lehrer an der Stadtschule zu Worcester, die Zukunft Amerika's verkündet, indem er schrieb: „Wenn wir die unruhigen Gallier zu entfernen vermögen, dann wird unser Volk, den genauesten Berechnungen nach, in einem Jahrhundert zahlreicher werden, als selbst das englische. Ganz Europa wird nicht im Stande sein, uns zu unterwerfen."

Der unausbleibliche Zusammenstoß erfolgte. Die Salve der virginischen Provinzialen unter Oberstlieutenant Washington auf Jumonville's Truppen entzündete in diesen fernen Wäldern jenen Weltbrand, den siebenjährigen Krieg, der die Grundlage Preußens und Amerikas großer Zukunft werden sollte.

Und hier beginnt eine wunderbare Aehnlichkeit der damaligen Zeit mit der Gegenwart. Wie die Krieger Deutschlands im letzten Feldzuge von französischer Regierungsseite als Barbaren, Mörder und Brandstifter bezeichnet wurden, so erging es damals den Amerikanern. Georg Washington, der Vater des Vaterlandes, wurde in einem offiziellen Aktenstücke zum Meuchelmörder gestempelt. Die Anhänger der Regierung sprachen seinen Namen mit Abscheu und Verwünschungen aus, als einem Verbrecher gegen das Völkerrecht. Jumonville dagegen, jener Märtyrer für die Sache des Feudalismus und Despotismus, wurde in heroischen Versen gefeiert und man forderte Welttheile auf, seinen Fall zu beweinen.

Aber der Genius der Geschichte hatte das Ende der romanischen Herrschaft in Nordamerika beschlossen und germanische Freiheit sollte fortan sein Geschick leiten. Am selben Tage, an welchem Friedrich der Große bei Zorndorf seinen blutigen Sieg über die Russen errang, stand ein deutscher Herrnhuter, Schullehrer unter den Delawaren und mit ihnen verschwägert, Christian Friedrich Post, auf einer Anhöhe bei Fort Duquesne an der Gabel des Ohio in der Schußweite der feindlichen Kanonen, umringt von den indianischen Mordbanden der Franzosen, und bewog diese zum Bruche mit ihren Verbündeten, zum Abschlusse eines Friedenstractates mit den Amerikanern. Im Wiederhalle deutscher Kriegslieder enstand Fort Pitt, die Wiege des gewerbfleißigen Pittsburg an der Stelle des französischen Fort; die eingezogene siegreiche Besatzung bestand aus dem deutschen Regiment royal american und virginischen und pennsylvanischen Provinzialen, darunter Viele deutscher Abkunft. Dieser Schlüssel zum Mississippthale gab dem germanischen Element Besitz vom Continent Nordamerika's. Aber Frankreich, könnte man mir einhalten, hat ja im darauffolgenden Unabhängigkeitskriege an der

Seite Amerika's gefochten und damit die alten Sünden wieder gut gemacht. Ja wohl, sein alter Haß gegen den Erbfeind kam der Union werkthätig zu Hülfe, aber für die Republik hätte Minister Vergennes keine Patrone abfeuern lassen, hätten wir sie gegen einen andern Feind erobern und behaupten müssen als gerade England. Unter Ludwig XVI. Verdienst um Amerika, war nicht dieses nämliche Frankreich bereit es rückgängig zu machen, als es duldete, daß Louis Napoleon zu Gunsten der rebellischen Südstaaten auftrat?! Indem die deutschen Heere die siegreichen Schlachten für das eigene Land schlugen, vertraten sie die Nemesis der Geschichte für die Intervention in Mexico.

Während des Unabhängigkeitskampfes entsprach dieser militärischen Wechselwirkung zwischen Deutschland und Amerika eine ganz ähnliche, die in dem jetzt beendigten deutsch-französischen Kriege wieder in vollem Glanze zu Tage trat. Es war der Flügel-Adjutant Friedrich des Großen, Wilhelm August v. Steuben, einer der Helden von Prag und Kunersdorf, der Mann mit dem Königsblick, welcher der Kriegsminister der jungen Republik wurde und ihrer Armee die Disciplin einflößte, welcher der Tapferkeit ihrer Soldaten auch Erfolg gab Es war General Putnam, der bei Erstürmung Stony Point mit dem Bajonett den Werth dieser Schule vor den Augen Amerika's darthat; es war ein bayreuthischer Lieutenant, der erstaunt auf diese zu tüchtigen Kriegern herangeschulten Provinzialen blickte und im Jahre 1807 diese Schöpfung Steubens auf Deutschland übertrug. Es war Gneisenau, der Vater der preuß. Langwehr, der Moltke der deutschen Befreiungskriege.

Und wie in der dunkelsten Stunde der Republik zu Falley, Forge bis zur Kapitulation bei Yorktown das deutsche Landvolk treu stand zur Fahne der Freiheit und Unabhängigkeit, so waren es Deutsche, die Seite an Seite mit ihren amerikanischen Mitbürgern die blutigen Schlachten des letzten Krieges durchkämpften und nach der Waffenstreckung von Appomator sieggekrönt zu ihren friedlichen Beschäftigungen zurückkehrten. Sie hatten die Sicherheit des häuslichen Heerds im Norden der Union und die Einheit des Heimathlandes vertheidigt und behauptet, gerade wie die jüngst heimgekehrten deutschen Heere im Kriege mit Frankreich.

Aber nicht blos das Volk beider Staatenbünde in Waffen steht so in naher geschichtlicher Beziehung zu einander, sondern noch weit mehr das Volk des Friedens. Von den Ufern des Hudson bis zum goldenen Thore San Francisko's, von der Halbmondstadt bis zu den Quellen des Mississippi wohnen Millionen Deutscher als gewerbsfleißige Bürger der großen Republick. Die Staaten des Westen sind ein kleines Deutschland; ihre Grafschaften besäet mit Städten und Ortschaften deutschen Ursprungs, dicht besiedelt von Söhnen dieses Landes, deren politischer Einfluß gewaltig im Wachsen. Aber so ergebene, opferbereite Bürger sie dem Lande ihrer Wahl, so treu und warm schlägt ihr Herz dem Mutterlande, des Dichters Worte bewährend:

„O Deutscher, deine Heimathlieb ist gleich,
Dem Feuerwein, an Duft und Gluthen reich,
Der, wenn er weiter Meere Bahn durchzog,
Nur höh're Gluth und neue Würzen sog."

(Schluß folgt.)

Doppel-Palindrom.

Ich Erstes bin ein Haus, das ragt
Nach unten mehr, als oben;
Auch hab' ich, wie mein Kehrwort sagt,
Schon Manchen aufgehoben.

Ich Zweites bin die Stub' im Haus,
Die einzige von allen;
Auch geht mein Miethsmann niemals aus,
Ihm scheint hier zu gefallen.

Nach innen zwar ist ewig Licht
Im Hause, wie im Zimmer,
Der Außenseit' jedoch gebricht
Es nicht an Licht und Schimmer.

Ein grüner Blumengarten sprießt
Aus dem, was Alle schrecket,
Und wer das Zweite rückwärts lies't.
Hat, was das Erste decket.

Auflösung der Charade in Nr. 84 des Unterhaltungsblattes: „Wieland."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 89. Sonntag, den 30. Juli *1871.*

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

In einem Hotel ersten Rangs der Residenz stand ein Herr am Fenster und beobachtete den bedeckten Himmel und die dichten Regentropfen, die nach seiner Vermuthung endlos zu werden drohten.

Offenbar hatte er die Absicht, auszugehen; denn ein Hut, ein paar feine graue Glacéhandschuhe und ein kleiner Spazierstock lagen neben ihm auf dem Tische.

Allein nach seiner ungeduldigen Miene und nach den Blicken zu urtheilen, die er schnell nach der Thür richtete, wenn das leiseste Geräusch von außen vernehmbar war, schien er noch Jemand zu erwarten.

Das Wetter und die Einsamkeit fingen endlich an, ihn zu langweilen. Er ließ sich auf einen Stuhl nieder, nahm eine Zeitung und blätterte darin. Die Politik schien ihn noch mehr zu langweilen; denn er überschlug die Seiten und las mechanisch die vermischten Nachrichten; plötzlich lachte er hell auf.

„In der That, hierin liegt Methode," sagte er und las mit Pathos folgende Annonce:

„Eine junge, einsame Dame, welche jeden geistigen Umgang schmerzlich entbehrt, sucht die schriftliche Bekanntschaft eines geistig gebildeten Herren zu machen, mit dem sie einen schriftlichen Gedankenaustausch führen kann. Doch die Bedingung dieses Bandes ist, daß dieser Herr nie nach ihrer Person, noch je nach ihren Verhältnissen forschen darf. Briefe werden unter dem Namen Vera poste restante erbeten."

„Nicht zu leugnen, diese Annonce ist eben so fein als lockend abgefaßt," fuhr der Fremde lächelnd fort und strich mit der schmalen, weißen Hand langsam seinen dunkeln, glänzenden Bart.

„Sie ist so lockend, daß ich selbst Lust hätte, dieser kleinen Aventiere zu schreiben! —

„Geerbte Sünde; jedes Verbot reizt! — Sollte ich Antwort erhalten, so würde dieses kleine Intermezzo mir die Tage meines unfreiwilligen Aufenthaltes hier, in dieser Residenz der Uniformen, noch erträglich machen. Doch will ich diesen Scherz wirklich ausführen, so muß ich gleich ans Werk gehen, sonst könnte schon die nächste Stunde mir wieder die Lust daran nehmen."

Der Regen hatte inzwischen aufgehört, die Wolken zertheilten sich, und die Sonne brach hervor.

Aber der Fremde achtete jetzt nicht mehr auf das Wetter; er saß am Schreibtisch und schrieb folgende Zeilen:

Verehrte Unbekannte!

Die Aufforderung, welche Sie in der Zeitung ergehen lassen, mit einem Ihnen völlig fremden Herrn einen Gedankenaustausch anzuknüpfen, ist mir so neu, so überraschend und wieder so reizvoll, daß ich wohl Ihre Bekanntschaft machen möchte, wenn Sie geneigt wären, mich Unwissenden in Einigem zu belehren, wie auch einen Zweifelnden zu bekehren.

Ich bin ein Mann, der früh seine Ideale verloren, ein Mann, der viele Erfahrungen,

und ich kann wohl sagen, die trübsten mit, bei den Frauen machte, und darum wird es Ihnen klar sein, daß ich auch die Tugenden wie die Schwächen der Frauen kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Ich kenne Ihre Caprices, ihre Launen; aber, verehrte Unbekannte, die Entbehrung, an der Sie leiden wollen, ist mir ganz fremd. Bisher sah ich nur, daß der größte Theil der Damenwelt an einem Bedürfniß krankte, an der Vervollkommnung ihrer Toilette.

Doch sollte dennoch der Fall vorhanden sein, daß es eine Dame von Geist und Bildung gibt, was ich bei Ihnen, verehrte Unbekannte, voraussetze, die sich einsam fühlt, weil sie nur geistigen Verkehr sucht, so wird sie doch zur Lecture greifen; denn ich glaube, damit beschäftigt, wird ein geistig gebildeter Mensch, und noch dazu eine Dame, nicht so weit gehen, Bekanntschaften durch Zeitungs-Inserate zu suchen, wo ungeachtet ihres Verbotes ein persönliches Kennenlernen folgen muß.

Ich wüßte nicht, welch einen geistvollen Mann wohl die Briefe einer unbekannten Dame so interessiren sollten, um seine Zeit mit der Beantwortung dieser zu verschwenden, wenn sie ihm nicht ganz besonders durch Geist imponirt, was höchst selten ist.

Anders aber ist es, wenn er sie sieht, wenn ihre Person ihn für sie einnimmt; und besitzt sie dazu noch hier und da geistvolle Einfälle, dann kann sie sicher sein, daß er sich ihr ganz widmet.

Haben Sie an diese Logik, verehrte Unbekannte, gedacht, als Sie die Sitte Ihres Geschlechts vergaßen, um Bekanntschaften auf dem Markte der Oeffentlichkeit zu suchen?

Vielleicht werden Sie mir antworten: Mein Herr, Sie machen mich in unserm Zeitalter mit ihrer veralteten Ansicht lachen. Sie bleiben vereinzelt mit Ihrem Vorurtheil. Bei unserer Toleranz, bei dem Fortschritt unsres Jahrhunderts ist es dem Weibe gleich dem Manne gestattet, sich von beschränkten Ansichten zu emancipiren und aus ihrem engen Kreise herauszutreten.

Darauf würde ich entgegnen:

Verehrte Unbekannte, Sie verwechseln den Begriff von Fortschritt und Freiheit. Dies sagt Ihnen ein Mann, der nichts tiefer haßt als Die, welche sich dem Fortschritt hemmend entgegenstellen und die Bildung der Menschheit beschränken wollen. Und auch das Weib soll beides genießen, soll lernen, soll streben, ihre Kenntnisse zu vervollkommnen, und jeder gebildete Mann wird sich glücklich schätzen, von einer geistig gebildete Frau verstanden zu werden. Tritt solche Frau aber so ganz aus ihrem Kreise heraus, um sich ihm, dem Manne der noch immer ihr Meister bleibt, und möchte sie glauben den Stein der Weisen entdeckt zu haben, gleichzustellen, so verliert sie die Weiblichkeit, wird unnatürlich, ja, mich der nicht übertriebenen Ausdrücke zu bedienen: sie wird widerwärtig und ungenießbar.

Dies, verehrte Unbekannte, ist meine Ansicht als Unwissender; zeihen Sie mich des Unrechts, und ich wage Verzeihung erflehend, im Geiste ihre kleine Hand zu küssen!

Jetzt kommt aber der Zweifler, der Skeptiker; wird der strafbar, so kann allein nur Ihre Milde und Güte ihn von seiner Schuld freisprechen.

Sehen Sie, verehrte Unbekannte, Ihre Annonce flößt mir bei aller ihrer Feinheit doch den Verdacht ein, Sie verfolgten einen anderen Zweck; Sie hätten diesen eigenthümlichen Weg nur ersonnen, um Männer zu mystificiren. — Zu diesen allerdings gehöre ich nicht, und ich sollte meinen, um Bekanntschaften dieser Art anzuknüpfen, gibt es doch leichtere Wege, so lange sie jung und schön sind und Ihnen nichts an der Achtung des bessern Mannes liegt, der sie nur bedauern kann.

Jetzt habe ich Ihnen alles gesagt, und sollte ich mich getäuscht, Sie ungerecht und falsch angeklagt haben, so kann ich mich nur mit einem vertheidigen: Ich habe so wenig Gutes in der Welt kennen gelernt, daß ich, ohne Beweise zu haben, nicht mehr daran glaube. Habe ich also hier ein Vergehen begangen, so bin ich zu jeder Buße bereit, welche mir Absolution verheißt. Sollten Sie es daher der Mühe werth halten, mich einer Antwort zu würdigen, so bitte ich, diese mir unter A. v. R. poste restante zukommen zu lassen. Bis dahin

Mit aller Verehrung

. . . . . .

Als der Fremde diesen Brief beendet, gesiegelt und adressirt hatte, legte er ihn vor sich hin, stützte den Kopf in die Hand und blickte unverwandt auf den Namen „Wera," den er mit großen lateinischen Buchstaben geschrieben.

„Wera, ob das ihr Name sein mag? Er klingt fremd; mich dünkt, ich habe ihn in Petersburg oft gehört.

„Was grüble ich darüber, es ist mir nur sonderbar, daß ich ganz anders an sie geschrieben habe, als ich erst wollte. Ich war gesonnen, einen scherzhaften Liebesbrief abzufassen, und daraus ist eine moralische Bußpredigt geworden.

„Darauf erhalte ich bestimmt keine Antwort. Denn eins von diesen beiden kann diese Wera nur sein: Eine verblühte Gelehrte oder eine Abenteurerinn. Die erste kann mit ihrer Person keinen Eindruck machen, ist vielleicht noch mit der unfreiwilligen Höhe in Gestalt eines Höckers begabt; für die zweite bin ich keine Beute.

„Also mein Brief ist eigentlich nur für mich geschrieben und ich thue gut, ihn in den Papierkorb zu werfen. Allein ich sehe, er hatte doch das Gute, daß ich die Zeit des Regens mit dieser Beschäftigung getödtet habe. Es ist ja das schönste Wetter geworden!"

Mit diesen Worten stand der Fremde auf, trat wieder ans Fenster und sah nach seiner Uhr.

„Aber es ist bereits elf Uhr vorüber! Wo Felix nur bleibt?" —

Fortsetzung folgt.)

Rede des amerikanischen Consuls Klauprecht in Stuttgart bei der Feier des amerikanischen Unabhängigkeitsfestes.

Am 4. Juli 1871.

(Schluß.)

Bei dem frevelhaften französischen Angriff des verwichenen Juli durchdrang ein Sturm der Entrüstung alle Herzen. Drüben wie hier ertönte der begeisterte Wachtruf:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall,
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!"

Und als die Siegesnachrichten von Wörth und Mars-la-Tour, von Metz, Paris über die Drähte flogen welch' ein Lauffeuer des Enthusiasmus durchflammte da den ganzen Kontinent. Bereits hat der deutsche Reichstag im Namen des deutschen Volkes die ergreifenden Zeugnissen allgemeiner opferbereiter Sympathie anerkannt, welche die Stammgenossen jenseits des Oceans ihm in dem weltgeschichtlichen Kampfe um seine Unabhängigkeit und Einheit gegeben.

Und die hohe Würdigung, welche von anglo-amerikanischer Seite den jüngsten Friedensfesten der deutschen Mitbürger bewiesen wurde, dürfen wir als Unterpfand einer immer innigeren Verbrüderung beider so verwandter Volksstämme betrachten, als eine Bürgschaft größerer Einigkeit im Streben nach gemeinsamer Wohlfahrt auf der Grundlage der Gesetzlichkeit und Freiheit, wie sie für alle Zeit in dem unsterblichen Kriegsmanifest gegen jedwede Unterdrückung, in der Unabhängigkeitsakte geschaffen ist, deren Gedenktag wir heute feiern.

Und noch eines starken Bandes, das, Deutschland mit Amerika verknüpft und der glorreiche 4. Juli 1776 geflochten, haben wir heute zu gedenken, des Bandes, das die Geister einigt. Es sind nicht blos Erzeugnisse des Ackerbau's, der Viehzucht und Industrie, die von zahllosen Schiffen beider Nationen herüber und hinüber geführt werden, nein auch Schöpfungen der Wissenschaft und Kunst; es sind nicht blos Waarenpreise und Geldkurse, die das Kabel befördert, sondern auch Meldungen neuer Geistesthaten, in denen beide Länder den edelsten Wettstreit führen. Der Unabhängigkeitskampf Amerika's gab für Deutschland den gewaltigsten Anstoß zur kritischen und politischen Literatur. Er führte die Geister aus dem Gebiete des abstrakten Denkens, aus der Träumerei in's praktische Leben. Es war das Zeitalter von Kant und Lessing, von Herder und Forster, von Lichtenberg und Johannes von Müller. Mächtig bewegt war die Welt der Ideen und die Verwandschaft Deutschlands und Amerika's darin durch die Unabhängigkeitsakte selbst beurkundet. Das erste Freiheitsmanifest Amerika's war nämlich am 19. Mai 1775 von einer Convention deutscher Freigutbesitzer der Grafschaft Meck-

lenburg in Nord-Carolina erlassen, also beinahe 14 Monate vor dem 4. Juli 1776. Darin erscheinen nicht allein die hauptsächlichsten Ideen, sondern theilweise selbst der Wortlaut mancher Stellen der welthistorischen Urkunden. Jefferson selbst war später genöthigt, sich gegen den Vorwurf des Plagiats verübt an dieser deutschen Vorläuferin seines Entwurfes, zu vertheidigen.

Der Geist von Benjamin Franklin, von Washington und Adams durchdrang auch Deutschlands patriotische Staatsmänner, und Stein und Wilhelm von Humboldt gründeten die Ordnung des neuen Staatswesens auf die Selbstständigkeit der Gemeinden und Individuen.

Vor zwanzig Jahren bemerkte ein englischer Staatsmann, der edle Lord John Russel: „Besteht Amerika mit seiner Verfassung die Probe eines Jahrhunderts, dann ist es die Hochschule der Welt geworden, dann hat es die Aufgabe gelöst, wie die Segnungen der Ordnung und öffentlichen Sicherheit vereinbar sind, während der Entwicklung jeder menschlichen Anlage, die möglichst wenigen Hindernisse gestellt bleiben, kurz, wie Sicherheit, Friede, Freiheit, Intelligenz im vollsten Maße verwirklicht werden können." Noch 5 Jahre und dieses Jahrhundert der Probe ist vollendet. Fünf Generationen sind in der Hochschule der Republik herangewachsen. Ein Bürgerkrieg, von einem Umfang, wie ihn die Welt nicht sah, ist seitdem wie ein Orkan über das Land gebraust, aber er hat nur das letzte Schlinggewächs des Feudalismus am Baume der Freiheit, die afrikanische Sklaverei, entwurzelt und hinweggerissen und die erhabenen Grundsätze der Unabhängigkeitsakte zur völligen Geltung gebracht.

Unter dem Sonnenstrahl allgemeiner Freiheit stehen heute die Staaten der Union wie ein junger Orangenhain, immer grünend, immer blühend und reifend.

Vereinigen wir uns daher zu dem dreimaligen Rufe:

Es lebe die herrliche Tochter des 4. Juli 1776; es lebe die große Republik des Sternenbanners.

Es blühe fort, wachse und gedeihe in aller Zeit der Freundschaftsbund, der es mit dem Herzen Europa's, mit dem großen stammverwandten, neu und glorreich erstandenen deutschen Reiche verknüpft.

Hoch Deutschland! Hoch Amerika!

Historische Parallelen.

I.

Wie alte Sagen uns verkünden
Aus weit entlegner Mythenzeit,
Mußt' Oedipus, ach! einst erblinden,
Als Jokaste er gefreit!

Dergleichen kommt uns nicht zu Ohren
Bei unserm heut'gen Weltenlauf;
Denn wer ein Weib sich heut' erkoren,
Dem gehen erst — die Augen auf!

II.

Ein Jeder kennt den gord'schen Knoten,
Den Alexander staunenswerth
Einst aufzulösen sich erboten;
Er hieb ihn durch mit seinem Schwert.

Noch heute kann in Volksvereinen
Den gord'schen Knoten Jeder schau'n:
Was sich nicht lockern läßt und einen,
Wird dort ganz einfach — durchgehau'n!

III.

Im Mittelalter war sehr häufig
In Deutschland, Frankreich, England, Schweiz
Der Kreuzzug vielen sehr geläufig
In allen Ländern — zog man Kreuz!

Jedoch bei jedem Ordenstage
Wird's heute wirklich sonnenklar:
Der Zug zum Kreuz war keine Plage,
Zu Kreuze kriecht man heut' sogar!

IV.

Einst wurden Schrecken ohne Gleichen
Durch den Kometen schon erweckt,
Und durch des Himmels Feuerzeichen
Die Völker alle aufgeschreckt.

Doch sah'n wir dort im Hessenlande
Auf Wilhelmshöhe jenen Herrn,
Der bebte einst — o ew'ge Schande!
Vor einer einzigen Latern'!

O. Blumenthal.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 90. Dienstag, den 1. August **1871.**

Ein böses Gewissen.*)

Novelle

von **Ewald August König.**

1. Kapitel.

Der Schnee war geschmolzen, lau wehte die Frühlingsluft über die Fluren, die Vögel sangen und zwitscherten, und die Primeln und Aurikeln blühten auf dem grünenden Rasen.

Eine milde, stille Frühlingsnacht lag über Wald und Feld gebreitet, an dem heiteren, gestirnten Himmel zog der Mond seine ruhige silberhelle Bahn, er lächelte hinunter auf das Dörfchen, dessen Bewohner sich in süßen Träumen wiegten, auf den Wald, dessen Bäume die Hand des Frühlings mit dem ersten zarten Grün schmückte, auf die Fluren, über welche ein grüner, buntgestickter Teppich sich breitete.

Er lächelte auch in das bleiche, kalte Antlitz eines Mannes, der dort am Saume des Waldes lag, das gebrochene Auge stier gen Himmel gerichtet, als wolle er die Rache Gottes herabrufen auf die Hand, welche diese Augen gebrochen, den Pulsschlag dieses Herzens gehemmt hatte. — Aber Mond und Sterne gingen ruhig ihre unermeßliche Bahnen, der Zephir spielte in den grauen Locken des Todten, und im Walde klagte eine Nachtigall. — Was kümmerte sich die geballte Faust des Todten, welche auf der Brust des Mannes lag, unter der das rothe Blut hervorquoll, was der Schmerzensschrei, in welchem der Unglückliche seinen Geist ausgehaucht hatte! —

Vom Thurme der nahen Dorfkirche schlug es Mitternacht, als ein Bauer des Weges zog, der aus der benachbarten Handelsstadt in jenes Dorf führte.

Er mochte in der Stadt gute Geschäfte gemacht haben, sein schwankender Gang verrieth, daß er dem Glase fleißig zugesprochen hatte.

Sein Weg führte ihn an der Leiche vorüber, er bemerkte sie nicht früher, bis er vor ihr stand, und sein Blick in das todte, entstellte Antlitz fiel. Entsetzt trat er zurück, der Anblick, welcher sich so plötzlich ihm bot, hatte ihn vollständig ernüchtert. Aber weit entfernt, zu untersuchen, ob der Unglückliche bereits todt oder nur schwer verwundet war, nahm der Bauer, nach dem er sich mit unverkennbaren Zeichen der Angst nach allen Seiten umgesehen hatte, Reißaus, just, als laure hinter jedem Busch, hinter jedem Baume ein Mörder, der plötzlich vorspringen könne, um ihm das Lebenslicht auszublasen.

Am ersten Häuschen des Dorfes hielt der Landmann endlich in seiner Flucht inne. Er nahm die Mütze vom Kopfe, trocknete den Schweiß, der ihm in hellen Tropfen auf der Stirne perlte, ab, und klopfte an die Thür jenes Häuschens so ungestüm, daß beim ersten Pochen schon der Bewohner desselben erschreckt im Schlafe auffuhr.

„Vater Schulz, Vater Schulz!" rief der Landmann, ohne mit seinem Pochen inne zu halten; „macht offen? — Mörder! Mörder!"

*) Nachdruck ist nur nach vorheriger Verständigung mit dem Verfasser erlaubt.

„Na, was giebt's denn? erwiederte eine tiefe, barsche Stimme, „so macht doch nicht einen Lärm, als ob das ganze Dorf in Flammen stände!"

Der Landmann schaute hinauf zu dem Fenster in welchem der Kopf eines alten Mannes bekleidet mit einer baumwollenen Schlafmütze sichtbar ward.

„Drüben auf dem Wege liegt einer!" rief er hastig hinauf, „lange kann er noch nicht erschlagen sein, denn das Blut floß noch aus der Wunde. Geht mit Eurem Sohne hin, ich wecke unterdeß den Bürgermeister."

Der Alte brummte einige unverständliche Worte und schloß das Fenster, während der Landmann in's Dorf lief, um vor dem Hause des Bürgermeisters denselben Lärm zu schlagen.

„Ein Schneider kann doch nie seine Natur verläugnen!" sagte Schulz, als er das Fenster geschlossen und ein Licht angezündet hatte. „Ich bin überzeugt, der Mensch hat sich nicht einmal die Mühe genommen, der Leiche in's Angesicht zu sehen. — Geh', wecke Gottfried," fuhr er, sich zu seiner Frau wendend, fort, „er soll mich begleiten, wir werden bald wissen, was an der Sache ist."

„Herr des Himmels, ein Mensch ermordet!" jammerte die Frau, welche bei der ersten Nachricht aus dem Bette gesprungen war, „seit zwanzig Jahren ist hier in der Nähe kein ähnliches Verbrechen verübt worden. Wie werden sie nun wieder in der Stadt über unser armes Dorf reden! Weißt Du noch, damals, als der Hausirer im Walde erschossen und beraubt worden war, wollten sie's auch dem Dorfe zur Last legen, als es später sich herausstellte, daß" —

„Laß Dich das nicht anfechten," fiel Schulz der Redseligen in's Wort. „Die Leute mögen meinetwegen reden und schwatzen was sie wollen, ich kümmere mich um dergleichen nicht. Gehe nur und wecke Gottfried und sorge dafür, das wir ein geheiztes Zimmer, Thee und warme Tücher finden, wenn wir den Unglücklichen vielleicht hierherbringen."

Die Alte, welche bereits auf dem Wege zur Thür war, blieb stehen und sah mit einem Blick des Entsetzens sich um. „Konrad, Du wirst mir doch keine Leiche in's Haus bringen?"

„Sei unbesorgt, wenn der Mann eine Leiche ist, mag der Bürgermeister ihn fortschaffen, aber wenn er nur schwer verwundet ist, dann bringe ich ihn hierher, so wahr ich Konrad Schulze heiße," entgegnete der Alte fest. „Und nun spute Dich, Du siehst, ich bin bereits angekleidet, und noch immer stehst Du da, wie Loth's Weib, als sie zur Salzsäule ward."

Kopfschüttelnd verließ die Alte die Stube und schon nach wenigen Minuten trat der Sohn des Ackerers, ein frommer kräftiger Bursche, der ungefähr sechsundzwanzig Jahren zählen mochte, ein.

„Hole den Schubkarren und folge mir!" versetzte der Alte, indem er hinausschritt. „Auf den Bürgermeister können wir nicht warten, wenn's ein Menschenleben gilt, er mag nachkommen."

Schweigend schritten Vater und Sohn der Stelle zu, welche der Schneider dem alten Manne bezeichnet hatte.

„Wie grell mit der Schönheit dieser Nacht ein solcher Mord kontrastirt!" brach Gottfried endlich das Schweigen. „Oben der klare, heitere Himmel, die leuchtenden Gestirne, und hier unten" —

Der Alte fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle er Bilder verscheuchen, welche seine Seele ängstigten. „Diese Nacht erinnert mich lebhaft an jene, in der mein guter Herr Abschied von mir nahm, um die weite Reise anzutreten," sagte er leise, wie in Sinnen verloren. „Wie heute, schien auch damals der Mond, wie heute, lächelte auch damals der heitere Frühlingshimmel hinunter auf die Fluren, wie heute, gingen auch damals zwei Männer auf diesem Wege — doch wozu die Erinnerung! Er hat ja geschrieben, daß er bald wiederkommen werde, der Himmel weiß, wie sehr ich mich auf dieses Wiederkommen freue! Was er wohl sagen wird, wenn ich ihm den Sohn in die Arme führe, den er damals als ein kleines hülfloses Kind mir zurückließ! Freilich, seit jenem Tage hat manches sich geändert, der Bruder ist ein reicher, reicher Herr geworden" —

„Vater, hier sind wir an Ort und Stelle!" unterbrach Gottfried das Selbstgespräch des Alten, der, aus seinen Sinnen auffahrend,

einen raschen prüfenden Blick auf das Antlitz der Leiche warf. — Ein Schrei, ein wilder markerschütternder Schrei entrang sich seinen Lippen, gleich einem Verzweifelnden sank er neben dem Todten auf die Kniee und riß die Hand von der Wunde, um sich zu überzeugen, ob sie tödtlich war.

Gottfried stand enschüttert neben dem Vater, er ahnte, daß der Ermordete diesem nicht fremd gewesen war.

„Er ist todt," murmelte der Alte, indem er sich erhob und das Antiitz mit den Händen bedeckte; „gestorben in dem Augenblick, in welchem er am Ziele seiner Wünsche stand, — Gott, Deine Wege sind unerforschlich und wunderbar, ich will nicht rechten mit Dir und mich ruhig in Deinen Willen ergeben!"

Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Ein Klopfen an der Thür unterbrach des Fremden weitere Reden, denn im nächsten Augenblick trat ein blonder junger Mann ein, aus dessen Augen Leben und Lust sprühte.

„Du hast auf mich gewartet, Alexander?"

„Verzeih', lieber Junge," rief er und reichte dem so Angeredeten beide Hände, „freilich hätte ich schon längst hier sein können, wenn nicht ein Brief wirklich Eile erforderte — Aber, täuschen mich meine Augen nicht, sehe ich recht!? Auch Du, mein Brutus!" unterbrach er sich lachend, den Brief des Fremden vom Tische nehmend, den dieser ihm hastig zu entreißen versuchte. „Auch Du willst Dich der holden Wera weihen? Alexander, welche Sympathie verbündet uns! Sie hier, auch ich legte mich ihr zu Füßen und ließ darum meinen besten Freund warten. O, Wera, welche Zauberkraft übst Du mit Deiner Annonce aus. Daß ich Dein Sklave sein will, liegt in meiner heißen Gluth und hat nicht zu viel für sich; daß Du aber meinen ernsten Freund — meinen Misanthropen —

„Felix, Du bist und bleibst ein unverbesserlicher Mensch mit Deinen Spötereien!— Nun ja, ich schrieb diesen Brief, um die Zeit zu tödten, und weil die Annonce originell ist. Aber er kommt auch ohne an die Adressatin zu gelangen, ins Feuer; gib ihn also her!"

„Damit Du ihn den Flammen übergibst? Ah, gegen solch mörderisches Vorhaben werde ich das Opfer zu schützen wissen; den Brief erhältst Du nicht wieder! Du hast ihn einmal geschrieben, und jetzt kommt er mit dem meinen an unsre Wera. — Der Kampf soll zwischen uns entscheiden; einer von uns gewinnt sie, und um Dir dieses holde Wesen zu gönnen, mußt Du Dich mit mir schießen!"

„Da werden wir unser Pulver wohl sparen, mein lieber Felix. Dein Nebenbuhler werde ich durch meinen Brief gewiß nicht. Er duftet nicht wie der Deine" — lächelte der Fremde und deutete auf des Freundes zierliches Couvert — „nach Parfum, noch trägt er eine so farbige Umhüllung, und weniger noch athmet er Liebesgluht. Im Gegentheil, er enthält eher Beleidigungen."

„Das kann ich mir schon denken," entgegnete der junge Mann, „wie könnte mein weiser Daniel auch anders schreiben. Indeß gleichviel, das Ganze ist doch nur ohnehin ein Scherz, die Briefe kommen zur Post, vielleicht erhalte ich Antwort, denn ich schrieb ungefähr so:

„Wera, holdeste der Frauen, bereiten Sie mit Ihrem grausamen Verbot kein Herzbrechen, sondern verwandeln Sie dies zu einem beglückenden Gewähren; denn ich brenne vor Sehnsucht, Sie kennen zu lernen, Aug in Aug den geistigen Austausch zu suchen, bis unsere Seelen eins" — „Herr Baron, draußen ist ein Herr, der mir diese Karte an den Herrn Baron gab; er wartet auf Bescheid," sagte ein Kellner eintretend.

Der Baron nahm ihm die Karte ab, und sein Freund beugte sich über dessen Schulter und las den Namen, der darauf stand.

„August Willrich! Wer ist dieser Mann, lieber Alexander?"

„Ach, ein Numismatiker, der mir hier von einem Bekannten empfohlen ist."

„Bei Jupiter und seinem Zorn! Alexander, Du wirst doch nicht jetzt, wo wir gehen

wollen, Dich mit einem langweiligen Münzsammler in gelehrte Abhandlungen über römische, griechische, japanesische Münze, und wie sie alle heißen mögen, vertiefen wollen? Daß Du diese Passion noch immer nicht aufgeben kannst!"

„Was verlangst Du?" entgegnete der Baron, „wie könnte ich das aufgeben, was ich liebe? Doch sei ohne Furcht, Dich soll nichts belästigen," und sich zum Kellner wendend, fuhr er fort:

„Machen Sie Herrn Willrich meine Empfehlung; ich bedaure sehr, ihn heut nicht empfangen zu können, werde mir aber die Ehre geben, ihm in den nächsten Tagen in seinem Hause meine Aufwartung zu machen. Nicht wahr, jetzt bist Du mit mir zufrieden?" lächelte der Baron zum Freunde, als der Kellner das Zimmer verlassen. „Aber nun laß uns auch gehen; denn ich fühle wirklich, daß seit den Tagen wo ich hier bin, heut die erste Stunde ist, in welchem ich Appetit zu einem guten Frühstück habe. — Also komm!"

Die Freunde verließen das Hotel und schlenderten Arm in Arm durch die Straßen eine Zeit lang schweigend. Der Baron in Gedanken, sein Freund jedes vorübergehende Gesicht musternd, bis auch das ihm genug schien.

„Wie lange gedenkst Du hier zu bleiben?" fragte er den Baron.

„Das ist traurigerweise ganz ungewiß. Meine Mutter ist in Baden-Baden, und da ich mich entschieden weigerte, sie von dort abzuholen, weil es da von Vettern, Basen und allen Sorten an Verwandschaften wimmelt, die mir alle zuwider sind, so habe ich ihr das Versprechen geben müssen, sie hier zu erwarten. Ginge es nach mir, ich reis'te noch heute ab."

„Also Du willst den Einfluß Deines Onkels nicht benutzen, und in den Staatsdienst treten?"

„Diese Frage von Dir, Felix, befremdet mich. Sie ist meinem hofmännischen Onkel, meiner hochstrebenden Mutter verzeihlich, doch Deiner, des Freundes, der meine Gesinnungen so ganz kennt, nicht einmal würdig!" entgegnete der Baron unwillig und fuhr fort:

„Allerdings stehe ich darum mit meinem Onkel Minister in keinem guten Einvernehmen; ich kann mich nicht zum abnützenden Werkzeug einer Maschine machen lassen, deren Getriebe ich nur zertrümmern möchte, mich nicht beugen vor Denen, die das Henkeramt an der Freiheit der Menschheit ausüben! Ich weiß nicht, Felix, aber Deine Frage erweckt ein beängstigendes Gefühl in mir, daß auch Du von dem Großstaatenfieber ergriffen bist, und ich hätte meinen liebsten Freund verloren!" —

„Alexander, ich verzeihe Dir Dein Mißtrauen, so ungerecht es auch ist. Ich kann ebensowenig meine Gesinnungen ändern wie meinen Körper vertauschen. Du weißt, welche Cabalen ich in meiner Stellung schon darum hatte und noch immer habe. Ich glaube ganz bestimmt, daß nur meine freie Gesinnung allein der Hemmschuh ist, weshalb ich noch immer als Assessor ohne Gehalt herumlaufe."

„Der Du auch bleiben wirst, wenn Du die juristische Laufbahn nicht quittirst."

„Aber meine Eltern haben die fixe Idee, mich noch als Präsident zu erblicken."

„Der Du niemals werden wirst," fiel hier der Baron heftig ein. „Dein Vater ist doch sonst ein so klarer Kopf; leuchtet ihm das nicht ein, und was will er aus dem Sohn machen mit dem Titel Präsident? Einen angeschmiedeten Sklaven! — Nein, mein Freund, arbeite für das tägliche Brod bis in die Nacht hinein, aber bleibe der freie Mann, der das Recht hat, Thoren ins Gesicht zu lachen! Ich weiß, wie leidenschaftlich Du Naturforscher bist, immer wünschest, wie Humboldt die Welt zu umsegeln: warum unterdrückst Du diese Neigung und erklärst Dich Deinen Eltern nicht?"

„Zuletzt wird es auch wohl noch so kommen; ich habe selbst schon ernstlich daran gedacht," entgegnete der Assessor, froh, dem Gespräch eine freundlichere Wendung geben zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 91. **Donnerstag, den 3. August** **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Des letzte Wort war seinen Lippen kaum entflohen, als der Bürgermeister in Begleitung des Amtsboten und eines Chirurgen auf dem Schauplatz der blutigen That erschien. Die Niedergeschlagenheit, das verstörte Wesen des Landmannes, der auf alle an ihn gerichteten Fragen keine oder unzusammenhängende Antworten gab, erregten den Verdacht des Bürgermeisters, der in seiner früheren Stellung als Assessor schon manchen Kriminalprozeß geführt hatte. — Er ließ den Alten stehen und begann die Erfüllung seiner Amtspflicht damit, daß er den Ort des Verbrechens einer genauen Untersuchung unterwarf. Auf dem festen trockaen Rasen war kein Eindruck einer Fußspur zu finden. Ebensowenig ließ sich konstatiren, ob dem Morde ein Kampf vorhergegangen war, denn die Kleider des Todten waren weder zerrissen, noch in Unordnung.

Der Chirurg gab nach Sondirung der Wunde das Gutachten ab, daß eine Kugel den Unglücklichen ins Herz getroffen und fast augenblicklich getödtet habe. Neben der Leiche fand man ein Pistol und ein Messer, das erstere dicht neben der krampfhaft geballten Rechten, und hieraus glaubte der Bürgermeister auf die Vermuthung schließen zu können, daß der Todte sich selbst entleibt habe.

Gleich einem elektrischen Schlage wirkten diese Worte auf den Ackerer. Er warf den grauen Kopf in die Höhe und richtete den zürnenden Blick auf den Bürgermeister. „Ein Selbstmörder war dieser hier nicht!“ sagte er ernst, fast feierlich. „Sein ehrenfester Charakter, der jede unwürdige Handlung haßte, würde ihn stets, auch in Augenblicken der Verzweiflung vor solchem Verbrechen bewahrt haben.“

„So kanntet Ihr den Mann?“ fragte der Bürgermeister, der sich immer hartnäckiger einzureden suchte, daß sein alter Verdacht begründet sei.

„Ich kannte ihn,“ fuhr Schulz mit ehrlichem Stolze fort, „laßt den Todten in Euer Haus bringen, dort will ich unter vier Augen Euch seinen Namen nennen.“

Der Bürgermeister übergab das Pistol dem Amtsboten und warf einen Blick auf das Messer. Es war ein großes, sogenanntes Dolchmesser, dessen Klinge durch eine Feder gehalten wurde, auf der Hornschale befand sich ein silbernes Schildchen, in welches die Namen „Eduard Schulz“ eingravirt waren. — Ein Lächeln des Triumphs flog über die Lippen des Bürgermeisters. „Kennt Ihr dieses Messer?“ fragte er, dem Ackerer das corpus delicti vorhaltend.

„Ich schenkte es dem Todten, als er die Heimath verließ,“ erwiederte Schulz unbefangen, „daß er es von drüben mitbrachte, ist nur ein Beweis, wie sehr sein Herz an mir hing.“

Der Bürgermeister steckte das Messer schweigend in die Tasche und befahl dem Amts-

boten, die Leiche auf den Schubkarren zu legen und in's Amtshaus zu fahren.

„Laßt mich das b sorgen," sagte Schulz, indem er seinem Sohne einen Wink gab, „er war mein guter, lieber Herr, meine Hände sollen ihm den letzten Dienst erweisen."

Selbst diese Worte, in denen sich eine rührende Anhänglichkeit aussprach, vermochten nicht den Argwohn des Bürgermeisters zu entkräften.

„Du bleibst hier," flüsterte der Alte seinem Sohne zu, während er den Tragriemen über die Schulter warf, „der Bürgermeister hat nur oberflächlich den Ort untersucht, deßhalb forsche Du noch einmal nach, vielleicht entdeckst Du doch irgend ein Merkmal, welches uns auf die Spur des Mörders führen kann. Ich habe meine eigenen Gedanken, gebe der Himmel, daß ich mich in ihnen täusche."

Der Bürgermeister hatte inzwischen den Boten beauftragt, aus der nächsten Stadt den Richter und den Arzt zu holen. — Nach Verlauf einer halben Stunde lag die Leiche in der Amtsstube des Bürgermeisters und Schulz saß in dem Kabinet des Letzteren diesem gegenüber.

„Wir sind jetzt allein, Schulz," hob der Bürgermeister an, „also nennt mir den Namen des Todten und theilt mir mit, was Ihr über seine Verhältnisse wißt."

Schulz blickte düster vor sich hin: „Er hieß Karl Krämer," erwiederte er nach einer kurzen Pause.

„Derselbe, welcher vor zwanzig Jahren nach Amerika auswanderte?"

„Derselbe!"

„Ein Bruder des reichen Rentners Jakob Krämer in der Stadt?"

„Ja!"

„Nun? Ihr wißt, was ihn bewog, zurückzukehren?"

„Ich weiß es; hört mich an. Karl und Jakob waren die beiden Söhne eines ziemlich vermögenden Kaufmannes, welcher auf sein Geschäft und die Vermehrung seines Vermögens größeren Werth legte, als auf die Erziehung seiner Kinder. So kam es denn, daß diese, sich selbst überlassen, ausarteten: Jakob trat in die Fußstapfen des Vaters und ward ein geiziger Knicker, ein habsüchtiger Filz, der die krummen Wege nicht scheute, wenn er auf denselben sein Ziel erreichen konnte, während Karl rechtschaffen und brav blieb, aber daneben auch ein Verschwender wurde. Die beiden Kinder haben sich nie recht mit einander verstanden, namentlich aber war es Jakob, der stets die erste Veranlassung zu Hader und Zank gab. Ich diente damals als Knecht bei dem alten Herrn Krämer und meine Stimme galt stets etwas in dem Hause, obschon ich nicht viel älter war, als die Söhne. Der alte Herr wußte, daß ich treu und fleißig war, daß ich gesunden Menschenverstand besaß und offen meine Meinung Jedem sagte, der sie hören wollte, deßhalb hielt er große Stücke auf mich, und Karl, obschon ich ihn oft seines Leichtsinns wegen schalt und ermahnte, ernster zu werden, vertraute mir ebenfalls. Ein anderes war es mit Jakob, er mochte mich nicht leiden, ich war ihm ein Dorn in den Augen und deßhalb mußte ich fort, nachdem der Alte das Zeitliche gesegnet hatte und die Söhne das Geschäft übernahmen. Der alte Herr hatte mich in seinem Testamente bedacht, Karl schenkte mir noch eine kleine Summe dazu und ich kaufte das Gut in unserem Dorfe, welches ich durch Fleiß und Sparsamkeit mit den Jahren um die Hälfte vergrößerte. Karl besuchte mich so oft, als seine Zeit es erlaubte; er wußte, daß ich das Verhältniß zwischen ihm und seinem Bruder kannte und er meiner Theilnahme gewiß sein konnte.

Der Tod des alten Herrn hatte in dem Charakter und dem Wesen Jakobs nichts geändert, im Gegentheil wurde er nur noch habsüchtiger. Seine gewagten Spekulationen und die Art seiner Geschäftsführung behagten dem Bruder nicht, und Karl nahm kein Blatt vor den Mund, wenn es galt, gerechte Vorwürfe zu machen. So kam es, daß das Verhältniß zwischen den Beiden immer unangenehmer wurde, sie heiratheten und das Schicksal wollte, daß auch die Frauen sich schon in den ersten Stunden miteinander verfeindeten. Dazu übte Jakob, der die Kasse verwaltete, eine Vormundschaft über seinen Bruder aus, welche diesem unbequem sein mußte. Oft schon hatte Karl den Wunsch geäußert, die Gemeinschaft lösen zu können, aber Jakob, welcher das

kaufmännische Talent seines Bruders nicht gern im Geschäft entbehren mochte, hielt sich an dem Buchstaben des Kontrakts, erst als Karl immer dringender wurde, als er endlich drohte, das Geschäft zu untergraben, wenn seinem Verlangen nicht Folge geleistet werde, gab Jakob nach, unter der Bedingung, daß der Bruder sein Kapital dem Geschäft gegen genügende Sicherheit überlassen müsse. Mein Herr — ich nenne ihn so am liebsten — ging auf die Bedingung ein; sein Weib war zwei Jahre früher, nachdem sie einem Sohne das Leben geschenkt hatte, gestorben. Er war mit sich, mit Allem zerfallen und hoffte, drüben in Amerika den Frieden wiederzufinden. —

Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

„Für mich wäre demnach also vorläufig gesorgt. — Was wird aber mit Dir?"

„Mit mir? — Freund, ich vergrabe mich auf meinen Gütern unter Rüben und Kohlblättern, um so wenig wie möglich von dem Puppenspiel da draußen zu hören."

„Allein, ohne eine Baronin v. Roda?" warf der Assessor lächelnd ein, um den Freund aufzuheitern; dieser schwieg einige Minuten, dann antwortete er:

„Ich glaube — da Du heut so schicksalentscheidende Fragen an mich richtest, so muß ich Dir auch ein Stück aus meinem Liebesleben mittheilen, eine Episode aus meinem Leben, und Du sollst sehen, daß wenig Aussicht für mich auch nach dieser Seite hin zu hoffen ist. — Komm, hier ist eine gute Restauration; ich kenne sie noch aus meiner Studentenzeit; beim Glase Hochheimer sollst Du alles vernehmen."

In dem Augenblick, als beide Männer um die Ecke bogen, um nach der angedeuteten Restauration zu kommen, ging langsam eine junge Dame über die Straße, ein Wagen kam ihr nach und hätte sie unfehlbar übergefahren, da weder der nachlässige Kutscher auf sie achtete, noch sie selbst das Rasseln der Räder vernahm, wäre der Baron nicht schnell hinzugestürzt, hätte sie nicht an die Hand gefaßt und mit sich fortgezogen.

Das alles war das Werk einiger Secunden. Die Dame schien von dem ganzen Vorgang wie betäubt; erst als der Baron ihre Hand frei ließ und nach dem Wagen mit stummer Geberde hinwies, begann sie zu zittern, und begriff nun, welcher Gefahr sie entgangen. Dann sah sie ihn mit feuchten Blicken an und flüsterte:

„Ich danke Ihnen, mein Herr, und werde Ihnen diesen Dienst nie vergessen!"

Hierauf verbeugte sie sich mit dem Anstand einer feingebildeten Dame, zog ihren Schleier dichter vors Gesicht und ging mit so eiligen Schritten davon, als fürchte sie eine neue Gefahr.

Sie war schon lange um die Ecke der nächsten Straße, als der Baron noch immer stand und nach der Richtung blickte, wo sie verschwunden. Der Assessor berührte seine Schulter.

„Ei, ei, mein Freund, hat Dich diese Fee denn plötzlich zu Stein verwandelt? Du stehst ja wie gebannt, und scheinst noch bezaubert zu sein von dem Staub, den ihre Robe auf dem ungesprengten Straßenpflaster in großen Wolken zurückgelassen hat."

„Ja, sie war sehr schön!" unterbrach ihn der Baron sinnend. „Aber das war es nicht allein, was diesen Eindruck auf mich machte, In ihren bleichen Zügen lag ein Schmerz, ein unnennbares Etwas." —

„Wie, und Du willst es schwer finden, mit einer Baronin v. Roda in einem freiwilligen Exil zu leben? Ha, diesmal bist Du gefangen. Doch hier ist die Restauration, hinein, sonst kommt eine zweite Fee!" rief der Assessor lachend, den stummen Baron fortziehend.

Dort sprachen Beide dem Frühstück tapfer zu; als das geschehen, zündeten sie Cigarren an, der Assessor füllte die Gläser auf's neue und begann:

„Jetzt, mein lieber Alexander, erinnere Dich Deines Versprechens. Du wolltest mir eine Leidens- und Herzensgeschichte erzählen?"

„Du sollst sie auch hören, aber sie ist

eigentlich kurz und endet sehr nüchtern, nur die Moral bleibt nachhaltig," entgegnete der Baron. „Also höre! Du weißt, ich war vier Jahre im Auslande, und gewiß wäre ich noch heute nicht zurück, wenn die Angst meiner Mutter, bei dem damaligen bevorstehenden Kriege, mich nicht bewogen hätte, in ihrer Nähe zu sein.

„Es war ein Jahr vor meiner Rückkehr als ich auf einer Reise von Paris nach England auf der Eisenbahn mit einer jungen Dame und deren Tante allein in einem Wagen saß. Die junge Dame, die sehr hübsch und von imponirender Erscheinung war, machte mit ihren blonden Flechten, die so natürlich und so graziös um ihren Kopf gewunden waren, einen angenehmen Eindruck auf mich. Ich knüpfte bald mit der Tante ein Gespräch an, in das sich, zu meiner Freude, auch die Nichte einmischte. Ein Wort gab das andre, und ich erfuhr, daß das Ziel der Damen nach einem kleinen Städtchen kurz vor London war, zum Besuch bei einem Onkel, und merkwürdig, dieser Onkel war auch mein Ziel.

„Er war der Freund eines alten Sonderlings, den ich in Paris kennen gelernt und das Glück hatte, seine volle Gunst zu gewinnen, und zwar dadurch, daß ich ihm, dem wüthenden Alterthumsforscher, eine Lampe verehrte, die ich bei der letzten Ausgrabung in Pompeji erstanden. Zum Ersatz oder vielmehr als Dankgefühl empfahl mich der alte Herr eben an diesen Onkel, dessen Münzsammlung nicht unbedeutend sein sollte, und Du kennst ja hierin meine Schwäche.

„Ich erzählte also den Damen, daß auch mein Weg mich zu ihrem Onkel führe, ihre Freude schien darüber groß zu sein, und dieses zusammen machte uns bald zu Bekannten. Der Onkel empfing mich auf's freundschaftlichste, lud mich ein, bei ihm zu wohnen. — Was soll ich Dir sagen; mein Aufenthalt, der nur Tage dauern sollte, verlor sich ins unbestimmte, und ehe zwei Monate vorübergingen, war ich mit der blonden Maud verlobt. Ich glaubte sie mit ganzer Seele zu lieben, sie behauptete, mich anzubeten, schrieb die entzückendsten Briefe an meine Mutter, die mit meiner Wahl zufrieden schien, da die Braut, wenn auch arm, so doch einer der ältesten Adelsfamilien Englands angehörte.

„Kurz, wie das die Welt nennt, eine gute Wahl war getroffen; ich allein verlor diesen Glauben bald.

„Mehre Wochen nach meiner Verlobung kehrte ich von einer Reise aus London zurück, hatte aber meiner Braut nicht geschrieben, um sie mit meiner Ankunft zu überraschen, die um einige Tage früher, als sie vermuthete, geschah. Ich kam gegen die Dämmerstunde an und wußte, daß Maud in dieser Zeit allein im Garten sei ohne die Tante. — So war es auch — sie war ohne Tante; aber nicht einsam mit gebeugtem Körper meiner harrend und jenes bekannte Lied singend:

Ich bin allein — allein
Wie lange soll ich's noch bleiben? —

O nein! sie lag mit strahlendem Antlitz in den Armen eines langen englischen Offiziers, der ihren Mund mit unzähligen Küssen bedeckte. — Was denkst Du wohl, was ich da that?"

„Nun, was konntest Du anders thun, als Dich mit jenem Elenden schlagen!" rief der Assessor entrüstet.

„Nicht doch, ich sagte Dir ja, es lös'te sich alles nüchtern auf, ähnlich wie jene Geschichte mit dem Ritterfräulein, deren Verlobter nach Palestina zu den Kreuzzügen auszog und nicht wiederkehrte. Die Braut hielt ihn für todt, beweinte ihn, was sie aber nachdem nicht behinderte, sich zum zweiten Male zu verloben, dessen ungeachtet wollte sie aber, aus einer gewissen Pietät, den Ring des ersten Geliebten auch noch tragen, was natürlich der zweite Geliebte nicht duldete. Von seinem Drängen bestürmt, warf sie endlich den Ring unter Thränen in einen Fischteich. Am Abend desselben Tages war in ihrem Hause große Gesellschaft, unter andern Gerichte n' kamen auch Fische auf die Tafel. Die Braut zerlegte den ihren, wurde mit einem Male leichenblaß und stieß einen durchdringenden Schrei aus. Kannst Du die Ursache dieses Schreies errathen?"

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 92. Sonntag, den 6. August *1871.*

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Eines Abends, es war ein so schöner Maientag wie heute, trat mein lieber Herr in mein Haus, und ersuchte mich, ihn in ein Zimmer zu führen, wo wir ungestört mit einander plaudern könnten, er habe mir Sachen von höchster Wichtigkeit anzuvertrauen. Ich wußte, was er wollte, er hatte es mir ja schon vor Wochen gesagt. Er stand jetzt reisefertig vor mir, am nächsten Morgen mußte er in D. sein, um von dort mit der Eisenbahn nach Hamburg zu fahren, wo er sich nach Amerika einschiffen wollte. Er kam, um von mir Abschied zu nehmen und mir sein Kind anzuvertrauen, an welchem seine ganze Seele hing. Das Bübchen war kaum zwei Jahre alt, mitnehmen konnte er es nicht, es würde dort in dem unstäten Leben, welches sein Vater führen mußte, untergegangen sein. —

„So lege ich sein Geschick vertrauensvoll in Deine Hand," sagte mein Herr, „Du wirst über ihn wachen, wirst dafür sorgen, daß es etwas tüchtiges lernt, daß es brav und charakterfest wird."

„Wie sein Vater!" sagte ich, indem ich ihm die Hand bot.

„Nein, nein," fuhr er fort, „ich weiß wohl, was mir gefehlt hat, die Schule der Entsagung. Ich hatte es stets zu gut, deßhalb auch erhielt der Leichtsinn die Macht über mich, welche meinen Untergang herbeigeführt haben würde, wäre nicht mein Bruder so streng und schroff gegen mich aufgetreten."

„Er erklärte nun, es sei sein festes Wollen, daß sein Sohn diese Schule durchmachen solle. Laut Uebereinkunft mit seinem Bruder, habe er ein Kapital von zwanzigtausend Thalern in dem Geschäft; dieses Kapital solle dem Bruder verbleiben, bis das Kind großjährig sei. Ich rieth ihm ab, er blieb aber fest.

„Die Pflegemutter, der ich das Kind übergab," sagte er, „kennt den Namen desselben nicht, ich habe ihr für ein Jahr die bedungene Kostsumme gezahlt, ist das Jahr abgelaufen, so übernimmst Du die Erziehung. Du wirst von mir regelmäßig zu Anfang eines jeden Jahres eine Summe erhalten, welche für die Beköstigung und Erziehung des Kindes hinreicht. Niemand, hörst Du, niemand darf wissen, daß mein Sohn hier zurückgeblieben ist, am wenigsten mein Bruder, der sich durch seine Habgier verleiten lassen könnte, dem Kinde ein Leid zuzufügen, um das Kapital verlassen zu dürfen. Ist mein Sohn großjährig, so übergib ihm diesen notariellen Akt, er enthält die Anweisung auf mein Vermögen, welches mein Bruder sofort bei Vorzeigung dieses Papiers auszahlen muß. Bis zu diesem Zeitpunkte soll auch mein Sohn über seinen wahren Namen, wie über das Schicksal seines Vaters im Unklaren bleiben, ich überlasse es Dir, dafür Sorge zu tragen."

„Wir sahen uns eine Weile schweigend einander ins Auge; ich wäre gerne mit ihm

gegangen, aber ich fühlte auch, daß ich den Wunsch nicht aussprechen durfte, daß ich zurückbleiben mußte, um das Kind einst in die Arme des Vaters zurückführen zu können, Ich versprach Alles getreulich ausrichten zu wollen und begleitete meinen Herrn bis D., wo wir Abschied nahmen. Seit jenem Tage sah ich ihn nicht mehr wieder."

„Und Ihr wißt gewiß, daß er und der Todte ein und dieselbe Person ist?" fragte der Bürgermeister.

„Wenn auch sein Haar ergraut ist und die Sorgen tiefe Furchen in seine Stirn gegraben haben, seine Züge sind nicht verändert," erwiderte Schulz. „Sucht in der Tasche des Todten nach, dort müßt Ihr ja seinen Paß finden."

„Seine Taschen sind leer," versetzte der Bürgermeister achselzuckend, „nur das Messer und das Pistol fanden wir" —

„Gott sei Dank!" seufzte der Alte tief auf, „so sinds Raubmörder gewesen!"

Der Bürgermeister sah mit einem Gemisch von Erstaunen und Mißtrauen in das Antlitz des Landmannes.

„Weßhalb Gott sei Dank?" fragte er. „Habt Ihr vielleicht irgend einen Verdacht?"

„Nein, nein," fiel Schulz ihm hastig in die Rede. „Niemand außer mir wußte ja, daß er von drüben zurückkehrte, woher also sollte mir ein Verdacht kommen?"

„Außer Euch wußte das Niemand?" forschte der Bürgermeister, der in diesen arglos hingeworfenen Worten einen schlagenden Beweis für die Richtigkeit seines Verdachts zu finden glaubte.

„Euch also hatte der Ermordete das mitgetheilt?"

„Er schrieb mir vor drei Monaten, daß er jetzt bald, vielleicht in diesem Frühjahr zurückkehren werde, ich solle seinen Sohn noch nicht darauf vorbereiten, nicht früher, als bis er wirklich hier sei."

„Und dieser Sohn? Wo ist er? Wie heißt er?"

„Das ist mein Geheimniß," entgegnete Schulz fest und stolz, „meine Lippen werden es bewahren, bis der Tag gekommen ist, an welchem ich es enthüllen darf."

Der Bürgermeister biß sich auf die Lippen, der Stolz des ehrlichen, treuen Landmannes erbitterte ihn. „Aber ihr habt doch noch das Dokument, welches Euer Herr Euch übergab?" hob er nach einer Pause wieder an.

„Es ist sicher aufgehoben," entgegnete Schulz ruhig, „wenn die Stunde kommt, werde ich es dem Betreffenden schon vorzeigen."

Der Eintritt des Untersuchungsrichters, der in Begleitung des Arztes und einiger Gensd'armen kam, schnitt die weiteren Fragen des Bürgermeisters ab. Der letztere führte die Herren aus der Stadt in die Amtsstube, und der Kreisphysikus übernahm ohne Zögern die Obduktion der Leiche. Sein Gutachten bestätigte in allen Theilen dasjenige, welches der Chirurg bereits abgegeben hatte, er erklärte zu Protokoll, daß der Ermordete kurz vor Mitternacht durch einen Pistolenschuß getödtet worden sei und ein Kampf vorher nicht stattgefunden haben könne, da der Mörder den Schuß aus einiger Entfernung abgefeuert habe.

Die Erklärung des Bürgermeisters blieb nicht bei der Thatsache allein stehen, sie ging weiter, als gerade nöthig war, und warf auf Schulz ein so zweideutiges Licht, daß auch in der Seele des Instruktionsrichters Verdacht geweckt werden mußte. Der Bürgermeister berührte das verstörte Wesen des Ackerers, seine Verzweiflung bei der Leiche, wie den Stolz, der dieser Verzweiflung folgte, hob dann hervor, daß Schulz der Erste auf dem Schauplatz des Verbrechens gewesen sei und man neben dem Todten ein Messer gefunden habe, welches auf dem Heft den Namen des Ackerers trage.

„Sie glauben daraus auf die Schuld dieses Mannes schließen zu dürfen?" fragte der Richter.

Der Bürgermeister zuckte die Achseln. „Jedenfalls sind diese Umstände auffallend genug, um einen Verdacht zu rechtfertigen. Nehmen Sie den Mann in's Verhör, vielleicht gelingt es Ihnen, Beweise für oder gegen ihn zu erhalten."

Der Instruktionsrichter ließ zuvor den Schneider rufen, welcher die Leiche gefunden hatte. Der Schneider, welcher seine Angst noch

immer nicht ganz bewältigt hatte, ließ sich durch die ernsten Ermahnungen des Bürgermeisters zu sehr einschüchtern; mit dem Gerichtsverfahren gänzlich unbekannt, glaubte er, auf die Fragen des Richters nur solche Antworten geben zu müssen, wie dieser sie ihm fast in den Mund legte. So lautete denn seine zu Protokoll gebrachte Aussage, daß Schulz gleich nach dem ersten Pochen schon am Fenster gestanden und herausgerufen habe, er, der Schneider, solle doch nicht so sehr großen Lärm machen, das Dorf stehe ja nicht in Flammen, auch sei es ihm aufgefallen, daß der Ackerer sehr bleich ausgesehen und seine Stimme gezittert habe.

Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

„Nichts ist leichter; sie fand im Fisch den Ring wieder, den sie in den Teich geworfen, sagte der Assessor lachend.

„Nein, mein Freund, eine Gräte vom Fisch hatte ihren kleinen Finger verwundet; sie sah einige Tropfen Blut und wußte nicht gleich, aus welcher unbedeutenden Wunde diese herrührten.

„So fühlte auch ich, als ich zuerst die Liebenden erblickte. Der Moment des Schmerzes ging schnell vorüber, gefaßt, trat ich dicht an Beide heran; Maud erblickte mich zuerst und riß sich fast gewaltsam aus den sie umschlingenden Armen meines Rivalen, als ich sie ihm wieder zuführte.

„Ich nahm ihre Hand, legte sie in die des ganz sprach- und fassungslos Dastehenden und sagte: „Bleibt nur zusammen, denn Ihr scheint zusammenzugehören." Dann verließ ich die Bestürzten und ließ mich bei der Tante melden. Diese Frau that mir allein leid; sie betheuert, an Maud's Treulosigkeit unschuldig zu sein, obgleich der lange Officier ihr Sohn sei. Mit thränenden Augen theilte sie mir mit, daß sich die beiden Leutchen eigentlich immer lieb gehabt hätten, aber da beide auch gleich arm waren, konnte an eine Verbindung zwischen ihnen nicht gedacht werden. Da lernte Maud mich kennen, und mochte wohl instinktiv gefühlt haben, daß es sich an der Seite eines reichen Mannes besser lebe, als an dem Herzen des armen Geliebten, wo die Liebe, wie man zu sagen pflegt, doch mit der Zeit zum Fenster hinausfliegen müsse, und verlobte sich mit mir; anders dachte der Sohn Albions; er kam, bat, flehte, machte Vorwürfe, drohte sich vor ihren Augen zu tödten. Nun, und das war zu viel für das weiche Herz einer Frau.

„Verurtheilen wir sie nicht; Maud hatte Gefühl, sie konnte trösten, ihn küssen, mit ihm lachen und weinen, denn ich war ja fern, freilich, daß ich dazu kam, lag eigentlich nicht in ihrer Berechnung. — Siehst Du, als ich mir dessen klar war, fühlte ich mich auch bewogen, die jungen Leute glücklich zu machen.

„Der Onkel war ein biederer Mann und liebte mich, beiläufig bemerkt, war er auch sehr reich, und ich legte für seine Verwandten, nachdem ich ihm so schonend wie möglich alles erzählt hatte, ein gutes Wort ein. Es dauerte aber lange, ehe sich seine Empörung, als er alles wußte, legte. Er hatte mich mit echt englischer Neigung in sein Herz geschlossen und sich kindlich gefreut, mich durch Familienbande näher an sich zu fesseln. In den ersten Tagen wollte er weder Nichte noch Neffen sehen und sprach sogar von Enterbung. Nach und nach, in Folge meiner ununterbrochenen Fürbitte, ließ er sich jedoch bewegen, den jungen Leuten zu verzeihen und ihnen eine kleine Besitzung zu kaufen.

„Der lange Offizier sollte die Uniform ausziehen, sich in einen praktischen Landwirth verwandeln — und dann Maud zum Altar führen.

„Als ich das mit vieler Mühe so weit beim Onkel durchgesetzt hatte, reis'te ich ab. Der biedere Mann schied fast mit Thränen von mir, und feierlich mußte ich ihm das Versprechen geben, sobald mich mein Weg wieder nach England führe, sein Haus wie das meines Vaters zu betrachten. Maud hatte ich nach jener Stunde, wo ich die Liebenden belauschte, nicht wiedergesehen, auch bei der Trennung war sie nicht anwesend."

„Und wie nahm Deine Mutter diese, für sie doch unerwartete Auflösung der Verlobung auf?" fragte Felix.

„Mit Entrüstung und in eigenthümlicher Weise," entgegnete der Baron. „Mit einem Worte, sie war empört, aber nicht über Mauds Untreue, nein, über mich, der ein Tête-à-Tête zwischen Cousin und Cousine so ernst genommen, wodurch ich leicht einen öffentlichen Eclat hätte herbeiführen können. Ich ließ den Sturm über mich ergehen, und sie mußte sich endlich beruhigen; aber ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich meine Mutter in Verdacht habe, sie habe noch lange Zeit mit Mauds Onkel correspondirt, zu welchem Zweck ist mir freilich unbekannt; aber ich weiß, daß Beide sich schwer darein gefunden haben, mich und Maud nicht als Mann und Frau zu wissen."

Felix blies nachdenkend den Rauch aus seiner Cigarre, der Baron fuhr, ihn beobachtend, fort:

„Worüber Du jetzt nachdenkst, errathe ich. Du tadelst innerlich meine Handlungsweise gegen Maud und ihren Geliebten; ich war da großmüthig, wo ich hätte Richter sein können. Mein lieber Felix, zu strafen fühlte ich mich nicht veranlaßt; denn Maud ließ keine Lücke in meinem Herzen. Ich empfand keinen Verlust durch die Trennung von ihr. Im Gegentheil; erst als ich frei war, athmete ich erleichtert, wie von einer schweren Last befreit, auf. Warum sollte ich nicht dankbar sein?

„Ich kann und will auch heut noch der Wahrheit getreu bleiben. Maud war schön, und ihre Erscheinung hatte mich angezogen und geblendet; aber als ich mich mit ihr verlobte, empfand ich schon nach Tagen den Fehlgriff meiner Wahl; ich fühlte, daß sie nicht das Wesen war, welches meine Seele so sympathisch anwehte, daß sich mein Fühlen und Denken mit dem ihrigen hätte verschmelzen können. Wenn ich das sage, mußt Du aber nicht auf die Vermuthung kommen, sie sei fühllos gewesen. O nein, sie war von äußerster Gutmüthigkeit; ihre Augen konnten in Thränen schwimmen, wenn sie Jemand leiden sah. Ich war Zeuge, als sie eines Tages einen goldnen Reif von ihrem Arm nahm und dem Bettler am Wege geben wollte, der sie um eine Gabe anflehte; meine Dazwischerkunft verhinderte es nur.

„Solche Gefühlsmomente hatte sie schon, wenn sie auch blitzschnell vorüber gingen; doch jedes höhere Verständniß, durch das ein Weib dem Manne erst alles werden kann, war ihr eine entrückte Welt; dafür hatte sie keinen Sinn. Dagegen kannte sie die Formen der Gesellschaft bis ins kleinste, und am süßesten war ihr Lächeln, wenn sie eine befriedigende Toilette vor dem Spiegel musterte. Fast möchte ich den armen Sir Arthur bemitleiden, der, um eine solche Frau sein zu nennen, die Epauletten mit dem Pflug einwechseln mußte."

„Bedauern! warum nicht gar!" fiel Felix ein. „Du sagtest doch selbst, er liebt die schöne Maud?"

„Er liebt sie, wie ein verliebter Knabe ein schönes Mädchen liebt, und ebenso sie ihn. Aber der Ernst des Lebens macht andere Ansprüche als die der Schwärmerei. Maud ist für den Salon und nicht für den Herd eines Landmannes geschaffen."

„Wer weiß, ob sie sich darin nicht prächtig findet! Du trägst die Farben zu stark auf, das finde ich schon heraus. Du machst zu große Anforderungen an ein Weib. Für Dich sollen sie gleich alle Engel sein. — Nein, die Erziehung des Mannes muß sie erst dazu machen," entgegnete Felix. „Du anatomisirst die Fehler der armen kleinen Wesen zu sehr."

„Das mag sein, aber zu Mauds Erzieher war ich nicht geschaffen. Hätte ich sie geheirathet, so würde ich der unglücklichste Mann geworden sein."

„Und ich vielleicht der glücklichste!" entgegnete Felix lachend. „O wie würde ich mir meine englische Schönheit gezogen haben. In einem halben Jahre hättest Du Maud für die Krone der Frauen erklärt."

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 93. **Dienstag, den 8. August** **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Der Instruktionsrichter ließ jetzt den Ackerer vorführen. Schulz, der nicht im Entferntesten ahnte, welch drohende Wolken über seinem Haupte sich zusammenzogen, trat mit festen Schritten ein, er sah dem Richter ernst und ruhig ins Antlitz und beantwortete jede Frage so rasch und sicher, daß selbst der geübteste Kriminalist keinen Argwohn hätte schöpfen können. Ein anderes aber war es mit den Beiden, welchen der Ackerer gegenüberstand, sie hatten von vornherein Verdacht gefaßt und hielten um so zäher an demselben fest, je mehr das ruhige, sichere Benehmen des Mannes ihn zu entkräften drohte.

„Hatte Karl Krämer Freunde oder Bekannte hier, denen er vielleicht seine Rückkehr mittheilen konnte?" fragte der Instruktionsrichter am Schlusse seines Verhörs.

„Nein," entgegnete Schulz, „so viel ich weiß, verkehrte er mit Niemandem.

„Glaubt Ihr, daß er seinem Bruder die Anzeige gemacht habe?"

„Ihm am wenigsten; in all seinen Briefen, welche er mir von drüben geschrieben hat, erwähnt er seinen Bruder nur dann, wenn er sich in Vorwürfen und Klagen über ihn ergeht. An eine Aussöhnung der Beiden war nicht zu denken, sie haßten einander zu sehr."

„So wußtet Ihr allein, daß er sich nach Europa eingeschifft hatte?"

„Einschiffen wollte," verbesserte Schulz. „Der Tag seiner Abreise war noch nicht festgestellt, ich vermuthete aber gleich, daß er mich überraschen würde. Es war so seine Art.

„Man hat bei dem Todten nichts gefunden, weder Geld noch Papiere; vermuthet Ihr, wo dieselben geblieben sind?"

Der Ackerer richtete sich plötzlich auf.

„Glauben Sie," erwiderte er, und der Ton seiner Stimme klang streng, fast heftig, „glauben Sie, wenn ich dies wüßte, würde ich geschwiegen haben?"

„Der Trotz klingt schlecht in Eurem Munde," versetzte der Richter erbittert, „antwortet auf meine Fragen kurz und bündig mit „ja" oder „nein," alle Nebenbemerkungen könnt Ihr sparen. Wie kam es, daß Ihr Euch so früh schon auf dem Schauplatz des Verbrechens befandet, noch ehe der Bürgermeister dort eintraf?"

„Ich denke, die Frage kann jedes Kind beantworten," entgegnete Schulz; „erstens wohne ich dicht am Ausgange des Dorfes, zweitens wurde ich durch den Schneider zuerst geweckt."

„Der Schneider behauptet, Ihr seiet schon beim ersten Pochen am Fenster erschienen, ist dem also?"

„Allerdings, er machte ja einen Lärm, daß man hätte glauben sollen, der jüngste Tag sei angebrochen."

„Wo habt Ihr den Abend zugebracht?"

Der Ackerer sah überrascht den Fragenden in's Auge. Eine Binde fiel ihm von den

Augen, er sah jetzt, wohinaus der Instruktionsrichter wollte, er fühlte, daß auf ihm der Verdacht ruhte, daß man ihn für den Mörder hielt, und von diesem Augenblicke an wich sein Muth, sein ehrlicher Stolz der Verzagtheit, welche ihn seine späteren Antworten mit ängstlicher Berechnung auf die Goldwaage legen ließ und dadurch seine Lage nur noch verschlimmerte.

„Ich habe am Abend einen Gang durch meine Felder gemacht," entgegnete er nach einer Pause, „bin aber vor zehn Uhr nach Hause zurückgekehrt und früh zu Bett gegangen."

„Begleitete Euer Sohn Euch, oder gingt Ihr allein?"

„Ich war allein: Gottfried mußte zu Hause das Vieh tränken."

„Und dieses Messer?" fuhr der Instructionsrichter fort, indem er es dem Ackerer vorhielt, „trugt Ihr es bei Euch?"

„Wie kommen Sie zu der Frage?" fuhr Schulz zornig auf, den die Hartnäckigkeit, mit welcher der Richter an seinem Verdachte festhielt, erbitterte. „Ich habe dieses Messer nie besessen, als ein Andenken gab ich es meinem Herrn vor zwanzig Jahren, als dieser Europa verließ."

„Jedenfalls ein sehr sonderbares Geschenk!" warf der Bürgermeister ein. „Ein Dolchmesser! Es bleibt indeß zu untersuchen, ob dasselbe vor zwanzig Jahren oder später gekauft worden ist."

Der Instruktionsrichter fühlte, daß er auf dem gewöhnlichen Wege dem Landmann nicht beikommen konnte.

„Wenn Euer Herr nicht zurückkehrte, wenn er starb oder überhaupt verscholl, so waret Ihr verpflichtet, dem Sohne desselben ein Dokument einzuhändigen, welches diesen in den Besitz einer bedeutenden Summe setzt?" hob er nach einer Pause wieder an. „Lautet dieses Dokument auf den Vorzeiger?"

„Ich weiß es nicht, es ist versiegelt, und mir wird es nie in den Sinn kommen, das Siegel zu erbrechen."

„Aber Ihr vermuthet es?"

„Nein!"

„Auch gut. Gesetzt nun, Ihr verhelft dem jungen Manne, der Euch gewissermaßen als Pflegevater betrachten muß, zu seinem Vermögen, so erwerbt Ihr Euch dadurch ein Recht auf seine Dankbarkeit, nicht wahr?"

„Ich finde hiergegen nichts einzuwenden."

„Schön; gehen wir weiter in unsern Kombinationen. Diese Dankbarkeit könnte sich auf die Duldung einer Vormundschaft erstrecken, welche Ihr nach wie vor über Euren Zögling ausübtet; unter dem Vorwande, er sei zu jung, um sein Vermögen zu verwalten, nähmet Ihr die Summe an Euch, und suchtet sie durch vortheilhafte Anlage, natürlich im Interesse Eures Mündels, zu vergrößern."

„Auch das will ich nicht bestreiten, obschon ich dem Sohne meines Herrn keine Vorschriften in dieser Beziehung machen werde."

„Das Alles fiel fort, wenn der Vater Eures Zöglings erschien und selbst das Vermögen in Empfang nahm?"

„Ich weiß nicht, weßhalb Sie diese Fragen stellen," entgegnete Schulz ungeduldig. „Lassen Sie mich nach Hause gehen, in meinem Kopf ist es so wüst und wirr, daß ich auf Ihre Kreuz- und Querfragen gar keine Antwort mehr zu finden weiß."

Der Richter warf seinem Kollegen einen Blick des Triumphes zu.

„Wie viel sandte Euch Krämer jährlich zur Bestreitung der Bedürfnisse seines Sohnes?" fuhr er fort.

„In den ersten Jahren dreihundert Thaler," entgegnete der Ackerer, „später, als der Knabe die Schule besuchte und seine Bedürfnisse zunahmen, erhielt er hundert, auch hundertfünfzig Thaler mehr."

„Und Ihr führet über diese Summe Bücher?"

„Auf Heller und Pfennig."

„Ihr erspartet von diesem Gelde nichts?

„Doch, zweihundert Thaler."

„Und wo ließt Ihr diese Ersparnisse?"

Der Ackerer zögerte einen Augenblick.

„Muß ich Ihnen auf diese Frage Antwort geben?" versetzte er. „Ich denke, ich bin nur meinem Herrn gegenüber Rechenschaft schuldig" —

„Ihr müßt," unterbrach ihn der Richter, der jetzt den Faden gefunden zu haben glaubte, an welchem er den Verbrecher fassen konnte.

„Nun wohl, ich benutzte dieses Geld zum Ankaufen von Vieh," fuhr Schulz ruhig fort. „Ich hatte die kleine Summe in die Sparkasse gebracht, mit dem festen Vorsatz, sie meinem Pflegesohn oder dessen Vater einzuhändigen, da raffte eine Seuche mir ein Pferd und zwei Kühe fort, um sie zu ersetzen, benutzte ich die zweihundert Thaler, welche ich meinem Herrn zurückzahlen wollte, sobald ich ihm Rechnung ablegte."

„Und das Geld liegt zur Rückzahlung bereit?"

Es fehlen noch fünfzig Thaler an der Summe."

Der Instruktionsrichter erhob sich.

„Konrad Schulz, ich verhafte Euch im Namen des Gesetzes, als der Ermordung des Kaufherrn Karl Krämer verdächtig!"

Der Ackerer, der auf solche Wendung nicht gefaßt war, sah dem Richter eine Weile stier in's Antlitz, dann brach er in ein bitteres Lachen aus.

„Mich, mich wollen sie verhaften?" rief er. „Ich soll meinen Herrn gemordet haben?"

Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Der Baron mußte lachen. „Ich könnte fast glauben, Ihr Beide hättet füreinander ganz gut gepaßt. Mit Deinem Scherz, zuweilen auch beißenden Spott, hättest Du ihre Fehler so lange gegeißelt, bis sie diese aus Scham abgelegt." —

„Getroffen! Schade nur, daß Sir Arthur durch meinen Erziehungsplan einen Querstrich gemacht hat, sonst würden wir gleich nach England reisen und Du der Vermittler zwischen mir und der schönen Maud werden." —

Der Baron sah schweigend aus dem Fenster.

Felix fuhr fort. „So ließe sich das allerliebst arrangiren, ich würde der Gatte der schönen Maud und Dich könnte vielleicht jene kleine Fee beglücken, die Du heut so ritterlich den Braunen entrissen hast."

„Vielleicht!" entgegnete der Baron sinnend.

„Doch lassen wir diese Erinnerung. Sie ist mir entschwunden, ich werde sie nicht wiedersehen. — Mithin ist der Zauber, in den mich ihr Anblick versetzte, als sie mir leise mit so lieblicher Stimme Dankesworte zuflüsterte, gebrochen und beendet."

Er stand auf und suchte seinen Hut.

„Komm laß uns noch einen kleinen Spaziergang in freier Luft machen! Inzwischen verabreden wir, in welcher Weise wir den heutigen Tag zubringen; doch zuerst muß ich noch nach meinem Hotel zurück und Nachfrage halten, ob nicht Briefe für mich angekommen sind; ich erwarte Nachricht von meiner Mutter."

„Das soll alles geschehen; ich stelle mich heute ganz zu Deiner Verfügung; gebiete über Deinen Schatten," entgegnete Felix, und fuhr fort: „Doch halt! Ehe wir diese Stätte verlassen, will ich zwar nicht Cupido, doch einen Kellner rufen, damit er mir zwei Briefmarken bringt, und ich unsere Briefe frei an die schöne Wera befördern kann; von da mag Amor seinen Lauf beginnen. Soll einer von uns der beglückte Sterbliche sein, dem der Lieblichen Huld lächelt, so können wir das schon in den nächsten Tagen erfahren."

„Felix," entgegnete der Baron, nachdem der Freund wieder zu ihm zurückkehrte und die Marken, die er sich vom Kellner verschafft hatte, auf die Briefe klebte, „ich denke, Du gibst den Scherz auf. Wenigstens laß meinen Brief zurück."

„Verblendeter!" rief der Assessor mit gehobener Stimme, „willst Du die Götter versuchen? Grade Dir Undankbarem kann Wera antworten."

„Ich trage gar kein Verlangen danach." —

„Dich wird sie sehen und sprechen wollen."

„Ich werde ihrer Aufforderung nicht folgen."

„Warten wir's ab," entgegnete der Assessor; „indeß thu' ich was meines Amtes ist."

Mit den Worten klopfte er zur Bekräftigung an die Tasche seines Rockes, wo die Briefe waren, und als sich beide wieder

auf der Straße befanden, warf er diese, ungeachtet der Gegenwehr des Barons, in den nächsten Briefkasten.

Als die Freunde den verabredete Spaziergang gemacht hatten und, nach Bestimmung des Barons, in dessen Hotel zurückkehrten, fand dieser wirklich einen Brief seiner Mutter vor, der ihn aber, als er ihn las, so verstimmte, daß selbst die witzigen Einfälle des lustigen Freundes nicht im Stande waren, die Wolken von seiner Stirn zu verscheuchen.

„Da!" rief er diesem zu und reichte ihm den Brief; „lies und sage mir, ob Du den Inhalt verstehst. — Ich finde nur heraus, daß meine Mutter eine neue Spekulation mit meiner Freiheit vorhat."

„Du Aermster!" entgegnete Felix; „doch laß sehen." Er nahm den Brief und las mit lauter Stimme:

„Mein lieber Alexander!

„Durch einen freudigen Zufall ist meine Abreise ganz unbestimmt geworden. Du wirst Dich wundern und freuen, welche lieben Freunde gewillt sind, eine Zeit lang bei uns zu leben. Aber was plaudere ich da? — Es soll ja für Dich eine köstliche Ueberraschung werden. Ich sage Dir, gib Deinen beharrlichen Eigensinn auf und komme nach Baden; Du hast gar keine Ahnung, welche Herzen sehnsüchtig Deiner harren. — Zwei Lippen fragen beständig nach Dir, wie es Dir geht, was Du machst, und wie Du über die Frauen denkst; ich kann von Dir gar nicht genug erzählen; meine kleine Zuhörerin ist unersättlich in Fragen — —

„Alexander, ändere Deinen Entschluß und komme zu Deiner Mutter — nach —"

„Hör auf! hör auf!" rief der Baron; „ich kann nichts weiter hören! Der kurze Sinn des seitenlangen Briefes ist: meine Mutter hat wieder die alte Passion, mich zu verheirathen. Und dazu soll ich noch nach Baden kommen? — Nimmermehr!"

„Aber wer mag die Erwählte nur sein, die Dich, nach den Reden Deiner guten Mutter, bereits in ihr kleines Herz eingeschlossen hat! Hast Du gar keine Vermuthung? fragte Felix, indem er den Brief der Baronin auf den Tisch legte und sich neben den finstern Freund setzte.

„Nicht die geringste," entgegnete der Baron. „Das kümmert mich auch gar nicht. Gewiß ist es eine Comtesse oder die Enkelin einer Fürstin, deren Augen ohne mein Verschulden irgendwo geruthen, mich anzusehen; denn mit bürgerlichem Blute geht meine sonst herzensgute aber streng aristokratische Mutter nicht um. Das ist mir auch Nebensache. Meine Frau wird die Dame ebensowenig, wie es Maud geworden ist. Auch gehe ich nicht nach Baden; aber daß meine Mutter diese ganze Gesellschaft schon auf's Gut eingeladen hat, das verleidet mir jetzt auch die Rückkehr nach der Heimath, auf die ich mich eigentlich gefreut habe, da ich dort ein Stillleben zu führen gedachte. Um dieser unerquicklichen Gesellschaft nun zu entgehen, werde ich mich wieder noch lange in der Fremde umhertreiben müssen."

„O über diesen Sonderling! Das Glück der Liebe überschüttet ihn mit seinem Füllhorn, und der Undankbare flieht vor ihm. — Doch Scherz im Ernst! Deine schönen Besitzungen, die der Aufsicht ihres Herrn bedürfen, sollen nicht vereinsamt bleiben. — Wie wäre es, wenn ich, als Dein Abgesandter, nach Baden ginge und die Geschichte zu arrangiren suchte, mit Deiner Mutter unterhandelte?" fragte Felix, listig den Freund ansehend.

Des Barons Augen blitzten, im Moment erhellte sich seine Stirn.

„Felix, Freund, das ist ein herrlicher Gedanke! Meine Mutter kennt Dich, hat Dich sehr gern, — und so bliebe nur die Frage, wie Du die von ihr bereits gethane Einladung abwendest?"

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Die Erste macht selbst Helden heiß,
Die Zweite lohnt des Menschen Fleiß,
Und auch dem Ganzen findest Du
Manch wackeres Haupt in Todesruh.

Auflösung des Doppel-Palindroms in Nr. 88 des Unterhaltungsblattes: „Grab — barg; Sarg — Gras.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 94. **Donnerstag, den 10. August** **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

„Sehen Sie, das ist das Erwachen des bösen Gewissens," nahm der Bürgermeister, sich zu seinem Kollegen wendend, das Wort. „Nun, hatte ich Unrecht, daß ich sie auf diesen Menschen aufmerksam machte?"

„Wenn Ihr wirklich unschuldig seid, so wird das Gericht dies schon ermitteln," versetzte der Instruktionsrichter. „Ich hoffe, Ihr folgt mir gutwillig, es sollte mir um Eure grauen Haare leid thun, wenn ich Euch Handschellen anlegen müßte."

Der Alte richtete das Haupt stolz empor.

„Jeder Mensch kann irren," sagte er, deßhalb zürne ich Ihnen nicht, daß Sie in übertriebenem Amtseifer mich für schuldig halten. Ihre letzten Worte aber waren unnöthig, ich weiß, daß ich dem Gesetze gehorchen muß."

Die Gensd'armen nahmen den Alten zwischen sich.

„Noch eins," sagte er, indem er sich in der Thür umwandte, „darf ich von meinem Weibe Abschied nehmen?"

Der Richter schüttelte verneinend den Kopf.

„So erlauben Sie mir wenigstens, daß ich meinem Sohn Lebewohl sage, er steht hier an der Thür."

„Er mag hereinkommen," entgegnete der Richter, „Ihr seid Arrestant und dürft nicht allein" —

„Schon gut," fiel der Ackerer ihm in's Wort. „Gottfried, tritt ein!"

Der Jüngling ballte zornig die Fäuste, als er sah, in wessen Begleitung der Vater sich befand, ein Blick der Wuth traf den Bürgermeister, der der Familie Schulz nicht besonders geneigt gewesen war.

„Du siehst, wie mißlich es in manchen Fällen ist, seinem Nächsten beizustehen," nahm der Alte das Wort, „doch sei deßhalb unbesorgt, meine Unschuld muß ja ans Licht kommen. Tröste und beruhige die Mutter und besorge das Gut, daß ich nicht Ursache finde, mit Dir unzufrieden zu sein, wenn ich zurückkehre. In allem Uebrigen laß den Dingen ihren Lauf, ich denke, mein ehrliches Gesicht und das Zeugniß, welches unser Dorf mir ausstellen muß, werden hinreichen, den Verdacht zu entkräften. Er — Du weißt, wen ich meine — darf nichts erfahren, hörst Du? Du wirst ihn, so lange ich im Gefängniß sitze, nicht besuchen, denn ich bin überzeugt, daß man jeden Deiner Schritte bewacht, und heute muß das Geheimniß strenger bewahrt werden, denn je. Niemand darf wissen, wie er heißt und wo er wohnt, das schärfe auch der Mutter ein, sage ihr, sein Glück, sein Leben hinge von unserer Verschwiegenheit ab."

„Du glaubst, Vater?" fiel der junge Mann ihm in's Wort.

„Ich glaube nichts," fuhr dieser rasch fort, „nichts, ich kann nur vermuthen. Seitdem ich in das todte, entstellte Antlitz meines

guten Herrn geblickt habe, quält mich unaufhörlich ein Gedanke, den ich nicht von mir abschütteln kann. Und nun geh, befolge pünktlich meine Weisungen und warte geduldig ab, bis ich zurückkehre."

Der Instruktionsrichter, der vergeblich in der Unterredung des Gefangenen mit seinem Sohne einen neuen Anhaltungspunkt für seinen Verdacht suchte, winkte dem jungen Manne sich zu entfernen, und die Gensd'armen führten den Ackerer hinaus.

Eine dichte Menschenmenge hatte sich vor dem Bürgermeisteramt eingefunden, aber unter Allen, welche hier standen und ihre Gedanken über den Vorfall gegenseitig austauschten, befand sich keiner, der an der Unschuld des Alten zweifelte.

2. Kapitel.

Am Tage nach jener für den Ackerer Konrad Schulz so verhängnißvollen Nacht saß der Rentner Jakob Krämer in seinem mit allem Luxus und dem Geschmack eines Parvenu's ausgestatteten Kabinet. Weiche Teppiche bedeckten den Fußboden, schwere Vorhänge von dunkelrothem Damast dämpften das Tageslicht, kostbare Möbel von Palisanderholz, hohe Spiegel, chinesische Vasen, massive silberne Armleuchter, die herrlichsten Oelgemälde und die feinsten Porzellanfiguren schmückten dieses Zimmer, welches einst dem Kaufmann Krämer, dem Vater des Rentners in einfacher Ausstattung ebenfalls als Schreibzimmer gedient hatte.

Der Rentner hatte nach dem Austritt seines Bruders das Geschäft mit ungeschwächten Kräften fortgeführt und vor ungefähr sechs Jahren sich von demselben zurückgezogen, um den Rest seines Lebens in Ruhe zu genießen und sich ganz der Erziehung seiner Tochter Mathilde, des einzigen Kindes, welches seine früh verblichene Gattin ihm hinterließ, zu widmen.

Mathilde zählte jetzt neunzehn Jahre, sie galt für eins der schönsten Mädchen in der Stadt und in der That konnte man nichts Lieblicheres sehen, als das fromme, feine Engelsantlitz mit den tiefblauen Augen, dem reichen blonden Haar und der hohen reinen Stirn. Der schlanke Wuchs des Mädchens, ihr bescheidenes Auftreten, die Sanftmuth und Herzensgüte, welche in ihrem ganzen Wesen sich ausdrückten und die tiefe Bildung ihres Geistes standen mit den reinen Engelzügen in harmonischem Einklang, sie verliehen der Erscheinung Mathildens einen Zauber, der anziehen und fesseln mußte.

Der Rentner war stolz auf sein Kind, stolzer als auf den Orden, mit welchem der Fürst die Brust des thätigen Kaufmannes geschmückt hatte; er träumte von einem Grafen oder Fürsten, welcher einst diese Perle heimführen würde. Mathilde hing mit inniger Liebe an ihrem Vater, war er auch oft barsch, mürrisch und verschlossen, redete er auch oft, wenn er sich unbeobachtet glaubte, Worte in sich hin, welche sie, obgleich sie deren Sinn nicht verstand, ängstigten, sie ließ darum von ihrer Liebe zu ihm nicht ab. Der Rentner kannte diese Liebe, er vertraute auf sie, sie war ihm Bürgschaft, daß Mathilde nie einem andern Mann ihr Herz schenken werde, ohne zuvor den Vater um Rath gefragt zu haben.

Der Rentner war heute mißgelaunt, einem seinen Beobachter würde das Zittern seiner Hände in dem Augenblick, in welchem er das Weinglas ergriff, um es zum Munde zu führen, nicht entgangen sein. Der alte Herr saß an seinem Schreibtische und las emsig in alten vergilbten Briefen, dazwischen leerte er Glas um Glas, bis die Krystallkaraffe geleert war und er endlich die Papiere mißmuthig zurückschob.

„Alter Plunder!" murmelte er, indem er sich erhob. „Mir kann er nichts nützen, nicht einen einzigen Anhaltspunkt finde ich, an dem anknüpfend ich genaue Erkundigungen einziehen könnte!" — Er schob die seidenen Vorhänge zurück und trat an's Fenster. „Zwanzigtausend und sechszehntausend," fuhr er nach einer Weile fort, — sechsunddreißigtausend Thaler, — fürwahr keine Kleinigkeit!" — Der eintretende Diener unterbrach das Selbstgespräch seines Herrn. „Was gibts?" fuhr der letztere barsch auf, „habe ich nicht Befehl gegeben, daß ich ungestört sein will?"

„Verzeihen der gnädige Herr, aber draußen ist ein Herr, der sich nicht abweisen lassen will," entschuldigte der Diener sich, „er sagtt er habe einen weiten Weg gemacht, um mi, Ihnen zu reden, und seine Zeit erlaubte nicht

diesen Weg so oft zu wiederholen, bis es dem gnädigen Herrn gefalle, ihn vorzulassen."

„Sein Name?" fragte der Rentner.

„Bürgermeister Wetterau."

„Wetterau? Der Name ist mir unbekannt, — — er mag eintreten."

Der alte Herr warf rasch die Papiere, in welchen er kurz zuvor gelesen hatte, in eine Schieblade, verschloß diese sorgfältig und nahm ein Buch vom Büchertische, indem er sich den Anschein zu geben suchte, als sei er in die Lektüre desselben vertieft. Als der Bürgermeister, dessen Bekanntschaft wir bereits im vorigen Kapitel gemacht haben, eintrat, warf er einen forschenden Blick auf das Antlitz des Rentners und nahm dann auf dem ihm angebotenen Sessel Platz.

Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

„Freund, laß mich nur machen," sagte Felix zu dem Baron; das nehme ich juristisch in die Hand. Nöthigenfalls, wenn es kein andres Mittel gibt, mache ich die kleine Comtesse in mich verliebt und liebe sie, aus reiner Theilnahme für Dein Wohl, recht herzlich wieder. Das Ende bleibe dann der Zukunft vorbehalten."

„Felix, Dein Vorschlag ist vortrefflich; Du wälzest eine Last von meiner Brust. Ja, geh nach Baden. — Was Du dort thust, wie Du Dein Vorhaben ausführst, will ich gar nicht erfahren; genug, daß ich weiß, Du wirst für mich handeln!" rief der Baron, stand auf und ging im Zimmer auf und nieder.

„Aber," fuhr er fort und blieb vor dem Freunde stehen, „hier bleibt eine Capitalfrage: wann kannst Du reisen?"

„Bekomme ich Urlaub, in spätestens drei Tagen."

Der Baron stand sinnend. „Das Ganze ist gut, aber ich soll so lange ohne Dich hier bleiben in dieser für mich so unangenehmen Residenz der blitzenden Bayonnete, wo der dritte Mensch, der auf der Straße geht, den Soldatenrock trägt?"

„Ja, Alexander, dieses kleine Uebel mußt Du um der großen Sache willen schon zu überwinden suchen. Ich schicke Dir bald Nachricht. Inzwischen suche Dein altes Steckenpferd vor, beschäftige Dich mit alten Münzen und alten Münzsammlern. Das Herz eines Mädchens kann ich Dir möglicherweise abwendig machen, aber unsre Armeen nicht der Uniformen entkleiden.

Der Baron lachte und dem lustigen Felix gelang es, die Stimmung des Freundes immer mehr zu erheitern. Beide brachten den Tag in angenehmer Weise zu.

„Ich zögere, und doch vermag ich diesen Zustand nicht länger zu ertragen; er muß enden, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll!"

So verzweifelt sprechend, schob eine junge Dame den Sessel mit hastiger Geberde zurück, auf dem sie vor einem kostbaren, aber altmodischen Schreibtisch gesessen, und auf dem eine Menge versiegelte Briefe lag. Mit hastigen Schritten durchmaß sie das Zimmer, bis sie dann wieder vor dem Schreibtisch stehen blieb und ihre Augen auf die Briefe richtete.

„Welche Bedenken steigen jetzt in mir," begann sie wieder, „jetzt, wo ich am Ziele bin und nur diese Briefe zu erbrechen brauche. Und meine Hand zögert noch immer, wagt nicht, sich nach dem todten Papier auszustrecken; aber leichtsinnig und unbesonnen konnte sie sich vor dem Altar in die eines kalten Mannes legen; einem Manne ihre Freiheit geben, der ausgestopfte Vögel, leblose Steine und alte Münzen wie Schätze hütet, während sein Weib einsam und ungeliebt neben ihm steht. Und mich aus dieser Qual zu befreien, zögere ich? — Diese Briefe," sie hob einen auf, „liegen vor mir wie Schicksalsnormen. O, wenn sie enthielten, was ich ersehne, dann will ich ja duldend entsagen und mein liebeleeres Leben weiter tragen!"

Entschlossen wollte sie den Brief erbrechen, als schwere, von der Treppe kommende Tritte sie aufschreckten. Schnell verbarg sie alle Briefe in ein Fach und eilte zur Thür, öffnete sie, und es trat ein ältlicher Mann ins Zimmer, dessen ganze Erscheinung den Eindruck eines

trocknen, dem geselligen Leben abgestorbenen Bureaukraten machte.

Nie war wohl der Abstand zwischen zwei Gatten größer als dieser zwischen jenem Manne und der schönen Frau, deren bleiches Gesicht mit den träumerischen blauen Augen jetzt noch von einem freundlichen Lächeln verschönert wurde, als sie ihm mit Herzlichkeit ihre beiden Hände entgegenstreckte.

„Sieh, Willrich, das macht mir wahre Freude! Du hast an mich gedacht, sahst Sonnenschein und blauen Himmel draußen, verließest Deine dunkle Actenhalle und willst mit mir spazieren gehen! Nicht? — Ich will's Dir auch dankbar lohnen; Du sollst nicht lange auf mich warten, in wenigen Minuten wird meine Toilette beendet sein."

„Leonie! Ich bitte Dich, höre endlich auf, mich mit Deinen kindischen Reden zu quälen. Mach keine Toilette, wir gehen nicht spazieren, wenigstens nicht ich, da meine Zeit mir kostbarer ist! Ich bin heute früher gekommen, um einem Fremden gefällig zu sein, der mir eine maurische Münze zur Erklärung gegeben, und das ist schwer, ich habe darum viele Bücher nachzuschlagen."

Mit diesen Worten wollte Willrich an der jungen Frau vorüber, um nach seinem Zimmer zu gehen; sie hielt ihn zurück. „Willrich," sagte sie weich und sah ihn bittend an, „gilt Dir der Wunsch eines Fremden mehr als das Glück und das Leben Deiner Frau? Siehst Du nicht, daß ich bei diesem Leben hinwelke, daß Frohsinn und Gesundheit mich verlassen haben?"

„Damit willst Du mir doch nicht den Vorwurf machen, ich sei daran schuld?" antwortete Willrich mit grollender Stimme. „Leonie, Du bist eine Phantastin und raubst mir die Zeit mit Deinen romantischen Einfällen. Such Dir doch Vergnügen, so viel Du willst, nur mich verschone damit! Jetzt laß mich gehen und schicke mir den Thee auf mein Zimmer." Damit drängte er sie unsanft von sich und ging ärgerlich durch eine andere Thür ab, ohne sich auch nur noch einmal umzuwenden.

Das Gesicht der jungen Frau war bleich wie der Tod, als sie ihrem Gatten wie bewegungslos mit bittern Blicken nachsah.

„Das war der letzte Versuch von dieser Seite," preßte sie hervor, „jetzt zur letzten Hoffnung!"

Mit bebenden Händen nahm sie die Briefe wieder aus dem Fache und begann dieselben zu entsiegeln. Aber schon in den nächsten Minuten warf sie mehr zerknitternd zu Boden, las andere, ihre Wangen rötheten sich und Thränen des Schmerzes und des Zorns netzten ihre Augen.

„Pfui über mich!" rief sie, „vor diesen Briefen stand ich zitternd, auf sie baute ich meine letzte, einzige Hoffnung? So also nahm man den Ruf meiner Verzweiflung auf! Man hält mich für eine leichte Person, der es nur um eine Rendez-vous zu thun ist. O, ich will ein Licht anzünden und diese unwürdigen Zeugen meiner thörichten Handlung vernichten!"

So ihrer Empörung Luft machend, folgte ihren Worten die That; schon waren sämmtliche Briefe, bis auf einen, verbrannt, und schon sollte er das Schicksal seiner Brüder theilen, als sie bemerkte, daß er noch unentsiegelt war.

„Noch einmal Wera," murmelte sie; „könnte dieser letzte vielleicht — ? Illusion, wie meine Hoffnung! Er wird sich durch nichts von den andern unterscheiden; doch auch ihn will ich noch lesen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der unschuldige Gesichtermacher.) Es warf Jemand einem andern vor: „Sie haben mir ein Gesicht gemacht." „„Nein,"" erhielt er zur Antwort, „„hätt' ich Ihnen eins gemacht: so sehen sie hübscher aus.""

(Der berliner Barbier und die Ohrfeige.) Als ein berliner Barbier neulich auf der Straße eine Ohrfeige erhielt, sagte er ganz naiv: „Ich will nicht hoffen, daß dieses mir gegolten hat!"

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 95. Sonntag, den 13. August **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs?" nahm Krämer im kalten Geschäftstone das Wort, „wie ich vermuthe, muß Ihr Anliegen ein sehr dringendes sein, da Sie meinen Wunsch, ungestört bleiben zu wollen, nicht berücksichtigen zu können glaubten. Sie wohnen wohl nicht hier in der Stadt?"

„In C.," erwiederte der Bürgermeister, den Namen des Ortes scharf betonend, „ich bin dort der Bürgermeister."

„So, so," fuhr der Rentner im Tone kalter Gleichgültigkeit fort, „doch kommen wir zur Sache, womit kann ich Ihnen dienen?"

„Mein Herr, ich besitze ein einträgliches Amt, habe Aussicht, nach Ablauf meiner Amtsdauer wieder gewählt zu werden, und kann daneben über ein kleines Vermögen verfügen," nahm der Bürgermeister das Wort, ich schicke dies voraus, um nicht durch spätere Erörterungen die Augenblicke zu verlieren. Ich hatte das Vergnügen, Ihre Tochter Mathilde im vergangenen Winter bei Gelegenheit eines Casino-Balles kennen zu lernen, ihr Aeußeres, wie ihr Charakter entsprechen ganz den Anforderungen, welche ich an meine zukünftige Hausfrau stelle, und deßhalb erlaube ich mir, um ihre Hand bei Ihnen anzuhalten. Sie sehen, ich fasse mich kurz, ich bin kein Freund von langem Gerede und hoffe, Sie werden mir ebenfalls eine kurze, offene Antwort geben."

Der Rentner war von seinem Sitze aufgesprungen. Sprachlos vor Erstaunen stierte er den Kühnen an, der es gewagt hatte, um Mathilde zu werben, ohne dabei ein arkiges Wappen oder eine Million in die Wagschale werfen zu können.

„Die sollen Sie haben," entgegnete er endlich, indem er sich zwang, seine Aufregung zu bemeistern, „eine kurze, offene Antwort soll Ihnen werden, so kurz und offen, wie Sie vielleicht noch nie eine erhalten haben." Er zog die Schelle. „Wer meine Tochter heirathen will, muß etwas Anderes aufweisen, als den Titel eines Dorfbürgermeisters. Glauben Sie, ich habe gespart und gesammelt, um durch mein sauer erworbenes Vermögen einem Bürgermeister die Möglichkeit zu verschaffen, sich in den Ruhestand setzen zu können? — Begleite den Herrn hinaus;" fuhr er, zu dem eintretenden Diener sich wendend, fort, „sollte er später noch einmal zurückkehren, so bin ich nicht zu Hause."

„Halt, wir sind noch nicht miteinander fertig," versetzte Wetterau lakonisch, der ruhig in seinem Sessel sitzen blieb. „Schicken Sie Ihren Diener wieder fort, es könnten Sachen zur Sprache kommen, über welche Sie nur unter vier Augen mit mir zu verhandeln wünschten."

„Fassen Sie sich kurz, mein Herr," entgegnete Krämer. Was könnten Sie mir mitzutheilen haben" —

„Nur eine Angelegenheit, welche in erster

Reihe Sie, in zweiter Ihren Bruder oder dessen Nachkommenschaft betrifft," fuhr der Bürgermeister, ihm in die Rede fallend, fort. „Sie werden jetzt errathen, daß ich mehr weiß, wie Sie Anfangs vermutheten."

Der Rentner gab seinem Diener einen Wink und setzte sich wieder hin. „Zur Sache also," versetzte er, „wir sind allein."

Der Bürgermeister erhob sich und verriegelte die Thür. Sie werden bereits wissen, daß Ihr Bruder in vergangener Nacht in der Nähe meines Dorfes ermordet gefunden wurde," nahm er das Wort. „Des Mordes verdächtig ist ein Mann verhaftet, dessen Name ebenfalls Ihnen nicht unbekannt ist."

„Mein Bruder ermordet?" rief der Rentner. „In der Nähe Ihres Dorfes? Ich versichere Sie, daß ich bis jetzt" —

„Ich weiß, Sie vermutheten ihn drüben in Amerika," fuhr Wetterau, ihm in's Wort fallend, fort, „hat er Ihnen nicht mitgetheilt, daß er zurückkommen würde?"

„Nein, keine Silbe. Ueberhaupt, seitdem er ausgewandert ist, habe ich nie mehr etwas von ihm gesehen noch gehört."

„Desto besser für Sie, denn, unter uns gesagt, die Wahrscheinlichkeit, daß Sie in den Prozeß verwickelt werden, liegt sehr nahe."

Der Rentner entfärbte sich. „Scherzen Sie nicht mit einem alten Manne," sagte er; „welcher Grund könnte vorhanden sein, mich in den Prozeß zu verwickeln?"

„Sie haßten Ihren Bruder in demselben Grade, in welchem er Sie fürchtete," entgegnete Wetterau; „in Ihren Händen ruht sein Vermögen. Sie sind habsüchtig und geizig, ich denke, diese Gründe genügen."

„Mein Herr!" fuhr Krämer auf, der sein Erstaunen nicht verhehlen konnte.

„Es wundert Sie, daß ich alles weiß? Wenn ich Ihnen aber sage, daß der, welcher des Mordes verhaftet wurde, Konrad Schulz heißt, daß ich diesen Mann verhört und aus seinem Munde einen genauen Bericht über Ihr Verhältniß zu dem Ermordeten erhalten habe, so werden Sie" —

„Glauben Sie ihm nicht," unterbrach Krämer den Bürgermeister hastig, „er lügt jedes Wort, mit Schimpf und Schande mußte er mein Geschäft verlassen, wer weiß, ob er all seine Aussagen nur in der Absicht gemacht hat, die Schuld von sich abzuwälzen und mich zu verdächtigen?"

„Ich lasse diesen Punkt vorläufig unberührt," fuhr Wetterau fort, „in der Hauptsache handelt es sich doch um das Vermögen Ihres Bruders, welches in Ihrem Besitz ist. Finden wir nicht schlagendere Beweise gegen Schulz, als die, welche augenblicklich vorliegen, so dürfte kaum zu bezweifeln sein, das der Verhaftete freigesprochen wird. Alsdann wird er nicht nur den Sohn Ihres Bruders Ihnen vorstellen, sondern auch ein Dokument vorzeigen, welches Sie verpflichtet, jenes Vermögen sofort auszuzahlen."

„Der Sohn meines Bruders befindet sich in Europa?" fragte der Rentner rasch, der die innere Aufregung kaum mehr verbergen konnte.

„Ich fühle mich nicht verpflichtet, Ihnen hierauf zu antworten, nur dann, wenn Sie mir die Hand Ihrer Tochter zusagen, und es also in meinem Interesse liegt, gemeinschaftliche Sache zu machen, werde ich näher auf diese Sache eingehen."

Der Rentner hatte sich erhoben. Er ging eine Weile schweigend in dem Kabinet auf und ab, und blieb endlich vor dem Bürgermeister stehen, der den alten Herrn unverwandt beobachtete.

„Sie begreifen, wie sehr es mich interessiren muß, den Aufenthalt meines Neffen zu erfahren," versetzte er, „wie hoch schätzen Sie Ihre desfallsige Mittheilung, ich bin bereit, Ihre Forderung zu bewilligen, wenn sie nicht gar zu hoch ist."

„Ich habe diese Forderung bereits genannt," entgegnete Wetterau gelassen, „die Hand Mathildens."

„So bedenken Sie doch, daß Sie ein Vierziger sind, Mathilde noch nicht das zweite Dezennium ihres Lebens erreicht hat!" rief der Rentner ungeduldig. „Fordern Sie eine Summe, die dem Werth Ihrer Mittheilungen entspricht, nur beharren Sie nicht so hartnäckig bei dem, was ich weder geben kann noch werde."

„So hat unsere Unterredung ein Ende," erwiderte Wetterau, indem er sich erhob. „Ich

werde die Beweise sammeln, welche Schulz von jeder Schuld freisprechen müssen und meine Maßregeln zur Entdeckung des Mörders ergreifen."

Der Rentner trocknete die nasse Stirn ab, auf der der Schweiß in großen Tropfen stand. „So nehmen Sie doch Vernunft an," bat er, den Bürgermeister am Arme zurückhaltend, „wie kann ich Ihnen die Hand meiner Tochter zusagen, bevor ich weiß, ob Mathilde Sie liebt."

„Das lassen Sie meine Sorge sein, unsere Charaktere harmoniren mit einander, ich weiß, daß Ihre Tochter an meiner Seite ihr Glück finden wird."

„Und in der Hauptsache ist es Ihnen doch nur um die Mitgift zu thun," bemerkte der Krämer bitter. „Setzen Sie sich, wir wollen offen mit einander reden.

Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Willrich's Frau öffnete den Brief und flüchtig glitten ihre Augen über die ersten Zeilen; doch dann wurde sie aufmerksam; sich auf einen Sessel niederlassend, stützte sie den Kopf in die Hand und las. Der Leser wird leicht errathen, daß es der Brief des Barons ist, den die junge Frau in ihren Händen hält, jetzt schon zum zweiten Male lis't und dann langsam in ihren Schooß fallen läßt.

„Dieser Arzt ist schonungslos, aber er spricht wahr. Ob er wohl, wenn er dieses freudlose Leben, das ich führe, kennen würde milder geurtheilt hätte? Soll ich ihn betrachten, als sei er mir von der Vorsehung gesandt? Soll ich mich an diesen Anker klammern? — Er würde mich verstehen! —"

Rathlos neigte sie ihr Haupt und blieb über eine Viertelstunde in tiefem Sinnen; dann aber schien sie mit sich einig zu sein.

„Nein, mein Loos ist geworfen, mein Schicksal entschieden; ich will meinen einsamen Weg weiter allein gehen; denn ich fühle, mit dem Schreiber dieses Briefes nahte meinem Herzen die erste Versuchung. Aber antworten will ich ihm, will einmal Menschen antvertrauen, wie es hier innen tobt und brennt! Kann er, wie Alle, mir auch nicht helfen, so soll er mich wenigstens bemitleiden."

Aufgeregt ergriff sie die Feder und schrieb:

„Sehr geehrter Herr!

„Nicht um mit Ihnen, wie erst mein Verlangen war, einen geistigen Gedankenaustausch anzuknüpfen, beantworte ich Ihren werthen Brief, der zwar schonungslos geschrieben, aber doch ein Spiegel ist, in dem ich meinen Irrthum erkenne. Zwar bin ich weder ein Weib, das Abenteuer suchte, noch eine Emancipirte, welche die Sitte zu Boden treten wollte, als ich einen unbesonnenen Schritt that, der aus meinem Gefühl, ohne jeden Nebengedanken, entsprang.

„Ihnen allein, der hart aber ehrlich zu mir spricht, Ihnen ganz allein will ich sagen, was mich zu jenem Schritte trieb: die Verzweiflung! Unbekannt mit der Welt unerfahren, hoffte ich, es könnte möglich sein, durch geistige Zerstreuung die Leere meines Herzens auszufüllen, und befangen von diesem Wahn glaubte ich, es könnte auch noch ein zweites Herz so fühlen; Ihr Brief erst belehrte mich über Wirklichkeit und Illusion.

„Nach menschlicher Berechnung und nach meinem unerschüttlichen Willen ist dies mein einziger Brief an Sie, und nie werden wir uns persönlich kennen lernen. Darum will ich in dieser Stunde so offen zu Ihnen reden, als spräche ich zu meinem Bruder, zu dem treusten Freunde meiner Seele. Und vielleicht wird mein trauriges Schicksal Ihnen zur Warnung dienen, ferner nicht gleich ein so strenges Urtheil über eine meines Geschlechts zu fällen, ehe Sie nicht auch von ihrer Schuld überzeugt sind?

„Hören Sie eine traurige Lebensgeschichte. Ich bin jetzt zwanzig Jahre alt; mit achtzehn wurde ich durch den strengen Willen einer habsüchtigen Stiefmutter, die nach dem Tode meines Vaters volle Gewalt über mich hatte, so weit getrieben, einem viel ältern Manne, den ich nicht liebte, meine Hand zu reichen an dessen Seite ich diese Stadt betrat, ohne

hier Freunde oder Bekannte zu haben, und ohne die Neigung, nicht einmal das Mitleid meines Mannes zu besitzen. Für ihn bin ich nichts als eine überflüssige Zugabe zu einem guten Geschäft, das er erhalten hat. Und ich kann nichts ändern, da ich durch das Gesetz sein Weib bin. Begreifen Sie nun, warum ich das Inserat erließ? Damit habe ich Ihnen in wenigen Worten die Qual meines Lebens mitgetheilt, und ein Mann wie Sie wird mich verstehen. Leben Sie wohl! Lernen Sie auf Ihrem Lebenswege einst Die kennen, deren Herz Ihnen entgegenschlägt, o so halten Sie dieselben in Ihren Armen, suchen Sie Ihres Weibes Glück, und Sie selbst werden es dann gefunden haben! Ein Weib kann unter sorglicher Pflege wie eine schöne duftige Blume gedeihen. Allein wehe, wenn sie auf sandigen Boden kommt, wo sich keine geschickte Gärtnerhand ihrer annimmt! — Und ist Ihnen dieses Glück geworden, was ich von ganzer Seele wünsche, dann erinnern Sie sich meiner, die ich, an Liebe darbend, wohl bald ein Grab finden werde."

Als Leonie diese letzten Zeilen schrieb, sah Sie nicht, daß ihre Thränen fast die Buchstaben wieder auslöschten; aber sie vollendete ihr Werk mit fester Hand. Und von der Minute, wo das gethan war, kam sie sich auch wie verstorben vor.

Diesen Brief empfing der Baron am nächsten Tage, wo er aber erst spät am Abend nach Hause kam.

Felix hatte dem aufwartenden Kellner des Freundes den Auftrag gegeben, Nachfrage auf der Post nach Briefen unter bezeichneter Adresse zu halten, da er selbst, mit den Vorbereitungen der projecirten Reise beschäftigt, zu dem Weg nicht Zeit behielt. Er hatte von seinem Chef Urlaub erhalten, und nach Verabredung sollte er morgen schon abreisen. Darum hatten die Freunde das Zusammensein des letzten Abends so viel wie möglich auszudehnen gesucht.

Ermüdet betrat der Baron dann, als sie sich getrennt, sein Hotel, und, schon im Begriff, nach seinem Schlafzimmer zu gehen, blickte sein Auge unwillkührlich nach dem Tische, wo der Brief lag.

„Also doch," lächelte er zerstreut, nahm den Brief und las die Adresse.

„Hm — die Hand ist zierlich, wenn auch ein wenig zitternd. Wie hübsch sie das A mit dem R verschlungen hat. Darum sei es, wie langweilig auch der Inhalt sich entrolle; ich will die Lectüre noch vor dem Einschlafen vornehmen. Schade nur, daß Felix nicht dabei ist."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(„Alter schützt vor Thorheit nicht!") Ein Pittsburger Blatt erzählt: „John Smith" — wir nennen den Helden unserer Erzählung mit diesem nicht mehr ungewöhnlichen klassischen Namen — ist ein sehr wohlhabender und sehr angesehener Bürger der 12. Ward. Er besitzt ein Alter von 80 Jahren, ein Vermögen von 100,000 D. und zahlreiche Kindeskinder. Seine erste Frau ist todt, und der Alte, in welchem noch stellenweise das Feuer der Jugend, natürlich als reine Flamme der Tugend, brennt, fühlte sich einsam, bis er in dem Hause eines Freundes den dienenden Geist in der Gestalt eines hübschen Mägdleins von zwanzig Sommern kennen lernte, „Kate Brown" heißt oder vielmehr hieß die Kleine und stammt aus Lancaster County. Er kam, er sah und liebte. Er liebte stürmisch und die kleine Wetterhexe ergab sich in ihr Schicksal und ward vergangene Woche Frau Smith senr. mit 20,000 D. Brautbrief. Man kann sich leicht ausmalen, welch' ein bewegtes Familienbild die Kinder und Kindeskinder augenblicklich darbieten. Aber der Alte ist ganz glücklich. Honigmond, wie bist du süß, wenn der Muth in der Brust die Spannkraft übt bei einem Alter von 80 Jahren."

(Das neue Maß), meinte neulich ein Spaßvogel, „wird unser Volk sicher noch zu Grunde richten, denn bis jetzt lebte es mäßig; in Zukunft aber wird es literlich werden."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 96. Dienstag, den 15. August **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Sie werden einsehen, daß mir vor Allem daran gelegen sein muß, das Dokument zu erhalten, welches mein Bruder diesem Konrad Schulz übergab," fuhr Krämer fort, als der Bürgermeister seinen Sitz wieder eingenommen hatte; „glauben Sie, mir dasselbe verschaffen zu können?"

Wetterau nickte.

„Ferner müssen wir den ehemaligen Hausknecht unschädlich machen; wie ich nicht zweifle, ist jenes Dokument versiegelt, er wird das Siegel nicht gelöst haben, kennt also auch nicht den Inhalt des Aktes."

„Er kennt ihn, aber wir werden Mittel finden, ihn stumm zu machen."

„Und mein Neffe!"

„Er weiß nicht, daß er Ihr Neffe ist, unter fremdem Namen lebt er vielleicht in ihrer Nähe, erst bei seiner Großjährigkeit sollte Schulz ihn mit dem Namen und Schicksale seines Vaters vertraut machen und ihm das Dokument einhändigen."

„Sie wissen, wo er sich aufhält?"

„Nein. Schulz beobachtete über diesen Punkt strenge Verschwiegenheit. Es dürfte uns indeß nicht schwer fallen, dies zu erfahren, wenn wir ernstlich an's Werk gehen."

Der Rentner blickte einen Augenblick schweigend vor sich hin. „Sie glauben also, daß Schulz verurtheilt wird?"

„Wenn wir es uns angelegen sein lassen, dieses Urtheil zu erwirken, — ja!"

„So biete ich Ihnen für ihre Bemühungen fünftausend Thaler," versetzte Krämer nach kurzem Nachdenken, „zahlbar, sobald wir an unserm Ziele stehen."

Ein Lächeln des Hohns umspielte die Lippen des Bürgermeisters. „Sparen Sie die Mühe," entgegnete er kalt, „nur die Hand Ihrer Tochter kann mich bestimmen, Ihnen meinen Beistand zuzusagen. Wählen Sie also — entweder operiren wir gemeinschaftlich oder Sie finden in mir einen Gegner, der gegen sie bedeutend im Vortheil ist."

„So sei es denn," sagte Krämer, indem er dem Bürgermeister die Hand reichte, und dabei einen tückischen Blick aus seinen stechenden Augen auf ihn schoß; „nur Eins bedinge ich mir aus, daß Mathilde nicht eher etwas von unserer Vereinbarung erfährt, bis die ganze Angelegenheit geordnet ist."

„Das Ziel könnte etwas sehr lange hinausgeschoben werden," versetzte Wetterau bedenklich, der jenen Blick bemerkt hatte und seine Maßregeln danach zu treffen beschloß; „doch eine schriftliche Erklärung von Ihrer Hand mit dem Zusatze, daß die Verlobung längstens heute übers Jahr veröffentlicht werden soll, genügt mir."

Nochmals sträubte sich der Rentner, diese Bedingung einzugehen, aber Wetterau beharrte so fest bei derselben, daß der alte Mann nachgeben mußte.

„Und nun, da ich mich gleichsam als

Ihren Schwiegersohn betrachten kann, haben wir keine Geheimnisse mehr untereinander," nahm der Bürgermeister das Wort, nachdem er den Schein in seine Brieftasche gelegt hatte. „Sagen Sie mir also aufrichtig, wußten Sie um den Mord?"

Der Rentner richtete sich stolz auf. „Wenn Ihnen an meiner Freundschaft gelegen ist, so wiederholen Sie nicht diese Frage," entgegnete er barsch, „die zu stellen Sie nicht die geringste Berechtigung haben. Ich bin überhaupt über Alles noch sehr im Unklaren, daß ich Sie ersuchen muß, mir die Ereignisse der verwichenen Nacht und die Aussagen meines ehemaligen Hausknechts mitzutheilen."

Wetterau kam dem Verlangen des alten Herrn nach und verabschiedete sich endlich mit dem Versprechen, daß er zur Erlangung des Dokuments und zur Erforschung des Neffen die nöthigen Schritte einleiten und innerhalb einiger Tage dem Rentner weitere Mittheilungen machen wolle.

„Er mein Schwiegersohn!" höhnte der Alte, als der Bürgermeister sich entfernt hatte. „Er mag des Teufels Großmutter heirathen, aber nicht meine Tochter!" — Er zog die Schelle. „Helldau soll kommen!" sagte er, als ein Diener erschien. „Er muß mir das Dokument schaffen," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „habe ich dieses, dann mag kommen, was da will, ich biete ihm die Stirne!"

Helldau war der frühere Buchhalter des Rentners, ein treuer, ergebener Diener, der in seiner Anhänglichkeit selbst vor den dunkelsten Wegen seines Herrn nicht zurückbebte. Schlau und gewandt, dabei verschwiegen und ehrlich, war er für den Rentner ein unschätzbares Kleinod, ihm verdankte er das Gelingen mancher Spekulation, sein Verstand mußte aushelfen, wo der Krämer's die Grenze gefunden hatte, und aus dem letzteren Grunde behielt der Alte ihn in seinem Dienst, als er das Geschäft niederlegte. Helldau's Beschäftigung bestand darin, die Bücher zu führen, die Börsen-Zeitung zu lesen und seinen Herrn aufmerksam zu machen, wenn der Cours irgend eines Werthpapiers Gewinn abzuwerfen versprach. Das Gehalt, welches er bezog, war gering, aber Helldau, der als alter Junggeselle sich mit Wenigem begnügte, und keine andere Leidenschaft kannte, als die, literarische Schätze zu sammeln, reichte mit demselben aus. Er hatte Mathilde auf seinen Knieen geschaukelt, unter seinen Augen war sie aufgewachsen und seine Liebe zu diesem Mädchen stand der Anhänglichkeit an seinen Herrn gleich, wenn sie nicht diese noch übertraf. Für Mathilde wäre er bis an's Ende der Welt gelaufen, ihr eine Freude bereiten zu können, achtete er keine Mühe zu groß, und wie sie ihn in allen Stücken um Rath fragte, so erbat er sich auch ihren Rath bei jeder Gelegenheit. Denn in seinem Privatleben wußte Helldau sich nie so recht zu helfen, er war unselbstständig und daneben beschränkt, trotzdem er in geschäftlicher Beziehung einen außerordentlichen Scharfsinn entfaltete. Der Grund dieser Unselbstständigkeit und Schüchternheit lag weniger in ihm selbst, als in der Umgebung des Buchhalters. Helldau war verwachsen, dies trug ihm schon in der Kindheit den Groll seiner Schulkameraden ein. Er sonderte sich von seiner Umgebung ab, weil er nicht zur Zielscheibe ihres Witzes dienen wollte, in seinen späteren Jahren fand man ihn zurückhaltend und verschlossen, und mied ihn. So, ganz sich selbst überlassen, allein auf sich angewiesen, konnte es nicht befremden, daß Helldau all' sein Lieben auf seinen Herrn und Kind übertrug. Wie seine Umgebung ihn mied, so wich er auch ihr aus dem Wege, um sich ganz dem Geschäft und der Familie des Kaufherrn zu widmen. Er war weder überrascht, noch befremdet, als der Rentner ihm mittheilte, er müsse augenblicklich nach dem Dörfchen C. aufbrechen und dort nachforschen, ob die Frau des verhafteten Ackerers Konrad Schulz ein Dokument besitze.

„Und wenn sie es besitzt?" fragte er.

„So wirst Du es Dir zu verschaffen suchen," fuhr Krämer im Tone des Befehls fort, „von dem Besitz desselben hängt für mich viel, sehr viel ab."

Dem Buchhalter fiel es nicht in den Sinn, zu forschen, was dieses Dokument enthalte und wie viel von dem Besitz desselben abhange, er gehorchte schweigend, wie er gehorcht haben würde, wenn sein Herr ihm befohlen hätte, einen Geschäftsbrief an die königliche Bank zu schreiben. (Forts. folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

So sprechend, erbrach der Baron den Brief; doch kaum hatte er ihn gelesen, da vergaß er auch Müdigkeit und Schlaf.

„Was ist das? Welche wunderbare Schrift! Soll ich, kann ich daran glauben? Diese Frau ist an einen Mann gebunden, der sie nicht liebt, für den sie nichts fühlt, und dem sie doch Treue bewahren will, und wenn Sie auch darüber zu Grunde geht? Die Arme! Die Beklagenswerthe! Wie gern möchte ich ihr helfen, doch sie selbst hat mir ja jeden Weg dazu abgeschnitten. O welch herrliches Wesen mußt Du Liebliche sein, die Du einen so kindlich unschuldigen Weg suchst, der die Leere Deines sehnsüchtigen Herzens ausfüllen soll, Deinen Ruf schützen und gleichzeitig Deine Treue einem Manne erhalten soll, der sie nicht verdient."

Trotz dieses Eifers seiner laut geäußerten Theilnahme mußte der Baron beim Schlusse doch unwillkürlich lächeln.

„Sonderbar, schon werde ich parteiisch gegen einen Mann, den ich nicht kenne. Frauen sind immer sehr schnell mit Verurtheilung über uns fertig, und verstehen in so rührender Sprache alles so hübsch zu übertreiben. — Doch eins liegt klar: sie fühlt sich unglücklich; — ich mag Niemanden leidend wissen, aber wie kann ich hier helfen? Nun, lassen wir die Nacht vorübergehen, der helle Morgen wird mir auch einen hellen Gedanken dafür bringen."

So philosophirte der Baron, legte endlich den Brief fort und ging zur Ruhe; denn er wollte früh wieder aufstehen, um mit Felix nach dem Bahnhof zu fahren, der ihn dazu abholen wollte.

Aber die Ruhe wollte sich nicht so finden, wie er es wünschte; die ganze Nacht brachte er träumend im Halbschlummer zu. Ihn träumte von der unbekannten Schreiberin die verwirrendsten Dinge, und was ihm am Morgen als das Merkwürdigste erschien, als er erwachte, und sich dieser Träume erinnerte, war, daß die Züge seiner unbekannten Schreiberin die jenes Wesens trugen die er vor den Hufen der Pferde geschützt und die ihn mit so märchenhaft schönen Augen angesehen, daß er sie darüber nicht vergessen konnte. Täglich war er, von der Stunde, wo er die Unbekannte gesehen, dieselbe Straße passirt und zwar ohne den Freund, vor dessen Spott er sich fürchtete. Und unter jedem verschleierten Gesicht suchte seine Einbildung ihr Antlitz; aber immer war es eine Andere, die ihn anblickte. Jetzt mußte sie nun auch noch im Traum die Gestalt jener unglücklichen Frau annehmen. —

Noch früher, als er sollte, verließ er sein Lager, denn an Schlaf war doch mit solchen Gedanken nicht mehr zu denken. Am vorherrschendsten dachte er nach, wie es zu ermöglichen sei, der unglücklichen aber doch sehr stolzen Frau, trotz ihres Verbotes, einen Brief zukommen zu lassen. Der einzige Weg dazu schien ihm nach langem Sinnen der, durch dieselbe Zeitung, in der ihr Inserat gestanden, an sie die Bitte zu richten, sich einen Brief unter ersterer Adresse von der Post zu holen.

Er war mit der Ausführung dieses seines Vorhabens so ganz beschäftigt, daß er, als der Assessor kam und Beide nach dem Bahnhof fuhren, ungewöhnlich einsilbig war. Dem Freunde fiel das weiter nicht auf, weil seine Reise ihn zu sehr in Anspruch nahm, und der Baron war ja immer ernster als er, jetzt konnte es noch die unbehagliche Stimmung sein, daß er so lange allein in Berlin zurückbleiben sollte. —

Doch eins schien der lustige Freund nicht vergessen zu haben; er fragte, ob die schöne Werra geschrieben; es war kurz vor dem Scheiden, das zweite Signal war schon gegeben; der Baron glaubte es der Schreiberin, die ihm ein so seltsames Vertrauen geschenkt, schuldig zu sein, wenn er, selbst vor dem Freunde, die Wahrheit verschweige. Man schied, noch ein Händedruck, noch die Ermahnung, bald von sich hören zu lassen, und der Baron stand allein auf dem Perron. — Aber er war nicht trübe gestimmt, sondern zählte auch beim Rückweg nach seinem Hotel, wie sonst den vierten Menschen als Soldat ab.

Am andern Tage stand seine Bitte an Wera wirklich in der Zeitung. Er hatte die

Zeilen so abgefaßt, daß nur sie und er davon Verständniß haben konnten. Damit sie ihn aber auch ganz verstehe, hatte er einzelne Worte aus ihrem eigenen Schreiben entnommen. Die Aufforderung war so zart, so rücksichtsvoll, daß sie, wie er hoffte, den gewünschten Eindruck nicht verfehlen konnte.

Aber Tage gingen vorüber, und sein Brief den er auf die Post gegeben, wurde nicht abgeholt, und auch seine verschleierte Unbekannte sah er nicht wieder.

Jetzt fing er an, den Freund zu vermissen; wohin er auch ging, überall fühlte er sich gelangweilt, denn einen zweiten Freund und Gesinnungsgenossen, wie Felix war, hatte er nicht.

Nach einer Woche empfing er von Felix die erste Nachricht; aber diese schien ihm trotz aller Lustigkeit, die hindurchblickte, eben so zweideutig zu sein wie der Brief seiner Mutter gewesen war. Auch der Freund schrieb, er würde sich wundern, welche Begegnung seiner harre. Aber es gehe alles recht gut. Die Frau Baroninn v. Roda sei zwar in manchen Augenblicken gewillt, mit höchst eignen Händen ihm vor Aerger, daß er ein gewisses kleines Herz dem Sohne abwendig mache, in die Haare zu fahren, aber er bleibe geduldig das Opferlamm; denn es geschehe ja alles aus Liebe zum Freunde und des reizenden Wesens, das täglich in seinen Augen reizender werde, und ihn so ganz in ihren Kreis banne, daß er diesmal den einsamen Freund in Berlin lassen müsse und gehen, wohin die Sirene wolle, und zwar weiter den Rhein herauf. Der Brief schloß mit Goethe's Fischerlied:

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn —"

Unzufrieden mit dem Freunde, mit sich und der ganzen Welt, suchte der Baron endlich seinen Gedanken eine andre Richtung zu geben und beschloß an einem Nachmittag, den Münzsammler Willrich aufzusuchen, der ihn inzwischen schon zweimal brieflich an seinen ihm versprochenen Besuch höflich erinnert hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Enthaltsame Affen.) Wie die „Pall Mall Gazette" nach einem Briefe aus Darfur in Afrika mittheilt, haben die Affen der dortigen Gegend ein bedeutendes Faible für eine Art Bier, welches die Eingeborenen brauen, um ihre Stammesverwandten der untersten Stufe zu fangen. Sie stellen das Bier in Kübeln an leicht zugängliche Orte, warten, bis die Affen des Guten zu viel gethan haben und nicht mehr im Stande sind, den Unterschied zwischen ihrem Schädelbau und dem des Menschen zu unterscheiden. Dann nimmt der Neger einen der Affen an der Hand, und die anderen — durch den Geist Gambrini anhänglich geworden — klammern sich einer an den andern an, so daß man oft sehen kann, wie ein einziger Neger eine ganze Kette taumeliger Affen heimführt. Zu Hause legt er ihnen Einzelhaft auf, gibt ihnen das Bier in immer geringeren Quantitäten, damit ihnen die Schuppen allmählich von den Augen fallen, und söhnt sie so nach und nach mit ihrer Sinnestäuschung aus.

(Bismarcks Talisman ist entdeckt.) Die „Grenzboten" bringen Mittheilungen aus einer in Dänemark verbreiteten Broschüre über Bismarck. Darnach beruht seine Kraft einzig und allein auf der Anwendung eines geheimnißvollen indischen Instruments, welches ihm auf jede Frage über die Zukunft und die Wege, die er zu seinen Zielen einzuschlagen habe, sichere Auskunft gibt. Ein alter Kammerdiener des Fürsten hat dem englischen Verfasser der Broschüre verrathen, wie der Fürst zu dem Instrumente gekommen sei. Bismarck, meint der Verfasser, sei nicht der Mann, für den man ihn halte, denn er habe nicht den Muth zu handeln, bevor er sein indisches Instrument befragt habe.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 97. **Donnerstag, den 17. August** **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

„Du wirst noch heute Abend zurückkehren," nahm der alte Herr wieder das Wort, nachdem er dem Buchhalter eine Banknote zur Bestreitung der Reisekosten überreicht hatte. „Kannst Du das Dokument nicht durch List erlangen, so versuche es durch Bestechung; der Klang des Geldes hat schon Manchen zu einer Thorheit verleitet."

„Wie hoch darf ich gehen?" fragte Helldau ruhig.

„Bis zu zweitausend Thaler," fuhr der Rentner fort, „wohlverstanden: „bis," kannst Du es billiger erhalten, so —"

„Wäre ich ein Narr, wenn ich mehr gäbe," fiel der Buchhalter seinem Herrn in's Wort. „Habe ich von irgend einer Seite Anfeindung zu befürchten?"

„Ja, von Seiten des Bürgermeisters. Er wird ebenfalls sich um den Besitz dieses Papiers bemühen, deshalb sei auf Deiner Hut!"

Der Alte nickte und ging hinaus, um unverzüglich den Weg nach C. anzutreten.

„Und nun, Glück, bleibe mir treu!" murmelte Krämer, während er durch's Fenster dem alten Manne, der eiligst davonschritt, nachschaute. „Nur diese Gunst erzeige mir noch, sie ist die letzte, um welche ich Dich bitte." — Er versank nach diesen Worten in tiefes Sinnen, aus welchem er durch die Stimme Mathildens geweckt wurde. So ungelegen auch dem Rentner diese Störung kam, sein Kind wollte er das nicht fühlen lassen. Dem unbefangenen Blick Mathildens entging die düstere Wolke nicht, welche auf der Stirn des Vaters lagerte, die Ursache derselben Geschäftsunannehmlichkeiten zuschreibend, ging sie leicht darüber hinweg, sie wußte ja, daß unbedeutende Kleinigkeiten die Laune des alten Mannes trüben konnten.

„Ich habe eine Bitte an Dich," sagte sie, als sie dem Vater gegenüber im Lehnstuhl saß, und ihre Stimme klang so süß und einschmeichelnd, daß der Rentner in seinem Herzen schon jetzt die Erfüllung der Bitte zusagte, wenn sie nicht mit gar zu großen Opfern für ihn verbunden war.

„So laß hören," erwiderte er, „Du weißt ja, daß ich Deine Wünsche stets erfülle, wenn dies in meiner Möglichkeit liegt. Nur mit Deinen Bitten um Almosen verschone mich, Du kennst meine Ansicht über diesen Punkt."

„Sei unbesorgt," fiel Mathilde lächelnd ihm in's Wort, „wenn ich auch sehr oft mit meinem Taschengelde zur Unterstützung dieses oder jenes Hülfsbedürftigen nicht ausreiche, so bitte ich Dich darum doch nicht um einen Zuschuß, weil ich weiß, daß Du ihn mir verweigern würdest."

„Und das mit allem Recht," entgegnete der alte Herr kalt, „die Bettler führen durchschnittlich das beste Leben; was die Mildherzigkeit Anderer ihnen gibt, verjubeln sie in Branntwein und theuren Speisen, aber kommen wir auf Deine Bitte zurück."

„Erlaube, daß ich etwas weit ausholе,

bevor ich sie nenne," versetzte das Mädchen. „Es mögen etwa vier Wochen her sein, als ich eines Abends einer Aufführung der Oper „Norma" beiwohnte. Die Vorstellung schloß in Folge einer Unpäßlichkeit unserer Primadonna schon vor dem letzten Akt. Helldau, welcher mich abholen und nach Hause begleiten wollte, war nicht da, und so stand ich denn allein in der Vorhalle, um den alten Mann zu erwarten. Außer mir befanden sich nur noch einige junge Herren in der Halle, ich vermuthete, daß sie auf die Sänger oder Sängerinnen warteten. Eine peinliche Viertelstunde verstrich, Helldau kam noch immer nicht, und ich bemerkte, daß die Herren mir bereits größere Aufmerksamkeit schenkten, als mir lieb war. Ihre Kleidung, noch mehr aber ihre Züge, welche den Stempel der Ausschweifung und Blasirtheit trugen, verriethen mir, daß sie zu unserem Stande zählten, und mit Schrecken dachte ich daran, daß sie mich vielleicht für eines jener Geschöpfe halten könnten, deren Umgang diese Klasse der menschlichen Gesellschaft zu suchen pflegt. Und in dieser Vermuthung sah ich mich nicht getäuscht. Die Herren näherten sich mir, boten mir den Arm und baten, mich nach Hause begleiten zu dürfen, und ergingen sich als ich diese Anerbieten ablehnte, in Redensarten, welche mich beleidigten und empörten."

Der Rentner sprang von seinem Sitze auf. „Ich hätte dort sein müssen," rief er erregt, ich würde diesen Vagabunden den Kopf zurecht gesetzt haben!"

„Ihre Zudringlichkeit nahm von Sekunde zu Sekunde zu, schon wollte einer mir den Schleier abreißen, als ein junger Mann, der in diesem Augenblicke aus einem Seitengange in die Halle trat und mit raschem Blick die Situation durchschaute, den Frechen zurückstieß und mir seinen Schutz anbot. Sein offenes, ehrliches Gesicht flößte mir Vertrauen ein, ich nahm seinen Schutz an. Die Wüstlinge suchten sich zu rächen; zu feige, meinen Begleiter persönlich anzugreifen, rächten sie sich durch Worte, welche mir das Blut in die Wangen trieben. Ich nannte meinem Beschützer meinen Namen und bat ihn, mich nach Hause zu führen. Er war indeß entschlossen, jenen Wüstlingen eine Lektion zu hinterlassen, ehe diese sich's versahen, brannte eine Ohrfeige auf ihren Wangen."

„Recht so!" fiel der Rentner ein. „Ich würde nicht anders gehandelt haben."

„Der junge Herr begleitete mich nach Hause und theilte mir auf meine Frage mit, daß er Agent sei und es ihm nur an den nöthigen Kapitalien mangele, sich zum Großhändler emporzuschwingen."

„Er kannte ja Deinen Namen und wußte, daß ich ein reicher Mann bin, seine Kalkulation macht ihm wenig Ehre," versetzte der Rentner, während ein höhnisches Lächeln über seine Lippen glitt; „bei etwas gesundem Menschenverstand würde er begriffen haben, daß seine Anspielung einer groben Bettelei sehr ähnlich sah."

„Du mißverstehst mich, wenn Du diese Absicht ihm unterschiebest," erwiederte Mathilde ernst; noch ehe er meinen Namen wußte, schützte er mich gegen die Rohheit der Wüstlinge, ich denke" — „Daß das genügt, seinen Edelmuth, seine Uneigennützigkeit zu beweisen?" fiel der alte Herr seiner Tochter in's Wort. „Du kennst die Menschen noch nicht, Mathilde — aber fahre fort, Du wolltest ja eine Bitte an mich richten."

„Diese Bitte ist, daß Du dem jungen Manne ein kleines Kapital vorstrecken mögest."

Der Rentner sah erstaunt auf. „Ein kleines Kapital, sagst Du? Und weißt Du auch, ob jener Mann redlich, thätig und solide ist?"

„Ich erkundigte mich nach ihm," fuhr Mathilde fort, „er ist Agent" —

„Agent ist heutzutage Jeder, der auf keinen grünen Zweig mehr kommen kann," spottete Krämer; „das letzte Loch, aus welchem der Geschäftsmann pfeift, ist eine Agentur. Scheidet ein Commis aus seiner Stellung, oder fallirt ein Geschäftsmann, — innerhalb vier Wochen reitet er schon auf Agenturen und bildet sich dabei systematisch zum Müssiggänger aus. Ich habe Manchen gekannt, der seinen Nacken nicht mehr unter das Joch eines Prinzipals beugen wollte, obschon er ein gutes Salair bezog und verhältnißmäßig wenig dafür leistete, er kündigte, übernahm Agenturen, und nach einem, längstens zwei Jahren dankte er Gott, wenn er demüthig und bescheiden in

seine frühere Stellung zurückkehren durfte. Wenn's dem Esel zu wohl wird, geht er auf's Eis tanzen. Dein Protegé mag wohl auch zu dieser Sorte zählen, und in dem Falle wäre es Thorheit, ihm auch nur einen Heller vorzustrecken. Wenn er eine gute Bürgschaft stellen kann, bin ich nicht abgeneigt ihm gegen anständigen Zinsfuß eine kleine Summe vorzustrecken, vermag er dies aber nicht, wie ich vermuthe, so" —

„Vater, Du gehst zu weit, Du schüttest das Kind mit dem Bade aus," unterbrach die Tochter den Redefluß des alten Mannes. „Wenn jeder ehrliche Mann eine sichere Bürgschaft stellen müßte, um Vorschuß zu erlangen würden nur die Schurken reiche Leute und Redlichkeit und Treue gälten nichts mehr."

„In meinen Augen gelten sie wenig, sehr wenig," versetzte Krämer, „ich bin durch Erfahrung klug geworden. Wie heißt Dein Protegé?"

„Ernst Heller, er muß von seinem Verdienst eine alte Mutter ernähren und schlägt sich durch, so gut er kann."

„Das heißt, er macht Schulden, läßt Gott einen guten Mann sein und wirft, wenn die Passiva ihm über den Kopf wachsen, den Karren um," ergänzte der Alte; „ich kenne diese Art Geschäftsführung. Zudem ist der Name Ernst Heller eine unbekannte Größe an der Börse, ich glaube, die Agenten so ziemlich alle zu kennen, aber ein Mann dieses Namens ist mir bis heute noch nicht vorgestellt worden."

Das Mädchen sah eine Weile schweigend vor sich hin. „Und wenn ich nun das Darlehen für meine Gefahr übernehme?" fragte sie. „Wenn ich die Bürgschaft stelle?"

Der Rentner hielt in dem Spaziergang durch die Stube, den er unternommen hatte, inne und sah seiner Tochter forschend in die seelenvollen strahlenden Augen. „Du wolltest die Bürgschaft übernehmen?" fragte er erstaunt.

„Ja, ich," fuhr Mathilde fort. „Du weißt, meine Ersparnisse betragen, Dank Deiner Freigebigkeit, fünftausend Thaler, wie wäre es, wenn ich diese Summe dem jungen Manne anvertraute und dabei die Bedingung stellte, daß mir Anspruch auf einen Theil des Geschäftsgewinns gestattet werde?"

Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Gleichzeitig hatte der Baron den Entschluß gefaßt, in den nächsten Tagen Berlin zu verlassen. Jetzt war ja Felix bei der Mutter und konnte die ganze bekannte und unbekannte Gesellschaft überall hin begleiten, wo es beliebte, wenn er sie ihm nur von der Heimath fern hielt. So schien es ihm gleichsam auch Pflicht, vor der Abreise dem Münzsammler sein Wort zu halten. Aber so bekannt der Baron auch in der Residenz war, so mußte er Vorübergehende doch mehrmals fragen, ehe er nach der wenig belebten Gegend kam, in der Willrich wohnte. Er trat in ein hohes, finsteres Gebäude, dessen Giebel den ewig drohenden Anblick machte, als könne er in wenigen Minuten einstürzen.

Der Baron stieg zwei Treppen hinauf und klingelte an einer Thür. Ein bescheidenes, hübsches Dienstmädchen öffnete und auf seine Frage, ob er bei Herrn Willrich sei, wies sie mit der Hand nach einer zweiten Thüre und bat ihn, dort anzuklopfen.

Er that's und „Herein"! rief eine klangvolle Frauenstimme. Erstaunt sah er sich nach dem Mädchen wieder um, doch diese hatte sich schon zurückgezogen; so blieb ihm keine Wahl als die Thür zu öffnen; aber wie angeschmiedet blieb er auf der Schwelle stehen; denn vom Tische erhob sich eine Dame, in der er seine gesuchte Unbekannte von der Straße sogleich wieder erkannte.

Auch ihr Erstaunen glich einer momentanen Versteinerung; sie blieb in der Entfernung stehen, und wortlaut begegneten sich ihre Blicke.

„Welch ein Zufall, mein Fräulein," begann er endlich und zog die Thür hinter sich ins Schloß.

„In der That, welch ein Zufall," flüsterte

sie und schlug die Augen nieder, während eine leichte Röthe ihre Wangen färbte.

„Sie erkennen mich wieder?"

„Sollte ich den Retter meines Lebens so schnell vergessen haben?" entgegnete sie, ohne das Auge zu erheben.

„O nichts davon, mein Fräulein," fiel er hastig ein. „Aber welch ein glücklicher Zufall! Ich suchte Ihren Herrn Vater und finde in seiner Tochter jene Dame wieder, die durch einen einzigen Blick ihrer schönen Augen sich mir unvergeßlich machte. Wenn Sie wüßten, mit welchen Gefühlen ich Sie suchte, wie sehnsüchtig —"

„Mein Herr! Nicht weiter in diesem Tone," unterbrach sie ihn. „Sie verwechseln Personen. Sie wollten meinen Vater sprechen? — O lebte dieser noch!" —

„Wie, bin ich nicht in dem Hause des Herrn Willrich. Sie sind nicht dessen Tochter?" —

„Sie sind in seinem Hause, und ich — ich bin — seine Frau! — —" „Willrich's Frau! Sie!" rief er entsetzt.

„Seine Frau bin ich!" wiederholte sie, aber jetzt schon streng, kalt und ohne Verlegenheit. In diesem Tone fuhr sie auch fort: „Nehmen Sie Platz, mein Mann muß jeden Augenblick kommen."

Der Schreck des Barons war so gewaltsam gewesen, daß er nicht so leicht Herr seiner Bestürzung werden und nichts erwidern konnte. — Sie sollte Willrich's Frau sein, Willrich's — dieses Mannes, dessen hagere matte Gestalt wohl für einen Münzsammler paßte, doch nimmermehr für den Gatten dieser bildschönen Frau. — Unmöglich, ihn äffte ein Traum! —

Stumm nahm er den von ihr angewiesenen Platz ein, und unwillkührlich musterte er das Zimmer, in dem sich beide befanden.

Als Kenner antiquer Sachen wußte er wohl jedes einzelne Möbel zu würdigen, das er sah; es war kostbar, aber gehörte nicht in das Wohngemach dieser jungen und, wie ihm schien, sehr zur Schwermuth geneigten Frau, die jetzt so emsig an einer Stickerei arbeitete, als wüßte sie nicht mehr, daß außer ihr noch Jemand im Zimmer sei.

Ob sie glücklich mit dieser Mumie von Mann ist? dachte er und seine Augen wandten sich ihr wieder zu und suchten die Antwort auf ihrem Gesicht zu lesen, doch sie blickte nicht auf. Für die Dauer wurde ihm diese Stille peinlich; ein Buch lag auf dem Tisch; sie mußte darin gelesen haben, es war zur Hälfte mit einem Zeichen versehen, und hier schien ihm Gelegenheit, nach der Lectüre ihren Charakter zu beurtheilen. Er nahm das Buch, schlug es auf und sah nach dem Titel. Es war die bekannte Novelle von Wilhelm Hauff: „Die Bettlerin vom Pont des Arts." Das frappirte ihn.

„Ich bemerke da ein Buch auf ihrem Tisch, gnädige Frau, das man sonst bei den Damen nicht mehr findet."

Leonie lächelte wieder, als sie, ohne die Augen dem Baron zuzuwenden, entgegnete:

„Ich glaub's; die Novelle ist alt, doch sie bleibt Denen neu, deren Schicksal dem der Heldin ähnlich ist."

Betroffen sah sie der Baron an. „Und wenn ich's deuten darf, gnädige Frau, so ist es Josephens Schicksal, das Sie am meisten interessirt?"

„Ja," hauchte sie und jetzt blickte sie von ihrer Arbeit auf und fuhr warm und bewegt fort:

„Josephens Schicksal zieht mich an. Sie litt unter dem Drucke einer unglücklichen Ehe mit einem rohen und ungebildeten Manne. Welche Seligkeit mußte sie empfinden, als durch den Geliebten ihrer Jugend diese Kette gelöst ward und sie ihm als sein Weib folgen konnte. O, daß solch eine glückliche Lösung des menschlichen Geschickes nur in Romanen zu finden ist!"

(Fortsetzung folgt.)

Palindrom.

Ich habe, lieber Leser, nur vier Zeichen,
Die umgekehrt dasselbe Wort dir sagen;
Die Flammen, die aus meinen Innern schlagen,
Sie können Erz und Eisen selbst erweichen.

Auflösung der Charade in Nr. 93 des Unterhaltungsblattes: „Schlachtfeld."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 98. **Sonntag, den 20. August** **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

„Also stille Association?" entgegnete der Rentner, der für die Aussicht auf hohe Prozente nicht unzugänglich war. „Baust Du wirklich so fest auf die Ehrlichkeit dieses Mannes? Glaubst Du in der That, daß ein Vorschuß von fünftausend Thalern sein Geschäft so bedeutend heben könne? Nun wohl," fuhr er fort, als Mathilde dieses bejaht hatte, „ich will sehen, was sich thun läßt, der junge Mann mag mich einmal besuchen."

Mathilde dankte dem Vater mit mehr Wärme und Herzlichkeit, als in Anbetracht des geringen Dienstes nöthig gewesen wäre und eilte in ihr Zimmer, wo sie rasch einige Zeilen niederschrieb, welche der Diener sofort an ihre Adresse befördern mußte.

3. Kapitel.

In einer der entlegensten Straßen der Stadt wohnte in einem kleinen einstöckigen Häuschen, welches durch seinen Blumengarten und den frischen saubern Anstrich der mit Schiefer bekleideten Wände einen gar freundlichen Eindruck machte, die Wittwe Heller mit ihrem Sohne, welch letzterer ein kleines Agentur-Geschäft betrieb. Fügen wir hinzu, daß der Buchhalter Helldau in diesem Häuschen ein kleines Zimmer bewohnte, daß ferner Mathilde nicht nur als Kind, sondern auch noch in späteren Jahren oft den Buchhalter besuchte, um seine kleine Bibliothek zu bewundern und in dem Gärtchen sich zu ergehen, so wird der geneigte Leser bald errathen, daß die Bekanntschaft Mathildens mit dem Sohne der Wittwe nicht aus einer flüchtigen Begegnung in der Vorhalle des Theaters herrührte, vielmehr eine Jugendfreundschaft war, von der der Vater des Mädchens freilich nichts ahnte. Krämer kümmerte sich nicht darum, wo sein Buchhalter wohnte, oder wer seine Miethlinge waren, verrichtete Helldau pünktlich und gewissenhaft seinen Dienst, so konnte er in seinem Privatleben schalten und walten, ohne eine Einmischung seines Herrn befürchten zu müssen.

Er wurde von seinen Hausleuten vom ersten Tage an als Familienglied betrachtet, ihr freundschaftliches Entgegenkommen war für ihn der Sonnenstrahl, der die Eisrinde schmolz, welche der Spott und die verletzende Kälte der übrigen Menschheit um sein Herz gezogen hatten, und sein Dank für dieses Wohlwollen äußerte sich in unbegrenzter Hingebung an Ernst, den er gleichsam als seinen Sohn betrachtete. Zwischen ihm und Mathilde war seine Liebe getheilt und deßhalb auch empfand er kein größeres Vergnügen, als wenn am Sonntag Nachmittag die beiden Kinder unter seiner Aufsicht in dem Garten oder in seiner Stube spielten und er ihnen Sagen und Märchen erzählen konnte, denen jene mit ungetheilter Aufmerksamkeit lauschten.

Mathilde verschwieg das ihrem Vater, sie kannte seine auffahrende Heftigkeit wie seinen Stolz zu gut, um nicht zu wissen, daß er diese Besuche streng verboten haben würde.

Die Wärterin aber, welche Mathilde bis zum vierzehnten Lebensjahre stets begleitete, fand in der Unterhaltung mit der Wittwe Heller zu große Annehmlichkeiten, als daß sie diese durch einen Machtspruch ihres Herrn hätte verlieren mögen.

An dem Tage, an welchem Mathilde für den Gespielen bei dem Vater bat, saß Ernst in seinem kleinen Schreibzimmer, um an die Geschäftsfirmen, welche er, vertrat zu schreiben. Aber so sehr er sich auch zwang, seine Gedanken zu sammeln, wollte ihm dies doch nicht gelingen, er wußte, welchen Schritt Mathilde heute für ihn that und sah mit Spannung und Unruhe ihrer Nachricht entgegen. Ging der Rentner auf die Bitte seiner Tochter ein, so zweifelte Ernst nicht daran, daß es ihm gelingen werde, binnen Kurzem einen geachteten Namen an der Börse zu erhalten. Helldau hatte ihm in diesem Falle seine Hülfe zugesagt, es konnte nicht fehlen, daß er, durch die Erfahrungen und das Genie des Buchhalters unterstützt, rasch an das gewünschte Ziel kam. — Ganz mit diesen Gedanken beschäftigt trat er an's Fenster, um hinauszuschauen, ob der Bote Mathildens noch nicht erschien.

Statt seiner trat die Mutter, eine noch ziemlich rüstige Frau, in's Zimmer.

„Noch immer kein Brief angekommen?" fragte Ernst ungeduldig.

„Nur Geduld," erwiederte die alte Frau lächelnd, „Mathilde wird schon Nachricht schicken. Ihr Verliebte wollt stets mit dem Kopf durch die Wand rennen, jedes Ding hat seine Zeit, darum warte geduldig ab, bis Du das Resultat erfährst."

Ernst hörte die letzten Worte nicht mehr, er sah den Diener des Rentners über die Straße kommen und eilte hinaus, um den Brief, den dieser in der Hand hielt, in Empfang zu nehmen. Das Billet enthielt nur die wenigen Zeilen: „Mein Vater ist geneigt, die Summe vorzustrecken, wenn die Zinsen und der Antheil an Geschäftsgewinn seinen Wünschen entsprechen. Zu diesem Zweck wäre eine unverzügliche, mündliche Unterredung mit meinem Vater, welche dieser selbst wünscht, erforderlich." — „Da haben wir's seufzte der junge Mann, „hohe Zinsen und Antheil am Gewinn, — was bleibt mir?"

„Schon wieder kleinmüthig?" nahm die Mutter das Wort. „Daß der Rentner hohe Zinsen fordern würde, darauf mußtest Du gefaßt sein. Nimm das Geld und sieh zu, was Du verdienen kannst, wirst das Geschäft nicht den erwarteten Gewinn ab, so muß Dein Gläubiger sich auch mit dem Wenigen begnügen."

„Und ich bleibe vor wie nach der arme Teufel, der ich war!"

„Die Folge wird lehren," fuhr die Mutter fort. „Helldau hat Dir seinen Beistand zugesagt, seine Kenntnisse und Erfahrungen verdoppeln den Werth des Geldes, und bei Deiner Umsicht und Thätigkeit ist ein günstiger Erfolg kaum zu bezweifeln."

„Du siehst mit den Augen der Mutterliebe in meine Zukunft," versetzte Ernst, dem das Lob der alten Frau ein Lächeln entlockte, „wir Männer betrachten das Alles ernster und —"

„Und am Ende schreckt Ihr doch noch vor Kleinigkeiten zurück, über welche wir vielleicht unbekümmert hinwegschreiten würden," unterbrach die Mutter ihn. „Frisch gewagt ist halb gewonnen! Fester Wille und Standhaftigkeit richten oft mehr aus, als Kapital und Kenntnisse."

Ernst griff zu Hut und Stock und reichte der Mutter die Hand. „Ich gehe," sagte er, „will der Rentner mir die Summe anvertrauen, so nehme ich sie in Gottes Namen. So Mancher hat sein Ziel erreicht, warum sollte es nicht auch mir gelingen!"

Der Rentner war erstaunt, den jungen Mann so bald schon zu sehen, dazu wollten ihm die Gesichtszüge desselben gar nicht gefallen. Wenn sein Blick den ruhigen, dunkeln Augen des jungen Mannes begegnete, kam es über ihn, wie die Stimme des bösen Gewissens. Weßhalb, wußte er selbst nicht, unwillkührlich mußte er die Wimpern senken, er konnte diesen Blick nicht ertragen. Nichtsdestoweniger zeigte er sich den Wünschen des jungen Mannes geneigt. Er mußte ihm den Plan seiner Operationen entwerfen, über dieses oder jenes Geschäft seine Ansicht sagen und auf diese Weise ein Examen bestehen, dessen Resultat

den alten Herrn befriedigte. Auf die Begegnung mit seiner Tochter im Theater kam der Rentner nicht zurück, eine Berührung dieses Punktes würde ihn gewissermaßen in den Augen des jungen Mannes zu Dankbarkeit verpflichtet haben, und eine solche Verpflichtung wollte Krämer nicht anerkennen. Er fand sich endlich bereit, die Summe vorzustrecken und forderte dafür fünf Prozent Zinsen und ein Drittel des Geschäftsgewinns, womit Ernst nach einigem Zögern sich einverstanden erklärte.

Noch im Laufe desselben Tages empfing der junge Mann gegen eine Schuldverschreibung das Geld und beim Anblick desselben fühlte er sich von neuem Muth beseelt. Mit frohen Hoffnungen sah er in die Zukunft, er wollte unermüdlich schaffen und streben, bis er das Ziel erreicht hatte, welches er erreichen mußte, um die Hand Mathildens zu erringen.

Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Während Willrich's Frau so sprach, war die Stickerei ihrem Schooß entglitten; der Baron hob sie auf und trat dicht an sie heran. „Auch Sie sind eine Josephe, aber die noch unglückliche. Hätt's selbst nicht dieser Mund verrathen, so würde ich es allein durch dieses feuchte Auge erkannt haben."

Er wagte bei Ueberreichung der Stickerei ihre Hand zu berühren; sie entzog sie ihm, und schon war ihr Gesicht wieder ernst und der Ton kalt, als sie entgegnete:

„Sie befinden sich in einem Irrthum, mein Herr! Wenn ich Ihnen meine Gefühlsregung dabei schon einmal erklären muß, so mögen sie erfahren: Ich habe eine Freundin, und deren Schicksal hat so viel Verwandtes mit dem der Bettlerin vom Pont des Arts, daß ich mich darum für das Werk interessire."

„Und hat diese Freundin auch einen Jugendgeliebten?"

Leonie blickte nach dem Fenster. „Ich — weiß ich es nicht." —

Erleichtert athmete sie auf, als sie in dem Augenblick schwere Tritte auf der Treppe vernahm und gleich darauf Willrich eintrat.

Dem Baron war in seinem Leben nie ein Gesicht widerwärtiger vorgekommen, als dieses vertrocknete mit den grauen, stechenden Augen des Mannes, der ihr Gatte war und der dieses liebliche Wesen gar nicht beachtete, sondern ihn mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit begrüßte und ihm sofort die Thür nach seinem Arbeitszimmer öffnete. Um seine Empfindung nicht zu verrathen, war der Baron gezwungen, dieser Weisung zu folgen; er konnte nur noch einen flüchtigen Blick auf Leonie werfen; diese hatte sich jedoch ganz nach dem Fenster gewandt, und es schien ihm, als ob sie dort mit Absicht in unbeweglicher Stellung verharrte.

An diesem Tage sah sie der Baron nicht wieder; aber für ihn war dieser Tag verhängnißvoll geworden. Ohne sich seiner Gefühle klar bewußt zu sein, grub sich Leoniens Bild immer tiefer in seine Seele.

„Und sollte ich gleichgiltig sein," fragte er sich, „wenn sich alles, was er that, mit ihr verwebte, da sie unglücklich ist? Sie ist unglücklich, sie muß es sein, wenn sie sich auch bemüht, einen dichten Flor über ihren Schmerz zu ziehen. Der Flor bleibt durchsichtig; das Zucken des Mundes, der trübe Blick, das bleiche Gesicht läßt sich nicht ganz dahinter verbergen. Und darum, weil sie unglücklich ist, sollte ich mich da nicht mit freundschaftlicher Theilnahme um ihr Schicksal kümmern, wo ich sie doch schon einmal einer Lebensgefahr entzogen habe?"

Und so denkend, war in dem Baron kein Kampf, als er den Vorsatz faßte, Leoniens Vertrauen um jeden Preis zu erwerben. Er erkannte auch die Nothwendigkeit, daß wenn er sich diesen Weg bahnen wolle, er dazu das Zutrauen des gewinnsüchtigen Münzsammlers erringen müsse. Und da gab es nur ein Mittel: er mußte sich in der Münzenkunde als Laie anstellen. Das that er. Er kaufte von Willrich unbedeutende Sachen theuer an und gab ihm seine eigenen werthvollen für geringes hin. Willrich lachte heimlich und schien äußerlich von des Barons

Wissenschaft entzückt. — Wohl war manches diesem sehr werth, was er auf diesem Altar opferte; aber wenn ihm der Verlust auch schwer war, so dachte er nur an sie, und alles kam ihm in der Waage mit Leonie gering vor.

So war ihm sein Vorhaben mit Willrich schnell gelungen, der Weg zu ihr war frei, er konnte das schöne, geliebte Weib fast täglich sehen; aber was seine trunkenen Gefühle erst nicht für möglich hielten, wurde zur Gewißheit, er blieb ihr so fern wie zuvor. Sie stellte durch ihr Benehmen eine Mauer zwischen sich und ihn. Je mehr er kam und je öfter er sich ihr zu nähern suchte, je kälter und einsylbiger begegnete sie ihm.

Traf er sie allein, was oft geschah, und suchte er zu verweilen, um anscheinend Willrich zu erwarten, so fand sie immer eine Gelegenheit, ihr Mädchen zu rufen, und diese so lange im Zimmer aufzuhalten bis Willrich erschien. Nie kam ein Wort, eine Klage über ihr trauriges Leben über ihre Lippen; aber der Baron hatte dennoch genugsam Gelegenheit gehabt, ihres Mannes rohes, rücksichtloses Benehmen gegen sie zu beobachten. — Dann fühlte sie sich wohl, weil es in seiner Gegenwart war, beschämt und gedehmüthigt, und manchmal gewann sie auch nicht einmal Beherrschung, Thränen zu verbergen; aber ihr Benehmen änderte sich darum gegen ihn nicht, im Gegentheil, nach einer solchen Stunde schien er ihr noch fremder zu sein. Ja, ihr Betragen gegen ihn war oft so frostig, daß dies selbst Willrich auffiel und dieser sie in des Barons Gegenwart in der unzartesten Weise zu Rede stellte.

Der Baron war in der verzweifeltsten Lage. Jetzt wußte er, wie sehr er Leonie liebe; aber bei ihrer eisigen Kälte verlor er jede Hoffnung. Es ging ihm durch den Kopf, schnell abzureisen, zu fliehen, eine Liebe zu vergessen, die ihn, den starken Mann, zu überwältigen drohte. Aber dann stand Leonie vor seinem geistigen Auge, mit todtenbleichen Wangen, flehend, die Hände nach ihm ausstreckend, und es war ihm, als müsse doch noch die Stunde kommen, wo sie nach ihm rufen würde, nach ihm, ihrem einzigen Retter. So blieb er und folgte immer wieder Willrichs Einladung.

Willrich selbst lag es durchaus nicht im mindesten an der Freundschaft des Barons, wenn er ihn auch stets mit den freundschaftlichsten Betheverungen überhäufte, sondern des Esels Schatz, so nannte er des Barons verstellte Handlung, dieser mußte sein werden. Er hatte von vielen Seiten gehört, daß der Baron eine ungewöhnlich reiche Sammlung von Münzen hatte, und diese nach und nach an sich zu bringen, war sein Streben, und darum sollte Leonie dem Baron nicht das Haus verleiden.

So verfolgten drei Menschen einen Zweck, jeder nach einer andern Richtung hin, und jeder bemüht, den andern zu täuschen. Doch das schwerste Ziel hatte sich Leonie gestellt.

Die kühle Ruhe, welche sie dem Baron gegenüber am Tage zu behaupten suchte, erkaufte sie unter den furchtbarsten Kämpfen, in schlaflosen Nächten. Sie liebte den Baron mit der ganzen Gluth ihres jungen, heißen Herzens. Sie hatte nie einen andern Mann vorher geliebt, außer ihrem Vater nie einem Menschen nahe gestanden; sie wußte auch, daß sie geliebt wurde, und doch war sie zu Tantalusqualen verurtheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Am Einzugstage in Berlin fühlte ein fremder Herr in dem Gedränge plötzlich eine Bewegung in seiner Rocktasche, und beim schnellen Umwenden erblickte er einen Jungen, der eben seine Hand herausgezogen hatte.

„Noch so jung," sprach er zu ihm, „und schon ein Dieb? Du gehst den Weg zum Galgen, schäme dich."

„„Sie müssen sich schämen — kommen nach der Hauptstadt und haben nichts in der Tasche.""

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 99. **Dienstag, den 22. August** **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Weder der Wittwe, noch Ernst fiel es auf, daß Helldau nicht zum Mittagstisch kam. „Vielleicht hält ein Auftrag Krämer's ihn zurück," bemerkte der junge Mann, als die Mutter hinwarf, Helldau bleibe heute ungewöhnlich lange, „der Rentner hat ja oft dergleichen Geschäfte zu besorgen und Helldau macht sich nichts daraus, stehenden Fußes eine Reise anzutreten, die ihn Wochen lang fern hält."

Weiter wurde des alten Mannes mit keiner Silbe gedacht, verlangte auch Ernst darnach, ihm sein Glück mitzutheilen, so dachte er, werde diese Mittheilung, am Abend noch immer früh genug kommen.

Im Laufe des Nachmittags fand Mathilde sich für einen kurzen Augenblick in dem Häuschen ein. Sie wußte bereits, daß ihr Vater die erbetene Summe gezahlt hatte, und kam, um dem Freunde Glück dazu zu wünschen.

Ernst und dessen Mutter dankten dem Mädchen mit warmer Herzlichkeit, aber Mathilde wies diesen Dank als unverdient zurück. „Es sei ihre Pflicht, dem Jugendfreund zu helfen, wenn sie dies könne," sagte sie, „zudem ziehe ja auch ihr Vater seinen Vortheil aus dem Darlehen, also dürfe von Dank vorläufig keine Rede sein."

„Doch," sagte der junge Mensch feurig, „lehnen Sie den Dank nicht ab, Sie selbst müssen fühlen, welchen Dienst Sie mir bewiesen haben."

„Sie?" fragte Mathilde vorwurfsvoll. „Seit wann sind wir einander so fremd geworden? Habe ich der Freunde so viel, daß Du glaubst, ich könnte den besten und aufrichtigsten entbehren?"

„Dank, tausend Dank," für diese Worte," jubelte Ernst, dem eine Last vom Herzen fiel. „Gott weiß, wie schwer mir das „Sie" geworden ist, aber Mutter meinte, Du seiest nun eine vornehme Dame und ich dürfte" —

„Pfui, das war garstig!" wandte das Mädchen sich zu der Wittwe, die kopfschüttelnd neben den Beiden stand. „Wie sehr haben Sie mich verkannt!"

„Nun, nun, ich weiß nicht, was besser wäre," versetzte Frau Heller, „so sehr ich auch die Freundschaft achte, wenn aber die Stände gar zu ungleich sind" —

„Die Stände zu ungleich?" unterbrach Mathilde. „Sondern auch Sie die Menschen nach ihren Gütern in Klassen ab? Nimm Dir die Worte der Mutter nicht zu Herzen," fuhr sie, sich zu dem jungen Manne wendend, fort, „ich sehe schon, ich muß es bei ihr verdorben haben, weil sie das Band unserer Freundschaft zerreißen will. Aber was auch kommen möge, an meinem Herzen zweifle niemals." Ernst ergriff freudig die Rechte des Mädchens und drückte sie stürmisch. „Du bist mein guter Engel," sagte er, „und nur einen Wunsch kennt meine Seele, den, daß du stets mir zur Seite bleiben mögest."

Ein freundliches Lächeln umspielte die

Lippen Mathildens, während flüchtiges Roth ihre Wangen übergoß. „Wer weiß, was uns die Zukunft bringt," entgegnete sie. „Muth und unermüdliches Streben haben schon Manchen an's gewünschte Ziel geführt."

„Ein herrliches Mädchen!" versetzte der junge Mann, als Mathilde das Haus verlassen hatte. „Mutter, entweder führe ich Dir diese als Tochter in die Arme, oder keine!"

Die Alte seufzte tief auf. „Du liebst zu hoch, und das that nimmer gut," erwiderte sie, „bedenke doch, das einzige Kind eines Millionärs und Du, der arme, unbemittelte Agent."

„Hat Mancher mit Kleinem angefangen und mit Großem aufgehört," meinte Ernst, „warum sollte ich denn verzagen und die Hände muthlos in den Schooß legen!" Die Mutter schüttelte den Kopf und ging hinaus, sie konnte die Hoffnungen ihres Sohnes nicht theilen.

Ernst arbeitete bis zum Abend und ging dann in's Wohnzimmer, um dort der Ankunft Helldau's zu harren, mit welchem er heute noch über die zweckmäßige Verwendung der erhaltenen Summe sich berrathen wollte.

Es schlug bereits acht Uhr, als der alte Mann, der sonst stets punkt sieben Uhr nach Hause zu kommen pflegte, eintrat. Er war mißmuthig und einsilbig, mit düsterer Miene nahm er, als das Abendessen aufgetragen wurde, am Tische Platz, und so oft auch Ernst oder dessen Mutter die Unterhaltung zu beleben suchte, Helldau warf jedesmal Worte ein, wie nur verhaltener Groll oder düsterer Mißmuth sie sprechen konnte, und das Gespräch stockte. — Der Buchhalter mochte selbst fühlen, daß er heute in den Kreis der kleinen Familie nicht paßte, daß seine trübe Laune jener die Freude verdarb, er wollte deßhalb gleich nach Tisch sich entfernen, aber Ernst hielt ihn am Arm zurück.

„So schlecht gelaunt habe ich Euch seit Jahren nicht gesehen" hob der junge Mann an, „ist Euch irgend etwas Unangenehmes begegnet, so müßt Ihr doch wissen, daß wir gerne bereit sind, Sorge und Aerger mit Euch zu theilen, und es ist deshalb sehr unrecht, wenn Ihr uns gegenüber dies verschweigen wollt."

Auf das Herz Helldau's machten diese Worte sichtlich Eindruck, die Wolken schwanden allmählich von seiner Stirne, er zögerte einen Augenblick und setzte sich dann wieder hin. „Hole der Henker die ganze Geschichte!" rief er unwillig. „Ich hab's bald satt, stets für meinen Herrn die gebratenen Kastanien aus dem Feuer zu holen. Da sendet er mich heute Morgen mit einem ganz sonderbaren Auftrag nach C. Ich sollte ihm dort ein Dokument holen, ein versiegeltes Dokument, welches irgend ein Anderer Gott weiß vor wie viel Jahren einem dortigen Bauer anvertraut hat."

„In C.?" fragte Ernst, „darf ich wissen, wie der Bauer heißt, der jenes Dokument besitzt?"

„Der Bauer heißt Konrad Schulz," fuhr der Buchhalter fort, „er selbst ist verhaftet."

„Konrad Schulz? Verhaftet?" rief der junge Mann bestürzt, indem er den Arm Helldau's umklammerte und diesem forschend in's Auge sah. „Verhaftet, sagt Ihr? Und weßhalb?"

„Weßhalb?" erwiederte Helldau, den die Bestürzung des jungen Mannes befremdete. „Er soll einen Mord begangen haben. Aber was ist Euch, der Mann? Kennt Ihr ihn? „In welchem Verhältnisse steht Ihr zu ihm?"

Die alte Frau warf ihrem Sohne einen Blick zu, den dieser verstand und beherzigte. „Er ist ein Freund unseres Hauses," versetzte er, indem er sich zwang, seine Selbstbeherrschung zu gewinnen, „ein Freund, dem meine Mutter Manches verdankt."

„Ja, ja, er hat mir in Noth und Trübsal beigestanden, und ich kann ihm das Zeugniß geben, daß er ein ehrenhafter, charakterfester Mann ist," schaltete die Wittwe ein, „seine Verhaftung muß auf einem Mißverständniß beruhen, ich halte ihn eines solchen Verbrechens nicht fähig."

Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Leonie strebte mit der Kraft ihrer ganzen Seele danach, dem Manne die Treue zu bewahren, die sie ihm am Altar gelobt. Des Geliebten Bild konnte sie nicht mehr aus ihrem Herzen reißen; aber desto strenger suchte sie über ihre Handlungen zu wachen. Doch die Gfahr fing an, ihr noch größer durch Willrich selbst zu werden.

Zu gleichgiltig für alles, was dieser that, hatte sie sich auch nie um seine Münzen gekümmert; ja, sie haßte diese sogar, weil diese zu ihrem verödeten Leben beitrugen. Aber von dem Tage, wo der Baron ihr Haus betrat, durchschaute sie mit dem Scharfblick einer Liebenden, die um den Geliebten bangt, Willrich's eigennütziges Streben, aus dem er ihr auch bald kein Hehl machte. Bisher hatte sie gegen den Mann, dessen Namen sie trug, immer noch eine gewisse Achtung gehabt, sein schroffes Betragen Mangel an Bildung zugeschrieben, ihre unselige Verbindung mit ihm allein als das Werk der Stiefmutter betrachtet, welche, um einen zweiten Mann zu erobern, die blühende Tochter nicht neben sich behalten wollte, und, nachdem der Erfolg des Inserats ihr letztes Hoffen geknickt, sich zu resigniren gesucht. Doch seit dem Tage, wo sie den Mann wiedergesehen, der sie aus einer Lebensgefahr gerettet, seit dieser sich ihr mit Blicken genähert, die bis in das innerste ihrer Seelen drangen, und sie fühlen lernte, Jemand bekümmere ihr Schicksal, seitdem hatte ihr Herz Wünsche und nie geahnte Empfindungen; sie strebte diese durch die Pflicht zu bekämpfen, aber sie beobachtete auch die Handlungen des Mannes, um den sie diese Kämpfe that, und als sie entdeckte, daß Willrich in dem Geliebten eine Beute sah, da steigerte sich ihre Abneigung gegen diesen in Abscheu und Verachtung, und ihre Kälte gegen den Baron sollte einen doppelten Zweck haben. Ihr Betragen mußte ihn aus ihrer Nähe verscheuchen, und damit war Willrich's Plan durchschnitten; der geliebte Mann soll gehen, nie wiederkehren, und wenn ihr Herz auch darüber brechen möchte; — was lag daran, war doch ihr Leben verfehlt, und lange konnte es mit einem gebrochenen Herzen auf Erden nicht dauern. —

Aber ihre Krämpfe vermehrten sich; der Geliebte ging nicht, sondern sie mußte sehen, wie sehr er unter ihrer Kälte litt, und wie Willrich, einer Spinne gleich, sein Netz immer dichter um sein Opfer zog, damit es ihm nicht mehr entgehe.

Während der Baron so duldete und vergeblich einen Weg suchte, wodurch er die Eisrinde von Leoniens Herz durchbreche, hatte diese in ihren Kämpfen einen großen Entschluß gefaßt; so konnte, so sollte es nicht fortgehen. —

Es war ein trüber Tag. Der Himmel war voller Wolken, schon fielen große Regentropfen, während ein heftiger Wind den Staub von der Erde peitschte. Leonie stand am Fenster ihres Wohnzimmers.

Vor einigen Minuten war der Baron ernst und traurig, wie er es schon seit langer Zeit durch ihr Benehmen geworden, fortgegangen und zwar nach einem ungewöhnlich kurzen Besuch, vorgebend, er habe wichtige Briefe zu beantworten, aber diesmal in Wahrheit mit dem Vorsatz, Leoniens Kälte, die noch eisiger als sonst war, nicht länger ertragen zu wollen; diese war so schroff hervorgetreten, daß auch Willrich davon betroffen wurde und dadurch selbst seine sonstige rücksichtlose Rüge in Gegenwart des Barons vergaß.

Jetzt stand sie am Fenster und suchte die Gestalt des Geliebten noch in der Nähe zu erspähen, denn er blickte ja nie mehr nach ihrem Fenster zurück; er wußte ja nicht, daß dasselbe Wesen, das ihn von sich verscheuchte, dastand und mit thränenden Augen seine Schritte verfolgte.

Gesenkten Hauptes stand sie da, als sich Willrich's knochige Hand schwer auf ihren Nacken legte.

Mehr erschrocken, daß ihre wenn auch schmerzlichen Gedanken so unsanft unterbrochen wurden, als auf ihrem Nacken die Wucht dieser Hand fühlend, trat Leonie von Willrich zurück; aber ehe sie fragen konnte, was ihn zu

der rauhen Berührung veranlasse, überhäufte dieser sie mit einer Fluth von Vorwürfen, während er dabei so aufgeregt wurde, daß seine Stimme vor Wuth zitterte. Er nannte sie kindisch, albern, untauglich für jede menschliche Gesellschaft; bedauerte sich, hieß sich den unglücklichsten Mann auf Erden, weil er eine Frau habe, die ihm das Leben verkümmere, und die Freunde von seiner Schwelle verscheuche, und das müsse anders werden; aber er würde sie fühlen lassen, daß er der Herr des Hauses sei und sie ihm gehorchen müsse.

Leonie versuchte alles das gelassen anzuhören; aber als seine Vorwürfe sich häuften und er immer weniger die Ausdrücke dazu wählte, färbte auch ihre Wange die Röthe des Zornes, und ganz von Entrüstung erfüllt gebot sie ihm jetzt seine Ausdrücke zu mäßigen und begann:

„Wohlan, Deine Rücksichtlosigkeit verdient keine Schonung! Unsinniger Mann, siehst Du denn keine Gefahr für mich, wenn ich mein Betragen gegen den Baron ändere? Hat Dein eigennütziges Streben Dich blind gemacht? Bedenke, daß der Baron mich lieben könnte!" —

Es war gesagt — aber weiter konnte die junge Frau nicht sprechen, wenn sie sich nicht ganz verrathen wollte; auch mußte das ja genug sein. — Willrich mußte doch aufmerksamer werden, und liebte er sie auch nicht, so war doch seine Ehre im Spiel. Also unfehlbar mußte in dieser unheimlichen Schwüle eine Krise eintreten, welche die Qual in irgend einer Art endete.

Zitternd mit gesenktem Blick stand sie da und harrte seiner Antwort. Aber zu ihrem sprachlosen Entsetzen lachte Willrich hell auf und entgegnete:

„Und mit diesem Phantasiebilde glaubst Du mich zu schrecken? Dich der Baron lieben? Du alberne Frau, welche überspannten Gedanken spucken in Deinem Gehirn? Ich übernehme die Gefahr und befehle Dir, als Dein Herr und Mann, der für Dich sorgt, Dein Betragen gegen den Baron zu ändern. Glaubst Du, dieser geistvolle Mann, der die ganze Welt beinah durchreis't hat, denke an nichts höhres? Nein, er ist mein Schüler, verehrt in mir seinen Meister und es ist ihm nur unangenehm, daß Du Dich so unvernünftig beträgst, weil Du grade meine Frau bist. Uebrigens nimm Dir ein Exempel an mir; Münzsammler sind ernste Männer und keine Phantasten. — Male Dir immer so viel Gefahren aus, wie Du willst; aber ändere Dein Betragen gegen den Baron oder Du wirst meine ganze Strenge fühlen lernen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In der Sammlung von Manuscripten und Documenten, welche beim Brande des erzbischöflichen Palastes in Bourges vernichtet wurden, war wohl eins der interessantesten ein Actenstück, welches persönliches Eigenthum der Familie de Latour d'Auvergne war und nichts Geringeres als die angebliche Executionsordre zur Kreuzigung Jesu Christi enthielt. Das Actenstück lautete folgendermaßen:

„Jesus von Nazareth, vom jüdischen Stamme Juda, des Betrugs und der Rebellion gegen die göttliche Autorität Tiberius Augustus, des Kaisers der Römer, überführt und wegen dieses Sacrilegiums über Verfolgung unsers Herrn, Herodes, Stellvertreters des Kaisers in Judäa, durch Spruch des Richters Pontius Pilatus zum Tode am Kreuz verurtheilt, soll morgen Früh. am 23. des Idus des März, unter Escorte einer Abtheilung der Prätorianergarde zum gewöhnlichen Hinrichtungsplatze geführt werden. Der sogenannte König der Juden soll durch das Struneanische (?) Thor hinausgeführt werden. Alle öffentlichen Beamten und Unterthanen des Kaisers sind angewiesen, der Ausführung dieses Urtheilspruchs ihre Unterstützung zu leihen. Jerusalem 22. des Idus des März. A. U. 783. Capel."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 100. **Donnerstag, den 24. August** **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Der Buchhalter zuckte die Achseln. „Mann kann sich in den Menschen täuschen, doch brechen wir einstweilen von diesem Thema ab. Also, ich sollte der Frau dieses Ackerers das Dokument aus den Händen locken, so lautete mein Auftrag. Ich begab mich unverzüglich auf den Weg und traf nach Mittag in dem Dorfe ein. Als ich in das Haus des Ackerers trat, sah ich in der Wohnstube auf einem Brett verschiedene alte Bücher stehen. Ihr wißt, ich bin ein Freund solcher alter Bücher, unter ihnen findet man oft vergessene Schätze, die längst verschollen sind, und so hatte ich denn nichts Eiligeres zu thun, als Bücher zu durchstöbern. Ich knüpfte mit der Hausfrau eine Unterhaltung über das Wetter, die Getreidepreise und den Hagelschlag des vergangenen Jahres an und sah inzwischen die Bücher nach. Was ich suchte, fand ich nicht, die Schriften hatten für mich kein Interesse, weil sie theils über den Ackerbau, theils über juristische Fragen handelten, aber sie boten mir einen Anknüpfungspunkt, wie ich ihn besser wohl nicht finden konnte. Ich gab vor, ich sei ein Liebhaber von alten Büchern und Dokumenten und habe vernommen, daß sie oder ihr Gatte, was doch gleichbedeutend sei, ein solches Dokument besitze, wenn sie mir dasselbe überlassen wolle, so dürfe sie nur fordern, ich würde den höchsten Preis zahlen, vorausgesetzt, daß dieser nicht gar zu hoch begriffen sei. Die Frau maß mich mit mißtrauischen Blicken und stellte entschieden in Abrede, daß sie derartige Papiere besitze, worauf ich erwiderte, ich wisse das Gegentheil zu genau, als daß ich mich so ohne Weiteres abweisen ließe, das Dokument sei veriegelt, sie möge es mir nur einmal zeigen, ich wollte ihr eben sagen, ob ich von demselben Gebrauch machen könne oder nicht, Die Frau blieb fest, jedenfalls hatte ihr Mann sie instruirt, und selbst der Klang des Geldes, welches ich auf den Tisch warf, vermochte nicht, sie meinem Wunsch geneigt zu machen, sie läugnete hartnäckig, ein solches Dokument zu besitzen. Ich sah endlich ein, daß Alles vergeblich war, und wollte mich schon entfernen, als der Sohn des Ackerers, ein ziemlich stämmiger Bursche, eintrat. Kaum erfuhr er mein Begehr, als er sich dicht vor mich hinstellte und mir in ganz unzweideutigem Tone rieth, ich möge das Haus sofort verlassen, wenn ich nicht gewärtigen wolle, gewaltsam an die Luft gesetzt zu werden. Er kenne diese Schleichwege sagte er, ich solle mich aber nicht der Hoffnung hingeben, je dieses Dokument zu besitzen. Er werde jeden, der Verlangen nach demselben trage, in einer Weise heimschicken, die ihm die Wiederkehr verleiden solle. — Der drohende finstere Blick des Burschen, seine herausfordernde Haltung und die Gereiztheit, welche sich in seinem Wesen kundgab, ließen mich nicht bezweifeln, daß die That den Worten auf dem Fuße folgen könne, deßhalb zog ich vor, gleich den Rückweg anzutreten."

„Und was sagte Krämer zu dem Resultat Eurer Sendung?" fragte Ernst, der augenblicklich vermuthete, daß dieser Sendung eine Schurkerei zu Grunde lag.

„Was er sagte?" fuhr der Buchhalter zornig fort. „Er schalt mich einen Dummkopf, einen Esel, der zu nichts Anderem tauge, als in alten Scharteken zu blättern, einen Menschen, der gänzlich abgestumpft sei! Das war mein Dank! Als ob er es hätte besser machen können!"

Ernst erhob sich und nahm seinen Hut.

„Wohin?" fragte die Mutter, erstaunt, daß ihr Sohn so spät noch ausgehen wollte.

„Zum Doktor Schacht," erwiderte der junge Mann, „er muß unserm Freunde beistehen. Schulz mag in der Ackerwirthschaft zu Hause sein, in den Gesetzen ist er nicht bewandert, deßhalb will ich Schacht bitten, daß er die Vertheidigung des Gefangenen übernimmt."

„Er ist ein guter Mensch," sagte die Wittwe. „Gott möge ihn segnen und ihm geben, daß er noch einmal so glücklich wird, wie sein edles Herz es verdient."

„Ich stimme in den Wunsch ein," erwiderte Helldau. „Ihn und Mathilde glücklich zu sehen, ist der einzige und höchste Wunsch meines Herzens. — Mathilde hat ihn lieb, sehr lieb," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „sie spricht immer von ihm, geben Sie Acht, aus den beiden kann mit der Zeit noch einmal ein schmuckes Paar werden."

Die Wittwe sah erstaunt dem lächelnden Manne in's Antlitz.

„Possen," versetzte sie, „ich denke nicht im Entferntesten daran. Mathilde ist die Tochter eines Millionärs, Ernst ein blutarmer Agent, der mit geliehenen Kapitalien sein Geschäft beginnt."

„Sie übertreiben auf beiden Seiten," nahm der Buchhalter das Wort. „Krämer mag seine zweimalhunderttausend Thaler in Vermögen haben, ein Millionär ist er nicht. Ich gebe zu, daß er sich weigern wird, in eine solche Heirath zu willigen, man bedenke indeß auch, daß der Alte seine Tochter liebt, wenn sie fest bei ihrer Wahl beharrt, so muß er am Ende doch nachgeben. Ernst besitzt Talent und Fleiß, er erbt einst von Ihnen dies Häuschen."

„Und das ist auch Alles," unterbrach die Wittwe ihn, „das kleine Legat, welches mir von der Familie meines verstorbenen Mannes ausgezahlt wird, erlischt bei meinem Tode."

Helldau rieb sich verlegen das Kinn. „So so, ein Legat?" sagte er. „Ich habe bisher immer geglaubt, Sie besäßen einige Kapitalien — — nun, nun, wenn das Legat nicht gar zu kärglich zugemessen ist, kann man's noch immer gelten lassen." Der eigenthümliche Ton, in welchem der Alte diese Worte sprach, die Verlegenheit, welche zu verbergen er vergeblich sich bemühte, mußten die Aufmerksamkeit der Wittwe erregen, aber Helldau ließ ihr nicht Zeit, über den Grund lange nachzudenken. „Das Junggesellenleben ist immer nur ein halbes Leben," fuhr er fort; „mag man auch die Vortheile desselben an's Licht zu ziehen suchen, die Schattenseiten treten doch immer hervor. Habe ich Recht, Frau Heller?"

„Ich bin nicht kompetent darüber zu urtheilen," erwiderte die Wittwe, einigermaßen verlegen.

„Freilich nicht," fuhr Helldau ihr in's Wort fallend fort, „Sie können ja nicht wissen, wie einem alten Junggesellen oft zu Muthe ist. Aber ich, — ich empfinde es, trotzdem Ihre Freundschaft mich vor den Unannehmlichkeiten des Junggesellenstandes zu bewahren sucht. Ich verkenne nicht, daß Sie Manches an mir gethan haben, Manches und so viel, daß ich es nicht gut zu machen weiß, aber den eigenen Heerd können Ihre Aufmerksamkeit und Fürsorge mir doch nicht ersetzen."

Der alte Mann war sichtbar gerührt, um seine Lippen zuckte es einige Mal, er that sich Zwang an, seine Rührung zu verbergen. Der Wittwe war auch nicht so ganz wohl bei den Worten des Junggesellen, sie fühlte sich zum erstenmal seit ihrer Bekanntschaft mit Helldau befangen in seiner Gegenwart, sie wußte nicht, wie sie seine Worte deuten sollte.

„Sehen Sie, als ich heute Morgen so mutterseelenallein über die Landstraße wanderte und auch auf dem Rückwege malte ich mir in Gedanken lebhaft das Glück eigener

Häuslichkeit aus," nahm der Buchhalter nach einer kurzen Pause wieder das Wort. „Ich dachte, wie angenehm es sein müsse, bei der Heimkehr nach Hause in das treue Auge eines Weibes sehen, am eigenen Heerde sich wärmen und dem Schalten und Walten der Hausfrau stillvergnügt zuschauen zu können. Und dann hätte ich mich wieder vor den Kopf schlagen mögen, daß ich damals in meinem Jugendjahren so thöricht gewesen bin, dieses Glück ganz zu verkennen."

Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbzig.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Diese Worte begleitete Willrich mit einem drohenden Blick und ging dann nach seinem Zimmer.

Er hätte in diesem Tone noch lange fortsprechen können, Leonie hätte ihn mit keinem Worte unterbrochen, so starr stand sie bei dem was sie vernahm, und erst als Willrich gegangen war, ermannte sie sich.

Sie that einen tiefen Athemzug, drückte die Hand auf ihr Herz und trat dann hastig an ihren Schreibtisch.

Die Feder flog, geführt von zitternder Hand, über das Papier, nur einigemal unterbrochen durch tiefe Seufzer.

Es war ein Brief an den Baron.

Es gab keinen andern Weg. Sie bat ihn in den flehendsten Ausdrücken, ihr Haus ferner zu meiden — nach den Gründen dieser ungewöhnlichen Bitte solle er nicht fragen. Das einzige, was sie ihm sagen könne, sei: daß ihm Verlust und Gefahr drohe. In der Hast wurden die Worte nicht so abgewogen, Leonie vergaß die angenommene Kälte, als sie den Brief mit folgenden Worten schloß:

„Ich flehe Sie an, erfüllen Sie meine Bitte! Leben Sie wohl, mögen Sie ein Glück finden, wie Sie es verdienen.

Leonie."

Ohne das Geschriebene noch einmal zu überlesen, couvertirte sie den Brief und schrieb die Adresse, dann rief sie mit derselben Hast ihr Mädchen und sandte diese nach dem Hotel des Barons, ihr auftragend, den Brief dem Baron persönlich zu übergeben.

Diese kleine Gunst konnte sie sich nicht versagen; das Mädchen sollte ihr wenigstens sagen, wie er den Brief aufnahm und ob er ihr eine Zeile zur Gewährung ihrer Bitte schreiben würde. Diese Zeile sollte ihr Reliquie sein und neben einem theuren Angedenken ihrer Mutter dann fortan auf ihrem Herzen ruhen. —

Als das Mädchen das Haus verließ, ging auch gleich darauf Willrich aus. Er ging auch durch Leoniens Zimmer, aber noch immer brummig und ohne ihr ein Wort zu sagen.— Sie sah ihn gar nicht; ihre ganze Seele begleitete das Mädchen mit dem Briefe. Mit klopfendem Herzen stand sie wieder am Fenster; der Himmel war noch immer dunkel, aber in der Seele der jungen Frau sah es noch viel trüber aus. —

Jetzt erst, nachdem der Brief fort war, fühlte sie, was sie gethan, in ganzer Bedeutung. Und als nach einer langen Stunde das Mädchen wiederkehrte und Leonie, die, ihrer harrend, ihre Stellung am Fenster nicht geändert hatte, sah, daß die Miene des Mädchens schon in der Entfernung als ungewöhnlich heiter zu erkennen war, da fühlte sie den tiefsten Schmerz und rief bitter:

„Ha! die Glückliche ahnt nicht, daß sie mein Glück fortgetragen!" Aber ihr Athem stockte fast, als sie des Mädchens Bericht vernahm. Diese hatte den Baron im Hotel getroffen und in seinem Zimmer, wie Leonie ihr aufgetragen, ihm selbst den Brief übergeben.

Der Baron hätte erst recht ernst ausgesehen, achtlos den Brief genommen, aber dann hätte er wie versteinert auf die Adresse geblickt, dann beim Oeffnen in der Hast das Papier halb entzwei gerissen, den Inhalt überflogen, die Hand an die Stirn gelegt und dann wiedergelesen und dazwischen gerufen:

„Ist es möglich! Ich träume nicht?"

Darauf hatte er sich besonnen, dem Mädchen einen Thaler gegeben und mit stummer Geberde angedeutet, sie solle gehen.

Leonie hatte den Bericht angehört und wankte nach ihrem Zimmer zurück.

Sie warf sich in einen Sessel, den der Baron immer eingenommen, wenn er ernst und einsilbig ihr gegenüber gesessen, und vergeblich auf ihrem Gesicht einen Schimmer der Wärme gesucht hatte.

„Er antwortet nicht, aber er wird meine Bitte erfüllen. — Wehe mir Armen! — O mein Gott! jetzt sei auch Du gnädig und laß mich sterben. Meine Liebe habe ich Dir hingegeben, jetzt nimm mir auch das Leben! — Oder kannst Du verlangen, daß ich, ohne ihn, noch weiter an der Seite dieses Mannes fortleben soll, der kein Bedenken trug, mich für einen Eigennutz zu verkaufen?!" —

Laut weinend bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen.

Sie hörte nicht, daß die Thüre leise geöffnet wurde, daß leise Tritte sich ihr näherten, sie zuckte erst zusammen, als eine Stimme dicht an ihrem Ohr flüsterte.

„So hat dieses Herz doch Gefühl, so können diese Augen doch weinen?"

Leonie stand auf; der Baron stand dicht vor ihr und sah ihr in die Augen. Einen Moment begegneten sich ihre Blicke.

„Leonie!" rief er, ihr den an ihn gesandten Brief vorhaltend, „schrieben Sie diesen Brief?"

Leonie suchte sich zu fassen, aber noch gelang es nicht, denn ihre Stimme war unsicher, als sie mit gesenktem Haupte entgegnete:

„Ich schrieb diesen Brief — ich schrieb ihn an einen Mann, an dessen Edelmuth ich appellirte" —

„Und an das Herz dieses Mannes dachten Sie nicht?"

Sie gewann äußere Ruhe, sie entzog ihm die Hand, die er in der Bewegung erfaßt hatte.

„Herr Baron — lassen Sie mich nicht glauben, daß ich meine Bitte vergeblich an Sie gerichtet, — daß Sie, ihrer nicht achtend, noch ferner dieses Haus betreten werden."

Der Baron sah sie ernst und forschend an.

„Ihre Bitte ist eine Forderung — ich gehorche. — Aber wie man dem zum Tode Verurtheilten sein letztes Verlangen gewährt, so habe ich vor unsrem Scheiden zwei Fragen, an deren Beantwortung mir alles liegt."

„Fragen Sie, — ich werde antworten, wenn ich's kann." —

„Leonie," rief er aus tiefster Seele, „Sie zwingen mich, von Ihnen zu gehen, und mein Körper folgt Ihrem grausamen Gebote, aber meine Seele lasse ich Ihnen zurück."

Die junge Frau machte eine Bewegung, der Baron verstand diese nicht, und sie falsch deutend, fuhr er fort:

„O wenden Sie Sich nur jetzt nicht von mir — nur jetzt suchen Sie nicht jene eisigen Blicke wieder hervor, unter denen mein Herz erstarrt. Halten Sie diese nur so lange zurück, bis ich zu Ende gesprochen. — — Ich will Ihnen ja kein Bekenntniß machen, nichts von meinen Gefühlen sagen, nichts von —"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Im Paßbureau.) Ein elegant gekleideter junger Mann ließ sich einen Reisepaß ausstellen.

„Welches Geschäft?" fragte der Beamte.

„Ich bin Haarkünstler —"

„Drücken sie sich bestimmter aus, Friseur oder Bürstenbinder?"

In einem fashionablen Hotel in Washington stand kürzlich in der Küche ein zum Backen vorbereiteter Teig. Eine junge Katze versuchte davon zu naschen, versank aber in der süßen Masse, welche sich alsbald, von der Hefe getrieben, hob und über ihr zusammenschlug. Zur rechten Zeit war der Pudding fertig und wurde zum Dessert servirt; doch als der animalische Inhalt desselben kund wurde, leerten sich die Stühle der Gäste in überraschend schneller Weise, und draußen gab es Heulen und Zähneklappern.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 101. Sonntag, den 27. August 1871.

Die Wacht am Rhein.

Aus der „Neuen Didaskalia."

Es brauf't ein Ruf wie Donnerhall
Durch Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein! zum Rhein. zum Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland magst ruhig sein! ꝛc,

Durch Hunderttausend zuckt es schnell
Und Aller Augen blitzen hell:
„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir werden deine Hüter sein!"
Lieb Vaterland ꝛc.

Bei Weissenburg, da hat's geblitzt,
Hat selbst der Turcos Blut geschwitzt;
Bei Wörth bekam er lange Bein,
Tränkt keine Rosse mehr im Rhein!
Lieb Vaterland kannst ruhig sein,
Fest stand ꝛc.

Der Hochmuth und die Prahlerei
Der Wälschen ward zum Angstgeschrei:
Nur Flucht, nur Flucht, nur eil'ge Flucht,
Ein Jeder schnell das Weite sucht.
Lieb Vaterland ꝛc.

So ging's voran in Sturmeseil,
Dem Franzmann blieb gar kurze Weil.
Saarbrücken, Metz und dann Sedan,
Aus ist dein Reich Napoleon!
Lieb Vaterland ꝛc.

Paris, dem alten Babel gleich
An Hochmuth und an Sünden reich:
Nur zu, nur zu, nur immer zu,
Auch Du gelangest bald zur Ruh!
Drum Vaterland ꝛc.

Bei Orleans da tobt der Kampf,
Zehn Tage nichts als Pulverdampf.
Die Wacht, die Wacht, die Wacht vom Rhein,
Hier mußte sie auch Sieger sein!
Lieb Vaterland ꝛc.

Gambetta faßt den kühnen Plan:
„Bourbacki greif im Rücken an!"
Doch Werders Corps, die Felsenburg,
Sprach „Hier, mein Freund, kommt
Niemand durch!"

Lieb Vaterland kannst ruhig sein!
Fest stand und treu die Wacht,
Die Wacht vom Rhein!
Fest stand und steht fortan
Die Wacht vom Rhein!

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

„Noch ist es nicht zu spät," versetzte die Wittwe, welche den Seelenkummer des Buchhalters begriff und durch herzliche Theilnahme zu lindern suchte. „Sie sind ein rüstiger Mann, kaum über die Vierzig hinaus, haben eine gute, einträgliche Stelle" —

„Nein, nein," unterbrach Helldau. „meine Stellung kann nicht in Betracht kommen, denn wenn ich mich wirklich entschließen würde, jetzt noch zu heirathen, so wäre die erste Hauptbedingung, daß ich den Posten bei Krämer quittirte. Ich bin lange genug Schuhputzer des Rentners gewesen und bei aller Anhänglichkeit an meinen Prinzipal, bei aller Liebe zu seiner Tochter fühle ich doch, daß das Verhältniß, in welchem ich zu Krämer stehe, meiner unwürdig ist. Meine Kenntnisse und Erfahrungen befähigen mich

zu einem andern Posten, als zu dem eines homme pour tout."

„Wie oft habe ich Ihnen dies sagen wollen!" entgegnete die Wittwe. „Aber ich befürchtete, die Anhänglichkeit an Ihren Prinzipal —"

„Sie hat ihre Grenzen," versetzte der Buchhalter rasch. „Heute Mittag, als ich gleich einem Schulbuben dem jungen Bauer gegenüberstand, empfand ich tief, welchen unwürdigen Posten ich ausfülle, ich mag mich nicht länger zu solchen Kommissionen hergeben."

Er sah eine Weile in düsterem Schweigen vor sich hin, offenbar kämpfte er mit einem Entschluß.

„Ja, ja, heirathen wäre für mich das Beste," fuhr er endlich fort, „aber ich möchte eine Frau haben, die ganz zu mir paßte, im Alter, im Charakter, kurz, ein Weib, welches mich so nehmen und verstehen kann, wie ich mich gebe. Was meinen Sie dazu, Frau Heller?"

Die Wittwe nickte, wie alle Frauen ihres Alters nahm sie an solchen Heirathsprojekten lebhaftes Interesse.

„Und wenn ich nun eine solche Frau gefunden hätte, wenn ich entschlossen wäre, sie zu heirathen, würden Sie wohl ein gutes Wort für mich einlegen?"

Frau Heller sah überrascht von ihrem Strickstrumpfe auf.

„Sie haben Ihre Wahl bereits getroffen?" fragte sie. „Da sehe mir einer die Junggesellen an, sie sind so friedliebend und unschuldig nicht, wie sie sich den Anschein geben. Ja nun, wenn diese Frau mir bekannt ist und ich Grund habe, zu glauben, daß sie einen Mann glücklich machen wird, so stehe ich gern zu Ihren Diensten."

„Und wenn Sie selbst die Frau wären?" fragte Helldau rasch, dem mit dieser Frage eine Last vom Herzen fiel.

Die Ueberraschung der Wittwe wich einer gerechten Bestürzung, sie war auf einen solchen Antrag nichts weniger als vorbereitet und blickte, um ihre Verwirrung zu verbergen und Zeit zu einem Entschlusse zu gewinnen, so unverwandt auf ihren Strickstrumpf, als ob sie jene Fragen ganz überhört hätte.

„Würden Sie meinen Antrag zurückweisen?" fuhr der Buchhalter fort. „Sie wissen selbst, daß ich nirgends mich so heimisch fühle, wie bei Ihnen, daß Sie allein im Stande sind, auf meine Eigenheiten und Gewohnheiten einzugehen."

„Aber was werden die Leute dazu sagen?" entgegnete die Wittwe, welche das Heirathen durchaus noch nicht abgeschworen hatte.

„Kümmert's uns?" erwiderte Helldau achselzuckend. „Die Leute werden vielleicht ein paar Wochen lang ihr Erstaunen oder auch ihr Mißfallen äußern und schließlich sich daran gewöhnen."

Wollte die Wittwe ehrlich sein, so fühlte sie sich durch den Antrag geschmeichelt, auf der anderen Seite bedachte sie auch, daß der Beistand eines Mannes in manchen Fällen sehr wünschenswerth und die Erfahrung und Geschäftskenntniß des Buchhalters für Ernst von großem Nutzen sein könne.

„Aber was wird mein Sohn sagen, wenn er erfährt, daß —"

„Ernst ist gewohnt, in mir seinen Vater zu sehen," fiel Helldau der Zögernden in's Wort, „ich bin überzeugt, er wird über unsern Schritt sich freuen und ihn billigen."

Die Wittwe legte jetzt den Strickstumpf hin und sah dem Brautwerber mit mildem Ernst in's Auge. „Noch habe ich mich nicht entschlossen," versetzte sie, „gönnen Sie mir einige Tage Zeit zu diesem Entschlusse. Aber bevor ich zu einer ernstlichen Erwägung desselben übergehe, muß ich wissen, was Sie in Bezug auf Ihr Verhältniß zu Krämer und überhaupt für die nächste Zukunft zu thun gedenken."

„Auch darüber bin ich bereits mit mir im Reinen," entgegnete der Buchhalter, dessen Züge durch die Aussicht auf das Jawort der Wittwe sich sichtbar erheiterten, „ich bewerbe mich im Stillen um einen anderen Posten, den zu erhalten mir wohl nicht schwer fallen wird, und kündige, sobald ich einen solchen gefunden habe, dem Rentner."

„Ich bin mit diesem Vorsatz einverstanden," fuhr die Wittwe fort. „Sie werden nun einsehen, daß unserer Verlobung die Hochzeit auf dem Fuße folgen müßte, damit den Leuten

nicht lange Zeit zu Vermuthungen und unnützem Gerede gegeben wird, erlauben Sie mir deßhalb, meine Antwort auf Ihren Antrag bis zu jenem Zeitpunkt aufzuschieben, in welchem Sie mir sagen können, daß ein glücklicher Erfolg Ihre Bemühungen um jene Stelle gekrönt hat."

Die Wittwe erhob sich nach diesen Worten und verließ, ohne eine Antwort abzuwarten das Zimmer.

Helldau war nicht so beschränkt, daß er nicht das versteckte Jawort herausgefunden hätte, er mußte die Gründe der Wittwe gelten lassen und begnügte sich deßhalb auch mit dem vorläufigen Bescheid, indem er sich vornahm, am nächsten Tage seine Bemühungen mit rastlosem Eifer zu beginnen.

4. Kapitel.

Seit der Verhaftung des Ackerers waren acht Tage verstrichen. Seine Sache stand schlimmer, als er selbst und seine Angehörigen glauben mochten. Dank der Bemühung des Bürgermeisters und dem Inquisitions-Talent des Untersuchungsrichters hatten sich so viele Beweise gegen Schulz gefunden, daß selbst der geschickteste Advokat gezweifelt haben würde, sie alle widerlegen zu können. Der Ackerer ahnte nicht, welche Feinde er hatte, und wie thätig diese gegen ihn operirten, er baute fest darauf, daß das Gericht, wenn es wirklich zur Gerichtsverhandlung kam, ihn freisprechen müsse. Dasselbe Vertrauen hegten Gottfried nnd dessen Mutter, welche ab und zu in die Stadt kamen, um mit dem Gefangenen über dies oder jenes Rücksprache zu nehmen.

Der Pfarrer hatte dem Ackerer das beste Zeugniß ausgestellt; auch das des Bürgermeisters lautete in der Hauptsache günstig, ein Unbefangener würde in denselben nichts zu Ungunsten des Gefangenen entdeckt haben. Dem Gericht aber konnte ein kleiner Satz nicht entgehen; dieser Satz lautete, Schulz habe in der letzten Zeit ein scheues und in sich gekehrtes Wesen gehabt, er sei dann oft bei der unbedeutendsten Störung zornig und wild aufgefahren. — Hieraus glaubte der Instruktionsrichter den Schluß ziehen zu dürfen, daß Schulz schon lange, vielleicht seit dem Eintreffen des Briefes, in welchem der Ermordete seine nahe bevorstehende Rückkehr anzeigte, sich mit dem Gedanken an einen Mord vertraut gemacht habe und dies auch die Festigkeit und Unbefangenheit des Angeklagten während seines ersten Verhörs erkläre.

Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

„Sie hatten zwei Fragen, Herr Baron, unter deren Bedingung Sie meiner Bitte Gewährung versprachen," unterbrach Leonie seinen feurigen Redestrom in mühsamer Beherrschung. Ihre Ohren wollten die Worten nicht hören, und ihr Herz athmete sie wie ein süßes Gift ein. —

Er stand eine Secunde schweigend.

„Ja so — Sie wollen die erste Frage — Leonie, antworten Sie wahr darauf: — Ist Ihre Ruhe, Ihre eisige Kälte Maske, oder haben Sie wirklich kein Herz?"

Leonie blickte zu Boden, es galt jetzt, sich zu beherrschen; denn seine Blicke ruhten durchbohrend auf ihr.

„Herr Baron, diese Frage bin ich nicht berechtigt, zu beantworten."

„Nicht?" fragte er bedeutungsvoll. — „Damit weichen Sie mir aus: doch gut! mir bleibt die zweite Frage; Soll ich nicht mehr Ihr Haus betreten, so muß ich auch diese Stadt verlassen; sonst könnte ich Ihnen mein Wort nicht halten. — Ich will darum noch heute reisen; aber gestatten Sie mir, daß ich an Sie schreiben darf und Sie mir antworten werden? Wir vergessen, daß wir uns gekannt, vergessen alles, — aber begegnen wir uns auf geistigem Gebiete. Sie enthüllen mir Ihre Zweifel, ich belehre Sie, wo ich kann, — So füllen wir Beide die Leere unsrer Herzen aus, ohne daß unser Seelenaustausch Sie in Zwiespalt mit ihrem Gewissen, mit den Pflichten gegen Ihren Gatten bringt. Nichts anders als ein geistig

geschwisterliches Freundschaftsband soll uns verknüpfen."

Die junge Frau horchte auf. Welche Worte vernahm sie aus seinem Munde. Er sprach ihr einstiges Sehnen, ihr ganzes Empfinden aus. Vollkommen ohne Ahnung, daß sie die eignen Worte hörte, die sie einst geschrieben, machten sich im Moment in ihr die frühern Träume wieder geltend. Sie durfte von ihm nicht ganz geschieden sein. Er verstand sie; er konnte wie ein Bruder mit ihr fühlen; — sie durfte vor solch einem Briefwechsel nicht erröthen. — Ja, das war der einzige Rettungsweg.

Schon erhellte sich ihr Auge, schon wollte sie sich ihm zuwenden, und ihre Lippen bewegten sich, um die Zusage zu diesem Glücke zu flüstern, — da aber sah sie ihn an, gluthvoll beobachteten zwei Augen ihre Mienen; die Gluth drang bis in das innerste ihrer Seele — aber der Schimmer der Freude, der ihre Wangen gefärbt, schwand.

Nein, das war vorüber: — mit ihm konnte ein geistiger Gedankenaustausch ihr nicht mehr genügen. Wie konnte sie vergessen, daß sie ihn gekannt, daß sie in seinen Augen Liebe gelesen, die sie nicht erwidern durfte! — Seine Briefe konnten nur neuen Kampf erzeugen. Matt entgegnete sie;

„Ihre Frage ist ein Wunsch — ein Verlangen, dem ich nicht entgegenkommen kann, — weil —"

„Weil, weil Sie sich scheuen zu gestehen," ergänzte er, „daß Ihre Seele dieses Verlangen längst gehegt hat —"

„Sie schweigen," fuhr er fort. „Das ist das sicherste Zeichen, daß Sie nicht Nein sagen können, ein Zeichen der Wahrheit, daß Sie unglücklich sind."

Hastig wollte Leonie ihn unterbrechen.

„Leonie," bat er flehend. „Sagen Sie, daß Sie unglücklich sind, — brechen Sie die Rinde Ihres stolzen Herzens! Der treueste Freund steht vor Ihnen, der mehr von Ihrem Leben weiß, als Sie ahnen!"

Befremdet, aber noch immer ohne zu ahnen, was der Baron andeutete, sah ihn die junge Frau an.

„Ich verstehe Sie nicht. Niemand kann von meinem Leben mehr wissen." —

„Darf ich sprechen?" —

„Ich fordere es." —

„Wohlan. — Einst vertrauten Sie einem Fremden, einem Ihnen Unbekannten ihr Leid." —

„O mein Gott!" höhnte sie, sich mit einem Male ihres ersten Briefes erinnernd. „Und dieser Fremde war so ehrlos, das Vertrauen einer Frau zu mißbrauchen?"

„Dieser Fremde" fuhr der Baron feierlich fort und trat näher, um die wankende junge Frau zu unterstützen, „steht vor Ihnen und möchte Ihr Glück mit seinem Herzblut erkaufen."

Leonie starrte den Baron mit jener sprachlosen Empfindung an, in der man sich nicht klar ist, ob man träume oder wache. Alles, alle Gefühle drängten sich auf einen Punkt zusammen. Jetzt gibt es für Dich kein Mittel mehr, dieser strafbaren Liebe zu entgehen. Doch nein! nein! eher den Tod!

Sie wankte nach einem Sessel — doch noch hatte sie diesen nicht ganz erreicht, als ihre Knien brachen und sie, nahe vor demselben, niedersank.

Im Augenblick wollte der Baron sie umfassen; sie wehrte seiner Hilfe.

„Zuviel ist auf mich eingestürmt, — Haben Sie Erbarmen, lassen Sie mich allein! Gedenken Sie meiner Bitte!" hauchte sie.

„Auch jetzt noch fordern Sie diesen grausamen Abschied?" —

„Ich fordere ihn!" — Sie barg ihr Gesicht in ihre Hände.

Der Baron verstand sie nicht mehr — noch weniger ihr Gebahren; doch endlich kehrte auch in ihm der Stolz des Mannes zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Häßlich bin ich, viel verzehrend,
Der Verwandlung unterthan,
Doch erblickst du mich verkleinert,
Wirst du öfter freundlich nah'n.

Auflösung des Palindroms in Nr. 97 des Unterhaltungsblattes: „Esse."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 102. **Dienstag, den 29. August** **18?1.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Der Bürgermeister wußte, welche Wirkung jener Satz machen mußte, mit weiteren Schritter wollte er warten, bis er mit Krämer im Reinen war. Er hegte gegen den Rentner, trotzdem er dessen schriftliche Erklärung in der Tasche trug, entschiedenes Mißtrauen, so lange dieses nicht geschwunden war, konnte er sich zu einem energischen Vorschreiten gegen Schulz nicht verstehen. Die Hauptsache für ihn war, sich des Dokuments zu bemächtigen; erst wenn er dieses besaß, konnte er von dem Rentner die Erfüllung seines Versprechens fordern. Wurde diese ihm verweigert, so war jenes Dokument für ihn eine Waffe gegen den Wortbrüchigen.

Wetterau ließ die ersten Tage verstreichen, ohne daß er einen Schritt in dieser Angelegenheit that, dann trat er eines Morgens, just als käme er nur zufällig vorbei, in das Haus des Ackerers. Die Frau des Verhafteten befand sich allein im Wohnzimmer, vermuthend, daß der Bürgermeister komme, um ihr irgend etwas mitzutheilen, was auf das Schicksal ihres Mannes Bezug habe, bot sie dem Eintretenden einen Stuhl an, auf welchem dieser ohne Zögern Platz nahm.

„Es steht schlecht um Euren Mann," hob der Bürgermeister an; indem er aus seiner Horndose eine Prise nahm und die alte Frau scharf beobachtete; „die Beweise gegen ihn sammeln sich von Tag zu Tag, während für seine Unschuld kein einziger Beweis zu finden ist."

Wenn auch die Wangen der Frau erbleichten, das Bewußtsein der Unschuld ihres Mannes ließ keinen Zweifel in ihrer Seele aufkommen, daß das Gericht sein „Nicht schuldig!" sprechen werde, „Mag der Schein auch gegen ihn sein," erwiderte sie ruhig, „die Herren Richter werden ihn nicht verurtheilen, er ist ja so unschuldig an dem Morde wie ein neugeborenes Kind."

Der Bürgermeister zuckte die Achseln. „Mag sein," versetzte er, „ich bestreite das durchaus nicht, habe auch bisher an seiner Unschuld noch nicht gezweifelt, aber, — aber" —

„Nun? Aber?" fragte Frau Schulz, die bei dem geheimnißvollen Wesen Wetterau's doch eine innere Angst erwachen fühlte.

„Ja, seht, das ist ein eigenes Ding," fuhr der Bürgermeister fort. „Da sitzen die zwölf Geschworenen, Herren, welche Euren Mann nie gesehen haben, also auch nicht wissen, ob er ein braver rechtschaffener Mann ist, die hören den Anklageakt des Staatsanwaltes und die Zeugen werden nachher gefragt, ob der Angeklagte schuldig sei oder nicht. Da helfen keine Zeugnisse und wenn sie auch noch so günstig wären, hier wird nun gefragt, konnte der Angeklagte irgend einen Grund haben, den Mord zu begehen? Und wenn dies der Fall ist, dann haben sie schon von vorne herein die Ueberzeugung, daß

der Angeklagte wirklich den Mord begangen hat, versteht Ihr mich?"

„Nicht so ganz!" erwiederte die Frau, deren Angst sich bereits steigerte.

„Nun, seht einmal, Euer Mann hatte von dem Gelde, welches Krämer ihm zur Erziehung seines Sohnes — wie heißt er doch?"

„Ernst," warf die Frau arglos hin.

„Seines Sohnes Ernst schickte, eine Summe von zweihundert Thalern unterschlagen," fuhr Wetterau, der im Stillen schon triumphirte, fort, „das werdet Ihr doch zugeben müssen."

„Unterschlagen?" fiel Frau Schulz entrüstet ihm in die Rede. „Er hat das Geld geliehen, um Vieh dafür zu kaufen, er wollte es zurückgeben, sobald sein Herr hier eintraf."

„Seht Ihr, da liegt der Hase im Pfeffer! Leihen ohne Erlaubniß des Eigenthümers heißt unterschlagen. Er wollte es zurückgeben, folglich hat er es nicht zurückgegeben. Nun gut, gesetzt auch, das Gericht nimmt die redliche Absicht an, damit ist indeß noch nichts gewonnen. Der Brief Krämer's meldet dessen baldige Rückkehr, Euer Mann hat das Geld noch nicht beisammen, es fehlen ihm 50 Thaler — was nun thun? Soll er seinem Herrn sagen: „Ich habe das Geld für diesen oder jenen Zweck ohne Deine Erlaubniß ausgegeben?" Ihr werdet einsehen, daß er dies nicht konnte, Krämer würde ihn der Unredlichkeit beschuldigt haben, er mußte das Geld sich auf jedenfall zu verschaffen suchen. Dies gelingt ihm nicht, seine Ehre steht auf dem Spiele, da fällt ihm der Gedanke ein: „Wie wenn ich den Eigenthümer des Geldes aus dem Wege schaffe? dadurch wäre mir auf dem kürzesten Wege geholfen, ich hätte nicht nöthig, länger mich zu grämen, und könnte die übrigen hundert und fünfzig Thaler behalten."

„Herr Bürgermeister!" fuhr die Frau in gerechter Entrüstung auf.

„So laßt mich doch ausreden! Ich sage ja nicht, daß dem wirklich so ist, oder daß ich glaube, ich sage nur, die Herren Geschworenrn werden sich in dieser Weise eine Geschichte zusammenreimen, welche Eurem Manne den Hals brechen muß. — Er geht also mit diesem Gedanken einige Zeit um, macht sich immer vertrauter mit demselben, und der Umstand, daß Niemand außer ihm von der Rückkehr Krämer's etwas weiß, erleichtert sein Vorhaben. Der Mord wird vollbracht, zufällig aber fällt dem Mörder ein Messer aus der Tasche, welches sofort dem Gesetze einen Beweis gegen ihn in die Hand gibt, dazu treibt den Mörder die Gewissensangst, nach dem Morde wieder der Erste auf dem Schauplatze des Verbrechens zu sein."

„Ich denke, gerade dies müßte seine Unschuld beweisen," entgegnete Frau Schulz, die an solche Kombinationen nicht im Entferntesten gedacht hatte.

„Im Gegentheil," fuhr Wetterau gelassen fort, „die Beispiele stehen nicht vereinzelt da, daß der Mörder, in dem guten Glauben, sich dadurch von jenem Verdacht zu reinigen, sogar selbst die Anzeige von dem Verbrechen gemacht hat."

Die arme gequälte Frau konnte ihre Seelenangst nicht mehr bemeistern, sie ergriff die Hand des Bürgermeisters und bat ihn, ihr zu rathen, ihr beizustehen, ihr Mann sei gewiß unschuldig, das Gericht würde sich eines Mordes schuldig machen, wenn es ihn verurtheilte.

Wetterau zuckte die Achseln, und diese kalte Gleichgültigkeit constratirte seltsam mit dem teuflischen Triumph, welcher in seinem stechenden Blick leuchtete. „Was kann ich dazu thun?" entgegnete er. „Was ich thun konnte, ist geschehen, ich habe Eurem Manne ein gutes Zeugniß gegeben und will auch gern vor Gericht bezeugen, daß er stets brav und rechtschaffen war, ob dies aber der Anklage gegenüber überhaupt einen Eindruck machen wird, möchte ich fast bezweifeln. — Es gäbe vielleicht ein Mittel, ein einziges," fuhr er nach einer kurzen Pause fort.

„Welches?" fragte Frau Schulz hastig. „Sprecht, ich bin zu jedem Opfer bereit."

„Ein Opfer wird nicht verlangt; es gilt einfach zu beweisen, daß Euer Mann keinen Vortheil durch den Mord gehabt hätte. Wie aber den Beweis führen? — Für's Erste müßten die zweihundert Thaler herbeigeschafft werden. Euer Mann hat freilich in dem Verhöre gesagt, sie seien noch nicht beisammen

es fehlten ihm noch 50 Thaler an der Summe, indeß auf diese Aussage wird vielleicht wenig Gewicht gelegt. Wenn ich zum Beispiel auftrete und sage, der Angeklagte habe mir am Tage vor seiner Verhaftung jene zweihundert Thaler mit der Bitte übergeben, sie ihm bis zu der Rückkehr Krämers aufzubewahren, so ist jene Aussage schon entkräftet. Oder besser, ich sage, ihr hättet mir das Geld gegeben, aber vergessen, es Eurem Manne mitzutheilen, — ja, ja, so geht's."

„Ich werde Euch die Summe einhändigen, Gottfried soll morgen eine Kuh in die Stadt bringen, dann schicke ich Euch die zwei hundert Thaler," versetzte Frau Schulz, die zu dem Bürgermeister bereits Zutrauen zu fassen begann. (Forts. folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

„Stehen Sie auf, Leonie, — Sie haben nichts mehr zu fürchten. — Hier, empfangen Sie den Brief zurück, den ich verborgen wie ein Kleinod trug!" Er legte ihren ersten Brief an ihn in ihren Schooß und fuhr fort:

„Und nun, kaltes, stolzes Weib, lebe wohl! Du hast einen Mann unglücklicher gemacht, als Du es selbst bist!"

Nur noch einen Blick warf er auf Leonie, dann ging er hinaus, wäre er einige Secunden länger geblieben, so hätte er eine Ohnmächtige gesehen. — — —

Aber er stürzte wie ein Verfolgter aus dem Hause und über die Straße, warf sich dann in eine Droschke, und während Menschen lachend und heiter an ihm vorübergingen, während sich der Wind gelegt hatte, die dunkeln Wolken vom Himmel schwanden und die Sonne hervorbrach, wurde es in seiner Seele immer finsterer. Ja, und jetzt war sein Entschluß unerschütterlich, er mußte abreisen, wollte weder Berlin noch Leonie je wiedersehen. Da er keine Ahnung hatte, wie Leonie zwischen Pflicht und Liebe kämpfte, deutete er ihr Benehmen auch anders. Sein Herz fing an, Mißtrauen gegen Die zu hegen, die er früher mit jenem Gefühl angeschaut hatte, mit dem der Katholik ein Heiligenbild betrachtet.

Was war sie, eine Kokette oder eine Unglückliche, die er zu bemitleiden habe, weil ihre Grundsätze sie unfehlbar zu Grunde richten mußten? Unglücklich war sie, das sagte ihm ihr erster Brief — doch der zweite? — Sein Gehirn brannte, der Dämon des Argwohns, der Eifersucht flüsterte erst leise, dann lauter: sie sei nicht mehr unglücklich, ihr Herz müsse bereits einen andern Freund gefunden haben, daher ihr Entsetzen, als sie die Entdeckung ihres ersten Briefes machte.

Zum Erschrecken des Droschkenkutschers lachte der Baron bei seinem bittern Gedankengange hell auf, weil er sich für den Thoren hielt, Leonie für mehr als ein gewöhnliches Weib gehalten zu haben, für mehr als eine Maud. — In seinem Hotel angekommen, hörte er nur halb auf des Portiers Meldung, daß er Besuch bekommen hätte.

Wie ein Abwesender gelangte er nach seinem Zimmer, wie ein solcher öffnete er die Thür, als ihm an derselben seine Mutter entgegentrat, ihn begrüßte und dabei auf's herzlichste umarmte. Neben ihr stand Felix mit seinem unverwüstlich heitern Blick, und neben Beiden, — der Baron wurde unwillkührlich aufmerksam, — neben Mutter und Freund stand Maud, schüchtern und gesenkten Auges an den Arm ihres Onkels gelehnt. —

Zu einer andern Zeit wäre dem Baron dieses Wiedersehen mit seiner ehemaligen Verlobten ungelegen und vielleicht unangenehm gewesen, zu dieser Stunde aber dankte er dem Geschick, daß gerade dieses Wesen ihm entgegentrat. — Die Erinnerung seiner früheren Thorheit mußte ihn ja vollständig von seiner jetzigen größeren überzeugen. — Freilich sah er in Maud nur jene Maud wieder, die sich mit ihm um seines Reichthums willen verlobt hatte, — und sah nicht die augenscheinliche Veränderung, die mit mit der jungen Dame inzwischen vorgegangen, und die sehr zum Vortheil für sie ausgefallen war.

Von der sah er allerdings nichts; aber er begrüßte den alten Engländer, der über

das Wiedersehen mit seinem jungen Freunde ganz aufgelöst vor Freuden war, aufs herzlichste, und auch Maud ward eine höfliche Freundlichkeit zu Theil. Doch als er sie als Lady anredete, nahm seine Mutter endlich das Wort; bis dahin hatte sie die Begrüßung ihres Sohnes mit seinen Gästen mit stiller Befriedigung beobachtet und hatte sich dabei nicht versagen können, zuweilen den Assessor mit triumphirenden Augen anzusehen, der gleich ihr die Begrüßung scharf zu beobachten schien. Sie sagte, zu ihrem Sohne gewandt:

„Du bist im Irrthum, mein lieber Alexander; unsre liebe Maud ist noch unvermählt, und ich gedenke das liebe Mädchen jetzt in Deutschland festzuhalten."

Der Baron war gezwungen, über diese Mittheilung seine Verwunderung auszusprechen; aber dennoch war ihm in seiner jetzigen Stimmung der Gegenstand zu unwichtig, um gleich danach zu forschen, ob Sir Artur todt sei oder sich etwas anders noch zwischen die Verbindung der jungen Leute gedrängt habe. Er fragte nur nach der Tante und vernahm, daß die gute Dame todt sei, plötzlich und ohne lange Krankheit das Zeitliche gesegnet habe.

Das genügte dem Baron; er bemühte sich, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, und versuchte heiter zu scheinen; dennoch bemerkte der Assessor bald, daß der Freund sich damit Zwang auferlegte und viel ernster, ja düsterer war, als er ihn je gekannt hatte.

Zwei Tage waren vorüber, Felix machte bei den Gästen seines Freundes den Führer durch Berlin; der Baron selbst begleitete die Gesellschaft nur, wenn seine Mutter es ausdrücklich wünschte, wo er sich dann aber gewöhnlich schweigsam verhielt oder dem alten Engländer anschloß, mit dem er sich in ein Gespräch über Münzen vertiefte.

Vergeblich gab ihm die Baronin Gelegenheit, sich an Mauds Seite zu gesellen; er schien ihre Winke gar nicht zu bemerken, und ließ seinem Freunde ungestört die Freiheit, sich in der Nähe des Mädchens zu halten.

An einem Vormittag war die Baronin mit Maud allein ausgegangen. Sie wollten einer Jugendfreundin der Baronin einen Besuch machen. Es war das eine Dame, welche die Hälfte ihres Lebens bei Hofe zugebracht und von der Maud viel lernen sollte.

Aber es schien als wenn Maud gar nicht so neugierig nach der Bekanntschaft der hohen Lehrerin wäre. Nach den Augen beim Abschied zu urtheilen, wäre sie viel lieber in der Gesellschaft der Männer geblieben, am liebsten freilich noch in der des Assessors; so hätte ein schärferer Beobachter gesagt, wenn er beim Abschied der jungen Leute zugegen gewesen wäre. Auch der alte Engländer war allein ausgegangen, und zum ersten Male, seit sich die Freunde wiedergesehen, waren sie endlich allein, und nach diesem Alleinsein hatte sich der Assessor gesehnt.

Aber schon eine lange Zeit waren sie im Zimmer so beisammen, und noch hatte Keiner ein Wort gesprochen.

Der Baron saß an einem Tisch und blätterte in einem Album, das seiner Mutter gehörte.

Felix stand ihm zugewandt, mit dem Rücken an das Fenster gelehnt, rauchte eine Cigarre und beobachtete das Thun des Freundes, ein wenig nachdenkend; endlich begann er:

„Alexander, gedenkst Du das arme Album noch dem Hades zu befördern? Du gehst ja grausam mit den Blättern um."

Der Baron wies, statt darauf zu antworten, mit seinem Finger auf eine Seite des Albums hin und sagte:

„Sieh nur, welch kindliches Vergnügen sich meine Mutter gemacht hat. Wie sinnig! Hier steht Maud und ich — und hier meine Mutter. — Sieht es nicht aus, als hätte sie uns wieder zu einem glücklichen Paare gemacht?"

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 103. **Donnerstag, den 31. August** **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

„Das wäre für's Erste," fuhr Wetterau fort. „Jetzt kommt der zweite Punkt. Ihr besitzt ein Dokument, welches Krämer vor seiner Abreise Eurem Manne übergeben hat. Dieses Dokument enthält eine Anweisung auf das Vermögen Eures Pflegesohns, welches Jakob Krämer bei Vorzeichung desselben sofort an seinen Neffen auszahlen muß. Das Gericht könnte nun aufstellen, Euer Mann habe Krämer deßhalb aus dem Wege geräumt, um sich selbst dieses Vermögen zu verschaffen. Nehmen wir zum Beispiel an, der Angeklagte stellt seinen eigenen Sohn Gottfried dem Bruder Krämer's vor, sagt, dieser sei der Sohn des Ausgewanderten, laut Taufatteste und so weiter, und hier die Anweisung auf das Vermögen, so muß Jakob Krämer die Summe zahlen, da er ja nicht wissen kann, ob der ihm Vorgestellte auch in der That sein Neffe ist. Begreift ihr das?"

Die Frau nickte, die Angst hatte ihre Sinne verwirrt. Sie bejahte die Frage, ohne die Bedeutung der Worte verstanden zu haben.

„Schön: Euer Mann nimmt nun das Geld in Empfang und reist einige Tage später mit seiner ganzen Familie ab, wer zieht den Vortheil? Natürlich der Angeklagte, eine Entdeckung ist ja nicht zu befürchten, wenn Krämer im Grabe liegt, Ernst erfährt nie seinen wahren Namen und Euer Mann wird drüben ein reicher Farmer. Das Alles liegt so klar auf der Hand, daß jedes Kind es begreifen kann und die Geschworenen werden sofort auf diesen Punkt fallen. Dem könnten wir nun ebenfalls vorbeugen dadurch, daß Ihr mir das Dokument übergebt und Euer Mann vor Gericht aussagt, er habe mir dasselbe schon vor Jahren eingehändigt und mir die Leitung der Angelegenheit überlassen. Das muß jeden Verdacht entkräften, das Gericht kann die Behauptung, der Angeklagte habe durch die Ermordung Krämers irgend einen Vortheil gehabt, nicht aufstellen, im Gegentheil muß alsdann angenommen werden, daß Euer Mann durch den Tod seines Herrn nur verlor. Er war aber ein guter Diener, hatte seine Pflicht redlich erfüllt und konnte also die Rückkehr seines Herrn nur wünschen, der ihm eine Belohnnng gewiß nicht vorenthielt. — Wollt Ihr nun meinem Rathe folgen, so gebt mir das Dokument und sorgt dafür, daß ich die zweihundert Thaler erhalte, das Uebrige könnt Ihr mir dann getrost überlassen."

Die Frau, welche bei Erwähnung des Dokuments sich des strengen Verbots ihres Mannes, dasselbe je aus den Händen zu geben, entsann, zögerte. „Ich will mit meinem Sohne darüber reden," entgegnete sie nach einer Weile, „glaubt er, daß —"

„Wozu bedarf es der Ueberlegung!" unterbrach der Bürgermeister sie ungeduldig; „Euch bleibt nur die Wahl: entweder Ihr befolgt meinen Rath und holt binnen Kurzem

Euren Gatten wieder heim, oder ihr befolgt ihn nicht und hört im nächsten Herbst das „Schuldig" sprechen, welches den Angeklagten zum Tode verurtheilt."

„Nur bis morgen wartet noch," bat die Frau, welche in Bezug auf das Dokument nicht selbstständig handeln mochte, „vierundzwanzig Stunden entscheiden in der Sache doch nichts."

„Sie entscheiden unter gewissen Umständen viel, sehr viel sogar," drängte Wetterau, „ich fahre noch heute Nachmittag in die Stadt, Wenn ich dann dem Untersuchungsrichter Mittheilungen mache, welche Euren Mann von jedem Verdachte reinigen, so werden vielleicht die Acten geschlossen und Maßregeln zur Entdeckung des wirklichen Mörders ergriffen. Kann ich das aber nicht, so schreitet die Verhandlung fort, und wer weiß, ob nicht am Ende noch Beweise einlaufen, welche gar nicht zu widerlegen sind."

Die Frau schwankte, sie war schon halb und halb geneigt, dem Drängen des Bürgermeisters nachzugeben.

„Vielleicht kann Euer Mann schon innerhalb acht Tagen wieder frei sein," fuhr Wetterau, die Wirkung seiner Worte bemerkend, fort, „je früher wir handeln, desto eher läßt sich die Spur des wahren Mörders auffinden, wenn Wochen oder Monate darüber vergangen sind, so dürfte der Schuldige vielleicht längst drüben in Amerika sein, und dann" —

„So wartet einen Augenblick," fiel Frau Schulz entschlossen ihm in die Rede, „ich hole das Papier."

Der Bürgermeister rieb sich vergnügt die Hände, er hatte nicht geglaubt, daß er so rasch und leicht an sein Ziel kommen werde. Um die Freude über das Gelingen seines Planes zu verbergen und seinen Zügen den Ausdruck kalter Gleichgültigkeit zu geben, betrachtete er die Litographien, welche die Wände schmückten. Schon nach einigen Minuten trat die Frau wieder in die Stube, sie hielt in der Rechten das in Form eines Briefes gefaltete Dokument, welches mit dem großen Siegel eines Notars geschlossen war. Die Augen des Bürgermeisters funkelten, schon wollte er die Hand nach dem Papiere ausstrecken, als plötzlich Gottfried auf der Schwelle erschien. Das Dokument sehen und es den Händen der Mutter entreißen, war das Werk eines Augenblicks.

„Dem Himmel sei Dank, daß ich früh genug komme, eine Thorheit zu verhüten," sagte er, indem er das Papier in die Brusttasche seines Rockes schob. „Hattest Du den Befehl des Vaters schon vergessen?"

„Der Herr Bürgermeister glaubte, es könne von großem Nutzen sein, wenn wir ihm das Dokument und die zweihundert Thaler übergäben," entschuldigte die alte Frau sich; „er sagte, dadurch müsse jeder Verdacht schwinden."

„Was der Herr Bürgermeister glaubt, kümmert uns nicht," fiel Gottfried ihr in's Wort, es bedarf solcher krummen Wege nicht, die Unschuld des Vaters zu beweisen. In jedem Falle aber hättest Du mich vorher um Rath fragen können. Was Sie betrifft, will ich nicht untersuchen, zu welchem Zwecke Sie dieses Papier zu erschleichen suchen," fuhr er, sich zu dem Bürgermeister wendend, in barschem Tone fort; „Sie sind meinem Vater nie grün gewesen, weil er Ihnen stets offen und ehrlich die Meinung sagte und nicht hinterm Berge hielt, wenn Sie das Interesse der Gemeinde nicht wahrnahmen. Ich kann unmöglich glauben, daß gerade sie an dem Geschick meines Vaters so großen Antheil nehmen sollten; Ihrem Verhör verdankt er doch allein seine Verhaftung."

Die Zornader auf der Stirne Wetterau's schwoll drohend an. „Mäßigt Euch!" brauste er auf. „Bedenkt, daß Ihr Eurem Vorgesetzten gegenüber steht und es mir nur ein Wort kostet —"

„Mich ebenfalls zu verdächtigen?" unterbrach Gottfried ihn spottend. „Ich will gerne glauben, daß Ihr dessen fähig seid, und sehe Euren Anstalten dazu ruhig entgegen. Eins aber merkt Euch, so lange ich dieses Dokument bewahre, wird es Euch nicht gelingen, mir dasselbe zu entreißen."

Der Bürgermeister knirschte mit den Zähnen, er begriff, daß, wenn er sein Ziel erreichen wollte, er zuvor auch den Sohn unschädlich machen mußte, wie er den Vater unschädlich gemacht hatte. Er mußte den jungen Menschen in seiner Gewalt, hinter Schloß und

Riegel haben. Ein Gedanke tauchte plötzlich in seiner Seele auf; Wetterau nahm sich nicht die Zeit, ihn ruhig zu erwägen, mit erhobenem Stock trat er auf Gottfried zu und drohte, er werde ihn in's Gesicht schlagen, wenn er jene Beleidigung nicht zurücknehme. Der junge Mann sah dem Erbosten ernst und ruhig in's Auge. „Schlagt nur zu," entgegnete er mühsam an sich haltend, „schlagt zu, ich nehme kein Wort zurück von dem, was ich hier in Eurer Gegenwart gesagt habe. Kein einziges, hört Ihr?"

Wetterau hatte diesen Trotz erwartet, er ließ den Stock ziemlich unsanft auf die Schulter Gottfrieds fallen. Jetzt riß aber auch dem jungen Manne die Geduld, in der nächsten Minute lag der Bürgermeister von der kräftigen Hand Gottfrieds hinausgeworfen, vor dem Hause.

Ein teuflischer Triumph spiegelte sich in dem Blicke des wackern Bürgermeisters, er erhob sich und ging rasch von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

„Das heißt," unterbrach ihn der Assessor, ein wenig hustend, „wenn die betheiligten Personen sich wieder zu diesem glücklichen Paare machen lassen."

„Hm — bald hätte ich in der That Lust, die Projecte meiner guten Mutter nicht zu durchkreuzen."

„Alexander, das kann nicht Dein Ernst sein!" rief Felix erschrocken; aber als ihn der Baron ebenfalls über den seltsamen Ton erstaunt ansah und eine weitere Erklärung zu erwarten schien, war es, als schämte sich Felix seiner Schwäche. Den Blick nach der Seite gerichtet fuhr er fort:

„Nun ja, Deine eigenthümlichen Reden können selbst Einen wie ich bin aus dem Concept bringen. Du und Maud ein Paar! — Erinnerst Du Dich nicht mehr Deiner eignen Worte, die Du mir so scharf einzuprägen suchtest? Sagtest Du nicht, daß Maud als Dein Weib Dich nie glücklich machen könnte?"

„Diese Worte sagte ich und wiederhole sie heute. Aber was thut das zu der Heirath? Ich suche ja kein Glück darin. Ich erfülle eine Laune meiner Mutter."

Das schien dem Assessor denn doch zu viel; mit ungewöhnlichem Ernst entgegnete er:

„Ich weiß nicht, Dein Spott hat etwas für mich peinlich kaltes. Sei nicht übermüthig, laß solche Reden Deine Mutter nicht hören; denn ich sage Dir, trotzdem der alte Engländer für Dich schwärmt und um Dich die Reise nach Deutschland gemacht hat, natürlich von Deiner Mutter berufen, — trotz alledem wird Maud nie Dein Weib werden! Du sollst sie nicht unglücklich machen!"

Jetzt war die Reihe an dem Baron, den Freund prüfend anzusehen.

„Ist das mein Pilades? Du brichst eine Lanze für eine Dame, die Dir Deinen Dienst schlecht lohnen würde. Glaubst Du, Maud würde meine Hand ausschlagen?"

„Ja!" entgegnete der Assessor.

„Das sagst Du so fest und sicher?"

„Ich sage es, weil ich den festen Glauben habe!"

„Ah so; Du meinst, es liegt ein Hinderniß dazwischen, und dieses ist noch immer Sir Artur? Bis jetzt hatte ich nicht Neugierde genug, zu fragen, ob dieses Verhältniß geendet oder noch besteht."

„Es ist längst beendet, wenn es überhaupt jemals ernst bestanden hat. Schon seit Monaten ist Artur mit einer reichen Erbin vermählt."

„Wie," rief der Baron entrüstet; „der Knabe hätte ihr sein Wort gebrochen?"

„Nicht er, sondern Beide zu gleicher Zeit. Eigentlich war ihre Neigung füreinander nur eine heitere Kinderliebe; doch der Ernst, der in Deiner Gestalt dazwischentrat, änderte alles. Du hattest die Sache gut arrangirt, aber ohne die Betheiligten zu fragen. So wollte Maud keinen Landmann zum Gatten und Artur weigerte sich, die glänzende Uniform auszuziehen. Der Streit begann; der Onkel gesellte sich dazu, erklärte, er kaufe

kein Gut, gebe zu ihrer Verbindung nicht einen Penny, und das entschied.

Maud schrieb an Artur, sie wolle für immer ledig bleiben, und Artur antwortete, er werde sehr bald heirathen, was er auch wahr machte; denn zu rechter Zeit erweckte seine schöne Figur das Interesse einer Lady, dessen Gatte er jetzt ist."

„Haha!" unterbrach der Baron den Freund, „die Einleitung ist gut, jetzt laß mich die Fortsetzung des Romans weitererzählen. Meine Mutter berief Maud hierher. Maud folgte, weil sie den Reichthum des deutschen Barons nicht vergessen konnte. Sie wollte diesem zeigen, was sie um seinetwillen geopfert, kam nach Baden-Baden, um" —

„Ich weiß, was Du sagen willst, vollende nicht," nahm der Assessor wieder das Wort. „Deine Vermuthung ist nicht ganz unrichtig, das heißt, sie paßte bis zu der Zeit, wo Du mich als Deinen Abgesandten nach Baden schicktest."

Der Baron sah wieder den Freund an.

„Du fängst an, mir Räthsel zum rathen aufzugeben, aber die Lösung kann nur die sein, daß meinen Freund Felix Waldorf die schöne Maud ins Feuer geführt hat und daß er selbst sie liebt!"

„Ja, Alexander, ich liebe Maud. Vor Dir will ich kein Geheimniß haben. Das alte Wort: spielt nicht mit dem Feuer, hat sich wieder einmal bewährt. Ich kam, um für Dich zu agiren, und sah dabei zu tief in zwei blaue Augen." —

„Und glaubst Du, wieder geliebt zu werden?" —

„Es gibt Stunden, wo ich dessen gewiß bin."

„Eh bien, vergessen wir die Hauptsache nicht," fur der Baron fort. „Weiß sie, daß Du der Sohn eines reichen Vaters bist?"

„Nein!"

Der Baron wurde nachdenkend.

„Betrachtest Du mich als Deinen Freund?" sagte er dann.

„Als meinen besten, meinen liebsten Freund?" entgegnete Felix im herzlichsten Tone.

„Gut! so folge Deinem besten Freunde, der es gut mit Dir meint. Erkläre Dich ihr nicht gleich, prüfe erst das Herz des Mädchens, ehe Dich wie mich einst, Dein Wort bindet."

„Das hatte ich vor, darum zögerte ich bis zur Stunde mit der Erklärung. Alexander, diesmal sollst Du für mich handeln und —"

„Und ganz wie ich will?" fragte der Baron.

„Ganz, wie Du es für gut hältst!"

„Aber es ist gewagt, wie ich diese Prüfung zu machen gedenke!" —

„Sei sie es! Ich liebe Maud mit allen ihren Fehlern herzinnig und habe mir schon ein Idyll mit ihr als meiner Gattin ausgemalt und austapeziert. Aber ist der Edelstein nicht echt, wie ich gewähnt, dann wird der Verlust auch nicht schmerzlich sein. — Ich hatte Maud versprochen, sie morgen zu einer Dame zu begleiten, an die sie einen Brief von einer Freundin abzugeben hat, die wieder eine Freundin von dieser Dame ist, mit der sie lange Zeit in der Pension zusammen war. Was meinst Du, wenn Du sie begleitest?" —

„Und wohin ist das?" —

„Hier ist die Adresse; ich habe mir die Straße aus dem Wohnortsanzeiger gesucht."

Der Baron nahm die Karte, auf welche der Freund die Adresse geschrieben.

Aber flammenden Blickes starrte sein Auge darauf, als er abgebrochen Leonie Willrich las. — (Forts. folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „Newy. Hdls.-Ztg." schreibt: Eine naive Chicagoerin wurde kürzlich von einer Vertreterin des Frauenstimmrechts ins Gebet genommen. Aber mit welchem Erfolge! Als nach einstündiger Predigt die eindringliche Missionärin ihre Zuhörerin fragte: „Nun wissen Sie doch, was die Frauenfrage ist?" entgegnete diese: „Ich kenne nur eine Frauenfrage, und die lautet: „Ist er schon verheirathet?"

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 104. Sonntag, den 3. September **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Die alte Frau rang die Hände, sie beschwor den Sohn, unverzüglich zu fliehen, um dem Zorne Wetterau's auszuweichen, später, wenn derselbe verraucht sei, könne er zurückkehren, aber Gottfried wies diese Bitte zurück. „Was er gethan habe, könne er vor Gott und den Menschen verantworten," erwiederte er, „lasse der Bürgermeister sich einfallen, ihn dieserhalb vor Gericht zu fordern, so werde er den Herren schon erklären, daß er kein Schulbube sei, der solche Beleidigungen schweigend einstecke." — Die Mutter schüttelte den Kopf und schon wollte Gottfried, um die geängstete Frau zu beruhigen, ihren Bitten nachgeben und Haus und Dorf verlassen, um in der Stadt einige Tage zu verweilen, als der Bürgermeister, diesmal in Begleitung des Amtsboten, wieder eintrat. Ohne auf die Bitten und Vorstellungen der Mutter zu achten, befahl er dem Amtsboten, den jungen Burschen wegen vorsätzlicher Mißhandlung einer Magistratsperson in Arrest zu stecken, er werde heute noch der Regierung über den Vorfall berichten und für die Abführung des Gefangenen in die Stadt Sorge tragen.

Vergeblich protestirte Gottfried gegen diese Verhaftung, welche er für eine Eigenmächtigkeit erklärte, zu der der Bürgermeister kein Recht besitze.

Wetterau hörte den Protest schweigend an und ein Hohnlächeln war die einzige Antwort, welche er auf denselben gab.

Eine Stunde später saß Gottfried in einem Zimmer des Amtshauses, welches vor Jahren zum Gefängniß eingerichtet worden war. — Die schweren Eisenstäben vor den Fenstern, der Eisenbeschlag und die festen Schlösser der Thüre ließen jeden Gedanken an einen Fluchtversuch als Thorheit erscheinen; Gottfried dachte indeß auch nicht im Entferntesten an einen solchen Versuch, er wollte im Vertrauen auf eine gerechte Sache sich geduldig fügen, geeigneten Orts aber über die Eigenmächtigkeit des Bürgermeisters Beschwerde führen.

Er befand sich noch keine Stunde in seiner Zelle, als der Bürgermeister eintrat. „Ihr seht, daß Ihr in meiner Gewalt seid," nahm er das Wort, „nach meinem Gutdünken kann ich Euch einige Tage hier sitzen und dann in das Kreisgefängniß abführen lassen; vielleicht bleibt Ihr dort noch einige Zeit in Untersuchungs-Arrest und werdet schließlich zu vier oder sechs Wochen Gefängnißstrafe verurtheilt."

„Je nach den Umständen!" warf Gottfried gelassen ein. „Hättet Ihr einen dummen Tölpel vor Euch, der sich das Alles gefallen ließe, so will ich nicht bestreiten, daß Ihr in dieser Weise Eure Rache an mir kühlen könntet, ich werde aber schon Mittel finden, Euch Alles, was Ihr mir anthut, reichlich zu vergelten."

„Ganz nach Belieben," versetzte Wetterau spöttisch, „so lange Ihr indeß noch in meiner

Gewalt seid, kann von einer solchen Vergeltung nicht die Rede sein. Für's Erste werdet Ihr die Gewogenheit haben, Eure Kleider gegen diesen Anzug umzutauschen." Der Bürgermeister öffnete bei den letzten Worten ein ziemlich umfangreiches Bündel, welches in einer Ecke des Zimmers lag, und brachte aus demselben Hose und Jacke von grobem Sackleinen zum Vorschein. „Es ist einmal Sitte, daß die Gefangenen sofort nach dem Einzuge in ihre neue Wohnung diese Uniform anziehen," fuhr er fort, „ich würde Euch gerne von dieser Sitte entbinden, wenn das Gesetz nicht ausdrücklich auf Beobachtung derselben bestände; also macht nicht lange Federlesens und wechselt die Kleider."

Die Wangen Gottfrieds färbten sich purpurroth. „Seht Euch vor," rief er zornig, „Ihr behandelt mich gleich einem gemeinen Verbrecher —"

„Ereifert Euch nicht," fiel der Bürgermeister gelassen ihm in die Rede. „Wenn Ihr der gesetzlichen Vorschrift nicht Genüge leisten wollt, so sagt es in aller Ruhe und Ordnung, ich werde mich dann freilich genöthigt sehen, Zwangsmaßregeln zu ergreifen. — Es geschieht nur, um Fluchtversuche zu erschweren," setzte er hinzu, „in diesem Anzuge kommt es einem Arrestanten nicht so bald in den Sinn, sein Lokal zu verlassen, weil er annehmen muß, daß er sofort als Verbrecher erkannt und ergriffen wird. Also vorwärts und nicht lange gefackelt, meine Zeit ist kostbar."

„Kommt in einer Viertelstunde zurück, ich werde Euch dann meine Kleider einhändigen," entgegnete Gottfried entschlossen. „Ich thue Euch nur den Willen, um Euch zu zeigen, daß ich an Flucht nicht denke."

„Habt die Güte und besorgt den Umtausch sofort," versetzte Wetterau sarkastisch, „ich werde so lange zugegen bleiben."

„Ihr werdet hier bleiben?" fuhr der junge Mann gereizt auf. „Weßhalb?"

„Weßhalb? Weil ich mich überzeugen will, ob Alles mit rechten Dingen zugeht. Mir ist es schon oft begegnet, daß Arrestanten in ihren Kleidern Feilen und andere Werkzeuge mitgebracht und weil sie in dem Gefängniß-Anzuge keine Taschen fanden, hier irgendwo versteckt haben, deßhalb ziehe ich vor, beim Umtausch stets zugegen zu bleiben."

Ohne ein Wort zu erwiedern, kam Gottfried dem Verlangen des Bürgermeisters nach.

Unverwandt beobachtete Wetterau den jungen Mann, kaum hatte dieser seinen Rock ausgezogen, als der Bürgermeister denselben sofort an sich riß. Seine Augen leuchteten, er fühlte in der Brusttasche das Dokument er hörte es unter dem Druck seiner Hand zittern.

Gottfried dachte nicht an den Akt, erst als der Bürgermeister sich entfernt hatte, entsann er sich desselben. Gleich einem Verzweifelten eilte er zur Thür, sie war verschlossen, er rüttelte an den Fensterstäben, sie gaben seinem Druck nicht nach. Er mußte um jeden Preis das Dokument wieder haben, aber wie, wie sollte er es den Händen Wetterau's entreißen?

Der Bürgermeister hatte inzwischen den Akt aus der Tasche des Rockes genommen und die Kleider des Gefangenen dem Amtsboten mit dem Befehle eingehändigt, dieselben einstweilen aufzubewahren. Er ging nach dieser Anordnung in sein Bureau, verriegelte sorgfältig die Thür, um nicht überrascht zu werden, und löste mit vielem Geschick das Siegel des Kouverts, in welches der Akt geschlossen war. Nachdem er diesen gelesen hatte schrieb er ihn sauber auf einen Stempelbogen ab, faltete die Kopie und steckte sie in das Kouvert, welches er sorgfältig wieder schloß. Selbst der schärfste Blick würde den Betrug nicht entdeckt haben, denn das Siegel zeigte keine Verletzung. Wetterau betrachtete eine geraume Zeit prüfend das Coubert und steckte es dann mit feiner Geschicklichkeit zufrieden, in die Tasche. Eine halbe Stunde später befand er sich bereits auf dem Wege zur Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Die Karte fiel zu Boden. — Der Baron war aufgestanden und ging im Zimmer auf und nieder. — „Nein, Felix, diese Gelegen-

heit benutze ich nicht; — es wird sich zu meinem Plan schon eine andere Stunde bieten."

„Alexander, was hast Du? Du siehst todtenbleich aus," sagte der Freund besorgt und faßte des Barons Hand.

Der Baron antwortete nicht sogleich: endlich sagte er mit einem tiefen Seufzer:

„Felix! Warum überall nur sie? — O, wenn Du wüßtest, welch einen Sturm der Name Leonie wieder in mir heraufbeschworen hat!" —

„Wie, Du kennst die Dame?"

„Ob ich sie kenne? — Daß ich sie nie gekannt hätte! — Doch, Felix, ich habe mich lange genug beherrscht; zu heilen ist der tiefe Riß in meiner Brust nicht mehr; aber ich will Dir alles sagen. — Du wirst mein Geheimniß und ihren Namen ehren? — Ich weiß, ich weiß," fuhr der Baron heftiger fort, als der Freund dieses betheuern wollte. „Komm, laß uns dicht zusammen sitzen; meine Worte sind nur für Dein Ohr und nicht für die Wände dieses Zimmers bestimmt."

Und er erzählte dem Freunde alles, selbst von dem ersten Brief, den Leonie an ihn als Unbekannten geschrieben.

Lange, als er schon zu Ende gesprochen, herrschte Stille im Zimmer. Der Assessor wußte gar nicht, daß ihm die Cigarre ausgegangen war und er darum doch immer weiter rauchte; endlich sagte er:

„Beantworte mir eine Frage, Alexander: zu welchem Zweck wolltest Du ihr Herz erforschen?"

„Ich verstehe Deine Frage, und frei und offen kann ich sie Dir beantworten. Ich wollte ihr Herz gewinnen und dann sie mein für immer nennen, aber nicht als Geliebte. —"

„Wie könnte das geschehen, da sie einmal die Frau eines Andern ist?"

„Ihre Freiheit von diesem Andern zu erkaufen, wäre leicht gewesen. Aber sie hat kein Herz! Sie will nicht glücklich sein!" —

Wieder rauchte der Assessor seine kalte Cigarre weiter, dann entgegnete er:

„Ich weiß, wenn Du mir eine solche Versicherung gibst, daß Du ein solches Vorhaben überlegt hast, und ich traue Dir Festigkeit zu, daß Du einen solchen Entschluß mit Consequenz durchzuführen im Stande bist. Und darum sage ich Dir: nimm alle Pläne wieder auf und denke nicht in Bitterkeit, sondern in Hoffnung und Liebe an sie. Ihr Herz ist nicht von Stein!"

„Wecke nicht neue Bilder! Ich habe ihr Lebewohl gesagt und werde mein Wort halten." —

„Das heißt mit andern Worten: Du wendest Deinem Glücke die Versen zu und fliehst, um ganzer Menschenfeind zu werden. Nein, so weit lass' ich's nicht kommen! Ich will Dein Vorhaben, wie und wodurch Du der Dame Deines Herzens die Freiheit von ihrem Eisbären erkaufen willst, nicht erforschen. Ich weiß nur, daß Du sie liebst und sie Dich lieben muß! Blicke nicht so ernst drein! — Ich werde durch meine Ideen versuchen, Euch armen Leutchen zu helfen, aber dazu gehört Maud. — Erprobe Du mir nur erst das Herz meines Mädchens: dann sollst Du erfahren, was Du ihr später noch wirst zu verdanken haben."

„Jetzt verstehe ich Dich nicht."

„Nun, das ist für heut und noch für ein paar andere Tage auch noch nicht nöthig. Zeit soll die Garbe reifen."

„Von etwas anderem — Ach, da fährt ein Wagen heran, es sind unsre Damen. Ich will ihnen beim Aussteigen doch als treuer Ritter dienen!"

Und fort stürmte der lustige Assessor und kam zu rechter Zeit, um das schöne Mädchen aus dem Wagen zu heben, dabei gleichzeitig einen von der Baronin unbemerkten innigen Blick mit ihr auszutauschen.

Und wieder waren nach dieser Unterredung zwei Tage vergangen, in denen, zur Freude der Baronin und des Engländers, Baron Alexander eine auffallende Aufmerksamkeit für Maud gezeigt hatte.

In Aller Gegenwart machte er ihr den Hof und schien gar nicht zu bemerken, wie Maud dadurch beklommen war und immer einsylbiger wurde, oft ängstlich ihre Blicke auf den Assessor richtete, der sich von dem Moment, wo der Freund sich ihr genähert, in gemessener Entfernung von Beiden hielt,

ganz förmlich that und nur zu weilen einen ernsten Blick auf sie warf.

Am Nachmittage des dritten Tages, wo die drei jungen Leute sich ganz allein in einem kleinen Salon des Hotels befanden, der zur geselligen Zusammenkunft von der Baronin bestimmt war, verließ der Assessor diesen plötzlich, vorgebend, er hätte nothwendig einen Besuch zu machen. Maud sah ihn angstvoll gehen, und als er fort war, stand sie auf, um auch den Salon zu verlassen. Diese Absicht verhinderte der Baron dadurch, daß er ihr den Weg vertrat, sie an der Hand zum Divan zurückführte, und sich ihr gegenübersetzend, begann er, ohne ihre Hand frei zu lassen, die sie ihm zu entziehen strebte:

„Endlich ist der ersehnte Augenblick gekommen, Maud; ich habe Ihnen viel zu sagen. —"

„Herr Baron," unterbrach sie ihn.

„Baron, Herr Baron," sagte er, sie vorwurfsvoll ansehend. „Ich kenne eine Zeit, wo der Name Alexander leicht und herzlich über diese Lippen ging. Bin ich Ihnen denn so fremd geworden, daß Sie selbst im Namen eine Schranke suchen? Ist die alte Zeit so ganz vorüber?"

„Herr Baron — Baron Alexander," entgegnete Maud, mit einem Anflug von Trauer. „Indem Sie diese Zeit zurückrufen, erinnern Sie mich auch an meinen Leichtsinn, der mir so zahllose Thränen gekostet."

„Thränen — und warum? Liebten Sie mich damals doch?" fragte er forschend.

Sie wich seinen Blicken aus und antwortete: „Meine Thränen flossen, weil ich damals eine solche Verwirrung herbeiführte und doch mein eignes Herz nicht kannte."

„Das für Sir Artur schlug." —

Maud sah ihn mit schmerzlichen Blicken an. „Bis zur Stunde, Herr Baron, hörte ich solche Worte von Ihnen nicht. Sie verschmähten es, mir zu zeigen, daß ich Ihrer Achtung nicht mehr werth sei — heut—"

„Heut, liebe Maud, habe ich die Vergangenheit vergessen, habe vergessen, habe vergeben, und will zum zweiten Male von Ihnen Ihr Herz und von Ihrem Onkel Ihre Hand erflehen." —

Wie von unsichtbaren Händen emporgehoben, war Maud vom Divan aufgesprungen.

„Halten Sie ein! Das ist, das kann nicht Ihr Ernst sein. Ich habe verdient, von Ihnen für eine Kokette gehalten zu werden; ich habe verdient, daß Sie mir diese Erinnerung zurückrufen, aber ich erwartete nicht, daß Sie mit den heiligsten Gefühlen Scherz treiben!"

„Scherz? Maud, wissen Sie nicht, daß unsre Verbindung der sehnliche Wunsch so Vieler ist?" —

„Aber nicht Aller — nicht Ihrer — nicht meiner," entgegnete Maud, ihm zum ersten Male in der ganzen Unterredung fest ins Auge sehend. „Sie wollen Ihrer Mutter eine Freude machen; doch sie lieben mich nicht, haben mich nie geliebt!"

Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Zwei ehrenwerthe Deputirte fuhren dieser Tage von Versailles nach Paris. Der eine hatte seine Frau am Arme, der andere einen Hut auf dem Kopf. Und welch' ein Meisterstück von einem Filz! Von unerhörter, abenteuerlicher Form erregte er das Erstaunen aller Mitreisenden. Der Deputirte mit seiner Dame konnte sich nicht enthalten, seinen Collegen zu interpelliren: Was zum Teufel ist Ihnen denn eingefallen, daß sie sich diesen außerordentlichen Deckel kauften? — Aus Liebe zur Freiheit. — Wie, zur Freiheit...? — Meine Frau findet ihn abscheulich und hat geschworen, so lange, als ich ihn trage, nicht mit mir auszugehen. — Ah, verstehe; ich bitte Sie, mir die Adresse Ihres Huthändlers zu geben, sagte der Interpellant mit einem melancholischen Blick auf seine Frau, die kein Auge von ihm wendete.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 105. Dienstag, den 5. September 187[illegible].

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Der Rentner ging seinem Schwiegersohne in spe mit sichtbarer Ungeduld entgegen, als dieser in das Kabinet des Ersteren trat. „Nun?" rief er, „wie steht's mit unserer Angelegenheit?"

„Ich hoffe, sehr gut," entgegnete Wetterau, während er Hut und Stock ablegte und sich auf einen Sessel niederließ. „Es kommt nur noch auf Sie an, ob wir beide in der nächsten Minute an unserem Ziele stehen sollen."

„Auf mich käme es an?" fragte der Rentner erstaunt. „Reden Sie, was muß ich thun?"

„Ihr Wort halten und heute noch meine Verlobung mit Ihrer Tochter veröffentlichen."

Krämer war auf diese Forderung vorbereitet. Er hatte in den letzten Tagen sich oft in Gedanken den Augenblick vergegenwärtigt, in welchem Wetterau das Dokument bringen würde, er wußte, daß dieser alsdann unverzügliche Verlobung zur Bedingung machte und war bereits mit sich in's Reine gekommen wie er sich aus der Schlinge ziehen sollte. „Was ich bei unserer ersten Unterredung Ihnen gelobte, nehme ich nicht zurück," entgegnete er so unbefangen, daß Wetterau in die Aufrichtigkeit dieser Worte kaum Zweifel setzen konnte; „bringen Sie mir das Dokument, helfen Sie mir die Personen, welche uns im Wege sind, unschädlich machen, und ich gebe Ihnen die Hand meiner Tochter."

„Das Dokument ist hier," erwiederte der Bürgermeister, indem er die Hand auf die Brusttasche seines Rockes legte, „es wird sich in Ihren Händen befinden, sobald Sie die Verlobungs-Anzeige in die Zeitungs-Expedition gesandt haben."

Krämer nahm die Feder und schrieb die verlangte Anzeige.

„Geben Sie her," sagte Wetterau, „ich werde sie hinbringen."

„Wozu sich die Mühe machen?" versetzte der Rentner, indem er die Schelle zog, „mein Diener kann's ja besorgen."

Er übergab dem eintretenden Diener das Billet und befahl ihm, dasselbe in die Expedition der Zeitung zu bringen.

„Und nun das Dokument!" fuhr er fort, nachdem der Diener das Zimmer verlassen hatte.

Wetterau zog den Akt aus der Tasche und überreichte ihn dem Renter, der kaum einen Blick auf das Siegel und die Handschrift der Adresse geworfen hatte, als er unverzüglich die Schelle zog.

Der Diener konnte kaum die Treppe erreicht haben; wie der Rentner erwartete, kam jener auf den Ton der Schelle zurück. „Ich denke, wir warten noch einige Tage," hob der alte Herr an, indem er das Billet, welches die Annonce enthielt, zurücknahm und zerriß. „Mathilde muß doch zuvor mit der Verlobung bekannt gemacht werden. Sie werden dies einsehen," fuhr er in kaltem Geschäftston fort, überhaupt wäre es mir lie-

ber, wenn Sie sich mit einer kleinen Summe b gnügen wollten. Mathilde ist mein einziges Kind, und —"

„Und da hätten Sie wohl lieber einen Grafen zum Schwiegersohn, als einen einfachen Dorfbürgermeister," fiel Wetterau höhnisch ihm ins Wort. „Ich war auf diese Handlungsweise Ihrerseits gefaßt und habe meine Maßregeln danach getroffen. Hätten Sie sich die Mühe genommen, vorher das Kouvert zu erbrechen, würden Sie wahrscheinlich anders gehandelt haben."

Der Rentner sah bestürzt bald auf das Kouvert, bald auf das Antlitz des Bürgermeisters, der sich erhoben hatte und bereits zu Hut und Stock griff. Hastig erbrach er das Siegel und entfaltete das Papier. Erdfahle Bläße überzog seine Wangen, als er sah, daß er nur eine Kopie des Original-Akts in der Hand hatte.

„Schurke!" donnerte er. „Wie durften Sie es wagen —"

„Ruhig, ganz ruhig," unterbrach Wetterau ihn gelassen. „Wer von uns beiden ist der größere Schurke? Unsere Stellung zu einander muß uns beiden jetzt so ziemlich klar sein, erwarten Sie nicht, daß ich den ersten Schritt zu einer Annäherung thun soll."

„Sie mißverstehen mich," nahm der Rentner das Wort, „es lag durchaus nicht in meiner Absicht, mein Wort zu brechen. Ich dachte nur, es wäre besser für uns beide, wenn Sie von Ihrem Verlangen abständen und dafür eine entsprechende Summe als Entschädigung nähmen. Betrachten Sie die ganze Angelegenheit mit nüchteren Augen, so werden Sie einsehen, daß mir so unendlich viel an dem Besitze dieses Dokuments nicht liegen kann; wird es vorgezeigt, so zahle ich das Geld und damit basta! Die Summe ist im Vergleich zu meinem Vermögen klein —"

„Und doch würde ihr Verlust Ihnen ein Stich in's Herz geben," unterbrach Wetterau ihn; „sechsunddreißigtausend Thaler sind eben keine Kleinigkeit. Sie dachten, ich würde mich mit fünf bis sechstausend Thalern begnügen, rechnen wir die übrigen unvermeidlichen Nebenkosten hinzu, so opfern Sie vielleicht zehntausend und gewinnen sechsundzwanzigtausend Thaler."

„Ganz recht," versetzte der Rentner. „Sie verlangen indeß die Hand meiner Tochter und müssen doch zugeben, daß unter solchen Umständen das Geschäft für mich nichts weniger als vortheilhaft ist, deßhalb ziehe ich vor, ganz davon abzusehen und dem rechtmäßigen Eigenthümer des Akts die Summe zu zahlen."

Der Bürgermeister zuckte die Achseln. „Wenn Sie glauben, sich durch diesen Entschluß meiner entledigen zu können, so irren Sie, ich werde auf meiner Forderung beharren, gleichviel ob Sie das Dokument dafür nehmen oder nicht."

„Mit welchem Recht?" fuhr Krämer auf.

„Mit dem Rechte desjenigen, der die Geheimnisse Anderer kennt und aus dieser Kenntniß Vortheil ziehen will. Haben Sie bereits vergessen, daß ein Wort von mir genügt, Schulz in Freiheit zu setzen, und wissen Sie, was dann geschieht? Doch ich verplaudere hier die kostbare Zeit, ohne meinem Ziele näher zu kommen; leben Sie wohl und schärfen Sie ihrem Gedächtnisse ein, daß ich nur acht Tage auf ihren Besuch warte, nach dieser Zeit werde ich meine Maßregeln, je nach den Umständen, treffen."

Der Rentner sah eine Weile schweigend auf die Thür, hinter welcher Wetterau verschwunden war. Haß, glühender, unversöhnlicher Haß, Aerger und die Angst eines bösen Gewissens spiegelten sich in seinen Zügen. Vergeblich suchte er den Kampf in seiner Seele zu beschwichtigen, er mußte ihn austoben lassen, und es währte lange, ehe er seine Fassung wiedergefunden hatte. Er überlas noch einmal die Kopie, legte sie in ein geheimes Fach seines Schreibtisches und befahl dann dem Diener, Helldau zu rufen, mit welchem er hinter verschlossener Thür sich länger denn eine Stunde unterhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

„Glauben Sie?" rief der Baron, „so spricht nur ein Mädchen, das die Liebe kennt— Weichen Sie mir nicht aus — Sie lieben einen Andern?" —

Sie zitterte und konnte nicht antworten.

Er fuhr fort:

„Sie schweigen? — Ich nehme dieses Schweigen für ein Zugeständniß. Ich weiß auch, wer der Glückliche ist." —

Noch mehr erschrocken, sah Maud sich ängstlich im Zimmer um; denn ihr war es, als hätte sie bei den Worten des Barons irgendwo in der Nähe Geräusch gehört.

„Herr Baron, aus Schonung für mich, reden Sie nicht weiter!" bat sie.

„Nein, Maud, ich muß reden, Sie müssen wissen, daß mir nicht unbekannt ist, daß Sie Felix lieben!"

Sie erröthete bis hoch an die Schläfe.

„O," fuhr der Baron fort, ihrer Verlegenheit zu Hilfe kommend, „ich weiß auch, daß Felix Sie innig liebt."

Da sah sie ihn mit sonnigem Lächeln an, mit Blicken, worin sich die ganze Seligkeit eines liebenden Weibes offenbart, so daß der Baron davon betroffen und erstaunt sie zum ersten Male mit Bewunderung betrachtete. Das war nicht mehr das Mädchen, das mit ihm einst verlobt gewesen; diese glänzenden Augen hatte er nie an ihr gekannt.—

Maud schien seine Gegenwart vergessen zu haben.

„Er liebt mich!" flüsterte sie. „O mein Gott! womit verdiene ich nur dieses Glück!"

Ihre Worte brachten den Baron wieder auf seine Rolle zurück.

„Ja, Felix liebt Sie; doch, Maud, zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen gleichzeitig alles mittheile, was mir der Freund vertraute. Sie werden geliebt, heiß und innig: aber er kann Sie nie die Seine nennen." —

Maud war todtenbleich.

„Dann ist er bereits mit einer Andern gebunden," hauchte sie und sah sich mit den Augen nach einem Gegenstande um, an den sie sich lehnen könne; so hatte diese Mittheilung sie erschüttert.

„Ja — er ist gebunden, Maud — aber an die bleiche Pflicht, an die Arbeit; denn er ist arm." —

„Nichts anderes als dies steht zwischen uns?" rief sie mit leuchtenden Augen. „Ach, dann ist ja alles gut!"

„Wie, ist das nicht genug, um zu entsagen?" rief der Baron. „Könnten Sie das ungewisse, herbe Loos eines Mannes theilen wollen, der Ihnen nichts bieten kann als seine Liebe und den Erwerb des dürftigen täglichen Brods?"

„Ja, mein Freund, das kann ich, das will ich! Wenn — wenn Felix mich liebt, wenn mein Besitz sein herbes Loos erleichtert, wenn meine Nähe ihn glücklich macht: dann theile ich Alles mit ihm, auch die Arbeit. Sie sehen mich zweifelnd an. Ihr Auge fragt: Kann das Maud, die Modedame, die nichts kennt, als den Luxus? Sie kann es und Sie werden Zeuge dessen werden! Baron Alexander, als sie sich mit mir verlobten, brachten auch Sie mir nicht das volle Herz einer wahren Liebe entgegen. Sie tadelten mich, fanden Fehler an mir, aber gaben sich nicht die Mühe, mich zu bessern; und so blieb mein Herz von jener wahren Liebe frei, die mich jetzt erst beseelen sollte. — Hätte ich dieses Gefühl, daß mich jetzt in Felixens Besitz zum glücklichsten Wesen von der Welt machen kann, für meinen Cousin empfunden, nicht unsre Armuth hätte uns getrennt; aber auch er liebte mich nicht, wie ich geliebt sein mußte, — um alles mit dem Manne theilen zu können."

„Maud, Sie haben Recht; ich war nicht der Pygmalion, der sich die Mühe gegeben, seine Galathee zu wecken. — Sie sind ein liebes Wesen, Sie söhnen mich für immer mit ihrem Geschlecht aus. Felix hat tiefer geschaut. — Ja, Sie können einen Mann wahrhaft glücklich machen!" rief der Baron gerührt, dem Mädchen beide Hände reichend.

„Das wird sie auch in des Wortes ganzer Bedeutung!" ließ sich hinter Beiden die Stimme des Assessors vernehmen.

Er hatte, nach Verabredung, im Nebenzimmer der Unterredung gelauscht, und war jetzt unbemerkt herausgetreten.

Maud that bei seinem Anblick einen leisen Schrei, während Purpur ihre Wange färbte.

„Maud!" rief der Assessor, die Geliebte umfassend. „willst Du mir das süße Geständniß wiederholen? Nein, nein, nicht die Armuth, aber das Glück sollst Du mit Deinem Felix theilen." —

Der Anblick der Liebenden, die ganz in sich versunken standen, fing an, dem Baron wehe zu thun.

Mit tiefem, bitterm Schmerz dachte er daran, daß ihm ein solches Glück durch Leonie nicht werden sollte. Er rief sich wieder ihre Kälte und ihr Lebewohl zurück, und dabei schien ihm fast das Glück des Freundes eine Verspottung seines Kummers zu sein.

Leise öffnete er die Thür und ging hinaus, um die in sich Versunkenen nicht zu stören. Doch er kannte des Freundes Herz nicht ganz. Felix fühlte tief für seine Maud und war wirklich selig, daß er sich nicht in ihr getäuscht; aber selbst in diesem ernsten Rausch, worein ihn ihr Geständniß versetzte, vergaß er den Freund nicht, der ihm neben seinem Mädchen der liebste auf der Welt war. Was er für dessen Kummer zu thun beschloß, und wie er Maud in seine Pläne einweihte, soll die nächste Begebenheit bringen.

Es war Sonntag und das Wetter herrlich. Die Menschen eilten in ihren Festkleidern fröhlich und munter durch die Straßen, Kinder spielten und jubelten, und einzelne dieser Töne drangen bis in das Zimmer der bleichen, einsamen Leonie, die matt auf einem Sopha lag. Leben und Gefühl schien nicht mehr in ihr zu wohnen.

Seit der Stunde, wo sie nach dem bittern Abschied des Barons ohnmächtig geworden war und mit dem Bewußtsein erwachte: Jetzt wirst Du ihn nicht wiedersehen, jetzt wird er die Erinnerung an Dich mit der Wurzel aus seinem Herzen reißen, — seitdem war ihre Gesundheit erschüttert. Ihr Aussehen begann so elend zu werden, daß dieses selbst Willrich auffiel und er sie fragte, ob er den Arzt solle kommen lassen. Sie antwortete verneinend, sagte ihm, es sei eine Krankheit, die so vorübergehe und zu der nur Ruhe nothwendig wäre. Diese Antwort genügte dem Gatten vollkommen; denn Ruhe sollte sie von seiner Seite zur genüge haben. — —

War er zu Hause, so saß er in seinem Kabinet bei seinen Münzen, und die andre Zeit brachte er auf seinem Bureau zu; er war Registrator und nebenbei für Fremde, die irgend ein Anliegen an ihn hatten, der gefälligste Mann. Unter diesem Namen war er überall bekannt; keiner wußte, welch ein rauher Kern in dieser glatten Hülle war.

Aber Leonie verlangte auch nichts weiter, als daß sie ihren Mann nicht sah; sein Anblick vermehrte nur ihre Qualen, riß immer wieder die Wunde auf, daß sie um einen solchen Mann ihr junges Leben hinopfern müsse. Denn von dem einen glaubte sie fest und sicher überzeugt zu sein, daß sie auf Erden nicht mehr lange athmen werde. Solchem Ermatten, solchem langsamen Hinwelken war ja auch ihre Mutter erlegen; konnte es mit der Tochter anders kommen?

In diesem Glauben erwartete sie den Tod mit Resignation; aber als jetzt die Jubeltöne der Kinder zu ihr hinaufdrangen, seufzte sie schmerzlich.

„Wie sie sich ihres Daseins freuen! Glückliche Kindheit, wie schnell bist du mir entschwunden!—O Tod, warum nahmst Du mich nicht in diesem zarten Alter von hinnen, warum jetzt in diesem Kampf? — Seiner Nähe konnte ich entsagen, -- doch diesem Herzen kann ich nicht gebieten, daß es sein Bild daraus verbanne. Ach, Alexander, wäre es mir nur vergönnt, Dir dies ein einzig Mal zu sagen!" —

Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Gehobelt, zersägt und gespalten,
Zerstückelt, zusammen geklebt,
Zerstört von des Todes Gewalten
Und technisch von neuem belebt,
Erschließ' ich das Walten der Geister
In jeder empfänglichen Brust,
Und stets war geachtet der Meister,
Der mich zu beherrschen gewußt.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 101 des Unterhaltungsblattes: „Jugendalter."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 106. **Donnerstag, den 7. September** *1871.*

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

5. Kapitel.

So viele Mühe der Instruktionsrichter sich auch gab, die Schuld des Gefangenen außer allen Zweifel zu setzen, wollte es ihm doch nicht gelingen, weitere Beweise gegen Schulz zu finden.

Der Frühling war darüber verstrichen, die warme Juli-Sonne reifte schon das Korn und noch immer saß der Ackerer in seiner Zelle, dem Tage der Gerichtssitzung, welche im Herbst stattfinden sollte, mit ruhigem Gewissen entgegensehend. Er hatte durch seine Frau erfahren, daß Gottfried verhaftet und wegen Mißhandlung des Bürgermeisters zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt worden war. Er sah hierin nur eine kleinliche Rache Wetterau's, daß jener ein Interesse haben könne, sich in den Besitz des Dokuments zu setzen, dachte er nicht.

Ein heißer Sommertag neigte sich seinem Ende zu, als Gottfried seiner Haft entlassen wurde. Er hatte viele Pläne zur Wiedererlangung des Dokuments entworfen und wollte zuvor nur noch den Rath des Vaters hören, um dann unverzüglich die Ausführung eines dieser Pläne zu unternehmen. Der Ackerer saß in Untersuchungsarrest, es hielt dem Sohne schwer, zu ihm zu gelangen, denn die Vorschriften waren in dieser Beziehung streng. Aber ein gutes Trinkgeld, welches der junge Mann dem Schließer in die Hand drückte, öffnete ihm die Thür.

Der alte Mann saß am Tisch, das graue Haupt auf die Hand gestützt und in tiefes Sinnen versunken. Er sah nicht auf, als die Thür seiner Zelle geöffnet wurde, erst die Stimme seines Sohnes weckte ihn aus seinen Gedanken.

„Gott sei Dank, daß Du endlich wieder da bist," sagte er, indem er dem Sohne die Hand reichte, „mir fällt bei Deinem Anblick eine Last vom Herzen. Die Mutter liegt zu Hause krank, ich muß hier hinter Schloß und Riegel sitzen, dabei geht drüben auf unserm Gute Alles drunter und drüber. Aber Du wirst wohl wieder Ordnung hineinbringen, im Herbst komme ich selbst heim."

„Vater," unterbrach der junge Mann ihn schmerzlich, „glaubst Du wirklich, daß sie Dich freisprechen?"

„Glaubst Du es nicht?" fuhr der Alte mit heiterer Ruhe fort. „Zeugt nicht Alles für meine Unschuld?"

„O Gott, daß ich ihm diese Ruhe rauben muß!" murmelte Gottfried leise vor sich hin. „Aber kann ich anders? Darf ich ihn bei seinem Glauben lassen, der ihn ganz davon abhält, an seine Vertheidigung zu denken?"

„Na, so sprich doch, wenn Du etwas auf dem Herzen hast," nahm der Ackerer unwillig das Wort. „Steht's etwa schlimmer mit mir, als ich glaube?"

„Ja, das thut's," versetzte Gottfried.

„Der Bürgermeister ist unser Feind, er wird Dich verderben."

„Pah, welche Beweise könnte er gegen mich vorbringen?" warf Schulz verächtlich hin.

„Welche?" fuhr Gottfried fort. „Wüßte ich's, ich wollte sie schon zu Schanden machen, aber daß er gegen Dich operiren wird, daß er dies muß, um seine saubern Pläne in's Werk setzen zu können, unterliegt keinem Zweifel." — Er erzählte jetzt dem Vater den Grund seiner Verhaftung und verschwieg ihm nicht, daß das Dokument sich in Wetterau's Händen befinde.

Schulz fuhr von seinem Sitz auf. Gleich einem Wahnsinnigen stürzte er sich auf seinen Sohn und faßte ihn an den Schultern. „Schaff mir das Dokument zurück!" rief er mit heiserer Stimme. „Ich sage Dir, Junge, schaff mir's zurück! Dir habe ich das Papier anvertraut, wenn Du nicht willst, daß ich Dir fluchen soll —"

„Vater, um Gotteswillen, halte ein!" fiel Gottfried entsetzt dem alten Manne in's Wort. „Ich schwöre Dir bei Allem, was mir heilig ist, daß ich mein Leben daran setzen will, den Akt diesem Schurken zu entreißen!"

Der Alte hatte seine Fassung wiedergefunden, er ging mit großen Schritten in seiner Zelle auf und ab und blieb endlich vor seinem Sohne stehen. „Und wie willst Du es Dir wieder verschaffen?" fragte er:

„Noch weiß ich es nicht," antwortete Gottfried, „ich werde List und Gewalt gebrauchen müssen."

„Gut, ich überlasse es Deinem Verstande, das Mittel zu ersinnen," fuhr Schulz fort. „Ehe Du die Stadt verläßt, wirst Du Dich erkundigen, ob Jakob Krämer mit dem Bürgermeister verkehrt, ob dieser in dem Hause des Rentners gesehen worden ist. Dann sende mir Ernst hierher, ich muß mit ihm reden."

Dem Befehle gehorchend, schlug Gottfried sobald er das Gefängniß verlassen hatte, den Weg zum Hause des Rentners ein, nur durch einen Diener des Krämer's konnte er die gewünschte Auskunft erhalten. Unschlüssig aber blieb er vor dem halbgeöffneten Thore stehen, er kannte Niemand in dem Hause. Entschlossen zu warten, bis einer der Diener herauskommen werde, diesem alsdann zu folgen und ein Gespräch mit demselben anzuknüpfen, drückte er sich in eine Ecke des Thorwegs, den Blick bald auf die Straße, bald auf die Thür, welche in's Innere des Hauses führte, gerichtet.

Es dämmerte bereits, als er von der Straße her Schritte vernahm, welche sich rasch der Thüre näherten, jetzt wurde diese geöffnet, und in der nächsten Sekunde schritt Wetterau an dem jungen Manne vorbei. Gottfried wußte jetzt genug, der Umstand aber, daß die Entdeckung ihm so leicht geworden war, bewog ihn, zu weiteren Nachforschungen. Kaum war Wetterau hinter der Thür verschwunden, als der junge Mann diese behutsam öffnete. Er sah den Bürgermeister die Treppe hinaufsteigen, leise, von der Dunkelheit, welche im Hause herrschte, begünstigt, schlich er ihm nach. — Er kam eben auf dem Koridor an, als Wetterau eine Thür öffnete, die er hinter sich verriegelte. Gottfried legte das Ohr an's Schlüsselloch, er vernahm Stimmen, ohne die Worte zu verstehen. Hier durfte er nicht stehen bleiben, entdeckte ihn ein Diener, wie er in gebückter Haltung an der Thür lauschte, so durfte er darauf rechnen, daß er ergriffen und des Diebstahls verdächtig der Polizeibehörde übergeben wurde. Und doch mußte er wissen, was die Beiden mit einander verhandelten. Ohne sich eines bestimmten Planes bewußt zu sein, öffnete er behutsam die Thür zum Nebenzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Leonien's schmerzliche Klage ward durch ein Pochen an der Thür unterbrochen. Auf ihren matten Ruf „herein", ging die Thür auf, und Maud stand auf der Schwelle, glich mit ihrem rosigen Aussehen und in ihrem weißen duftigen Kleide einer blühenden Mai-

rose, und ein ganzes Bouquet solcher Rosen hielt sie auch in ihren Händen.

Leicht wie eine Gazelle eilte sie dem Sopha zu, drängte die junge Frau sanft wieder in die Kissen zurück und legte die Blumen in deren Schooß.

„Hier, liebe Leonie, eine Sonntagsfreude, wie es bei uns Sitte ist, und dann die bescheidene Frage, ob Sie mit mir einen Spaziergang machen wollen?"

Leonie lächelte matt, als sie entgegnete:

„Mit mir wollen Sie einen Spaziergang machen? Vergessen Sie, daß ich eine Kranke bin?"

„Im Gegentheil; ich denke, daß die beständige Zimmerluft ihr Leiden nicht heben wird — Sie sagen, Sie haben keine Schmerzen, Sie fühlen nur ein Abnehmen Ihrer Kräfte. — Sehen Sie, aus dem müssen Sie herausgerissen werden. Ein Gang in's Freie kann Ihnen nur wohl thun, und die Luft ist balsamisch schön. Ich führe Sie, oder fühlen Sie sich zu entkräftet, so nehmen wir einen Wagen.". —

Mit herzlichem Blick reichte Leonie der Engländerin die Hand, die sich dicht neben sie gesetzt hatte.

„Maud, Sie sind so gut und lieb. Ich wünschte, ich könnte Ihnen Ihre Güte lohnen. Wie sind Sie mir in den wenigen Tagen schon so werth geworden; mir ist, als habe ich Sie schon lange — lange gekannt. O, dank dem Briefe meiner theuren Jugendfreundin, der mich Sie finden ließ. — Ihre Theilnahme thut mir so wohl — Dank sei Ihnen, liebe Maud, für alles; denn ich bin gewiß, Sie sind glücklich und reißen sich aus heiterem Kreise los, um zu mir, der einsamen Kranken, zu kommen."

„Rechnen Sie das nur nicht zu hoch an. Der Weg zu Ihnen ist mir so lieb geworden; denn mein Herz hat nur den sehnlichen Wunsch, Sie gesund zu wissen."

„Diesen Wunsch, meine liebe Maud, habe ich nicht. — Für mich ist der Tod das einzige Ziel. In ihm allein liegt für mich Ruhe, liegt Frieden für ein ödes, verfehltes Leben."

Maud traten Thränen in die Augen.

„Ach, Leonie, so dürfen Sie nicht sprechen; ich kann Sie nicht verlieren. Verzeihen Sie meinem Egoismus; aber auch mir droht ein Unglück. Und wenn dieses über mich hereinstürzt, dann muß ich wenigstens Ihr theilnehmendes Herz haben, das meine Klagen hört."

„Ihnen, dem Sonnenkinde, droht ein Unglück?" rief Leonie theilnehmend. „Sprechen Sie, ich bitte darum, verhehlen Sie mir nichts! Vielleicht ist dem noch vorzubeugen. O, ein Unglück ist schwer zu tragen. Ich kenne eine solche Last."

„Wie!" rief Maud, „so hat sich meine Furcht doch bewahrheitet, Sie leiden, Sie wollen sterben, weil Sie unglücklich sind?"

Leonie wandte ihr Gesicht ein wenig nach der Seite.

„Sprechen wir jetzt nicht von mir. Bin ich unglücklich, so ist daran nichts mehr zu ändern. — gewiß Maud, es ist nichts mehr zu helfen. Doch ehe ich sterbe, werden Sie das einzige Wesen sein, das alles erfahren soll. Jetzt sprechen wir von dem, was Sie bedroht, und wo vielleicht noch Hilfe möglich ist."

Bei diesen Worten sah Leonie das Mädchen erwartungsvoll an, aber Maud zögerte; denn nun sollte erst ihre Aufgabe kommen, die Felix ihr aufgegeben. Der Assessor hatte sie in Alles eingeweiht, ihr dabei gesagt, es handle sich um das Lebensglück seines Freundes. Leonie müsse frei werden und sich mit dem Geliebten vereinen. Das begriff freilich Maud nicht ganz; aber sie glaubte alles, was Felix ihr sagte, und so begann sie endlich mit unsicherer Stimme:

„Vor allem müssen Sie dabei erfahren, daß ich liebe. —"

Unbewußt entstahl sich Leoniens Brust ein Seufzer. Maud fuhr fort:

„Und daß ich auch geliebt werde-"

„Und Sie können sich mit dem Manne ihrer Liebe verbinden?" —

„Ich könnte es, wenn sich nichts Zweites dazwischen stellte —"

„Um des Himmels willen!" rief Leonie und richtete sich halb aus ihrer Stellung auf. „Ist der Mann, der Sie liebt, schon mit einer Andern verbunden?"

„O nein, nein, er ist frei wie ich; aber —"

Maud hielt inne: sie wußte nicht gleich, wie sie Wahrheit und Dichtung vereinen sollte.— Dann schien ihr plötzlich etwas einzuleuchten; sie fuhr fort:

„Hören Sie mich an, Leonie, ich will Ihnen eine vollständige Beichte von meinem Leben ablegen!" und sie begann ohne Rückhalt zu erzählen. Von ihrer Neigung zu Arthur, von der Verlobung und Trennung des Barons, schonte sich dabei nicht, aber verschwieg noch den Namen des Barons; doch bekannte sie offen, daß sie, wenn sie Felix nicht kennen und lieben gelernt, es wohl nicht ungern gesehen hätte, wenn der Baron sich ihr wieder genähert, woran sie zwar sehr gezweifelt, da der Charakter des ehemaligen Verlobten nicht so war; aber sie hätte sich dennoch der Hoffnung hingegeben, weil der Onkel so bestimmt darüber gesprochen und die alte Baronin so zuversichtig gewesen wäre; so fuhr sie fort:

„Wie anders ward das aber, als Felix kam. — Und nun denken Sie, liebe Leonie: in derselbe Stunde, als Felix im Begriff ist, dem Freunde sein Herz auszuschütten, kommt Baron Alexander — ihm zuvor; sagt, daß er den Wünschen seiner Mutter nachkommen wolle, und sich mit mir zu vermählen gedenke."

Leonie war bei dem Namen Alexander zusammengezuckt. Röthe und Bläße wechselten auf ihrem Gesicht.

„Sie vergaßen mir den Namen des Barons zu nennen. Haben Sie Grund, ihn zu verschweigen?" fragte sie bebend.

Maud that, als bemerkte sie der Freundin Aufregung nicht, und entgegnete unbefangen: „Durchaus nicht. Nannte ich nicht Baron Alexander von Roda?"

„O Gott!" stöhnte Leonie und fiel in die Kissen zurück.

Schnell unterstützte sie Maud.

„Leonie, was fehlt Ihnen. Geben Sie mir zu Liebe meinen Bitten nach, lassen Sie mich das Mädchen rufen und es nach dem Arzte senden, den ich Ihnen vorgeschlagen?"

Die junge Frau suchte sich zu fassen.

„Nein, rufen Sie Niemand. — Es ist ein kleiner Anfall, mit dem ich schon vertraut bin; — er ist auch schon vorüber. Erzählen Sie weiter! Baron Alexander liebt Sie jetzt?"

Fortsetzung folgt.)

Erinnerung
an
„Den 2. September 1871."

Ein Jahr ist nun dahin im Lauf der Zeiten,
Seid Ihr bei Sedan habt die blut'ge Schlacht geschlagen;
Auch bei Bazeilles galt es ein heft'ges Streiten,
War einer von den allerheiß'sten Tagen.

Die Chassepots, dazu die Kugelspritzen,
Sie konnten Euch ja gar nicht mehr erschrecken,
Auch den Franzosen sollten sie nichts nützen,
Ihr ganzes Heer muß dort die Waffen strecken.

„Napoleon gefangen"! Durch die Glieder
Tönt dieser Ruf; „er ist in unsern Händen,"
Aus tausend Männerherzen hallt es wieder:
„Nun muß der blut'ge Krieg sich doch bald enden."

Doch anders war vom Schicksal es beschlossen:
Der blut'ge Krieg sollt' noch viel länger währen,
Und viel des Heldenbluts ward noch vergossen,
Bis er geendet war zu Deutschlands Ruhm und Ehren.

Ihr Alle, die Ihr frohen Muths gestritten,
Für's Vaterland habt Gut und Blut gegeben
Und für dasselbe habt den Tod erlitten,
Ihr sollt' in stetem Angedenken leben.

Und Ihr, die aus dem blut'gen Schlachtgewühle
Sind heimgekehrt in uns're trauten Kreise,
Nehmt von des Sängers dankbarem Gefühle
Dies Lied zu Eures Heldenmuthes Preise.

Mannigfaltiges.

Das Telegraphennetz rings um die Erde ist nahezu vollendet. Während des Monats August wird Shanghai in China mit Japan und der nördlichen Station in Sibirien in Verbindung gebracht sein; im November wird sodann das Cabel zwischen Singapore und Australien gelegt werden, und es fehlt dann noch das Schlußglied von Japan nach Californien, um das Netz zu vervollständigen.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 107. Sonntag, den 10. September **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Das Nebenzimmer war ein kleines, trauliches Gemach und, wie Gottfried beim ersten Blick entdeckte, nur durch einen schweren Damastvorhang von dem Kabinet, in welchem die Beiden sich befanden, getrennt. Jetzt hörte er auch deutlich die Beiden miteinander reden, deutlicher als zuvor, keine Silbe ihrer Unterhaltung entging ihm. Rasch entschlossen trat der junge Mann ein, er schloß die Thüre leise zu und legte sich dicht am Vorhange auf den Fußboden. Bei der Dunkelheit, welche in den Räumen herrschte, war eine Entdeckung nicht so leicht zu befürchten, selbst für den Fall, daß der Rentner in das Gemach trat.

„Nur noch eine Sorge bleibt uns übrig," hörte er jetzt Wetterau sagen, „wir müssen dem Menschen die Mittel zur Flucht an die Hand geben und ihn durch einen Dritten bestimmen, von diesem Mittel Gebrauch zu machen. Flieht er, so ist es in den Augen des Gerichts ein Beweis seiner Schuld, und wird er wieder eingeholt, so kann kein Advokat ihn von dem Schaffot retten."

„Gehen wir hierzu über, so lassen wir ihn besser ganz entwischen," entgegnete der Rentner, „er mag nach Amerika fliehen und dort in den Urwäldern eine Farm gründen."

„Wer aber soll die Rolle des Vermittlers spielen?" fragte der Bürgermeister. „Wir bedürfen dazu eines zuverlässigen, geschickten Mannes, der es versteht, dem Gefangenen die Hölle heiß zu machen."

„Ich werde Helldau damit beschäftigen," versetzte Krämer, „Sie müssen es dagegen übernehmen, den Schließer zu bestechen."

„Das sei meine Sorge," erwiderte Wetterau, „ich bin bekannt im Arresthause und werde die nöthigen Schritte morgen einleiten."

Das Gespräch stockte nach diesen Worten eine geraume Weile, endlich nahm der Rentner wieder das Wort. „Wann werde ich das Dokument erhalten?" fragte er.

„Sobald Sie Ihrer Verpflichtung nachgekommen sind," entgegnete der Bürgermeister. „Sie kennen ja unsere Verabredung. Ist der Gefangene unschädlich gemacht, gleichviel, ob durch Flucht oder Verurtheilung, so feiern wir unsere Verlobung und Sie erhalten an demselben Abend den Akt. Sie thaten klug, derzeit einzulenken," fuhr er nach einer kleinen Pause fort. „Hätten Sie damals bei ihrem Wortbruch beharrt, würde ich —"

„Reden wir nicht weiter darüber, ich denke, die Sache ist abgemacht," fiel der Rentner ihm in's Wort. „Haben Sie sich nach meinem Neffen erkundigt?"

„Ich weiß nur, daß er Ernst heißt," fuhr Wetterau fort, „ein Näheres konnte ich noch nicht erfahren."

Der Rentner lachte höhnisch auf. „Um seinen Vornamen zu erfahren, brauchten Sie sich eben keine Mühe zu geben," versetzte er, „ich konnte ihn im Taufregister nachschlagen."

Der Bürgermeister erhob sich jetzt, und Gottfried hielt es für rathsam, sich vor jenem zu entfernen. Leise wie er gekommen war, schlich er die Treppe wieder hinunter; er athmete frei auf, als er unten vor dem Thor stand.

Nach der Unterredung zu urtheilen, welche er so eben belauscht hatte, besaß der Bürgermeister das Dokument noch. Der junge Mann zweifelte nicht daran, daß es ihm gelingen werde, dasselbe wieder zu erhalten. Unverzüglich lenkte Gottfried jetzt seine Schritte der Straße zu, an der das Haus der Wittwe Heller lag. Er war durchaus nicht im Zweifel darüber, wen der Bürgermeister gemeint hatte, als er sagte, man müsse den Gefangenen entfliehen lassen, er durchschaute den Zweck dieses Planes und wollte die Nacht in der Stadt zubringen, um am nächsten Morgen seinen Vater warnen und ihm über jene Unterredung Bericht erstatten zu können.

Ernst war erfreut, den jungen Mann zu sehen, er betrachtete ihn gleichsam als seinen Bruder, denn der Ackerer hatte ihm stets so viel Liebe bewiesen, daß er sich zu der Familie dieses Mannes von Kindesbeinen an hingezogen fühlen mußte. Helldau zog sich beim Eintritt des jungen Mannes zurück, er erkannte in ihm den Sohn jener Frau, von welcher er damals das Dokument erschwindeln wollte. Gottfried hatte ihn nicht bemerkt, er ließ sich das Abendessen, welches ihm vorgesetzt wurde, vortrefflich munden und erzählte dazwischen seine Erlebnisse seit dem Tage der Verhaftung des Vaters.

„Ich bin über die ganze Sache im Unklaren," nahm Ernst das Wort, als der junge Landmann schwieg, „es handelt sich, wie es mir scheint, um ein Geheimniß, an dessen Enthüllung manchen Personen viel liegen muß. Der Rentner Krämer und der Bürgermeister Eures Dorfes scheinen beide auf den Besitz des Dokuments erpicht zu sein —"

„Nur mit dem Unterschiede, daß der Eine das Geheimniß enthüllen, der Andere es für immer in seinem Dunkel lassen möchte," fiel Gottfried ihm in's Wort, „ihm allein fällt mein Vater zum Opfer. Er will mit Dir reden, gehe morgen zu ihm, und siehe, ob Du nichts für ihn thun kannst; ich befürchte, seine Sache steht schlecht, sehr schlecht."

„Ich befürchtete dies schon damals, als ich seine Verhaftung erfuhr," erwiderte Ernst, „ich bat ihn, einen Advokaten anzunehmen, aber Dein Vater wollte nichts davon wissen, er meinte, die Advokatenkniffe könnten ihm eher schaden, denn nützen."

„Ich möchte einmal selbst mit diesem Advokaten reden," warf Gottfried ein.

Ernst erhob sich. „Komm," entgegnete er, „ich führe Dich augenblicklich zu ihm, wir treffen ihn jetzt im Kreise seiner Familie, er wird um so eher Muße haben, Dich anzuhören."

„Wollt Ihr nicht heute Abend nach Hause zurück?" fragte die Wittwe. „Eure Mutter ist sehr krank, Ernst war vor einigen Tagen bei ihr, sie verlangt nach Euch."

Der junge Landmann sah eine Weile schweigend, nachdenklich zu Boden. „Doch," sagte er endlich entschlossen, „währte mein Aufenthalt bei ihr auch nur wenige Stunden, die alte Frau soll sich nicht vergeblich nach ihrem Kinde sehnen. — Aber jetzt zum Advokaten, die Augenblicke sind kostbar!"

Der Doctor Schacht erfreute sich des Rufs eines tüchtigen und geschickten Juristen, er hatte schon in manchem verwickelten Prozeß die Sache seines Klienten siegreich zu Ende geführt, und dies, wie seine Menschenfreundlichkeit, seine Herzensgüte und die Aufopferung, mit welcher er sich jeder, auch der kleinsten Sache unterzog, erwarben ihm die Liebe und Achtung aller seiner Klienten. Er hatte eben zu Nacht gespeist und saß, in den Inhalt der Tageszeit vertieft, in seiner Studirstube, als die beiden jungen Leute eintraten. Der Advokat reichte dem Freunde die Hand und bat seine Gäste Platz zu nehmen.

Gottfried faßte zu dem Juristen augenblicklich Zutrauen, jede Beklemmung war von ihm gewichen.

In einfacher, schmuckloser Weise berichtete er das Verhältniß seines Vaters zu dem Ermordeten, den Inhalt des Dokuments, so weit er selbst ihn kannte, die Ereignisse jener verhängnißvollen Nacht, den Grund seiner Verhaftung und Verurtheilung, sowie schließlich die Unterredung, welche er vor wenigen Stunden belauscht hatte. (Forts. folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

„Ganz und gar nicht, liebe Leonie. Ich glaube, ich bin ihm die gleichgültigste Person von der Welt," nahm Maud ihre Erzählung wieder auf, da die junge Frau jetzt ruhiger schien.

„Felix vertraute mir, nun Sie können es ja nicht wiedersagen; Sie kennen ja Niemand — also mein Felix vertraute mir, daß der arme Baron eine unglückliche Liebe im Herzen trage, und daß er sich nur an eine Andere binden will, um durch die Pflicht diese Liebe zu bekämpfen."

„O dieser Unglückliche, welch ein Elend will er da über sich herauf beschwören! Hätte er eine Ahnung, welch einen Kampf das fordert, zwischen Pflicht und Liebe festzustehen! Aber Sie, Maud, Sie werden seine Hand nicht annehmen — Sie werden Sie ihm verweigern, um den Mann Ihrer Liebe nicht unglücklich zu machen?!" —

„Ich werde mich weigern; Ich werde es an Bitten, an Thränen nicht fehlen lassen. Aber wird es mir helfen? Ich stehe unter Vormundschaft meines Onkels — und Felix kann nichts thun; seine Stellung ist noch unsicher, er selbst wird sich fügen." —

„Und das nennt Ihr Liebe, wenn einer den Andern so leicht aufgeben kann? Sprecht doch dieses Wort nicht aus, Ihr kennt die Liebe nicht!" rief Leonie mit flammendem Blick. „Kämpfet für Euren Besitz und bewahrt ihn, den Verblendeten, vor dem bodenlosen Abgrund eines solchen Daseins!"

„Das wird unmöglich sein," entgegnete Maud. „Leonie, Sie wissen von dem eisernen Charakter dieses Mannes nichts. Felix sagt, so wie er den Freund kenne, wisse er auch, daß dieser nie von seinen Entschlüssen weicht. So wie er nur lieben oder hassen kann, so wird er auch an der Wunde seines Herzens verbluten."

Leonie lag wieder so bleich, so unbeweglich da, als wohne kein Tropfen Blut mehr in ihren Adern; aber das war nur Schein; in ihrer Brust glühte und hämmerte es.

„Arme Maud!" sagte sie, mit Selbstbeherrschung ihre Stimme zur Ruhe zwingend, „das ist sehr traurig. Wüßte ich nur, wie ich dieses drohende Urtheil von seinem — von Ihrem Haupte abwenden könnte! Doch verlieren wir den Muth nicht! Erklären Sie dem Baron offen ihre Liebe. Er ist — wird edel sein und nicht einen Besitz erzwingen, auf den ein Anderer größere Rechte hat."

„Das denke ich auch, doch das wird den Baron nicht hindern, dann eine Andere zu nehmen, an deren Seite er ein einsamer Mann bleibt." —

„Sie meinen — ?"

„Daß er von seinen Entschlüssen nicht weichen wird. — Doch, gute Leonie, wie bin ich selbstsüchtig. Ich habe Sie ja mit der Mittheilung meines Kummers so aufgeregt, und kam mit der besten Absicht her, sie aufzuheitern. Mit unserm Spaziergang wird es nichts?"

Leonie schüttelte ihr Haupt.

„Nein. Um aber nicht undankbar zu sein, meine Freundin," sagte sie, von einem plötzlichen Entschluß bewegt, „will ich den Arzt sprechen, den Sie mir empfohlen."

„Leonie!"

Maud küßte die junge Frau, um ihren Jubel zu unterdrücken. Felix hatte gesagt, daß es so kommen würde. Und er selbst wollte ja der Arzt der schönen Kranken sein. —

O, Maud war nicht eifersüchtig auf diese Patientin; hier hatte ja Jeder das Herz voll. — Es galt nur, Alexander und Leonie glücklich zu machen. — —

Und ganz vom Verlangen erfüllt, die gute Nachricht den harrenden Freunden schnell zu überbringen, die sie von einem Besuch bei Leonie immer wie einen Boten empfingen, sagte sie der Freundin hastig Lebewohl, vorgebend, nicht zu säumen, damit sie den Arzt gleich senden könne.

Einige Stunden später klopfte es wieder an Leoniens Thür; sie war noch immer allein, noch hatte sich Willrich nicht sehen lassen, Der lustige Assessor stand vor Leonie, die ihn voll Unruhe schon erwartet hatte und jetzt auf einem Sessel saß.

Doch stand er einige Minuten, betroffen von Leoniens Erscheinung da. Sie war sehr

bleich, aber sie kam ihm dabei überirdisch schön vor. Nun begriff er, daß der Freund eines solches Wesen nicht vergessen könne. — Damals, als Alexander ihr Lebensretter wurde, hatte er nur flüchtig die Umrisse ihrer Gestalt gesehen, aber jetzt — Und diese schöne Hülle sollte keine Seele bergen? — Es sprach ihn dabei aus Leoniens Augen eine so tiefe Trauer an, daß es ihm fast wie Frevel schien, daß er mit dieser Frau ein so gefährliches Experiment wagen wolle. — Aber hatte er sich nicht vorgenommen, zu erfahren, ob Alexander geliebt werde? Er wollte ja wie ein Freund zu ihr reden, er und Maud — —

Um sich jetzt in die Rolle des vermeintlichen Doctors zu finden, mußte er sehr ernst bleiben.

„Gnädige Frau, Sie haben nach mir verlangt?" sagte er mit einer tiefen Verbeugung.

Leonie entgegnete leise:

„Ich ließ Sie zu mir bitten. Nehmen Sie Platz, Herr Doctor!"

Als der Assessor ihrem Wunsche Folge leistete, und ihre weitere Rede zu erwarten schien, fuhr sie nach einigen Secunden fort:

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen. Ich bin krank, — aber habe nicht das Verlangen, mich einer Cur zu unterwerfen, sondern ehe etwas der Art geschieht, an Sie, als Mensch und Arzt, eine Frage zu richten, eine Frage, an deren Beantwortung vieler Menschen Frieden hängt. — Sagen Sie offen und ohne Rückhalt: was habe ich von meiner Krankheit zu erwarten, werde ich genesen oder daran sterben?"

Wehe, das fing für Felix an, eine sehr peinliche Situation zu werden. Auf solche Capitalfrage war er nicht vorbereitet; er war gekommen, um die kranke Seele zu kuriren. —

Was wollte sie nur mit dieser eigenthümlichen Frage, die kalte Tropfen der Angst auf seine Stirn perlen ließen? Was sollte er nur antworten; von Heilkunde verstand er so wenig, wie seine Maud von der Jurisprudenz. Und hier kam gleich eine Frage, die über Leben und Tod entscheiden sollte. Doch um nicht ganz die angenommene Würde zu verlieren, nahm er die Miene eines Denkers an und griff nach Leoniens Hand, um ihren Puls zu fühlen.

Eben, als er über eine ausweichende Antwort nachsann, kam, zu seinem Glücke, Leonie seiner Verlegenheit zu Hilfe, indem sie sein Zögern als Zurückhaltung deutete, ihr die Wahrheit zu sagen.

„Fürchten Sie nicht, mich mit der Wahrheit zu beunruhigen. Ich sehe Ihrem Ausspruch nicht bangend entgegen. — — Nur dann, wenn Sie mir sagen, die Kraft meiner Jugend wird mein körperliches Leiden überwinden und ich werde leben — dann haben Sie mir ein furchtbares Urtheil gesprochen. Ich will und kann mich nicht deutlicher erklären. — Aber denken Sie in diesem Augenblick, Sie hätten eine Schwester, die krank an Körper und Seele wäre, weil sie eine Liebe in ihrem Herzen ersticken müsse — weil die Pflicht es so gebieterisch fordere. — Der Mann aber, den sie liebe, wisse von dem Zustand ihrer Seele nichts. Er nehme ihre Entsagung anders auf, halte sie für kalt und lieblos und suchte sich in seinem Schmerze elend zu machen."

Leonie hielt erschöpft inne. Felix saß mit unbeschreiblicher Empfindung vor ihr. Ach, daß sein Alexander doch dieses Bekenntniß hören könnte! —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus den Schreckenstagen der Belagerung von Paris erzählt der „Figaro" folgende kleine Episode: „Eine Dame tritt in den Laden eines Epicier und fragt: „Was kostet dieser holländische Käse?" „100 Frcs., Madame." 100 Frcs.? ein Käse, worin eine Ratte ist?" „Wie, es ist eine Ratte darin? Dann kostet er 120 Frcs."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 108. **Dienstag, den 12. September** *1871.*

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Ernst war erstaunt, als er alle diese Details erfuhr, und selbst der Advokat konnte eine gewisse Ueberraschung nicht verbergen. „Ich habe die Akten eingesehen," nahm er das Wort, „es geschah auf den Wunsch meines Freundes, und ich muß gestehen, der Anklageakt, wie er jetzt vorliegt, läßt eine Verurtheilung Ihres Vaters fast mit Bestimmtheit erwarten. Wären Sie früher zu mir gekommen, hätte ich alle diese Details gewußt, wir würden dadurch viele Zeit gewonnen haben; im Herbst werden die Assisen eröffnet und bis dahin sind kaum noch zwei Monate."

„Aber die Zeugnisse des Pfarrers und Bürgermeisters!" warf Gottfried ein.

„Sie mildern die Anklage nicht," fuhr der Advokat fort, „sie sind überhaupt von keiner Bedeutung, und zudem ist das Zeugniß des Bürgermeisters eher eine Waffe gegen den Angeklagten, als für ihn."

„So bleibt uns nichts zu thun?" fragte Ernst.

„Doch, wir müssen den Mörder zu entdecken suchen, gelingt uns dies, so haben wir gewonnen, gelingt es uns nicht, dann" — — Ein Achselzucken schloß den Satz, die beiden jungen Leute verstanden die Bedeutung desselben.

Da plötzlich fuhr Gottfried von seinem Stuhle auf, er knöpfte die Weste offen und riß von der Hose einen kleinen Knopf ab, den er dem Advokaten überaab. „Vielleicht führt uns dies auf die Spur," sagte er. „Als mein Vater in jener Nacht den Bürgermeister ins Dorf zurück begleitete, befahl er mir, am Orte des Verbrechens noch einmal genau nachzuforschen, ob ich nicht irgend ein Merkmal entdecke, welches zur Ergreifung des Mörders führen könnte. Ich fand nichts, so eifrig ich auch suchen mochte. Schon wollte ich den Heimweg antreten, als mir aus einem Strauche dieser Knopf entgegenblitzte. An der Stelle, wo er hing, waren die Zweige verbogen und geknickt, just als ob Jemand mit seinem Kleide daran hangen geblieben sei und sich gewaltsam losgerissen habe."

Der Advokat betrachtete den Knopf aufmerksam. Er war klein, von Größe eines Westenknopfes und trug in gelber Einfassung einen grünen Glasstein. „Wie weit war der Strauch von dem Orte, an welchem die Leiche lag, entfernt?"

„Ungefähr zwanzig Schritte. Ich nahm den Knopf mit und nähte ihn, um ihn nicht zu verlieren, an meine Hose fest mit dem Vorsatz, ihn dem Untersuchungsrichter zu bringen. Am andern Tage aber stiegen Zweifel in mir auf, ich konnte ja nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß der Knopf wirklich Eigenthum des Mörders sei und vielleicht den Verdacht auf einen Unschuldigen laden. Als diese Bedenken mir schwanden und ich es nun doch für Pflicht achtete, von meinem Funde Anzeige zu machen, wurde

ch durch meine Verhaftung hievon abgehalten."

Der Advokat legte den Knopf auf seinen Schreibtisch. „Ich werde Ihren Vater morgen besuchen," versetzte er, „es ist nicht nöthig, daß Sie selbst zu ihm gehen, Ernst mag mich begleiten. — Was den Plan der beiden Herren anbelangt, so seien sie unbesorgt, ist Ihr Vater unschuldig, so wird er um keinen Preis seinen Kerker verlassen. Was gedenken Sie in Bezug auf das Dokument zu thun?"

„Noch weiß ich es nicht," entgegnete Gottfried, „auf gerichtlichem Wege ihn zur Herausgabe desselben zwingen —"

„Wird Ihnen nicht gelingen," unterbrach Schacht ihn, „er läugnet einfach, daß er es in Ihrem Rocke gefunden habe, und Sie können ihm das Gegentheil nicht beweisen."

„So bleibt mir nur der Weg der Gewalt offen," fuhr der junge Mann fort.

„Auch den würde ich Ihnen nicht anrathen. Im Grunde kann Ihnen am Besitz des Dokuments nicht so viel gelegen sein, daß Sie dafür Ehre und Freiheit in die Schanze schlagen sollten, wissen Sie den Namen des Notars, welcher die Urkunde ausgefertigt hat, so verschaffen wir uns eine rechtskräftige Kopie und lassen das Original amortisiren. Auch hierüber wird Ihr Vater mir Auskunft geben können, warten Sie also geduldig ab, bis ich mit ihm Rücksprache genommen habe."

Die Konsultation war beendet, der Advokat erhob sich und Gottfried verließ jetzt das Haus, nachdem er dem Freunde, welcher, der Bitte Schachts nachgebend, noch ein Stündchen zu bleiben beschloß, mit warmer Herzlichkeit gedankt hatte. Trotz seiner Müdigkeit und Abspannung eilte er mit raschen Schritten der Heimath zu, der Gedanke an die Mutter, welche vielleicht schwer erkrankt auf dem Schmerzenslager lag und auf das Geräusch horchte, ob der Sohn denn noch immer nicht in ihre Arme eile, verlieh ihm Flügel.

Er mochte etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, als er plötzlich auf einen Mann stieß, der, wie Gottfried schon aus der Ferne zu bemerken glaubte, einen ziemlichen Rausch hatte. Der unsichere, schwankende Gang und die heftigen Gestikulationen dieses Menschen, der bald stehen blieb, um in sich hinein zu reden, bald weiter schwankend über einen Stein stolperte oder gegen eine Pappel rannte, würden in jedem andern Augenblick die Heiterkeit Gottfrieds erregt haben, heute aber erfüllte es ihn mit Abscheu. Er wollte eilig vorbeischreiten, als der Berauschte ihn anrief.

„He, he, guter Freund," rief der letztere, dessen Aeußeres genau dem eines Vagabunden glich, „seid doch so gut und zeigt mir den nächsten Weg nach C., der Bürgermeister wird's Euch Dank wissen. — So bleibt doch stehen, oder hol' mich der Henker, ich brenne Euch meinen Revolver auf den Pelz, daß Ihr" —

Gottfried wandte sich um. „Wenn Ihr nach C. wollt, so folgt mir," entgegnete er, „aber seht Euch vor, daß Ihr gleichen Schritt mit mir haltet, ich habe Eile." —

„So lauft in des Kukuks Namen," fuhr der Vagabund fort, indem er seine Schritte beschleunigte, „ich komme früh genug hin, um das Geschäft abzumachen. — Der Kerl muß das Papier herausgeben, — ich sage, er muß es hergeben, oder — — so seht mich doch nicht so stier an, ich hab's ja nicht gethan. — Was kümmert's Euch? Wenn ich hundert Louisd'or verdienen kann, wäre ich ein Esel, wollte ich sie zurückweisen. — Hageldonnerwetter, geht mir mit Euren verdammten Augen aus dem Wege; — — Wenn Ihr etwas wollt, geht in die Stadt, der reiche Schuft war der Anstifter."

Entsetzt blieb Gottfried stehen, die innere Angst, welche in diesen Worten sich ausdrückte, ließ ihn mit dem, der sie sprach, Mitleid empfinden, er vermuthete, daß jener Mensch eine schwere Schuldenlast auf dem Gewissen haben müsse.

„Was wollt Ihr?" fragte der Vagabund, als er näher tretend den jungen Mann bemerkte. „Habt Ihr Lust, mit mir anzubinden? Ich bin ein freier Amerikaner, das merkt Euch, die Polizei kann mir nichts anhaben! Geht Eurer Wege und laßt mich ungeschoren."

Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Aber da Felixs Herz zu voll war und er die eingetretene Pause mit keinem Laute unterbrach, hielt Leonie sein Schweigen für eine Aufforderung, weiter zu sprechen. Auch lag in seinen Zügen für sie jenes Etwas, das ihr sagte: Dieser Mann hat Gefühl; er versteht mit Dir zu empfinden.

Sie suchte sich daher zu sammeln und fuhr fort:

„Denken Sie nun, daß wenn diese Schwester dem Leben erhalten bleibt, sie eine doppelte Qual zu tragen hat. Ihr trauriges Geschick und den Vorwurf des Gewissens: auch dem Manne, den Du liebst, hast Du das elende Schicksal bereitet. Weiß sie aber, daß sie dem Tode geweiht ist, dann sind alle weltlichen Bande für sie gelöst. — Vor dem Tode kann sie noch den Geliebten sehen, kann ihm sagen, was Sie gelitten, wie sehr Sie ihn geliebt, kann ihn beschwören, von seinen düstern Entschlüssen abzustehen. —"

Felix hielt es auf seinem Stuhl nicht länger aus; denn es trieb ihn unwiderstehlich an, vor Leonie seine Knie zu beugen. Ein solch edles Weib hatte er nie gekannt.

Und solch ein Edelstein sollte im Sande unbeachtet liegen bleiben? Nimmermehr! Spielte er auch augenblicklich mit den heiligsten Gefühlen, der Zweck war ja doch diesen Edelstein in Gold zu fassen.

Er stand auf und trat ans Fenster, um Beherrschung für das Kommende zu gewinnen.

Als er sich dann wieder nach Leonie umwandte, sah er, daß sie ihn erwartungsvoll beobachtete.

Er trat dicht an sie heran und nahm ihre Hand, um wieder ihren Puls zu fühlen.

„Gnädige Frau, soll jetzt der Arzt sprechen, oder der Mann; den Ihre Mittheilung aufs tiefste erschüttert hat, und der Sie dem Leben und dem Frieden so gern zurückgeben möchte?"

„Ich will den Arzt hören!" rief sie; „der Mann kann mir nicht helfen!" —

„Wohlan, Sie wollen es. Wenn Sie in diesem traurigen Zustande fortleben, wenn nichts kommt, das ihre Seele weckt und mit Wonne erfüllt — dann—"

„Dann?" fragte Leonie, fast die Worte von seinen Lippen stehlend.

„Dann, gnädige Frau, ist es Zeit, wenn sie noch eine Rechnung auf Erden haben, diese bald abzuschließen; die Tage sind Ihnen dazu schon gezählt." —

Das war freilich das größte Verbrechen, das ein Mensch nur begehen konnte, Einem so ohne weiteres das Leben abzusprechen; aber dieses Vergehen war die heilsamste Medicin für die lebensmüde junge Frau.

Der Assessor fühlte sich mit einem Male in die wirkliche Würde eines Arztes hinein; denn konnte es einen gescheitern Arzt, als er einer war, noch auf der Welt geben? Leonie war bei seinem Ausspruch mit anstrengender Kraft von ihrem Sessel aufgestanden und rief indem sie dem Assessor ihre kleine, jetzt schon sehr durchsichtige Hand entgegenstreckte:

„Dank für Ihre Offenheit, mein Herr, Sie haben mit diesem Ausspruch viel gerettet."

Sie sank in ihren Sessel zurück. „Ich bin sehr erschöpft. Für heute kann ich Ihnen nichts mehr sagen; ich bedarf noch ein wenig Ruhe zu der Rechnung, die ich auf Erden abzuschließen habe. Nicht wahr, Sie verzeihen mir diese Bitte? Auf morgen, Herr — Doctor. Grüßen Sie mir Maud!" —

„Auf morgen!" wiederholte der Assessor und küßte tief bewegt die magere, kleine Hand, die er noch nicht losgelassen hatte.

„Auf morgen," flüsterte sie, als er fort war. Und als der Morgen kam, saß sie schon in früher Stunde auf ihrem Sessel und wartete mit Herzklopfen auf ein altbekantes Klopfen an ihrer Thür.

Mit welcher Eile hatte sie noch gestern folgende Worte an den Baron geschrieben:

„Leonie will noch einmal Abschied nehmen."

Aber wie war die Erwartung nach Absendung dieser Zeilen? Wie rasch pulsirte das Blut in den Adern. Die Erwartung verscheuchte Hinfälligkeit und Schmerzen.

Wollte der Tod sie vergessen lassen, daß sie schon seine Beute sei?

Und endlich vernahm ihr Ohr bekannte Tritte; sie sprang wie ein Reh von ihrem Sessel empor. Die Thür ging auf.

„Leonie!" rief eine liebe Stimme, und zwei Arme streckten sich ihr entgegen. Da schwanden ihre Todesgedanken und Beherrschung; der Damm der Liebe durchbrach alles. Mit dem stammelden Ruf: „Alexander!" warf sie sich an seine Brust. — —

Er bedeckte ihre Stirn, ihren Mund mit heißen Küssen; sie wehrte ihm nicht. Er hob ihr Haupt zu sich empor und sah ihr in die Augen; sie lächelte ihm in voller Seligkeit zu.

„Leonie, liebst Du mich? —"

„Heiß und innig, wie Dich nie eine andere lieben kann!"

„Und Du, stolzes Herz, konntest mir so viel Schmerz bereiten. Wolltest lieber sterben, als mit Dem glücklich werden, dem Deine Seele gehört!?" —

Da schwand das selige Lächeln aus ihrem Gesicht.

„Alexander, Du weißt nicht —"

„Ich weiß alles, Geliebte. Du hältst Dich für eine Sterbende, — aber Du bist keine, Du wirst leben!" —

Sie erschrack heftig, sie wollte sich sanft von ihm losmachen; aber er hielt sie desto fester.

„Leonie!" sagte er vorwurfsvoll. „Könntest Du Dich jetzt noch von mir losreißen? Hast Du jetzt noch das Recht dazu?"

Unsicher senkte sie ihr Auge vor ihm.

„Du weis't nicht, was der Arzt mir sagte."

„Was er auch mir gesagt, soll ich's wiederholen? Wenn nichts dazwischen tritt, Ihre Seele nicht geweckt, nicht von Wonne erfüllt wird, — dann ist es Zeit, daß Sie Ihre Rechnung auf Erden abschließen. — Sieh, ich weiß seine Worte sehr genau. Und kannst Du jetzt noch sagen, daß Deine Seele keine Wonne fühlt! Deuten diese Augen, dieser bebende Körper, der sich an mich schmiegt, nicht an, daß Du glücklich in diesem Augenblick bist? — Geliebte! fuhr er innig fort, laß jetzt den Arzt und die Todesgedanken; wo die Liebe ist, da ist Leben. Einst schriebst Du an den Mann, der Dich jetzt in seinen Armen hält: „„Lernen Sie einst Die kennen, deren Herz Ihnen entgegenschlägt, so halten Sie sie fest in Ihren Armen! Suchen Sie Ihres Weibes Glück, und Sie selbst werden es finden. . .““ Und, so meine Leonie, will ich Dich halten, Du allein wirst mir Ersatz für alle Verluste sein. Dein Besitz . . ."

„Halt ein! Sprich nicht weiter," rief Leonie und richtete sich zitternd aus seinen Armen auf. „Bin ich wirklich zum Leben verdammt und muß so diese Augenblicke bezahlen, so male Du geliebter, grausamer Mann, mir nicht ein Paradies aus, in das ich nicht eintreten darf. Oder hast Du vergessen, daß ich nach dem Gesetze das Weib eines andern bin? — Ach, für mich gibt es zur Erlösung keinen andern Weg als den Tod!"

„Auch jetzt könntest Du noch sterben wollen?"

Sie stand wortlos, mit gesenkten Blicken vor ihm, er nahm ihre Hand und führte sie zum Sopha, und indem er sich neben sie setzte und ihren Kopf an seine Brust zog, sagte er innig:

„Ich könnte Dich bitten, mir das Versprechen zu geben, diesen verzweifelten Gedanken nie wieder aufkommen zu lassen; ich thu' es nicht; denn Geliebte, ich weiß: von dem Augenblick, wo Du die Süßigkeit erwiderter Liebe in meinen Armen empfandest, hast Du den Muth und das Recht verloren, mir Dein Leben zu rauben. Aber eine ernstere Frage richte ich an Dich: Willst Du für Deine Liebe kämpfen?"

„Mit der ganzen Kraft meines schwachen Daseins!"

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 109. **Donnerstag, den 14. September** **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

„Ihr müßt schwer gesündigt haben," versetzte Gottfried ernst, „die Angst Eures bösen Gewissens drückt sich in jedem Worte aus, welches Ihr sprecht."

„Halt Dein Maul!" fuhr der Vagabund rasch auf. „Was kümmert Dich das Gewäsch anderer Leute? Kehre vor Deiner eigenen Thür. — Ich bin an der ganzen Geschichte so unschuldig wie ein neugeborenes Kind," fuhr er zutraulich fort, indem er seine Hand auf den Arm des jungen Mannes legte und gleichen Schritt mit ihm zu halten versuchte, „der Rentner in der Stadt, der reiche Hallunke, hat mir den Auftrag gegeben."

„Welcher Rentner?" forschte Gottfried. „Krämer?"

„Na, ja, der Krämer, wer anders? Aber der Hund soll das Papier herausgeben, und wenn ich das Papier habe, dann soll auch der Krämer herausrücken mit den hundert Louisd'ors. Inzwischen habe ich ihm etwas eingeheizt, daß ihn heute Nacht nicht friert. Wortbrüchig ist der Kerl geworden — und deßhalb — — na, ich will lieber schweigen. — Ueberhaupt, wer seid Ihr? Was wollt Ihr von mir? — — He, sagt einmal, kennt Ihr die Tochter Krämer's? Ein hübsches Ding, wie? Na, gebt Acht, wenn ich einmal wieder nach Amerika reise, dann reist sie mit. Paßt auf, ich hab's gesagt, und drüben — na, drüben wird sie sich schon darin finden! Hurrah, das freie Amerika!"

Gottfried ließ den Betrunkenen schwatzen, ein furchtbarer Verdacht war in seiner Seele erwacht. In welchen Beziehungen stand dieser Mensch zu Krämer? Welcher Art konnte die Verpflichtung sein, welche den Rentner zum Schuldner dieses Subjekts machte? Und überhaupt, welchen Sinn hatten die Worte des Vagabunden? Der junge Mann mühte sich vergebens ab, einen klaren Blick in das Halbdunkel zu werfen, aus welchem die Gestalt des Ermordeten vor seinem geistigen Auge auftauchte. Ein Gedanke drängte den andern, er vermochte nicht, in dieses Chaos Klarheit und Ruhe zu bringen. — Das Papier, welches Wetterau herausrücken sollte, war es nicht das Dokument, für welches Krämer dem Bürgermeister die Hand seiner Tochter zugesagt hatte? Und wenn es dies war, durfte er ruhig zusehen, daß dieser Vagabund es an sich riß, um es am nächsten Tage in die Hände des Rentners zu legen? Gottfried wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Den Bürgermeister warnen? Dadurch war nichts gewonnen. Den Vagabunden ruhig sein Vorhaben ausführen lassen und dann jenem das Dokument entreißen? — Er hielt an diesem Gedanken fest. Es konnte ihm nicht schwer fallen, den Betrunkenen zu überwältigen, und sich des Papiers zu bemächtigen. Auch sah er ein, daß er sich nothwendig beider, des Akts, wie des Vagabunden bemächtigen mußte, des letzteren, weil sein Verdacht, daß jener der Mörder Krämers sei, eher wuchs, denn

abnahm. — Sein Entschluß war gefaßt, er wollte bei der Mutter einige Minuten verweilen und dann in der Nähe des Bürgermeisteramts sich verstecken, um den Vagabund zu beobachten. Was darauf geschehen sollte, das zu überlegen, blieb ihm später noch Zeit genug. Aber wie rasch war dieser Vorsatz vergessen, als Gottfried in das elterliche Haus trat und die Mutter mit dem Tode ringend fand. Ein Blick auf das theure liebe Antlitz, auf welchem der Todesschweiß schon perlte, und der junge Mann, dessen erschöpfte, abgespannte Nerven keinen Widerstand mehr leisten konnten, sank ohnmächtig vor dem Lager der Sterbenden nieder. Als sein Bewußtsein zurückkehrte, hatte die Mutter ihren Geist ausgehaucht.

Gleich einem Verzweifelten warf Gottfried sich über die Leiche, er rief die Mutter mit den theuersten Namen, er küßte die weichen, kalten Lippen, aber das Auge öffnete sich nicht wieder, welches über dem Kinde und dem Jünglinge mit treuer Liebe gewacht hatte.

Der Engel des Friedens trug auf seinen Armen die Seele in den Schooß des himmlischen Vaters zurück, sein milder Glorienschein verklärte die irdische Hulle.

Gottfried erfuhr von den Umstehenden, daß seine Mutter ihn erkannt und vor dem Scheiden gesegnet hatte, daß ihr letzter Wunsch der gewesen war, den Gatten frei zu sehen. Der junge Mann blieb bei der Leiche sitzen, die Stunden verrannen, er dachte nicht mehr an den Vagabund, er war versunken, in die Erinnerung an alte vergangene Zeiten.

Der Schlag des Schicksals traf in plötzlich, wäre er auf ihn vorbereitet gewesen, er würde sich in den Willen des Lenkers aller Dinge gefunden haben, jetzt aber beugte dieser Schlag ihn nieder und keinen Trost wußte er für die blutenden Wunden seines Herzens zu finden.

Wer, dem das Liebste im Sarge lag, hat nicht mit dem Geschick gehadert und es trotzig herausgefordert! Das Menschenherz will sich ja nie geduldig fügen, in ohnmächtiger Wuth lehnt es sich gegen den Willen des unerbittlichen Schicksals auf, es muß ja seinem Schmerz, seinem Grame Luft machen können. Stumm und unverwandt hing der Blick Gottfrieds an den geliebten Zügen, er konnte es nicht fassen, daß die Mutter, an der seine ganze Seele hing, ihm so plötzlich genommen worden war, er mochte nicht daran denken, daß sie nun drüben auf dem Friedhofe unter den Rasen gebettet werden sollte.

Die Kerze war heruntergebrannt und erloschen, der Tag graute schon, die Morgenröthe leuchtete fern im Osten und aus dem Saatfelde schwang die Lerche sich empor in das Azurblau des Aethers.

Da plötzlich entsann Gottfried sich der Worte, welche der Vagabund am verwichenen Abend zu ihm geredet hatte, er entsann sich, daß der Vater im Kerker schmachtete und seine erste und heiligste Pflicht die war, den alten Mann zu befreien. Er rief seine Magd, die seit langen Jahren im elterlichen Hause diente, beauftragte sie, für das Begräbniß der Todten Sorge zu tragen, und für den Fall er in den ersten Tagen nicht zurückkehre, einem Nachbar, dem Freund seines Vaters, die Verwaltung des Gutes zu übergeben, dann verließ er das Haus und eilte mit hastigen Schritten dem Bürgermeister zu. Aber seine Befürchtung erwieß sich leider richtig, der Vagabund hatte sein Bubenstück bereits ausgeführt und den Rückweg angetreten. Die Thür zur Wohnung Wetterau's stand offen; in der freilich schwachen Hoffnung, das Werkzeug des Rentners noch im Hause zu finden, trat der junge Mann ein. Auch die Thür zum Amtszimmer, welches im Erdgeschosse lag, war nur angelehnt, das Pult des Bürgermeisters erbrochen und die auf dem Boden herumgestreuten Papiere ließen ihn augenblicklich erkennen, daß der Vagabund nicht müßig gewesen war. — Was sollte er thun? Lärm schlagen und sich dadurch dem Verdachte aussetzen, daß er der Dieb sei? Er wußte ja, daß schon die Anwesenheit am Orte des Verbrechens genügte, Verdacht zu erwecken die Verhaftung des Vaters lieferte ihm dafür einen schlagenden Beweis. Aber nein, auf ihn konnte kein Verdacht fallen, und selbst wenn Wetterau ihn des Diebstahls beschuldigen wollte, mußte er alsdann nicht gewärtigen, daß Gottfried die Anklage auf ihn zurück-

schob? — Fast unwillkührlich erstieg Gottfried die Treppe, welche zu der Wohnung des Bürgermeisters führte. An der Thür des Schlafzimmers angelangt, erstaunte er, auch diese halb geöffnet zu finden, er trat ein und fuhr gleich darauf mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Sein erster Blick war auf das bleiche, entstellte Antlitz Wetterau's gefallen; die gebrochenen Augen, welche vor den blutunterlaufenen Höhlen standen, die blauen Flecken an dem entblößten Halse und der Ausdruck unversöhnlichen Hasses, der im Tode noch seinem Feinde flucht, ließen Gottfried nicht bezweifeln, daß Wetterau ermordet worden war. Eine Weile blieb er entsetzt stehen, er hätte fliehen mögen, soweit seine Füße ihn nur zu tragen vermochten, und doch war er auf die Stelle gebannt, auf der er stand, eine geheimnißvolle Macht hielt seinen Blick auf das Antlitz gefesselt, welches grell mit dem der Todten im letzten Hause des Dorfes kontrastirte.

In einem langen, gellenden Schrei wich endlich die Beklemmung, welche gleich einem Alp auf der Brust des jungen Mannes lag, mit ihr auch jene Macht, in rasender Eile stürmte Gottfried die Treppe hinunter. Erst als er das Haus im Rücken hatte, athmete er frei auf. Er wußte, daß das ganze Dorf das feindliche Verhältniß, in welchem er zu dem Bürgermeister gestanden hatte, kannte, und schloß hieraus richtig, daß der erste Verdacht auf ihn fallen werde, um so mehr, als er gerade vor dieser Nacht aus dem Gefängnisse zurückgekehrt war. Deshalb hielt er es für besser, keine Anzeige von seiner Entdeckung zu machen, sondern das Dorf zu verlassen und dem Advokaten in der Stadt unverzüglich den ganzen Vorfall mitzutheilen. Er vertraute fest darauf, daß dieser Mittel und Wege finden werde, sich des Vagabunden zu bemächtigen. (Forts. folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

„Und wird meine Leonie an meine Treue glauben, wenn Stürme über sie kommen, wo ich nicht an ihrer Seite stehen darf, wo ich fern bin und warte, bis die dunklen Wolken sich verlieren und Dein Glauben an mich unser Glück rettet?"

„Ich verstehe Dich nicht ganz," entgegnete sie, „aber eins weiß ich, den Glauben an Dich und Deine Liebe kann mir nichts in der Welt entreißen. Doch Sonnenschein erblicke ich nicht!"

„Muth, Geliebte, vertraue mir und dem Stern unsrer Liebe! Du tragst da an Deinem Halse eine goldene Medaille. Diese wird unser Glück gründen! Könntest Du Dich von diesem Kleinod trennen?" Leonie erbebte und ihre Stimme zitterte, als sie leise entgegnete:

„Wenn Du sie forderst, trenne ich mich davon, — wenn — wenn auch nicht ohne Kampf. — Diese Medaille ist, ich kann's nicht anders nennen, eine „Relique" in unserer Familie. Sie ist sehr alt, und hat sich schon auf Urenkel übertragen. Welche Bedeutung sich daran knüpft, weiß ich nicht; aber sterbend nahm sie meine Mutter von ihrem Halse und hing sie mir um mit den warnenden Worten, sie nur dann von mir zu geben, wenn ich, wie sie, auf dem Todtbette liege."

„Und doch willst Du sie mir geben?"

„Wenn Du sie forderst, ja! Meine Mutter mag mir verzeihen, ich kann Dir nichts verweigern!"

„Meine Leonie!" rief der Baron gerührt, die Stirn der schönen Frau küssend. „Halte mich nicht für egoistisch, daß ich um einen solchen Kampf Dir dieses Kleinod raube. Einst, nicht jetzt, werde ich es fordern — doch auch nur dann, wenn es der Preis unsres Glückes wird. Auch nicht mit Worten, nein, Dein Herz wird den Ausschlag geben."

„Deine Worte sind mir dunkel?"

„Sie werden Dir klarer werden, wenn die rechte Stunde kommt. Auch weißt Du vielleicht nicht, welch einen kostbaren Werth diese Medaille für den Kenner hat. Es ist eine griechische alte Münze von der Stadt Pessalonia in Macedonien; sie wurde geprägt zu Ehren der damaligen Kaiserin Sabina Tranquillina, die die Tochter eines armen Hirten war und durch ihre Tugend und

Schönheit das Herz des Kaisers gewann, der sie zu seiner Gemahlin erhob. Sie blieb mild und tugendhaft und vergaß nie, daß sie eine Tochter des Volkes gewesen. Die Medaille trägt ihr Brustbild und auch ihren Namen. Es existirt außer dieser nur noch ein Exemplar. Ich bin erstaunt, daß Willrich sie noch nicht von Dir verlangt hat, es ist ja eine Perle für seine Sammlung."

„Diese Forderung kann er nie wagen, da er Zeuge war, als meine Mutter mir dieses Andenken gab." —

„Und doch, wer weiß, ob er sie nicht einst fordert," sagte der Baron mit eigenthümlicher Stimme und sah Leonie forschend an. „Mit diesem Kuß, den ich jetzt auf Deine schöne Stirn drücke, schwöre ich Dir, ehe der Lenz wiederkehrt, bist Du Herrin von Roda und mein fürs Leben! Bis dahin ehren wir das Gesetz, das Deine Freiheit noch fesselt."

„Du denkst an eine Scheidung von Willrich?" — rief sie.

„Ich denke daran! Aber weder Du noch ein Anderer als Willrich selbst soll Deine Kette brechen."

„Ich weiß nicht, wie es Dir möglich erscheint, daß er mich freigebe; aber wenn dem selbst so wäre, ich bin Katholikin und meine Kirche scheidet nicht." —

Der Baron erschrack.

„Wie, Leonie, Du, ein so geistvolles Weib, könntest darum noch mit Deiner Liebe kämpfen? an die veraltete Satzung einer Religion Dich klammern, die von Menschen ins Leben gerufen ist, und die nur noch Einfalt und Heuchelei aufrechthält? Ja, daran dachte ich freilich nicht."

„O nicht diese Härte, Alexander," rief sie, bittend seine Hände ergreifend, „sei nachsichtig! Denke, daß ich den größten Theil meiner Jugend bei den Ursulerinen verlebte. Zwar konnte mein Herz sich nicht, wie das der Nonnen, bei den Festen und Gebeten begeistern, aber ich glaube an einen Gott, an eine Vorsehung. O nimm mir das nicht!"

„Meine Leonie, Gott hat mit dem Katholicismus nichts gemein. Gott ist die Liebe. Josephe war auch in der katholischen Religion auferzogen, und auch sie war nicht von der Kirche getrennt, und was that sie?"

Leonie schmiegte sich an den Baron.

„Josephe stürzte von der Seite des Oheims fort, vom Schiff zurück ans Ufer wo der trauernde Geliebte stand, und rief, ihn umschlingend: „„Nein ich kann nicht von ihm lassen!"" — So, mein Alexander, opfere auch ich Dir Alles, nimm mich hin. Doch denke an Deine Mutter, wird eine solche Tochter ihr willkommen sein?"

Der Baron erwiderte: „Gib mir das Buch der Bettlerin vom Pont des Arts." Sie reichte es ihm, er schlug die letzte Seite um, und während er mit einem Arm Leonie an sich zog, las er.

„Als Josephe in des Geliebten Armen lag, fragte Don Fröbenio: Was werden Sie Ihren stolzen Verwandten sagen, wenn Sie dieses Kind des Elends vorstellen? Werden Sie den Muth haben, den Spott der Welt zu ertragen?" „Fahr wohl, Don Pedro," sagte der junge Mann mit muthigem Gesicht, indem er dem Oheim die Hand zum Abschied reichte, mit dem andern Arm die Geliebte umschlang. „Seid getrost und verzaget nicht an mir! Ich werde sie der Welt zeigen und wenn man mich fragt: Wer war sie denn? so werde ich mit freudigem Stolze antworten: Es war die Bettlerin vom Pont des Arts."

Der Baron ließ das Buch zu Boden fallen und drückte Leonie fest an seine Brust.

Fortsetzung folgt.)

Charade.

(Zweisylbig.)

Wenn ihr in meiner Ersten seid,
Dann thut euch guten Dienst die Zweit'
Und schnell wird dann das Ganze draus,
Das euch erlöst aus manchem Strauß.

Auflösung des Räthsels in Nr. 105 des Unterhaltungsblattes: „Geige."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 110. **Sonntag, den 17. September** *1871.*

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

6. Kapitel.

Es schlug bereits Mitternacht, als Ernst seinen Freund den Advokaten verließ, um den Heimweg anzutreten. Seine Gedanken weilten bei Mathilde, deren Bild unablässig vor seiner Seele stand. Waren auch seine Hoffnungen in Bezug auf den Fortschritt seines Geschäfts bis heute noch nicht in Erfüllung gegangen, blieb die Wirklichkeit auch noch sehr hinter seinen Wünschen und Erwartungen zurück, er zweifelte doch nicht, daß er das Ziel erreichen werde, nach welchem er strebte.

Helldau war unablässig für ihn bemüht, seinem Beistande verdankte der junge Mann manchen Gewinn. Ging das Geschäft so seinen ruhigen, stillen Gang fort, so konnte er darauf rechnen, daß es innerhalb zehn Jahren auf dem Standpunkte stand, auf welchem es stehen mußte, wenn er mit Aussicht auf Erfolg um die Hand Mathildens anhalten wollte.

Zehn Jahre! Wie Manches konnte in dieser Zeit sich ändern! Und doch durfte er kaum daran denken, früher an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Die Mutter hatte ihm vertraut, Helldau habe um ihre Hand geworben und sie werde vielleicht auf diesen Antrag eingehen, wenn es dem Buchhalter gelinge, sich ein gesichertes Einkommen zu verschaffen, welches zur Bestreitung ihrer geringen Bedürfnisse ausreiche.

Ernst fand gegen diesen Entschluß nichts einzuwenden, mußte er auch im Stillen ihn tadeln, weil er überhaupt die Heirath alter Leuten für eine Thorheit ansah, so mochte er doch der Mutter nicht wehe thun, welche er durch diesen Schritt ihre Zukunft vielleicht sicher zu stellen glaubte. Ihm hatte schon längst das Verhältniß des Buchhalters zu dem Rentner nicht gefallen, achtete er auch den Letzteren als den Vater Mathildens, so kannte er doch auch eben so gut wie jeder seiner Mitbürger die Gerüchte, welche über den reichen Filz umliefen. Er wußte, daß Kämer den alten Mann zu Geschäften verwandte, zu deren Ausführung sich sonst nur moralisch gesunkene Menschen oder Schurken hergeben.

Der Weg führte den jungen Mann an dem Hause des Rentners vorbei. Als er in die Straße trat, an welcher dieses Haus lag, warf er unwillkührlich einen Blick auf das oberste Stockwerk. Dort in dem Zimmer, dessen Fenster durch das Nachtlicht matt erleuchtet war, schlummerte jetzt Mathilde, vielleicht dachte auch sie im Traume des Jugendgespielen, für den ja auch heute noch ihr Herz eine innige Freundschaft bewährte. Ernst blieb stehen. Der Gedanke an die schlummernde Geliebte weckte in seinem Herzen süße Träume von denen er sich nicht trennen mochte.

Da plötzlich glaubte er an dem Giebel des hohen schönen Hauses ein Flämmchen züngeln zu sehen, jetzt auch hier — dort —

an allen vier Ecken leckte bereits das Feuer, — eine dichte schwarze Rauchsäule stieg aus dem Dache auf, — das Haus brannte lichterloh. Ernst eilte an die Thüre und riß an der Hausglocke, aber trotz dem unaufhörlichen Läuten, trotz seinem Rufen und Lärmen verstrichen Minuten, bevor im oberen Stockwerk ein Fenster geöffnet wurde und die schläfrige Stimme eines faulen Bedienten sich nach der Ursache dieses „polizeiwidrigen Skandals" erkundigte.

„So macht doch offen!" rief der junge Mann hinauf. „Seht Ihr denn nicht, daß das Haus in hellen Flammen steht?"

Im Nu fuhr der Kopf zurück, aber die Thür ward noch immer nicht geöffnet. Die Diener mußten, wie Ernst nicht anders denken konnte, die Geistesgegenwart verloren haben, denn drinnen im Hause tobte und stürmte es jetzt, als sei der jüngste Tag angebrochen. Die Nachtwächter hatten inzwischen die Stadt alarmirt, die Spritzen rasselten schon heran, das Volk versammelte sich, um zu gaffen und, je nach den Umständen Hand anzulegen. Ernst stand gleich einem Verzweifelten vor der geschlossenen Thür und bemerkte mit Entsetzen, daß das Feuer bereits bis in's obere Stockwerk vorgerrückt war. Dem jungen Manne riß die Geduld, er wandte sich an die Umstehenden und machte diesen mit wenigen Worten die Gefahr klar, in welcher die Tochter des Hauses schwebte. Der Menge leuchtete dies ein, man rief die Bedienten, welche dann und wann an einem Fenster erschienen, um Betten und Kleidungsstücke hinauszuwerfen, ohne daß dieser Ruf beachtet wurde.

In diesem Augenblicke kam die erste Spritze an. Kaum hatte der Brandoffizier einen Blick auf das verschlossene Thor geworfen, als er auch sofort seine Maßregeln traf. Unter den Axthieben der Mannschaft mußten die eichenen Bohlen weichen. Ernst war der Erste, welcher die Schwelle überschritt. In Fieberhast eilte er die Treppe hinauf, hier und da einen Bedienten oder eine Magd, die kopflos durcheinander rannten und um ihre Herrschaft sich nicht kümmerten, zur Seite schiebend, bis er endlich sich im obersten Stockwerk befand.

An den Balken der Decke leckte schon das Feuer, der junge Mann schritt kühn, der Todesgefahr trotzend, durch. Am äußersten Ende des Korridors war eine Thür, dort mußte, wenn das erleuchtete Fenster, auf welchem vor einer Viertelstunde sein Blick geruht hatte, ihn nicht trog, das Schlafgemach Mathildens liegen. Ernst klopfte vergebens, — ein kräftiger Fußtritt und die Thüre sprang offen. Dichter Rauch quoll ihm entgegen, er schloß die Augen, bis dieser sich verzogen hatte und trat dann rasch ein. Dicht vor der Thüre stieß sein Fuß an einen menschlichen Körper, er bückte sich und nahm das Mädchen in seine Arme. Wer die Gerettete war, er wußte es nicht; vielleicht Mathilde, vielleicht die Haushälterin, denn trotzdem die Flammen jetzt schon überall hervorschlugen, gestatttete der Rauch doch nicht, die Züge erkennen zu lassen. Im Nu war der junge Mann unten, er trat mit seiner Last in ein Zimmer des Erdgeschosses und befahl einem Diener, welcher ihm auf der Treppe begegnete, ihm augenblicklich mit einem Lichte zu folgen.

Die Gerettete war Mathilde; ein unbeschreibliches Gefühl der Freude durchströmte das Herz des jungen Mannes, als er sah, daß er die Geliebte im Arme hielt, und diese Freude erreichte ihren Höhepunkt, als Mathilde endlich aus ihrer Ohnmacht erwachte. Ihre erste Frage galt dem Vater; er trat fast in demselben Augenblick ein, in welchem sie die Frage stellte, und Vater und Tochter hielten sich lange innig umschlungen.

Mathilde berichtete kurz, daß sie beim Erwachen das Zimmer voll Rauch gefunden habe, erschreckt sei sie aufgesprungen, um sich nothdürftig anzukleiden, aber dann vor der Thüre ohnmächtig nieder gesunken. Der Rentner dankte dem jungen Manne für die Rettung seiner Tochter, aber Ernst entging es nicht, daß Krämer sich durch diese Verpflichtung beengt fühlte. Und in der That wäre es dem Vater Mathildens weit lieber gewesen, wenn er einem armen Manne, vielleicht einem Tagelöhner die Rettung seines Kindes zu verdanken gehabt hätte. Diesen konnte er mit einer kleinen Summe abfinden, während er jetzt dem jungen Manne gegenüber sich für das ganze Leben verpflichtet fühlen mußte. — Den Armen bezahle man ja für Thaten des

Edelmuths und der Kühnheit und glaubt sich dadurch der drückenden Last der Dankbarkeit auf einmal und für immer zu entledigen.

Ernst stellte seine Wohnung dem alten Herrn für die Dauer, bis dieser eine neue gefunden habe, zur Verfügung, aber der Rentner wies das Anerbieten zurück. Er werde schon im Gasthofe ein Unterkommen finden. erwiderte er, allzugroße Vertraulichkeit liebe er überhaupt nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)
Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

„So, meine Leonie, würde ich meiner Mutter entgegentreten. Doch diese Bedenken laß, bis wir am Ziele sind, und auch dann gib ihnen nicht Raum! Wohl ist meine Mutter stolz auf ihre Ahnen; aber sie liebt mich. Ich bin ihr einziges Kind, und mehr noch, sie kennt mich, weiß, daß meine gefaßten Entschlüsse nie zu erschüttern sind; sie wird sich in unser Glück finden. Doch jetzt, Geliebte, schlägt für uns die Stunde einer langen Trennung. Ich reise in den nächsten Tagen mit meiner Mutter ab, während Maud mit ihrem Verlobten, von dem ich Dir später viel zu erzählen habe, zu dessen Eltern geht. Du wirst ganz allein bleiben; doch Muth, meine Taube, wahre mir Deine kostbare Gesundheit und blicke nicht trostlos, sondern mit Vertrauen und Hoffnung in die Zukunft. Durch Kampf zum Siege, das sei die Devise unsrer Liebe!"

Der Baron hatte nur noch Zeit, das geliebte Weib noch einmal fest an sich zu drücken und ihre Stirn mit einem flüchtigen Kuß zu berühren, da sich schon Tritte der Thür näherten und Willrich eintrat.

Leonie wurde bleich; in diesem Augenblick mochte sie weder Willrich sehen, noch ihre Gefühle bezwingen, um an einem gleichgiltigen Gespräch theilzunehmen. Sie warf dem Baron einen langen, innigen Abschiedsblick zu, den dieser ebenso erwiderte, dann ihr aber mit finsterm Blick so lange nachsah, bis sie im Nebenzimmer verschwand und seine Absicht erreicht war, daß Willrich dies bemerkte.

„Herr Baron, gewiß hat meine Frau sie wieder abstoßend behandelt? Verzeihen Sie um meinetwegen, ich will ihr später schon wieder den Text lesen; jetzt ist sie leidend; sie ist überhaupt zu unerfahren im Umgang mit Anderen, das macht, sie hat eine verkehrte Erziehung genossen."

„Ich glaube, lieber Willrich, Ihre Frau Gemahlin haßt mich," sagte der Baron mit der Miene des Gekränkten.

„O, Der ihr Haß ist unschädlich," lächelte Willrich, „wie müßte sie mich da schon mit ihrem Haß vernichtet haben, der ich keine ihrer kindischen Launen befriedige."

„Mein lieber Herr Willrich," fuhr der Baron fort, „es ist zwar sehr indiscret von mir, aber diese Frage schwebte mir schon lange auf den Lippen. Sie ist mehr Theilnahme als Neugierde. Sagen Sie mir aufrichtig, wie konnte ein so vernünftiger Mann, wie Sie doch sind, sich eine solche Frau nehmen? Nur die Liebe kann Ihnen diesen Schelmenstreich gespielt haben."

Willrich lächelte überlegen. „Herr Baron, was nennt man Liebe, und wie käme ich dazu? Als vierzehnjähriger Knabe küßte ich einmal meines Vaters Haushälterin, ich liebte damals das rothe Haar leidenschaftlich, und diese hatte ganz brennend rothes Haar. Dafür bekam ich von meinem Vater aber so viel Prügel, daß mir die Liebe bis heut vergangen ist. Zu meiner Frau bin ich eigentlich ohne meinen Willen gekommen."

„Was höre ich; Ihre Frau Gemahlin liebte Sie und trug Ihnen ihre Hand wohl selbst an?" unterbrach ihn der Baron.

„O nein, das kam anders. Leoniens Vater war mein Freund," fuhr Willrich fort. „Als seine erste Frau, Leoniens Mutter, starb, heirathete er eine Cousine von mir, und das Mädchen hatte es bei der Stiefmutter nicht zum besten. Mein Freund gab sie in's Kloster zu den Ursulinerinen. Als er starb, sagte mir meine Cousine, ihr Mann hätte auf seinem Krankenlager zu ihr den Wunsch ausgesprochen, sie soll mich bewegen daß ich Leonie heirathe. Ich merkte ganz gut, welche Absicht meine Frau Cousine dabei mit

hatte, und wunderte mich auch, warum mein Freund mir das nicht selbst gesagt. Aber da sie mich an der Wahrheit nicht zweifeln ließ, dachte ich darüber doch nach. Ich hatte zwar so lange allein gelebt, hatte meine Gewohnheiten, mit den Frauen hatte ich mich nie beschäftigt. Aber ich kannte Leonie als eine gute Tochter, sie war freundlich und doch auch hübsch, und zu diesem allem bot mir meine Cousine meines Freundes Münzensammlung als Heirathsgut an. Sehen Sie, Herr Baron, dem wiederstand ich nicht, und so bin ich der Mann meiner Frau geworden."

„Und Sie sind doch nicht glücklich, obgleich Ihre Frau Gemahlin jung und schön ist."

„Der Begriff von Glück, Herr Baron, ist sehr relativ. Wie kann mich eine Frau glücklich machen? Wir gehen Beide unsere Wege. Ich beschränke die Freiheit meiner Frau nicht. Bisweilen geniren mich wohl ihre romantischen Einfälle und ihr launiges Betragen, wie heute Ihnen wieder gegenüber, dann wünschte ich wohl, ich hätte sie nicht; nun habe ich sie aber einmal, und so muß man das Uebel zu tragen suchen."

Der Baron trat ans Fenster und trommelte an die Scheiben. Er hatte genug von den Eröffnungen eines Egoisten gehört und jetzt galt es, seine arme Leonie mit List oder Gewalt von diesem herzlosen Manne zu befreien.

„Ich danke Ihnen, Herr Willrich, für Ihre vertrauliche Mittheilung, ich werde es zu schätzen wissen. Wissen Sie aber, warum ich heut zu Ihnen gekommen bin?"

„Nein, Herr Baron, ich weiß nur, daß ich Ihren werthen Besuch lange vermißte."

Der Baron achtete nicht auf diese Rede und fuhr fort:

„Haben Sie meinen Wunsch vergessen, sich noch nicht entschieden, ob Sie mich nach meinem Gute begleiten werden. Ich reiße übermorgen ab? Bedenken Sie, daß meine Münzen der ordenden Hand bedürfen, daß Ihr Schüler noch viel von Ihnen lernen muß. Sie sollen mir ein lieber Gast sein, ich werde nichts versäumen, um Ihnen den Aufenthalt in meinem Hause angenehm zu machen."

„Bin fest davon überzeugt, Herr Baron, entgegnete Willrich, mit tiefem Bückling. „Befehlen Sie über mich, ich stelle mich Ihnen ganz zur Verfügung."

„Das freut mich, und wenn Sie Ihre Frau Gemahlin mitnehmen wollen, die Luft ist dort schön; wir können Partien nach der Umgegend machen."

„Bewahre, Herr Baron, meine Frau nehme ich nicht. Soll sie uns auch dort noch Aergerniß bereiten?"

„Aber sie wird sich doch hier langweilen, sich einsam fühlen?"

„Daran ist sie gewöhnt, sie ist auch wenn ich hier bin, allein."

„Ja Egoist, das ist sie, aber lange soll sie es nicht mehr sein!" dachte der Baron, laut sagte er: „Wie Sie darüber denken. Unsere Reise ist also fest? Der Zug geht morgens um zehn Uhr."

„Herr Baron, Sie werden mich übermorgen früh pünktlich auf dem Bahnhof finden," entgegnete Willrich und geleitete den Baron, der seinen Hut nahm und sich verabschiedete, zur Thür.

Leonie nahm die Nachricht, daß Willrich verreise, freudig auf, sie wußte, es war das Werk des geliebten Freundes, der ihr den Genuß der ungestörten Einsamkeit verschaffte. Sie empfing vor seiner Abreise noch einige Zeilen von ihm durch Maud, worin er sie nochmals bat, standhaft der Zukunft entgegenzusehen und ihres Glückes zur richtigen Stunde zu gedenken.

Sie verstand auch seine Briefe wieder nicht ganz, aber sie versprach sich selbst, alles zu thun, was er fordern würde.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 111. **Dienstag, den 19. September** **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Ernst fühlte sich durch diese schroffe Zurückweisung verletzt, und selbst die milden, liebreichen Worte Mathildens vermochten nicht den üblen Eindruck derselben zu beseitigen.

Ohne sich um die Rettung seines Eigenthums weiter zu kümmern, verließ der Rentner in Begleitung seiner Tochter das brennenden Haus, um im ersten Gasthofe der Stadt einzukehren. Ihm folgte ein Diener, der die eiserne Schatulle trug, welche die Baarschaft und Werthpapiere Krämers enthielt.

Auch Ernst entfernte sich von der Brandstätte, um seine Wohnung aufzusuchen.

Der Umstand, daß das Feuer so rasch um sich gegriffen und das Haus an vier Ecken zugleich gebrannt hatte, erregte bei der Behörde sofort den Verdacht der Brandstiftung, in Folge dessen am nächsten Morgen in aller Frühe ein höherer Beamter sich zu dem Rentner verfügte.

Krämer gab die Möglichkeit einer Brandstiftung zu, ohne indeß Jemand bezeichnen zu können, gegen welchen die Behörde dieserhalb einschreiten dürfte. Da es sich nun herausstellte, daß der Rentner in keiner Beziehung durch den Brand etwas gewonnen hatte, auch kein anderer Grund vorlag, ihn selbst dieses Verbrechens beschuldigen zu können, so begnügten die Behörden sich damit, im Stillen die genauesten Nachforschungen anzustellen, die vorläufig zu keinem Resultate führten.

Der Polizeibeamte hatte kaum das Zimmer verlassen, als ein Individuum eintrat, bei dessen Anblick Krämer erschreckt von seinem Sitze auffuhr. Dieses Individuum trug trotz der heißen Jahreszeit weite Sammthosen, einen verschossenen blauen Rock mit Medallknöpfen, eine grauweiße Weste und in der Hand eine dunkelgrüne Tuchmütze. Die Züge dieses Menschen machten einen abschreckenden Eindruck, das rothe, von häufigem Spiritousen-Genuß aufgedunsene Gesicht, die kleinen glasigen Augen, die stier und unbeweglich unter buschigen Brauen in ihren Höhlen lagen, die plumpe Stumpfnase, die aufgeworfenen Lippen und die flache, niedrige Stirn, welche das spärliche Haar in wirrer Unordnung theilweise bedeckte, ließen auf den Charakter eines Menschen schließen, der gänzlich abgestumpft gegen jedes bessere Gefühl, eine Maschine war in der Hand dessen, welcher es verstand, das Räderwerk dieser Maschine in Bewegung zu setzen.

„Ihr hier, Schmelzer?“ fragte der Rentner, nachdem er sich von seiner Bestürzung erholt hatt. „Bedenkt Ihr nicht, in welchen Verdacht mich Euer Besuch so kurz nach dem Brande bringen kann?“

„Ah, es hat bei Ihnen gebrannt?“ erwiderte der Angeredete, während seine Lippen sich zu einem hämischen Grinsen verzogen. „Gratulire bestens zu dem Profit, den das kleine Unglück abwerfen wird!“

„Haltet den Mund!“ fuhr Krämer zornig

auf. „Ihr glaubt am Ende, ich habe das Haus angezündet?"

„Ist schon oft dagewesen," erlaubte Schmelzer sich einzuschalten.

„Und ich sage Euch, Ihr seid ein Schuft, wenn Ihr glaubt, ich sei eines solchen Verbrechens fähig, das zudem eine Thorheit wäre!" rief der Rentner, dem viel daran zu liegen schien, dem Vagabunden eine bessere Meinung von sich beizubringen. „Unterfteht Euch nicht, einen derartigen Verdacht laut werden zu lassen, Ihr wißt" —

„Was weiß ich?" fuhr Schmelzer, ihm ins Wort fallend, zornig auf. „Ich weiß, daß wenn Ihr mich an den Galgen bringen wollt, das Holz für den Euren ebenfalls reif ist, deßhalb haltet die Pfeifen im Sack und vergreift Euch nicht an einem freien Amerikaner!"

Krämer warf einen Blick ängstlicher Besorgniß auf die Thür, welche zum Schlafzimmer seiner Tochter führte, er bemerkte nicht, daß die Augen Schmelzer's diesem Blicke folgten und ein Lächeln des Triumphes über die häßlichen Züge dieses Mannes glitt.

„Laßt uns gute Freunde bleiben," fuhr der Letztere nach einer Pause fort, „denn so wahr ich Jakob Schmelzer heiße und ein Sohn des freien Amerika's bin, so wahr stürze ich Euch in die Grube, wenn es Euch einfallen sollte, mir eine solche zu graben. Zahlt die Summe, die Ihr mir bis heute vorenthalten habt, so gehe ich in meine Heimath zurück, das Klima hier behagt mir nicht."

„Glaub's gerne," versetzte Krämer sarkastisch, „der Raum, wo in jedem Winkel eine Katze lauert, gefällt den Mäusen nicht. Bevor ich Eurer Forderung nachkomme, verschafft mir das Dokument."

„Es ist hier in meiner Tasche," entgegnete Schmelzer gelassen, „was gebt Ihr dafür?"

Die Augen Krämers funkelten. „Ihr habt meinen Auftrag schon vollzogen?" fragte er hastig.

„Alles in bester Ordnung. S'ist mir freilich etwas schwer geworden, der Kerl war stärker, als ich vermuthete, und um ein Haar breit hätte er mich überwältigt, aber ich hielt seine Gurgel fest in meinen Händen." —

„Ihr habt ihn ermordet?" fiel der Rentner entsetzt ihm in's Wort.

„Ich habe mich nicht weiter um ihn gekümmert; als er sich in sein Schicksal ergab und ich auf keinen Widerstand mehr stieß, ließ ich ihn liegen. Hat ihm der Druck den Athem benommen, so ist's seine eigene Schuld, ich habe ihn deutlich genug befragt, ob er das Dokument freiwillig herausrücken wolle."

„Gebt her, gebt her!" rief Krämer ungeduldig. „Die Nebenumstände macht mit Eurem eigenen Gewissen ab, ich habe keinen Theil daran."

„Oho!" versetzte Schmelzer, indem er einen Schritt zurücktrat und den Rentner mit einem Blick maß, in welchem Haß und Rachsucht sich spiegelten. „Pfeift Ihr aus dem Loche? Ihr gabt mir den Auftrag, mich des Papiers zu bemächtigen, einerlei auf welchem Wege, ich war nichts weiter als ein Werkzeug in Euren Händen und Ihr seid für Alles verantwortlich, was Ihr durch Euer Werkzeug angerichtet habt. Das ist meine Meinung und dabei bleibe ich!"

Der Vagabund schlug bei den letzten Worten mit der Faust heftig auf den Tisch und knöpfte dann den Rock bis unter's Kinn zu.

„Ihr müßt fort so bald wie nur möglich nahm Krämer das Wort. „Gebt mir das Dokument, ich will Euch die hundert Louisd'or zahlen, dann reist heute noch ab."

„Das heißt, nachdem wir zuvor mit einander abgerechnet haben," unterbrach Schmelzer ihn gelassen, „Ihr schuldet mir hundert Louisd'or dafür, daß ich —"

„Ich weiß, ich weiß," rief Krämer ungeduldig, „hier habt Ihr das Geld, und nun das Papier!"

Der Vagabund öffnete die beiden Rollen, welche der Rentner ihm überreichte, zählte mit unerschütterlicher Ruhe die Goldstücke und ließ sie in die Taschen seiner Sammthosen gleiten. — „Bon, die Schuld wäre abgemacht."

„Seid Ihr toll?" rief der Rentner entrüstet.

„Keineswegs, ich verlange nur den Lohn für meine Arbeit. Weigert Ihr Euch, ihn zu zahlen, so werde ich den Akt mit aller Ruhe durchstudiren und den Inhalt desselben als Maßstab für seinen Werth annehmen, vielleicht sehe ich mich dann veranlaßt, meine Forderung etwas höher zu schrauben. Ja, ja, so wird es am besten sein," setzte er hinzu, indem er sich zur Thür wandte, „die Sache eilt so sehr nicht, vorläufig habe ich genug, um mich einige Wochen anständig durchzuschlagen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)
Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Alle waren fort. Leonie war allein. Vier Wochen waren vorüber, und noch immer war Willrich auf dem Gute des Barons und ordnete dessen Münzen, die ihm die Ruhe des Schlafes raubten.

„O, wenn der Schatz mein wäre!" seufzte er an einem Morgen zum Baron, der neben ihm stand und die Augen beobachtete, die die Münzen zu verschlingen schienen.

„Die Hälfte gehörte Ihnen auf Manneswort, wenn Sie mir die einzige schaffen, nach der ich viele Jahre gesucht und deren Besitz mir alles gilt," entgegnete der Baron.

„Und bis jetzt haben Sie diese noch nicht gefunden?"

„Gefunden wohl, doch kann ich sie nicht bekommen."

„Das sehe ich nicht ein, wenn Ihnen kein Preis zu hoch ist?"

„Ich fürchte, auch dann erhalte ich sie nicht."

„Dann, Herr Baron, kann sie sich nur in den königlichen Kabineten befinden."

„Ach nein, lieber Willrich, sie hängt am Halse Ihrer Frau Gemahlin."

Wie vom Blitz getroffen stand Willrich auf. „Sie haben recht, Herr Baron, da ist sie unerreichbar. Ich kenne den Werth dieser Medaille. Doch meine Frau gibt diese nicht um eine Million her."

„Ja, ja, das wußte ich und dennoch habe ich danach gestrebt, Alles geduldet. Begreifen Sie nun, warum ich mich Ihrer Frau Gemahlin trotz ihrer Kälte immer wieder näherte?

Willrich wurde nachdenkend. „Verlieren wir doch nicht ganz den Muth, Herr Baron; es fängt da so ein Plan in meinem Kopf an zu reifen, — vielleicht schaffe ich sie Ihnen doch."

„Könnten Sie das vollbringen, so gehörte Ihnen das Werthvollste aus meinen Sammlungen." —

„Auch der einzige Thaler des Königs Stanislaus?" fragte Willrich lauernd.

„Der und jeder, der Ihnen gefällt."

„Herr Baron, ich schaffe Ihnen die Medaille Sabina Tranquillina."

„Ihre Versicherung beglückt mich; ich sehe, Sie sind mein wahrer Freund, aber seien Sie vorsichtig; an dem Eigensinn einer Frau kann Alles scheitern," mahnte der Baron während er innerlich triumphirte, daß ihm sein Plan so leicht gelungen.

„Ohne Sorge, Herr Baron," tröstete Willrich, „lassen Sie mich nur machen. Aber ich bin der Mann der That; ich muß sofort abreisen, denn jetzt heißt es handeln."

Der Baron erhob gegen diese Willensäußerung keinen Einspruch, und Willrich reiste noch an demselben Tage ab.

Zum Schrecken Leoniens begrüßte er sie mit nie dagewesener Freundlichkeit, erkundigte sich theilnehmend nach ihrem Befinden fand sie sehr blaß und entschuldigte sein so langes Fortbleiben. Kurz er fing an, sie mit einer Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit zu behandeln, daß die junge Frau wahrhaftes Entsetzen darüber empfand. Jetzt schien er nur für sie zu leben, er ging mit ihr spazieren, begleitete sie in's Theater, ja ihre Toilette schien ihm mit einemale zu einfach, sie mußte sich, ungeachtet ihres Sträubens, die elegantesten Roben aussuchen, er kaufte ihr einen kostbaren Schmuck.

Leonie verzweifelte, vergeblich marterte sie sich ab, Gründe für dieses veränderte Benehmen Willrichs zu finden. Was sollte das? Etwas mußte vorgefallen sein. Sollte der Baron schon seine Liebe zu ihr bereut haben?

suchte er nach Mitteln, ihr den Kampf zwischen Pflicht und Liebe zu erneuern und sie zur Entsagung zu bringen? Hatte er Willrich auf seine Kälte zu ihr aufmerksam gemacht, daß dieser jetzt alles nachzuholen suchte, gut machen wollte, sie vielleicht jetzt liebte? — Huh! — bei diesem Schluß schauderte sie. Und dann kamen ihr wieder des Geliebten Worte in's Gedächtniß und ihre eigene Versicherung, nie an ihm zu zweifeln. Sie kämpfte auch dagegen, aber sie litt unaussprechlich; indeß, bald sollte sie den Grund ihrer neuen Qual erfahren.

Eines Abends kam sie mit Willrich aus der Oper; sie wollte sich nach dem Thee in ihr Zimmer zurückziehen, als Willrich sie mit Liebkosungen zurückhielt. Er lobte ihren schönen Hals und behauptete, es gebe keinen schöneren auf der ganzen Welt.

„Leonie," fuhr er dann fort, „aber diese Medaille paßt nicht zu dem schönen Nacken. Sieh," sagte er und zog ein Schmuckkästchen hervor, „ich habe Dir ein Collier gekauft; wir wollen doch gleich einmal sehen, ob dieses zu der Zartheit Deines Halses nicht besser passe."

„Du bist sehr aufmerksam, aber ich muß Dir diesmal undankbar erscheinen. Du weißt, daß ich seit dem Tode meiner lieben Mutter immer nur diese Medaille trug, die ich auch jetzt mit keinem Collier von Diamanten vertauschen würde," entgegnete sie.

„Aber ich, Dein Mann, wünsche es?"

„Ich bin gezwungen, Dir diesen Wunsch zu verweigern."

„Nun, so werde ich befehlen!" rief er, seine Rolle vergessend, im früheren alten Tone.

„Und ich werde nicht gehorchen," entgegnete sie fest.

„Wie, Du wagst —?"

„Deinem Befehl zu trotzen!" fiel sie im selben Tone ein. (Schluß f.)

Deutsches Eisenbahnlied.

(Nach der Melodie des Wald- und Räuberliedes; für Reisestimmen.)

's gibt kein schöner Leben,
Als Touristenleben
Auf der biedern deutschen Eisenbahn,
Wo Singnale klingen
Und die Kessel springen
Und der Unfall nie ein leerer Wahn.

Wo der Wechselsteller
Schmunzelnd sieben Heller
Jährlich netto zieht als Reingewinnst,
Und dafür behäglich
Gar nichts thut, als täglich
Zweimal vierundzwanzig Stunden Dienst.

Sellt er falsch die Weiche,
Sind wir sämmtlich Leiche:
„Ja, wer niemals setzt das Leben ein —
Sagt schon unser Schiller
Im Begeistrungs-Triller —
„Dem wird niemals es gewonnen sein!"

'Rein drumm in's Vergnügen!
Schlürft's in vollen Zügen —
Doch zuvor macht Euer Testament;
Ist der Zug im Gange,
Dauert's gar nicht lange,
Heißt's: Hurrah, die Wagenachse brennt!

Dann am Abend munter
Stürzt den Damm hinunter
Urgemüthlich das Lokomotiv.
Wo an schmaler Stelle
Ganz verfault die Schwelle
Und die Schiene bucklig, krumm und schief.

Sind wir dort vom Flecke,
Rutscht uns um die Ecke
Hei! der Güterzug entgegen schon:
Feige Seelen zittern,
Brett und Balken splittern
Und errungen ist die Contusion!

Spürst du heftig Schwanken,
Wie auf Seeschiffs-Planken,
Dann, ich wette! ist der Train entgleist;
Denn manch alter Wagen
Kann es nicht vertragen
Wenn man im Galopp ihn vorwärts reißt!

Im Stationsgebäude
Blüht oft auch noch Freude,
Wenn von alldem dir noch Nichts geglückt;
Denn ohn' viele Worte
Vom gewissen Orte
Kommst du fort nur sicher halb erstickt.

Sind geknickt die Knochen,
Ist dein Hals gebrochen,
Armer Reisemensch, was willst Du mehr?
Freue dich am Ende,
Denn die Dividende
Wächst ja durch Ersparniß mehr und mehr.

Drum: kein schöner Leben,
Als Touristenleben
Auf der sichern deutschen Eisenbahn.
Ruft's durch alle Zonen:
Hoch die Direktionen,
Die des Guten schon zu viel 'gethan!

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 112. **Donnerstag, den 21. September** **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Der Rentner mochte Gründe haben, den Vagabunden von diesem Vorhaben abzuhalten; las Schmelzer den Akt, so stellte er vielleicht ebenso übertriebene Forderungen, wie Wetterau sie gestellt hatte. Er hielt den Vagabunden am Arme zurück und erklärte sich bereit, die fünfzig Louisd'or zu zahlen, unter der Bedingung jedoch, daß Schmelzer sich sofort über die Grenze begebe.

Der Letztere wollte von dieser Bedingung nichts wissen; er werde abreisen, so bald es ihm Zeit dünke, erwiderte er, doch solle diese Abreise sich so lange nicht mehr hinausschieben.

Krämer, als er einsah, daß seine Vorstellungen nichts fruchteten, zahlte endlich das Geld und nahm dafür den Akt in Empfang. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß dieses Papier das richtige Originaldokument war, schloß er es in seine Schatulle, und ersuchte dann den Vagabunden, sich zu entfernen. „Wir sind jetzt geschiedene Leute," sagte er, „Ihr habt in meiner Wohnung nichts mehr zu suchen und ich rathe Euch, mir fern zu bleiben, denn" —

„Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!" rezitirte Schmelzer, indem er die Mütze auf den Kopf setzte. „Das alte Sprichwort, — na, wir werden ja sehen, wie lange es bei uns Stich hält. Ihr habt mich doch noch einmal nöthig, deßhalb bleibe ich noch einige Tage hier."

Als der Schurke sich entfernt hatte, lauschte der Rentner einen Augenblick an der Thür des Nebenzimmers, und ein Lächeln der Befriedigung glitt über seine Züge, als er kein Geräusch in der Stube vernahm.

Mathilde schlief noch. Erschöpft durch die Aufregung und Angst hatte sie gleich nach der Ankunft im Gasthofe sich ins Bett gelegt und war auch nach wenigen Minuten ruhig und fest eingeschlafen.

Krämer schellte und begehrte das Frühstück. Nachdem er dasselbe eingenommen hatte, ging er hinaus, um eine neue Wohnung zu miethen. Er bemerkte nicht, daß, als er auf die Straße trat, ein Mann hinter einem Mauervorsprung ihn beobachtete, der, nachdem der Rentner hinter der nächsten Ecke verschwunden war, sich rasch in den Gasthof schlich.

Dieser Mann war kein Anderer, als Schmelzer, der jetzt mit der Behendigkeit einer Katze die Treppe hinauf schlich, vor der Thür des Zimmers, welches Krämer bewohnte, einen Dietrich aus der Tasche zog, öffnete und dann eintrat.

Auch er lauschte an der Thür des Nebenzimmers, auch über seine Züge glitt ein Lächeln der Befriedigung, sein scharfes Ohr vernahm drinnen leise Tritte.

Er trat rasch zurück und setzte sich in einen Armsessel, den Blick unverwandt auf die

Thür gerichtet. Nach einigen Minuten wurde diese geöffnet und Mathilde trat ein.

Sie erschrack, als sie statt des Vaters den Vagabunden erblickte.

Schmelzer stand auf und verbeugte sich. „Der Herr Vater hat mir befohlen, das gnädige Fräulein in die neue Wohnung zu führen," sagte er in so sanftem, geschmeidigen Tone, als seine rauhe heisere Stimme ihm zuließ, „es gereicht mir zum Vergnügen, diesem Befehle nachzukommen."

Mathilde war überrascht und befremdet; sie konnte sich nicht erklären, weshalb der Vater einem solchen Menschen diesen Auftrag gegeben hatte.

„Warum sendet er nicht einen unserer Diener?" fragte sie. „Helldau konnte dies ja besorgen."

„Ich kann mir denken, mein Exterieur gefällt Ihnen nicht," erwiderte Schmelzer, „ich bin es aber gewohnt, daß man mich gleichsam als einen Vagabunden behandelt, weil meine Kleidung nicht nach dem neuesten Schnitt angefertigt ist, und werde deshalb einige Schritte vor oder hinter Ihnen gehen, je nachdem Sie es wünschen. Die Hauptsache bleibt doch immer die, daß ich Sie in die neue Wohnung führe, Ihr Herr Vater würde selbst gekommen sein, wäre er nicht mit der Einrichtung zu sehr beschäftigt."

„Schon gut, holt einen Wagen," entgegnete Mathilde, „ich werde inzwischen frühstücken."

„Einen Wagen?" versetzte Schmelzer erstaunt, „davon steht nichts in meinem Auftrage."

„Aber ich befehle es Euch!"

„So werde ich gehorchen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Münzsammler.

(Staatsbztg.)

Eine Novelle.

(Schluß.)

Willrich sah Leonie an und ging einigemal, um seine Aufregung niederzukämpfen, schweigend im Zimmer auf und nieder. Er erkannte, daß er auf diesem Wege nicht zum Ziele komme, und lenkte ein. „Leonie, Du bist ein eigensinniges Kind, aber sei einmal vernünftig, denke, daß ich kein Jüngling bin, an Jahren könntest Du doch meine Tochter sein. Es ist wahr, ich habe spät erst erkannt, daß ich stolz auf meine schöne Frau sein kann. Und da ich einsehe, Du willst durchaus die Medaille tragen, so thue mir wenigstens den Gefallen, nur auf eine Minute dieses Collier anzulegen; ich habe es doch einmal gekauft, — willst Du mir denn ganz die Freude verderben?"

Diesen Wunsch glaubte Leonie ihm nicht versagen zu können; arglos nahm sie die Medaille und wollte sie auf den Tisch legen doch in demselben Augenblick war Willrich seiner auch nicht mehr mächtig, er griff danach; noch aber hatte Leonie sie in ihrer Hand. Angst und Schreck verdoppelten ihre Kraft, sie riß sich von ihm los und floh nach ihrem Zimmer. Und da kam es über sie, wie eine Offenbarung; jetzt erst verstand sie die Abschiedsworte, jene geheimnißvolle Deutung des geliebten Freundes.

„O mein Gott!" rief sie aus geängsteter Seele, „wenn Alexander sich dennoch täuscht. Wenn Willrich mich jetzt liebt; dann wird dieses Kleinod auch nicht meine Freiheit erkaufen. Zürne nicht, geliebte Mutter, wenn ich Dein Gebot übertrete und Dein Andenken unserm Glücke opfere — ja unser Glück, denn es gilt ja das des geliebten Freundes!"

Diese Nacht verging Leonien unter Angst und Erwartung, aber nichts störte sie.. Als sie am andern Morgen Willrich beim Frühstück sah, that er, als wäre nichts zwischen ihnen vorgefallen. Er versuchte seine angenommene Rolle weiter zu spielen; aber es gelang ihm nicht, sein Auge blickte sie wild an, er sprach, brach dann plötzlich ab, und so ging es fort! er schien wie im Fieber, sein ganzes Thun und Trachten war jetzt auf die Medaille gerichtet. Der Baron ließ nicht nach, das Feuer zu schüren, immer dringender wurden seine Briefe, immer höher setzte er den Preis, und Willrich schwelgte im Geist bei allen diesen versprochenen Schätzen. Und die sollte er um den Eigensinn einer Frau willen verlieren? Nimmermehr! Jetzt mußte er die Medaille haben, und dazu gab es für ihn kein anderes Mittel mehr als Gewalt.

So schlich er eines Nachts nach Leoniens Zimmer, er glaubte sie schlafend und das sollte ihm sein Vorhaben erleichtern. Aber Leonie schlief nicht; die ganze Zeit über hatte sie Willrich's Thun beobachtet, und an seinem unstäten, wilden Blick gelesen, daß sie eine solche Stunde zu erwarten habe.

Als er sie daher bei seinem Eintritt, auf dem Sopha sitzend fand, erschrack er.

„Du schläfst noch nicht?"

„Nein," erwiderte sie, denn ich wußte, daß Du in feindlicher Absicht noch zu mir kommen würdest."

„Feindlich?" sagte er mechanisch.

„So nur kann ich's nennen," fuhr sie fort, „denn Du stehst hier, um mir meiner theuren Mutter Andenken mit Gewalt zu entreißen?"

„Sieh, und ich will Dich vor einer so unwürdigen Handlung schützen; ich habe mich von diesem Kleinod getrennt und es an einen sicheren Ort verborgen."

„Das hast Du gewagt!" rief er drohend.

„Wo, wo hast Du die Medaille?"

„Ich sage Dir," entgegnete sie kalt, „daß sie an einem sicheren Orte ist."

„Er stand und starrte sie schweigend an, dann stürzte er vor ihr auf die Knie und schrie: „Leonie, gieb mir die Medaille, fordere Alles dafür!"

Jetzt schien für Leonie die Stunde gekommen, wo ihr Herz für ihre Liebe den Ausschlag geben mußte; sie rief sich das Bild des Geliebten vor die Seele und stand, Willrich's Hände von sich abwehrend, auf.

„So wäre Dir kein Preis zu hoch?" fragte sie, ihn forschend anblickend.

„Keiner, Leonie! Aber rede, nenn' ihn und quäle mich nicht länger!

„Wohlan, gib mir meine Freiheit wieder, willige in eine Trennung und die Medaille ist Dein!"

Willrich sprang vom Boden auf, es schien Leonie, als sei er blaß geworden, sie zitterte, jetzt glaubte sie alles verloren.

„Ist das Dein Ernst?" fragte er nach einer Pause.

„Ja, Willrich, bei dem Andenken meiner theuern Eltern, es ist mein Ernst."

„Unvernünftiges Kind, wenn ich nachgebe und wir gesetzlich geschieden werden, wie wolltest Du leben? Das kleine Erbtheil Deiner Eltern reicht für Deine Existenz nicht aus?

„O, wenn Du nur daran denkst, so gieb mir nur meine Freiheit; ich werde entbehren — und glücklich sein."

„Also ich bin Dir nichts?"

Sie schwieg.

„Du hast mich nie geliebt?"

„Nein, Willrich," sagte sie ruhig, da er eine Antwort auf diese Frage zu erwarten schien.

Jetzt dämmerte in ihm doch die Ahnung auf, daß er vielleicht schuld daran sei, daß sie ihn so leicht aufgeben wolle, daß sie an seiner Seite nur zwangvoll gelebt habe. Eine lange Pause trat ein, in der Leonie die unbeschreiblichen Gefühle eines Menschen litt, der sein Urtheil über Leben und Tod erwartet. Wie ganz anders war es beim Arztesausspruch gewesen. Willrich schien alle Münzen und die Medaille vergessen zu haben, als er Leonie unverwandt betrachtete und zum ersten Male die Macht ihrer Schönheit empfand.

„Leonie," sagte er dann sanft, „Zwang soll Dich nicht ferner an mich fesseln; doch ein solcher Schritt ist fürs Leben und verlangt reifliche Ueberlegung; ich gebe Dir noch einen ganzen Tag Zeit, denke nach." Ohne ihre Antwort abzuwarten, ging er nach seinem Zimmer. Leonie hörte ihn noch lange auf- und niedergehen, bis sie endlich, überwältigt von Müdigkeit, einschlummerte. Willrichs Luger blieb unberührt. Zum ersten Male in seinem Ehestand dachte er ernstlich an Leonie. Nicht daß er sie plötzlich liebte, — dazu war seine Natur nicht geschaffen; aber er war ein Mann, und Leonie war schön, war durch das Gesetz sein legitimes Weib. —

Doch als der Morgen graute, hatte der Münzsammler wieder halb und halb die Leidenschaft des Mannes für sein schönes Weib verdrängt. Und schon suchte er für diese Gefühle Entschuldigung aus Leonien's Worten.

Sie liebt Dich nicht, hat Dich nie geliebt. — Sollst Du sie mit Gewalt fesseln? Nein, sie sei frei. Das war das Endresultat seines Nachdenkens.

Am Abend ging er zu Leonie. „Hast Du Deinen Entschluß noch einmal überlegt?"

„Ja, aber er ist derselbe."

„So?" er sah sie lange an. „Gut, Du sollst frei sein. Morgen werde ich die Scheidung einleiten; Du kannst zu jeder Stunde mich verlassen."

Nach diesen langsam gesprochenen Worten verließ Willrich, wie gewöhnlich zu dieser Stunde, sein Haus, um nach einer Stammkneipe zu gehen, wo alle seine Collegen zusammenkamen.

Wortkarg, wie man ihn nicht anders kannte, setzte er sich auf seinen alten Platz; der Kellner brachte ihm sein Glas leichtes Bier; er war niemals ein Freund von starken Getränken gewesen. In dem Augenblick, als er das Glas aufhob, um zu trinken, entsank es seiner Hand, und er fiel mit einem lauten Schrei besinnungslos zu Boden. Man hob ihn auf, ein Arzt war zur Stelle; doch dieser konnte ihn für den Augenblick nicht erwecken; der Schlag hatte ihn getroffen; aber er lebte noch.

Er wurde nach Hause gebracht. Leonie sandte nach zwei der berühmtesten Aerzte der Residenz, und nach zwei Tagen fand er die Sprache wieder.

Sie wich weder Tag noch Nacht von seinem Lager. Ihr Herz zerquälte sich, ob sie nicht durch die letzten Vorfälle schuld an seinem Leiden sei; doch Willrichs alter Hausarzt, dem sie theilweise das Vorgefallene anvertraut hatte, theilte ihr mit, daß Willrich diesen Anfall vor fünf Jahren schon einmal hatte, und ein zweiter immer zu befürchten war. Wochen vergingen; schon konnte Willrich die linke Hand bewegen und sanft die Leoniens drücken, während seine Augen jeder ihrer Bewegungen folgten; schon versprachen die Aerzte volle Besserung, als an einem Morgen ein neuer Schlagfall eintrat, der auch gleich den Tod zur Folge hatte.

Ein Jahr war vergangen, und Leonie zog als Herrin von Roda an der Seite ihres Gatten in die neue Heimath ein. Wohl war die alte Baronin bei der Nachricht, eine bürgerliche Schwiegertochter zu bekommen, empört, hatte sich mit allen Verwandten Derer von Roda zu einem Sturm gegen den Sohn vereint, aber von dessen eisernem Willen sprangen alle Pfeile ab. Er war mündig und Majoratsherr. Und selbst die Drohung, daß sie ihn auf immer verlassen würde, wenn er ihr die bürgerliche Schwiegertochter zuführe, erschütterte ihn nicht. Das brachte die alte Dame zum Nachgeben. Sie hatte ihren trotzigen Sohn und die Heimath doch zu lieb und wollte von Beiden in ihren alten Tagen nicht scheiden. So resignirte sie sich und empfing die unwillkommene Schwiegertochter. Leoniens Schönheit und Kindlichkeit besiegten dann jedoch sehr schnell der alten Dame Vorurtheil; sie gewann das Kind aus dem Volke bald so lieb, daß Leonie eine wahre Mutter in ihr fand. Und der Leser wird nicht fragen, ob der Baron glücklich war; denn er wird es wissen; wo sich beim Manne die Liebe auf Herz und Seele ihren Altar baut, da wird auch das Glück blühen. Ob aber dieses Glück der Gatten fürs Leben ohne Stürme bleibt, das steht hinter der verschleierten Zukunft geschrieben.

Einige Monaten früher hatte der Assessor seine Maud h imgeführt, den Assessor quittirt und sein Naturforscherstudium wieder aufgenommen. Meist befindet er sich mit seiner kleinen Frau auf Reisen, und kommen beide nach Deutschland, so ist ihr liebster Aufenthalt das Schloß zu Rosenthal, wo die schöne Leonie als Herrin waltet.

Auch der alte Engländer, dem es, nachdem sich Maud von ihm getrennt hatte, zu einsam in der Heimath wurde, ist ins Schloß übergesiedelt, und wenn er mit der alten Baronin an den langer Winterabenden nicht am Schachbrett sitzt, so schaukelt er eine goldblonde kleine Leonie auf seinen Knien, die der großen Leonie sehr ähnlich zu werden verspricht und die des alten Herrn Liebling immer mehr wird, so daß sie ihn selbst in seiner Münzenkammer stören darf, über welche der Baron, so große Lust ihm diese Liebhaberei auch gewährt, doch nie die Pflichten eines Gatten vergißt.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 113. Sonntag, den 24. September *1871.*

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Mathilde wußte sich noch immer nicht zu erklären, weshalb der Rentner gerade diesen Menschen ihr zur Begleitung geschickt hatte, aber weit entfernt ein Mißtrauen zu hegen, erklärte sie sich unverzüglich bereit, zu folgen, als Schmelzer nach wenigen Minuten mit der Meldung erschien, „der Wagen warte unten."

Der Vagabund flüsterte dem Kutscher leise einige Worte zu und setzte sich, nachdem das Mädchen eingestiegen war, auf den Bock.

Der Wagen fuhr durch einige Straßen und Gäßchen, ließ dann die Stadt hinter sich und rollte über die Landstraße, bis er endlich vor einem kleinen, verfallenen Hause, welches einsam in der Haide lag, hielt.

Weder der Kutscher noch Schmelzer hatten das Rufen des Mädchens beachtet, welches, als der Wagen die Stadt verließ, bereits bitter bereute, sich diesem Menschen anvertraut zu haben. „Wohin führt Ihr mich?" war die erste Frage, welche sie an Schmelzer richtete, als dieser die Thür öffnete.

„Wir sind gleich an Ort und Stelle," entgegnete der Vagabund gelassen, „da der Kutscher sich weigert, weiter zu fahren, so werden wir wohl die kurze Strecke zu Fuß zurücklegen müssen."

„Aber ich werde nicht folgen," versetzte Mathilde, von einer ihr unerklärlichen Angst befallen, „ich fahre in die Stadt zurück."

„So werde ich Sie begleiten," erwiderte der Vagabund mit gelassener Ruhe. Kaum fünf Minuten von hier entfernt, hinter jenem Fichtenwäldchen, liegt das Landhaus, welches Ihr Herr Vater für den Sommer gemiethet hat. Sie würden sich in den Augen des Kutschers eine Blöße geben, wenn Sie so nahe dem Ziele wieder umkehren wollten."

Er hatte die letzten Worte flüsternd gesprochen und dabei auf den Kutscher gezeigt, der bei seinen Pferden stand und, während er die Zügel ordnete, dann und wann einen Blick auf die Beiden warf.

Sei es, daß die Ruhe und Gelassenheit Schmelzers das Mißtrauen schwinden ließ, sei es, daß Mathilde der allerdings nicht unwahrscheinlichen Angabe, ihr Vater habe ein Landgut für den Sommer gemiethet, Glauben schenkte, genug, sie stieg aus, und in der nächsten Minute rollte der Wagen in rasender Eile wieder zur Stadt zurück.

„Bevor wir weiter gehen, erlauben Sie, daß ich in diesem Hause einen Augenblick ausruhe," nahm der Vagabund jetzt das Wort, indem er die Thür der Hütte öffnete. „Das ganze Terrain, welches Sie hier sehen, gehört zu jenem Landgute, und irre ich nicht, so beabsichtigt Ihr Herr Vater, diese Baracke zu einem Sommerpavillon einzurichten. Sie ist zwar etwas baufällig, aber ein frischer Anstrich von Außen und eine würdige Ausstattung im Innern werden diese Mängel verdecken."

Junge Mädchen sind stets neugierig, und

Mathilde, welche der Angabe Schmelzers vollen Glauben schenkte, konnte nicht unterlassen, einen Blick in das Innere der Hütte zu werfen, zu welchem Zwecke sie über die Schwellen derselben trat. Der Vagabund schloß die Thür von innen zu, schob einen schweren Riegel vor, an welchem ein großes Vorhängeschloß hing, und zeigte auf die Treppe.

„Hinauf!" herrschte er rauh. „Sie sind jetzt in meiner Gewalt, und keine Macht soll Sie aus derselben befreien, so lange ich noch für einen Athemzug Luft in der Lunge habe!"

Das Mädchen richtete sich stolz auf, mit der Schnelligkeit des Blitzes durchzuckte ihre Seele die Ueberzeugung, daß sie ihre Geistesgegenwart bewahren müsse, um sich aus der Falle wieder retten zu können, in welche sie so leichtfertig gegangen war.

„Was soll das, Elender?" entgegnete sie so fest und entschieden, als sei dies Haus das ihrige und ein Dutzend Diener bereit, auf den ersten Wink sich auf den Schurken zu stürzen.

„Oeffnet die Thür und befreit mich von Eurer Gegenwart, oder" —

„Oder?" fiel Schmelzer ihr höhnisch in's Wort. „Hol mich der Henker, dies „Oder" ist hier schlecht angebracht. Es hat keinen Sinn, schönes Fräulein, die Drohung, welche hinter ihm liegt, ist ohnmächtig, so ohnmächtig, daß der furchtsamste Mann nicht vor ihr erschrecken würde. Wir sind die einzigen Personen in dieser alten Baracke, weit und breit kein Haus, kein lebendes Wesen. Die Landstraße liegt eine Viertelstunde von hier entfernt, der Fußweg, welcher hier vorbeiführt, wird selten oder nie begangen. Kurz, das Häuschen bietet einem verliebten Pärchen ein sicheres Versteck, deßhalb auch suchte ich es mir aus."

„Sie vergaßen, daß ich eher den Tod als die Schande wählen werde," entgegnete Mathilde, die sich kaum aufrecht zu halten vermochte.

„Pah, es stirbt sich nicht so rasch," fuhr der Vagabund achselzuckend fort.

„Laßt mich gehen," bat das Mädchen, „nehmt meinen ganzen Schmuck und öffnet mir dafür die Thür, ich verspreche Euch, daß ich Euch mit keiner Silbe verrathen will."

„Was nützt mir der Schmuck, ich will Sie haben! Hätte ich nur nach dem Schmucke Verlangen getragen, würde ich ihn genommen haben und die Schatulle Ihres Vaters dazu. — Ich bin ein freier Amerikaner!" fuhr er nach einer Pause fort, indem er sich in die Brust warf und die Mütze lüftete, „da drüben sind die Frauen ein gesuchter Artikel, und weil ich drüben keine finden konnte, die mich haben wollte, so nehme ich Sie mit; ich denke, das ist einfach und leicht zu begreifen."

„Glaubt Ihr, daß Euch das gelingen wird?" fragte Mathilde entrüstet. Schmeichelt Ihr Euch wirklich mit der Hoffnung, ich werde einem solchen Scheusal freiwillig folgen?"

„Pah, das wird sich finden," spottete der Amerikaner, „habe ich Sie erst einmal in Bremen, so habe ich Sie auch in Amerika."

„Und wie wollt Ihr es bewerkstelligen, mich nach Bremen zu bringen? Denkt Ihr nicht daran, daß ich jeden Menschen zur Hülfe gegen Euch rufen, daß ich mich an jeden Beamten wenden werde?"

„Ganz recht, ich habe daran gedacht, und einen Plan entworfen, den Sie vielleicht abenteuerlich finden, der aber jedenfalls schlau ersonnen ist. Sie werden die Güte haben, den Anzug anzulegen, welchen Sie oben in ihrem Schlafgemach finden. Wenn dieses Gemach nicht so elegant und bequem eingericht ist, wie Ihr früheres Kabinet, so bitte ich tausendmal um Entschuldigung. Die Eile, mit der ich meine Vorkehrungen machen mußte, ließ mir unmöglich Zeit, an Alles zu denken. Für den Fall, daß Sie sich weigern, meinen Befehlen Folge zu leisten, sehe ich mich genöthigt, selbst Hand anzulegen; nun, ich denke, von ihrem künftigen Gatten können Sie sich das gefallen lassen. In der Uniform eines Gensd'armen werde ich Sie nach Bremen bringen, damit Sie nicht auf die thörichte Idee eines Fluchtversuchs fallen, lege ich Ihnen Handschellen an."

„Allerdings, sehr abenteuerlich und dazu unausführbar."

„Nicht so unausführbar, wie Sie glauben; hören Sie weiter. Unsere Papiere sind in bester Ordnung, sie gelten für eine Amerikanerin, welche sich der Ermordung ihrer Geschwister durch Gift schuldig gemacht hat. Um

jeder genaueren Nachforschung vorzubeugen, werde ich Jedem, der sich nach Ihrem Verbrechen erkundigt, Jedem, den Sie anzusprechen wagen, Jedem, dem wir begegnen, mittheilen, daß Sie wahnsinnig seien. So mache ich alle Ihre Versuche, die Hülfe Anderer gegen mich anzurufen, zu Schanden, man wird mich bemitleiden, Ihnen fluchen."

„Schändlich! murmelte das Mädchen entsetzt.

„Wie finden Sie den Plan? Ist er nicht fein und schlau angelegt?"

Mathilde wandte dem Schurken schweigend den Rücken und trat in ein Zimmer, dessen Thüre sie hinter sich in's Schloß warf. Sie sah wohl ein, daß sie ganz in der Gewalt dieses Menschen war, und zweifelte nicht, daß dieser sein Vorhaben ausführen werde. Sie mußte Zeit zu gewinnen suchen, um über die Mittel zu ihrer Rettung nachdenken zu können.

„Ich hoffe, Sie fügen sich geduldig in das Unvermeidliche," fuhr Schmelzer fort, der dem Mädchen in das Zimmer gefolgt war, „thun Sie dies, so werde ich Ihnen die Beschwerden der weiten Reise zu erleichtern suchen, im entgegengesetzten Falle aber kenne ich Mittel genug, Sie für Ihre Widerspenstigkeit zu bestrafen. Die Hütte steht heute zu Ihrer Verfügung, oben unter dem Dach finden Sie Ihr Lager, in diesem Korbe hier Lebensmittel und in jenem Kruge Wasser."

Nach diesen Worten verließ der Vagabund das Zimmer und gleich darauf auch das Haus, dessen Thür er mit vielem Geräusch abschloß.

In Fieberhast durcheilte Mathilde das alte Haus, jedes Fenster, deren nur drei sich vorfanden, war vergittert. Vergebens rüttelte sie an den Eißenstäben, sie waren fest in den Stein eingelöthet, was konnte das Mädchen mit den schwachen zarten Händen ausrichten!

Da fiel der Blick Mathildens auf die Wand, an der an einzelnen Stellen der Lehm abgekrümmelt war. Neuer Muth beseelte sie, gelang es ihr, durch die Wand, welche so sehr dick nicht sein konnte, ein Loch zu brechen, bevor der Vagabund zurückkehrte, so war sie gerettet. Aber womit? Sie entdeckte den Wasserkrug, schlug ihn entzwei und begannn mit den Scherben ihre mühsame Arbeit.

7. Kapitel.

Nachdem Ernst in seiner Wohnung von den Strapazen ausgeruht und gefrühstückt hatte, ging er zu seinem Freunde, dem Doktor Schacht, um in dessen Begleitung Schulz einen Besuch abzustatten.

In der Zelle des Gefangenen angekommen, setzte der Advokat sich auf die Bank und bat den Ackerer, ihn ruhig anzuhören und seinem Rath zu folgen. Er theilte ihm jetzt den Inhalt des Anklageaktes mit, verhehlte ihm nicht, daß bei dem jetzigen Stand der Dinge Zehn gegen Eins zu wetten sei, daß Schulz auf Grund der vorliegenden Beweise verurtheilt würde, und knüpfte zum Schluß an seine Mittheilungen den Bericht über die Unterredung, welche am verwichenen Abend zwischen dem Rentner und Wetterau stattgefunden hatte.

Der Ackerer ging mit großen Schritten in seiner Zelle auf und ab. Die eindringlichen Worte des Juristen, die Klarheit, mit der jener die Sachlage aufdeckte und den voraussichtlichen Gang derselben entwickelte, noch mehr aber die offenen ehrlichen Züge des Advokaten blieben nicht ohne Eindruck auf ihn. Er sah ein, daß er vor einem Abgrunde stand, an dessen Dasein er bisher, auf seine Unschuld bauend, gezweifelt hatte.

„Nur eins kann Sie retten," schloß der Advokat, „vollgültige Beweise für Ihre Unschuld!"

„Die nicht anders beizubringen sein werden, als durch die Entdeckung des Mörders," setzte Ernst hinzu.

„Allerdings," fuhr Schacht fort; „es ist leicht, sehr leicht, gegen den unbescholtensten Menschen Beweise beizubringen, welche ihn irgend einer verbrecherischen That verdächtigen, ja nach dem Buchstaben des Gesetzes vollständig überführen, sehr schwer dagegen, solche Beweise zu widerlegen."

„Mag sein," warf der Ackerer ein, „aber müssen die Geschworenen nicht einsehen, daß der Tod meines Herrn mir nicht den geringsten Vortheil einbrachte?"

„Nein, das Gegentheil liegt näher," versetzte der Advokat. „Der Tod Ihres Herrn überhob Sie der Verpflichtung, über die erhaltenen Gelder Rechenschaft abzulegen, die

ersparten zweihundert Thaler blieben in Ihrem Besitze. Sie konnten durch das Dokument auf Ihren Pflegesohn einwirken, sich vielleicht des Vermögens bemächtigen und" —

„Halten Sie ein!" fiel Schulz ihm ins Wort. „Sie haben Recht. An Alles dies dachte ich bisher nicht, meiner Seele lag diese Vermuthung so fern, daß es selbst im Traum mir nicht in den Sinn gekommen wäre, auf sie zu fallen."

„Der Instruktionsrichter hat sie nur angedeutet, der Staatsanwalt wird sie ausbeuten," nahm der Advokat wieder das Wort. „Der Mord muß gerächt werden, der Schein ist gegen Sie, was also ist natürlicher, als daß der Staatsanwalt die Anklage aufrecht hält und nach besten Kräften sie zu beweisen sucht! Die Geschworenen sehen nicht tiefer, wie sie vermögen, sie nehmen die im Anklageakt aufgeführten Vermuthungen als indentisch mit Ihren Absichten an und — Sie sind überführt!"

Der Landmann hatte sich auf die Bank gesetzt; das Kinn auf die Hände gestützt, sah er eine Weile nachdenklich vor sich hin. „Den wahren Mörder ausfindig machen!" erwiderte er endlich; „dazu hätte man damals Schritte thun sollen, gleich nach jener Nacht, heute sind drei Monate seitdem verstrichen!"

„Machte ich Sie nicht derzeit darauf aufmerksam, als ich gleich nach Ihrer Verhaftung mich zu Ihrem Rechtsbeistand ankot?" erwiderte der Advokat. „Sie wiesen mich barsch und stolz zurück."

„Freilich, damals wußte ich noch nicht, was ich heute weiß," fuhr Schulz ungeduldig fort. „Was nun?"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Von den russischen Soldaten pflegte Napoleon I. zu sagen, die Disciplin sei bei ihnen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß es nicht genüge, einen russischen Militär todtzuschießen; man muß ihn dann noch erst umwerfen, ehe man weiter vordringen könne. Bei einem großen Gewitter bewährte sich vor kurzer Zeit die russische Disciplin wieder in ungewöhnlicher Weise: In Minsk schlug der Blitz ohnlängst in das Militär-Proviantgebäude, zertrümmerte das halbe Dach mit fast sämmtlichen Dachsparren, und fuhr dann in das Bayonnet der vor dem Magazin befindlichen Schildwache. Der Wache haltende Soldat, Andrei Borissoff mit Namen, 25 Jahre alt, und erst bei der letzten Aushebung recrutirt, patrouillirte ruhig vor dem Gebäude mit geschultertem Gewehr, als der Blitz in das Bayonnet schlug. Der Strahl zog sich längs dem Gewehrlauf, fand ein Hinderniß an dem Holzwerk des Kolbens, bog sich um das Schloß herum, ohne die Hand des Soldaten zu verletzen, riß das ganze untere Stück des Kolbens weg und fuhr dann in die Erde. Der Soldat war halb todt vor Schreck, behielt jedoch so viel Geistesgegenwart, daß er stehend an das Gebäude lehnte und das Gewehr nicht los ließ. Es kamen Leute dem Soldaten zu Hülfe und wollten ihn wegtragen, aber er weigerte sich mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte und seines Bewußtseins, und verlangte reglementmäßige Ablösung. Man mußte erst zur Hauptwache schicken, und die getreue Schildwache hielt wirklich noch 20 Minuten aus, bis die Ablösung da war. Darauf brachte man den Soldaten nach dem Hospital, wo er in Folge des Schreckes noch längere Zeit krank blieb. Unstreitig ist eine Disciplin, welche den Soldaten blitz- und donnerfest macht, eine ungewöhnliche zu nennen, und rechtfertigt wohl den obigen Ausspruch Napoleons.

Gelegentlich der diesjährigen Feier zur Erinnerung an die vor 372 Jahren gelieferte Schlacht von Dornach, in der Schweiz, hatte ein Wirth seinen Garten mit folgender Inschrift geziert:

„Der Mensch versuche die Götter nicht,
aber mein Bier.
Schiller, Schnider u. Comp."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 114. Dienstag, den 26. September 1871.

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Schulz warf rasch einen Blick auf Ernst, dessen Zügen bei den letzten Worten Ueberraschung ausdrückten.

„Er war der Oheim Mathildens?" fragte er.

„Allerdings," fuhr Schacht fort, „und das wußtest Du noch nicht?"

„Nein. Ich hörte wohl, daß der Ermordete „Krämer" heiße, war aber weit entfernt, in demselben einen Verwandten des Rentners Krämers zu vermuthen."

Schulz hatte sich erhoben. „Wir werden darüber noch später miteinander reden," wandte er sich zu dem jungen Manne, „für jetzt bitte ich sie, mich mit diesem Herrn allein zu lassen. Sie werden diesen Wunsch ehren, wenn ich Ihnen sage, daß mich Gründe zu demselben bestimmen, die nicht nur für mich, sondern auch für das Wohl eines Dritten schwer wiegen." Ernst kam der Bitte ohne Aufschub nach.

„Er ist der Sohn des Ermordeten?" fragte der Advokat, als der junge Mann die Zelle verlassen hatte.

Der Ackerer nickte schweigend. „Sie werden begreifen, weshalb ich ihn hinausschicke," versetzte er, „noch ist die Stunde nicht gekommen, in der er Alles wissen darf." — Er theilte jetzt dem Juristen mit, in welchem Verhältniß er zu dem Ermordeten gestanden hatte, berichtete ihm den Haß der beiden Brüder gegen einander, die Gründe, welche Krämer bewogen, Europa zu verlassen, und den Auftrag, der ihm in Bezug auf das Kind seines Herrn geworden war.

„Und von alledem ahnt Ernst bis heute noch nichts?" fragte Doktor Schacht erstaunt.

„Nicht das Geringste," fuhr Schulz fort. „Ich ließ nach dem Willen meines Herrn das Kind ein Jahr lang bei der Wärterin und brachte es dann der Wittwe Heller, welche ich als eine brave, verschwiegene Frau kannte. Ihr sagte ich, das Kind sei ein Findling, ich dürfe es nicht mit mir nach Hause nehmen, sie solle einstweilen die Erziehung desselben übernehmen, bis ich die Eltern gefunden habe. Sie versprach, meinen Anordnungen getreu nachzukommen, gelobte mir strenge Verschwiegenheit und hat dies auch bis zur Stunde redlich gehalten. Im nächsten Jahre wird Ernst großjährig, dann wollte ich ihn seinem Oheim vorstellen, das Dokument vorzeigen und dafür Sorge tragen, daß er sein Vermögen erhielt."

„Das Dokument befindet sich in den Händen Wetterau's," bemerkte der Advokat, „wissen Sie, welcher Notar es ausfertigte?"

„Ich habe mich nie darum bekümmert, Gottfried wird mir das Papier zurückschaffen."

„Aber wenn ihm dies nicht gelingt?"

„Seien Sie unbesorgt, es wird ihm gelingen."

„Zunächst kommt es darauf an, Sie aus diesem Hause zu befreien," nahm der Abdvokat nach einer Pause wieder das Wort, „alles Andere ist vorläufig Nebensache. Haben Sie gegen Niemanden Verdacht? Sprechen Sie ihn frei und unverhohlen aus. Stand der Ermordete vielleicht mit Jemandem hier in der Stadt in brieflichem Verkehr?"

„Nicht, daß ich wüßte," entgegnete der Ackerer. „Freunde ließ er nicht zurück, als er auswanderte, und der Haß gegen seinen Bruder war noch nicht versöhnt. Mit wem also hätte er in Briefwechsel stehen können?"

„Und doch ist es kaum anzunehmen, daß Raubmörder ihn überfallen haben sollten. Daß er seiner Werthsachen beraubt war, kann nicht als gültiger Beweis dienen."

„Nein, gewiß nicht," fiel Schulz lebhaft ihm in's Wort. „Ich habe mir auch gleich gedacht, daß dies nur ein Kniff gewesen sei, um den Verdacht auf Raubmörder zu lenken. Ein Gedanke, Verdacht kann ich ihn nicht nennen, tauchte beim Anblick der Leiche in meiner Seele auf," fuhr er leise fort, „ein Gedanke, den ich nicht von mir abwehren kann. Sehen Sie, als ich der Leiche in's Antlitz blickte, dachte ich an den Haß, den Geiz und die Habsucht Jakobs, in seinen Händen ruhte das Vermögen des Bruders, waren dieser und dessen Kind beseitigt, so durfte er die Summe behalten, Niemand konnte ihm den Besitz streitig machen."

Der Advokat blickte, in Gedanken versunken, schweigend zu Boden und biß die Spitzen der Fingernägel ab, eine Beschäftigung, zu der er unwillkührlich überging, sobald irgend eine Rechtssache sein Denken ernstlich in Anspruch nahm. „Sie glauben also, daß Jakob" —

„Ich glaube nichts, ich sage nur, ich dachte hieran," fiel Schulz ihm rasch in's Wort. „Und gibt die Unterredung Krämers mit Wetterau diesem Gedanken nicht einen Anschein von Begründung?"

„Freilich! Aber durch wen sollte er die Rückkehr seines Bruders erfahren haben;"

„Die Frage habe ich mir schon oft vorgelegt, ohne eine Antwort darauf finden zu können, und deshalb bin ich stets von jenem Gedanken wieder zurückgekommen."

„Sollte gar Wetterau der Mörder sein?" fragte der Advokat.

„Wetterau?" erwiderte Schulz verächtlich. „Er ist eine feige Memme, seine Hand würde zittern, wenn sie ein Pistol abfeuern sollte."

Der Doktor nahm seinen Hut. „Ich werde nachforschen," sagte er.

„Schweigen Sie gegen Jeden über diesen Punkt, wir können nicht vorsichtig genug zu Werke gehen, bei dem leisesten Verdacht von Seiten Krämers würden meine Schritte fruchtlos sein. Was Ernst betrifft, so halte ich es für das Beste, daß er vorläufig von seiner Verwandtschaft mit Krämer Nichts erfährt," fuhr er fort, „für den Rentner sowohl, wie für dessen Neffen muß dieß vorläufig noch ein Geheimniß bleiben, wenn wir freie Hand behalten wollen."

Schulz reichte dem Advokaten die Hand. „Der Himmel möge Ihre Bemühungen mit einem guten Erfolge krönen," versetzte er, „nur um Eins bitte ich Sie, schonen Sie Mathilde, die Tochter des Rentners. Ist der Vater wirklich schuldig, was ich noch nicht glauben mag, so" —

„Auch hierauf werde ich Rücksicht nehmen," unterbrach Schacht den alten Mann. „Ernst ist mein Freund, er liebt Mathilde. schon seinetwegen werde ich das Mädchen schonen."

Der Advokat schlug sofort den Weg zur Wohnung der Wittwe Heller ein. Es schien ihm unumgänglich nöthig, die besonnene verschwiegene Frau in das Geheimniß einzuweihen, damit durch sie Alles ferngehalten werde, was den jungen Mann einen Blick in das Dunkel werfen lassen konnte. Wie er es bewerkstelligen sollte, in das Dunkel, welches den Mord umschwebte, Licht zu bringen, wußte er selbst noch nicht. Er mußte gestehen, der Verdacht gegen den Rentner entbehrte der Wahrscheinlichkeit nicht, Krämer zog aus dem Tode seines Bruders einen bedeutenden Vortheil, und der Charakter dieses Mannes, seine unersättliche Habgier, mußten den Verdacht eher stärken denn entkräften. Es schien dem

Advokaten rathsam, den Rentner durch einen Spion beobachten zu lassen, und er wollte gleich nach seiner Unterredung mit der Wittwe sich nach einem Individuum umsehen, welches sich hierzu eignete.

Frau Heller war keineswegs überrascht, als Schacht ihr das Geheimniß mittheilte, welches ihren Pflegesohn umschwebte. Für sie war dies längst kein Geheimniß mehr gewesen, einige Andeutungen aus dem Munde des Ackerers hatten sie schon vor Jahren zu dem Schlusse geführt, daß Ernst der Sohn Karl Krämers sein müsse. Sie hörte die Mittheilungen des Advokaten schweigend an und versprach, die strengste Verschwiegenheit zu beobachten. Sie selbst theilte den Verdacht des Ackerers nicht; wenn auch Krämer ein habsüchtiger Filz sei, meinte sie, so glaube sie doch nicht, daß er ein solches Verbrechen begehen könne, um so weniger, als es sich ja um eine verhältnißmäßige kleine Summe handle und der Rentner ein sehr reicher Mann sei.

Der Advokat schüttelte den Kopf und beharrte bei seiner Ansicht. Er bedauerte nur, daß der Mann, dessen er sich sicher in solchen Fällen bedient habe, gestorben sei, jener würde sich als Spion an die Ferse Krämer's geheftet und Licht in die Sache gebracht haben. Er schärfte nach diesen Worten der Wittwe nochmals Verschwiegenheit ein und verließ dann das Haus, um in seinem Bureau über die Schritte, die er in dieser Angelegenheit thun mußte, reiflich nachzudenken.

Als der Advokat sich entfernt hatte, stieg die Wittwe eine Treppe höher und trat in ein kleines, traulich eingerichtetes Gemach, in welchem Helldau vor seinem Bücherschrank saß, emsig mit dem Anstaunen und Ordnen seiner Schätze beschäftigt.

„Denken Sie sich meine Freude," hob der Buchhalter an, als die Wittwe eintrat; ich gehe gestern bei einem Trödler vorbei und sehe dort mehrere Bücher auf dem Tische liegen. Sie kennen meine Passion und können denken, mit welcher Hast ich eintrat, als ich bemerkte, daß diese Bücher sämmtlich in Schweinsleder gebunden waren. Und was glauben Sie, das ich dort entdeckt habe?"

„Nun? Was wird's gewesen sein?" fragte Frau Heller lächelnd.

„Was es gewesen ist?" fuhr der Buchhalter fort, indem er einen Augenblick den Staubbesen ruhen ließ, um der Fragenden mit leuchtendem Auge in's Antlitz zu schauen. „Erstens eine Geschichte aller adeligen Geschlechter unsers Landes, nebst dem Abdruck ihrer Wappen und zwar aus dem vorigen Jahrhundert; ich sage Ihnen, der Fund ist unbezahlbar. Ferner eine Bibel, übersetzt von Martin Luther, ein Exemplar des ältesten Drucks, und Drittens, — — nun rathen Sie einmal."

„Sie verlangen Unmögliches von mir, wie kann ich den Titel eines Buches errathen."

„Ganz recht, Sie können es nicht, selbst wenn ich Ihnen den Titel nenne, werden Sie mir kaum glauben. Es ist eine Ausgabe des Don Carlos, von Schiller's eigener Hand abgeändert und verbessert." Er öffnete das Buch und hielt es der Wittwe hin.

„Sind Sie überzeugt, daß die Randbemerkungen von Schiller's Hand niedergeschrieben sind?" fragte Frau Heller, nachdem sie einen Blick in das Buch geworfen hatte. „Mir scheinen jene Bemerkungen dem Hirn eines Gymnasiasten entsprungen zu sein, Geist verrathen Sie nicht."

„Glauben Sie denn, jedes Wort, aus der Feder dieses Mannes geflossen, müsse geistreich sein?" zürnte Helldau. „Mir hat der Trödler die feste Versicherung gegeben, daß dieses Buch aus der Bibliothek des großen Dichters stamme und" —

„Dieser Beweis muß genügen," fiel die Wittwe ihm ins Wort. „Doch lassen wir dieses Thema jetzt ruhen. Haben Sie dem Rentner bereits aufgekündigt?"

Der Buchhalter konnte einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken. „Ach Gott, nein," erwiderte er. „Sie wissen ja selbst, wie schwer es mir fällt, einen andern Posten zu finden, und bevor ich einen solchen nicht habe, mag ich nicht aus meiner jetzigen Stellung scheiden, weil es mir widerstrebt, müßig zu gehen."

„Und doch hatten Sie damals so gute Aussichten!"

„Allerdings, sehr gute sogar, aber des

Menschen Vergangenheit bestimmt sehr oft seine Zukunft. Alle Kaufherren, bei denen ich mich um die erledigte Stelle bewarb, schoben den Grund vor, ich sei bei dem Rentner Krämer gewesen, und das genüge ihnen, mich abzuweisen. Meine Fähigkeiten, mein solider Lebenswandel, meine Pflichttreue, Alles das kam nicht in Betracht, ich habe früher bei einem Schurken in Dienst gestanden, und schloß daraus, daß ich selbst ein Schurke sein müsse."

„Krämer ein Schurke?" fragte die Wittwe erstaunt.

Der Buchhalter nickte wehmüthig. „Ja, ja, es ist leider nur zu wahr. Wissen Sie, weshalb ich vor einigen Monaten der Frau Schulz in C. das Dokument aus den Händen spielen sollte? Weil es eine Zahlungs-Anweisung auf das Vermögen seines Bruders enthält und er seinen Neffen darum betrügen wollte, Vor acht Tagen erfuhr ich's, mein Prinzipal hatte sich eine Abschrift von dem Akt verschafft und zeigte mir dieselbe, um mich von der Wichtigkeit der Sache zu überzeugen."

„Nun, und Sie?" forschte die Wittwe.

„Ich schwieg," fuhr Helldau achselzuckend fort, „schweigen und das Seinige denken, ist in solchen Fällen stets das Rathsamste, in entscheidenden Moment kann man ja noch immer handeln. Er wollte mich beauftragen, dem Bürgermeister in C. das Dokument mit List oder Gewalt zu entreißen; wenn es nicht anders zu bewerkstelligen sei, so könne ich ja ein halbes Dutzend Gauner in Sold nehmen und durch Einbruch mich des Papiers bemächtigen. Ich lehnte aber die Ausführung dieses Auftrages ab, unter dem Vorwande, ich sei in dergleichen Angelegenheiten nicht bewandert und müsse ihn deßhalb bitten, sich nach einem Andern umzusehen."

„Und das hat er gethan?"

„Ich weiß es nicht, seit jenem Tage habe ich nichts mehr darüber gehört."

Die Wittwe sann einen Augenblick nach. „Ist durch Ihre Weigerung das Vertrauen Krämer's zu Ihnen in etwas erschüttert?" fragte sie endlich.

„Nicht im Geringsten, der Rentner weiß, daß ich schweige und mich um seine Privat-Angelegenheiten nicht kümmere, so lange er selbst nicht für nöthig erachtet, mich in dieselben einzuweihen."

„Können Sie auch ohne sein Willen und Wollen einen Blick in dieselben werfen?"

Helldau sah erstaunt der Fragenden ins Antlitz. Welches Interesse konnte sie an den Privat-Angelegenheiten Krämer's nehmen? „Wenn ich dies wollte, gewiß, aber" —

„Aber Sie begreifen nicht, weßhalb ich diese Frage stelle? Weil — aber kann ich mich auf Sie verlassen? Werden Sie das Geheimniß, welches ich Ihnen anvertraue, streng bewahrer und was die Hauptsache ist, eher ihren Herrn, als mich verrathen?"

Das Erstaunen des Buchhalters wuchs, er bot der Wittwe seine Hand. „In diesem Punkte dürfen Sie ganz ruhig sein," erwiderte er, „Krämer ist in meiner Achtung gesunken. Verlangen Sie nicht etwas von mir, was Mathilden zum Nachtheil gereichen könnte" —

„Keineswegs, fern sei es von mir, dem Mädchen zu nahe treten zu wollen."

„So reden Sie und seien Sie überzeugt, daß ich meinen Herrn nicht schonen werde, wenn Ihr Interesse dies erfordert."

„Für's Erste muß ich Ihnen denn mittheilen, daß Ernst nicht mein Sohn, sondern ein angenommenes Kind ist," nahm Frau Heller das Wort.

Helldau konnte sich nicht enthalten, der Wittwe einen sehr zweideutigen Blick zuzuwerfen, den diese nicht bemerkte.

Fortsetzung folgt.)

Charade.

Die Erste deckt, als sich're Wehr,
Uns bei der Feinde Nah'n;
Die Zweite trifft man nimmermehr
Auf trocknem Boden an.
Das Ganze, wahrhaft ein Koloß,
Ist von dem Zweiten ein Genoß.

Auflösung der Zweisylbigen Charade in Nr. 109 des Unterhaltungsblattes: „Nothwehr."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 115. Donnerstag, den 28. September **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

„Er ist der Sohn Karl Krämer's, des Bruders Ihres Prinzipals. Als sein Vater auswanderte, ließ er das Kind zurück und übergab dasselbe seinem früheren Diener Konrad Schulz, demselben, welcher gegenwärtig im Gefängniß sitzt, mit dem Auftrage, das Kind als sein eigenes zu halten und erst bei dessen Großjährigkeit den wahren Namen desselben ihm zu offenbaren."

Helldau war überrascht, eine solche Enthüllung hatte er nicht erwartet. „Er weiß also selbst nicht, daß der Rentner sein Oheim ist?" fragte er.

„Nein, und es ist besser, wenn er es vorläufig noch nicht erfährt. Krämer weiß zwar, daß sein Neffe noch lebt, daß er seiner Zeit kommen und das Vermögen seines Vaters fordern wird, aber kann Ernst dies, wenn ihm das Dokument fehlt?"

„Nein, nein," versetzte Helldau erregt, „die Forderung würde eine Streitfrage werden und das Gericht schließlich das Vermögen verschlungen haben. Aber was soll ich in dieser Angelegenheit thun?"

„Sie müssen den Rentner beobachten, erforschen, ob er das Dokument sich verschafft hat, oder nicht, überhaupt ihn bewachen, bis der Augenblick gekommen ist, in welchem Ernst selbstständig handeln kann."

„Und wann wird dieser Augenblick kommen?"

„Im nächsten Jahre, wenn Ernst großjährig ist."

Der Buchhalter ging mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab und blieb endlich vor der Wittwe stehen.

„Es wird mir schwer fallen, so lange bei einem Manne auszuhalten, den ich verachte," versetzte er, „dann aber auch, abgesehen hiervon, vergessen Sie nicht das Versprechen, welches Sie mir gaben. Sie sagten an jenem Abend, Sie wollten auf meinen Antrag dann antworten, wenn es mir gelungen sei, einen anderen Posten zu erhalten, heute befehlen Sie mir, noch ein ganzes Jahr bei dem Rentner zu bleiben, dadurch" —

„Ist jenes Versprechen nicht aufgehoben," unterbrach Frau Heller ihn rasch, „ich werde es vielleicht abändern müssen."

„Abändern?" fragte Helldau. „In welcher Weise?"

„Nun, vielleicht dahin, daß ich Ihnen das Jawort gebe, sobald Sie mir Gewißheit verschafft haben, ob Krämer im Besitz jenes Dokuments ist."

Ein freudiges Lächeln glitt über die Züge des Buchhalters.

„Sie sollen diese Gewißheit haben," entgegnete er, und man hörte an dem Tone, in welchem er diese Worte sprach, daß ihm eine Last vom Herzen gefallen war, „schon heute werde ich das wenig beneidenswerthe Amt eines Spions bei meinem Herrn antreten. Aber halt, — gesetzt, der Rentner besitzt das Dokument, genügt es nicht, wenn wir den

Namen des Notars wissen, welcher jenen Akt ausgefertigt hat? Wir lassen eine Kopie anfertigen und die erste Abschrift für ungültig erklären."

Die Wittwe gab hierzu ihre Zustimmung, und eine Viertelstunde später ging Helldau in den Gasthof, in welchem der Rentner einstweilen seine Wohnung aufgeschlagen hatte.

In dem Augenblicke als er die Thür öffnete, trat Krämer ihm schon mit der Frage entgegen, ob er Mathilde nicht gesehen habe, das Mädchen sei während seiner Abwesenheit ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt.

Der Buchhalter suchte seinen Herrn zu beruhigen. Sie werde vielleicht Einkäufe besorgen, meinte er, der Brand habe wahrscheinlich die nöthigsten Toilette-Bedürfnisse verschlungen, man möge nur ruhig abwarten.

Der Rentner schüttelte ungeduldig das Haupt. Eine Ahnung drücke ihn schwer, versetzte er, er selbst könne sich den Grund derselben nicht erklären, aber es sei ihm, als müsse dem Mädchen ein Unglück begegnet sein.

Noch nie sei sie ausgegangen, ohne dem Vater Lebewohl gesagt zu haben, daß sie dies gerade heute, am Tage nach dem Brande, vergessen haben solle, scheine ihm unwahrscheinlich.

Helldau fand die Angst seines Herrn übertrieben und grundlos; um den Gedanken desselben eine andere Richtung zu geben, fragte er ihn, ob er für die Assekuranz-Gesellschaft das Inventar der verbrannten Gegenständen anfertigen solle, aber Krämer bezeigte keine Lust dazu. Trotzdem begab der Buchhalter sich unverzüglich an's Werk, aber da er auf seine Fragen entweder keine oder unzusammenhängende Antworten erhielt, so legte er endlich die Feder hin.

Die Angst und Unruhe Krämers wuchs mit jeder Minute: endlich schellte er, um sich bei dem Kellner zu erkundigen, wann seine Tochter ausgegangen sei. Der Kellner zuckte die Achseln und erwiderte, das Fräulein sei in Begleitung eines verdächtig aussehenden Menschen gleich nach dem Frühstück davon gefahren, wohin, wisse er nicht, wenn er nicht irre, habe er gehört, jener Mensch wolle sie in die neue Wohnung ihres Vaters bringen.

Krämer erkundigte sich nach dem Aeußern dieses Menschen und sank, als der Kellner ihm den Anzug desselben beschrieben hatte, stöhnend in seinen Sessel. Er wußte jetzt, daß Mathilde sich in der Gewalt des Amerikaners befand und dieser sich des Mädchens bemächtigt hatte, um den reichen Vater zur Zahlung einer weiteren Summe zu zwingen.

Er eilte hinaus, um die Spur, auf welche der Bericht des Kellners ihn führte, zu verfolgen. Er schlug dieselbe Richtung ein, welche der Wagen genommen hatte, und unterließ nicht, hier und da in einem Hause nachzufragen, ob jener Wagen gesehen worden sei.

So gelangte er an's Thor und als auch der Thorwächter sich jenes Wagens erinnerte, wanderte er auf der Landstraße weiter. Hier aber war seinen Nachforschungen ein Ziel gesetzt, kein Haus stand an der Landstraße, in welchem er sich erkundigen konnte, und die Spuren der Räder hatte der Staub verwischt. Nichtsdestoweniger schritt er rüstig weiter, ohne zu ahnen, daß er mit jedem Schritt sich weiter von seinem Ziele entfernte.

Inzwischen war der Buchhalter nicht müßig. In der Eile hatte Krämer vergessen, den Schlüssel seiner Schatulle abzuziehen. Helldau konnte um so leichter seine Nachforschungen nach dem Dokument anstellen. Er fand den Akt zwischen den Werthpapieren. Helldau hielt unschlüssig das Papier lange in der Hand. Sollte er es wieder in die Schatulle legen, oder dem rechtmäßigen Eigenthümer übergeben? Auf der einen Seite machte er sich eines Diebstahls schuldig, auf der andern verhinderte er einen Betrug.

Krämer hatte sich ebenfalls auf ungesetzlichem Wege dieses Aktes bemächtigt, mußte er es nicht als eine Vergeltung des Schicksals betrachten, wenn ihm das Papier wieder geraubt wurde? Abgesehen hiervon, ließ er das Dokument in der Schatulle, welche Folgen könnten daraus entstehen? Ernst ward vielleicht seines rechtmäßigen Eigenthums beraubt, selbst das Gesetz konnte ihn gegen den Schurken nicht schützen; — nein, nein, er hat gewiß nicht unrecht, wenn er den Akt behielt und dadurch dem jungen Manne zu seinem

Rechte verhalf. Rasch steckte Helldau das Papier in seine Tasche.

Um jeder Aenderung seines Entschlusses, zu der ihn vielleicht aufkeimende Reue oder Gewissensangst bewegen konnte, vorzubeugen, warf er den Schlüssel der Schatulle durch das Fenster weit hinaus in die Gärten, fand Krämer ihn bei seiner Rückkehr nicht, so mußte er annehmen, daß er ihn verloren habe. Entdeckte er dann auch, daß man ihm das Dokument geraubt hatte, so war es noch immer zweifelhaft, ob sein Verdacht auf Helldau fiel, da jener ja das unbegrenzte Vertrauen seines Herrn genoß, vielmehr mußte sein Argwohn den Entführer Mathildens treffen. — Helldau kannte jenen Menschen, in welchem Verhältniß derselbe zu dem Rentner stand, wußte er nicht, er glaubte aber bemerkt zu haben, daß jenes Verhältniß ein sehr vertrauliches war, und schloß daraus, daß der Vagabund das Werkzeug zur Herbeischaffung des Dokuments gewesen sei.

Der Buchhalter schloß jetzt die Thür sorgfältig zu, übergab dem Wirth den Schlüssel und ging dann nach Hause, um den Akt der Wittwe einzuhändigen.

Frau Heller bezeugte eine lebhafte Freude, als sie das Papier empfing und es gelang ihr, die Gewissensskrupel des Buchhalters zu beseitigen.

7. Kapitel.

Gottfried schlug, nachdem er das Haus des Bürgermeisters verlassen hatte, unverzüglich den Weg zur Stadt ein. Er wollte zuerst mit dem Advokaten reden und dann dem Vater den Tod der Mutter mittheilen.

Für seinen Schmerz um den Verlust, den er erlitten, war es sehr gut, daß die Ermordung Wetterau's und die Hoffnung den Vagabunden in der Stadt wiederzufinden, seine Gedanken beschäftigten; rascher als die Zeit linderte die Geistesthätigkeit den Gram, der seinem Herzen tiefe Wunden schlug. Wohl war es eine harte Aufgabe für ihn, dem Vater diese Trauerbotschaft zu bringen, er wußte, mit welcher Liebe der alte Mann an seiner Gattin hing, er ahnte die Verzweiflung, welche sich der Seele des Vaters bemächtigen würde.

Aber Schulze war auch ein Mann, der den Schlägen des Schicksals eine eiserne Stirne bot, der sich dem Willen der Vorsehung ohne Murren fügte, und auf diese Festigkeit, auf diese fromme Ergebenheit baute Gottfried.

Wie drängte es ihn, am Herzen des Vaters Trost zu suchen und dafür wieder Trost zu geben! — Gewiß, der Schmerz um eine geliebte Todte verliert viel von seinem Stachel, wenn ein geliebtes Herz ihn theilt.

Als Gottfried im Hause des Advokaten anlangte, war dieser schon ausgegangen und der junge Mann beschloß, die Rückkehr desselben abzuwarten. Aber Stunde auf Stunde verrann, Schacht kehrte noch immer nicht heim. Die Schreiber zuckten die Achseln; der Doctor habe hinterlassen, er gehe ins Gefängniß zu einem Clienten, von dort werde er zurückkehren sagten sie, wahrscheinlich ziehe sich die Consultation so sehr in die Länge.

Gottfried konnte endlich seine Ungeduld nicht mehr bemeistern, er wollte eben das Haus wieder verlassen, um den Advokaten im Gefängniß aufzusuchen, als dieser eintrat. Der Blick, den er dem jungen Manne zuwarf, als er denselben in seinem Bureau stehen sah, befremdete Gottfried, er las in demselben Ueberraschung und eine Kälte, welche ihn verletzte. Er folgte dem Advokat in dessen Kabinet, und Schacht verschloß, sobald sein Begleiter eingetreten war, hinter diesem die Thür.

„Ich begreife nicht, daß Sie nach dem Vorgefallenen noch den Muth haben, sich hier zu zeigen", nahm der Jurist das Wort. „Ich glaubte, Sie seien längst über die Grenze."

„Und weßhalb?" fragte Gottfried erstaunt.

„Sie fragen noch?" — Reden wir offen miteinander. Weshalb haben Sie den Bürgermeister ihres Ortes gemordet?"

Gottfried stand sprachlos vor Erstaunen vor dem Fragenden, der in diesem Schweigen und Erblassen nur die Angst des bösen Gewissens sah.

„Sagen Sie ehrlich, war es überlegter Plan oder nur Nothwehr, was Sie zu diesem Verbrechen trieb?"

„Keines von beiden", entgegnete Gottfried mit bebender Stimme, entrüstet, daß man auf ihn diesen Verdacht werfen konnte.

„Bevor ich Ihnen aber über die Ereig-

nisse der verwichenen Nacht, die uns manches Räthsel enthüllen, Bericht erstatte, sagen Sie mir, ob man mich wirklich in Verdacht hat und worauf dieser Verdacht sich stützt."

„Die Sache ist einfach", entgegnete der Advokat. „Eine Frau aus Ihrem Dorfe hat Sie heute Morgen in aller Frühe gesehen, und zwar gerade in dem Augenblick, in welchem Sie das Haus des Bürgermeisters verließen. Neugierig, was zu so früher Stunde Sie zu Wetterau führen könne, näherte sie sich dem Hause. Sie fand die Thür offen, ging hinauf sah den Bürgermeister erdrosselt im Bette liegen und behauptete, als auf ihr Geschrei die Leute herbeieilten, Sie seien der Mörder. An Gründen, welche diese Behauptung wahrscheinlich machen, fehlt es nicht" —

„Schon gut," fiel Gottfried ihm in's Wort. „Sie werden diesen Verdacht unbegründet finden, sobald Sie mich angehört haben."

Er berichtete jetzt sein Zusammentreffen mit dem Vagabunden, wiederholte die Worte desselben, wie sie ihm im Gedächtniß geblieben waren, und erklärte hieraus den Grund seiner Abwesenheit in dem Hause des Bürgermeisters.

Der Advokat hatte, während Gottfried sprach, einige Notizen gemacht.

„Würden Sie jenen Menschen wieder erkennen?" fragte er jetzt.

„Ganz gewiß."

„Auch wenn er die Kleider gewechselt hat?"

„Auch dann. Seine Züge, wie der Ton seiner Stimme haben sich mit meinem Gedächtniß so tief eingeprägt, daß ich sie sobald nicht wieder vergessen werde.

„So lassen Sie uns ungesäumt ans Werk schreiten," fuhr Schacht fort, indem er die Schelle zog. „Es unterliegt keinem Zweifel, daß jener Vagabund heute Morgen in die Stadt zurückgekehrt ist, um dem Rentner Bericht abzustatten, wir müssen suchen, ihn ausfindig zu machen. Rufen Sie augenblicklich den Polizeikommissar Schmidt," wandte er sich zu dem eintretenden Schreiber, „sagen Sie ihm, ich müsse in einer wichtigen und dringenden Angelegenheit mit ihm reden. — Er kennt die Kneipen und Schlupfwinkel jener Schurken," fuhr er fort, als der Schreiber sich entfernt hatte, „wenn er uns begleitet, dürfen wir fast mit Gewißheit darauf rechnen, daß wir unsern Mann finden."

So gerne Gottfried vorher noch seinen Vater besucht hätte, blieb ihm doch nicht Zeit dazu, er sah wohl ein, daß kein Augenblick zu verlieren war, wenn die Verfolgung des Vagabunden zu dem gewünschten Resultat führen sollte.

Der Kommissar ließ nicht lange auf sich warten, Schacht weihte ihn mit wenigen Worten in die Sachlage ein, verschwieg aber dabei, daß der Mörder Wetterau's auch im Verdacht stehe, Krämer gemordet zu haben.

Der Beamte kannte den Menschen nicht, er erinnerte sich wohl, ihm vor Wochen einmal begegnet zu sein, wußte aber über seinen Namen und Aufenthaltsort nichts Näheres anzugeben.

Der Kommissar vertauschte seine Uniform gegen einen Civil-Anzug, und die Drei traten ihre Wanderung an.

Der Zufall wollte, daß Ernst ihnen begegnete, als dieser ihr Vorhaben und die näheren Details erfuhr, schloß er sich dem Kleeblatt an.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Fingerzeig für Mütter.) Ein vom auswärtigen Amt dem Parlament vorgelegter Bericht des Consuls Severn in Rom erwähnt u. A. auch der ausgezeichneten Qualität römischer Stimmorgane und bemerkt, dies werde einem bewährten Hausmittel zugeschrieben. Wenn nämlich eine Mutter außer dem Hause beschäftigt ist, wird der fest gewickelte Säugling mit seinem Rücken an einen Wandnagel gehängt und kann da oft mehrere Stunden lang ungestört schreien, wodurch eben die Stimmorgane in außerordentlicher Weise ausgebildet werden.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 116. Sonntag, den 1. October **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Schmelzer war, nachdem er seine Gefangene verlassen hatte, in die Stadt zurückgekehrt. Die Landstraße vermeidend, weil er befürchtete, der Rentner könne durch irgend einen Zufall die Entführung seiner Tochter gleich nach seiner Rückkehr in den Gasthof entdecken, und dem Entführer nachsetzen, schlug er einen Fußpfad ein, der auf einem ziemlich beträchtlichen Umwege durch das entgegengesetzte Thor in die Stadt führte.

In der Stadt angelangt, eilte er unverzüglich in das Viertel, welches ausschließlich von der ärmeren Bevölkerung bewohnt war. Hier, in einer engen Gasse, trat er in das finstere Gewölbe eines Trödlers, wo er den ziemlich abgetragenen Anzug eines Spießbürgers kaufte, den er sofort in dem Gewölbe gegen seine bisherigen Kleider umtauschte.

Der Anzug bestand nur aus Rock, Hose und Mütze; um die unsaubere Weste und den nichts weniger als frisch gewaschenen Hemdkragen zu verbergen, knöpfte der Vagabund den Rock bis unter das Kinn zu, rückte dann die Mütze tief in's Gesicht und schlug, in seinem Aeußeren einem unverschuldet in Armuth und Elend gerathenen Familienvater nicht unähnlich, den Weg znm Rathhause ein. Hier trat er in das Paßbureau, in welchem ein noch ziemlich junger, schmächtiger Mann emsig arbeitete.

„Eure Papiere sind fertig, Ihr könnt sie nachher holen," rief der Beamte dem Eintretenden entgegen, während er sich demselben näherte; „sie liegen dem Bürgermeister zur Unterschrift vor, Ihr müßt Euch so lange gedulden. — Geht in den goldenen Schwan und erwartet mich," fuhr er leise fort, indem er seine Lippe dem Ohr des Amerikaners näherte, ich bin in längstens einer halben Stunde bei Euch."

Schmelzer ging, ohne ein Wort zu erwidern, wieder hinaus, und wartete in dem bezeichneten Weinhause auf den Beamten, der, seinem Worte getreu, noch vor Ablauf der halben Stunde erschien.

„Gehen wir in das Kabinet," flüsterte der Beamte, indem er einen Blick über die Gäste warf, „wir können dort unser Geschäft ungestört abmachen."

„Habt Ihr die Papiere mitgebracht?" fragte der Amerikaner. als die beiden hinter der Flasche im Stübchen saßen, dessen Thür sie hinter sich verriegelt hatten.

„Alles in bester Ordnung, unterschrieben und mit dem Amtssiegel versehen," erwiderte der Beamte, „nur bitte ich Euch, geht vorsichtig damit um, Ihr wißt, daß meine Ehre, mein Amt davon abhängen."

„Narrenspossen! Glaubt Ihr, ich werde Mißbrauch damit treiben?" versetzte Schmelzer. „Gebt her, ich habe Eile."

„Erst das Geld, dann die Papiere!"

Der Amerikaner legte eine Rolle auf den Tisch. „Hier sind zwanzig Louisd'ors, die

Summe, um welche wir miteinander einig wurden."

„Und hier ist Euer Paß, wonach Ihr als Gensd'arm den Auftrag habt, die irrsinnige Giftmischerin nach Bremen zu bringen," sagte der Beamte, indem er ein Papier entfaltete, welches er dem Vagabunden überreichte. „Euer Signalement ist genau, ob das Eurer Gefangenen ebenfalls zutrifft, müßt Ihr selbst wissen, Ihr hattet es mir so angegeben."

Der Amerikaner warf einen flüchtigen Blick auf das Papier. „Es genügt," entgegnete er, „keine Behörde wird es wagen, die Richtigkeit dieses Papiers anzugreifen."

„Jedenfalls thut Ihr wohl, die größten Städte zu vermeiden" —

„Natürlich," fuhr Schmelzer fort, „ich werde so viel wie möglich auf der Landstraße bleiben und, wenn es angeht, im Freien übernachten. Und nun das zweite Papier!"

„Hier ist es," entgegnete der Beamte. „Sobald Ihr die Rolle des Gensd'armen fallen lassen wollt, oder gezwungen werdet, sie fallen zu lassen, bedient Ihr Euch dieses Passes, laut welchem Ihr als Vormund Eurer Begleiterin nach Amerika zurückreist."

Ein Lächeln triumphirenden Hohns umspielte die Lippen des Schurken. „Ah, das ist gut," als Vormund. Als solcher bin ich berechtigt, Gewalt anzuwenden, wenn mein Mündel in Güte nicht folgen will, wirklich, der Gedanke ist gut. Jetzt zählt Euer Geld."

Der Beamte zählte die Goldstücke und schob sie in die Tasche.

„Vergeßt nicht, Vorsicht!" warnte er, „unter den Dorfbürgermeistern gibts Manche, die in jedem, der ihnen einen Paß vorzeigt, gleich einen Betrüger, einen Verbrecher wittern."

„Seid unbesorgt," unterbrach Schmelzer ihn gelassen, „ich möchte einem solchen Bürgermeister nicht rathen, in mir etwas anderes, als einen wirklichen Gensd'armen zu wittern, meine gute Klinge möchte mit seinem Schädel sonst in etwas unsanfte Berührung kommen. Gehabt Euch wohl, sobald ich drüben bin, schreibe ich Euch, damit Ihr nicht länger in Sorge und Ungewißheit schwebt."

Als der Amerikaner das Weinhaus verließ, blieb er einen Augenblick zögernd auf der Schwelle stehen. Zu seiner Gefangenen mochte er noch nicht zurückkehren, vor ihm lag eine mehrwöchentliche Wanderschaft, reich an Strapazen und Entbehrung, darum wollte er noch einmal den heutigen Tag genießen. In der Kleidung, welche er augenblicklich trug, kannte ihn ja Niemand, und selbst wenn der Rentner Verdacht geschöpft hatte und ihn der Entführung seiner Tochter beschuldigte, er wagte sich gewiß nicht in die Schlupfwinkel, welche Schmelzer zum Aufenthalt dienten.

Der Vagabund wanderte aus einer Kneipe in die andere, bis er endlich nahe dem Thore, durch welches er seinen Rückweg nehmen mußte, in einer Branntweinschenke sitzen blieb.

Es war bereits Abend, das Schenkzimmer bis in den letzten Winkel von Gästen besetzt, welche, nach ihrem Aeußeren zu urtheilen, sämmtlich dem ehrenwerthen Gaunerstande anzugehören schienen. Bettler und Orgelspieler, entlassene Sträflinge und Tagelöhner, welche zu faul zur Arbeit, auf anderen Wegen ihren Unterhalt zu bestreiten suchten, Raufbolde und Industrieritter saßen hier friedlich beisammen. Das Gespräch betraf fast ausschließlich den an Wetterau verübten Mord, und Schmelzer fühlte eine Last von seinem Herzen fallen, als er vernahm, daß man den Sohn des verhafteten Ackerers Schulz als den Mörder bezeichnete.

Er hatte im Laufe des Tages sich seiner Begegnung mit dem Unbekannten auf der Landstraße erinnert und befürchtete, er könne diesem durch einige unbedachte Worte sein Vorhaben verrathen haben. Auch über den Brand und die Entführung der Tochter Krämers wurde manche Vermuthung geäußert. Die Ansichten waren verschieden, die Mehrzahl behauptete, Krämer habe selbst sein Haus angezündet, und die Entführung seiner Tochter sei nur eine Komödie, welche lediglich den Zweck habe, die Aufmerksamkeit des Publikums von der Entstehung jenes Brandes abzulenken und das allgemeine Mitleid für ihn in Anspruch zu nehmen; eine Komödie, welche indeß zu grob angelegt sei, als daß man sie nicht augenblicklich durchschauen könne.

Der Amerikaner hätte dem, der die Ansicht aussprach und hartnäckig vertheidigte, um den Hals fallen mögen, er hütete sich

aber, demselben offen Recht zu geben, um nicht die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich zu lenken.

Die Stunden verrannen, Gäste kamen und gingen, nur Schmelzer und einige wenige Stammgäste blieben hinter ihrem Glase sitzen. Da traten vier Herren ein, bei deren Erscheinen den Amerikaner eine ihm selbst unerklärliche Unruhe befiel. Er kannte keinen von ihnen, und doch schien es ihm, als müßten sie ihn kennen, denn ab und zu streiften ihre Blicke ihn und dann glaubte er in diesen Blicken stets eine gewisse Genugthuung zu lesen, die Genugthuung eines Mannes, der das gefunden hat, was er sucht. Die fremden Herren, welche durch ihre feine Kleidung, die Aufmerksamkeit der übrigen Gäste erregten, forderten Branntwein, und setzten sich an einen Tisch, der von dem des Amerikaners ziemlich entfernt stand.

Sie unterhielten sich lebhaft mit einander, dies hinderte sie aber nicht, von Zeit zu Zeit Schmelzer zu beobachten, der, um die wachsende Unruhe zu bemeistern, dem Glase fleißig zusprach. Endlich, es hatte bereits zehn geschlagen, erhob der Amerikaner sich; er hatte gehofft, die Herren würden sich früher entfernen. Die Furcht vor jenen war ihm selbst unerklärlich und dazu grundlos, denn versuchten sie, ihn anzugreifen, so durfte er des Beistandes der übrigen Gäste gewiß sein. Sie alle waren ja nicht besser, als er, sie alle mußten, wenn er in der Schenke angegriffen wurde, darin eine Gefährdung ihrer eigenen Sicherheit erblicken.

Dasselbe dachte der Kommissar, aber selbst, wenn er auch einen solchen Beistand nicht befürchtet hätte, würde er den Verbrecher doch nicht zurückgehalten haben, er mußte ja wissen, wo dieser wohnte, um in der Wohnung desselben Haussuchung halten zu können. Er war ein Mann von Praxis; von einem Verbrechen auf das andere schließend, traf er seine Maßregeln bei Verfolgung eines Verbrechens stehts so, daß er bei Verhaftung desselben auch sofort einen Blick in das ganze Verhältniß seines Gefangenen werfen konnte und da entdeckte er oft Manches, woran er vor wenigen Augenblicken noch nicht dachte. Nachdem Gottfried ihm die Versicherung gegeben hatte, daß jener Mensch derselbe Vagabund sei, den sie suchten, entwarf er rasch einen Plan. Einer seiner Unterbeamten stand draußen vor der Thür in einer versteckten Ecke und beobachtete jeden, der die Schenken verließ. Schmelzer verließ ungehindert das Haus und eilte sofort zum Thore hinaus. Draußen auf der Landstraße sah er sich noch einmal um, aber Alles blieb still, und hierdurch sicher gemacht, lachte der Vagabund jetzt über seine Angst, die ja jedes Grundes entbehrte.

Wenige Minuten nach dem Fortgange des Vagabunden erhoben die Vier sich und verließen ebenfalls die Schenke. Der Kommissar redete mit seinem Untergebenen, welcher, von einem geheimen Instinkt geleitet, den Amerikaner schärfer als jeden anderen beobachtet hatte, einige Worte und rieb sich dann vergnügt die Hände.

„Es kommt besser, als ich vermuthete," sagte er, „jetzt kenne ich den Schlupfwinkel des Burschen, er wird uns nicht entgehen. — Sie schlagen vor dem Thore einen Seitenweg ein und eilen so rasch als möglich mit der nöthigen Vorsicht zu der Hütte, welche seitwärts der Landstraße einsam in der Haide steht," wandte er sich zu dem Unterbeamten und Gottfried, „dort halten Sie sich verborgen und betrachten genau, ob unser Mann in die Falle geht; wir werden auf der Landstraße dem Burschen folgen."

Die beiden befolgten ohne Zögern den erhaltenen Befehl, während der Kommissar in Begleitung des Advokaten und dessen Freundes die Landstraße verfolgte.

„Sie glauben, daß es uns gelingen wird, den Menschen zu ergreifen?" fragte der Advokat, nachdem die Drei eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatten.

„Ganz gewiß," erwiderte der Kommissar, „aber reden wir leise, diese Schurken sind mit allen Hunden gehetzt, hat der Amerikaner Lunte gerochen, so dürfen Sie sich darauf verlassen, daß er hier in einem Chausseegraben Stunden lang liegen bleibt, um zu spioniren ob wir ihm folgen. Ich kenne seinen Schlupfwinkel," fuhr er nach einer Pause fort. „Ungefähr eine halbe Stunde von hier entfernt steht einsam in der Haide ein kleines Haus,

wer es früher bewohnte, weiß ich nicht, die Sage erzählt, der frühere Eigenthümer habe sein Weib und sein Kind ermordet, und seit derzeit stehe das Haus verlassen. Soviel aber weiß ich, daß es oft den Verbrechern zum Aufenthalt dient, ich habe manchen in jenem Käfig gefangen."

„Weßhalb aber wurde dieser Schlupfwinkel nicht niedergerissen?" fragte Ernst.

„Weßhalb?" erwiderte der Beamte. Erstens haben wir kein Recht dazu, den Eigenthümer zum Abbruch zu zwingen und zweitens paßt es uns, eine Falle zu besitzen, in der wir von Zeit zu Zeit irgend ein berüchtigtes Subjekt fangen. Auf meine Veranlassung wurden die Fenster theilweise zugemauert, theilweise mit eisernen Gitterstäben versehen, das erspart uns die Mühe, das ganze Haus zu besetzen."

„Auf der anderen Seite aber können diese Eisenstäbe auch dem Gefangen zum Schutz gegen Sie dienen," versetzte der Advokat. „Verriegelt und verbarrikadirt er die Thür, so steht Ihnen der Weg durch das Fenster eben so wenig offen."

„Meinen Sie?" unterbrach ihn der Beamte. „An der Thür befindet sich ein schweres Schloß und zwei Riegel, welche mit Vorhangschlössern versehen sind. Sie werden begreifen, daß ein solcher Verschluß den Verbrecher vor nächtlichem Besuch ziemlich sicher stellen muß und er nicht daran denkt, außer dem noch eine Barrikade hinter der Thür zu errichten. Nun wohl, zu jenem Schlosse tragen wir Beamte stets einen Schlüssel bei uns, und was die Riegel anbetrifft, so genügt der Druck auf eine verborgene Feder, die sich seitwärts an dem Thürpfosten befindet und von einem kunstfertigen Schlosser gemacht wurde, die Haken, in welche die Riegel greifen zu lösen, so daß ein starker Stoß gegen die Thür dieses Hinderniß sofort beseitigt."

Gottfried und der Polizeisergeant schritten inzwischen über Aecker und Wiesen rüstig ihrem Ziele zu.

Als sie das Häuschen erreichten, warf der Sergeant sich auf die Erde und winkte Gottfried seinem Beispiel zu folgen. Das ziemlich hohe Haidekraut bot ihnen einen sichern Versteck, von dem aus sie die Hütte wie deren Umgebung genau beobachten konnten.

Nach Ablauf einer Viertelstunde sahen sie einen Mann auf das Häuschen zuschreiten, in welchem sie, als er näher kam, den Vagabunden erkannten. Er zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Thür und trat ein.

Gottfried wollte sich erheben, der Sergeant winkte ihm, liegen zu bleiben. Bald darauf näherten auch der Kommissar und dessen Begleiter sich dem Hause und jetzt erst hielt es der Beamte an der Zeit, sich zu erheben und jenen Bericht zu erstatten.

Der Kommissar, von der Verwegenheit des Verbrechers das Schlimmste befürchtend, zog einen Revolver aus der Tasche, drückte auf die Feder und stieß die Thür offen.

Tiefe Dunkelheit herrschte in dem Hause; der Kommissar trat ein, gefolgt von seinen Begleitern! Das Zimmer zu ebener Erde war verschlossen, — ein Tritt und die morsche Thür flog offen. Der Advokat hatte inzwischen einen Wachsstock angezündet, unwillkührlich prallte der Kommissar, als er die Schwelle des Zimmers überschreiten wollte, zurück.

Vor ihm stand der Amerikaner, den Revolver auf die Brust des Advokaten gerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die 10 Gebote des Landwirths.

1. Baue viel Futter;
2. Füttere gut das Vieh,
3. Dann fehlt es auch an Dünger nie;
4. Mit starker Egge und starkem Pflug,
5. Ackere fleißig und tief genug;
6. Was dein Acker kann geben,
7. Sollst Du systematisch ihm nehmen;
8. Alles Land verbessere und neues erringe;
9. Ausgaben und Einnahmen zu Buche bringe;
10. Du selbst sei fleißig und klug. — „Das sind der Gebote des Landwirths genug."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 117. Dienstag, den 3. October **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

„Einen Schritt weiter und Ihr seid ein Mann des Todes!" rief der Vagabund. „Merkt Euch wohl, ich habe einen sechsläufigen Revolver, jeder Lauf ist geladen und jede Kugel streckt einen Mann so sicher nieder, wie Ihr jetzt vor mir steht!"

Der Kommissar verlor die Geistesgegenwart nicht. „Glaubt Ihr, das werde mich abhalten?" erwiderte er gelassen, aber fest. „Gesetzt auch, es gelänge Euch, sechs von uns kampfunfähig zu machen, die übrigen sechs, welche draußen vor der Thür stehen, würden Euch um so sicherer überwältigen. Deßhalb nehmt guten Rath an und folgt freiwillig."

„Und wessen, wenn ich fragen darf, beschuldigt man mich?" fragte der Vagabund, ohne den Arm, der das Pistol hielt, sinken zu lassen.

„Des Mordes," entgegnete der Beamte kurz.

Schmelzer lachte höhnisch auf. „Und Ihr glaubt, wenn ich bereits einen Mord auf dem Gewissen habe, könne es mir auf den zweiten und dritten noch ankommen? Wenn Euch Euer Leben lieb ist, so macht, daß ihr fortkommt, ich habe nicht Lust, länger mit Euch zu parlamentiren."

Der Polizeisergeant hatte sich inzwischen ebenfalls in's Zimmer gedrängt, er stand dicht neben dem Kommissar, der durch seine Unterhandlung mit dem Verbrecher nur eine Lähmung dessen Armes bezweckte. Und in der That fühlte Schmelzer jetzt eine Müdigkeit in dem ausgestreckten Arme, die sich mehr und mehr geltend machte. Er hielt den Blick unverwandt auf den Finger des Beamten gerichtet, welcher am Trücker des Revolvers lag, bereit, bei der ersten verdächtigen Bewegung sein Pistol abzufeuern. Er bemerkte nicht, daß der Sergeant, durch das Halbdunkel begünstigt, leise an der Wand entlang schlich, und selbst, wenn er dies bemerkt hätte, würde er doch gezögert haben, jenen niederzuschießen, denn in dem Augenblick, in welchem er abfeuerte, durfte er sicher sein, daß aus dem Revolver des Kommissars ihn eine Kugel traf.

„Ich frage noch einmal, wollt Ihr mir gutwillig folgen?" nahm der Kommissar nach einer Pause wieder das Wort.

„Ich wiederhole nur, daß ich Euch niederschieße, sobald Ihr einen Schritt eine verdächtige Bewegung macht," erwiderte der Amerikaner, „richtet Euch danach."

Das letzte Wort war kaum über seine Lippen, als er von der sehnigen Faust des Sergeanten, der inzwischen sich leise hinter den Verbrecher geschlichen hatte, ergriffen und zu Boden geworfen wurde. Der Schuß ging los, aber die Kugel that keinen Schaden, sie schlug in die Decke. Im nächsten Augenblicke war der Verbrecher gefesselt. Der Kommissar durchsuchte jetzt das Zimmer, und sein Erstaunen war nicht gering, als er in demselben

die vollständige Uniform eines Gensd'armen fand. Inzwischen hatte der Sergeant die Taschen des Gefangenen geleert und die gefundenen Goldrollen seinem Vorgesetzten übergeben.

Das Erstaunen des Beamten wuchs, als er unter diesen Papieren den Paß eines Gensd'armen fand, in gesetzlicher Form ausgefertigt, das Signalement bis in die kleinste Einzelheit auf den Gefangenen passend und von dem Bürgermeister eigenhändig unterschrieben. „Wir werden schon dahinter kommen," sagte er, als Schmelzer auf alle an ihn gerichteten Fragen hartnäckig schwieg, „wie mir scheint, hattet Ihr die Idee, in dieser Kleidung die Rückreise nach Amerika anzutreten?"

„Wenn Ihr wißt, daß ich amerikanischer Bürger bin, so werdet Ihr wohl auch wissen, daß Ihr kein Recht habt, mich zu verhaften, ich berufe mich auf den amerikanischen Konsul."

„Beruft Euch, auf wen Ihr wollt," erwiderte der Kommissar spottend, „wer hier zu Lande sich eines Verbrechens schuldig macht, den setzen wir hinter Schloß und Riegel, ohne uns darum zu kümmern, welches Land die Ehre hat, ihn sein zu nennen. — Vorwärts!"

Der Gefangene mochte einsehen, daß er sich der Gewalt fügen mußte, vielleicht auch hoffte er, daß auf dem Wege zum Gefängnisse die Gelegenheit zur Flucht sich ihm bieten werde, er ging trotzig schweigend voran, und der Sergeant, ein sehr vorsichtiger Mann, unterließ nicht, den Rockkragen des Gefangenen in seine Faust einzuhacken.

Etwa eine Stunde Weges mochte der kleine Trupp zurückgelegt haben, als der Kommissar auf einen Mann stieß, der eilig auf die Stadt zuschritt. Die Polizei glaubt in jedem, den sie spät in der Nacht draußen auf der Landstraße antrifft, einen Verbrecher vermuthen zu dürfen, der Kommissar, in der Hoffnung, statt des einen zwei Gefangene heimbringen zu können, rief den Wanderer an. Der letztere blieb stehen.

„Was wollt Ihr von mir?" fragte er. „Habt Ihr mein Kind gefunden? Wißt Ihr, wo mein Kind ist?" Ernst trat näher, der Ton dieser Stimme klang ihm bekannt, jetzt erkannte er in dem Fragenden den Vater Mathildens.

„Um Gotteswillen, sprechen Sie, was ist mit Ihrem Kinde," fragte er hastig, „Ist Ihrer Tochter ein Unglück begegnet? So reden Sie doch?"

„Man hat mir mein Kind geraubt," rief der Rentner verzweifelnd, „schon seit dem frühen Morgen bin ich auf den Beinen, um es zu suchen, aber nirgends, nirgends finde ich eine Spur."

Ernst wußte nicht, sollte er diesen Worten Glauben schenken, er war fast geneigt zu vermuthen, der Verstand des alten Mannes müßte in Folge des Brandunglücks gelitten haben. — Er, sein Freund und die Beamten mit dem Gefangenen hatten einen Kreis um den Rentner gebildet, der unaufhörlich über sein verlorenes Kind jammerte. Da plötzlich stürzte er sich auf den gefesselten Verbrecher, der schon einigemal den Versuch gemacht hatte, Krämer den Rücken zuzuwenden, hieran aber stets durch die Faust seines Begleiters gehindert worden war.

„Hier dieser ist der Räuber," rief er mit gellender Stimme, „er weiß, wo meine Tochter sich befindet!"

„Laßt sie, wo sie ist," versetzte Schmelzer sarkastisch, „es ist besser für Euch und sie. Ihr wißt, was Euch bevorsteht, morgen trete ich vor den Instruktionsrichter und dann" —

„Wo ließt Ihr das Kind?" fiel der Kommissar barsch ihm ins Wort.

„Sucht es, wenn Ihr Zeit und Lust dazu habt," fuhr der Gefangene mit eisiger Kälte fort, „ich kümmere mich nicht darum."

„Ihre Tochter wird in demselben Hause sein, in welchem wir diesen Burschen fanden," wandte der Beamte sich zu dem Rentner, „könnte ich den Gefangenen meinem Sergeanten allein überlassen, so würde ich Sie begleiten, vielleicht ist einer dieser Herren so gefällig." —

„Kommen Sie," nahm Ernst das Wort, indem er den alten Herrn am Arme faßte, „ich verlasse Sie nicht eher, bis wir Mathilde gefunden haben."

Gottfried schloß sich den beiden an, der Kommissar gab ihnen seinen Revolver, der Advokat den Wachsstock und Feuerzeug, und rasch eilten die drei jetzt der Hütte zu. Die Thür stand offen. das Zimmer im Erdgeschoß war leer. „Was jetzt?“ fragte der Reutner, dessen Hoffnung bereits wieder sank.

Ernst deutete schweigend auf die Treppe. „Mir nach,“ sagte er, indem er den Wachsstock in die Linke und das Pistol in die Rechte nahm, „hat jener Schurke wirklich Mathilde entführt, so kann er sie nur in diese Hütte gebracht haben.“

Die Vermuthung des jungen Mannes erwies sich als begründet, das Erste, worauf sein Blick fiel, als er die Treppe erstiegen hatte, war Mathilde, welche an Händen und Füßen gefesselt und dazu geknebelt in einer Ecke des Speichers auf dem Fußboden lag. Der Reutner warf sich mit einem Freudengeschrei auf die Ohnmächtige, während Ernst die Fesseln durchschnitt und die Knebeln entfernte. Gottfried war unterdeß hinuntergeeilt, er fand unten in der Stube in einer Flasche einen Rest Wein, mit welchem er Stirne und Schläfe des Mädchens wusch.

Als Mathilde zum Bewußtsein zurückkehrte, sah sie den Vater und den Geliebten vor sich stehen. Sie konnte Anfangs den plötzlichen Wechsel ihres Geschicks nicht begreifen und fürchtete, dies Alles für einen Traum halten zu müssen, dem ein schreckliches Erwachen folgen werde. Aber als Ernst ihr berichtete, auf welche Weise es ihnen gelungen sei, sie wiederzufinden und als sie sich nun alles dessen entsann, was kurz vor ihrer Ohnmacht vorgefallen war, schwand der letzte Zweifel. Die Freude über ihre Rettung ließ sie jede Vorsicht vergessen. Sie warf sich an die Brust des jungen Mannes und schmiegte sich fest an ihn, als wolle sie bei ihm ganz allein gegen jedes fernere Ungemach Schutz suchen.

Der alte Mann würde in jedem andern Augenblick dieses Benehmen streng gerügt haben, jetzt sah er darin nur das Uebermaß des Glückes und als solches ließ er schweigend es gelten.

Mathilde stattete endlich über ihre Erlebnisse Bericht ab. Ernst ballte zornig die Faust als er den Plan des Schurken, das Mädchen als eine Irrsinnige nach Bremen zu schleppen, erfuhr. Nachdem der Fluchtversuch einmal fest bei ihr beschlossen gewesen sei, habe sie auch sofort das Werk begonnen, fuhr Mathilde fort. Nach mehrstündiger Arbeit sei sie auf Steine gestoßen und diese herauszubrechen, habe es ihr an Kraft und dem nöthigen Werkzeug gefehlt. Aber wohl einsehend, daß sie nicht muthlos verzagen dürfe, habe sie die mühsame Arbeit fortgesetzt, ohne indeß ihren Zweck zu erreichen. Zwar sei es ihr gelungen, ein Loch in die Mauer zu brechen, und sie würde wahrscheinlich trotz ihrer Ermüdung die Flucht ermöglicht haben, wenn der Amerikaner nur eine Stunde länger ausgeblieben wäre. Er habe sie bei der Arbeit überrascht und, um sie an der Fortsetzung zu hindern, sie sofort gefesselt. Eine Viertelstunde später sei er wieder auf den Speicher gekommen, um sie zu knebeln. Die Ursache habe sie bald darauf errathen, die Stimmen unten im Hause und der Schuß mußten ihr ja ein Zeichen sein, daß die Retter nahe waren. Aber als diese sich entfernten, als es unten wieder still wurde, als ihr die schreckliche Gewißheit klar ward, daß sie jetzt ganz sich allein in dem Hause befand, und vielleicht Niemand daran dachte, sie hier zu suchen, fiel sie nach langen, vergeblichen Anstrengungen, sich von den Fesseln zu befreien, in Ohnmacht.

Sie war zu schwach, zu Fuß den Weg zur Stadt zurückzulegen; Gottfried erbot sich, einen Wagen zu holen, während der Reutner und Ernst bei dem Mädchen zurückblieben.

9. Kapitel.

Am Morgen nach jener Nacht trat der Advokat in die Zelle des Verbrechers, um mit diesem, bevor er vor den Instruktionsrichter geführt wurde, über Manches Rücksprache zu nehmen. In der Hauptsache bewog ihn zu diesem Schritt die Freundschaft zu Ernst, dessen Liebe zu Mathilde er kannte. Wurde der Vater des Mädchens in den Prozeß verwickelt, saß er auf der Verbrecherbank, des Brudermordes beschuldigt, so mußte Ernst seiner Liebe und gleichzeitig seinem Glück entsagen, er durfte nicht die Tochter des Mannes

heimführen, an dessen Händen das Blut seines Vaters klebte. Ein Anderes aber war es, wenn die Schuld Krämers nach der Hochzeit ruchbar wurde, vielleicht war der Rentner dann drüben in Amerika und der Arm des Gesetzes konnte ihn nicht mehr erreichen.

Schmelzer empfing den Advokaten mit einem Lächeln, welches deutlich verrieth, daß er die Absicht des Juristen kannte und geneigt war, dieselbe zu vereiteln.

„Ihr seid ein verlorener Mann, das müßt Ihr selbst einsehen," nahm der Advokat das Wort, „nicht nur der Ermordung des Bürgermeisters Wetterau, der Brandstiftung und der gewaltsamen Entführung eines Mädchens angeklagt, steht Ihr außerdem auch noch im Verdacht, Euern Landsmann Karl Krämer ermordet zu haben."

„Wer sagt das?" fuhr der Gefangene trotzig auf. „Wo sind die Beweise, die mich dieses Verbrechens überführen?"

Der Advokat zog einen Knopf aus der Tasche und hielt ihn dem Fragenden vor die Augen. „Kennt Ihr den?" erwiderte er. „Dieser Knopf ward am Ort des Verbrechens gefunden, und ich müßte sehr irren, wenn nicht an Eurer Weste dieselben Knöpfe sich befänden."

Der Verbrecher knöpfte rasch seinen Rock zu. „Und wenn dem also wäre?" entgegnete er, „ist das der Beweis, daß der Knopf an meiner Weste gesessen hat? Wo der gemacht worden ist, sind mehr als ein Dutzend von dieser Sorte angefertigt worden, deßhalb" —

„Deßhalb forscht man, wo dieser fehlt, und das ist gerade an Eurer Weste der Fall," unterbrach der Advokat ihn ruhig. „Streiten wir indeß nicht über diesen Punkt, ob nun ein Mord mehr oder weniger hinzukommt, die Verbrechen, deren Ihr angeklagt seid, genügen, Euern Hals unter das Fallbeil zu bringen. Eins aber kann Euch retten."

„Und das wäre?" fragte Schmelzer.

„Vor allen Dingen ein offenes Geständniß mir gegenüber, damit ich weiß, welche Maßregeln ich ergreifen muß, um Eure Rettung zu bewerkstelligen."

„Pah, so schlimm sieht's mit mir noch nicht aus, ich trage die geringste Schuld, die Hauptschuld trifft meinen Genossen, er hat mich als ein Werkzeug gebraucht, ich handelte nur nach seinem Befehle."

„Es interessirt mich gerade, zu erfahren, wie sehr Euer Genosse betheiligt ist," versetzte der Advokat. „Ihr habt nicht nöthig, vor mir hinter dem Berge zu halten, daß ich Euch nicht unter das Beil bringen will, könnt Ihr schon daraus entnehmen, daß ich noch Niemanden meinen Verdacht in Bezug auf die Ermordung Krämers mitgetheilt habe. Also redet."

Schmelzer sah eine geraume Weile schweigend vor sich hin. Er bezweifelte nicht, daß der Advokat mehr wußte, als dem Verbrecher lieb war; vertraute er ihm, so konnte jener seine Mittheilung als Waffe gegen ihn gebrauchen. Wer bürgte ihm dafür, daß der Jurist nicht im Auftrage des Untersuchungsrichters kam, um den Gefangenen in eine Falle zu locken? Aber er war allein mit ihm kein Zeuge befand sich in der Nähe, er konnte also später immer wieder das abläugnen, was er jetzt diesem Manne unter vier Augen anvertraute. Auch hatte der Advokat gesagt, er wolle ihn retten, und dies deutete darauf hin, daß er im Auftrag des Rentners kam. Mußte er für seine Verbrechen büßen, dann sollte sein Genosse die Strafe theilen, konnte er aber, gleichviel durch welches Mittel, sich aus dem Kerker befreien, so wollte er auf die Rache verzichten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Was sind doch die Menschen thöricht!") meinte ein Skeptiker. „Die Natur gibt ihnen Wein, Frauen, Austern, Vernunft — lauter ausgezeichnete Dinge, und was thun sie damit? Sie betrinken sich, heirathen, verderben sich den Magen und wählen conservativ!"

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 118. **Donnerstag, den 5. October** **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

„Weßhalb verlangen Sie ein offenes Geständniß?" hob Schmelzer nach einer Pause an. „Sie behaupten ja, alle meine Verbrechen genau zu kennen." —

„Allerdings!" fiel Schacht ihm ins Wort, nur weiß ich nicht, „wie weit Krämer in dieselben verwickelt ist."

„Er war der Anstifter, ich sein Werkzeug, das habe ich bereits gesagt, und Sie dürfen dieser Behauptung Glauben schenken. Hören Sie zu. Vor ungefähr drei Jahren erhielt ich von einem gewissen Herrn Curtis in New-York den Auftrag, einen Herrn Karl Krämer, welcher in New-York ein Geschäft in Häuten betrieb, zu beobachten und auszukundschaften, ob und wann derselbe nach Europa zurückkehren wolle."

„Wer war dieser Herr Curtis?" fragte der Advokat.

„Ein Winkelkonsulent, der nebenbei Wucher trieb, und überhaupt sich mit allem befaßte, was einen Gewinn für ihn abwerfen konnte. Ich folgte der erhaltenen Weisung und unterließ nicht, nebenbei zu erforschen, wen dies in Europa interessiren könne. Ein leeres Couvert, welches ich eines Tages im Bureau jenes Curtis fand, brachte mich auf die Spur. Das Stempel zeigte die Buchstaben J. K., der Poststempel den Namen dieser Stadt. Ich forschte nach und erfuhr, daß ein Bruder Krämers hier wohnte; ohne mich lange zu besinnen, schrieb ich an J. Krämer, theilte ihm den Auftrag des Winkelkonsulenten mit und ersuchte ihn, mir sein Vertrauen zu schenken und sich direct mit mir in Verbindung zu setzen.

„Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Jakob Krämer schrieb mir, es liege ihm sehr viel daran, daß sein Bruder nicht zurückkehre. Auch wünsche er zu wissen, ob derselbe ein Dokument des Inhaltes besitze, daß er von seinem Bruder eine Summe von zwanzigtausend Thaler zu fordern habe, und wenn dem so sei, solle ich mich dieses Aktes zu bemächtigen suchen. Zum Dritten möchte ich erforschen, wo der Sohn Karl Krämers sich befinde. Ich errieth aus diesem Briefe deutlich den Wunsch des Rentners und fragte an, ob es nicht am besten sei, wenn ich den Bruder aus der Welt schaffe. Die Antwort lautete, ich könne thun und lassen was ich wolle, er befehle mir nichts, wenn ich den gewünschten Zweck erreiche, so sei es ihm gleich, welcher Mittel ich mich dazu bediene."

„Besitzt Ihr diesen Brief noch?" fragte der Advokat.

Ein Lächeln des Hohns glitt flüchtig über die Züge des Verbrechers. „Glauben Sie, ich würde mich von diesen Beweisen trennen?" erwiderte er. „Sie sind ja die einzigen Waffen gegen meinen Genossen, seien Sie überzeugt, daß ich mich ihrer bedienen werde, sobald der Augenblick dazu gekommen ist. Konnte ich den Mord umgehen, so wollte ich es thun, deßhalb versuchte ich's vorerst mit

dem Einbruch. Ich ward ertappt, zu fünfjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, und entsprang. Inzwischen waren zwei Jahre vergangen, wohl wissend, daß meines Bleibens in Amerika nicht war, schiffte ich mich auf dem ersten Dampfboote nach Europa ein."

„Woher nahmt Ihr die Mittel zur Bestreitung der Ueberfahrtskosten?" fragte der Advokat.

„Wir haben immer gute Freunde, ein Bekannter streckte mir die kleine Summe vor. Mein Plan war, hierher zu reisen, mit dem Rentner das Nähere zu verabreden, von ihm Vorschuß zu fordern und dann unter falschem Namen nach Amerika zurückzukehren. Aber wie erstaunte ich, als ich auf dem Schiffe denjenigen fand, den ich bewachen sollte! Er hatte sich gleichzeitig mit mir nach Europa eingeschifft, und jetzt galt es, rasch zu handeln. Krämer kannte mich nicht mehr, und ich hütete mich, ihm öfter vor die Augen zu treten, als nöthig war. In London angekommen, schrieb ich augenblicklich an den Rentner und bat um nähere Instruktion. Krämer hielt sich einige Tage in London auf, ich beobachtete ihn unausgesetzt. Einen Brief, den er dem Kellner zur Besorgung übergab, wußte ich an mich zu bringen. In demselben ward Schulz benachrichtigt, daß sein Herr an einem bestimmten Tage Abends einzutreffen gedenke. Jetzt wußte ich genug, ich reiste nach Havre und fand dort meine Instruktion. Der Rentner war in Verzweiflung, ich müsse mich um jeden Preis des Dokuments bemächtigen und die Rückkehr Krämers verhindern, gleichviel, durch welches Mittel, schrieb er. Hundert Louisd'or seien mein, wenn ich diesen Auftrag vollzogen habe. Hundert Louisd'or sind für unsereins eine Bagatelle, aber doch immer mitzunehmen, ich reiste augenblicklich nach D. ab und erwartete meinen Mann. An dem bezeichneten Tage traf er ein. Ich hatte bereits in Havre ein Pistol gekauft, trotzdem ich meinen Revolver bei mir trug. Ich versteckte mich auf dem Wege zu jenem Dorfe hinter einem Strauch. Die Ankunft Krämers war ziemlich spät erfolgt, ich vertraute aber darauf, daß er noch an demselben Abend D. verlassen werde.

„Er kam, ungefähr eine Stunde vor Mitternacht, ich streckte ihn durch einen Schuß nieder, beraubte ihn seiner Uhr und Papiere und legte das Pistol neben ihn, um das Gericht auf falsche Fährte zu locken. Da fiel mir ein Messer in die Hand, welches mein Opfer in der Tasche trug, ich las auf dem Heft den Namen „Konrad Schulz." Fand man dies neben der Leiche, so mußte der Verdacht auf jenen Mann fallen, dessen Namen das Messer trug. Ich legte es neben den Todten auf den Rasen und entfernte mich. Am nächsten Morgen stattete ich dem Rentner einen Besuch ab. Er erschrack über meinen Bericht, faßte sich aber bald, als ich hinzufügte, welche Vorsichtsmaßregeln ich getroffen hatte. Unter den Papieren fand ich das Dokument nicht, und der Rentner nahm dies als Vorwand, mir den versprochenen Lohn vorzuenthalten. Erst müsse ich das Dokument schaffen, dann könne ich über die hundert Louisd'or verfügen. Noch an demselben Tage erfuhren wir, daß Schulz jenes Dokument besaß. Ich wollte nochmals einen Einbruch versuchen, um mich desselben zu bemächtigen, aber der Rentner rieth mir davon ab. Er meinte, dadurch könne auf ihn Verdacht fallen, es sei besser, wir warteten eine günstige Gelegenheit geduldig ab. Ich lernte inzwischen die Tochter Krämers kennen und in meinem Herzen entbrannte eine heftige Neigung zu dem Mädchen, welche mit jedem Tage wuchs. Da faßte ich den Entschluß, das Mädchen mit mir nach Amerika zu nehmen."

„Fürwahr, ein sehr abenteuerlicher Plan!" schaltete der Advokat ein.

„Nicht so abenteuerlich, als es den Anschein hat. Jene Hütte in der Haide, in welcher ich verhaftet wurde, war mir bekannt, auf meinen Streifzügen durch die Umgegend hatte ich sie gefunden. Dorthin wollte ich das Mädchen bringen, das Haus lag einsam, die vergitterten Fenster und die eisenbeschlagene Thür paßten ganz zu meinem Zweck. Daß Mathilde sich sträuben werde, mußte ich voraussetzen, deßhalb entwarf ich den Plan, sie als meine Gefangene nach Bremen zu transportiren, einmal dort, fiel es mir nicht schwer, mich mit ihr einzuschiffen. Ich wußte mir einen Paß zu verschaffen."—

„Ich habe ihn gesehen," fiel der Jurist ihm in's Wort.

„So wissen Sie das Uebrige. Inzwischen hatte der Bürgermeister Wetterau sich des Dokuments zu bemächtigen gewußt, er forderte für dasselbe die Hand Mathildens und Krämer sagte zum Scheine zu. Er hoffte, ihn durch List in eine Falle zu locken, es gelang ihm nicht, und jetzt erhielt ich den Auftrag, jenem das Papier zu entreißen. Sie werden wissen, auf welchem Wege ich dies ausführte, ich erwürgte den Bürgermeister und fand den Akt, dessen Kopie ich vorher bei Krämer eingesehen hatte. Ich wußte, daß ich von hier fort mußte, sobald ich das Geschäft vollständig abgewickelt hatte, und beschloß deßhalb, gleich am nächsten Morgen Mathilde zu entführen, und die Rückreise anzutreten. Diese Entführung würde schwer zu bewerkstelligen gewesen sein, wenn in dem Hause Krämers Alles im alten Geleise geblieben wäre, ich mußte etwas Verwirrung hineinbringen. Ich wählte den kürzesten Weg. Bevor ich am Abend das Haus verließ, schlich ich mich auf den Speicher, legte an vier Ecken Feuer an und ließ den Dingen ihren Lauf. Das Feuer mußte ungefähr um Mitternacht ausbrechen, bis dahin brannten die Kerzen, welche auf einem Haufen Reisig standen, somit konnte mich, der ich um diese Zeit bereits in C. war, ein Verdacht nicht treffen. Alles gelang nach Wunsch. Als ich am andern Morgen hierher zurückkehrte, lag das Haus in Asche, der Rentner wohnte mit seiner Tochter im Gasthofe. Ich übergab ihm das Dokument, empfing meinen Lohn und, wie ich erwartet hatte, gleichzeitig die Weisung, meine Rückreise sofort anzutreten, unter keiner Bedingung aber ihm mehr vor die Augen zu kommen.

„Ich wartete, bis er ausging und überredete dann Mathilde, daß ich von ihrem Vater Auftrag habe, sie in die neue Wohnung zu führen. Sie schöpfte keinen Verdacht, ich brachte sie in meine Hütte und dort befindet sie sich wahrscheinlich noch. Jetzt wissen Sie Alles, hoffen Sie indeß nicht, aus diesem Bekenntniß irgend einen Vortheil ziehen zu können. Ich lege es unter vier Augen ab, und läugne jedes Wort, wenn Sie dasselbe vor Gericht citiren."

„Seid unbesorgt," erwiderte der Advokat, „ich kam nicht hierher, um Euch zu verderben, sondern um Euch zu retten. Ihr werdet begreifen, wie viel dem Rentner an Eurem Schweigen gelegen sein muß, wollt Ihr die ganze Schuld auf Euch nehmen, weder den Namen des Rentners nennen, noch überhaupt die Mitschuld eines Genossen durchblicken lassen, so dürft Ihr darauf rechnen, daß Euch die Mittel zur Flucht gegeben werden, sobald die nöthigen Einleitungen getroffen sind."

„Der Vorschlag ließe sich überlegen," meinte der Amerikaner, „indeß wer garantirt mir dafür, daß der Rentner sein Wort hält? Gesetzt, ich stelle mich als den allein Schuldigen hin, das Gericht verurtheilt mich zum Tode, wer bürgt mir, daß der Rentner mich vor dem Schaffot rettet?"

„Könnt Ihr nicht auch am letzten Tage ein Geständniß ablegen, welches Euren Genossen ebenfalls unter das Fallbeil bringt?"

„Allerdings, aber kann der Schurke nicht bis dahin geflohen sein?"

„Freilich! wenn er nun fliehen wollte, würde er Euch diesen Vorschlag durch mich machen? Auf der einen Seite erwartet Euch das Schaffot, Ihr mögt nun Euren Genossen in den Proceß verwickeln, oder nicht, auf der andern Seite winkt Euch die Freiheit, was wählt Ihr?"

„Natürlich das letzte," entgegnete Schmelzer, „wenn ich nur eine Garantie hätte, daß man mich nicht schließlich noch überlistet."

„Eine bessere als die, welche ich Euch vorhin nannte, weiß ich nicht zu schaffen," versetzte der Advokat achselzuckend,

„Wohlan, ich will ihm vertrauen," nahm nach einer ziemlich langen Pause der Verbrecher das Wort, der den letzten Strohhalm, an welchem er sich klammern konnte, nicht fahren lassen wollte. „Aber die Bedingung stelle ich, bin ich nicht innerhalb vier Wochen frei, so warte ich nicht länger, bis dahin will ich die Schuld ganz allein auf mich nehmen."

Der Advokat erhob sich. „Abgemacht, bis dahin werden wir die nöthigen Einleitungen zu Eurer Flucht treffen können. Jetzt

gebt mir einen der Briefe Krämer's, gleichviel, welchen."

Der Amerikaner sah dem Advokaten erstaunt in's Gesicht, wieder umspielte jenes höhnische Lächeln seine Lippen. „Glauben Sie, ich werde diese Briefe aus der Hand geben? So leicht überlistet man mich nicht."

„Aber ich bedarf des Briefes, um den Rentner überführen zu können," fuhr Schacht fort. Ihr behaltet ja immer noch Beweise genug, und könnt den einen Brief wohl entbehren."

„Ich weiß nicht, welche Rolle Sie eigentlich in dieser Sache spielen," versetzte Schmelzer, „zuerst sprechen Sie zu mir im Auftrage des Rentners und nachher verlangen Sie von mir Beweise, um jenen überführen zu können, mir klingt das sonderbar, sehr sonderbar, sehr sonderbar. Aber Sie sollen den Brief haben," setzte er hinzu, wäre es auch nur, um Ihnen zu beweisen, daß ich die Wahrheit sagte." — Er trennte nach diesen Worten eine Naht in dem Futter seiner Mütze offen und nahm aus diesem Versteck einen Brief, welchen er dem Advokaten überreichte. „Es ist der erste Brief Krämers," versetzte er, „den letzten behalte ich, dieser wird Ihnen genügen."

Schacht steckte das Papier in die Tasche, empfahl dem Verbrecher nochmals Vorsicht und entfernte sich, um gleich darauf in die Zelle des Ackerers zu treten, in der er außer dem Gefangenen Gottfried fand.

Der alte Mann hatte vor wenigen Augenblicken die Nachricht vom Tode seiner Gattin erhalten, schweigend hielten Vater und Sohn sich umschlungen, und über die welken gefurchten Wangen des Ackerers rollte leise eine Thräne, sie galt dem Andenken der Geschiedenen.

Der Advokat wollte sich zurückziehen, aber Schulz hatte ihn schon bemerkt; er winkte jenem, zu bleiben. „Ein großer, ein entsetzlicher Verlust hat mich betroffen," sagte er, indem er dem Advokaten die Hand reichte, „aber was kann's helfen, ob ich mich darum abhärme, früher oder später müssen wir ja doch alle einmal fort und deßhalb soll man auf solchen Verlust stets gefaßt sein. Aber ich will Sie mit meinen häuslichen Angelegenheiten nicht aufhalten, was bringen Sie mir?"

„Eine gute Botschaft," entgegnete Schacht, „doch möchte ich Sie bitten, unter vier Augen" —

„Gottfried, geh' so lange hinaus," wandte der Ackerer sich zu seinem Sohne, „aber warte draußen, ich habe Dir noch Manches aufzutragen. — Und jetzt reden Sie, die beste Botschaft, welche Sie mir bringen könnten, wäre die, daß ich meinen Kerker verlassen dürfte. Dann könnte ich mein Weib bestatten, an ihrem Grabe ein Vaterunser beten und die wenigen Tage, die unser Hergott mir noch schenkt, dazu verwenden, meinen Sohn glücklich zu machen."

„Ich bringe Ihnen diese Botschaft," entgegnete der Advokat, „Sie können den Kerker heute noch verlassen, wenn Sie wollen."

„Darf ich wirklich?" rief der Ackerer freudig. „O Dank, Dank für dieses Wort, es macht mich auf ewig zu Ihrem Schuldner." Er war aufgesprungen und durchschritt jetzt mit großen Schritten seine Zelle. Plötzlich blieb er vor dem Advokaten stehen, der schweigend vor sich hinschaute. „Sie schweigen?" fragte er. „Sie nehmen an meiner Freude nicht Theil?"

„Doch, den herzlichsten," erwiderte der Jurist. „Bevor Sie aber die Freiheit, die ich Ihnen biete, annehmen, bitte ich Sie, mir eine Frage zu beantworten. Würden Sie sich noch acht oder vierzehn Tage hier gedulden, wenn Sie dadurch das Glück Ihres Pflegesohns begründen könnten?"

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Wer in der Ersten wissentlich beharrt,
Dem wird das zweite Düsterheit umzieh'n.
Der Trüger meines ganzen aber starrt
Gedankenlos in's Nichts hinein.

Auflösung der Charade in Nr. 114 des Unterhaltungsblattes: „Wallfisch."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 119. Sonntag, den 8. October *1871.*

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Der Ackerer sah erstaunt dem Fragenden ins Antlitz. „Ich das Glück meines Pflegesohns begründen? Wie verstehe ich das?"

„Wollen Sie heute schon den Kerker verlassen, so kann ich dies nur dadurch ermöglichen, daß ich den Rentner Krämer der Mitschuld an der Ermordung seines Bruders zeihe. Sie werden begreifen, daß Ernst dann nicht mehr die Tochter Krämers heirathen kann, er liebt aber Mathilde, er sucht in ihrer Liebe sein Glück." —

„Deßhalb soll ich so lange hier bleiben, bis die Beiden Hochzeit gemacht haben?" fiel der Ackerer ihm ins Wort.

„Noch weiß ich den Weg nicht, der die Liebenden aus diesem Labyrinth führen soll," fuhr der Advokat fort, „aber verlassen Sie sich auf mich, willigen Sie in meinen Vorschlag ein, so dürfen Sie überzeugt sein, daß ich Sie keine Stunde länger schmachten lasse, als dies unbedingt nöthig ist."

„Noch sehe ich nicht ganz klar in dieser Sache," versetzte Schulz, indem er sich auf der Bank niederließ, „erklären Sie mir das deutlicher, mein Kopf ist durch die lange Haft geschwächt, ich fühle, meine Geisteskraft hat abgenommen."

Der Advokat berichtete jetzt die Verhaftung des Amerikaners und den Inhalt der Unterredung, welche er kurz vorher mit demselben gepflogen hatte.

„Ich werde den Rentner zwingen, daß er seine Tochter dem jungen Manne giebt," schloß er; „ist das geschehen, so machen die Beiden Hochzeit, und reisen ab, ich enthülle dem Instruktionsrichter das Geheimniß, welches den Mord Krämers umschwebt und überlasse den Rentner seinem Schicksal, Sie erhalten an demselben Tage Ihre Freiheit."

Der Ackerer ging eine geraume Weile schweigend auf und ab, er rang mit einem Entschlusse. Der Wunsch, das bleiche Antlitz der treuen Gattin noch einmal zu sehen, noch einmal die bleichen Lippen zu küssen und bei dem Begräbniß zugegen zu sein, regte sich mächtig in seiner Seele, auf der andern Seite aber hielt er es auch für seine heiligste Pflicht den Sohn seines Herrn, wenn dies in seinen Kräften stand, glücklich zu machen. Und es war im Grunde doch nur ein geringes Opfer, welches er ihm brachte, er hatte nun länger, denn zwei Monate in dem Gefängniß zugebracht. sollte er sich vor den wenigen Tagen fürchten, wenn die Freiheit ihm so nah und sicher in Aussicht stand?

„Es sei," versetzte er, „ich bleibe."

„Ich erwartete diesen Entschluß," erwiderte Schacht, „nehmen Sie meinen herzlichsten Dank."

„Wollen Sie wirklich den Verbrecher entwischen lassen?" fragte der Ackerer.

„Es war nur eine Falle, die ich ihm stellte. Wäre Ernst nicht mein Freund, ich würde keinen Augenblick gezögert haben, auch den Rentner dem Gericht zu überliefern. Er

mag zusehen, wie er der Strafe entgeht, sobald ich meinen Zweck erreicht habe, lasse ich den Schleier fallen, der das Dunkel noch verhüllt, und dann mögen die Dinge ihren Lauf nehmen, wie sie wollen, ich kümmere mich nicht weiter um sie."

10. Kapitel.

Zu derselben Stunde, in welcher der Advokat in der Zelle des Verbrechers saß, stand Helldau vor seinem Herrn, welcher die Entwendung des Dokuments entdeckt hatte und seine Wuth darüber an dem Buchhalter ausließ.

„Ihr waret gestern Morgen hier im Zimmer, als ich dasselbe verließ," sagte er, „warum gabt Ihr den Zimmerschlüssel nicht dem Wirth selbst? Euerer Nachlässigkeit habe ich diesen Verlust zu verdanken, einen Verlust der unberechenbare Folgen haben kann."

Helldau zuckte schweigend die Achseln, er wollte lieber den Vorwurf der Nachlässigkeit auf sich ruhen lassen, als sich durch eine Vertheidigung mit seinem Herrn überwerfen. Eingedenk des Versprechens, welches er der Wittwe gegeber hatte, drängte er den innern Groll zurück, so schwer es ihm auch wurde.

„Ihr werdet mir das Papier wieder schaffen," schloß der Rentner seine Strafpredigt, „glaubt Ihr, ich habe es mich hundert Louisd'or kosten lassen, um es durch Eure Nachlässigkeit wieder zu verlieren?"

„Wer die Tochter entführt hat, wird sich auch wohl des Papiers erbarmt haben," warf der Buchhalter ein, „wer anders als er konnte wissen, daß Sie es besaßen, wem, außer jenem, konnte an dem Besitz desselben so viel liegen?"

Krämer schaute sinnend auf die Straße. Die Erinnerung an jenen Menschen machte ihn erbeben, er wußte, der Amerikaner war verhaftet, was dann, wenn dieser ihn als seinen Mitschuldigen bezeichnete? Der Rentner fühlte, wie seine Knie wankten, er sah zwei Gensd'armen über die Straße kommen; waren sie geschickt, um ihn zu verhaften? Nein, sie gingen vorüber, aber mußte er nicht jeden Augenblick seine Verhaftung gewärtigen? — Wer hatte das Gericht auf den Amerikaner aufmerksam gemacht?

Krämer wußte auf diese Frage keine Antwort zu finden. Der Denunziant konnte auch seine Mitschuld kennen, er konnte ihn heute noch der Polizei verrathen, und dann? Wer nahm sich dann seiner Tochter an? Nicht nur seine Ehre, auch die Ehre und das Glück Mathildens war gefährdet.

„Wenn ich Ihnen einen Rath geben darf, sehen Sie sich nach einem Schwiegersohn um," hob der Buchhalter wieder an, indem er die Züge seines Herrn scharf und unverwandt beobachtete.

„Weshalb?" fuhr der Rentner, aus seinem Sinnen geweckt, barsch auf. „Glaubt Ihr, meine Tochter sei in meinem Hause nicht mehr sicher? In welchem Sinne soll ich Eure Worte deuten? Noch kann man mir nichts beweisen, wartet also ruhig ab, bis es so weit gekommen ist. Eines Rathes bedarf ich nicht, ich muß selbst wissen, was ich zu thun und zu lassen habe."

„Je nun, ich meine es gut," begütigte Helldau, „Mathilde bedarf des Schutzes, ein Gatte wird ihr solchen besser angedeihen lassen können, als der Vater."

„Wirklich?" spottete Krämer. „Wenn Eure Weisheit das herausgeklügelt hat, dann, ich zweifle nicht daran, wird sie auch bereits einen passenden Schwiegersohn gesucht und gefunden haben. Wen also habt Ihr mir vorzuschlagen."

„Ich?" versetzte Helldau betroffen, der auf eine solche Wendung nicht vorbereitet war. — „Na, wenn das Eis einmal gebrochen ist, so mag es drum sein," fuhr er gefaßt fort, „geben Sie Ihre Tochter dem jungen Kaufmann Ernst Heller. Ich weiß, die beiden jungen Leute lieben sich, er ist ein thätiger talentvoller Mann und —"

„Mensch, wiederhole die Worte nicht noch einmal," rief der Rentner zornig, „oder bei Gott, ich vergesse mich!" Er stand mit stolz erhobenem Haupt und flammenden Blicken vor dem Buchhalter, der unwillkührlich einen Schritt zurücktrat. „Mathilde liebt ihn, sagst Du? Eine Lüge ist es, eine Lüge, die an Bosheit ihres Gleichen sucht. — Ich durchschaue Deinen Plan, Du liegst mit jenem Herrn von Habenichts unter einer Decke und willst Dir einen Kuppelpelz verdienen! Glück

zu, Alter, bei mir aber verdienst Du ihn nicht, versuche Dein Glück an anderen Thüren, — ich werfe Dich hinaus wie einen Hund, wenn Du es noch einmal wagst, mir diesen Vorschlag zu machen."

Helldau war bestürzt, in einem solchen Paroxismus, hatte er seinen Herrn noch nicht gesehen. Wußte dieser bereits, daß Ernst sein Neffe war? Daß er den jungen Mann bitter haßte, ging aus seinen Worten deutlich hervor, woher aber rührte dieser Haß? Ernst hatte Mathilde gerettet, auf seinen Armen, der Todesgefahr trotzend, trug er sie aus dem brennenden Hause, war dafür ihm der Rentner nicht zu großem Dank verpflichtet?

Krämer hatte inzwischen die Thür zum Nebenzimmer geöffnet und Mathilde gerufen, welche jetzt eintrat.

„Da, dieser Mensch behauptet, Du liebest den Agent Heller, Ihr beide seiet mit einander einverstanden, sage ihm doch, daß seine Behauptung aus der Luft gegriffen, daß sie leeres Geschwätz ist."

Bebend, die Hände vor der Brust gefaltet stand Mathilde vor dem Vater, ihr Schweigen reizte seinen Zorn.

„Hörst Du nicht!" rief er heftig. „Mädchen, ich will nicht hoffen, daß er wahr geredet hat, daß jener Mensch —"

„Verzeihung, Vater," bat das Mädchen, „mach mit mir, was Du willst, nur verlange nicht, daß ich ihm entsagen soll! Sein Edelmuth, sein treues, gutes Herz fesselt mich ganz an ihn, vergebens wäre es, gegen diese Liebe anzukämpfen —"

„So wollte ich, daß er am Galgen hinge und Du — doch nein," fuhr Krämer, sich mühsam fassend, fort, „ich werde schon Mittel finden, diese Fessel zu zerreißen. „Was ist er, was hat er, dieser Musterreiter?"

„Er rettete Ihr Kind aus den Flammen," wagte Helldau einzuschalten.

Der Rentner war erfreut, einen Ablenker für seinen Zorn gefunden zu haben. „So, so," wandte er sich zu diesem, „und das, glaubt Ihr, gibt ihm ein Recht auf den Besitz meines Kindes und meines Vermögens? O, ich begreife, ich fange an, klar zu sehen! Ihr dachtet ein gutes Geschäft zu machen, deßhalb übernahmt Ihr die Kupplerrolle, er glaubte, ich werde ihm meine Tochter nicht verweigern können, wenn er sie aus einem brennenden Hause geholt habe, — die Polizei sucht noch immer den Brandstifter, ich denke, ihr jetzt einen Fingerzeig geben zu können. Nehmt Euch in Acht, Eure grauen Haare werden mich nicht zurückhalten."

„Machen Sie Ihre Drohung wahr, fiel Helldau jetzt dem Rentner ins Wort, „geben Sie diesen Fingerzeig, ich fürchte ihn nicht, seien Sie aber versichert, daß in der nächsten Minute nach meiner Verhaftung dem Instruktionsrichter Ihr Verhältniß zu dem verhafteten Verbrecher bekannt wird."

„Was wollt Ihr damit sagen!" fragte Krämer erbleichend.

„Viel und auch wieder nichts, wie Sie wollen, Sie wissen jetzt, daß ich eine Waffe gegen Sie besitze, die Ihnen gefährlich werden kann."

Helldau ging nach diesen Worten hinaus, er hatte dem Rentner gezeigt, daß er ihn vernichten konnte, weiter wollte er es nicht treiben. Auch Mathilde wollte sich entfernen, der Vater gebot ihr, zu bleiben. „Du kennst jenen Menschen schon länger?" fragte er.

„Ja, er war mein Jugendgespiele, wir liebten uns damals schon, und diese Liebe wuchs mit uns, sie hatte in unsern Herzen feste Wurzel geschlagen."

„Ich werde sie ausreißen," unterbrach Krämer zornig. „Ueberhaupt wirst Du bei ruhigem Nachdenken einsehen, daß diese Heirath eine Erniedrigung für Dich sein würde," fuhr er milder fort, „und daß ich unter den obwaltenden Umständen meine Einwilligung nicht geben darf."

„Ich weiß, daß Ernst mich glücklich machen wird, das überwiegt alle Gegengründe," antwortete Mathilde fest und bestimmt.

„Freilich. Euch ist es Hauptsache, unter die Haube zu kommen!" spottete der Rentner. „Du wirst noch heute Abend abreisen."

„Wohin?" fragte Mathilde.

„Noch weiß ich's nicht und wüßte ich's Du wirst es nicht eher erfahren, bis Du am Ziele Deiner Reise bist, ich erwarte Gehorsam."

„Und wenn ich nicht gehorche. Wenn ich dem Worte Gottes folge, welches uns lehrt,

Vater und Mutter zu verlassen um des Mannes willen?"

„Possen!" versetzte der alte Mann achselzuckend. „Das Gesetz gibt, Gott sei Dank, dem Vater die Macht, das unmündige Kind zu züchtigen, wenn es nicht gehorchen will!"

Mathilde biß die Unterlippe fast blutig, sie besaß ganz das heftige Temperament des Vaters, dessen Worte sie in tiefster Seele verletzten; aber sie bezwang sich. „Eine solche Züchtigung würde das Band zerreißen, welches mich an Dich fesselt," versetzte sie tonlos, „ich werde gehorchen."

„Du bist mein gutes braves Kind," erwiderte Krämer, der wohl einsah, daß er zu weit gegangen war, „glaube mir, diese Liebe ist nur eine erhitzte Frucht Deiner Phantasie. Mache Dich reisefertig, ich werde Dich heute Abend von hier fortbringen."

Mathilde ging in ihr Zimmer zurück, sie wußte, daß Vorstellungen und Bitten den harten Sinn ihres Vaters nicht erweichten, weßhalb sollte sie diese verschwenden?

Der Rentner ging mit verschränkten Armen eine Weile in seinem Zimmer auf und ab und setzte sich dann hin, um einige Briefe zu schreiben. Er wurde in diesem Geschäft durch den Eintritt desjenigen gestört, der ihm all' diese Unruhe, all' diesen Aerger verursachte.

„Was wünschen Sie?" fragte er, als der junge Mann die Thür hinter sich geschlossen hatte. „Sie sehen, ich bin beschäftigt, kommen Sie morgen oder übermorgen wieder, Ihr Anliegen wird wohl keine Eile haben."

Ernst war bestürzt, er konnte sich die Ursache dieses schroffen Benehmens nicht erklären. „Ich kam hierher in der Absicht, mich nach dem Befinden Ihrer Fräulein Tochter zu erkundigen," entgegnete er, vielleicht erlauben Sie mir —"

„Ich erlaube nichts, gar nichts!" fuhr der Rentner barsch auf.

„Im Grunde ist es mir ganz recht, daß Sie gekommen sind, ich kann Ihnen dann gleich in Bezug auf Ihre Wünsche und Hoffnungen einen kategorischen endgültigen Bescheid geben. Sie trachten nach der Hand meiner Tochter, doch kann von einer Erfüllung dieser Hoffnung keine Rede sein, ich werde niemals meine Einwillung dazu geben. Wenn Sie es einmal so weit gebracht haben, daß Ihr Vermögen dem meinigen gleich steht, dann dürfen Sie noch einmal vorsprechen, vorausgesetzt, daß meine Tochter alsdann noch frei ist."

Ernst errieth, daß Mathilde dem Vater ihre Liebe verrathen hatte, noch bevor sie dem Geliebten dieselbe gestand. Die beseligende Gewißheit, daß Mathilde seine Liebe erwiderte, milderte die schroffen Worte des alten Mannes. „Das Eis ist gebrochen, ich frage nicht lange, wer es gebrochen hat," hob er an —

„Sie haben überhaupt in dieser Angelegenheit durchaus nichts zu fragen," fiel der Rentner, sich mehr und mehr ereifernd, ihm in die Rede, „Ihre Unverschämtheit ist ohnehin groß genug. Ein edel denkender Mann würde einem Mädchen, welches so hoch über ihm steht, dergleichen Dingen nicht in den Kopf setzen, einem Abenteurer freilich kann man das nicht übel nehmen."

„Was Sie so sehr gegen mich erbittert, weiß ich nicht," versetzte Ernst ruhig, „ich hätte nimmer von einem gebildeten Manne ein solches Benehmen erwartet. Wollen Sie Ihre Einwilligung nicht geben, so können sie es bei einem einfachen „Nein" bewenden lassen, der vielen Worte bedarf es nicht."

„Ein einfaches „Nein" ist bei Leuten Ihresgleichen nicht angebebracht, sie drängen sich durch die Hofthür wieder in's Haus, wenn sie durch die Hausthür hinausgeworfen wurden."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein österreichischer Fähnrich schlug einen Soldaten ins Gesicht, der darüber natürlich eine saure Miene zog. „Elementer!" rief Jener, „ich weiß holter, was d' jetzt denkst! Du denkst, i wär a Dummkopf! Denkst mir das noch'nmal, mußt d'vierzehn Täg in die Wacht!"

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 120. Dienstag, den 10. October **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

„Herr, Ihre Grobheit geht zu weit!" fuhr Ernst auf, dem jetzt die Galle in's Blut stieg. „Ich lasse mir Manches von Ihnen sagen, weil Sie der Vater derjenigen sind, die ich mehr als mich selbst liebe, aber" —

„Aber?" fiel der Rentner ihm in's Wort. „Wir wollen uns die Unannehmlichkeit späterer Auftritte dieser Art ersparen, deßhalb ersuche ich Sie, mir das Ihnen geliehene Kapital binnen heute und acht Tagen zur Verfügung zu stellen und meine Schwelle nicht mehr zu betreten. Daß Sie meine Tochter aus den Flammen gerettet haben, verpflichtet mich Ihnen zu Dank; um mich jeder Verbindlichkeit gegen Sie zu entledigen, verzichte ich auf die Zinsen und den Gewinn, welchen Sie bis heute aus meinem Kapital gezogen haben."

Ein höhnisches verächtliches Lächeln umspielte die Lippen des jungen Mannes. „So erbärmlich und schmutzig ist Ihre Denkweise!" entgegnete er bitter; „ich verlange von Ihnen weder Dankbarkeit noch ein Geschenk, behalten Sie beides!" Er wandte dem alten Manne stolz den Rücken und verließ das Zimmer. „Was nun?" das war seine erste Frage, als er vor der Thür stand. Er zweifelte nicht daran, daß Mathilde von dem habsüchtigen Filz denselben Bescheid erhalten hätte, er kannte aber auch die Gesinnung und den Charakter des Mädchens und wußte, daß sie eben so treu und fest an ihrer Liebe halten werde, wie er. Helldau mußte vermitteln, ihm wollte er sich anvertrauen, der alte Mann mußte ihm eine Zusammenkunft mit Mathilde ermöglichen. — Im Begriff, den Weg zu seiner Wohnung einzuschlagen, sah er plötzlich den Doktor Schacht vor sich stehen und er konnte nicht unterlassen, diesem seine Unterredung mit dem Rentner mitzutheilen.

Der Advokat hörte ihn lächelnd an. „Sei guten Muthes, sagte er, als Ernst schwieg, „vielleicht wendet sich heute noch alles zu Deinem Besten. Ich bin eben im Begriff, zu Krämer zu gehen, von diesem Besuch hängt Vieles ab, versprich mir deßhalb, bis zu meiner Rückkehr keine Schritte in dieser Angelegenheit zu thun."

Ernst bat den Freund, ihn in seinen Plan einzuweihen.

„Noch nicht," erwiderte der Advokat, „vielleicht später, vielleicht auch nie, nimm Du das Gute, was ich Dir vielleicht bieten werde, ruhig an und forsche nicht nach Mitteln, durch welche ich es für Dich erhielt. In Deiner Wohnung mochst Du mich erwarten," setzte er hinzu, indem er dem Freunde die Hand bot, „jetzt verlasse mich, ich habe Eile."

Der Rentner sah unwillig von seiner Arbeit auf, als der Advokat eintrat. Aergerlich über diese zweite Störung fragte er barsch nach dem Begehr des Fremden, der ruhig die Thür abschloß und sich dann in einen Sessel niederließ.

„Wir sind doch allein?“ fragte der Jurist, indem er auf die Thür zum Nebenzimmer zeigte; „was ich Ihnen mitzutheilen habe, betrifft nur uns beide, oder besser gesagt, Sie allein. Mein Name ist Doktor Schacht, Advokat beim hiesigen Gerichtshofe.“

„Ich wüßte nicht, daß ich mit Ihnen etwas zu verhandeln hätte,“ erwiderte Krämer mürrisch, „ich führe keine Prozesse.“

„Sie könnten aber in einen Prozeß und noch dazu in einen Kriminalprozeß verwickelt werden,“ versetzte der Advokat. „Ich komme gerades Weges aus dem Gefängniß und führte soeben eine längere Unterredung mit dem Amerikaner Schmelzer.“

Der Rentner fuhr von seinem Stuhle auf. „Entschuldigen Sie einen Augenblick,“ hob er an, „in jener Stube befindet sich meine Tochter, wäre es nicht besser, wenn ich sie hinausschickte?“

Der Advokat nickte und trat ans Fenster. Mathilde kannte ihn, sie wußte, daß er der Freund des Geliebten war, er wollte ihr sein Gesicht verbergen, um nicht in ihrem Herzen Hoffnungen zu wecken, deren Erfüllung noch sehr in Frage stand.

Krämer öffnete die Thür und warf einen Blick in das Nebenzimmer, es war leer, Mathilde hatte es verlassen. Beruhigt verschloß der Rentner die Thür, und bat den Advokaten, fortzufahren.

„Ich ging mit dem Vorsatz, mich jenem Verbrecher als Vertheidiger anzubieten, in das Gefängniß. Schmelzer legte mir ein offenes Bekenntniß ab.“

Erdfahle Blässe überzog das Antlitz des alten Mannes, seine Knie bebten, sein stierer Blick war unverwandt auf den Advokaten gerichtet.

„Ich erfuhr, daß sein erstes Verbrechen ein Einbruch bei Ihrem Bruder in Amerika gewesen ist, der Zweck dieses Einbruchs geht deutlich aus einem Briefe hervor, welchen Sie an jenen Menschen geschrieben haben.“

„Ich?“ stotterte der Rentner. „Ein Brief von mir? Glauben Sie ihm nicht, er hat meine Handschrift gefälscht.“

„Wenn dem wirklich so wäre, muß er doch Ihre Handschrift gekannt haben. Die Adresse trägt den Poststempel unserer Stadt und da außer diesem Briefe noch zwei andere Schreiben vorliegen, so dürfte es wohl nicht schwer fallen, die Echtheit der Handschrift zu konstatiren.“

„Kommen wir zur Sache,“ versetzte Krämer, indem er die nasse Stirne mit seinem seidenen Taschentuche abtrocknete, „gesetzt, ich gebe zu, diese Briefe geschrieben zu haben, was beweisen Sie gegen mich?“

„Dieser hier die Aufforderung zum Diebstahl, jener aber, den der Verbrecher in Havre von Ihnen empfing, legt Ihre Mitschuld an der Ermordung Ihres Bruders an den Tag.“

„Ich sehe der Anklage ruhig entgegen,“ erwiderte der Rentner nach einer Pause, in der er mühsam nach Fassung gerungen hatte, „glauben Sie wirklich, nur etwas beweisen zu können, so“ —

„Sie wären bereits verhaftet, wenn nicht die Freundschaft zu Ernst Heller mich bewogen hätte, vorher diesen Weg zu versuchen,“ fuhr der Advokat ernst, mit erhöhter Stimme fort, „es kostet mich nur einen Gang zum Instruktionsrichter, und Sie sitzen in der nächsten Stunde hinter Schloß und Riegel, um dort den Rest Ihres Lebens zu verbringen.“ —

„Ich versprach jenem Vagabunden hundert Louisd'ors, wenn er mir das Dokument schaffte, welches mein Bruder damals in Bezug auf sein Vermögen anfertigen ließ,“ fiel Krämer dem Juristen in's Wort; „für die Mittel, welche jener Mensch anwandte, um seinen Zweck zu erreichen, kann man mich nicht verantwortlich machen.“

„Sie reden, wie die Angst des bösen Gewissens es schon eingiebt, das Gesetz spricht anders.“

„Man kann jedem Dinge eine andere Bedeutung unterschieben,“ erwiderte Krämer achselzuckend, „es kommt eben nur darauf an, wie man's dreht und wendet. — Sie sagten vorhin, es bedürfe nur einer Anzeige, so würde ich verhaftet. Sie machten diese Anzeige nicht, daraus glaube ich schließen zu dürfen, daß ich Ihr Schweigen erkaufen soll. So ruhig ich auch einer Anklage entgegensehe, will ich mich doch zu diesem Opfer entschließen, weil — weil“ —

„Weil Ihr böses Gewissen Ihnen sagt, daß der Prozeß für Sie eine schlimme Wendung nehmen könne. Sparen Sie mir gegenüber die Maske, mich betrügen Sie nicht. Der Amerikaner wird schweigen, wenn Sie Ihre Einwilligung zur Hochzeit Ihrer Tochter mit Ernst Heller geben."

Die Zornader auf der Stirn des Rentners schwoll drohend an. „Also auch Sie sind im Komplot?" rief er heiser, den glühenden, durchbohrenden Blick, in welchem das Feuer unversöhnlichen Hasses loderte, fest auf den Advokaten gerichtet. „Auch Sie wollen den Kuppler spielen? Fürwahr, ein hübsches Nebengeschäft für einen Advokaten, dem die Praxis vielleicht kaum das trockene Brod einbringt!"

Doktor Schacht erhob sich. „Unsere Unterredung ist zu Ende," sagte er gelassen, „auf Beleidigungen antworte ich nicht. Er wandte sich zur Thür. Krämer hielt ihn am Arme zurück. Auf den Ausbruch der Wuth war Erschlaffung gefolgt, der Rentner sah ein, daß er va banque spielte, daß Alles, Ehre, Vermögen und Leben auf der Karte stand, welche der Advokat ausgespielt hatte. „Unter welchen Bedingungen soll die Heirath vollzogen werden?" fragte er.

„Unter welchen? Ich denke, Bedingungen sind hier weder zu fordern noch einzugehen, die Hochzeit wird innerhalb acht Tagen gefeiert und das junge Paar reist unverzüglich ab."

„Wird der Amerikaner schweigen, wenn ich dieses Opfer bringe?"

„Er wird schweigen bis zur Bestätigung seines Todesurtheils. Bis dahin haben Sie für seine Flucht Sorge zu tragen, gelingt Ihnen das nicht, so" —

„Wird er bekennen?"

„Allerdings!"

Der Rentner sah lange schweigend vor sich hin. „Welchen Vortheil bietet mir Ihr Vorschlag?" nahm er endlich wieder das Wort. „Sie werden selbst einsehen, daß ich nichts durch denselben gewinne."

„Sie gewinnen nichts dadurch? Mindestens eine Frist von einem Vierteljahre, welche Ihnen hinreichend Zeit läßt, Europa zu verlassen."

„In acht Tagen die Anstalten zur Hochzeit zu treffen, ist unmöglich," hob der Rentner nach kurzem Nachdenken an.

„Dafür lassen Sie mich sorgen. Sie verloben die beiden Kinder im Beisein einiger Zeugen und ich ermögliche es, daß die Trauung innerhalb acht Tagen stattfinden kann. Also kurz und bündig, ja, oder nein."

Der Rentner kämpfte einen Augenblick mit seinem Entschlusse, dann schlug er in die dargebotene Rechte des Advokaten ein.

„Sie sehen, ich habe mich Ihrem Willen gefügt, weil ich es für besser halte, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen, jetzt aber bitte ich Sie, mich für heute in Ruhe zu lassen. Warten wir mit der Verlobung bis morgen oder übermorgen, so große Eile hat's ja noch nicht. Ich bin zu aufgeregt heute," fuhr er fort, als er das Mißtrauen des Juristen bemerkte, „deßhalb bitte ich Sie nochmals, warten Sie bis morgen."

Der Advokat sah dem alten Manne scharf und fest in's Auge. „Es sei," erwiderte er, „ich will Ihnen vertrauen und hoffe, daß Sie mich nicht zwingen werden, hinter Ihnen den Telegraphen spielen zu lassen."

Er ging hinaus und gerades Wegs zur Wohnung der Wittwe Heller, in welcher er Ernst, dessen Mutter und Helldau antraf. Er wußte, daß Helldau mit Ernst im Bunde war, und konnte daher im Beisein desselben die Verabredung, welche er mit Krämer getroffen hatte, mittheilen.

Ernst war überrascht, er grübelte indeß nicht lange darüber, durch welches Mittel sein Freund diese Zusage erhalten hatte, sondern gab sich ungetheilt der Freude hin, die sein Herz bei dem Gedanken an diese nahe bevorstehende Verbindung mit Mathilde erfüllte.

11. Kapitel.

Schon im ersten Verhör legte der Verbrecher ein offenes Geständniß ab, ohne indeß seines Mitschuldigen Erwähnung zu thun, er vertraute auf die Zusage des Advokaten und wollte den Weg zur Rettung sich offen halten. Zwar hatte er sich vorgenommen, sein Geständniß so lange wie möglich hinauszuschieben, Anfangs beharrlich zu läugnen und erst später theilweise Zugeständnisse zu machen, um die Gerichts-Verhandlungen zu verzögern, aber

nach einigem Nachdenken verwarf er diesen Plan wieder. Je länger er den Schluß des Prozesses hinausschob, desto länger mußte er im Gefängnisse weilen, im andern Falle aber war der Rentner genöthigt, die Vorbereitungen zur Flucht rasch zu treffen. Theilweise aus diesem Grunde, theilweise auch durch die Kreuzfragen des Untersuchungsrichters in die Enge getrieben, gestand Schmelzer seine Verbrechen ein. Er hätte die Ermordung Krämers verschweigen können, weil der Richter nicht im Entferntesten ahnte, daß der Thäter dieses Verbrechens vor ihm stand, indeß der Amerikaner besaß ganz das Naturell eines Raubmörders von Profession, er war stolz auf die Reihe von Verbrechen, welche er herzählen konnte. In Folge dieses Verhörs ward der Ackerer Konrad Schulz aus dem Gefängnisse entlassen und Tags darauf brachte die Zeitung eine Ehrenerklärung, welche ihn zwar von jeder Schuld freisprach, ihn aber für die Haft nicht entschädigte.

Der Advokat hatte kaum die Freilassung des Ackerers vernommen, als er auch sofort zu diesem eilte, noch bevor derselbe die Nachricht erhielt. Er theilte ihm seine Unterredung mit Krämer mit und bat ihn, seinem Pflegesohne das Geheimniß nicht zu entdecken. In Bezug auf das Dokument beruhigte er ihn, indem er ihm die Gewißheit gab, daß dasselbe sich wieder im Besitze des rechtmäßigen Eigenthümers befinde.

Schulz eilte, sobald der Schließer ihm die Thür öffnete, in sein Dorf, um den letzten Kuß auf die bleichen Lippen seines todten Weibes zu drücken und ihre irdische Hülle unter den Rasen zu betten. Die lange Haft in der einsamen düsteren Zelle hatte seinen sonst so frischen, heiteren Sinn umdüstert, sie hatte ihn mit Bitterkeit erfüllt gegen das Gesetz und dessen Diener, gegen die ganze Menschheit, die ein Recht zu haben glaubt, über Jeden ihr hartes Urtheil zu fällen, hinter welchem die Pforte des Gefängnisses sich schließt. —

Die Vögel sangen und zwitscherten, die Blumen blühten und ihr Duft würzte die laue Luft, die heimkehrenden Schnitter jauchzten und tanzten, in das Herz des Ackerers wollte die Freude nicht wieder einziehen, kein Sonnenstrahl vermochte mehr die Nacht zu erhellen, welche über die welken Lebensblüthen ihren dunkeln Mantel breitete.

Gottfried verstand den Vater, in das Herz des Kindes schüttete der alte Mann die ganze Bitterkeit, welche ihn erfüllte, und der himmliche Frieden, der das Antlitz der todten Gattin verklärte, gab auch seiner Seele den Frieden zurück. Wenn das Leben dem Tode in's Auge schaut, fühlt es sich heimisch angeweht, ein Geheimniß, in das es nicht zu dringen vermag, sieht es vor sich liegen, es fühlt, daß nach diesem Leben dem Geiste ein anderes neues Reich erschlossen wird, daß es ein Jenseits gibt, in welchem es einst alle seine verlornen Lieben wieder findet. Nie ist der Tod ein Schreckbild, wenn seine Hand eines unserer Lieben berührt hat, der himmlische Frieden, den er, nur uns verständlich, auch den theuren, geliebten Zügen hinterlassen hat, sagt uns besser, als kalte Trostesworte es vermögen, daß es ein Wiedersehen gibt.

Schulz saß bei der Leiche, bis sie eingesargt und der Sarg verschlossen wurde, dann erhob er sich, um hinaus auf den Friedhof zu wandern und die Stätte aufzusuchen, wo die treue Gefährtin seines Lebens ruhen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das Liegnitzer „Stadtblatt bringt folgende Zuschrift des Cantors Jakob in Schönborn: „Choleraheilung durch Campherspiritus aus der Apotheke, 6 bis 8 Tropfen, auf Farin gegossen, Erwachsenen eingegeben (Branntweintrinkern mehr), Kindern 4—6 Tropfen, stillt Brechen und Durchfall, und es wird durch wiederholte Gaben und gleichzeitiges Einreiben des Unterleibes damit Genesung bewirkt; der Patient bleibe zu Bett und gehe zur Vermeidung des Rückfalls nicht eher aus, bis er sich ganz wohl fühlt. Von 39 Kranken hierorts, denen ich 1866 das Mittel verabreichte (darunter ein 2jähriges Kind), genasen 36, die übrigen 3 suchten zu spät Hilfe.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 121. Donnerstag, den 12. October **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

Kein Wort des Kummers kam über die Lippen des Ackerers, auch Gottfried schwieg, sie hatten Beide zu viel verloren, um die Größe ihres Verlustes in Worte fassen zu können. Als der Ackerer vom Friedhofe zurückkehrte, schloß er sich in sein Schlafzimmer ein, Niemand erfuhr, was er dort that. Als er nach Ablauf einer Stunde heraustrat, war sein Gang so aufrecht, sein Blick so sicher und seine Stimme so fest wie vor Jahren, er sah die Bücher nach, ordnete das Nöthige für die bevorstehende Ernte an und durchwanderte Haus und Stallung, überall nach dem Rechten sehend.

Am Abend dieses Tages trat der Doktor Schacht in das Wohnzimmer des Ackerers. Schulz war erstaunt, den Juristen in seinem Hause zu sehen.

„Können Sie für den Sohn Ihres Herrn eine weite Reise unternehmen?" fragte der Advokat, nachdem er sich gesetzt hatte.

„Wenn sie nöthig ist und kein Besserer dazu gefunden werden kann, so bin ich bereit," entgegnete der Ackerer ruhig. „Zwar befinden wir uns jetzt in der Ernte und es wäre mir lieb, wenn die Reise bis zum Herbst aufgeschoben werden könnte."

„Sie müßten längstens innerhalb drei Tagen aufbrechen," fiel der Advokat ihm in's Wort, „und sich auf eine Abwesenheit von mindestens drei Monaten vorbereiten. Hören Sie mich an. Ihr Herr hat in Amerika gewohnt und dort, wie ich durch den Mörder erfuhr, ein sehr einträgliches Häutegeschäft betrieben. Man hielt ihn für reich, für sehr reich sogar, und ich vermuthete, daß er sein Vermögen in Amerika zurückließ und die Absicht hegte, wieder dorthin zurückzukehren, sobald er hier Alles geordnet hatte."

Der Ackerer nickte, ihm leuchtete diese Ansicht vollkommen ein.

„Nun behauptet der Mörder, daß er in den Taschen seines Opfers keinerlei Werthpapiere, sondern nur eine Börse mit Gold gefüllt, einen Paß und verschiedene Briefe von Ihnen gefunden habe. Dies macht die Richtigkeit meiner Vermuthung noch wahrscheinlicher. Um jedoch zu wissen, wie groß dieses Vermögen ist und überhaupt, um dieses Vermögen dem Sohne des Ermordeten zu sichern, muß Jemand nach Amerika reisen, und dazu habe ich Sie ausersehen. Einen Paß und Geld habe ich mitgebracht, die nöthige Vollmacht sende ich Ihnen gleich nach der Hochzeit der jungen Leute nach. Angenommen, daß diese innerhalb der nächsten vierzehn Tage stattfindet, so würden Sie bis dahin Zeit genug haben, sich nach den Verhältnissen Ihres Herrn zu erkundigen. Ein Empfehlungsschreiben an unsern Konsul finden Sie bei Ihrem Passe, er wird Sie nach Kräften unterstützen."

„Wann muß ich abreisen?" fragte der Ackerer.

„Spätestens übermorgen."

„Wäre es nicht besser, wenn ich die Vollmacht schon jetzt mitnähme?"

„Allerdings, aber ich kann sie Ihnen nicht eher schaffen, bis ich Ernst in das Geheimniß, welches ihn betrifft, eingeweiht habe, und dies darf ich vor der Hochzeit nicht thun."

„Wohlan, ich bin entschlossen, Gottfried wird während meiner Abwesenheit hier schon nach dem Rechten sehen."

„Für die Dauer Ihrer Abwesenheit erhalten Sie eine angemessene Entschädigung," fiel der Advokat ihm in's Wort. „Verstehen Sie mich recht, nicht als Belohnung, sondern nur als Entschädigung dafür, daß Ihre Arbeitskraft für diese Zeit dem Gute entzogen wird; Sie selbst mögen die Höhe derselben bestimmen."

„So ist's recht," versetzte Schulz, „Gottfried mag einen Arbeiter mehr in Dienst nehmen und nachher berechnen, was dieser an Lohn bezogen hat, ein Weiteres verlange ich nicht."

„Sie werden also reisen?"

„Ja, ich werde reisen."

Der Advokat übergab dem Landmann eine Brieftasche. „Sie finden in diesem Portefeuille außer den nöthigen Papieren dreihundert Thaler in Banknoten, reisen Sie mit Gott und schreiben Sie mir unverzüglich, sobald Sie etwas Gewisses erfahren haben. Sollten Sie innerhalb vierzehn Tagen nach Ihrer Ankunft in New-York die Vollmacht nicht erhalten, so werde ich Ihnen das Nähere sobald wie möglich unter der Adresse des Konsuls mittheilen."

Die beiden Biedermänner drückten einander die Hände und schieden.

Am nächsten Morgen ging der Advokat in Begleitung seines Freundes in die Wohnung des Rentners, um von diesem die Erfüllung seines Versprechens zu fordern.

Krämer empfing den Juristen mit zuvorkommender Freundlichkeit, dem Doktor schien es, als wolle der Rentner ihn durch diese Liebenswürdigkeit und Höflichkeit bestechen; er war doppelt auf seiner Hut.

Grell kontrastirte diese Freundlichkeit mit dem Benehmen des reichen Mannes gegen Ernst. Er behandelte diesen mit herablassendem Stolz, mit einer wegwerfenden Geringschätzung, welche den jungen Mann verletzen und empören mußte.

„Sie haben nur der Fürsprache des Herrn Doktors zu verdanken, daß ich Ihnen die Hand meiner Tochter gebe," wandte er sich zu Ernst, nachdem die Verhandlung durch den Advokaten eingeleitet war. „Weder Ihre persönlichen Vorzüge, noch Ihre Vermögens-Verhältnisse würden mich zu dieser Einwilligung bestimmt haben. Sie bleiben nach wie vor mein Schuldner, denn Mathilde bringt Ihnen keine Mitgift mit."

Der junge Mann biß sich auf die Lippen, eine solche Sprache hatte er nicht erwartet, wenn er auch wußte, daß Krämer zur Einwilligung in diese Heirath gezwungen worden war. Er wollte heftig auffahren, der Blick des Freundes beruhigte ihn.

„Das Alles wird sich später finden," nahm Doktor Schacht das Wort, „ich hoffe, wenn Sie Ihren Schwiegersohn einmal näher kennen" —

„Ich wechsele mit meinen Ansichten und Entschlüssen nicht wie mit abgetragenen Kleidern," fiel der Rentner ihm scharf in's Wort, „kümmern wir uns überhaupt nicht um die Zukunft, wir haben es vorläufig noch mit der Gegenwart zu thun." Er erhob sich, öffnete die Thür des Nebenzimmers und bat Mathilde, einzutreten.

Das Mädchen war durch den Vater auf die Verlobung vorbereitet, es konnte sich die rasche Sinnesänderung desselben nicht erklären und ahnte, daß ein Dritter, vielleicht der Freund ihres Geliebten, diese bewerkstelligt hatte.

Die beiden jungen Leute fragten und grübelten nicht, wodurch der Advokat auf den unbeugsamen Willen des Rentners so plötzlich eingewirkt hatte, sie liebten sich, das Ziel ihrer Wünsche war erreicht, was bedurften sie mehr zu ihrer Glückseligkeit!

Gegenüber der abstoßenden Kälte des alten Mannes wagten sie es nicht, sich ganz ihrer Freude hinzugeben, vor dem lauernden, stechenden Blick Krämers verschlossen die Herzen sich, wie das Auge der Taube vor dem giftigen Blick der Schlange.

„Macht es kurz," sagte der Rentner, als

die Hände und Lippen der jungen Leute einander begegneten, „ich liebe dergleichen sentimentale Scenen nicht."

Der Verlobungsakt war unterschrieben, der Advokat steckte ihn in die Tasche. „Das nöthige Aufgebot werde ich heute noch besorgen," nahm der letztere das Wort, „wenn die jungen Leute nichts dagegen einzuwenden finden, kann heute über acht Tage die Hochzeit gefeiert werden."

Der Rentner würdigte weder seine Kinder noch den Sprechenden eines Blicks, er stand am Fenster und sah, in seine Gedanken verloren, hinaus auf die Straße.

„Meinetwegen!" versetzte er endlich, indem er sich umwandte, „da der Herr Doktor nun doch einmal die Leitung in die Hand genommen hat, so mag er auch die Vorbereitungen zur Hochzeit besorgen, ich kümmere mich nicht weiter darum, auch werde ich schwerlich bei dieser Feier zugegen sein."

Mathilde erschrack, sie begriff, daß eine ihr unerklärliche Gewalt den Vater gezwungen hatte, sein Jawort zu geben.

„Nach Belieben," fuhr der Advokat gelassen fort, „da ich Ihnen indeß nach der Hochzeit wichtige Eröffnungen zu machen habe, so wäre mir Ihre Anwesenheit bei der Feier sehr erwünscht."

„Eröffnungen?" fragte Krämer, erstaunt und bestürzt zugleich, „welcher Art können diese sein?"

„Vielleicht sehr erfreulicher Natur, doch entschuldigen Sie, bis zu jenem Augenblick muß ich schweigen." Er nahm seinen Hut und verabschiedete sich.

Ernst, der keine Lust fühlte, länger in der Gesellschaft des alten Mannes zu bleiben, begleitete ihn. „Ich bitte Dich, löse mir das Räthsel, durch welche Macht ist es Dir gelungen, den Rentner so geschmeidig zu machen?" fragte er den Freund, als sie den Gasthof verlassen hatten.

„Dieselbe Antwort, welche ich Dir gestern auf diese Frage gab, gebe ich Dir auch heute wieder," erwiderte der Advokat. „Frage mich nicht darnach, vielleicht sage ich's Dir, vielleicht auch nicht, nimm das Gute, welches der Augenblick Dir bietet, und denke, es sei Dir vom Glück beschеert."

„Und doch kann ich mich immer noch nicht so recht freuen, mir ist, als sei dieses Glück erschlichen, durch unredliche Mittel erworben, und dann bangt mir stets, es könne plötzlich so rasch wieder schwinden, wie ich's erworben habe."

„Einbildung!" erwiderte der Doktor achselzuckend, „Die Kälte, der Trotz des Rentners beengen Dich, Du fühlst, daß ich ihn gezwungen habe, seine Einwilligung zu geben und Dir bangt, er könne den Zwang abschütteln und sein Wort zurücknehmen. Aber sei unbesorgt, die Kette, an der ich ihn halte, reißt nicht, er mag an ihr zerren so viel er will. — Und nun noch Eins?" fuhr er nach einer Pause fort. „Triff Deine Anstalten, daß Du gleich nach der Hochzeit für immer von hier abreisen kannst."

„Für immer?" fragte Ernst erstaunt. „Wohin soll ich reisen und überhaupt, weshalb soll ich diese Stadt verlassen?"

„Du wirst vielleicht später meine Gründe kennen lernen. Denke Dir, Du wanderteſt durch einen dunklen Wald und ein guter Freund geleite Dich, um Dir den Weg zu zeigen. So blindlings, wie Du Dich jenem anvertrauen müßteſt, so vertrauensvoll folge auch mir, sei versichert, daß ich Dich nicht auf Irrwege führe."

„Das alles ist mir so dunkel, so unerklärlich" —

„Ich weiß es, eben deshalb bin ich ja da, um Dich durch dieses Labyrinth zu führen."

Ernst ging schweigend, in Gedanken versunken, neben dem Freunde.

„Wohin willst Du, daß ich wandern soll?" fragte er nach einer Weile.

„Mir gleichviel, suche Dir im Süden Deutschlands eine St dt aus, und wenn Du mit Deiner jungen Frau hinkommst, wirst Du nicht nur ein hübsches Häuschen, sondern auch noch zehn- bis fünfzehntausend Thaler an baarem Gelde vorfinden, damit magst Du ein Geschäft begründen."

Ernst blieb stehen und sah dem Freunde schweigend ins Antlitz. „Du scherzeſt mit mir, woher sollten Haus und Kapital kommen?"

„Keineswegs," fuhr der Advokat lächelnd

fort, „ich sagte Dir ja, Du wandeltest in einem dunkeln Walde und seheſt nicht, wohin Dein Weg Dich führt, folge nur in allem meiner Weisung und vertraue auf mich."

„Unter solchen Bedingungen könnte ich mir die Auswanderung gefallen lassen," erwiderte der junge Mann, „aber Du wirst erlauben, daß ich vorher mit meiner Mutter darüber berathe. Heute Abend sollst Du meinen Entschluß erfahren."

Er drückte dem Freunde die Hand und ging nach Hause, um der Wittwe den Vorschlag des Advokaten zu berichten und ihre Meinung darüber einzuholen. Aber wie erstaunte er, als die alte Frau ihm lächelnd rieth, auf jenen Vorschlag einzugehen, und hinzufügte, sie wisse, daß der Doktor Wort halten könne und werde.

Der Advokat war kaum in seinem Kabinet angekommen, als er einen seiner Schreiber zu Helldau schickte, mit welchem er unverzüglich zu reden wünschte. Als der Buchhalter kam, fand er den Juristen in Sinnen versunken.

„Sie wissen, wie unsere Angelegenheit mit Krämer steht," hob der letztere an, nachdem Helldau Platz genommen hatte, „in acht Tagen soll die Hochzeit gefeiert werden, aber ehrlich gestanden, mir ist noch immer nicht so ganz wohl dabei. Krämer ist ein schlauer, listiger Fuchs, die Bereitwilligkeit, mit der er heute Morgen den Verlobungsakt unterzeichnete, gefällt mir nicht, ich glaube sie für eine Maske halten zu müssen, hinter der er schlimme Absichten verbirgt."

Der Buchhalter nickte schweigend.

„Ich bin zum Aeußersten entschlossen," fuhr der Advokat fort, indem er sich erhob, „läßt der Rentner sich einfallen, nebst seiner Tochter und seiner Schatulle zu fliehen, bevor die Hochzeit stattgefunden hat, so verfolgt der Telegraph den Verbrecher, und keine Rücksicht kann mich dann bestimmen, ihn zu schonen."

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Eisenbahnlieder.

1. Die Entgleisung. (Mit verbundenem Kopfe zu singen.)

Schön ist's unter freiem Himmel, Teng,
Stürzen im Waggongewimmel, Teng,
Wenn die Schwelle faulend weicht, Terengtengteng (bis)
Wenn die Rippe kracht und Lende
Und die Superdividende
Zehn à zwölf Prozent erreicht, Terengtengteng.
Schön ist's, wenn durch Graus und Trümmer, Schrum!
Klaggeschrei und Angstgewimmer, Schrum
Und des Schaffner's Pfeifchen schrillt, Zerimzimzim (bis)
Wenn gleich donnerndem Geschütze, Brum!
Grobe Worte, faule Witze
Uns sein Mund entgegenbrüllt, Scherumschumschum,
Schön, wenn, wie bei Ungewittern, bum!
Sechsfach Sitz und Wand erzittern, bum!
Von des Sturzes Widerhall, berumbumbum (bis)
Bleibt auch einer nur der Brüder,
Hundert schunden Kopf und Glieder,
Tausend merkten sich den Fall, Berumbumbum

2. Axenbruch. (Im Gypsverbande zu singen.)

Helft Leutchen mir zum Perron doch,
Seht her, mein Arm ist schwach,
Das Bein gequetscht, drei Zähne noch —
O weh, die Axe brach.
Berührt mir ja die Rippen nicht,
Sechs, fühl' ich, sind entzwei,
Wenn mir der letzten Knochen bricht,
Dann Freunde ist's vorbei.
Ein Axenbruch bei schneller Fahrt
Ist jetzt kein Kinderspiel,
Es tost und kracht nach Höllenart —
Dort lag ich im Gewühl.
Ich schleppte mich zur Böschung Rand,
Kein Mensch half mir heraus;
Ein Schaffner. der mich hilflos fand,
Trank mir die Pulle aus.

3. Zusammenstoß. (Im Schweißtuche zu singen.)

Morgenroth, Morgenroth,
Leuchtest mir zum Polkatod,
Bald begegnet schnöder Weise,
Uns ein Zug im selben Gleise,
Und dann sind wir meistens futsch.
Kaum gedacht, kaum gedacht,
Wird der Tour ein End gemacht.
Gestern ließ ich mich versichern,
Heute unter Ballen, Viechern,
Lieg ich, morgen bin ich todt.
Ach wie bald, ach wie bald,
Wird dann für mich ausgezahlt.
Prahlst du mit Retourbilleten,
Zehn ist gegen Eins zu wetten,
Niemand kehrt damit zurück.
Darum still, darum still,
Wie der Aktionär es will.
Also müssen wir's erleiden,
Sollt' er auch in's Pech uns reiten,
Geht der Kurs doch in die Höh'.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 122. Sonntag, den 15. October **1871.**

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Fortsetzung.)

„Ja, ja, er ist schlau, schlau und verwegen," erwiderte der Buchhalter leise; „ich habe das schon oft erfahren."

„Deshalb muß man ihn beobachten, hören Sie, scharf beobachten. Was Sie in dieser Angelegenheit thun, thun Sie in Ihrem eigenen Interesse."

Helldau erklärte sich zu allem bereit.

„Noch Eins," fuhr der Advokat fort, indem er einen Akt von seinem Schreibtische nahm. „Hier ist das Dokument, welches Sie dem Rentner entrissen, im nächsten Jahre wird Ernst mündig, er kann alsdann über das ihm in diesem Akt gesicherte Vermögen von ungefähr sechs und dreißigtausend Thalern verfügen. Ich werde sorgen, daß dieses Vermögen sicher gestellt wird, glauben Sie, daß ein Kapitalist auf diesen Akt zwanzigtausend Thaler vorstrecken wird?"

„Ich kenne mehrere, die zu 6 Prozent das Geschäft gerne machen würden."

„Wohlan, so suchen Sie die Summe zu erhalten; sobald Ernst sich entschlossen hat, in welcher Stadt er wohnen will, kaufe ich dort ein hübsches Häuschen für ihn und stelle den Rest des Geldes zu freier Verfügung, unter der Bedingung, daß er Sie als ersten Buchhalter engagirt."

„Keine Bedingung," bat Helldau sichtlich erfreut. „er wird freiwillig mir das Engagement anbieten, wenn Sie die Güte haben wollen, ihn auf mich aufmerksam zu machen."

Er ging unverzüglich zu einem reichen Pfandleiher, den er persönlich kannte, und es gelang ihm, diesen für das Geschäft zu gewinnen. Der Advokat schrieb im Namen seines Freundes die Quittung, und deponirte das Dokument bei einem Bankhause.

Die Vollmacht, deren der Doktor Schacht bedurfte, um in dieser Angelegenheit eigenmächtig handeln zu können, hatte Ernst, ohne zu wissen, warum es sich handele, unterschrieben, und bei dieser Gelegenheit den Namen des Städtchens genannt, in welchem er seinen Wohnsitz zu nehmen beschloß.

Helldau machte sich jetzt viel in der Wohnung seines Prinzipals zu schaffen, obgleich dieser ihn nicht beschäftigen konnte und zu wiederholten Malen ihm bemerkte, daß seine Anwesenheit ihm lästig sei, wich der alte Mann nicht, entweder er hatte für Mathilde einen Ausgang zu besorgen, oder den Rentner in irgend einer Angelegenheit um Rath zu fragen, kurz, Krämer war, ohne es zu ahnen, so genau und unausgesetzt beobachtet, wie der Advokat das nur wünschen konnte.

Aber der Rentner dachte nicht an einen Fluchtversuch, er wußte, daß der Jurist Wort hielt und ihm unverzüglich durch den Telegraphen einen Steckbrief nachsandte, noch ehe er die nächste Station erreicht hatte. Sein Plan stand fest; er wollte gleich nach der Hochzeit mit seinem ganzen Vermögen sich aus dem Staube machen und dem jungen Ehepaar das Nachsehen lassen. Seitdem Ma-

thilde sich mit Ernst verlobt hatte, war ihm sein eigenes Kind fremd geworden, die Liebe zu seinen Schätzen überwog die des Vaters zu seinem einzigen Kinde. Mathilde widmete sich jetzt ja auch nur dem Geliebten, der Vater mußte zurückstehen und dies erhöhte die Bitterkeit im Herzen des alten Mannes. Ernst war ihm verhaßt, er hatte geschworen, nie die Schwelle seines Kindes übertreten zu wollen, wenn es jenem Mann folgte, und nun er sah, daß dies geschah, daß mit der Hochzeit das Band zwischen ihm und seiner Tochter reißen mußte, fügte er sich in die Trennung und hielt sich dafür an der Liebe zu seinem Gelde schadlos.

Der zur Hochzeit bestimmte Tag erschien. Mathilde hatte den Vater gebeten, ihr eine kleine Summe zur Aussteuer zu bewilligen, er weigerte sich, diese Bitte zu erfüllen.

„Nicht einen rothen Pfenning," sagte er; „Du hast gegen meinen Rath Dich dem Bettler an den Hals geworfen, nun sieh zu, wie Du in der Bettlerwirthschaft fertig wirst."

Mathilde ahnte, welcher Haß gegen Ernst das Herz dieses Mannes erfüllte und daß ein dunkles Geheimniß über dem Vater schwebte, welches sie nicht zu ergründen vermochte. Denn woher konnte dieser Haß rühren? Durch welche Mittel hatte der Advokat die Einwilligung des starrköpfigen Mannes erhalten? — Das Mädchen bebte vor diesem Geheimnisse zurück, so gern es auch einen Blick in das Dunkel geworfen hätte. Die Hartherzigkeit des Vaters erbitterte sie, und Vater und Kind wurden durch die Hachsucht und den schmutzigen Geiz des Rentners einander fremd.

Ernst beruhigte seine Braut durch die Mittheilung, er besitze genug, um die Bedürfnisse der kleinen Haushaltung bestreiten zu können, er sei nicht so mittellos, wie Krämer glaube, und wenn auch Mathilde für die erste Zeit manche Bequemlichkeit entbehren müsse, so werde sie dafür in dem Gedanken, einen eigenen Heerd zu haben, und in seiner Liebe Entschädigung finden. Diese Zusicherung erfüllte das Mädchen mit neuem Muth, es benutzte einen Theil seiner Ersparnisse, die sich nahe an tausend Thaler beliefen, zur Anschaffung der Aussteuer und sah dem Hochzeitstage, wenn auch nicht mit der Freude einer glücklichen Braut, so doch ruhig und mit der Hoffnung auf eine glückliche Zukunft entgegen.

Auf besonderen Wunsch des jungen Paares wurde dasselbe im Gasthofe getraut, der Rentner war als Zeuge zugegen, zog sich aber gleich nach der Ceremonie in sein Zimmer zurück. Als am Abend der Wagen vorfuhr, welcher die jungen Eheleute zum Bahnhofe bringen sollte, rief der Advokat seinen Freund in ein Nebenzimmer. „Du wirst also nach acht Tagen in Deinem nunmehrigen Wohnorte eintreffen," nahm er das Wort, bis dahin ist dort Alles in bester Ordnung. Deine Mutter reist morgen dahin ab, Helldau kommt innerhalb drei Tagen nach; Du siehst also bei Deiner Ankunft gleich wieder ein bekanntes Gesicht. Helldau wird Euch an der Bahn empfangen und zu Eurem Hause geleiten, den Kaufakt, sowie die Summe, welche ich Dir versprach, übergibt Dir die Mutter. Jetzt reise in Gottes Namen, ich werde über Deinen Schwiegervater wachen und Dir von Zeit zu Zeit schreiben, wie es hier aussieht. Vergiß auch mich nicht, denke, daß Du in mir einen treuen, aufrichtigen Freund besitzest."

Ernst schloß gerührt den Freund an seine Brust. „Wie soll ich Dir danken" —

„Still, still," fuhr der Advokat, ihn unterbrechend, fort, „mit dem Dank mag es sein Bewenden haben, bis alles in Ordnung ist, erst nach Vollendung des Werkes kann man den Meister loben. Aber diese Vollmacht könntest Du noch unterschreiben, bevor Du abreisest, sie ist wichtig und dringend."

Ernst nahm eine Feder vom Tische und warf einen Blick auf das Papier. „Für Konrad Schulz?" fragte er.

„Ja, für ihn," drängte der Advokat; unterzeichne, Deine Frau wird schon ungeduldig, es ist die höchste Zeit, daß Ihr abfahrt, wenn Ihr den Zug noch erreichen wollt."

Ernst unterschrieb. „Ich will Dir noch nicht danken," versetzte er, dem Freunde nochmals die Hand reichend, „die Zeit ist jetzt zu kurz dazu, aber wenn ich es auch in Worten

nicht ausdrücken kann, hier im Herzen steht es angeschrieben." —

„Nur nicht sentimental," unterbrach der Advokat den jungen Mann, indem er ihn am Arme faßte und mit sich in den Saal zog, wo Mathilde ungeduldig auf die Rückkehr ihres Gatten harrte.

Eine Thräne glänzte in dem Auge des Juristen, als er dem Wagen nachschaute, in welchem die beiden, die durch ihn glücklich geworden waren, davon fuhren, eine Thräne reiner uneigennütziger Freude! Wie manchen Kummer und Aerger wegen sie auf! Der Advokat fühlte sich in einer Stimmung, in der er seinem unversöhnlichsten Feinde die Hand hätte bieten können. Und doch mußte er dieser Stimmung Gewalt anthun, um mit eiserner Stirn dem Rentner gegenüber treten zu können.

Krämer schreckte der Eintritt des Advokaten aus düsterem Brüten auf. „Was wollen Sie noch hier?" rief er mit heiserer Stimme. „Sie haben mir mein Kind gestohlen, mein einziges, geliebtes Kind, was verlangen Sie mehr?"

„Viel, sehr viel," erwiderte der Jurist gelassen, indem er sich in einen Sessel setzte, „Die erste Bedingung haben Sie erfüllt, kommen wir jetzt zur zweiten."

„Und diese lautet?" fragte Krämer sarkastisch, „Geld und wieder Geld, he, habe ich's getroffen? Sie denken, nachdem der Bettler nun einmal mein Schwiegersohn ist, müsse ich ihm auch die gefüllte Börse in die Hand geben, damit er auf seinen Lorbeern ruhen kann! Aber keinen rothen Heller werde ich herausgeben."

„Ich zwinge Sie dazu," unterbrach ihn der Jurist ruhig.

„Durch welche Mittel, wenn ich fragen darf?"

„Durch ein gewisses Dokument, welches ich vor einigen Tagen bei einem hiesigen Bankhause deponirte."

Der Rentner fuhr, wie von einer Tarantel gestochen, in die Höhe, seine Knie wankten, erdfahle Blässe überzog sein Antlitz.

„So sind Sie also auch der Sachwalter meines Neffen?" fragte er, nachdem er seine Fassung wiedergefunden hatte. „Dieser Messe ist am Ende mein Schwiegersohn."

„Errathen, der Sohn des Gemordeten hat die Tochter des Mörders geheirathet, finden Sie das nicht hochtragisch? Würde es Sie nicht freuen, wenn die Zeitungen diese Thatsache in alle Länder posaunen? Fühlen Sie, welches Damokles-Schwert über dem Haupte Ihres Kindes hängt?"

Der Rentner trocknete die nasse Stirn ab. „Sie sind ein Teufel in Menschengestalt!" stöhnte er.

„Nennen Sie mich die verkörperte Nemesis, der Name paßt besser, aber ich bin keine barmherzige Nemesis, Sie selbst müssen dies zugeben; während ich Sie verfolge, lasse ich Ihnen stets noch eine Thür offen, durch welche Sie mir entschlüpfen können. Sobald das Gericht meine Rolle übernimmt, wird diese Thür geschlossen und erst dann wieder geöffnet, wenn — doch so weit sind wir noch nicht und Sie können dem Himmel danken, daß Sie noch die Macht besitzen, es nicht so weit kommen zu lassen."

„Knüpft sich an diese zweite Bedingung nicht noch eine dritte?" fragte der Rentner sarkastisch.

„Allerdings, doch darüber reden wir später."

„Und wie lautet diese zweite Bedingung?"

„Daß Sie das Vermögen Ihres Bruders im Betrage von sechs und dreißigtausend Thalern morgen bei der Bank deponiren!"

„Und wenn ich mich weigere? Wer will mich zwingen?"

„Ich! Ist das Geld nicht morgen in der Bankkasse, so werden Sie morgen Nachmittag verhaftet, eine andere Alternative bleibt Ihnen nicht."

Krämer erhob sich. „Ihre Forderungen sind ziemlich bescheiden, worin besteht die dritte Bedingung?"

„Darin, daß Sie entweder innerhalb vier Wochen auf der See sind, oder dem Verbrecher die Mittel zur Flucht verschaffen, bevor dieser die Geduld verliert."

„Also hätte ich durch die Erfüllung der ersten und zweiten Bedingung so zu sagen nichts gewonnen?"

„Zeit," erwiderte der Jurist achsel-

zuckend, „mehr zu geben, lag nicht in meiner Macht."

Der Rentner blickte eine geraume Weile schweigend mit stieren, glühenden Augen auf die Thür, hinter welcher der Advokat verschwunden war, dann brach er in lautes höhnisches Lachen aus. Es war das Hohngelächter der Hölle, jener Hölle, die man „das böse Gewissen" genannt hat. Mühsam hatte der Rentner während seiner Unterredung mit dem Juristen seine Fassung behauptet, jetzt brach er zusammen. Er saß in seinem Sessel das Kinn auf die Hände gestützt, und sah stier, gleich einem Verzweifelten vor sich hin. Man hatte ihm alles genommen, was ihn an's Leben fesselte, sein Kind war ihm entfremdet davongelaufen mit einem Andern, ohne ihm Lebewohl zu sagen, seinen Schatz wollte man ihm auch rauben, was blieb ihm noch? Freilich, auf den größeren Theil seines Vermögens konnte Niemand Anspruch erheben, er hatte nicht einmal nöthig, sich einzuschränken, so groß war der Rest dieses Vermögens noch, aber wenn dem Menchen ein kleiner Theil seines Glückes geraubt wird, dann fällt es ihm schwer, sich mit dem Rest begnügen zu sollen. — Sechs und dreißigtausend Thaler ein Drittel des Vermögens. Ein tiefer Seufzer entfuhr den Lippen des alten Mannes. Und an wen sollte er diese Summe zahlen? An den, welchen unter allen Menschen er am meisten haßte! Wie viele Verbrechen hatte er begangen, um das anvertraute Gut sich anzueignen, und jetzt solle er umsonst sein Gewissen mit dieser schweren Sündenschuld belastet haben! Noch sträubte der Rentner sich gegen die innere Stimme, welche ihm zurief, er sei der Mörder seines Bruders, wohl suchte er sich einzureden, er habe ja den Auftrag dazu nicht gegeben, Alles habe so kommen müssen, wie es der Wille der Vorsehung gewesen sei. Das ist die Lehre von dem unerbittlichen Fatum, das ist Eure Weisheit, Ihr Fatalisten, ganz dazu geschaffen, den Menschen zu entsittlichen, ihm das höchste und edelste Gut, die Religion zu nehmen! Wie entsetzlich klingen aus dem Munde des Mörders die Worte: „Gott hat es so gewollt, wäre es nicht sein Wille gewesen, daß jener Mensch durch meine Hand fallen sollte, er würde die That verhütet haben! Ich bin also nichts, als ein Werkzeug in den Händen der Vorsehung!" — Und wie mancher sucht durch diese Gotteslästerung sein Gewissen zu beruhigen!

Krämer stand auf und wanderte in seinem Zimmer auf und ab. Und wenn er nun das Geld bei der Bank deponirte, war er alsdann sicher, daß der Arm der Gerechtigkeit ihn nicht fassen und zur Rechenschaft ziehen werde? Konnte er sicher darauf rechnen, daß er ungefährdet entkam? — Der Rentner schauderte wenn er daran dachte, daß er in der einsamen Zelle sitzen, in öffentlicher Gerichtssitzung des Mordes beschuldigt vor die Schranken treten und endlich das Schaffot besteigen solle!

Ein leises Pochen an der Thür störte den Ideengang des alten Mannes. Er fuhr erschreckt zusammen, ermannte sich aber und öffnete. Ein noch ziemlich junger, anscheinend der unteren Volksklasse angehörender Mann trat ein. Er schloß die Thür hinter sich zu und übergab dem Rentner einer Zettel.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Töpfer in England ließ sich folgende Grabschrift setzen: Von Erde hab' ich gelebt, denn ich war ein Töpfer, zur Erde kehr' ich zurück, denn ich war ein Mensch. Wanderer, weine nicht! In Erde werde ich nun verwandelt. Geh' in meinen Laden, da findest Du vielleicht als Topf mich wieder.

Charade.

Die Erste tönt bei Schmerz und Freude;
Mit Sehnsucht denkst du an die Zweite.
Das Ganze ist uns nah' verwandt;
Wohl dem, der reich und alt es fand.

Auflösung der Charade in Nr. 118 des Unterhaltungsblattes: „Wahnsinn."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 123. **Dienstag, den 17. October** *1871.*

Ein böses Gewissen.*

Novelle

von **Ewald August König.**

(Schluß.)

„Ich bin Schließer im Gefängnisse," sagte der Eintretende, „lesen Sie diesen Wisch und fertigen Sie mich rasch ab, denn meine Augenblicke sind gezählt."

Die Hand, welche das Billet öffnete, zitterte fieberhaft, es enthielt nur die wenigen Zeilen:

„Länger halte ich's in diesem verfluchten Loch nicht aus, in allen Ecken lauern bleiche Gestalten, die mich ängstigen und nicht von mir lassen. Tag und Nacht habe ich keine Ruhe, brennender Durst quält mich, ich werde wahnsinnig, wenn ich länger bleiben muß. Deßhalb sage ich Ihnen, halten Sie Ihr Versprechen, meine Geduld ist zu Ende? Werde ich nicht noch in dieser Nacht frei, verlange ich morgen, vor den Untersuchungsrichter geführt zu werden!"

„Ist der Mensch toll?" rief der Rentner entsetzt, „er soll warten, ich muß Zeit dazu haben. — Kennen Sie den Inhalt des Briefes?"

„Allerdings!" erwiderte der Schließer. „Der Gefangene hat mit mir darüber gesprochen, und wenn Sie wollen, kann die Angelegenheit sofort geordnet werden."

„Wenn ich will? drückt Euch etwas deutlicher aus."

„Der Gefangene wird den Kerker verlassen, sobald Sie uns die Mittel zur Ueberfahrt nach Amerika und außerdem jedem von uns beiden fünftausend Thaler eingehändigt haben."

„Eure Ansprüche sind sehr bescheiden," versetzte Krämer höhnisch, „mich wundert's, daß es bei dieser Forderung bleibt."

„Der Gefangene sagte mir, Sie würden gerne die Summe hergeben," meinte der Schließer achselzuckend, „es sei doch immer besser, den zwanzigsten oder dreißigsten Theil seines Vermögens einzubüßen, als den Hals auf den Block legen zu müssen, deshalb solle ich meine Forderung nur hartnäckig behaupten."

„Behauptet sie, so lange Ihr wollt, ich zahle das Geld nicht!" rief der Rentner aufbrausend. „Glaubt der Hallunke, ich sei eine Citrone, die er bis auf den letzten Tropfen auspressen könne? Scheert Euch hinaus, scheert Euch zu allen Teufeln und sagt Eurem saubern Kumpan, er solle sich nur nicht der Hoffnung hingeben, daß ich solchen unverschämten Ansprüchen genügen werde!"

„In diesem Falle ist er entschlossen, noch heute Abend den Instruktionsrichter rufen zu lassen."

Der Rentner würdigte den Schließer keiner Antwort, er trat in die Nebenstube und warf die Thür hinter sich zu.

„Und gäbe ich auch Alles her, griffe ich auch zum Bettelstabe, vor Dir fände ich doch keine Ruhe, Du böser Dämon, der mir im Wachen und Träumen das blutige Antlitz des gemordeten Bruders vorhält," murmelte er, „nur Eins kann uns beide trennen, der Tod!"

In Fieberhast, willenlos der Verzweiflung sich überlassend, nahm der Rentner seine mit Werthpapieren angefüllte Schatulle und setzte sie auf den Tisch. Eine Weile weidete er sich an dem Anblick seiner Schätze, dann warf er die brennende Kerze in die Schatulle und verließ ohne Hut und Rock das Zimmer, Ohne sich umzublicken, ging er hinaus. Fürchtete er, der dünne, schwarze Rauch, welcher aus der Schatulle aufstieg, könne ihn bewegen, seinen Entschluß zu ändern? — Vielleicht! Vielleicht auch hatte er ganz mit dem Leben abgeschlossen und hielt es nicht der Mühe werth, noch einmal auf das zu blicken, welchem er entsagte! —

Er hatte nicht bemerkt, daß in der Thür des Nebenzimmers sein Buchhalter stand und ihn beobachtete. Kaum war er hinausgegangen, so warf Helldau den Deckel der Schatulle zu, wodurch die Flamme sofort erstickt wurde. Wohin sein Herr ging, kümmerte ihn nicht, wohl ahnte er, daß jener einen Weg verfolgte, auf welchem es keine Rückkehr gab, aber die frühere Anhänglichkeit an den alten Mann war in seinem Herzen gestorben, er ließ ihn gehen, wohin sein Geschick ihn trieb.

12. Kapitel.

Ein Vierteljahr war seit jenem Tage verstrichem. In einem kleinen reizenden Städtchen Süddeutschlands hatte Ernst seinen Wohnsitz aufgeschlagen und dort ein Geschäft begründet.

Ein heller, freundlicher Herbstmorgen schaute in das kleine Familienzimmer, in welchem das junge Ehepaar, Helldau und die Wittwe Heller beim Frühstück saßen.

„Heute sind's schon drei Monate und mir ist noch immer, als wären wir erst gestern getraut worden," hob Ernst an, indem er der Gattin freundlich lächelnd zunickte.

Ueber die bleichen Wangen Mathildens glitt ein flüchtiges Roth. „Drei Monate," erwiderte sie, „an demselben Tage starb mein Vater. Er stürzte sich in den Fluß, weil ich ihn verlassen hatte!"

„Laß doch endlich von diesem thörichten Gedanken ab, der Dich nur quält und doch jedes Grundes entbehrt," versetzte Ernst, halb bittend, halb zürnend, „mein Freund hat uns ja über diesen Punkt vollständig beruhigt."

„Ja, ja, er schrieb, ein unseliges Verhängniß habe ihn dazu geschrieben," fuhr Mathilde leise, wie mit sich selbst redend, fort, „aber ich weiß es besser."

„Dürfte ich reden, ich könnte Ihnen sagen, weshalb Ihr Vater den Tod gesucht hat, nahm Helldau das Wort, „aber ich darf nicht und es ist auch besser, wenn Sie es nicht erfahren. Seien Sie aber überzeugt, daß es Ihretwegen nicht geschah."

„Brechen wir ab," sagte die Wittwe. „Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen."

„Wann macht Ihr beide denn endlich Hochzeit?" fragte Ernst, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, „Ihr thut so heimlich und verstohlen, als ob Ihr uns mit dem Aufgebot überraschen wolltet!"

Die Mutter sah verlegen vor sich hin, Helldau zerschnitt eifrig eine Brodkruste, um seine Verwirrung zu verbergen.

„Wir haben eingesehen, daß es besser ist, wenn wir beide auf dem alten Fuße mit einander bleiben," nahm der Buchhalter endlich das Wort, „unsere Heirath wäre im Grunde doch eine Thorheit."

„Und haben wir nicht ganz dasselbe Leben, als wenn wir durch die Kirche mit einander verbunden wären? fügte die Wittwe hinzu. „Wir bilden ja eine Familie, wozu bedarf es noch eines Heirathsfestes?"

„Lassen wir es beim Alten," meinte Helldau, „ich hoffe auch ohne jene Ceremonie eine bleibende Stätte hier zu finden, bis sie mich hinaustragen auf den Friedhof."

„Ja, das sollst Du, guter Freund," entgegnete Ernst, indem er dem Buchhalter die Hand reichte, „wenn Du uns fehltest, würde in unserm Glück eine Lücke entstehen."

Der eintretende Postbote übergab dem jungen Mann einen Brief. „Von Doktor Schacht," sagte Ernst, als er einen Blick auf das Siegel geworfen hatte; „erlaubt, daß ich den Brief vorlese, so hören wir Alle zu gleicher Zeit die Neuigkeiten, welche er uns mitzutheilen hat."

„Mein lieber Freund! Auf Deinen letzter

Brief, den ich vor acht Wochen empfing, hätte ich Dir schon längst antworten müssen, aber Du weißt, in Besorgung meiner Privat-Correspondenz bin ich etwas lässig, und dieser Schreibfaulheit magst Du es zuschreiben, daß ich erst heute zur Beantwortung komme. Seitdem hat sich manches hier zugetragen, was Dich mehr angeht, als Du vielleicht ahnen magst. Du entsinnst Dich, daß ich Dir am Tage Deiner Hochzeit sagte, ein Geheimniß umschwebe Dich und noch wisse ich nicht, ob ich Dir jenes Geheimniß enthüllen dürfe. Nun wohl, der Augenblick der Entscheidung ist gekommen? So wisse denn, daß Dein Vater und der Vater Deiner Gattin Brüder waren, daß Du nicht der Sohn derjenigen bist, welche Du bis heute als Deine Mutter ansahst, sondern das Kind Karl Krämers, desselben Mannes, welcher im vergangenen Frühjahr in der Nähe des Dorfes C. ermordet gefunden wurde." Erschüttert ließ Ernst den Brief sinken.

„Er sagt die Wahrheit," schaltete die Wittwe ein, „ich war Deine Pflegemutter. Als Dein Vater nach Amerika auswanderte, übergab er Dich dem Ackerer Schulz, und dieser brachte Dich zu mir."

Der junge Mann hatte rasch seine Fassung wiedergefunden, von dem Arm der Gattin, die herbeigeeilt war, umschlungen, reichte er der alten Frau die Hand. „Bist Du auch nicht meine Mutter, ich betrachte Dich noch immer als solche, denn Du hast mit der Liebe einer Mutter mich erzogen." — Er nahm den Brief wieder auf. „Du wirst nun wissen, daß der Amerikaner Schmelzer, derselbe, welcher den Bürgermeister Wetterau ermordet hat, auch der Mörder Deines Vaters war. Beider Verbrechen überführt, wurde er zum Tode verurtheilt und das Urtheil gestern Morgen an ihm vollzogen. Ueber die Geständnisse, welche er vor seinem Tode abgelegt hat, will ich schweigen und nur zur Beruhigung Deiner Gattin bemerken, daß sie das Verhängniß aufdeckten, welches den Rentner zum Selbstmord trieb. Er starb, wie er gelebt hat, unversöhnt, noch auf dem Schaffot der Menschheit fluchend, voll Trotz und ohne Reue, Dringe nicht darauf, tiefer in das Geheimniß zu blicken, welche es verhüllt, sind geräcbt. — In meinem vorigen Briefe theilte ich Dir mit, daß am Abende Deiner Hochzeit Dein Buchhalter Helldau mir die Schatulle seines Prinzipals übergab. Keines der Werthpapiere, welche sie enthielt, war in dem Grade beschädigt, daß man es hätte verloren geben müssen, mir gelang es, Dir das ganze Vermögen Deines Schwiegervaters zu erhalten. Dein Vater hat vor seiner Abreise nach Amerika seinem Bruder ein Kapital von zwanzigtausend Thaler übergeben, verzinsbar zu vier Prozent, dieses Kapital nebst den Zinsen im Gesammtbetrage von sechs und dreißigtausend Thaler ist Dein Eigenthum. Ich gab Dir auf dasselbe bei Deiner Hochzeit einen Vorschuß von zwanzigtausend Thaler, somit bleiben Dir noch sechszehntausend. Das übrige Vermögen des Rentners beläuft sich auf achtzigtausend Thaler, da er ohne ein Testament zu hinterlassen starb, so mußte ich dem Gericht Anzeige machen und dieses hat Deiner Gattin jenes Vermögen zuerkannt.

„Du siehst, die Glücksgöttin ist Dir hold, aber ihr Segen beschränkt sich nicht auf diese Summe allein. Ich bewog den Ackerer Schulz, nach Amerika zu reisen, um dort die Hinterlassenschaft Deines Vaters zu erforschen und Dir dieselbe sicher zu stellen. Er kehrte gestern zurück und brachte vierzigtausend Thaler mit, welche Dein Vater während seiner zwanzigjährigen Anwesenheit in Amerika erwarb. Die ganze Summe, im Gesammtbetrage von hundertsechsunddreißigtausend Thlr., liegt bei einem hiesigen Bankhause zu Deiner Verfügung. Damit Dich nicht die Großmuth anwandelt, mir ein Legat auszuwerfen, füge ich meine Rechnung bei, sie beträgt einschließlich der Reisekosten für Schulz, sowie der Gerichtskosten fünfhundert und einige Thaler, welche Du mir gelegentlich einsenden magst. Damit wäre der trockene Geschäftsbericht erledigt, und jetzt möchte ich gern noch ein Langes und Breites mit Dir plaudern. Aber ehrlich gestanden, weiß ich nicht, über welches Thema. Du schwimmst in einem Meere von Wonne und Glückseligkeit und wirst wenig geneigt sein, meine trockenen Neuigkeitsgeschichten anzuhören, deßhalb eile ich zum Schluß und warte geduldig ab, bis ich das Alles Dir

einmal mündlich erzählen kann. Nur eins will ich Dir noch mittheilen. Dein Freund Gottfried Schulz wird im Laufe des Herbstes heirathen, er ist mit einer reichen Bauerntochter verlobt, und dem Alten ist's recht, daß wieder eine Frau in's Haus kommt. Der Alte hat gelobt, wenn Du dem Bankhause Anweisung gibst, Dir das Geld zu senden, diese Sendung zu begleiten, er müsse Dich noch einmal sehen. Nun lebe wohl und behalte lieb Deinen Freund Theodor Schacht."

Mat ilde umschlang den Gatten und sah ihm bittend in's Auge. „Hast Du mich auch jetzt noch lieb?" fragte sie.

„Welche Frage? Wie kommst Du zu ihr? Glaubst Du, daß meine Liebe zu Dir je abnehmen könne?"

Mathilde konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten, hastig verließ sie das Zimmer. „Sie ahnt, in welchem Verhältniß ihr Vater zu dem Mörder stand," sagte die Wittwe, „gönne ihr einige Tage Ruhe, Ernst, dieser Gedanke ist nicht so hart, wie der, welchem sie bis jetzt nachhing, er wird jenen verdrängen und den Schmerz abstumpfen. Ich gehe zu ihr, um sie zu trösten."

„Hier steht noch ein Postscriptum," nahm Ernst das Wort, als er sich mit Helldau allein sah. „Du wirst mir recht geben, wenn ich Dir rathe, Deine Gattin von hier fern zu halten wenigstens so lange, bis das Gerede verstummt ist, welches die Enthüllungen des Mörders veranlaßt haben.

Helldau schüttelte den Kopf. „Grübeln Sie über den Sinn dieser Worte nicht lange nach," versetzte er, „denken Sie, das böse Gewissen habe den Vater Mathildens zum Selbstmorde getrieben, und lassen Sie den Schleier hangen, der Ihnen den Rest des Geheimnisses verbirgt."

„So sei es," erwiderte Ernst, indem er der eintretenden Gattin entgegen ging und sie an sein Herz schloß, „mag jenen Schleier zerreißen wer will, uns kümmert das Dunkel vergangener Tage nicht, denn uns lacht der Sonnenschein der Liebe und keine Wolke soll ihn uns rauben!"

Mannigfaltiges.

Die Stadt Chicago war im Jahre 1830 noch nicht vorhanden; bis 1833 bestand daselbst nur ein Fort; noch im Jahre 1840 zählte sie nicht mehr als 5000 Einwohner. Seitdem ist sie zu einer Großstadt von über 300,000 Einwohnern (darunter 130,000 Deutsche) und zum Mittelpunkt des Aus- und Einfuhrhandels für den amerikanischen Westen herangewachsen. Vierundzwanzig Eisenbahnlinien münden hier und bringen täglich 200—250 Züge. Chicago war der größte Getreidemarkt der Welt, und man konnte es als Entrepot für alle europäischen Luxuswaaren, die für Amerika bestimmt waren, betrachten. Daß unter diesen Umständen die Verluste nicht auf die Einwohner der unglücklichen Stadt sich beschränken, versteht sich von selbst. Man glaubt, daß Newyork, Manchester Leeds und Lyon beträchtliche Verluste erleiden werden. Die Unterbrechung der Geschäfte zu Chicago — noch dazu in der geschäftsvollsten Jahreszeit — wird ferner auf den Werth mancher Eisenbahnlinien ungünstigen Einfluß ausüben, und auf dem Londoner Markt haben die Aktien der Illinois- und einiger anderen Bahnen eine beträchtliche Baisse erlitten. Endlich sind die Versicherungs-Gesellschaften von Newyork, Boston und Hartford stark in Mitleidenschaft gezogen, und in Newyork herrschte am 9. d. deßhalb eine ungeheure Panik.

Eine neuerfundene Stecknadelmaschine in Hartford, im Staate Connecticut, fertigt in jeder Secunde 2400 der besten Stecknadeln, also 144,000 in der Minute, 8,640,000 in einer Sturde! Wo bleibt da die Menschenhand!? —

Ein aus Indien kommendes Schiff hat an der Küste von Jamaica am 25. Sept. Schiffbruch erlitten. 200 Leichen wurden an die Küste geworfen.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 124. **Donnerstag, den 19. October** **1871.**

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(der Frankf. Presse entnommen.)

Erste Abtheilung: Franz Moor.

1. Kapitel.

Ein eisiger Nord durchbrauste die Fluren und fegte den Schnee in großen Haufen zusammen, daß selbst die feuerschnaubende Locomotive immer mühsamer gegen die Hindernisse ankämpfte und um eine Stunde später den Bahnhof der Hauptstadt erreichte.

„Endlich, endlich," murmelte ein Mann, indem er tief aufathmend den Waggon verließ und nach kurzem Umherspähen mit raschen Schritten der Stadt zueilte.

„Ferdinand!" tönte es hinter ihm.

Der Reisende wandte sich um.

„Theodor! — Gott sei Dank, da bist Du ja, wie stehts mit der Mutter, und komme ich früh genug?"

„Ich fürchte, es ist zu spät, mein armer Junge! — Wann kamst Du auch jemals früh genug, Dein Recht zu wahren? Nun muß der Herrgott selber Dir den schlimmsten Streich mit diesem Hundewetter spielen. — Doch halt, wohin rennen wir, links hinüber nach dem Aegidienthore, — Deine Mutter wohnt draußen auf dem Landhause des Erben!"

Der Reisende stand still und starrte einen Augenblick zu dem dunkeln, nachtgrauen Himmel empor.

„Zu spät, wie immer," knirschte er, „also sie ist todt, die Mutter, welche niemals ein Herz für ihren Jüngstgeborenen besaß, alle Liebe dem Aeltesten reichte. — Nun, gleichviel, so komme ich doch noch zeitig genug, mit dem Erben abzurechnen."

Schweigend faßte der Andere seinen Arm und zog ihn eilig mit sich fort.

In dem Landhause vor dem Aegidienthore, welches dem Maschinenfabrikanten Edmund Steinhöfer gehörte, trug sich mittler weile eine erschütternde Scene zu.

Während der Schneesturm die Wetterfahne auf dem Dache knarrend herumdrehte und mit höhnender Gewalt an den dicht verschlossenen Läden rüttelte, lag in einem Zimmer des ersten Stockes eine sterbende Frau.

Es war die Mutter des Fabrikanten.

Mit geschlossenen Augen lag sie unbeweglich auf ihrem Lager, man konnte sie schon für eine Todte halten, wenn nicht das zeitweilige Zucken der blassen Lippen das Gegentheil bewiesen hätte.

Ein Mann von ungefähr vierzig Jahren stand zu Häupten des Bettes. Sein Gesicht trug den Stempel der kaltesten Berechnung, in jeder Falte ein Rechen-Exempel, vermischt mit dem cynischen Ausdruck sinnlicher Begierde. Das Doppelkinn, sowie die ganze wohlbeleibte Gestalt, welche in tadellos eleganter Kleidung sich präsentirte, machten der Eindruck der Behäbigkeit, welche in egoistischer Vornehmheit sich und Ihresgleichen vor allen Dingen ganz allein für die Berechtigten des Besitzes hält.

Dieser Mann war der reiche Commer-

zienrath Edmund Steinhöfer, der einzige Erbe und Sohn der Sterbenden.

Ein anderer Mann beugte sich, aufmerksam lauschend, über das Bett; er hielt die Hand der sterbenden Frau und schien den Puls zu prüfen.

„Ist's vorbei, Doctor?" fragte der Commerzienrath leise.

„Noch nicht," lautete die flüsternde Erwiderung, „doch muß bald Alles vorbei sein."

Edmund unterdrückte einen ungeduldigen Seufzer und zog mechanisch die Uhr. Sie zeigte die achte Stunde.

„Wünschen Sie, daß ich bis dahin bleibe?" fragte der Arzt.

„Wenn Sie noch irgendwie helfen könnten, Doctor?"

„Meine Kunst ist zu Ende, der Tod hat bereits sein Werk begonnen."

„Nun, dann fahren Sie in Gottes Namen nach Hause, lieber Freund! Sie haben Ihre Pflicht nach allen Seiten hin erfüllt."

Der Arzt beugte sich noch einmal über die Kranke, sie lebte noch immer. Er bestimmte höchstens eine halbe Stunde und empfahl sich dem reichen Manne.

Als dieser den Wagen des Arztes fortrollen hörte, wollte er auch, ohne einen Blick auf die sterbende Mutter zu werfen, das Zimmer verlassen. Da wurde auf's Neue die Thür geöffnet, ein bejahrter Mann trat ihm entgegen und zog die Thür leise hinter sich in's Schloß.

Es war der Anwalt und Notar Dr. Wolff, der Schwiegervater des Commerzienraths.

„Nun, mein Sohn!" begann Jener, „wie steht's mit der Mutter? Ist sie todt?"

„Der Doctor gibt Ihr noch eine halbe Stunde, das will gar kein Ende nehmen, ich werde ganz nervös."

„Geduld, mein Sohn!" — lassen wir der guten Frau immerhin die nöthige Zeit zum Sterben, — wir haben ja alles in Ordnung. Das Testament sichert Ihnen das ganze unverkürzte Erbe als einzigem Sohn, es gibt also keinen jüngeren Steinhöfer mehr. O! ich habe die Geschichte fein angelegt, dieses Dokument kann in keinem nur irgend denkbaren Falle angefochten werden. Und was diesen angeblichen jüngeren Sohn, der sich Ferdinand nennt, betrifft —"

„Ja, ja, ich habe diesen ganzen Tag Furcht gehabt," unterbrach ihn der Commerzienrath erregt, „es ist mir alle Augenblicke, als müsse der Verhaßte, den ich kaum mehr kenne, hier in dieses Zimmer treten. Glauben Sie an Ahnungen, Träume und dergleichen, Vater?"

„Papperlapapp!" lachte der Anwalt, „das sind Ammenmärchen, Spinnstubengespenster, — bannen Sie doch die Grillen und einfältige Furcht, Herr Sohn! — Ha, lassen Sie meinetwegen jenen Bruder kommen, wir wollen ihn mit unserem Testament schon heimsenden. Die Mutter hat in diesem Testament ausdrücklich erklärt, daß Sie ihr einziger Sohn und Erbe sind, daß sie folglich auch keinen zweiten Sohn besessen hat. Man kennt den Burschen hier in der Stadt im Allgemeinen gar nicht, da er frühzeitig von Hause weggekommen, er ist todt für seine Vaterstadt und soll es nicht wagen, wieder vom Tode aufzuerstehen.

Ein tiefer Seufzer, als käme eine Antwort aus dem Grabe, ließ ihn plötzlich verstummen. Beide Männer wandten sich plötzlich um und fuhren mit einem unterdrückten Schrei zurück.

Die Sterbende saß aufrecht in ihrem Bette und starrte mit weit geöffneten Augen zu ihnen hin.

„Mein Sohn! mein Sohn!" tönte es wie ein Hauch durch das Zimmer, dann sank sie zurück.

Der Commerzienrath schüttelte sich wie im Fieber vor Angst und Entsetzen, während der Notar sich schnell faßte und ohne Beben an das Bett trat.

Er neigte sich herab und horchte aufmerksam auf die Athemzüge der Verblichenen.

„Sie ist todt!" sprach er nach einer kleinen Pause, „danken Sie dem Himmel, der sie in diesem Augenblicke zu sich nahm. Es schien mir, als hätte sie nicht übel Lust verspürt, uns noch zu guterletzt einen Strich durch die Rechnung zu machen."

„Möge sie sanft ruhen," murmelte der gute Sohn, eine heuchlerische Thräne hervor-

pressend; „sicherlich hat ihr letzter Ausruf nur mir gegolten, eine Mahnung, den Unwürdigen nicht zu fürchten."

„So mag es sein," nickte der Notar, „bestellen wir die Todtenwache, „Herr Sohn!"

„O, ich werde sie fürstlich bestatten lassen," sprach dieser pathetisch, „man soll noch nach Jahren davon reden."

Und mit diesem Entschlusse hatte der reiche Mann sich vollständig mit seinem Gewissen abgefunden, wenn ein solches überhaupt noch bei ihm vorhanden war.

Der Notar breitete ein Tuch über das Antlitz der Leiche aus und wollte dann mit seinem Schwiegersohn das Todtenzimmer verlassen.

Bevor sie die Thür erreichten, packte er seinen Arm.

„Horch," flüsterte er, „was ist das? Wer wagt es, hier gewaltsam einzudringen und die Ruhe der Todten zu stören!"

Der Commerzienrath horchte bleich und entsetzt.

„Meine Ahnung! meine Ahnung!" murmelte er, „helfen, stehen Sie mir bei, Herr Vater!"

„Bleiben Sie hier, Edmund! ich bringe den Störenden fort, wer es auch immer sei."

Es war bereits zu spät, man hörte draußen vor der Thür einen schweren Fall, als würde ein Mensch zur Seite geschleudert, worauf die Thür heftig aufgerissen wurde.

„Sachte, sachte, lieber Mann!" sprach der Notar, „man pflegt bei civilisirten Menschen nicht so brutal mit der Thür in's Haus zu fallen."

Ein hoher, schlanker Mann, mit bleichem, aufgeregtem Gesicht stand auf der Schwelle; der Mantel war ihm im Kampfe mit den beiden Bedienten entrissen.

„Ferdinand!" murmelte der Commerzienrath und schaute angstvoll auf den Notar.

Nur einen Blick tödtlichen Hasses warf er auf den angstbleichen Bruder, worauf er mit leichten, geisterhaften Schritten an's Bett der Mutter trat.

„Todt! todt!" schrie er nach einer kleinen Weile auf, „o Mutter! — hattest Du selbst in der letzten Stunde kein Fünkchen Liebe übrig für Dein jüngstes Kind? Was that ich Dir, daß Du mich von Deinem Herzen stießest? O, wie willst Du dem Vater entgegentreten, wenn es ein Jenseits gibt?"

„Entfernen Sie sich, Edmund!" flüsterte der Notar dem Schwiegersohne hastig zu. „Sie sind hier überflüssig, ich werde alsdann leichter mit dem Burschen fertig werden."

Doch der Commerzienrath rührte sich nicht von der Stelle, seine Füße schienen gebannt zu sein, er war wie von einem bösen Alp befangen.

„Wer sind Sie, der Sie es wagen, gewaltsam gleich einem Räuber hier einzudringen und eine wahnsinnige Komödie aufzuführen?" fragte der Notar mit strenger Stimme.

Ferdinand strich sich langsam über die Stirn und trat auf den Bruder zu, der jetzt erst an einen schleunigen Rückzug dachte und sich rasch mit einer hastigen abwehrenden Bewegung der Thüre zuwandte.

Jener kam ihm zuvor, mit fester Hand drängte er den Bruder zurück, verschloß die Thür und steckte den Schlüssel zu sich.

„Das geht zu weit," rief der Notar überlaut, „wir haben es mit einem Wahnsinnigen zu thun. Zu Hülfe!"

Seine Stimme klang schallend durch das stille, einsame Haus, die Dienerschaft rüttelte an der verschlossenen Thür.

„Ruhig, mein Herr!" gebot Ferdinand, „was ich mit diesem Menschen, dessen angstbleiches Gesicht und schlotternde Gestalt in diesem Augenblick das böse Gewissen kennzeichnen, abzurechnen habe, kümmert keinen Anderen; was wollen Sie in diesem Raum, wo Tod und Vergeltung ihre Stätte aufgeschlagen? — Tritt näher, Sohn meiner Mutter!" wandte er sich gebieterisch an seinen Bruder.

Edmund gehorchte mechanisch, — seine Fassung kehrte zurück und mit ihr die Ueberlegenheit. Dieser Mann, welcher sich hier so leidenschaftlich geberdete, war sein Todfeind, der einzige auf Erden, welchen er wirklich zu fürchten hätte. Sollte er, endlich am Ziele seiner Wünsche, um dessentwillen er seit langen Jahren alle Hebel der Bosheit und geheimen Tücke in Bewegung gesetzt, dennnoch schließlich an dieser stets gefürchteten Klippe scheitern?

Die momentane Angst war vorüber,

Angesichts der drohenden Gefahr kehrte die kalte Berechnung wieder, er erkannte mit sicherem Geschäftsblick seine eigene vortheilhafte Lage dem Bruder gegenüber.

Der bedeutungsvolle Ausruf des Notars: „Wir haben es hier mit einem Wahnsinnigen zu thun!" konnte zur Wahrheit werden; fand er nicht an dem Gebahren seines Feindes die vollste Berechtigung?

Er tauschte einen raschen Blick des Einverständnisses mit dem Schwiegervater und trat langsam, in seiner ganzen gewohnten Vornehmheit an das Bett der todten Mutter, dem Bruder gegenüber.

„Ich bitte Sie, mir endlich das Räthsel Ihres Hierseins zu lösen, mein Herr!" begann er kalt und gemessen. „Sie müssen in der That dem Tollhause entsprungen sein, um die Ruhe einer Todten so frevelhaft stören zu können."

„Ah, Du kennst mich nicht mehr?" versetzte Ferdinand mit vor Aufregung zitternder Stimme, „wagst es am Ende gar, den gemißhandelten Bruder an diesem Todtenbette frech zu verleugnen, so frech und bübisch, wie Du ihm seit der frühesten Kindheit mit systematischer Berechnung die Mutter entfremdet hast? Möge Gott der armen Getäuschten vergeben, wie ich es thue, mein Herz hat niemals die Mutter, nur Dich allein verflucht, Sie ist todt, — Du stehst am Ziel, doch hoffe nicht, zum Genuß Deines Raubes zu kommen; ich, der Enterbte, Verstoßene, werde wie früher das Gespenst Deiner Ruhe sein und Dich vom schwelgerischen Mahl wie vom seidenen Lager aufschrecken."

Ein kurzes höhnisches Lachen des Bruders ließ ihn verstummen.

Der Commerzienrath hatte sich mit Achselzucken zu dem Notar umgewandt und sagte jetzt langsam und deutlich, daß es die draußen horchende Dienerschaft, welche in kleinen Zwischenräumen an der verschlossenen Thür rüttelte, nothwendig vernehmen konnte: „Sie haben Recht, lieber Vater! der arme Mensch ist wahnsinnig, gehen wir sanft und nachsichtig mit dem Unglücklichen um. Franz! — Martin!" wandte er sich mit erhobener Stimme der Thür zu, „erbrecht die Thür, oder holt rasch einen Schlosser. Hört Ihr's auch, nur einen Schlosser!"

Während einer der Bedienten sich rasch entfernte, versuchten alle übrigen Hausgenossen die Thür gewaltsam zu sprengen.

Ferdinand stand unbeweglich neben der Leiche der Mutter, um seine bärtigen Lippen zuckte es convulsivisch und die rechte Hand wühlte auf der Brust unter dem halbzugeknöpften Rock.

„Mann!" rief er jetzt mit gepreßter Stimme, „sprich es aus, bin ich Dein Bruder der rechtmäßige Sohn Deiner Eltern?"

„Nein!" versetzte der Commerzienrath kalt und bestimmt, „mein jüngerer Bruder ist todt, ich bin der einzige Sohn und Erbe dieser Frau, deren Testament den vollgültigen Beweis davon liefert."

„So fahre zur Hölle," schrie der Unglückliche außer sich, einen Revolver aus der Brusttasche reißend und auf den Bruder zielend.

Dieser sprang mit einem gellenden Aufschrei zurück, während der Notar sich mit einem Hülferuf an's Fenster flüchtete u. die Vorhänge aufriß,

„Nein, nein," rief Ferdinand, „das wäre zu gräßlich, ein Brudermord an der Leiche der Mutter, — o vergib, Du arme Todte! er ist sicher vor meiner Rache, — Gott wird ihn treffen:"

In diesem Augenblick krachte die Thür unter Beilschlägen auseinander, während zu gleicher Zeit der Notar das Fenster öffnete, vor welchem ein Kopf sichtbar wurde.

Ferdinand war bei den letzten Worten an's Bett niedergesunken und hatte sein glühendes, jetzt von Thränen überströmtes Antlitz auf die erkaltete Hand der Mutter gepreßt; sein Revolver lag neben ihr, der Hand entglitten.

Jetzt fühlte er leise seine Schulter berührt und fuhr empor.

Als er sich umwandte, sah er es dicht vor sich aufblitzen. Ein Schuß krachte durch's Zimmer.

„Mörder!" stöhnte Ferdinand und brach zusammen.

Alles schrie laut auf in tödtlichem Schrecken, man wußte noch nicht, wem der verhängnißvolle Schuß gegolten. (Forts. folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 125. Sonntag, den 22. October **1871.**

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Als sich der Rauch verzog, erblickte man den Commerzienrath bleich und ruhig wie gewöhnlich an einen in der Nähe der Thür stehenden Tisch gelehnt, der Fremde lag vor dem Bette in seinem Blute, den Revolver neben sich.

Die Hausgenossen, bestehend aus dem männlichen und weiblichen Dienstpersonal, befanden sich jetzt im Zimmer, theils durch die zersprengte Thür, theils auch durch's Fenster eingedrungen.

Der Notar warf einen Blick auf seinen Schwiegersohn und schritt dann ohne Beben zu dem Getödteten hin.

Der Schuß war mitten durch den Hals gegangen und hatte die Arterie getroffen, — noch röchelte der Unglückliche, — die Waffe schien soeben der eigenen Hand entglitten zu sein. Niemand der Unbetheiligten zweifelte an einem Selbstmord; man hatte es ja mit einem Wahnsinnigen zu thun und dankte dem Himmel für diesen Schuß, weshalb es auch nicht befremdete, daß der Commerzienrath, ohne den Todten anzusehen, das Zimmer verließ, um den Befehl zum Anspannen zu geben und sogleich nach der Stadt zurückzukehren, dem Schwiegervater alles Weitere überlassend.

Der arme Mann konnte doch unmöglich mit zwei Todten unter einem Dache weilen, er hätte kein Auge schließen können, was ihm daheim in der Stadt, wo er außer den vor einem anderen Thore befindlichen großartigen Fabrikgebäuden ebenfalls ein palastähnliches Haus besaß, — ganz gut gelang, — wußte er sich doch hinfort von dem drohendsten Gespenste seines Lebens befreit.

Erst jetzt war er wirklich am Ziele seiner Wünsche.

2. Kapitel.

Als er am nächsten Morgen mit seiner Frau und dem einzigen zwölfjährigen Sohne den Kaffee einnahm, war er doch etwas bleicher als gewöhnlich. Was die Frau, eine stolze, hochfahrende Blondine mit kalten, herzlosen Zügen, nicht bemerkte, hatte der weiche Eginhard sogleich heraus, dem Vater muß etwas fehlen.

Auf seine kindliche Frage versetzte Jener ziemlich zerstreut: „Ja so, bald hätte ich vergessen, die Großmama ist gestern Abend gestorben."

„Die liebe Großmama ist todt! o, nun will ich auch sterben!" Und der Knabe brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Da haben wir's," sprach die Commerzienräthin, das stolze Haupt noch energischer zurückwerfend, „der Knabe ist krank, er leidet an Sentimentalität; bei jeder Gelegenheit bricht das albernste Gefühl mit einer Stärke hervor, daß man förmlich erschreckt. Ist es wohl natürlich, um eine alte todte Frau zu weinen? Aber ich weiß, woher es kommt," fuhr sie heftiger fort, „sein Erzieher trägt die Schuld, dieser Mensch ist mir unerträglich,

er verdirbt uns das Kind mit seiner Gefühls-Pedanterie. Laß uns das Uebel mit der Wurzel ausrotten und —"

„Schon gut, schon gut, meine Theure!" unterbrach ihr Gemahl sie ruhig; „wir wollen uns die Sache später überlegen. Für's Erste haben wir vor allen Dingen an unsere Trauer zu denken. Komm, mein Sohn, Herr Hartmuth wird Dich erwarten."

Er führte den Knaben mit auffälliger Zärtlichkeit nach der Thür und blickte ihm eine Weile gedankenvoll nach. Sein vom starrsten Egoismus verknöchertes Herz zerschmolz in Liebe gegen dieses Kind, in ihm verkörperte sich die Zukunft des Hauses.

„Du bist hart gegen das Kind, wie gegen Herrn Hartmuth, meine Liebe!" begann er, zu seiner Gemahlin zurückkehrend.

„Wie Du zu schwach gegen Beide," versetzte die Dame mit schneidendem Hohne, „ich begreife Dich nicht, Du laborirst doch wahrlich nicht an Gefühlsschwärmerei. Der Knabe schlägt aus der Art, niemals wird er im Stande sein, der Chef einer großen Fabrik zu werden; das Gefühl versteht sich schlecht auf's Rechnen."

„Du magst Recht haben, Amalia!" sprach der Commerzienrath nachdenkend; „es wäre allerdings sehr schlimm, würde sich dieser Fehler mehr ausbilden, doch fürchte ich es nicht, dergleichen gibt sich später. Mag er um seine Großmutter trauern, wer will ihn deßhalb tadeln, — in wenigen Tagen hat er sie vergessen. Und was Hartmuth anbetrifft, so thut es mir leid, Deinen Wunsch nicht erfüllen zu können; der Mann ist ganz nach meiner Geschmacksrichtung."

Er grüßte freundlich mit der Hand und verließ das Zimmer.

Die stolze Dame schaute ihm spöttisch nach, dann stützte sie nachdenkend das Haupt und flüsterte: „Sollte er Verdacht hegen? — Hm, ich kenne meine Stärke und werde bald alle Hülfstruppen in's Gefecht führen, um diesen Pedanten zu verjagen; das Kind soll fort in die Pension, ich hasse solche Spione und wäre es mein eigen Fleisch und Blut!"

Ihre grauen Augen blitzten unheimlich bei diesen entsetzlichen Worten. Was galt ihr das eigene Kind, wenn es ihrer Leidenschaft im Wege stand? Die stolze Dame war ein echtes Product des Materialismus, ein Kind ihrer Zeit, zur Eitelkeit und zum Genusse erzogen.

Mittlerweile begab sich der Fabrikherr nach dem Zimmer des Erziehers, Herrn Theodor Hartmuth, in welchem wir den Freund des unglücklichen Ferdinand Steinhöfer erkennen, dessen Bekanntschaft der Leser ebenfalls am Anfang unserer Erzählung gemacht.

Der sanfte Eginhard weinte unaufhörlich um die gute Großmama und mochte nichts von Trost hören, sondern verlangte mit ungewöhnlicher Heftigkeit, die Todte zu sehen.

„Gewähren wir den Wunsch," meinte der Lehrer, als er den Vater davon in Kenntniß gesetzt.

„Nein, nein, um keinen Preis, das dulde ich nicht," rief letzterer erschreckt, „es könnte üble Folgen für seine Gesundheit haben. Er soll sie zum Grabe geleiten, mehr darf ich nicht gestatten."

„Geh' in den Garten, ich komme sogleich, um die Eisbahn zu untersuchen, — Franz soll Dir den Schlitten geben." Der Knabe ließ sich mechanisch in weiche Pelze hüllen und gehorchte langsam.

„Sie haben mir irgend eine Mittheilung zu machen, Herr Commerzienrath!" sprach Hartmuth jetzt mit seltener Sicherheit.

Der reiche Mann fuhr erschreckt zusammen.

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch, mein Freund," versetzte er zögernd. „können Sie denn Gedanken errathen? Dann wären Sie allerdings gefährlich; doch ohne Scherz, ihr bestimmtes Wesen gefällt mir, nur wünschte ich, wie ich auch bei Ihrem Engagement gehofft, in dieser Hinsicht etwas mehr Einfluß auf Ihren Zögling; Eginhard ist zu weich, zu viel Gefühl, mit einem Wort, etwas weniger demokratisches Gefühl wäre anzuempfehlen. Nun, davon später. Sie waren so gefällig, mir von Zeit zu Zeit eine Nachricht über einen weitläufigen Verwandten, welcher allerdings meinen Namen führt, zu geben. Ferdinand Steinhöfer wohnte in Ihrem Geburtsorte —"

„Irre ich nicht, so wohnt er noch daselbst," unterbrach Hartmuth ihn ruhig.

„Nicht doch, er ist todt," fuhr der Commerzienrath gleichmüthig fort, ohne das ungläubige Lächeln des jungen Mannes zu beachten; „ich bot ihm, wie Sie mir bezeugen werden, meine Unterstützung zu verschiedenen Malen an, weil es mir peinlich war, einen Steinhöfer in Noth zu wissen —"

„Sie irren, Herr Commerzienrath!" unterbrach Jener ihn auf's Neue. „Ferdinand Steinhöfer ist von so vielseitigen Talenten, daß er stets genug erwirbt, um seine Familie vor Noth zu schützen."

„Seine Familie, nun freilich, um diese muß es sich auch jetzt handeln, da er todt ist, also nichts mehr erwerben kann, trotz der vielseitigsten Talente."

Die Worte geschäftsmäßig gesprochen, hatten einen Anklang von Hohn.

Theodor Hartmuth schauderte unwillkührlich zusammen; sprach der Mann die Wahrheit? — Was war aus dem unglücklichen Ferdinand, um dessentwillen er die Stelle angenommen, geworden?

„Dürfte ich um eine nähere Erklärung Ihrer Worte bitten, Herr Commerzienrath?" fragte er mit erkünsteltem Gleichmuth.

„Wie vorhin bemerkt und Ihnen bekannt ist, bot ich ihm eine Unterstützung, ja, auf Wunsch meiner guten seligen Mutter sogar eine Leibrente an. Sie waren so gefällig, die Sache für mich zu übermitteln."

Hartmuth nickte.

„Der Unglückliche bildete sich ein, nähere Ansprüche an mein Erbe zu haben," fuhr Steinhöfer achselzuckend fort, „eine Einbildung, welche zur fixen Idee, zum Wahnsinn geworden und ihn zu der Behauptung zuletzt verführte, ein illegitimer Sohn meines Vaters zu sein. Ich schonte den Unseligen, diese Schwäche hat sich gerächt. Am gestrigen Abend als meine Mutter fast verschieden, erschien er plötzlich, drang gewaltsam in's Sterbezimmer, und erschoß sich vor den Augen der ganzen Dienerschaft, — mein Schwiegervater und ich waren ebenfalls Zeugen der entsetzlichen That."

Hartmuth blickte ihn erstaunt an, sein Blut stockte im Herzen.

„Unmöglich," murmelte er, „Ferdinand konnte kein Selbstmörder sein."

Der Commerzienrath schaute ihn mißtrauisch an.

„Sie haben ihn doch wohl genauer gekannt, mein Herr, als Sie mir mitgetheilt!"

„Nein," versetzte Hartmuth, sich gewaltsam beherrschend, „es war eine sehr oberflächliche Bekanntschaft, Ferdinand war stets verschlossen. Könnte ich den Unglücklichen sehen?"

„Wenn die Polizei es erlaubt."

„Nun, es ist auch überflüssig," setzte Hartmuth rasch hinzu, „der Anblick eines Selbstmörders war mir stets widerwärtig."

„Mir geht's genau so," sagte Steinhöfer; „ich kehrte deßhalb gestern Abend noch spät in die Stadt zurück. Apropos, mein Lieber! wäre es Ihnen wohl gefällig, die Frau des unglücklichen Menschen von diesem Trauerfalle zu benachrichtigen?"

„Wenn Sie es wünschen?"

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, mein Freund! Solche Sachen sind mir über die Maßen peinlich, ich werde eine Summe beifügen, bieten Sie ihr die Hälfte der von mir früher ausgeworfenen Leibrente an; mein Gott, man ist ja ein Christ und hilft gern, wo man kann."

Kinder sind ja wohl auch da; wissen Sie zufällig, wie groß die Familie ist? Man könnte ja nöthigenfalls für die Erziehung sorgen, das heißt, nicht über ihren Stand, es wäre ein Unglück für sie, wie für jeden armen Menschen; ein Jeder habe so viel Bildung, als ihm just in seiner Sphäre zukommt. Der Unglückliche hat wohl nur Mädchen hinterlassen?"

„Ich glaube wohl," versetzte Hartmuth, mühsam seine Empörung beherrschend.

„Desto besser, sie bleiben stets bescheiden in ihren Ansprüchen und erben in der Regel nichts von den Extravaganzen des Vaters. Schreiben Sie der Frau, ich würde die Mädchen bei irgend einem Pfarrer auf dem Lande unterbringen, — lieber Gott! die armen Dinger, sie erregen mein ganzes Mitleid!"

Der reiche Mann hatte sich in eine förmliche menschenfreundliche Begeisterung hineinge-

redet, daß er selber an sein Christenthum glaubte, so fest, wie an den Selbstmord des Bruders.

Er grüßte den Erzieher seines einzigen Sohnes mit einer gütigen Handbewegung und schritt in seiner vollen Würde hinaus. Wer vermochte auf seiner Stirn das blutige Kainszeichen zu erkennen?

Unbeweglich starrte Hartmuth eine Weile nach der Thür, welche sich hinter dem Commerzienrath geschlossen, — vermochte er doch noch immer nicht das Entsetzliche, welches jener Mann ihm mit kalter, geschäftlicher Miene soeben mitgetheilt, zu fassen.

Der Freund todt in der Blüthe der Jahre, den er noch vor wenigen Stunden gesund und von männlichem Muthe erfüllt verlassen hatte! Was mochte in diesem Zeitraum geschehen sein, um solch' eine fürchterliche Katastrophe herbeizuführen? Todt, todt? wer löste ihm jetzt das schauerliche Räthsel?

„Elender Tartüffe!" murmelte er, an den Commerzienrath denkend, „ich werde die Kinder Deines Bruders, den Du so frech verleugnest, vor Deiner Zärtlichkeit schützen und ihre Rechte wahren. Ja, ich muß Licht in dieser Geschichte haben, muß den Todten sehen."

Er warf einen Blick aus dem Fenster, welches in den Garten führte, nahm eilig einen Mantel über, drückte die Pelzmütze in die Stirn und begab sich hinunter zu seinem Zögling, welcher bleich und unbeweglich mit dem Schlitten seiner harrte.

„Armes Kind!" murmelte der junge Mann, „Du bist ärmer als jene Kinder, welchen der Vater gestorben ist; sie haben doch noch eine Mutter."

Er liebte den Knaben, welcher, mit einem weichen menschenfreundlichen Herzen begabt, den grassesten Gegensatz seiner Eltern bildete.

„Und ich habe die gute Großmutter nicht einmal wiedersehen dürfen," klagte Eginhard, dessen Thränen jetzt auf's Neue flossen. „O bester Herr Hartmuth? wenn Sie mich lieb haben, dann gehen Sie mit mir hinaus zu ihr, — ich muß sie sehen oder ich sterbe ganz gewiß."

Hartmuth tröstete ihn und versprach, noch einmal den Vater um die Erlaubniß zu bitten, wodurch er das jammernde Kind ein wenig beruhigte.

Wieder wurde es Abend, der arme Eginhard schlief den glücklichen Traum der Kindheit.

Hartmuth verließ das Haus und begab sich nach dem Polizeigebäude: es drängte ihn, den todten Freund noch einmal zu sehen, war's ihm doch, als müsse er aus seinen erstarrten Zügen die Wahrheit erforschen können.

Als er sich durch einen ihm bekannten Beamten legitimirt hatte, erhielt er die Erlaubniß, den Selbstmörder sehen zu dürfen; man hatte ihn nach dem Leichenhause des Hospitals gebracht.

Todt, — wirklich todt!

Hartmuth starrte in das bleiche, ruhige Gesicht des Freundes, kein Zug desselben deutete auf die furchtbare Gemüthsbewegung, welche einem Selbstmorde voranzugehen pflegt. Fast freundlich waren die erstarrten Mienen, als hätte ein sanftes, versöhnendes Gefühl sein Herz in der letzten Minute noch bewegt.

„Nichts," murmelte der junge Mann, dessen Augen auf der tödtlichen Wunde hafteten, „kein Zeichen, kein einziger Anhaltspunkt, ob die mörderische Kugel von Deiner eigenen Hand gelenkt oder verrätherisch Dein Leben verkürzt. Soll dieses blutige Geheimniß mit Dir begraben werden?"

Er legte die Rechte auf des Todten Brust und blieb einige Minuten in dieser Stellung, starr und unbeweglich das Auge auf das blasse Antlitz geheftet. Der Freund hatte dem Freunde geschworen, der Erbe seiner Rache zu sein.

Dann verließ er fest und ruhig den schauerlichen Raum.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Wenn meine zweite sich als Erste zeigt,
Dann wird sogleich das Ganze draus entstehen;
Ihm ist ein Volk des Orients geneigt,
Und überall ist es bei ihm zu sehen.

Auflösung der Charade in Nr. 122 des Unterhaltungsblattes: „Oheim."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 127. **Donnerstag, den 26. October** **1871.**

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Wochen waren seit dieser furchtbaren Katastrophe vergangen.

Der Commerzienrath Steinhöfer lag seit jener Nacht noch immer schwer krank darnieder, während die Muttee sich nach ihrer so wunderbaren Auferstehung rasch erholte und trotz der entsetzlichen Seelenpein, welche sie bei dem furchtbaren Geheimniß empfand, wieder ganz gesundete.

Sie hatte ihren Sohn noch nicht wiedergesehen, sich aber auch gänzlich von der Außenwelt zurückgezogen und nur die Besuche ihres Enkels und seines Erziehers angenommen. Mit Hartmuth hatte sie ein stilles Einverständniß, und während Ferdinands Wittwe das Anerbieten des Commerzienraths kurz abgelehnt hatte, durfte sie um ihrer Kinder willen die kleinen Unterstützungen der Mutter, welche durch Hartmuth's Hände gingen, nicht zurückweisen, so sehr sich das stolze Herz der Frau auch dagegen sträubte.

Ueber viel hatte die alte Dame nicht zu gebieten, ihre Schwiegertochter und der Procurist der Firma, welche Beide während der Krankheit des Fabrikherrn die unumschränkte Disposition in Händen hatten, wußten ihr auf die geschickteste Weise alle baaren Mittel zu entziehen, ein Verfahren, bei welchem der Notar Wolff den nöthigen Rath ertheilte.

Beide, Schwiegervater wie Gemahlin, erriethen aus den wirren Fieberphantasien des Kranken so ziemlich den Zusammenhang und sannen auf ein wirksames Mittel, die beiden gefährlichen Mitwisser des blutigen Geheimnisses für alle Zeiten unschädlich zu machen. Hatte doch der Notar keinen Augenblick an dem wirklichen Mörder gezweifelt: in seinen Augen war es einfache und deßhalb erlaubte Nothwehr, wie er solches kühn als Zeuge vor Gericht durchzuführen sich vermaß.

Warum haßte die Commerzienräthin den Erzieher ihres Sohnes mit so heftiger Erbitterung?

Hartmuth's Erscheinen war schön und männlich, sie war es gewesen, welche sein Engagement betrieben, — sie war die moderne Potiphar, — es fiel dem ernsten, sittlichen Manne nicht schwer, die Rolle des Joseph streng durchzuführen, — der Haß bleibt sich zu allen Zeiten gleich, wie die Leidenschaften der Menschen.

Dann fiel ihr Auge auf den neuen Procuristen, er war listig wie ein Fuchs, geschmeidig wie eine Schlange und Genußmensch durch und durch.

Die beiden verwandten Seelen fanden und verstanden sich, sie hatten dem Erzieher, welcher mehr gesehen, als für ihn gut schien, den Untergang geschworen.

Der Commerzienrath genaß endlich, und mit der Gesundheit kehrte die Erinnerung, mit ihr die Ueberlegung zurück. Er kannte jetzt seine beiden gefährlichsten Feinde und mußte sie um jeden Preis unschädlich machen.

Die erste Unterredung mit seiner Mutter

zeigte ihm, daß er sie wirklich zu fürchten habe; sie sagte ihm mit dürren Worten, daß sie gesonnen sei, das Testament umzustoßen und ein zweites, gerechteres zu errichten.

Der Commerzienräth lächelte und verließ die kindische alte Frau, wie er sie in seinen Gedanken nannte; er mußte sie schonen, um sie nicht zum Aeußersten zu reizen.

Doctor Wolff setzte gefällig ein solches Testament auf und ließ es sie unterschreiben. Sie verwahrte es sorgfältig, die gute alte Großmutter. Von dieser Stunde an wurde sie noch menschenscheuer und einsiedlerischer, selbst den lieben Enkel wollte sie nicht mehr sehen, geschweige denn den Erzieher.

Hartmuth war vom Gegentheil überzeugt, er ahnte die Wahrheit und konnte doch nichts ausrichten gegen den reichen Mann; war der Commerzienrath Seinhöfer nicht einer der würdigsten und geachtetsten Männer der Hauptstadt?

Er fühlte, wie man ihm langsam den Boden unter den Füßen entzog, ja, wie man sogar hartnäckig versuchte, das Kind von ihm zu entfernen, — es gelang nicht. Eginhard hing nach jedem Versuche desto inniger und fester an ihm.

Daß der Commerzienrath nach jener fürchterlichen Nacht den Mitwisser des blutigen Geheimnisses fürchtete und haßte, war ihm klar, ebenso, daß er jedes Mittel benutzen würde, ihn vollständig unschädlich zu machen, das heißt gänzlich zu verderben.

Hartmuth war doppelt auf seiner Hut, er schien ganz allein der Erziehung seines Zöglings zu leben und von allem, was um ihn vorging, keine Notiz zu nehmen. So hoffte er, die Furcht des Mörders einzuschläfern.

Er täuschte sich, eine solche Furcht entstammt der Nemesis, sie ist nicht einzuschläfern.

Monate waren verflossen, der Lenz mit seiner ganzen Pracht in's Land gekommen.

Es war ein herrlicher Maitag, der Fabrikherr feierte seinen Geburtstag, das ganze Personal sollte mitfeiern. Die Fabrik war an diesem Tage geschlossen.

Man fuhr auf's Land, das ganze große Haus war verödet bis auf einen alten Comptoirdiener. Eginhard war untröstlich darüber, daß Hartmuth daheim blieb, er hatte keine Einladung erhalten.

Als es Abend wurde, ging der Lehrer aus, um noch einen Spaziergang zu machen. Der alte Diener sah ihn fortgehen und verschloß, der Sicherheit halber, die Hausthür; er wußte, daß sich just heute große Baarsummen im Hause befanden, doch tröstete er sich mit dem Ungeheuer von Bulldogge, des Herrn Liebling, welcher als sicherer Hüter des Hauses vor dem Comptoir seinen Platz eingenommen hatte und den dicken Kopf auf die mächtigen Tatzen gedrückt, den Schlaf des Gerechten schlief.

Einmal schlug er an, knurrte dann, wie er's bei einem alten Bekannten zu thun pflegte und schlief weiter.

Der alte Diener meinte für sich, Herr Hartmuth müsse zurückgekommen sein und nickte ebenfalls ruhig weiter.

Dieser war indessen bei dem herrlichen Wetter weiter gegangen, als er beabsichtigte; die laue Nachtluft, der erste Nachtigallruf, der Blüthenduft des Lenzes, — Alles vereinigte sich, um ihn in jene träumerisch-wehmüthige Stimmung zu versetzen, welche uns der Wirklichkeit entrückt und das Alltagsleben von uns abstreift.

Stunde um Stunde verrann, es wurde Mitternacht — Hartmuth befand sich mitten in dem schönen Walde, welcher sich unmittelbar vor der Stadt ausdehnt.

Durch die dunkeln Kronen der Bäume brach sich das silberne Mondlicht und spielte in tausend zitternden, phantastischen Windungen zu den Füßen des einsamen Wanderers.

Er mußte heimkehren und eilte mit raschen Schritten heimwärts.

Dort lag das Landhaus des Commerzienraths, wie damals in jener Schreckensnacht, als er vom Grabe des Gemordeten zurückkehrte vom bleichen Mondlichte beleuchtet.

Noch immer hauste in jenen Räumen die Großmutter, die so wunderbar vom Tode Erweckte. Hartmuth konnte der Versuchung, sie möglicherweise sehen und vielleicht gar sprechen zu können, nicht widerstehen.

Er schritt geräuschlos näher und spähte forschend an den Fenstern umher. Dort hoch

oben im Erker brannte ein schwaches Licht, es mußte die Schlafkammer der alten Frau sein. Er dachte an die Kinder seines Freundes, legte rasch, ohne sich zu besinnen, eine hohe Leiter, welche im Garten lag, an die Mauer und stieg mit turnerischer Behendigkeit hinauf.

Vor den Fenstern des Erkers, welche in den Garten hinausgingen, waren die Vorhänge zurückgeschlagen und die Fenster geöffnet. Die Großmutter saß an ihrem Tische und las, die alten, schwachen Augen mit einer Brille bewaffnet, in einem großen Schriftstück. Seitwärts schlummerte eine rüstige Wärterin, in einem Lehnstuhl.

Die alte Dame schaute sich wiederholt mit einer Art Besorgniß nach der Schlafenden um, als fürchte sie, von dieser überrascht und in ihrem jetzigen Vorhaben gestört zu werden.

Sie nahm jetzt eine Feder zur Hand und begann zu schreiben, von sichtlicher Angst vor der Wärterin beherrscht; jetzt war sie zu Ende, streute Sand darüber und setzte ein Siegel unter ihren Namen, wie es schien. Als die Schlafende sich im Lehnstuhl herumwarf, verbarg sie zitternd das Schriftstück.

Hartmuth sah Alles, mit einem Sprunge konnte er bei der Großmutter sein, welche offenbar eine Gefangene war, die Gefangene des eigenen Sohnes. Er zitterte vor Aufregung, und wagte es doch nicht, eine Geräusch zu machen, aus Furcht, die Greisin tödlich zu erschrecken und sich der Gefahr auszusetzen, von der Wärterin als gemeiner Dieb gebrandmarkt zu werden.

In seiner Aufregung brach er einen dürren Zweig ab, welcher sich an's Fenster hinaufzog, die Großmutter schreckte zusammen und spähte dann forschend nach dem offener Fenster; die aus dem Sarge Erstandene kannte keine Furcht.

Hartmuth zeigte sich, das volle Licht der Lampe fiel auf sein Gesicht.

„Gott, Du hast mein Gebet erhört," murmelte die alte Dame und schritt geräuschlos auf dem dicken Teppich zu ihm hin.

Sie reichte ihm das Schriftstück, welches sie soeben untersiegelt, und zog noch einen Brief aus ihrem Kleide, den sie ihm stillschweigend einhändigte. Dann legte sie den Zeigefinger der Linken bedeutungsvoll an ihre Lippen, während sie die Rechte wie zum Schwur erhob.

Hartmuth verbarg die Papiere und sprach so leise, wie ein Windhauch: „Ich schwöre Treue und Verschwiegenheit!" worauf die Großmutter mit wehmüthigem Lächeln geräuschlos auf ihren Platz am Tische zurückkehrte.

Ebenso rasch und geräuschlos, wie er gekommen, verschwand Hartmuth von der Leiter, diese wieder an ihren alten Platz legend.

Er verbarg die Papiere sorgfältig auf seiner Brust und beschloß, falls sie, wie er hoffen durfte, von Wichtigkeit für die Zukunft der Waisen waren, ein sicheres Versteck, als das im Hause des Commerzienraths, für sie zu suchen.

Dann eilte er geflügelten Schrittes nach Hause.

Als er die Seitenthür, zu welcher man ihm einen Hausschlüssel eingehändigt, öffnete, prallte er erschreckt zurück, ein heller Schein erleuchtete sein Gesicht und mit den Worten: „Es ist der Rechte!" fühlte er sich von kräftigen Fäusten ergriffen und festgehalten.

„Was soll das?" fragte er erstaunt, „wer wagt es, mich hier in diesem Hause so zu beschimpfen?"

„Die Polizei!" lautete die Antwort, „im Namen des Gesetzes, Herr, sind Sie unser Arrestant!"

„Und wer soll ich sein? Welches Verbrechens beschuldigt man mich?" fragte Hartmuth ruhig.

„Sie sind der Hauslehrer Hartmuth, im Verdacht eines bedeutenden Gelddiebstahls."

„Wer beschuldigt mich eines solchen gemeinen Verbrechens!" fragte der junge Mann ruhig weiter.

„Das werden Sie später erfahren, jetzt muß ich Sie ersuchen, uns ruhig zu folgen, falls Sie uns nicht zu Sicherheitsmaßregeln zwingen wollen."

Hartmuth athmete schwer, er fühlte, von wem dieser Schlag ausging und sah sich zur Ohnmacht verdammt; wie konnte der redliche Mann auf eine solche Bosheit gefaßt sein?

und wenn man ihn durchsuchte, die Papiere bei ihm fand? Würde die Polizei nicht so gefällig sein, sie dem Commerzienrath auszuliefern?

Der arme junge Mann verlor auf einen Augenblick die Fassung, der Sicherheitsbeamte bemerkte es triumphirend als ein Zeichen der Schuld.

Doch nur einen Moment währte dieser Zustand bei ihm, bald fü lte er das Gleichgewicht wieder in sich und die kalte Ueberlegung, dieses beste Heilmittel gegen die Verzweiflung.

„Ich werde mit Ihnen gehen, mein Herr!" sagte er ruhig, „doch werden Sie mir erlauben, noch einmal auf mein Zimmer zurückzukehren, natürlich nur in ihrer Begleitung, um einige Papiere von Wichtigkeit zu ordnen."

„Ist bereits durch mich geschehen," versetzte der Beamte spöttisch. „Alles, was sich Wichtiges vorgefunden, begleitet sie in's Polizeigebäude. Doch jetzt nicht lange raisonnirt, vorwärts, meine Zeit ist gemessen."

„Unerhörte Bosheit!" murmelte Hartmuth empört, „ich muß den Herrn Commerzienrath sprechen," setzte er fast gebieterisch hinzu.

„Ist nicht zu sprechen, vorwärts, — der Herr Commerzienrath —"

Ein durchdringender Schrei, welcher von der Treppe her ertönte, unterbrach den Beamten. Halbbekleidet stürzte ein Knabe in den Kreis, welcher sich um den Gefangenen gebildet und hing schluchzend an seinem Halse.

Es war Eginhard.

„Sie wollen Dich von mir reißen," jammerte das Kind in ungestümem Schmerze, „wollen Dich zum Diebe machen, — o, ich weiß Alles, — der Großvater —"

„Still, mein Kind!" gebot Hartmuth sanft, „ich werde morgen wieder bei Dir sein, — es ist ein Irrthum, weiter nichts."

„Nein, kein Irrthum," rief Eginhard mit einer an ihm sonst ungewöhnlichen Heftigkeit, „Du sollst ein Dieb sein, um in's Gefängniß zu kommen, sie hassen Dich Alle — Alle — nur ich allein hab' Dich so lieb und mag nicht ohne Dich leben. Darum sollst Du in's Gefängniß, ich weiß es ganz bestimmt."

Ueber Hartmuths Wange rann eine große Thräne, er schloß den Knaben in seine Arme und sprach ihm leise und freundlich zu.

Umsonst, er wollte nichts davon hören, und verlangte ungestüm, mit ihm in's Gefängniß zu gehen.

Da tönte die Stimme seines Vaters von der Treppe her; sie rief erst ängstlich, dann gebieterisch seinen Namen. Eginhard zuckte zusammen u. klammerte sich fester an den Freund.

„Du siehst, welche unheimliche Macht dieser Mensch über unser Kind erlangt, daß es dem Vater den Gehorsam verweigert," rief jetzt die Commerzienräthin, welche neben dem Gemahl stand.

Durch Hartmuths Gehirn schoß ein Gedanke, er wollte diesen Augenblick benutzen, um seine Dokumente in Sicherheit zu bringen.

„Lassen Sie mich mit meinem Zögling zwei Minute allein auf meinem Zimmer," rief er mit lauttönender Stimme, „und ich verspreche Ihnen Gehorsam."

„Nichts da," versetzte der Commerzienrath zornig, „hierher, Eginhard! oder die Polizei soll Dich zwingen wie jenen Dieb, welcher Dich so widerspenstig gemacht."

„Gemach, mein Herr!" rief Hartmuth jetzt empört, „Sie wissen so gut, wie ich selber, daß ich kein Dieb bin; zwingen Sie mich nicht zum Aeußersten oder —"

„Papperlapapp!" unterbrach der reiche Mann ihn brutal, „behalten Sie Ihre Phrasen für sich, oder beliebt es Ihnen gar, mir zu drohen? — Meine Herren! reißen Sie meinen Sohn von seinem Verderber los, brauchen Sie immer Gewalt, damit der widerwärtigen Scene ein Ende gemacht wird." (Forts. f.)

Mannigfaltiges.

Lachen als Heilmittel. Der berühmte Arzt Sydenham behauptete, daß die Ankunft eines Hanswürstes in einem Städtchen noch einmal so viel werth sei, als die Ankunft von zwanzig mit Arzneimitteln beladener Esel. Die Naturheilkunde wird dem Manne beipflichten.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 128. Sonntag, den 29. October *1871.*

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Als die Polizisten sich dem Knaben nahten und die Hand nach ihm ausstreckten, schrie er laut auf und klammerte sich noch fester an seinen Lehrer, welcher sanft seine Hände zu lösen suchte und leise bat: „Um meinetwillen gehorche, mein theures Kind! Ich habe Dir noch Etwas mitzutheilen, könnten wir nur zwei Minuten allein sein."

Der Knabe drückte seinen Kopf an Hartmuths Brust und schien nichts zu hören. Man wollte auf des Vaters Befehl zur Gewalt schreiten.

Als Eginhard die Hand des einen Beamten auf seiner Schulter fühlte, schrie er auf und fuhr, wie vom Wahnsinn gepackt, empor.

Bevor jener seinen Arm ergreifen konnte, um ihn fortzuzerren, hatte der Knabe ein Messer aus der Tasche gezogen, dessen Spitze und scharfe Klinge im nächsten Augenblick auf die eigene Brust gerichtet war.

„Wage es nur, mich anzurühren," rief er keuchend, „ich stoße zu und Ihr sollt mich nicht daran hindern."

Der Commerzienrath schrie vor Schrecken auf, während seine Gemahlin höhnisch auflachte.

„Seht, seht, die Früchte solcher Erziehung, ich sagte es Dir stets, Du wolltest nicht hören. Dieser Mensch, dieser Dieb war auf dem besten Wege, aus unserem Kinde einen Mörder zu machen."

„O Mutter! Mutter!" murmelte der Knabe, das Messer unbewußt an die Brust drückend, daß ein Blutstropfen hervorquoll.

„Braucht Gewalt, Ihr Memmen!" rief die unnatürliche Mutter.

„Nein, nein, keine Gewalt!" sprach Steinhöfer, todtenbleich näher wankend, „ich will zu meinem Kinde reden, das ein Fremder mir abwendig gemacht. Eginhard; — Allmächtiger Gott! — er hat sich verwundet! Seht, seht! ein Blutstropfen auf seiner Brust!"

Erschreckt beugte sich Hartmuth zu ihm herab und sah, daß es nur eine unbedeutende Verletzung war, welche der Knabe nicht einmal fühlte.

„Lassen Sie mich, wie ich vorhin bat, nur zwei Minuten allein mit ihm," sagte er rasch.

„Mein Kind blutet," murmelte der Commerzienrath, „o Eginhard! warum thust Du mir das?"

„Können Sie kein Blut sehen, Herr Commerzienrath?" fragte Hartmuth mit schneidender Schärfe, und Jener zuckte heftig zusammen.

„Laß mich mit ihm allein," befahl der Knabe jetzt mit trotziger Stimme, welche gegen sein früheres weiches Wesen merkwürdig abstach, diese Menschen sollen mich nicht anrühren. Nimm Dich in Acht, Papa! das Messer ist scharf. Ich will nicht leben ohne meinen Lehrer; führt ihr ihn in's Gefängniß, dann sterbe ich, — hier, — hier vor Euren Augen gebe ich mir den Tod!"

„Erfüllen Sie meine Bitte," wiederholte Hartmuth dringend.

„Nun gut," versetzte Steinhöfer nach kurzem Kampfe, „es mag geschehen. Nehmen Sie Ihre Sicherheitsmaßregeln, mein Herr!" wandte er sich zu dem Beamten und schritt hastig der Treppe zu.

Hartmuth lächelte verächtlich; von der Polizei gefolgt, begab er sich mit Eginhard nach seinem Zimmer. Jene postirten sich vor der Thür und draußen vor den Fenstern, um ein Entkommen zu verhindern. Der junge Mann dachte nicht an Flucht.

Hartmuth, welcher unterwegs [illegible] die Briefe und Papiere zu einem Packet geformt, gab dasselbe dem Knaben, welcher dieses rasch auf der Brust verbarg. Dann öffnete der junge Mann die Thür und überlieferte sich der Polizei, während Eginhard still und gehorsam in sein Schlafgemach zurückkehrte.

Die Mutter war nicht mehr sichtbar für ihr Kind, doch der Commerzienrath harrte Eginhards bleich und ungeduldig.

„Mein Sohn," begann er, „Du hast mich heute Abend sehr betrübt."

„O, still, Papa!" rief der Knabe heftig, „ich hab es ihm versprochen, gehorsam zu sein, sonst würde ich Dir sagen, wer der eigentliche Dieb des Geldes ist."

„Nun, da bin ich aber doch begierig," meinte der Vater unruhig, „es scheint mir, als habe der saubere Herr Lehrer Dich zum Lügner und Verleumder herangebildet. Darum also bestand er auch so dringend darauf, mit Dir allein zu sein."

„Nein, nein," rief Eginhard mit blitzenden Augen, „er hat mir stets gelehrt, die Wahrheit zu lieben. Aber ich weiß Alles, — Alles — warum Mama ihn fortschicken will und Du ihn jetzt zum Diebe machst."

„Thörichtes Kind!" rief der Commerzienrath und sein Gesicht wurde aschgrau, „sollte der Elende es gewagt haben, Deine Eltern in Deinen Augen herabzusetzen? Wehe ihm —"

Eginhard schüttelte energisch den schönen Lockenkopf, er war wie umgewandelt und hatte nur den einen Gedanken, den Einzigen, welchen er auf Erden liebte, zu befreien. Was kümmerten ihn die Eltern, hatte die Mutter jemals ein Herz für ihn gehabt?

Alles, was er liebt, war ihm durch sie geraubt worden, Hartmuth und die alte Großmutter. — Und der Vater? Er überschüttete ihn freilich mit Zärtlichkeiten, erfüllte seine leisesten Wünsche, — als der Knabe jedoch einst, es mochte ein Jahr her sein, aus seinem Munde vernommen, daß er in ihm nur den künftigen Erben seines Namens liebe, — deshalb so sorgsam sein Leben und seine Gesundheit behüte, so zog sich der nach wahrer Liebe dürstende Knabe still in sich selbst zurück, bis kurz darauf Hartmuth sein Lehrer und sein Freund wurde und sich des seinen Jahren weit vorangeeilten Knaben Neigung im höchsten Grade gewann.

„Du weißt es so gut als ich, daß Hartmuth kein Dieb ist, mich auch nichts Böses und Unrechtes gelehrt hat," sprach er langsam, „und wenn er morgen nicht zu mir zurückkehrt, dann werde ich's der Polizei sagen, wer der eigentliche Dieb ist. Gute Nacht, Papa!"

Der Commerzienrath stand wie versteinert. War das der weiche, furchtsame Eginhard von ehedem? — Welcher Geist war in den Knaben gefahren?

Er wollte mit dem Kinde scherzen, es gelang nicht, das Wort erstarb ihm auf der Lippe: er wollte zürnen, Gehorsam und Unterwerfung fordern, ihm fehlte der Muth dazu, der reiche, stolze Mann bebte vor einem Kinde.

Als die großen Augen desselben ihn so ernst und vorwurfsvoll anschauten, schlug ihm das Gewissen — das war der Fluch einer Todsünde!

Er seufzte tief auf und verließ das Zimmer.

Eginhard stand unbeweglich vor seinem Bette und horchte den sich entfernenden Schritten des Vaters.

Als sie verhallt waren, stand er in zwei Sätzen bei der Thür, um sie zu verriegeln, und leuchtete überall umher, um sich zu überzeugen, daß auch keine fremde Seele sich in sein Geheimniß zu drängen vermöge.

Sein Bücherschrank, wo er das Packet, ohne es auch nur anzusehen, verbarg, dünkte

ihm jetzt das größte Heiligthum zu sein, — er hätte den Schlüssel in der That mit seinem Leben vertheidigt.

5. Kapitel.

Es war aus Morgen und Abend wiederum ein Tag, doch kein Hartmuth ließ sich sehen. Der Commerzienrath war früh am nächsten Morgen verreist, bevor Eginhard aufgestanden. Der Diener händigte ihm ein versiegeltes Papier ein; „Gedulde Dich einige Tage, mein Sohn, bis ich zurückgekehrt bin, — dann sollst Du zufrieden sein."

So waren acht Tage verflossen, der Vater war immer noch nicht da, — Eginhard verzehrte sich in qualvoller Ungeduld. Da empfing er einen Brief von ihm durch die Post mit der freudigen Anzeige, sogleich abzureisen und zu ihm zu eilen; Hartmuth erwarte ihn. Er sei frei, könne aber nicht zu ihm zurückkehren.

„Das werden wir sehen!" murmelte er und reiste in Begleitung eines Dieners mit Extrapost fort. Die Mutter zeigte eine außerordentliche Fürsorge, welche den klugen Knaben hätte stutzig machen müssen. Doch war er zu sehr von dem Gedanken an den geliebten Freund erfüllt, auch zu arglos, um solche Betrachtungen anzustellen.

Die Reise währte länger, als er geglaubt; es wurde Nacht, als sie endlich vor einem kleinen, einfachen, ländlichen Gebäude hielten. Sie befanden sich in einem Gebirgsdorfe.

Das Pfarrhaus nahm den Knaben auf, er war überlistet und gefangen, wie sein Freund.

Als der Vater in dem eigenen Sohne einen gefährlichen Feind erkannt, verstummte die Liebe, — er mußte sich vor ihm schützen, ihn für's Erste unschädlich machen.

Der Pfarrer Schönlein, ein sehr gelehrter aber auch weltkluger Mann, war fortan sein Erzieher und, wenn Eginhard es wünschte und wollte, auch sein Freund.

Der Pfarrer sollte die schlimmen Grundsätze des früheren Lehrers in seinem Schüler durch Frömmigkeit und strenge Zucht zu tilgen uchen; das war die ihm vom Vater gewordene Aufgabe, und Pfarrer Schönlein war just der rechte Mann dazu.

Durch Eginhard's junge Brust zog es wie ein Eishauch, welcher alle Blüthen der Liebe und des Vertrauens im Keime zu ersticken drohte.

Verrathen wie sein Freund — verrathen vom eigenen Vater, der ihn mit heuchlerischer Freundlichkeit in diese Falle gelockt.

Der arme Knabe konnte nicht weinen, er war auch zu stolz, dem Pfarrer sein Herz zu zeigen. Als er jedoch sein kleines Zimmer betrat, da brach er hoffnungslos zusammen und weinte bitterlich.

Und sein Geheimniß im Bücherschrank! — Er packte den kleinen Schlüssel, welchen er an einer Schnur auf der Brust trug, mit krampfhafter Hand, und schlief endlich unter Thränen ein.

Drei Monate waren vergangen, es war Sommer.

Eginhard wurde wie ein Gefangener gehalten, — er hatte überall Bewachung, keinen einzigen Augenblick, der ihm selber gehörte, — er haßte Alles, die Natur und seine Peiniger, er mochte kein Buch mehr ansehen und verfiel in ein dumpfes Hinbrüten, welches endlich zu einer schweren Krankheit führen mußte.

Da fiel ihm eines Tages ein Zeitungsblatt in die Hände, er wollte es gleichgültig auf die Seite werfen, als sein Auge wie gebannt auf einem Namen haftete.

Mit fieberhafter Aufregung las er folgenden Satz: „In der gestrigen Nacht brach auf eine bis jetzt noch nicht aufgeklärte Weise in dem hiesigen Gefängniß Feuer aus. Einigen Gefangenen ist es gelungen, zu entkommen, unter ihnen der frühere Hauslehrer des Herrn Commerzienrath Steinhöfer, Namens Hartmuth, welcher sich noch immer als des bekannten Diebstahls verdächtig in Untersuchungshaft befand. Diese Flucht spricht für seine Schuld, obgleich man ihn bislang noch nicht des Geringsten hat überführen können, da keine Spur von dem gestohlenen Geld entdeckt ist. Man spricht sogar davon, daß Hartmuth auch jetzt als Brandstifter steckbrieflich verfolgt wird.

Eginhard blickte rasch nach dem Datum der Zeitung, sie war bereits 14 Tage alt.

Mit auffälliger Hast fragte er nach der neuen Blättern und zog sich mit ihnen auf sein Zimmer zurück.

Wie seine Augen die Spalten durchflogen! zum ersten Male seit seiner Ankunft fühlte er wieder Interesse für die Welt, schlug sein Herz höher in der Brust.

„Oh, Gott sei gelobt!" flüsterte er leise und athmete tief auf.

Hier stand in der neuesten Zeitung: „Der als Dieb und Brandstifter steckbrieflich verfolgte Hartmuth scheint glücklich entkommen zu sein, während die Uebrigen sämmtlich wieder eingefangen sind.

Nach ihren übereinstimmenden Aussagen muß Hartmuth das Feuer zum Zweck einer Flucht angelegt haben, obgleich das „Wie" unerklärlich bleibt, da er, wenn auch fesselos, doch wie die anderen Gefangenen gehalten wurde. Es scheint, man hat es hier mit einem äußerst gefährlichen Verbrecher zu thun; — die Polizei ist seit 14 Tagen in angestrengter Thätigkeit. Vielleicht darf sich Amerika auf diesen Gauner gefaßt machen. Glücklicher Welttheil!"

Eginhard lächelte bitter, als er den Satz ganz zu Ende gelesen hatte. Sein Herz wollte sich umwenden in der Brust bei diesen Worten, welche so furchtbar den Beweis wieder führten, daß der Schein stets zu allen Zeiten die Welt regiert.

Welches Urtheil über einen Mann, den nur die höllische Bosheit zum Verbrecher gestempelt, der das gerade Gegentheil von dem war, was hier so frech von ihm behauptet, wurde. Wie brannte es ihm auf dem Herzen, diesen Zeitungsschreiber zum Widerruf zu zwingen!

Der arme Knabe ahnte nicht, daß jene Worte von seinem eigenen Vater dictirt und reich bezahlt worden waren. In solchen Dingen knickerte der Herr Commerzienrath nicht.

Eginhard konnte die Möglichkeit nicht begreifen, daß es Jemand ungestraft wagen durfte, solchen Schimpf öffentlich auf einen Mann zu häufen, welcher noch durch keinen Rechtsspruch verurtheilt worden war. Er kannte den Fluch des Gefängnisses nicht, der sich schon in der Untersuchungshaft auch dem Unschuldigen aufbürdet.

Die eine Genugthuung, daß sein Freund glücklich entkommen sei, regte alle seine Lebensgeister auf's Neue an. Amerika! wie dieses Wort in ihm, eine neue Welt eröffnete, — neue Hoffnungen, neue Pläne, er vergaß, daß er der einzige Erbe großer Reichthümer dereinst werden sollte, und lebte nur in dem Gedanken, — aus diesem Gefängnisse ebenfalls zu entkommen und zu dem Freunde zu entfliehen.

Etwas wirklich Gutes hatten diese Träume für ihn, sie führten ihn zum Lernen zurück, er warf sich mit einem wahren Heißhunger auf die praktischen Wissenschaften, weil er dieses häufig von Hartmuth als etwas Unerläßliches hatte nennen hören.

Träume weiter, armer Knabe! Du wüthest umsonst gegen Deinen goldenen Käfig; — während Du von Freiheit träumst, schwimmt der Freund schon auf dem Ocean!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Topographisches. Eine Zeitungsredaction in Napoleon (Arkansas) sagt: „Wo vor zwei Wochen unser Bur au war, strömt jetzt der Mississippi dahin. Aus Achtung für den „Vater der Gewässer" zogen wir aus."

Eine hochbejahrte Bauersfrau trat gerade vor Friedrich II., als er bei einer Revüe Pferde wechselte. „Mütterchen, was wollt Ihr? fragte der Monarch leutselig. — „Nur Ihr Angesicht sehen und weiter nicht." Friedrich nahm einige Friedrichsd'or aus der Tasche und gab sie der Alten mit den Worten: „Liebe Mutter! seht hier auf diesen Dingen stehe ich weit besser, und hier könnt Ihr mich ansehen, so lange Ihr wollt; — ich habe jetzt nicht Zeit, mich länger ansehen zu lassen."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 129. Dienstag, den 31. October *1871.*

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Hartmuth war wirklich glücklich entkommen; daß er an der Brandstiftung im Gefängniß, wenn eine solche wirklich vorlag, ebenso unschuldig war, wie an dem Diebstahl, braucht nicht näher erörtert zu werden; daß er jedoch seine Freisprechung nicht erst abwarten wollte, sondern die Freiheit vorzog, obgleich diese ihm unter den obwaltenden Umständen für die Zukunft nicht viel nützen konnte, erscheint bei seiner völligen Unschuld unerklärlich. Und doch war's bei dem Gange der Untersuchung ihm nicht zu verargen, es war ihm in dieser monatelangen Haft zu deutlich, zu klar geworden, daß dem Reichthum gegenüber zuweilen die sonnenhellste Unschuld bis zur Unkenntlichkeit geschwärzt werden kann, und daß eine geheime Macht Verdacht auf Verdacht gegen ihn bergehoch aufzuthürmen sich rastlos mühte.

Die Aussage des alten Comptoirdieners von dem kurzen Anschlagen und Knurren des Hundes an jenem Abend, wie bei einem Bekannten, welches ihn zu der sichern Annahme geführt, daß es Hartmuth gewesen, welcher von seinem Spaziergange zurückgekehrt sei, fiel ganz besonders erschwerend gegen ihn in die Wagschale, wozu sich alsdann noch besonders gravirend sein spätes Nachhausekommen und die geheime Zwiesprache mit dem kleinen Eginhard gesellte.

Der Pfarrer Schönlein hatte den letzteren mit Güte und Drohung über diesen Punkt zum Reden zu bringen versucht. Eginhard schwieg beharrlich und erklärte zuletzt mit einer Stimme, welche wie Hohn klang: „Mein theurer Lehrer schärfte mir noch einmal das vierte Gebot ein!"

Hartmuth mußte wohl endlich einsehen, daß man die Untersuchung geflissentlich in die Länge zog und ihn schließlich auf Verdacht verurtheilen würde; — war er doch fest überzeugt, daß der ganze Diebstahl nur in Scene gesetzt worden war, um ihn als gemeinen Verbrecher gänzlich unschädlich zu machen.

Wer mochte es ihm unter solchen Umständen verdenken, daß er die erste beste Gelegenheit zur Flucht ergriff, eine Gelegenheit, welche ihn leider noch obendrein zum Brandstifter stempeln sollte?

Es war an einem dunkeln Abend in den ersten Tagen des Septembers, als Hartmuth bei der Wittwe des Freundes eintrat.

Unumwunden erzählte er ihr die Geschichte seiner Leiden. Sie hörte ruhig zu; was konnte sie bei allem, was sie durchlebt und erfahren, noch überraschen und erschüttern?

„Wohin gedenken Sie zu fliehen, mein Freund?" fragte sie, als er geendet.

„Nach Amerika!"

„Es ist das einzige Asyl für Sie; — ich werde Sie verbergen, bis sich die Gelegenheit zum Fortkommen für Sie findet. Ich kenne die Frau eines Schiffkapitäns, welche ihren Mann in diesen Tagen von einer längeren Reise zurückerwartet; die Frau ist mir

zum Dank verpflichtet, bei ihr werde ich für ihr Fortkommen sorgen."

Und hiermit war die Sache abgemacht, sie galt von beiden Seiten für so selbstverständlich, daß kein weiteres Wort darüber geredet wurde.

Kapitän Brandt war angekommen, er war ein derber, redlicher Seemann, frei und offen wie das Meer, auf dem seine eigentliche Heimath war. Er blieb nur noch acht Tage daheim, dann mußte er wieder fort, um sogleich eine Reise nach den Vereinigten Staaten anzutreten.

Er sah Hartmuth und gewann ihn auf der Stelle lieb. Einen unschuldig Verfolgten fortzulootsen, das war sein rechtes Fahrwasser; wehe, wer ihm dabei störend oder hindernd in den Weg getreten wäre. Glücklich kamen sie nach der Seestadt und wandten bald auf blauen Wogen der Heimath den Rücken.

„Jetzt erst sind wir ganz verlassen, arme Kinder!"

So seufzte die Wittwe des Ermordeten und verbarg die Thräne vor dem forschenden Blick des Knaben.

Ferdinand aber sprach entschlossen: „Wenn ich größer bin, dann gehe ich zum Onkel Hartmuth nach Amerika!"

Die Polizei suchte noch immer rastlos nach dem Entflohenen, das Geld des Commerzienraths spornte ihre Thätigkeit. Umsonst — ihre sonst so vortreffliche Spürnase hatte dieses Mal stets die falsche Witterung.

„Es ist gut," tröstete sich der reiche Fabrikherr, „als Dieb und Brandstifter darf er sich hier niemals wieder sehen lassen; wer würde dem Verbrecher auch glauben? Ich stehe über jedem Verdachte, und jene alte Frau? Pah, sie wird auch endlich wieder sterben und nicht zum zweiten Male erwachen.

6. Kapitel.

Die guten und die schlimmen Tage, alle rauschen sie vorüber, selbst das unermeßliche Unglück der Menschheit kann ihren Lauf nicht aufhalten.

Vier Jahre waren verflossen — die mysteriöse Geschichte jenes Diebstahls war vergessen, wie auch der angebliche Selbstmord am Sarge der Auferstandenen.

Eginhard war bei seinen Träumereien und den angestrengtesten Arbeiten bald erkrankt — des Pfarrers Einfluß hatte bei diesem seltsamen Charakter nichts ausrichten können, er war zu gereift durch die Erfahrungen jener Zeit, deren Geheimnisse ihm wie ein Alp auf der Seele lagen.

Er hatte Alles: Achtung, Liebe und Vertrauen zu den Eltern verloren und fürchtete sich vor ihrer Nähe.

Jetzt befand er sich wieder daheim — der eine Arzt befürchtete ein schleichendes Fieber und verordnete Ruhe; ein zweiter hoffte von der Zerstreuung einer größeren Reise völlige Genesung.

Der Commerzienrath war in Verzweiflung, was nützten ihm die aufgehäuften Schätze, um derentwillen er sogar zum Mörder geworden, wenn nun der einzige Erbe einem wahrscheinlichen frühen Grabe zuwelkte?

Eginhard lächelte traurig, ihm war diese Aussicht die einzige Hoffnung auf Erlösung.

Wußte der Knabe mehr als der Vater ahnte? Kannte er die furchtbare Blutschuld desselben?

Wir wollen diese Frage noch ruhen lassen, jedenfalls wußte er genug, um ihn grenzenlos elend und unglücklich zu machen.

Er war jetzt 16 Jahre alt und vor wenigen Wochen confirmirt worden.

Wieder war des Vaters Geburtstag im Mai, doch war der Tag diesmal kein sonniger, sondern rauh und kalt; mit welchen Gefühlen vermochte der Sohn ihm seine Glückwünsche darzubringen, wo furchtbare Erinnerungen sich unerbittlich zwischen sie drängten.

Eginhard hatte bei seiner Heimkehr den Bücherschrank unversehrt vorgefunden. — Das Packet des Freundes lag unangetastet in seinem Versteck.

Noch niemals hatte er es gewagt, dasselbe zu berühren, es dünkte ihm ein heiliges Vermächtniß, worauf seine Augen nicht weilen durften.

Heute an dem vierten Jahrestag jener Schreckensstunde, stand er wieder vor dem Schranke, mit düsterer Wehmuth vor sich hinstarrend. Er hatte den Vater wie gewöhnlich zum Geburtstage beglückwünscht.

Der Commerzienrath war in diesen vier Jahren auffällig gealtert, das sonst so glatte Gesicht hatte tiefe Einschnitte bekommen, die gerade, vornehme Haltung war nachlässiger, gebeugter geworden.

Er war im Geschäfte thätiger, ruheloser als jemals und verkehrte wenig mit seiner stolzen Gemahlin, welche der Lebenslust über Gebühr huldigte.

So ging jedes Glied dieser Familie seinen eigenen Weg. — Vater — Mutter — Sohn!

Die Nemesis schien das Haus mit düsteren Schwingen zu umkreisen.

Als der Sohn ihn so kalt und ceremoniell beglückwünschte, seufzte er tief auf und hielt die dargebotene Hand lange in der seinen fest.

„Du bist noch immer krank, mein Sohn!" sagte er betrübt, „o sprich, hast Du irgend einen Wunsch, den ich erfüllen könnte, um Dich einmal heiter zu sehen!"

Eginhard blickte ihn fest an.

„Ich habe einen Wunsch, Vater!"

„Nenne ihn mir und er ist erfüllt."

„Laß mich wie früher wieder zu der lieben Großmutter gehen."

Der Commerzienrath erbleichte sichtlich und senkte das Haupt.

„Die Großmutter will keinen Menschen sehen," versetzte er mit sichtlicher Anstrengung, „sie bekommt Krampf-Anfälle, wenn man es versucht, sich ihr zu nahen. Seit ihrer Auferweckung hat sich dieses Leiden sehr verschlimmert, sie verschmäht selbst ärztliche Hülfe."

„Dann habe ich keinen anderen Wunsch," sprach Eginhard und verließ das Zimmer.

Ihm war in des Vaters Nähe, als müsse die Decke sich auf ihn herabsenken.

„Sollte er etwas ahnen oder gar wissen?" fragte sich der Commerzienrath. Wie oft hatte er sich diese Frage schon vorgelegt und vor der Antwort gezittert.

Eginhard öffnete den Schrank und nahm mit entschlossener Hand das Packet heraus. Hatte Hartmuth nicht damals gesagt, es käme von der Großmutter? War ihm nicht dadurch ein Recht auf dasselbe zuerkannt? Er, der einzige Enkel dieser Frau?

Ein Zeitungspapier war darum geschlagen, man sah, wie solches in Eile geschehen.

„Ich will Licht haben," murmelte er, „mag der Inhalt mich auch zerschmettern, — ein Fluch ruht auf unserm Hause, ein Bann, den ich vielleicht zu lösen vermag."

Noch zögerte er, eine geheimnißvolle Scheu hielt ihn von dem anvertrauten Gut zurück.

Da meldete der Diener den Besuch eines fremden Mannes, welcher mit Eginhard allein zu reden wünschte; er überreichte zugleich die Karte desselben.

„Kapitän Brandt?" sprach er kopfschüttelnd, „ein mir völlig fremder Mann. Doch gleichviel, laß ihn eintreten."

Der Diener entfernte sich, nach wenigen Minuten trat der Fremde in's Zimmer, ein derber Seemann, in der kleidsamen Tracht eines Schiffkapitäns.

„Ah, Sie sind Seemann?" rief Eginhard überrascht, während eine unbestimmte Ahnung sein Herz höher klopfen machte. „Was führt Sie zu mir? Was bringen Sie mir, Herr Kapitän?"

„Ich habe mit Ihnen Wichtiges zu reden, junger Herr!" versetzte dieser leise, „sind wir völlig allein und unbehorcht?"

Eginhard öffnete die Zimmerthür und blickte hinaus, dann schob er einen Riegel von innen vor.

„Wir sind hier völlig ungestört," sprach er in sichtlicher Aufregung.

„Ihr Freund sendet mich zu Ihnen, Herr Eginhard!" fuhr Kapitän Brand noch leiser fort.

Der junge Mann unterdrückte einen Schrei der Freude, er zog den Kapitän mit sich fort an's Fenster, wo zwei weiche Lehnstühle standen und schob ihm den einen hin.

„So, jetzt erzählen Sie — sagen Sie mir Alles, was Sie von dem Theuren wissen."

„Zuerst sendet er ihnen dieses Schreiben und dann —"

Eginhard zitterte vor Freude, er barg den geschätzten Brief auf seiner Brust und setzte sich dem Kapitän gegenüber.

„Es geht Ihrem Freunde wohl," begann dieser leise, „schwere Tage liegen hinter ihm,

von welchen er Ihnen selber dereinst, wenn Gott es zuläßt, ausführlich erzählen wird. Er bittet Sie, den Brief, sobald Sie ihn gelesen, zu verbrennen, ich selber soll Zeuge davon sein."

Eginhard neigte zustimmend den Kopf, und zog den Brief wieder hervor. Wie zitterte seine Hand, als er ihn erbrach.

Hartmuth schrieb:

„Mein theuerster Eginhard!

Erlaube, daß der Freund Dich noch nach vier Jahren mit dem vertraulichen Du begrüßt. Wenn Du diese Zeilen durch Kapitän Brandt, meinen edlen Freund und Retter erhälst, bist Du 16 Jahre alt und wahrscheinlich schon confirmirt. Wie Du geworden, weiß ich, der Saame, den ich in Dein weiches, für alles Gute und Edle so empfängliche Herz gestreut, ist aufgegangen, um dereinst herrliche Früchte der Menschenliebe zu tragen. Mein Eginhard wird sich selber treu bleiben und den Grundsätzen, welche allein zum wahren Glücke führen. Du wirst fortfahren zu lernen, um den Reichthum, welchen Gott Dir früher oder später bescheeren wird, nach seinem Willen anzuwenden, halte stets den Glauben fest, daß Du nicht der Besitzer, sondern nur der Verwalter dieses Reichthums sein wirst, der Dir gegeben ist zum Heile Deiner ärmeren Mitbrüder. Dann wird er zum Segen in Deiner Hand, während er sich im anderen Falle zum Fluch umwandelt. — Du wirst die große Fabrik Deines Vaters übernehmen, hier findest Du den rechten Wirkungskreis, um den Mammon, welchen Dein Vater zu egoistischen Zwecken zusammengerafft, dem Wohle der Menschheit zu weihen; — dann, mein Sohn! hat Dein Leben ein heiliges Endziel gefunden, und wenn ich heimkehre, wirst Du sühnen, was dieser Mammon verbrochen hat, Du wirst den Teufel des Goldes in einen Engel umwandeln. Ich setze als ganz sicher voraus, daß Du das Dir anvertraute Päckchen noch besitzest. Wenn ich bis zu Deinem einundzwanzigsten Jahre, wo Du mündig sein wirst, nicht zurückgekehrt bin, dann öffne das Packet und handle als Mann. Bis dahin wirst Du es als mein Eigenthum heilig halten. Grabe diese Worte in Dein Herz und verbrenne den Brief. Kein Mensch darf davon erfahren; wenn ich wiederkehre, werde ich meinen Feind zur Wiederherstellung meiner gebrandmarkten Ehre zwingen, bis zu diesem Zeitpunkte küßt und umarmt Dich im Geiste Dein

Hartmuth."

Bleich, doch mit blitzenden Augen hatte Eginhard diese Zeilen überflogen, dann las er sie wieder durch und küßte sie mit überströmenden Augen, als müsse er sich von dem Liebsten trennen und warf sie dann entschlossen in den Kamin, wo ein helles behagliches Feuer loderte. Die Flammen zischten auf, sie hatten den Brief verzehrt.

Eginhard reichte dem Kapitän die Hand und sprach: „Ich würde Ihnen ein schriftliches Wort für den Freund mitgeben, müßte ich nicht von allen Seiten Verrath befürchten. So sagen Sie ihm, wenn Sie ihn, wie ich hoffe, wiedersehen, daß ich Ihnen die Hand zum Schwure und Unterpfande gereicht, seine Mahnung in allen Punkten zu erfüllen. Ich werde lernen und streben, um das hohe Ziel zu erreichen, welches er mir gesteckt. Sagen Sie ihm, daß keine Hand das anvertraute Gut noch berührt, und ich es heilig halten würde, wie bisher, bis zu dem Zeitpunkte, den er mir gesetzt. Sie sind sein Freund und Retter, Herr Kapitän! o, seien Sie auch mein Freund, — auf daß ich Ihnen danken kann für seine Rettung."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein chinesisches Sprüchwort.

Vier Dinge verlangen wir von den Frauen: es throne die Tugend in ihrem Herzen, Bescheidenheit spiegle sich in ihrem Auge, Süßigkeit fließe von ihren Lippen und Geschäftigkeit bewege ihre Hände.

„Jetzt erst beginne ich meinen Louis zu lieben!" rief Eugenie, und reiste gleich nach Spanien.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 130. Donnerstag, den 2. November *1871.*

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

„Diese Zeit der Dankbarkeit kommt auch für Sie, junger Herr!" sprach der Kapitän ernst, folgen Sie Ihrem Freunde, er ist ein wahrhaft edler Mann, und kann meine Freundschaft Ihnen nützen, hier meine Hand, — Kapitän Brandt ist kein schlechter Kerl!"

Eginhard drückte sie innig, diese harte, braune Hand, und händigte ihm dann sein Bild für Hartmuth ein.

Als er draußen leise Tritte auf dem Corridor hörte, schob er rasch und geräuschlos den Riegel zurück, um keinen Verdacht zu erwecken, erschrack aber doch ein wenig, als die Thüre sich rasch öffnete und sein Großvater, der Doctor Wolff, eintrat.

Dieser warf einen blitzartigen Blick auf den Seemann, den er kurz und vornehm grüßte, und sagte: „Die Eltern speisen heute bei mir, Du wirst doch mitkommen, lieber Eginhard?"

„Thut mir leid, Großpapa!" versetzte der junge Mann ruhig, „ich werde diesen Herrn, den ich Dir als den Kapitän Brandt vorstelle, ein wenig in der Stadt und später in der Fabrik umherführen. Da weiß ich denn nicht, wann ich zurückkehre, und Ihr liebt alle eine präcise Tafel."

Eginhard versuchte zu lächeln, es gelang ihm aber schlecht; er warf dem Kapitän, welcher große Lust bezeigte dagegen zu protestiren, einen bittenden Blick zu, und holte ohne Umstände seinen Hut und Paletot, um sich zum Ausgehen zu rüsten.

Der Großvater war freilich schon seit Jahren nicht viel Freundlichkeit von seinem Enkel gewohnt, er wußte, daß er ihn schonen mußte, um ihn nicht zu Extravaganzen zu reizen, und verließ auch jetzt, freundlich grüßend, das Zimmer.

„Sie sind sehr gütig, Herr Steinhöfer," begann Kapitän Brandt etwas verlegen, „indessen thut es mir leid, von Ihrer Güte keinen Gebrauch machen zu können — meine Zeit ist so gemessen."

„Ich begleite Sie in Ihr Hotel oder auf den Bahnhof, wohin Sie gehen, mein lieber Freund!" fiel Eginhard rasch ein, „verzeihen Sie, daß ich Sie zum Vorwande meiner Ablehnung nahm —"

„Es war Ihr Großvater, junger Herr!" In dem Tone des Seemann's lag ein leiser Vorwurf.

„Sie kennen ihn nicht, diesen Großvater!" sprach er leise, „ich kann nicht mit ihm in einem Raume athmen. O Gott! schütze mich vor Wahnsinn!"

Kapitän Brandt reichte ihm die Hand und sprach ernst: „Auch Ihre Zeit kommt, Herr Eginhard! Gott läßt sich nicht spotten und weiß den wirklichen Verbrecher zu finden."

Schweigend verließen Beide das Haus und schlugen den Weg nach dem Bahnhof ein.

Vor dem Fenster stand der Commerzienrath mit seinem Schwiegervater.

Doctor Wolff klingelte.

„Was wollen Sie beginnen, Vater?"

„Lassen Sie mich nur, lieber Steinhöfer. wir dürfen diesen Kapitän Brandt nicht aus den Augen verlieren, er ist uns höchst wahrscheinlich gefährlich."

Der Commerzienrath seufzte und schritt dann finster auf und nieder.

Ein Diener erschien.

„Gehe in das Comptoir und bitte Herrn Frank, sich sogleich hierher zu bemühen," befahl der Notar.

Schon nach wenigen Minuten trat der Procurist in's Zimmer.

„Sahen Sie den jungen Herrn mit einem Seemann fortgehen, lieber Frank?"

„Vor wenigen Minuten verließen Beide das Haus, Herr Notar!" versetzte der Procurist, „ich sah sie noch eben in die Schloßstraße einbiegen."

„Wollen Sie uns einen Gefallen erzeigen?"

„Mit Vergnügen, Herr Notar!"

„Dann folgen Sie den beiden Spaziergängern so rasch als möglich; gehen Sie nach dem Bahnhofe, reisen Sie mit ab, Sie dürfen diesen Seemann nicht aus den Augen verlieren, — wir müssen nothwendig erfahren, woher er stammt und was er hier zu suchen hatte."

Frank verbeugte sich lächelnd und verschwand.

Der Commerzienrath blickte düster aus dem Fenster und fuhr sich wiederholt mit dem Taschentuch über die Stirn. — „Ich weiß nicht, was mir fehlt," sprach er langsam, „Alles im Leben, jeder Genuß widert mich an."

„Sie sind blasirt, Herr Sohn!" lachte der Notar mit cynischem Spott, „zerstreuen Sie sich, der Frühling rückt in's Land, — machen Sie eine größere Reise, nach Frankreich, Italien oder England, wie Sie wollen. Nehmen Sie unseren Hamlet mit —"

„Hamlet!" wiederholte Steinhöfer mit sichtlichem Entsetzen, „wie kommen Sie eigentlich zu diesem abscheulichen Vergleich, Vater?"

„Nun, ist Eginhard nicht ein solcher wunderlicher Träumer und Phrasenmacher? Es ist in der That Zeit, etwas Praxis in ihn hineinzubringen, bringen Sie ihn selber nach England, — Sie haben dort Verbindungen genug, mag er zwei Jahre dort bleiben, es wird ihm gut thun und seinen praktischen Blick schärfen."

„Der ist leider schon scharf genug," sprach Steinhöfer bitter, „nehmen wir uns in Acht vor ihm, Herr Vater! Ich warnte Sie schon einmal, — Sie haben mich damals verlacht, — Eginhard weiß mehr von der Affaire Hartmuths als gut thut."

„Und wenn auch, lieber Steinhöfer," versetzte Wolff gleichmüthig. „Diese Wahrnehmung, so unangenehm sie für uns sein kann, darf uns durchaus nicht irritiren. Er wird klug genug sein, den eigenen Namen nicht zu brandmarken."

„Deßhalb ist es auch nothwendig, ihn sobald als möglich in eine geregelte Thätigkeit zu bringen, Arbeit ist die beste Medicin gegen solche Träumereien. England ist die Werkstatt für den künftigen Fabrikherrn. Die große Welt mit ihren Genüssen wird das Uebrige thun, ihn zu heilen. Mein Gott! er ist ja doch auch nur ein Mensch, wenn auch ein höchst wunderlicher; es ist schon mancher Socrates bekehrt worden. Nur dürfen Sie beileibe nicht mit dem Gelde knickern."

„Er soll Geld im Ueberfluß haben," sagte der Commerzienrath mit dem früheren Anflug von Hochmuth, „soll an Glanz es einem englischen Pair gleichthun. Aber ich fürchte, daß wir bei meinem Sohn mit unseren Plänen Bankerott machen," setzte er seufzend hinzu, „die alten Vorurtheile, welche jener unselige Mensch ihm buchstäblich eingeimpft, sind durch nichts zu tilgen. Ach, mein Kind liebt mich nicht mehr, wie mich dies schmerzt!"

Der Notar schob die goldene Brille zurecht und schaute seinen Schwiegersohn prüfend an.

„Sie werden alt, lieber Sohn! oder sind ernstlich krank," sagte er kopfschüttelnd, „ziehen Sie Ihren Arzt zu Rathe, noch besser wäre eine längere Reise für Sie wie für Eginhard!"

Der Commerzienrath wollte etwas erwidern doch seufzte er nur und nickte schweigend.

„Seit vier Jahren war mein Geburtstag immer so öde, so traurig."

„Sie essen mit Amalien bei mir, lieber Sohn!"

„Und Eginhard?"

„Ja, der hatte seinen geheimnißvollen Besuch. Nun, Sie kommen doch mit Ihrer Frau? Ich habe ganz famosen Lachs, Ihr Lieblingsessen."

„Ja, ja, ich komme, adieu, lieber Notar!"

Er eilte rasch in sein Cabinet und verriegelte die Thür sorgfältig hinter sich.

„Was ist das?" murmelte Wolff, ihm erstaunt nachblickend, „rappelt's bei meinem Herrn Schwiegersohn?"

„Adieu, lieber Notar! — — Das ist neu und originell, es ist in der That nicht richtig im Oberstübchen mit ihm! — lieber Notar! ei! ei! —"

Er verließ langsam das Zimmer und begab sich zu seiner Tochter, um sich mit ihr über den Zustand des Gemahls zu berrathen.

„Ich glaube selber, Du hast Recht mit Deiner Vermuthnng, Vater!" sagte die Commerzienräthin leicht hin, „mein Mann kommt mir schon seit längerer Zeit sonderbar vor, er ist ein Schwachkopf, ich glaube fast, er leidet am Gewissen."

„Gewissen!" lachte der Notar, „wie sollte der Commerzienrath zu einem solchen wunderlichen Dinge kommen? Freilich, als ich vorhin den Eginhard einen Halmet nannte, wurde er förmlich entsetzt. Es wäre aber doch absurd!"

„Hamlet! — ja, das ist der rechte Name für diesen Moralisten, — wie mir dieser Narr zuwider ist."

„Er ist aus der Art geschlagen," sprach der Notar, seine Tochter nachdenkend anblickend; „höre Kind! wenn Dein Mann plötzlich stürbe, sähe es schlimm für Dich aus."

„Ich verstehe Dich nicht, Vater!"

„Nun, dann wäre Hamlet der rechtmäßige Erbe, Du würdest eben genug bekommen; um nicht zu verhungern. Denke Dir Deinen Sohn als Herrn der Fabrik," fuhr er leiser fort, „und dann stelle Dir weiter vor, daß er durch jenen Hartmuth Kenntniß von dem Vorhandensein noch anderer rechtmäßiger Erben hätte, woran ich im Grunde durchaus nicht weifle —"

„Du glaubst, Eginhard wisse von dem Dasein eines zweiten Sohnes! wohl am Ende gar von jener Nacht im Landhause?" fragte die Dame erbleichend.

„Ich bin sogar davon überzeugt, mein Kind!" erwiderte Wolff kaltblütig; „ja, er weiß noch mehr, der gute träumerische Hamlet, — er kennt z. B. sogar den eigentlichen Dieb, für welchen jener Hartmuth büßen sollte. Jetzt fehlte nur noch —"

Er brach kurz ab und verschluckte den Schlußsatz in einem Hustenanfall.

„Der Knabe fängt in der That an, uns fürchterlich zu werden," flüsterte die Commerzienräthin, den Vater bedeutungsvoll anblickend, „er ist mein Sohn nicht mehr, sobald er es wagt, meine Existenz ernstlich zu bedrohen. Ich habe überhaupt die sogenannte Affenliebe einer Mutter nie begreifen können, sie ist nur untergeordneten Naturen, sclavischen Seelen eigen, weshalb man sie im ausgeprägtesten in der Thierwelt und beim Volke findet. Je höher der Mensch in der Gesellschaft steht, desto freier macht er sich von solcher Narrheit, — wer bezahlt mir das Opfer solcher thörichten Liebe?"

„Daran erkenne ich meine Tochter," lächelte der Notar, sich vergnügt die Hände reibend, — „laß uns einmal die Sache recht nüchtern, ohne die gefärbte Brille der sogenannten Familienbande betrachten. Du hast diesen Steinhöfer geheirathet, weil er hinreichend Geld besaß, um Dir ein genußreiches Leben zu gestatten; weitere Banden knüpften Euch nicht."

„Nein," sprach sie mit einem energischen Kopfschütteln, „die Heirath hat ihren Zweck soweit erfüllt, der Mann ist mir Nebensache."

„Gut, die meisten Ehen werden in diesem Himmel geschlossen," fuhr der Notar cynisch lächelnd fort, „es war nicht anders zwischen mir und Deiner Mutter; Herz und Sinne finden anderswo ihre Rechnung, man muß darin liberal sein, soweit der Anstand gewahrt wird. Ich fürchte, meine Tochter, daß Du diesen nothwendigen Satz zuweilen vergissest, und Dein Hamlet auch darin seine Sehergabe bewährt."

„Du bist heute unausstehlich weitschweifig,"

rief die Dame mit verbissenem Groll, „laß Deine Andeutungen und geh' auf die Sache los."

„Nun wohl, ich glaube doch immerhin das Muttergefühl schonen zu müssen, meine Tochter! Da Du also von Allem, was die Civilisation zum Heiligthum gestempelt, Dich emancipirt hast, so wollen wir geschäftlich reden. Der Commerzienrath ist im Grunde kein Charakter, obschon er schon als Knabe sich als ein tüchtiger Nachahmer bewährte. Du weißt, daß ich ihn von zartester Kindheit schon gekannt, so zu sagen nach des Vaters Tode sein Vormund wurde. Der jüngste Sohn, nach dieser Katastrophe erst geboren, — der alte Steinhöfer starb im Dezember, als Ferdinand im April geboren wurde, — war dem Aeltesten, welcher sich stets als alleiniger Erbe betrachtet hatte, ein natürlicher Stein des Anstoßes. Von dieser Stunde an entwickelte sich das Talent Deines jetzigen Mannes, er wurde mein Zögling, und ich muß gestehen, daß er seinem Meister Ehre gemacht, obgleich er, wie gesagt, kein Charakter war und bis heute meine Leitung noch nicht hat entbehren können. Er schlich sich mit bewunderungswürdigen Künsten in das Herz seiner schwachen Mutter, verdächtigte den heranwachsenden Bruder so beharrlich, daß er schon mit dem vierten Jahre vom Hause entfernt und nach einer fernen Stadt in Pension untergebracht wurde. Ich kannte den Vorsteher persönlich und konnte ihm vertrauen; der gute Mann that Alles um's Geld."

„Komm zur Sache," rief die Commerzienräthin ungeduldig, „was kümmert mich jener Bruder, er ist todt —"

„Freilich ist er todt," fuhr Wolff ruhig fort, „das war die einzige selbstständige That meines Schülers, sie macht seinem Charakter Ehre, spukt aber jetzt als Gespensterfurcht hintendrein. Dieser todte Bruder kümmert uns gar sehr und verdient es wohl, ein Viertelstündchen beachtet zu werden, in seinen Erben lebt er wieder auf. Ich weiß es, daß die Frau mit ihren beiden Kindern, wovon das eine vor vier Jahren ein achtjähriger Bube, das andere ein Säugling, bei der nächtlichen Bestattung ihres Mannes zugegen gewesen ist; auch ein unbekannter, noch junger Mann war dabei, es wird Hartmuth gewesen sein."

„Was kümmert mich diese Frau mit ihren Kindern," rief die Commerzienräthin verächtlich, „spricht nicht das Testament der Mutter für uns?"

„Sie ist zur Unzeit vom Tode erweckt worden," sprach der Notar, „was wollte dieser Narr von Steinhöfer auch Experimente bei ihr anstellen? Was die Todte bei sich trug, mochte sie gern mit sich in die Gruft nehmen, es schadete uns nicht weiter. Nun haben wir die kindische Alte mit dem ganzen Apparate der Reue und Gewissensangst auf dem Halse. Mußte ich ihr doch schon ein anderes Testament pro forma aufsetzen, um es ihr gelegentlich wieder zu entreißen. Vor ihren Augen mußten wir das erste verbrennen."

„Es war aber nur Comödie," schaltete die Commerzienräthin ruhig ein.

„Natürlich, wer konnte uns für so wahnsinnig halten, war das Aergste geschehen, sollte uns ein altes Weib doch nicht zu Narren machen; ich hätte sie mit diesen Händen erdrosseln mögen. Das erste Testament bleibt in Kraft, — damit ist die Gefahr nicht beseitigt. Wenn Hamlet mündig ist, wird sein Vater vielleicht todt oder wahnsinnig sein, ich irre mich selten in meiner Erfahrung. Dann handelt er nach seiner Beglückungstheorie und wird sühnen, was der Vater an dem Bruder verbrochen. Jetzt, mein Kind, spinne den Faden für Dich selber weiter, wenn's Dir beliebt."

„Kennst Du den Aufenthalt der Erben?"

„Ich war nicht unthätig in dieser Sache — habe viel Geld daran gewandt, ihren Aufenthalt zu erforschen. Sie sind gleich nach jener Katastrophe, wahrscheinlich auf Hartmuth's Antrieb, aus dem früheren Wohnorte fortgezogen, wohin, wußte mir Niemand zu sagen: ich habe jede Spur verloren, hoffe jedoch heute sie wieder entdeckt zu haben. Frank hat sich dorthin auf die Entdeckungsreise begeben."

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 131. Sonntag, den 5. November **1871.**

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Die Augen der Dame blitzten pantherartig bei diesem Namen.

„Mein Sohn paßt nicht für das große Erbe seines Vaters!" sagte Frau Steinhöfer nach einer Pause, „er würde, um seine Phantasien zu realisiren, sich und uns Alle zu Bettlern machen; mein Gemahl hat die Pflicht dem vorzubeugen!"

„Ich habe bereits daran gedacht," versetzte Wolff, „und ich habe ihm zu dem Ende eine größere Zerstreuungsreise vorgeschlagen, nach England zum Beispiel, wo Hamlet auf einige Jahre praktische Studien machen müsse —"

„Ging er darauf ein?"

„Ich hoffe es, er ist ohne mich nichts. Vorher werde ich für ein Testament in unserem Sinne sorgen. Es muß gelingen, der Commerzienrath haßt nichts so sehr, als das Gespenst der Armuth oder den Untergang seines industriellen Ruhmes."

„Es wäre alsdann nicht unmöglich, daß Vater und Sohn auf dieser großen Reise durch irgend ein zufälliges Mißgeschick verunglückten," sprach die Dame lauernd. „Was sollte aus der Fabrik werden, Vater?"

„Hm, freilich, wer kann für Mißgeschick, besonders auf der Reise, ein Dampfkessel kann explodiren, Eisenbahnzüge zusammenstoßen. — Nun, in solchem Falle würden ich und Frank die Leitung übernehmen, — der Associé wäre Dir doch genehm, liebes Kind?"

„Vollkommen, Vater!"

Und das würdige Paar reichte sich mit einem diabolischen Lächeln des Einverständnisses die Hände.

Drinnen aber in seinem Kabinete wanderte der Commerzienrath ruhelos auf und nieder, mit angstbleichem Antlitz das Wort „Hamlet!" wiederholend.

7. Kapitel.

Kapitän Brandt reichte seinem jungen Freunde am Bahnhofe die Hand zum Abschiede und ermahnte ihn, den Worten des fernen Lehrers treulichst nachzuleben.

„Ich bringe ihm Ihre Grüße, und wenn die Zeit dereinst erfüllt ist, noch mehr zurück aus Amerika,"

Er stieg in ein Coupee zweiter Klasse und im nächsten Augenblick brauste der Zug fort.

Als Eginhard sich wandte um heimzukehren, schrack er unwillkührlich zusammen, Frank stand vor ihm.

„Zu spät gekommen, wie fatal," sagte Letzterer, unterwürfig grüßend, „das ist mir noch nie passirt."

Eginhard erwiderte den Gruß und schritt ohne Antwort vorüber.

„Hochmüthiger Bursche!" murmelte der Procurist, ihm achselzuckend nachblickend. „Dich wollen wir wohl zähmen. Verdammt, daß mir dieser Seeteufel entschlüpft ist, ich muß ihm nach, es mag kosten, was es wolle; halt, da

kommt mir ein guter Gedanke! — Jener Zug geht direkt nach H.?" fragte er einen Schaffner.

„Ja es ist ein Courierzug, er geht fast ohne Aufenthalt weiter."

„Wie lange hält er auf der ersten Station?"

„Fünf Minuten, auch wohl noch weniger."

Frank trat in's Telegraphenbureau und gab eine Depesche nach der ersten Station auf.

„Ist Ihnen Einer Ihrer Leute durchgebrannt, Herr Frank?" fragte der Telegraphenbeamte, als die Depesche aufgegeben war.

„Ein böswilliger Schuldner," versetzte Frank ruhig, „ich hatte hier auf dem Bahnhofe das Nachsehen, kam zu spät, — jetzt packe ich ihn in L."

„Ja, dem Telegraphen entkommt so leicht kein Sterblicher," lachte der Beamte und Frank lachte mit.

Er benutzte in aller Gemüthsruhe den nächsten Zug nachdem er dem Notar Wolff Bericht erstattet.

Dieser lobte seine List und gab ihm noch die nöthigen Instructionen.

Als der Zug, mit welchem Kapitän Brandt nichts Böses ahnend, nach H. fuhr, die erste Station erreicht, trat ein Polizei-Beamter an die Coupee's und musterte genau die Passagiere.

Jetzt erblickte er den Seemann, welcher ihm zu genau signalisirt war und ersuchte ihn höflich, auszusteigen, er habe einige Worte mit ihm unter vier Augen zu reden.

„Ja wohl, daß ich am Ende nicht mitkäme," lachte Brandt, „ich habe mit der Polizei keine Geheimnisse, was wollen Sie von mir?"

„Steigen Sie aus!" befahl jener jetzt barsch.

„Den Teufel auch," schrie der Kapitän zornig, „das geht über den Spaß! Nehmen Sie sich in Acht, Herr! daß Sie keine Bekanntschaft mit meinen Fäusten machen."

Die Locomotive gab das Singnal zur Abfahrt.

„Verdammte Landratte!" brummte der Seemann, sich in die Ecke zurücklehnend.

Der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

„Halt!" rief der Polizeibeamte, dem Schaffner einige Worte zuraunend.

Der Zug hielt auf's Neue; die Passagiere blickten auf den Kapitän, welchen jetzt eine wirkliche Unruhe packte.

„Im Namen des Gesetzes! Sie sind mein Arrestant," rief jetzt der Polizeibeamte mit lauter Stimme, während der Schaffner die Thür wieder öffnete.

„Herr! ist das wirklich Ernst oder ein schlechter Spaß?" fragte Brandt mit vor Zorn fast erstickter Stimme.

„Die Polizei spaßt nicht," lautete die barsche Antwort, „gehorchen Sie augenblicklich, oder ich muß zur Gewalt schreiten."

„Vorwärts, mein Herr!" flüsterte ein ältlicher Offizier ihm in's Ohr. „Sie verschlimmern Ihre Lage durch Widersetzlichkeit. Das Gesetz will Gehorsam."

Der Kapitän wollte noch etwas erwidern, im gelindesten Falle mußte er es für einen Irrthum ansehen. Er bezwang seinen gerechten Zorn und stieg, zitternd vor innerer Erregung, aus.

Schweigend ging er mit dem Beamten nach dem Polizeibureau, wo man ihm zu warten befahl, bis ein Herr aus der Hauptstadt eingetroffen sei.

Man kann sich die Empfindung des Seemanns bei diesem kategorischen Befehle denken, seine Fragen wurden nicht einmal beachtet, sondern ihm schließlich nur einfach bedeutet, zu schweigen und das Weitere zu gewärtigen.

Nach einigen Stunden kam Frank mit dem nächsten Zuge an. Als die Polizei ihm den Kapitän präsentirte als Denjenigen, welchen er signalisirt, rief er mit glücklich gespieltem Erstaunen: „Mein Gott, welch' ein Mißbegriff! wie konnten Sie diesen Herrn, dem die Rechtschaffenheit aus den Augen leuchtet, arretiren? Ich bin untröstlich über diesen Vorfall und weiß in der That nicht, wie ich Ihnen genügende Statisfaction verschaffen soll."

„Seht Ihr's," wandte Brandt sich zu den Beamten, „ich sagte Euch ja, hier muß ein Irrthum obwalten, — aber das wittert sogleich in jedem ehrlichen Kerl einen Spitz-

buben, nicht wahr, ein solcher sollte ich doch sein?"

„Um Verzeihung," versetzte der Beamte etwas verdutzt, „das Signalement paßt auf ein Haar."

„Die Kleidung, ja freilich," lächelte Frank „doch beileibe nicht was Gesicht. O, ich kann mir diesen Irrthum nie vergeben."

„Freut mich, daß es Ihnen leid thut, junger Herr," sagte der Kapitän gutmüthig, „es ist kein Spaß sich so wie ein Vagabund in anständiger Gesellschaft behandeln zu lassen, ich könnte auf Genugthuung dringen, wenn meine Zeit es mir erlaubte, die ist mir durch diesen Aufenthalt schon über die Gebühr beschnitten worden."

„Dann freilich haben Sie keine Zeit zu verlieren," erwiderte Frank, „kommen Sie rasch, ich besorge ein Billet — wohin?"

„Nach H."

Frank eilte hinaus, der Kapitän folgte ihm und freute sich im Stillen über den gefälligen jungen Mann, dem er das Mißverständniß, welches dieser ja von Herzen bereute, auch von Herzen vergab. Der gute Mann war die meiste Zeit seines Lebens auf dem nassen Element und blieb somit stets ein Kind in den Erfahrungen des Bodens.

„Sie reisen mit?" fragte er erstaunt, als er den gefälligen Frank mit einsteigen sah.

„Mit Ihrer Erlaubniß, ja," versetzte er lächelnd, „eine unangenehme Fahrt für mich, da ich einem Deserteur, für welchen man fälschlich Sie genommen, nachsetzen muß. Ich wäre untröstlich, einen Ehrenmann so kompromittirt zu haben, wenn ich nicht zugleich diesem unseligen Irrthum das Glück Ihrer Bekanntschaft verdankte."

„Na, lassen Sie sich nur kein graues Haar darüber wachsen, junger Herr!" versetzte gutmüthig tröstend der Kapitän, „die Sache ist einmal geschehen und damit Punktum. Es freut mich, daß Sie mitreisen, — mir graut allemal vor einer solchen Eisenbahnfahrt, — ich fühle mich nur sicher auf den Planken meines Schiffes."

„Sie reisen wohl bald wieder fort?"

„In acht Tagen, diesmal fällt's mir nicht gar so schwer, die Frau reist vielleicht mit. Ach junger Herr, es geht nichts über das Seeleben."

„Das glaub' ich Ihnen," meinte Frank, „ich selber hatte in früheren Jahren eine wahre Leidenschaft für die See, und nur der ausdrückliche Wille meiner Eltern hielt mich zurück. Wohin, wenn ich fragen darf, geht die Reise?"

„Nach den Küsten Amerika's, ich habe diesmal einige Passagiere zu befördern."

„Sie sind wahrscheinlich in X. zu Hause, Herr Kapitän?"

„O nein, mich führte nur ein Auftrag dorthin. Kennen Sie den Fabrikanten Steinhöfer in X.

„Oberflächlich, der Mann ist Millionär, — man munkelt wunderliche Dinge von ihm. Der einzige Sohn und Erben soll ein seltsamer Knabe sein."

Kapitän Brandt sah schweigend zum Fenster hinaus, Frank begann von gleichgültigen Dingen zu reden.

„Apropos, junger Freund!" wandte Jener sich plötzlich mit leiser Stimme zu ihm, „kannten Sie früher einen jungen Mann, Namens Hartmuth, welcher, irre ich nicht, Hauslehrer beim Fabrikanten Steinhöfer war?"

„Hartmuth? — Hartmuth?" wiederholte Frank, sich an die Stirn fassend, „habe ich den Namen nicht gehört? Wie ist mir denn, wurde er nicht in Verbindung eines großartigen Diebstahls vor mehreren Jahren genannt? — Bitte, Herr Kapitän, lassen Sie mich einen Augenblick darüber nachsinnen, die Geschichte schwebt mir unklar in der Erinnerung. Richtig, richtig, so war's, ein großartiger Kassendiebstahl beim Commerzienrath Steinhöfer, — der Hauslehrer wurde als verdächtig eingezogen, es entstand Feuer im Gefängniß, er entkam, wurde steckbrieflich verfolgt als Dieb und Brandstifter. Es soll ein gefährliches Subjekt gewesen sein, man schaudert, wenn man seinen Stand dabei in Betracht zieht. Der Mensch soll, wie gesagt wird, schlimm auf seinen Zögling eingewirkt haben, schade, daß er glücklich fortgekommen ist."

„Herr! daß sind schmähliche Lügen!" brauste der Kapitän auf, „Hartmuth war sicherlich kein Verbrecher und seine Unschuld

wird an's Licht kommen, so wahr ein Gott und Richter lebt?"

„Sie kennen ihn genauer?" fragte Frank, welcher kaum seine Freude verbergen konnte, „o, das ist interessant. Sind am Ende gar verwandt mit ihm, dann bitte ich um Verzeihung, mich so unverhohlen darüber geäußert zu haben."

„Thut nichts," stotterte Brand verlegen, „habe den Mann selber nie gekannt, nur seinen Bruder, — ist aber auch schon todt."

Er schaute wieder zum Fenster hinaus, und nahm sich vor, keine voreilige Frage mehr zu thun; es fehlte dem Kapitän stets an der nöthigen Zurückhaltung fremden Personen gegenüber, jetzt erst fielen ihm Hartmuths Mahnungen wieder ein.

Frank lehnte sich zurück, schloß die Augen und schien zu schlafen. In Wahrheit sann er darüber nach, wie er sein harmloses Opfer recht sicher zu umgarnen vermöchte.

Der Kapitän wandte sich nach einiger Zeit wieder um und betrachtete ihn forschend.

Der Mann schlief so ruhig, sein hübsches Gesicht sah so arglos, so gutmüthig aus, daß er jeden Argwohn fahren ließ.

Passagiere stiegen an verschiedenen Stationen aus.

Die beiden blieben auf der letzten Station allein, Frank erwachte und rieb sich die Augen.

„Wie weit sind wir denn eigentlich?" fragte er leicht gähnend.

„Auf der letzten Station, gottlob!" antwortete Brandt. „Sind Sie bekannt in H.?"

„Nicht sehr, — ich werde wohl zuerst den Polizeimeister aufsuchen müssen, um meinen Flüchtling zu signalisiren. Der unselige Schlaf hat mich um den günstigen Moment gebracht."

„Machen Sie's diesmal nur genauer," — warnte der Kapitän, „nicht alle lassen sich berschwichtigen, — Sie könnten doch schließlich übel ankommen."

„Die eifrige Polizei trägt die Hauptschuld, — doch da sind wir ja schon. Erlauben Sie, verehrter Freund! daß ich Sie eine kleine Strecke, soweit mein Weg mich führt, begleite!"

Sie verließen das Coupe und schritten in die kleine Seestadt hinein.

Vor einem kleinen Hause mit einem reizenden Gärtchen blieb der Kapitän stehen und grüßte mit fröhlichem Hutschwenken.

„Da bin ich wieder, liebe Frau!" rief er hinein, „rasch abgemacht, nicht wahr? O, wir verstehen uns auf den rechten Wind!"

„Wie gut Sie sind, Kapitän Brandt!" sagte sie wehmüthig lächelnd, „wollen Sie nicht näher treten? Oder —"

Ihr Blick fiel auf Frank, welcher artig den Hut zog und langsam weiter schritt. Als er um die Ecke bog, blieb er stehen und bat einen Herrn um etwas Feuer, seine Cigarre anzuzünden.

„Wer bewohnt wohl das reizende Häuschen mit dem Garten hier gleich rechts um die Ecke?" fragte er gleichgültig weiter.

„Eine Wittwe mit zwei Kindern," lautete die höfliche Antwort.

„Ah, es war mir, als müsse ich die Dame kennen, sie ist jedenfalls eine Fremde."

„Ganz recht, sie kam vor ungefähr vier Jahren hierher und nennt sich Frau Steinhöfer."

Frank dankte und schritt rasch weiter dem ihm wohlbekannten Telegraphen-Bureau zu. Hier gab er eine Depesche auf an den Notar Dr. Wolff in X. und schlenderte dann in ganz außerordentlich lustiger Laune nach dem vornehmsten Hotel der Stadt. (Forts. f.

Charade.

Der ersten, nach der Götterlehre,
Ward einst die wunderselt'ne Ehre,
Von einem Gott geliebt zu werden,
Der sichtbar wandelte auf Erden,
Die beiden letzten stellen dar
Wohl einen Seher, kühn und wahr,
Der nie vor Mächtigen sich schmiegte
Und selbst des Königs Fehler rügte.
Den Königssohn nennt euch das Ganze,
(Die Bibel gibt sein Lebensbild)
Der, abgeseh'n vom ird'schen Glanze,
Als Muster treuer Freundschaft gilt.

Auflösung der Charade in Nr. 125 des Unterhaltungsblattes: „Schauspiel."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 132. Dienstag, den 7. November 1871.

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Der Notar hatte ihm den Namen dieser Frau Steinhöfer genannt mit der Weisung, den Kapitän darnach besonders auszuforschen, — er war mit den Familiengeheimnissen seines Chefs nur oberflächlich bekannt, aber jetzt entschlossen, nach allen Seiten hin klar zu sehen, um nöthigenfalls mit diesen Waffen seinem ehrgeizigen und unlautern Ziele näher zu kommen.

Frank war ein Mensch der gewissenlosesten Sorte, geschmeidig und gewandt, verlor er keinen Augenblick sein Ziel aus den Augen und das war nichts geringeres, als Chef der großen Fabrik zu werden; die Frau war ihm dabei Nebensache, sie sollte nur als Stufe dazu dienen, selbst den schlauen Notar hatte er überlistet.

Mit dem Moment des Kassendiebstahls begann er an den Netze zu weben, welches die ganze Familie umgarnen sollte, half ihm doch die Leidenschaft der Frau getreulich bei dem Werke.

Mittlerweile saß Kapitän Brandt der Wittwe des unglücklichen Ferdinand Steinhöfer gegenüber und berichtete von dem Erfolg seiner Sendung an den jungen Eginhard.

„Nur Muth und Hoffnung, meine liebe Freundin!" sprach er mit fröhlicher Zuversicht, „es wird für Sie und ihre Kinder noch alles gut werden, sobald der Sohn an die Reihe kommt. Dieser Eginhard ist ein prächtiger Junge, der später schon gut machen wird, was sein Vater verbrochen hat. Vorerst aber erfüllen Sie Ihres Freundes Bitte und geben mir Ihren Ferdinand mit nach Amerika, Hartmuth wird dort was Rechtes aus ihm machen, Sie haben immer noch schwer genug an der Sorge für die kleine Clara. Seien Sie fest und schlagen Sie ein, es gilt Ihres Sohnes Zukunft. Hartmuth wird ihm ein treuer Vater sein."

Die Wittwe senkte das Haupt — sie kämpfte den letzten harten Kampf mit ihrem Mutterherzen. Nach einer Weile erhob sie sich entschlossen und reichte dem Kapitän die kleine Hand.

„Sie mögen meinen Ferdinand mitnehmen, Gott mag ihn und mich beschützen."

„Brav, meine liebe Freundin! so ist's recht, wenn er ein rechter Mann geworden. bringe ich ihn wieder zurück über's Meer."

Die Frau versuchte zu lächeln, um ihren Schmerz zu verbergen.

Der Kapitän reichte ihr die Hand zum Abschied und ging heim zu den Seinen, — es dunkelte stark, als er in sein Haus trat.

8. Kapitel.

Aus der Hauptstadt war bereits per Draht eine kurze Antwort für den Procuristen der Firma Steinhöfer eingetroffen.

Frank zündete sich eine neue Havanna an und lehnte sich grübelnd in die Sophaecke zurück.

Dann erhob er sich mit selbstzufriedenem Lächeln und verließ das Hotel, um seinen

Weg nach der Wohnung der Wittwe Steinhöfer einzuschlagen."

Er traf sie allein, beim Lampenschein mit einer Näharbeit emsig beschäftigt.

„Ich bitte um Entschuldigung, Madame!" begann er, höflich grüßend, „der Kapitän Brandt, mein lieber Freund, ist, wie ich sehe, nicht mehr hier."

„Er ging von hier geraden Wegs nach seinem Hause," erwiderte die Frau.

„Ich danke Ihnen, Madame!"

Bei der Thür wandte er sich um.

„Auf die Gefahr hin, zudringlich zu erscheinen, muß ich mir doch noch eine Frage erlauben, verehrte Frau!"

Frank verstand es vortrefflich, zeitweilig die täuschendste Maske der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit anzunehmen.

„Fragen Sie immerhin, mein Herr!" versetzte die Wittwe, ihn ruhig anblickend, „es bleibt ja mir überlassen, zu antworten."

„Ganz sicher, verehrte Frau! Ihre Erscheinung erinnert mich unwillkührlich an ein Bild, welches ich einst vor vielen Jahren bei einem Freunde gesehen, ich möchte darauf schwören, daß ich das Original vor mir sehe."

„Wie hieß dieser Freund?" fragte jetzt die Wittwe erstaunt.

„Hartmuth, — er war später Hauslehrer bei dem Commerzienrath Steinhöfer — ah, Sie nennen sich ja auch Steinhöfer, sind am Ende gar verwandt mit dem reichen Fabrikanten?"

„Weitläufig," versetzte sie ausweichend, „Sie kannten Hartmuth also genauer?"

Frank hatte auf's Geradewohl in's Blaue geschossen und so ziemlich getroffen. Er wurde kühner.

„Wir waren Busenfreunde," versicherte Frank mit edler Dreistigkeit, „kannten keine Geheimnisse vor einander. Sie können sich meinen Schmerz bei der nachherigen Katastrophe im Steinhöfer'schen Hause denken."

Das schöne, weiche Antlitz der Wittwe war ruhig und undurchdringlich wie immer, nur in den dunkeln Augen leuchtete es auf, ein blitzartiges Mißtrauen, welches unbemerkt, entschwand.

„Ja so, ich erinnere mich," versetzte sie gleichgültig, „Hartmuth hatte mein Bild von einer Freundin auf seinen Wunsch erhalten, mir selber stand er fern. Ich erfuhr sein Schicksal durch die Zeitungen, ohne mir ein genaueres Urtheil über seine Schuld oder Unschuld bilden zu können. Er entfloh, wodurch er sein Schicksal wohl verschlimmert hat. Halten Sie den Freund wohl für unschuldig?"

Frank zuckte die Achseln, er hatte bei der undurchdringlichen Ruhe der Frau seine eigene Sicherheit verloren und wußte nicht mehr recht, woran er war.

„Mir geht's in dieser Hinsicht genau wie Ihnen, verehrte Frau!" erwiderte er nach einer kleinen Pause; „wer kann die Tiefen des menschlichen Herzens ergründen? Obgleich Hartmuth mein Busenfreund war, kann ich doch nicht von seiner Unschuld so ganz fest überzeugt sein, zumal seine Flucht, wie Sie ganz richtig bemerkten, seine Schuld im Grunde constatiren mußte. Und dann die Brandstiftung —"

„So glauben Sie auch hier an seine Schuld?"

„Thatsachen zeugen zu gravirend gegen ihn, — ich möchte so gerne an seine Unschuld glauben!"

„Nun, wer hindert Sie daran, mein Herr?" sprach die Wittwe mit einem Lächeln, „echte Freundschaft, meine ich, dürfte in solchem Falle der letzte Richter sein —"

„Ei, mein Zeugniß, falls es gefordert wäre, hätte sicherlich in diesem Sinne nur gelautet," versicherte Frank. „Das Schlimmste soll sein unheilvoller Einfluß auf den jungen Steinhöfer gewesen sein, — man spricht sogar von einer Enterbung zu Gunsten der Frau Commerzienräthin und ihrer Familie."

„So ist der junge Mann ihr Stiefsohn?"

„Nich doch, jener Hartmuth hat ihn den Eltern, die mit rührender Liebe an ihm hängen, gänzlich entfremdet, der Vater soll jede Hoffnung aufgegeben haben und mit dem Plane umgehen, ihn nach Amerika seinem Verführer nachzusenden und so für immer aus dem väterlichen Hause zu verstoßen."

„Sie scheinen sehr vertraut mit den Angelegenheiten jener Familie zu sein, mein

Herr!" versetzte die Wittwe gleichgültig; „mich interessirt es wenig, da ich Niemand davon kenne. — Ah, mein Sohn!"

Mit diesem letzten Ausruf wandte sie sich an einen Knaben von zwölf Jahren, welcher in diesem Augenblick in's Zimmer trat.

Er war der Mutter Ebenbild, dasselbe schöne energische Antlitz, dieselbe stolze, vornehme Haltung der schlanken, hoch aufgeschossenen Gestalt. Um den festgeschlossenen Mund lag ein ausgeprägter Zug unerbittlicher Willenskraft und tiefen Ernstes.

Frank blickte ihn überrascht an, er kannte zum Theil die Geschichte des jüngeren Sohnes aus dem Munde der Commerzienräthin, man hatte von zwei Kindern desselben gesprochen, es sollten beide Mädchen sein. Jetzt producirte sich plötzlich ein Sohn, und wie es schien, ein bedeutender, aus welchem der Firma Steinhöfer dereinst ein gefährlicherer Erbe erwachsen konnte, als aus dem Schwärmer Eginhard.

„Sie besitzen einen Sohn?" fragte er, seine unangenehme Ueberraschung verbergend.

„Diesen theueren Sohn und ein kleines Töchterchen," versetzte die Wittwe, den Knaben mit mütterlichem Stolze betrachtend.

Ferdinand reichte der Mutter die Hand und grüßte den Fremden mit freiem Anstande.

„Ich komme von Onkel Brandt," rief er mit blitzenden Augen; „o, Mütterchen! wie danke ich Dir für Deine Einwilligung, jetzt geht's nach Amerika, Hurrah!"

Er warf seine Mütze in die Höhe und umschlang die Mutter mit beiden Armen.

„Sei ruhig, Kind!" sprach sie leise, „wir sind nicht allein."

„Wer ist der fremde Herr?" fragte der fröhliche Knabe rasch.

„Ein Freund vom Onkel Brandt, der mit ihm die Reise hierher gemacht."

„Freund?" wiederholte Ferdinand, ihn finster forschend betrachtend, „wohl derselbe Herr, welcher den guten Onkel auf der Reise wie ein Dieb verhaften ließ?"

„Ferdinand!"

„Der Onkel hat's mir selber erzählt," fuhr der Knabe mit einer stolzen Kopfbewegung fort, „die Polizei mußte ihn auf Befehl dieses Mannes verhaften, und der Mann wagt sich seinen Freund zu nennen? Das leide ich nicht, denn der Onkel ist zu gut, ich hätte ihn derb gezüchtigt."

„Mein Gott, was sticht Dich an, mein Kind?" rief die Mutter streng, „seit wann tritt mein Sohn Sitte und Höflichkeit wie ein Gassenbube mit Füßen? Verhält es sich, wie er sagt, mein Herr?" wandte sie sich an Frank.

„Größtentheils ja, verehrte Frau!" versetzte dieser, „es war ein unseliges Mißverständniß, welches der gute Kapitän mir sogleich von Herzen vergab; wir sind in der That gute Freunde geworden."

„Capitän Brandt hat mir nicht eine Sylbe erzählt," versetzte die Wittwe nachdenkend.

„Sie sehen daraus, wie geringfügig ihm die Sache erschien. Ihr kleiner Sohn scheint ein Brausekopf zu sein, ich würde ihn an Ihrer Stelle nicht nach Amerika senden, — Republiken sind schlimme Pflanzschulen für derartige Hitzköpfe."

„Spion!" schrie Ferdinand mit ungewöhnlicher Heftigkeit, „hättest wohl Lust, mich auch der Polizei zu überliefern, wie den Onkel."

Frank erbleichte; er verlor bei dieser Beschimpfung seine Selbstbeherrschung und schleuderte dem Knaben einen furchtbaren Blick zu.

„Nein, das geht zu weit," sprach die Mutter mit bebender Stimme, „er war niemals so, bitte den Herrn um Verzeihung, Ferdinand! und dann geh auf Deine Kammer."

„Um Verzeihung? — Niemals!"

Der Ton des Knaben war so entschieden, daß bei einem Zwange das Schlimmste zu befürchten stand.

„Bitte, lassen wir's gut sein," sagte Frank mit freundlicher Miene, „ein Kind kann mich nicht beleidigen; die Annahme wäre mehr als kindisch. Die Abneigung Ihres Sohnes betrübt mich, das ist Alles, vielleicht werden wir später doch noch einmal ganz gute Freunde."

Ferdinand schwieg, die schwarzen Augen fest zu Boden gesenkt.

Frank reichte der Mutter die Hand und empfahl sich mit Bedauern, durch seine zufällige Gegenwart eine solche Scene herbeigeführt zu haben.

Als sein Schritt draußen verhallt war, standen Mutter und Sohn sich noch eine Weile schweigend gegenüber.

Plötzlich sagte sie leise und schmerzlich: „Warum hat mein Sohn mir das gethan?"

Ferdinand brach in Thränen aus und warf sich leidenschaftlich auf die Knie, sein Gesicht an die geliebte Mutter pressend.

Sie hob ihn zärtlich auf und führte ihn zum Sopha hin, wo sie sich neben einander setzten.

„Vergib, o vergib, meine Mutter!" sagte er, seine Thränen trocknend, „ich konnte ja nicht dafür, jener Mann erschien mir so entsetzlich, so heimtückisch, daß ich meinen Abscheu nicht zu unterdrücken vermochte. Es war mir plötzlich, als stände der Vater hinter ihm und winkte uns warnend zu."

„Kind! Kind!" sprach die Mutter erschüttert, „welche Phantasien; — erzähle mir von der Verhaftung des Kapitäns."

Ferdinand erzählte wortgetreu, was er von Brandt darüber gehört, und schweigend starrte die Mutter vor sich hin. Es ward ihr immer klarer, daß jener Mann in der That ein Spion gewesen, des Kapitäns Schritte zu verfolgen, daß man ihn wahrscheinlich bei Eginhard gesehen und Verdacht geschöpft habe. Was sie Alles von ihrem Schwager zu erwarten, lehrte sie Hartmuths Geschick zu deutlich, und hatte sie doch auch vorhin in dem Fremden einen Lügner erkannt, als er von Hartmuths Freundschaft geredet, — sie wußte es zu genau, daß dieser keinen andern Freund besessen, als ihren Gatten, daß sie Beide oft mit Orest und Pylades verglichen hatte.

Man kannte jetzt ihren Aufenthalt und würde bald genug die nöthigen Intriguen, sie und besonders ihre Kinder für die Zukunft unschädlich zu machen, gegen sie in Scene setzen. Davon war die kluge Frau überzeugt, — weßhalb sie auch sogleich sich entschloß, demgemäß zu handeln.

Mit mütterlicher Zärtlichkeit beruhigte sie den aufgeregten Knaben und bewog ihn, sich schlafen zu legen.

Ferdinand gehorchte jetzt mit rührender Willigkeit, sie durfte sich auf sein Wort wie auf das eines Mannes verlassen. Darauf schlug sie rasch einen Mantel um sich, verhüllte ihr Gesicht mit einem Schleier und begab sich nach dem Hause des Kapitän Brandt, um mit diesem die nöthige Rücksprache hinsichtlich ihres Verhaltens zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Auch fünf Milliarden.) „Eine Prise gefällig, Herr Professor?" fragt der Obervogt. „Bin so frei. Vergelts Gott fünfmilliardenmal!" erwiderte der Andere. Wie viel mag das wohl geben? Man macht sich schnell an die Rechnung und bringt 10,000 Zentner heraus. Es erheben sich Zweifel; also wird der Apotheker beauftragt, der Sache mit seinen feinen Waagen auf den Grund zu gehen. Am andern Abend berichtet er: sechs gewöhnliche Prisen Schnupftabak wiegen ein Gramm, also geben 5 Milliarden Prisen 16,666⅔ Zentner.

In London hat ein Mann seine Frau verklagt und zugleich den Schutz der Gerichte angefleht. „Gewöhnliche Prügel habe er sich," wie er meinte, „schon Jahre lang gefallen lassen, vor einigen Tagen hätte seine theure Ehehälfte ihm aber Asche in's Gesicht geworfen und ihn nachher mit der Feuerzange bearbeitet, das sei übertrieben; gegen weiches Holz wolle er nichts sagen, aber Eisen greife ihn zu sehr an."

„Nun, lieber Freund," fragt Jemand einen jungen Autor," „bringt Dir Dein Schauspiel ordentlich Geld ein?" — „Es würde sehr viel einbringen, aber leider ist der Direktor darauf versessen, das Stück immer an Tagen zu geben, an welchem kein Mensch in's Theater geht."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 133. Donnerstag, den 9. November **1871.**

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

9. Kapitel.

Ueberlassen wir die Wittwe ihrer schweren Sorge und kehren zu Frank zurück, welcher mittlerweile ebenfalls seinen Entschluß gefaßt und sich geradeswegs wieder nach dem Telegraphenbureau begeben hatte.

„Gut, daß wir diese kleine giftige Schlange bei Zeiten kennen gelernt," murmelte er, „sie könnte uns dereinst arg zu schaffen machen,— hatte schon jetzt eine solche Dosis Gift. Wahrhaftig, der Himmel selber steht uns bei, — ich bin ein Glückskind in des Wortes verwegenster Bedeutung, werde d'rum auch sicherlich das höchste Ziel erreichen, — das höchste!"

Er summte eine lustige Melodie und gab mit der größten Seelenruhe folgende telegraphische Depesche auf: „An den Herrn Dr. Wolff zu X. Ihre Gegenwart erscheint mir höchst nothwendig, bringen Sie die nöthige Vollmacht des Herrn Commerzienraths mit; es verlohnt der Mühe. Mit dem Nachtzuge erwarte ich Sie."

In seinem Hotel speiste er äußerst fein, er war ein Gourmand und brauchte das Geld nicht zu sparen. Angenehme Träume von seiner künftigen Größe wiegten ihn in den Schlaf.

Es ist nicht wahr, daß der böse Mensch auch böse Träume haben muß, es kommt dabei Alles auf die Nerven an, auf Nerven und Blut.

Der Kellner weckte ihn frühzeitig, wie er befohlen; soeben war Dr. Wolff mit dem Nachtzuge eingetroffen.

Beim Morgenkaffee theilte Frank ihm Alles mit, was er erfahren, besonders auch die kleine bedeutsame Episode mit dem Sohn der Wittwe Steinhöfer.

Der Notar schlürfte behaglich den duftigen Mocca, wozu eine feine Havanna vortrefflich mundete.

„Also ein solches Söhnchen besitzt die gute Frau," sagte er gleichmüthig, „freilich, da muß man einschreiten, so oder so. Das Bürschchen will mit diesem Kapitän nach Amerika, sagten Sie nicht so?"

„Mit der Mutter Erlaubniß schon in acht Tagen."

„Hm, wahrscheinlich zu unserem Diebe, meinen Sie nicht auch, lieber Frank!"

„Freilich," lachte dieser spöttisch, „er wird ihn zum Rächer erziehen wollen."

„Zum Rächer, nicht übel — aber die Geschichte ist wirklich nicht zum Lachen, mein Bester!"

„Hätte ich Sie sonst herüber citirt, lieber Doctor?"

Man sieht, die beiden Complicen stande auf sehr vertrautem Fuß mit einander.

„Ganz recht," versetzte Wolff, sich sinnend in die Sophaecke zurücklehnend, „Sie thaten wohl daran. Das könnte später, wenn die kleine Schlange erwachsen, ein nettes Paar abgeben mit unserm Hamlet, ein rechtes Fel für seinen Himmel auf Erden. Wenn man

genau wüßte, daß dem vorlauten Buben unterwegs ein Malheur zustieße, der Weg über's Meer ist weit und tief. — Hm, nicht unmöglich, — was meinen Sie, mein lieber Frank? könnte man nicht zum Beispiel irgend einen klugen Burschen mit der nöthigen Courage auftreiben, welcher sich auf leichte Art die Ueberfahrt nach Amerika verdienen möchte?"

„O, das wäre keine Unmöglichkeit," meinte dieser kaltblütig, „ich will mich sogleich darnach umthun. Wir haben da einen Burschen in der Fabrik, er ist überall im Wege, weil er schon Moral im Zuchthause ist dinte; dem Manne könnte damit geholfen werden."

„Gut, das wäre abgemacht, — nun haben wir noch die Frau mit dem kleinen Mädchen, — auch diese müssen versorgt werden. Welchen Eindruck machte die Wittwe auf Sie, mein bester?"

„Einen imponirenden, auf Ehre, Doctor! — Vornehm, undurchdringlich, — schön."

„Schön, so, so, wäre schade, wenn sie untergehen sollte. Ich werde mich selber überzeugen; ist sie vernünftig, gut, dann soll sie sich nicht beklagen."

„Doctor, nur keine dummen Streiche," lachte der Procurist, mit dem Finger drohend, „unsere Sache erheischt kaltes Blut."

„Unbesorgt, mein Lieber!" lächelte Wolff cynisch, „ich werde diese niemals aus dem Auge verlieren, nur möchte ich vor allen Dingen die Menschlichkeit walten lassen."

Frank brach in ein lautes Gelächter aus, in welches Wolff nach Kräften mit einstimmte.

„Liebster! Sie rühren mich bis zu Thränen," rief der Procurist, als er endlich wieder zu Athem kam, „assoziren Sie sich doch mit Hamlet, dann ist der Spaß vollständig."

„Nun genug," sprach Wolff, „ich werde mir die Dame mit dem imponirenden Eindruck auch einmal besehen und sie zur Uebergabe auffordern; es wird ihre eigene Schuld sein, wenn wir gegen sie in's Feld rücken."

So früh, als es sich nur irgend mit der Schicklichkeit vertrug, schritt Doctor Wolff zu der Wittwe Steinhöfer.

Er war überrascht von ihrer Erscheinung, obgleich sie ihm im schlichten Hauskleide entgegentrat.

Mit der Artigkeit eines geschulten Weltmannes bat er um Entschuldigung und gab vor, von Eginhard Steinhöfer abgesandt zu sein.

Die kluge Frau war auf ihrer Huth, das Antlitz des Notars, welches den Stempel der Sinnlichkeit zu ausgeprägt trug, erregte eine widerliche Empfindung in ihr. Jetzt hatte sie die Ueberzeugung, daß der Fremde vom vorhergehenden Abend ebenso gewiß ein Spion ihres Schwagers war, als der Mann, welcher vor ihr stand.

„Eginhard Steinhöfer?" wiederholte sie mit gutgespieltem Erstaunen, „das muß ein Irrthum sein, mein Herr! Der Name ist mir völlig unbekannt."

„Ei, ei, Frau Steinhöfer! Dieser Name wäre Ihnen unbekannt?" fragte Wolff lächelnd, „doch ich verstehe Sie recht wohl. Sie fürchten nicht mit Unrecht die Verfolgungen Ihres reichen Schwagers, Sie haben bei einer Gewissenlosigkeit vollen Grund dazu. Ein Mann, welcher den eigenen Bruder, Ihren Gatten, Madame! aus dem Herzen der Mutter zu verdrängen, ja, selbst aus dem Gedächtniß der Menschen zu lösen vermochte, um ihn seines Erbes zu berauben, ja, der Verzweiflung und dem Tode in die Arme zu treiben, ist wahrlich gefährlich genug, von Ihnen, der Gattin des gemißhandelten Bruders, gefürchtet zu werden."

Wolff beobachtete genau den Eindruck, welchen diese Worte auf die Frau hervorbringen würden. Er durfte solches wohl wagen, war doch kein Zeuge dieser furchtbaren Beschuldigungen zugegen.

Die Wittwe des Ermordeten wurde noch bleicher als gewöhnlich, unwillkührlich griff sie nach einem Stuhl, als suche sie eine Stütze, um nicht niederzusinken. Wie schnell sie indeß auch diese Bewegung mit übermenschlicher Willenskraft niederkämpfte, der Notar hatte sie bemerkt und seinen Entschluß gefaßt.

„Ich bitte Sie, mein Herr! meiner Versicherung, sich in meiner Person zu irren, Glauben zu schenken," sprach die Wittwe mit einer stolzen zurückweisenden Bewegung, „ich verstehe kein Wort von alledem, was

Sie da geredet, und muß Sie ersuchen, Ihre Ergüsse anderswo fortzusetzen."

„Das heißt, Sie zeigen mir in höflicher Form die Thür, Madame!" lächelte Wolff wohlgefällig die schöne Gestalt musternd.

„Weil mir die Zeit und Lust zur unnützen Unterhaltung mangelt," versetzte die Frau, ruhig zu ihrer Arbeit zurückkehrend.

„Wie kurz sie angebunden war, das war nun zum Entzücken gar," brummte Wolff halblaut vor sich hin, während sein Auge forschend das kleine freundliche Zimmer rasch überflog.

„Es thut mir leid, Madame, Ihren Unwillen durch gut gemeinte Worte erregt zu haben," begann Wolff nach einer kleinen Pause; „könnte ich Sie doch nur überzeugen, wie groß Eginhards Theilnahme für Sie und Ihre Kinder ist, nur die Sorge, das Verbrechen des Vaters zu sühnen —"

„Ich muß Sie jetzt unverblümt und allen Ernstes ersuchen, mich augenblicklich zu verlassen, mein Herr!" rief die Wittwe mit gerötheten Wangen; „suchen Sie sich andere Zuhörer für Ihre tollen Märchen."

„Das werde ich thun, Madame!" versetzte Wolff kalt, „hoffentlich werden diese aufmerksamer und dankbarer sein."

Er verbeugte sich tief und verließ das Haus.

„Gott stehe mir bei," flüsterte die Frau, „diesem Manne steht die Gewalt zur Seite. Wo finde ich Schutz gegen solche Feinde?"

Erschreckt fuhr sie zusammen, als die Thür auf's Neue nach kurzem Klopfen geöffnet wurde, sie fürchtete einen dritten Verfolger. Es war Kapitän Brandt, der ihr freundlich die Hand entgegenstreckte.

„Ging nicht soeben ein Fremder von Ihnen, liebe Freundin?"

„Ein verkappter Verfolger," versetzte die Wittwe, „ich war in diesem Augenblick recht trostlos. Ihr Anblick stärkt meinen Muth. Kommen Sie, Freund, und lassen Sie sich erzählen."

Als die kluge Frau ihm alles mitgetheilt, schüttelte der Kapitän erstaunt den Kopf und erhob sich mit ungewöhnlicher Heftigkeit, um davon zu eilen.

„Was wollen Sie beginnen?" fragte sie besorgt.

„Die beiden elenden Wichte aufsuchen und mit meinen Fäusten sie durchbläuen, sie sollen einen Seemann kennen lernen und erfahren, was es heißt, ihn und seine Freunde zu verfolgen."

„Nicht doch, lieber Freund!" beschwichtigte ihn die Wittwe, „Sie würden mit Ihrem Eifer Alles verderben und den Gegnern neue Waffen wider uns in die Hand liefern. Wir dürfen nicht vergessen, daß es der Reichthum ist, welcher mich verfolgt, ein Götze, welchem die Gewalt stets gehorsam zur Seite steht. Was ich Alles von diesem Manne zu erwarten habe, sehen wir an Hartmuths Schicksal, und auch Sie, mein Freund, sind schon in den unheimlichen Kreis dieser Verfolgungen aufgenommen; das beweist der Streich, welchen man gestern bereits gegen Sie zu führen wagte."

„Ach was, ich will mich schon meiner Haut wehren," lachte der Kapitän, „wer mir zu nahe tritt, den schlag ich zu Boden."

„Auch das Gesetz? — Sie sahen, wie machtlos Sie gestern dagegen waren. Nein Freund, wir sind wehrlos, wo solche Macht uns zu verderben beschlossen. Das eine Opfer genügt ihnen nicht, sie müssen uns Alle vernichten, auf daß kein Mund sich mehr zur Anklage öffne. Wie unglücklich bin ich, auch Sie in dieses unheimliche Verderben hineinzuziehen; wer es wagt, mir hülfreich zur Seite zu stehen, muß untergehen an Ehre und Lebensglück, wie der arme Hartmuth."

Der Kapitän stampfte ingrimmig mit dem Fuße, sein grader, einfacher Charakter konnte solche Bosheit nicht begreifen und glaubte in solchen Fällen einfach mit dem Faustrecht durchzukommen.

„Ich bin überzeugt," fuhr die Wittwe gefaßter fort, „daß dies nur das Vorspiel des eigentlichen Drama's ist, welches man wider mich in Scene setzte; sie werden siegen, wenn ich ihnen nicht bei Zeiten das Feld räume. Haben Sie noch Raum für mich und meine kleine Clara auf Ihrem Schiffe, Kapitän Brandt, dann nehmen Sie uns mit nach Amerika."

„Bei allen Haifischen der ganzen Welt,

das geht," rief der Kapitän vergnügt, „aber was wollen Sie mit Ihren Sachen anfangen?"

„Die verkauft Ihre Frau mir später, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet. Ich habe über eine nicht unbedeutende ersparte Summe zu gebieten, später wird Gott weiter sorgen. Um aber kein Aufsehen zu erregen, reisen Sie, wie wir gestern Abend verabredet, heute allein fort mit meinem Ferdinand. Ich werde mit Clara den Nachtzug benutzen."

„Gut, so mag es geschehen," nickte der Kapitän, „in Bremen erwarte ich Sie, da wollen wir Alles noch weiter überlegen; für's Erste ist die Hauptsache, aus dem Bereiche dieser Haifische zu kommen. Gott wird schon Zeit und Stunde wissen, wann die Vergeltung über diese Rotte Korah herabwettert."

Die Wittwe lächelte trübe und reichte dem ehrlichen Seemann die Hand, welche dieser herzhaft drückte. Dann nickte er ihr vergnügt zu und eilte fort, um Alles zur Abreise vorzubereiten.

Frau Steinhöfer stand einen Augenblick unbeweglich, das bleiche Antlitz auf die Brust gesenkt.

„Muth! Muth!" flüsterte sie. „Du mußt für Deine Kinder leben!"

Und mit ihrer gewöhnlichen Ruhe und Energie ordnete sie Ferdinands Reise-Effecten, um dann später an die eigene Abreise zu denken.

Da umschlangen sie zwei Kinderärmchen, ein blondes Lockenköpfchen schmiegte sich an ihre Brust und zwei helle lachende Augen schauten schelmisch zu ihr auf.

„Der Onkel gab mir Zuckerwerk," flüsterte sie, ihr einige Näschereien in den Mund schiebend, „er sagte, ich solle mit ihm gehen, er wolle mir Schönes zeigen. Da lief ich fort, weil ich mich vor ihm fürchtete."

„Wer, Onkel Brandt?" fragte die Mutter mit banger Ahnung.

„O nein, ein fremder Onkel, er war hier bei Dir, als ich im Garten spielte. O Mama, ich hab' mich wirklich vor ihm gefürchtet."

„Sollst heut' den ganzen Tag bei mir bleiben, mein Clärchen!" sagte die Mutter, sie fest an sich drückend, „mußt beileibe mit keinem fremden Onkel gehen, sonst siehst Du die Mama nie wieder. Hörst Du, heut' nicht von mir gehen."

„Nein, nein, ich geh' nicht wieder fort," rief die Kleine ängstlich nach der Thür schauend, als fürchte sie dort das Erscheinen des fremden Onkels.

Man wollte das Kind ihr entreißen! Dieser Gedanke stählte ihren Muth und machte sie fähig, das Aeußerste zu wagen.

Von dieser Minute an stand ihr Entschluß, Europa zu verlassen, fest.

Sie weinte nicht, als Ferdinands Gepäck abgeholt wurde und Kapitän Brandt mit dem Knaben fortging. Es war der armen Mutter in dem Augenblick, als nähme er Abschied auf ewig, als würde sie ihn nie wiedersehen. Doch verschloß sie den Schmerz tief in der Brust, um die Zuversicht des Kindes nicht zu stören.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Metz, 31. Oct. Die Ztg. für Deutschland erfährt jetzt einiges Nähere über einen am letzten Sonntag Nachmittag (29. Oct.) bei Hördt, zwischen Wendenheim und Bischweiler, vorgekommenen Eisenbahnunfall. Der Personenzug von Straßburg stieß mit einem Güterzuge aus Weißenburg, bez. Saargemünd, zusammen, wodurch die Locomotive des Ersteren umgeworfen, mehrere Personenwagen total zertrümmert und einige Güterwagen erheblich beschädigt wurden. Die Reisenden kamen glücklicher Weise ohne Verletzung davon, uno nur ein Heizer wurde leicht verwundet. Der Personenzug nach Straßburg erlitt dadurch eine Verspätung von 3 Stunden, die Reisenden waren genöthigt, bei Hördt auszusteigen und das mit Trümmern aller Art bedeckte Gleis in einer ziemlich langen Strecke zu Fuß zurückzulegen, um einen Specialtrain zu erreichen, der sie nach Straßburg beförderte, wo sie erst um 2 Uhr Nachts ankamen.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 134. Sonntag, den 12. November **1871.**

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

10. Kapitel.

Es war nach Mitternacht; in dem kleinen Hause der Wittwe Steinhöfer brannte noch Licht, — sie saß im vollständigen Reise-Anzug, mit ihrem schlaftrunkenen Kinde auf dem Schooße, in der kleinen Stube, thränenlos vor sich hinstarrend.

Vor ihr auf dem Tische lag ein Päckchen, welches sie mitnehmen wollte, alles Uebrige sollte der Obhut ihrer Freundin, der Frau Brandt, überlassen bleiben.

Die Frau des Kapitäns, ein resoluter Charakter, treu und gefällig, saß tröstend neben ihr und bemühte sich vergebens, ihr diese Reise auszureden und sie noch in der letzten Stunde zum Bleiben zu bewegen.

„Sie sehen zu schwarz, meine Beste!" meinte sie, „was will ihr Schwager machen, „kann er doch Gott danken, daß Sie die Sache ruhen lassen."

„So lange dieser Mann etwas zu fürchten hat, ruht er nicht," versetzte die Wittwe, „wer weiß, was die nächste Stunde mir schon für Unheil bringen kann, — die böse Ahnung schnürt mir die Brust zusammen. O, läge erst das große Weltmeer zwischen mir und diesem Fürchterlichen! — horch!"

Ein festes Klopfen an die Thür ließ beide Frauen zusammenschrecken. Frau Brandt hielt sich zitternd an dem Tisch, während die Wittwe ihr Kind sanft in die Sophaecke bettete und das Licht ergriff, um nach der Thür zu gehen.

„Mein Gott, Sie wollen doch nicht öffnen?" rief Frau Brandt, „geben Sie mir das Licht, Liebe! ich will mit diesem Störenfried schon fertig werden."

Wiederholtes Klopfen unterbrach ihre Worte, Frau Steinhöfer ging rasch, ohne eine Sylbe zu erwiedern, hinaus, von ihrer Freundin gefolgt.

Als sie die Hausthür öffnete und das Licht erhob, prallte sie entsetzt zurück, — zwei Polizeibeamte traten ihr entgegen, hinter diesen tauchte das wohlbekannte Gesicht einer angesehenen Magistratsperson auf.

„Entschuldigen Sie diesen ungewöhnlichen Besuch, Frau Steinhöfer!" begann Letzterer, sich vordrängend, „das Gesetz verlangt bei besonderen Anlässen, — doch, was sehe ich," unterbrach er sich erstaunt, „Sie scheinen verreisen zu wollen, — ich hörte bereits, daß sie Ihren Sohn fortgesandt —"

„Das habe ich gethan, Herr Bürgermeister!" fiel die Wittwe ihm kalt und stolz in's Wort, „ich hoffe, das Recht dazu zu haben."

„Hm, das fragt sich," murrte er, in's Haus tretend, „folgen Sie mir, meine Herren! — Im Namen des Gesetzes sind diese Beamte befugt, in meiner Gegenwart eine Haussuchung vorzunehmen, Sie werden sich der Nothwendigkeit fügen und uns keine Schwierigkeiten in den Weg legen, Frau Steinhöfer!"

„Eine Haussuchung!" wiederholte die Wittwe, stolz zurücktretend, „welcher Grund

berechtigt Sie zu solchem Einschreiten gegen mich?"

„Das werden Sie später auf der Polizei erfahren, Madame!" rief der eine Beamte kurz.

„Ei, damit ist's nicht gut," sprach Frau Brandt, welche sich kaum von ihrer Erstarrung zu erholen vermochte, „ist denn das erhört, gegen eine unbescholtene Frau so einzuschreiten und sie mitten in der Nacht wie Diebe und Räuber zu überfallen? — Wir wissen wohl, wer diese neue Unthat eingebrockt, der Wind weht von der Hauptstadt her und dem Reichthum ist Jedermann unterthänig und gefällig. Doch Gott findet die Bösen —"

„Still, meine Liebe!" gebot die Wittwe sanft, doch fest, „dem Gesetze sind wir Alle unterthan, wer will sich erkühnen, wider den Stachel zu lecken? Ich will nicht weiter fragen, wessen man mich beschuldigt, um solche Schmach zu rechtfertigen. Thun Sie Ihre Pflicht, meine Herren!"

Ihr Auge fiel bei diesen Worten auf das Päckchen, welches auf dem Tische lag und von dem ersten Polizeibeamten bereits ergriffen war.

Sie bebte leicht zusammen, während ihr Antlitz leichenblaß wurde

„Dieses Päckchen enthält nur Papiere," sagte sie, sich gewaltsam beherrschend, „es sind Briefe meines verstorbenen Gatten und sonstige Schriften, welche rein privater Natur sind und nur Familien-Angelegenheiten betreffen; Sie werden diese, für jedes fremde Auge ohne Interesse, nicht profaniren, ich bitte darum im Namen der Menschlichkeit!"

Der Beamte zuckte die Achseln und versetzte kalt: „Thut mir leid, Madame, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können — ich kann vom Gesetze kein Haar breit abweichen."

„Schändlich, schändlich," rief Frau Brandt außer sich, „solche Gewalt kommt ja nicht bei den Wilden vor, freilich gibt's da auch keine Polizei."

„Still, oder Sie werden auf der Stelle arretirt," gebot der zweite Beamte rauh.

„Machen Sie's kurz," flüsterte der Bürgermeister dem Ersten in's Ohr, „die Sache ist mir äußerst peinlich, es wird sicherlich auf einer falschen Denunciation beruhen."

„Wird sich finden," entgegnete dieser trocken, „wir erfüllen unsere Pflicht, kein Jota mehr."

Eine furchtbare halbe Stunde für die Wittwe des Ermodeten, sie ertrug sie stolz, hatte sie doch schon Grausigeres ertragen lernen.

Der erste Beamte ersuchte sie jetzt, ihm ungesäumt auf's Bureau zu folgen.

„Auch das noch, o, zu viel, — zu viel," flüsterte sie, die Hände vor's Antlitz schlagend. Dann trat sie zu der Kleinen, welche sorglos fortschlummerte, und küßte sie leise, wobei zwei brennende Thränen auf das schöne Antlitz des Kindes fielen.

„Sie verlassen die Kleine keinen Augenblick, liebe Frau Brandt!" sagte sie mit gepreßter Stimme, „schwören Sie's mir!"

„Ich schwöre es Ihnen, theure Frau!" versetzte diese bewegt; „gehen Sie, das gute Gewissen begleitet ihren schweren Gang, auch die Gewalt hat ihre Grenzen."

Ahnte die arme Mutter schon, daß sie ihr Kind nicht wiedersehen sollte? Sie brach plötzlich, so viel sie auch dagegen ankämpfte, in Thränen aus und küßte die Kleine, leidenschaftlich erregt.

Das Kind schlug die Augen auf, schlang die Aermchen um ihren Hals und rief schlaftrunken: „Mama, nicht fortgehen!"

„Sie erregen sich zu sehr, Madame!" sprach der Bürgermeister, „die Geschichte ist so schlimm nicht, — auf der Polizei werden Sie in kürzester Zeit Ihre Schuldlosigkeit nachweisen können. Madame Brandt wird mittlerweile für die Kleine sorgen."

„Gewiß, gewiß, haben Sie keine Furcht, beste Freundin!" betheuerte diese weinend.

Die Wittwe hatte ihre vollständige Fassung wieder erlangt, sie schritt hastig voran, von der Polizei gefolgt, während der Bürgermeister sich kopfschüttelnd nach seinem Hause verfügte.

Man hatte bei der Durchsuchung nichts Gravirendes oder Verdächtiges weiter gefunden, als das Päckchen Papiere, dessen Inhalt von dem Polizei-Inspector jetzt aufmerksam geprüft wurde.

Frau Steinhöfer befand sich in einem Nebenzimmer, von zwei Officianten bewacht;

sie hatte ihre volle Energie wiedergefunden und im äußersten Falle einen Entschluß gefaßt.

Der Inspector that seine Pflicht, als er diese Briefschaften Stück für Stück aufmerksam durchlas, — sie mußten ihn ungemein fesseln, da er die Anwesenheit der Gefangenen gänzlich vergaß und die Zeit im Fluge enteilen ließ.

Endlich, es dämmerte bereits im Osten, hatte er das letzte Papier wieder zusammengefaltet und zu den übrigen gelegt, worauf er Verschiedenes notirte, sich dann erhob und gedankenvoll das Zimmer durchmaß.

Nach einer Weile öffnete er die Thür zu dem Nebengemache und sagte artig: „Ich bitte um Entschuldigung, Madame, Sie so lange warten zu lassen, und möchte Sie ersuchen, hier einzutreten."

Die Wittwe erhob sich und trat in's Zimmer, dessen Thür der Inspector hinter ihr schloß, worauf er ihr achtungsvoll einen Sessel hinschob.

Stolz blieb sie vor ihm stehen und fragte ruhig und kalt: „Dürfte ich mir jetzt eine Erklärung dieses Verfahrens erbitten?"

„Gewiß, Madame! Sie haben das Recht dazu," versetzte der Inspektor höflich; „bitte, setzen Sie sich, ich werde Ihnen alsdann Alles erklären."

Sie setzte sich, worauf auch er Platz nahm.

„Wenn sich aus diesen vorgefundenen Papieren auch keine direkte Schuld Ihrerseits herausstellt," begann er etwas zögernd, „so ist mir doch klar geworden, daß Sie noch immer in schriftlichem Verkehre mit dem als Dieb und Brandstifter steckbrieflich verfolgten Hartmuth stehen —"

„Ah, da hinaus geht diesmal die Bosheit," unterbrach sie ihn überrascht, „ich ahnte so etwas, — ihr Ziel will stets die Ehre des Opfers tödtlich treffen, um es unschädlich zu machen."

„So wissen Sie, von welcher Seite die Denunciation kommt?" fragte der Inspector, einen forschenden Blick auf sie werfend.

„Ja, mein Herr! sie kommt von dem Bruder meines gemordeten Gatten."

„Ich müßte diese Papiere alle durchlesen," fuhr der Inspektor rasch fort, als scheue er sich, die kühne Erklärung der Dame näher zu berühren," „meine Pflicht erheischt leider diese Indiscretion. Ich muß Ihnen gestehen, daß sie mich von Anfang bis zum Schluß gefesselt haben. Wenn alles Wahrheit ist, woran zu zweifeln ich keine Ursache habe, warum gingen Sie nicht vor in Ihrem Rechte? Ja, ich frage Sie, warum leugneten Sie bislang Ihre nahe Verwandtschaft mit dem reichen Commerzienrath Steinhöfer?"

„Die Antwort werden diese Papiere Ihnen hinlänglich gegeben haben, mein Herr!" erwiederte die Wittwe, „ich wollte Hartmuths Schicksal nicht auf die unschuldigen Häupter meiner Kinder herabbeschwören. Dem Reichen stehen Gesetz und Gewalt stets zur Seite."

„Sie irren sich, Madame!" rief der Inspektor etwas gereizt, „vor dem Gesetze herrscht völlige Gleichheit, hier findet kein Unterschied zwischen Reich und Arm statt."

„Wirklich nicht?" fragte Frau Steinhöfer mit einem Anfluge von Hohn, „ei, so sagen Sie mir geschwind, wäre mein Fall, auf den reichen Commerzienrath angewandt, nicht ganz mit den Worten jener bekannten Fabel: „Ja, Bauer, das ist ganz was Anderes!" abgethan worden? — Oder hätten Sie auf meine Denunciation hin eine Haussuchung bei jenem reichen Manne angeordnet? —"

Der Inspector gerieth in Verlegenheit, er biß sich auf die Lippen.

„Hm," lächelte er gezwungen, „der Commerzienrath Steinhöfer ist bekanntlich eine Capicität, eine in der öffentlichen Meinung zu hoch stehende Persönlichkeit, um auf solche Weise compromitirt zu werden."

Er mußte vor dem Blick der Wittwe unwillkührlich die Augen senken.

„Ihre Worte bestätigen einfach meine Behauptung," entgegnete sie, „ich wüßte in der That nicht, wodurch ich die Achtung meiner Mitmenschen verscherzt oder Veranlassung zu solcher Behandlung gegeben hätte. Die Armuth ist der Fluch des Lebens, weil in ihr das Recht zu jeder abscheulichen Beschimpfung liegt, ein Recht, welches das Gesetz selbst sanctionirt."

„Das Unglück macht den Menschen in der Regel ungerecht und bitter in seinem Urtheil," lächelte der Inspektor verlegen, „ich

will Ihre Worte in diesem Sinne richten. Nun, lassen wir das, Madame! es freut mich, Ihnen Ihre Papiere wieder zustellen zu können, mit dem Wunsche, daß es Ihnen in Amerika — Sie wollen doch, bin ich recht unterrichtet, dorthin — recht wohl gehen möge."

„Ja, mein Herr; Ich will Europa verlassen," versetzte die Wittwe, ihre Papiere nehmend, „dort hoffe ich wenigstens vor solchen ungerechten Verfolgungeu und Beschimpfungen sicher zu sein."

Sie wollte das Zimmer verlassen, als der Inspektor sie zurückrief.

„Um Entschuldigung, Madame, Sie haben auch einen Sohn?"

„Ja, mein Herr!"

„Wie alt, wenn ich fragen darf?"

„Zwölf Jahre."

„Sie nehmen den Knaben mit nach Amerika?"

„Allerdings, wie sollte ich ohne Kind fortreisen."

„Leben Sie recht wohl, Madame!"

Er verbeugte sich artig — sie ging.

„Sie können die Dame nach Hause geleiten, Krause!" rief er durch die geöffnete Thür einem der dort harrenden Ofizianten zu.

Mit einer stolzen abwehrenden Bewegung eilte sie jetzt hinaus.

Draußen unter Gottes freiem Himmel stand sie still und blickte zu den Sternen empor.

„Wenn Du mich in diesem Augenblick sehen könntest, Ferdinand!" flüsterte sie mit zuckenden Lippen, „die Schmach, welche Dein Bruder mir, Deinem Weibe angethan, dann müßte Deine Anklage vor Gottes Thron doppelt schwer in die Waage des Gerichts fallen wider Deinen Mörder!"

Sie schüttelte die Verzweiflung, welche sie gepackt, mit ihrer ganzen Willenskraft von sich ab u. eilte, wie vom Sturm getragen, nach Hause.

Drinnen war Alles wie ausgestorben; ob Frau Brandt wohl die Kleine mit sich nach ihrem Hause genommen hatte?

Die Hauptthür war unverschlossen, nur angelehnt, ebenso die Thür zur Wohnstube, wo es stockfinster war.

Eine unerklärliche Angst überfiel die arme Mutter, kalter Schweiß trat auf ihre Stirn, mit zitternder Stimme rief sie den Namen der Freundin.

Keine Antwort. Todtenstille ringsum, doch nein, sie vernahm deutlich die regelmäßigen Athemzüge einer Schlafenden, und leichter wurde ihr Herz.

Jede Angst und Anfregung von sich werfend, suchte sie vor allen Dingen jetzt erst Licht anzuzünden; es gelang ihr nach wenigen Minuten.

„Ah, Gott sei Dank!" sprach sie nach einem tiefen Athemzuge, als sie Frau Brandt in ihrem Lehnstuhl schlafend erblickte.

Ihr zweiter Blick galt der Sophaecke, wo sie ihr Kind zurückgelassen, sie war leer; es mochte wohl in seinem Bettchen schlafen.

Ohne die Freundin zu wecken, flog sie mit dem Lichte in die Kammer. Das Bettchen war unangerührt.

Sie stieß einen Schrei aus und stürzte zurück, um die Schlafende zu wecken.

Frau Brandt fuhr empor und starrte sie erschreckt an.

„Ah! da sind Sie ja wieder, Gott sei Dank!"

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

(Ein Wort von 7 Buchstaben.)

Den Zweiten weg: so sanft und rein
Sollt' jedes Menschen Inn'res sein,
Ohn' zwei, sechs, sieben hart Geschick!
Sehnt man sich nach der Musik,
Du darfst es ohne fünftes Zeichen
Nicht Fremden, sondern Deinesgleichen.
Es läßt sich ohne Buchstab' vier,
Am besten thun auf einem Thier.
Wenn nicht zwei, fünf, sechs, sieben steh'n,
Was bleibt, ist an dem Schiff zu seh'n.
Sieht man der Zeichen Erstes nicht,
Wer dann es thut, der scheut das Licht.
Eins, vier hinweg, dann nennt es dir
Ein Thier von großer Freßbegier.
Wirst eins und drei du, Leser, streichen:
Von zwölf wird sich ein Bruder zeigen.
Eins, zwei und fünf, die lösche aus,
Dann breitet es sich lustig aus,
Viel Land im Süden wird bedeckt
Vom Ganzen, das gar herrlich schmeckt.

Auflösung der Charade in Nr. 131 des Unterhaltungsblattes: „Jonathan."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 135. Dienstag, den 14. November **1871.**

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

„Wo ist mein liebes Kind!" rief die Mutter in Todesangst.

„Es schläft auf dem Sopha, liebe Freundin! Mein Gott, was fehlt Ihnen? — Das Kind —"

Sie sprang auf und blickte nach der leeren Ecke, Todtenblässe überzog ihr Gesicht.

„Es muß da sein, ich setzte mich neben das Kind um zu wachen und muß darüber eingeschlafen sein. Clara! Clara!"

Sie nahm mit zitternder Hand das Licht und durchsuchte alle Räume des Hauses von oben bis unten, das Kind mußte sich irgendwo versteckt oder nach der Mutter gesucht haben. Diese folgte ihr mechanisch, alles Leben schien aus dem starren Antlitz entwichen zu sein.

Frau Brandt eilte in den Garten, nirgends eine Spur von dem Kinde, die arme Frau war in Verzweiflung.

„Clärchen! Clärchen! O, heiliger Gott! Du wirst so schwer mich nicht strafen!"

Sie kehrte in's Haus zurück und stolperte über einen Gegenstand, — die arme, unglückliche Mutter lag bewußtlos am Boden.

Wie von Furien gehetzt flog Frau Brandt nach dem Polizeigebäude, — dort war noch Licht; der Inspektor, welcher seine Wohnung hier hatte, saß noch mit Schreiben beschäftigt in demselben Zimmer, wo er mit der Wittwe die kurze Unterredung geführt.

Die Frau konnte vor Aufregung und Verzweiflung kaum die Mittheilung von dem plötzlichen Verschwinden des Kindes machen.

Der Inspektor erschrack sichtlich, — er ging einige Male rasch auf und nieder und versprach dann sogleich seinen thätigen Beistand. „Bleiben Sie bei der armen Frau Steinhöfer," sagte er theilnehmend, „ich werde sogleich hinkommen."

Als sich Frau Brandt entfernt hatte, rief der Inspektor einen Officianten, welcher den Nachtdienst hatte.

„Sie werden sich sogleich in das Hotel „Zum Kronprinzen" begeben, Krause, und dort bei dem Portier oder Wirth genaue Nachfrage halten, welche Fremden mit dem Nachtzuge abgereist sind. Von da ab erwarten sie mich am Bahnhofe."

„Sehr wohl, Herr Inspektor!"

Der Officiant verließ das Haus, — bald darauf der Inspektor, welcher sich geradeswegs nach der Wohnung der Wittwe Steinhöfer begab.

Als er in's Haus trat, hörte er ein leises Schluchzen und Klagen; durch die nur angelehnte Thür der Wohnstube schimmerte Licht, er klopfte und stand auf der Schwelle, wo er betroffen stehen blieb.

Es war Frau Brandt, welche so laut jammerte und klagte, während die unglückliche Wittwe auf dem Sopha saß und mit weit geöffneten Augen vor sich hinstarrte. In kurzen Zwischenpausen strich sie sich langsam über die Stirn und sprach tonlos die Worte:

„Alles todt! Alles todt!"

„O, Herr Inspektor!" rief Frau Brandt,

als sie den Beamten erblickte, „rathen, helfen Sie mir! So ist sie nun, seitdem sie aus der Ohnmacht erwacht, so viel ich ihr auch zurede."

„Das ist furchtbar," sprach der Inspektor tief erschüttert, „holen sie rasch einen Arzt, liebe Frau, ich werde so lange hier bleiben."

Sie eilte fort und kehrte nach kurzer Zeit mit einem Arzte zurück, welcher den Zustand der Unglücklichen gewissenhaft prüfte und dann den furchtbaren Ausspruch that: „Sie ist wahnsinnig!"

„Ich werde dafür sorgen, daß sie in eine Heilanstalt gebracht wird," sagte der Inspektor, „Ihrer Obhut vertraue ich sie bis morgen an, liebe Frau!"

Er verließ das Haus, um sich nach dem Bahnhof zu begeben und konnte, soviel er auch das, was er gethan, als seine einfache Pflicht erkannte, ein peinliches Gefühl nicht los werden, ein Gefühl, wie er es in seiner ganzen Laufbahn noch nie empfunden.

Sein Officiant erwartete ihn am Bahnhof und stattete den Bericht ab, daß in dieser Nacht Niemand abgereist sei, — am vorherigen Abend zwei Fremde, welche nacheinander eingetroffen, sich hier wohl ein Rendezvous gegeben hätten.

Der eine von Ihnen, Doctor Wolff, war der Denunciant gewesen; auf ihn hatte der Inspektor nach der Lectüre jener Papiere gegründeten Verdacht hinsichtlich des Kinderraubes.

Er zweifelte keinen Augenblick, daß dieser Raub von dem Commerzienrath ausgehe, aber wie ihn packen, ohne sich die Finger zu verbrennen? War die Mutter ja doch jetzt wahnsinnig, und so am Ende besser, der mysteriösen Geschichte nicht weiter nachzuspüren.

Als sie deßhalb vergebens am Bahnhof wie am Hafen Nachforschungen gehalten, ließ der Inspektor die Sache auf sich beruhen und kehrte nach Hause zurück mit dem Vorsatze nach Kräften für die unglückliche Frau zu sorgen und dem Commerzienrath einige verständliche Worte zukommen zu lassen.

11. Kapitel.

Eginhard Steinhöfer saß in seinem Zimmer, emsig an dem Modell einer kleinen Maschine arbeitend.

Ein neuer Geist schien seit dem Tage, an welchem er Hartmuths Zeilen gelesen, ihn zu beleben; die Träumereien gewaltsam bannend, wandte er sich mit eisernem Fleiße den praktischen Wissenschaften zu, besuchte die polytechnische Schule und war häufig auf der väterlichen Fabrik zu finden, um sich von den Arbeitern bald dies, bald jenes erklären zu lassen. Alle liebten den freundlichen jungen Herrn und sehnten die Zeit herbei, wo er die Fabrik übernehmen würde.

Der Vater freute sich im Stillen dieser wohlthätigen Veränderung und ließ ihn unumschränkt gewähren, während die Mutter mit ihren beiden Complicen sich von ihrer ersten Ueberraschung kaum zu erholen vermochte und auf neue Pläne sann.

„Nur ruhig, keine Uebereilung, Kinder!" pflegte der Notar mit seiner gewöhnlichen Ruhe zu sagen, „wir haben den Commerzienrath im Netze; mag er zappeln, so viel wie er will."

Die Reise schien er gänzlich aufgegeben zu haben; als seine Frau ihn daran erinnerte blickte er sie finster an und sprach: „Es scheint, daß vier Augen Euch hier zu viel sind — noch bin ich Herr im Hause, — hütet Euch vor meinem Mißtrauen!"

Er war jetzt ruhiger und sicherer wieder in seinem ganzen Wesen; fürchtete er jetzt doch nicht mehr das Gespenst neuer Erbansprüche, seitdem er von dem Polizei-Inspektor einen Brief erhalten, worin dieser ihm die traurige Episode mit seines Bruders Gattin und Kindern mittheilte. Es war dem stolzen Manne freilich unlieb, einen theilweisen Mitwisser seines Geheimnisses in jenem Beamten zu haben, und er hätte gern die betreffenden Papiere, welche jener in Verwahrsam genommen, gehabt.

Doch durfte er sich keine Blöße geben, genug, daß die ganze Familie jetzt mit einem Schlage unschädlich für ihn gemacht worden; konnte er nun doch wieder ruhig schlafen und sich des Genusses freuen.

Er antwortete deßhalb auch sogleich dem Inspektor äußerst freundlich, fügte eine nicht unbedeutende Summe zur Verpflegung der un-

glücklichen Geisteskranken bei und setzte bedauernd hinzu, wie der verstorbene Gatte, welcher als Selbstmörder geendet, sich stets für einen natürlichen Sohn seines seligen Vaters ausgegeben und abenteuerliche Erbansprüche erhoben habe. Er empfinde das tiefste Mitleid mit dem Schicksal der unglücklichen Familie und bäte dringend, ihm dann und wann Nachricht zukommen zu lassen. „Sollten die armen Waisen meiner Hülfe einmal bedürfen, so mögen sie sich nur ohne Scheu an mich wenden und meiner Hülfe versichert sein. Es würde mich sehr interessiren, jene Papiere, von welchen Sie in ihrem Schreiben gesprochen, einmal durchsehen zu können, und wenn es sich mit ihrer Pflicht vertrüge, würden Sie mich durch die Uebersendung sehr verbinden u. s. w."

Der Inspektor lächelte spöttisch, als er dieses las. Er war durch den Brief mehr als je überzeugt, daß Ferdinand Steinhöfer der leibliche Bruder des Commerzienraths gewesen, und nicht gewillt, dem reichen Manne das Heiligthum der Wittwe auszuliefern.

Ohne Zögern antwortete deßhalb der Inspektor dem Commerzienrath ablehnend, entschuldigte sich mit seiner Pflicht und acceptirte das Anerbieten, sobald von den beiden Waisen eine Spur aufgefunden sei. Er wisse nur, daß der Knabe mit einem Freunde der Mutter auf der Reise nach Amerika sich befinde, das kleine Mädchen jedoch noch immer spurlos verschwunden sei. So viel er aus den Briefen erfahren, werde Kapitän Brandt den Knaben Ferdinand zu dem seiner Zeit steckbrieflich verfolgten Hartmuth bringen, dessen genaue Adresse er beifüge.

„Mag er dort bleiben," murmelte der Commerzienrath, diesen Brief sorgfältig in seinen Schreibtisch verschließend; „den gebrandmarkten Hartmuth fürchte ich nicht mehr, in seiner Gesellschaft wird auch der Knabe mir völlig unschädlich."

Er ließ eine geraume Zeit verstreichen, bis er den Notar Wolff eines Tages so beiläufig fragte, was denn eigentlich aus der kleinen Tochter des Selbstmörders geworden sei. —

„Hm", entgegnete Wolff, den Commerzienrath fest anblickend, „in dieser Sache bin ich unwissend, fragen Sie Frank, ich glaube wohl, daß er Ihrer Firma den Dienst geleistet hat, Herr Sohn!"

„Frank? — so, das ist mir nicht angenehm, warum nahmen Sie eigentlich die Sache nicht in die Hand, Herr Vater?"

„Ich liebe es nicht, mich direct zu besudeln," versetzte Wolff scharf, „in dieser Weise sind meine Hände stets rein geblieben wie mein Gewissen."

„Eine schöne Logik!" rief Steinhöfer bitter, „auf solche Weise wäre der Soldat für die Anordnungen und Befehle des Feldherrn verantwortlich. Ich will wissen, wo das Kind geblieben ist?" setzte er heftig hinzu.

„Mein Gott, was wollen Sie mit der kleinen Kreatur, Herr Sohn?" lachte Wolff verächtlich, „sie am Ende gar adoptiren oder für Eginhard erziehen? Wahrhaftig, die Sühne wäre so übel nicht, ganz romantisch, der prächtigste Stoff für einen Romanschriftsteller!"

Der Commerzienrath wurde dunkelroth vor Zorn und antwortete nichts, die Ueberlegenheit des Schwiegervaters erbitterte ihn auf's heftigste.

„Und wenn ich's wollte?" sagte er endlich mit heiserer Stimme, „wer könnte mich daran hindern?"

„Die Rückkehr des großen Jungen, welcher nach Amerika gegangen ist, um dort aller Wahrscheinlichkeit nach von Hartmuth zum Racheengel erzogen zu werden. Wollen Sie den auch adoptiren, vielleicht alsdann mit Eginhard associren? Es wäre Letzterem gewiß äußerst angenehm, die ganze Brut, Hartmuth in erster Reihe, an sein Herz zu nehmen."

„Eginhard ist vernünftig geworden —"

„Seitdem jener Kapitän Brandt ihm Nachrichten überbracht hat," unterbrach ihn Wolff.

„Daran dachte ich nicht," murmelte Steinhöfer erbleichend. „Sie glauben also wirklich, Vater, mein Sohn könnte später solchen unsinnigen Gedanken fassen und das Erbe seines Vaters zersplittern? — halten es für möglich, daß er diesen Hartmuth zurückrufen könnte?"

„Ich bin davon überzeugt, daß ihn diese

Gedanke bei Allem, was er thut, einzig leitet," versetzte der Vater mit fester Stimme: „haben Sie ihn zum Erben eingesetzt, dann wird er jedenfalls ungehindert ausführen, was er sinnt und träumt."

„So weit sind wir noch nicht," murmelte der Commerzienrath.

„Er wird sicherlich den Aufenthalt jenes Hartmuth kennen," fuhr Wolff fort, „und wenn ich auch dafür gesorgt habe, daß der Knabe Ferdinand Steinhöfer niemals Amerika betritt —"

„Wie?" fuhr Jener empor, „was haben Sie gethan, Vater!"

„Was ich für nothwendig erkannt," sprach dieser kalt, „es war eine gefährliche Schlange, welche bei Zeiten zertreten werden mußte, wollten wir nicht dereinst, wenn sie erwachsen, tödtlich von ihr verwundet werden. Ich habe bereits Nachrichten aus Newyork, wo das Schiff des Kapitän Brandt nach sechs Wochen Fahrt glücklich angekommen ist. Einige kleine Unfälle abgerechnet, wie leicht passirt es nicht, daß ein muthwilliger Knabe in die See fällt und ertrinkt."

Der Commerzienrath wandte sich ab, das leichenblasse Gesicht einen Augenblick mit der Hand bedeckend.

„Diese Blutschuld wälze ich von mir ab," sprach er dumpf, „ich bin unschuldig daran."

„Nun gleichviel, wer die Schuld trägt," fuhr Wolff gleichmüthig fort, „es ist dies nur ein Glied der großen Kette, welche aus Ihrer Kindheit schon herüberragt, mein theurer Sohn! Ein Act der Nothwehr, weiter nichts. Die Vortheile dieser That sind doch wahrlich für Sie nicht zu verkennen; auch für diese That haben Sie sich in der Hauptsache bei unserm vortrefflichen Frank zu bedanken."

„Frank, und immer nur dieser Name," murmelte der Commerzienrath ingrimmig. „Gut, nun," fuhr er lauter fort, „nur vergessen Sie, Herr Vater, daß solche Gefälligkeiten in der Regel unser Conto zu schwer belasten. Was verlangt er dafür?"

„Noch nichts, und wenn auch; haben wir unsere Hände nicht frei davon erhalten? Seien Sie doch kein Thor, lieber Steinhöfer. Frank ist Ihr aufrichtiger Verbündeter oder was Sie sonst wollen, ich schätze ihn hoch. Ihre größten Feinde sind der eigene leibliche Sohn und jener Mensch in Amerika, mit dem er heimlich correspondirt; wüßte ich nur dessen genaue Adresse."

„Ich kenne sie," sprach der Commerzienrath.

„Wie?"

Jener ging an seinen Schreibtisch und reichte ihm den Brief des Inspektors.

„Prächtig," schmunzelte der Vater, „das fehlte noch in die Kette, dann ist sie vollständig. Von welchen Papieren spricht unser Polizeimann denn hier?"

„Es sind Papiere, Briefschaften jenes Selbstmörders, welche seine Familiengeheimnisse betreffen. Ich ersuchte den Herrn um die Lectüre desselben, er schlug sie mir ab, wie Sie sehen."

„Und hat sie selber gelesen?"

„Ja, der Mann ist von Allem unterrichtet, er ist indessen klug genug, die Sache als Roman zu behandeln."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Vergebliche Vorsicht.) General Douai, welcher bekanntlich in der Schlacht am Gaisberg fiel, hatte Tags zuvor der Frau seines Quartierträgers, eines Gutspächters, seine gebrauchte Leibwäsche übergeben mit dem Auftrage, dieselbe zu reinigen oder reinigen zu lassen, damit er in Karlsruhe keine Umstände damit habe.

Die „Konstanz. Ztg." schreibt: Herr Dr. Brentano von Mannheim, z. Z. in Zürich, der sein Vermögen in Chicago in Häusern angelegt hatte, erhielt von seinem dortigen Verwalter folgende Depesche: Alle Ihre Häuser sind vollständig abgebrannt. Soll ich sofort wieder aufbauen?

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 136. Donnerstag, den 16. November **1871.**

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

„Das genügt nicht," versetzte Wolff fest, „wir müssen die Papiere vernichten. Die Frau ist wahnsinnig, höchstwahrscheinlich für ihr ganzes Leben; die beiden Kinder todt, oder doch so gut als todt, jener Hartmuth ehrlos gemacht, — die Sache also für uns rein abgewickelt, da ich schon sorgen werde, daß jener Mensch Europa nie wieder betritt. Nun erwächst uns in diesem Inspektor eine neue Gefahr, doppelt, weil er Polizeimann, also nicht leicht anzugreifen ist. Wir müssen die Papiere haben, um jeden Preis, hören Sie, Herr Sohn, um jeden Preis!"

„Rathen Sie mir, ich überlasse Ihnen die Sache."

„Geben Sie mir unmschränkte Vollmacht hinsichtlich des Geldpunktes?"

„Vollständig, nur schaffen Sie mir dieses neue Gespenst aus dem Wege, Vater!"

„Bon, es soll bald gemacht sein, dieser Polizei-Achilles wird doch auch wohl seine Ferse haben. Ja, ja, Herr Sohn! das wäre gefundenes Futter für irgend einen nach pikantem Stoff heißhungerigen Romanschriftsteller, das Publikum verschlingt solche Lectüre."

„Um Gotteswillen, das brächte mich unter die Erde," rief der Commerzienrath außer sich, „gegen dergleichen kann man sich ja gar nicht einmal schützen!"

„Nun, ich will einem solchen möglichen Scandal schon vorbauen," lachte der Notar, „wenn uns für die Zukunft der Eginhard keine Dummheiten anrichtet. Sie haben noch das Mittel in Händen, einen mächtigen Riegel vorzuschieben."

„Und das wäre?" fragte der Commerzienrath nach einer Pause.

„Ein Testament, worin Sie die für solche Fälle nöthigen Vorkehrungen in bündigster Form treffen. Glauben Sie mir, lieber Steinhöfer, Eginhards seltsame Veränderung ist nur die Folge bestimmter Vorschriften aus Amerika. Wir haben damals selber gesehen, welche unheimliche Macht jener Mentor über seinen Zögling besaß; ich bin überzeugt, er besitzt sie noch heute, und wird diese Macht, wenn der Knabe erst Mann geworden, zu seinen Zwecken sicherlich ausbeuten. Sie werden dann wahrscheinlich für den Communismus gespart haben."

„Still, still, der Gedanke bringt schon mein Blut zum Sieden," rief Steinhöfer, beide Hände ballend, „der Junge wäre weiß Gott im Stande dazu. Setzen Sie mir noch heute ein Testament auf, Vater, mit allen nöthigen Klauseln versehen, um meinem Erben, dem Träger meines Namens, die Hände zu binden."

„Gut, wer soll an seine Stelle treten, wenn der Erbe den Bedingungen des Testaments zuwider handelt?"

„Dafür lasser Sie einstweilen einen freien Raum, ich hoffe sobald noch nicht zu sterben. Im Uebrigen soll es rechtskräftig angefertigt werden."

„Noch eins, lieber Steinhöfer, ich würde Eginhard auf einige Jahre nach England zur praktischen Ausbildung senden. Kennt er Hartmuths Adresse wirklich nicht, dann sind sie getrennt."

„Er wird sich dagegen sträuben," meinte der Commerzienrath nachdenklich.

„Pah, gebrauchen Sie einfach Ihre natürliche Autorität dem unmündigen Knaben gegenüber. — Ich bin überzeugt, er kommt als vollendeter Gentleman zurück."

„Nun wohl, ich sehe ein, es muß sein, um ihn gründlich zu heilen," sprach Steinhöfer nach einer kleinen Pause entschlossen, „so sei es denn, Testament und Reise als Schutzdämme gegen die drohende Sturmfluth seiner phantastischen Träume. Ich handle damit nur für sein Bestes, er wird mirs später danken. Im Uebrigen verlasse ich mich auf Sie für die Vernichtung des Romanstoffes, auf daß ich einmal wieder ruhig, ohne Gespensterfurcht schlafen kann."

„Unbesorgt, mein Lieber; ich verfehle so leicht nicht mein Ziel; Sie können schon jetzt ruhig schlafen, wir haben es ja überall nur mit Menschen zu thun."

Er ging, — der Commerzienrath aber konnte trotz aller Schutzdämme die Ruhe nicht finden, — es gibt Gespenster der Vergangenheit und Zukunft, welche sich so leicht nicht beseitigen lassen.

Nach acht Tagen hatte der Notar Alles erreicht, was er sich vorgesteckt. Die Papiere des Selbstmörders waren in seinen Händen das Testament verfertigt und Eginhard bereits auf der Reise nach England.

Letzterer war wider Erwarten und bereitwillig auf des Vaters Wunsch eingegangen.— Großvater und Vater ahnten es nicht, daß Frau Brandt sich bereits im Besitze seiner neuen Adresse befand.

Und die Papiere? — Der schlaue Notar hatte ganz richtig vorausgesetzt, daß der Inspektor wie alle Sterblichen seine Archillesferse besitzen müsse, diese Ferse war seine Vorliebe für Couponschneiden.

Der Notar knickerte nicht mit dem Gebot, und der gute Inspektor erbat sich acht Tage Bedenkzeit. Nach dieser Frist lieferte er den gefährlichen Romanstoff aus und erhielt die bedungenen Silberlinge.

Als er die Summe zwischen den verschwiegenen Wänden seines Zimmers nachzählte, lächelte er spöttisch in sich hinein und murmelte: „Die Polizei ist doch noch listiger als ein durchtriebener Advokat, wir haben unser amtliches Gewissen bewahrt."

Der schlaue Notar war insofern überlistet, als der Inspektor eine getreue Copie aller Schriften besaß. Wofür hätte man sonst auch Copirmaschinen?

Ob der Commerzienrath jetzt ruhig schlafen konte? Wir bezweifeln es.

Draußen vor dem Agiedienthore wohnte eine alte Frau in einem Hause, worauf eine ungesühnte Blutschuld ruhte. Sie wollte noch immer nicht zum zweiten Male sterben, die alte Großmutter, als ob der Tod sich vor ihr fürchte oder sie ganz vergessen habe.

Der reiche Commerzienrath floh dieses Haus, — es war ihm, als hielte ein blutiger Schatten Wache vor demselben, während die Mutter drinnen im Sarge lag.

Wollten denn immer neue Gespenster auferstehen? — Seine Nerven schienen in der That schwächer zu werden, war er doch niemals so reizbar gewesen als jetzt, seitdem Eginhard fort war, obgleich seine Fabriken einen immer größeren Aufschwung nahmen und der reiche Mann sein Vermögen bald zu verdoppeln versprach.

Mehrere Jahre waren vergangen, der Sohn schrieb nur selten, er wünschte noch immer in England, wo es ihm zu gefallen schien, zu bleiben.

Der Vater sehnte sich krampfhaft nach ihm, auf ihn hatte er doch Alles, was sich an Liebe in seinem Herzen barg, gehäuft.

Die Genüsse des Lebens widerten ihn an, — er war in wenig Jahren alt geworden, ein Greis im Innern und Aeußern.

Den Schwiegervater haßte und fürchtete er; warum hatte dieser Mann die Pläne seiner Kindheit so entsetzlich durchgeführt?"

Es liegt etwas Seltsames im menschlichen Charakter, das selbstsüchtige Bestreben, für alles Böse, was wir im Grunde als Ausfluß des eigenen Willens anzusehen haben, Andere verantwortlich zu machen.

So sah der Commerzienrath in dem Notar seinen bösen Geist, welcher ihn an den Abgrund des Verderbens mit sicherer Hand geleitet, um dann seiner innern Qual zu spotten.

Er vergaß, daß der Plan gegen den jüngeren Bruder schon als Knabe selbstständig in seiner Brust gekeimt und giftige Blüthen getrieben hatte. Der Notar Wolff brachte die Blüthe nur zur Frucht, das Verdienst hatte er dabei.

„Er ist ein Schwachkopf!" flegte der Notar zu sagen, „ein Mensch von schwachen Nerven muß im großen Geleise bleiben, — die sogenannten Guten sind alle ohne Ausnahme nervenschwach."

„Er wird unausstehlich reizbar," meinte die Commerzienräthin; „wie wär's, Papa, wenn Du ihm zu einer Reise riethest? Er sehnt sich ja so sehr nach seinem Sohne!"

„Wollen's versuchen, Kind! — ich bitte Dich indessen, Deinen Neigungen ein wenig geheimer zu folgen, — Dein Mann muß noch geschont werden. Du könntest mir nahe am Ziele noch Alles damit verderben."

„Du glaubst also?"

„Hm, ich glaube. Dein Mann ist einer Katastrophe näher als wir glauben. Er beginnt selbst im Geschäftsleben schon große Fehler zu begehen. So lange er aber noch Herr ist —"

„Ich verstehe und werde Deinen Wink befolgen."

Der Commerzienrath blickte seinen Schwiegervater, als dieser ihm zu der Besuchsreise nach England rieth, groß an und neigte dann zustimmend den Kopf.

12. Kapitel.

Eginhard hatte sich in diesen letzten Jahren bedeutend verändert; obgleich erst 20 Jahre alt, erschien er doch viel älter und gereifter, der Ernst des Lebens hatte ihn schon frühzeitig rauh gestreift und kein Sonnenblick mütterlicher Liebe die Blüthen seiner Jugend berührt.

Die Genüsse einer Weltstadt wie London hatten ihn nicht reizen können, jede Verführungskunst war spurlos an ihm abgeglitten, — er wollte hier lernen, weiter nichts, — als Mann die Heimath wieder betreten, um auch als Mann handeln zu können, das war sein fester Entschluß.

Dem reichen Erben hätten sich auf seines Vaters Namen die Thüren der Reichen willig geöffnet, er floh die Pracht und suchte das Elend auf, um die Quelle des socialen Uebels zu erforschen und die Noth in ihrer nackten Gestalt zu lindern.

Und saß er wieder einsam in seinem Zimmer, dann baute er an der Zukunft und entwarf Pläne, um dereinst in seinem Wirkungskreise das zu verwirklichen, was die Stimme in seiner Brust ihm befahl.

Arbeit und Kapital! die beiden bedeutungsvollen Worte wurden auch für ihn, welcher dereinst über große Mittel zu gebieten hatte, die Losung der Zukunft; ihre schroffen Gegensätze auszugleichen, sie harmonisch mit einander zu vereinen, daß sie als Freunde Hand in Hand mit einander das Glück der Menschheit gründen helfen, und das krasse Elend schwinde, das war das große Problem, woran er arbeitete, dem er sein ganzes Leben zu weihen beschloß mit sichtlichem Ernst und heiligem Bestreben, — ein Problem, dessen Lösung das Stichwort unserer Gegenwart geworden nnd immer drohender im socialen Leben auftritt.

Der ganze Charakter des jungen Mannes hatte sich bei diesem ernsten Streben schon früh und wunderbar gefestet, er kannte das eine Ziel, das große, zu dessen Erreichung das Geld die nothwendige Brücke bilden mußte. In diesem Sinne schätzte er es hoch und erlaubte sich deßhalb, so groß auch der Credit war, welchen der Vater ihm in London für seine Bedürfnisse freigestellt, keine überflüssigen Ausgaben; wo ihm die Versuchung, sie zu machen, nahte, erinnerte er sich der Armen und Elenden, und bestimmte mit heldenmüthiger Selbstüberwindung das Geld für sie, welche er seine nächste Familie nannte.

Durch den Kapitän Brandt, welchem er, wie schon bemerkt, seine genaue Adresse durch dessen Frau gesandt, hatte er noch einmal Nachricht von Hartmuth erhalten, worin dieser ihm seine frühere Mahnung dringender wie

derhalte und zur männlichen Ausdauer aufforderte.

„Sollte das Schicksal mir die Heimkehr verbieten," so schrieb er weiter, „dann werde ich Dir einen Freund senden, welcher berufen ist, für meine Ehre aufzutreten und die Bosheit, welcher ich zum Opfer gefallen, zu entlarven. Nur dieser eine Gedanke, der Vergeltung und Sühne, erhält mich am Leben, das jeden sonstigen Reiz für mich verloren hat. — Vergiß es nie, mein Sohn, daß Du den Namen, welchen Du trägst, nicht beschimpfen darfst, und Kindespflichten auch gegen unnatürliche Eltern zu erfüllen hast. Das Packet, welches ich Dir einst zur Aufbewahrung übergab, wirst Du, wie ich Dir schon einmal geschrieben, an Deinem 21. Geburtstage öffnen. Du bist alsdann nach den Gesetzen Deiner Heimath mündig. Bis dahin wirst Du Näheres darüber von mir noch erfahren."

„So darf ich die Ehre des Freundes nicht wiederherstellen," sprach Eginhard düster, als er dieses gelesen, „muß es Fremden überlassen, für ihn in die Schranken zu treten, weil ich Diejenigen zu schonen habe, welche mir die Nächsten, die heiligsten Namen sind, — weil ich Kindespflichten auch gegen unnatürliche Eltern zu erfüllen habe. Unnatürlich, ja wohl!"

Er seufzte jetzt tief auf und schlug beide Hände vor's Gesicht.

„Weh mir, wenn ich dereinst Alles erfahre," murmelte er, „wie viel Unheil mag die Vergangenheit dieses Mannes, den ich Vater nennen muß, bergen, wie viel zu vergelten, wie viel zu sühnen sein!"

Als Eginhard eines Tages von seiner Wanderung heimkehrte, erwartete ihn sein Vater.

Eginhard duldete schweigend seine Umarmung und hörte still die Berichte aus der Heimath an, ohne nur ein einziges Mal nach seiner Mutter zu fragen,

Der Commerzienrath freute sich sichtlich der stattlichen Haltung seines Sohnes und fragte ihn nach seinen Bekanntschaften.

„Mein Name wird Dir die ersten Häuser der Industriellen geöffnet, Dich in die ersten Kreise geführt haben, mein Sohn! Ich hoffe, Du hast meine Empfehlungen benutzt, obgleich ich niemals von Dir darüber gehört habe. Du warst überhaupt sehr sparsam mit Deinen Briefen und ich zu stolz, anderswo meine Erkundigungen über den einzigen Sohn einzuziehen, als bei Dir selber. Mr. Gibson, an den Du adressirt warst, tadelt Deinen Hang zur Einsamkeit, er nennt Dich einen Eremiten."

„In seinem Sinne mag der gute Mr. Gibson Recht haben," versetzte Eginhard, „ich hasse die sogenannten Freuden der Geldklassen, und suche mein Vergnügen anderswo. Hier in London habe ich die krassen Gegensätze von „Arm" und „Reich" studirt, um sie dort in der Heimath in die Praxis zu übersetzen."

„Du scheinst hier wieder der alte Narr geworden zu sein, mein Sohn!" versetzte jetzt der Commerzienrath finster; „willst Du vielleicht zwischen diesen Gegensätzen den Mittler spielen?"

„Wenn Gott mir Gesundheit und Kraft verleiht, so hoffe ich, Deinem Namen einen anderen Glanz als den des Geldes zu verleihen," sprach Eginhard mit fester Stimme.

„Ah, Du willst vielleicht selbst das Kreuz der Armuth auf Dich nehmen, um das Märtyrerthum des Bettlers zu erringen!" lächelte der Commerzienrath ironisch, „nun, solche Träume werden bald genug vergehen, wenn sie praktisch an Dich herantreten."

„Glaubst Du denn wirklich, Vater! daß wir den großen Ueberfluß nur besitzen, um uns eine Macht zu verschaffen?" fragte Eginhard traurig, während sein Auge forschend an der verfallenen Gestalt des Vaters hing.

„Und wozu denn anders?" lächelte Steinhöfer.

„Das wäre traurig — sprich Vater! — ist dieser Ueberfluß, den Du anhäufest, von Deiner Seite ein durchaus rechtlicher Erwerb? Ist denn Alles Dein unbestrittenes Eigenthum?"

Der Commerzienrath erschrack so heftig, daß er todtenbleich wurde und an allen Gliedern heftig zitterte.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 137. Sonntag, den 19. November *1871.*

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Wußte sein Sohn Alles? — Der Commerzienrath athmete mühsam, Eginhard hatte in seiner Frage nur die sociale Seite berühren wollen.

„Laß uns die Sache nicht weiter erörtern, Vater!" fuhr Eginhard fort, ohne die Erregung des Vaters zu beachten, „sie wird früh genug von selber auftauchen; wohl dem, welcher sich darauf bei Zeiten vorbereitet und den Zündstoff aus dem Herzen zu entfernen sucht."

„Ja, ja, es gibt revolutionäre Burschen auch unter unsern Arbeitern," sprach Jener nachdenkend, „man muß diesen Zündstoff entfernen, ich werde bei meiner Heimkehr reines Haus machen, Deine Winke sollen nicht vergebens gewesen sein."

„Du verstehst mich nicht, Vater!"

„Wehe Dir, sollte ich Deine Worte anders verstehen, als ich sie zu deuten für gut befinde, mein Sohn!" rief Steinhöfer stirnrunzelnd. „London ist kein Ort für Dich, Du meidest die Gesellschaft, zu der Du gehörst, und suchst den Abhub auf. Das sind die Früchte jener unseligen Erziehung, welche Du in den Händen eines Diebes und Brandstifters empfangen?"

„Kein Wort weiter, oder ich vergesse, welchen Namen Du führst," sprach Eginhard mit fester Stimme; „ich werde es nimmer dulden, daß der von Euch Gemißhandelte auch noch in meiner Gegenwart beschimpft wird. Hütet Euch, die Zeit wird kommen, wo das Geld Euch nicht mehr schützt und manchem Ehrenmanne die gleißnerische Maske abgerissen wird."

„Knabe! Du wagst es, so zu Deinem Vater zu reden?"

„Willst Du eine andere Sprache, dann muß ich Dich bitten, mein Gefühl zu schonen."

„Kindischer Thor, ich werde Dich noch einmal in andere Zucht geben müssen. Packe Deine Sachen ein und mache Dich bereit, noch an diesem Abend mit mir abzureisen."

„Das wäre ein tyrannischer Zwang, Vater! Laß mich hier, die Luft der Heimath taugt nicht für mich, wenigstens jetzt noch nicht. Ich will als Mann heimkehren."

„Du kennst nur noch den Willen Deines Vaters, merke Dir das, Knabe! Sprich, was hält Dich eigentlich noch hier in London?"

„Die Luft der Heimath," versetzte Eginhard bleich und kalt, „ich möchte vergessen, was ich dort nicht kann."

„Ich verstehe Dich nicht, hat sich die Luft vielleicht später für Dich gebessert?" fragte der Vater ironisch.

„Ich hoffe es, Vater! dem mündigen Manne wirst Du alsdann nicht versagen, Dir im Geschäfte thätig zur Seite zu stehen."

„Ah so, Du sehnst Dich danach, mein Associe zu werden?" fragte der Commerzienrath überrascht, „habe ich Dich recht verstanden, mein Sohn?"

„Der Name ist mir gleich, ich sehne mich darnach, einen geeigneten Wirkungskreis für

meine Arbeitskraft zu besitzen, selbstständig auftreten und handeln zu können. Sieh, Vater, deßhalb wollte ich noch ein Jahr hier bleiben, London ist der rechte Ort Erfahrungen, Menschenkenntniß zu sammeln, um diese später praktisch zu verwerthen. Mit 21 Jahren bin ich nach dem heimathlichen Recht mündig, — ich verlange dann nichts weiter, als im eigenen Geschäfte zu wirken, oder ein Kapital, hinreichend, mir ein besonderes zu gründen, vielleicht eine Filiale des Deinigen, mit vollständiger Selbstständigkeit; Du wirst mir das eine oder andere nicht versagen."

„Originell, wie immer" lächelte der Commerzienrath gezwungen, das alte Mißtrauen, von Wolff entzündet, loderte wieder empor; „ein Jahr also noch, — doch wozu, mein Sohn? — Wir können Deine Lehrjahre ja abkürzen, Dich mit 20 Jahren mündig erklären lassen. Hat ein Thronerbe bereits mit 18 Jahren so viel Erfahrung und Weisheit, ein ganzes Volk regieren zu können, warum solltest Du nicht mit zwanzig Jahre eine Fabrik beherrschen und leiten können. Hier, meine Hand, schlage ein, ich erkläre Dich sogleich bei unserer Heimkehr für mündig und ernenne Dich zu meinem Associe. Bist Du so mit mir zufrieden?"

„Ich bin's unter einer Bedingung, Vater!" versetzte Eginhard, ohne die dargebotene Hand zu berühren.

„Bedingungen also? Nun, laß hören, mein Sohn!"

„Der Procurist Frank erhält sogleich seine Entlassung aus dem Geschäfte."

Der Commerzienrath erbleichte und trat einen Schritt zurück.

„Warum das?" fragte er unsicher, „Frank ist ein sehr fähiger Kopf, ein zuverlässiger junger Mann, ich werde diese Bedingung nicht erfüllen können, mein Sohn!"

„Steht der einzige Sohn Dir nicht höher, als dieser Fremde, mein Vater?" rief Eginhard mit ungewöhnlicher Wärme.

„Gewiß, gewiß, wie kannst Du nur so fragen, mein Sohn!" erwiederte der Vater, ihm beide Hände entgegenstreckend, „o Eginhard, ich fühle mich so einsam; wie sehnte ich mich in diesem Jahre nach Dir; Du bist der Einzige auf Erden, der mir lieb und theuer ist!"

„Das ist nicht gut, Vater! wende Dich der Menschheit zu und Du bist nicht mehr einsam. O, erfülle diese erste Bitte Deines Sohnes, entlasse Frank, er ist Dein böser Geist, wie ich so gern Dein guter werden möchte. Wir Beide, jener Frank und ich, können nicht mit einander verkehren, ohne eine schlimme Katastrophe herbeizuführen."

„Hat er Dich beleidigt?"

„Ja, Vater! wenn auch nicht persönlich, wir können dieselbe Luft nicht mit einander athmen."

„Es wäre das Beste, ganz gewiß." murmelte der Commerzienrath, einige Male rasch auf- und niedergehend, „er muß fort um jeden Preis. Schlage ein, mein Sohn, ich erfülle Deine Bedingung, — Frank wird entlassen."

„Dann reise ich mit Dir, wann Du willst, Vater."

Und Eginhard umarmte zum ersten Male nach langen Jahren den Vater mit kindlicher Herzlichkeit.

Der Commerzienrath war überglücklich, er betrieb die Abreise mit ungeduldiger Hast, und schon am nächsten Morgen lag die Nebelstadt an der Themse hinter ihnen.

13. Kapitel.

Zu gleicher Zeit, als der Commerzienrath Steinhöfer diesen wichtigen Act bei seinem Sohn vollzog, las der Notar Wolff in dem Anzeiger des Tageblatts folgende Annonce: „Kinderlose Eheleute wünschen ein Kind als ihr eigenes anzunehmen für die Einzahlung von 600 Thlr. und die Bedingung, alle Ansprüche daran vollständig aufzugeben."

„Den guten Leuten kann geholfen werden," murmelte er mit einer wahrhaft diabolischen Miene und begab sich sogleich zu dem Procuristen Frank, welchem er diese Annonce mit einem bedeutungsvollen „Lesen Sie, mein lieber Freund!" zeigte.

„Ach so, Sie denken dabei an unseren kleinen Findling," sprach dieser lachend.

„Natürlich, — das kleine Ding ist jetzt wohl beinahe 10 Jahre alt, — es fängt bald an, uns unbequem zu werden. Wie gerirt es sich denn eigentlich? —"

„Ganz brav, — ich glaube sogar, das es die Vergangenheit total vergessen hat. Nun, streng genug wird die kleine Puppe gehalten, welche übrigens sehr schön zu werden verspricht."

„Wäre sie zwanzig Jahre anstatt zehn, dann würde ich sie unter diesen Auspicien nicht für 600 Thaler verkaufen," lachte Wolff, „schöne Mädchen und noch dazu Waisenkinder, sind nicht gar zu häufig in der Welt. Zehn Jahre warte ich nicht, darum schaffe ich sie mir je eher je lieber vom Halse."

„Soll ich die Sache abmachen?" fragte Frank gleichgültig."

„Thun Sie es, lieber Frank! — Sie erfahren die Adresse dieser Menschenfreunde in der Expedition, — nehmen Sie die Summe gleich mit. Es war eigentlich ein wenig tollkühn, das Kind hier in der Stadt unterzubringen."

„Je tollkühner, desto weniger Gefahr der Entdeckung," meinte Frank, seinen Hut ergreifend, „ich gehe schon, apropos, hat der Commerzienrath schon geschrieben?"

„Nein, er hat nur versprochen, seine Abreise von London anzuzeigen. Haben Sie meinen Plan überlegt, lieber Frank?"

Der Procurist setzte seinen Hut wieder hin und schüttelte wiederholt den Kopf.

„Das geht über Kinderraub und Diebstahl, mein theurer Doctor!" sagte er leise, „ja, wären die Beiden ganz allein in einem Courierzuge, — aber bedenken Sie, die Hunderte von Menschenleben, — nein, nein, dazu ist mein Gewissen denn doch nicht weit genug."

„Gewissen?" lachte Wolff verächtlich, „das ist zu albern, mein Lieber! Wir können in der Welt nur steigen auf anderer Nacken, — nun gut, die Gelegenheit war niemals so günstig, Alles mit einem Schlage zu gewinnen, das Testament sichert uns mit seinem Blanco die volle Erbschaft sobald vier Augen sich auf ewig geschlossen."

„Zum ersten Male befindet sich mein Schwiegersohn auf der Reise mit dem Erben — wir werden ihre Heimkehr erfahren."

„Und wenn Eginhard sich nun weigert, wieder in die Heimath zurückzukehren?"

„Auf den Fall sind wir ebenfalls geborgen, dann kommt's zur Explosion, zur Enterbung."

„Was hilft uns das, wenn Steinhöfer senior auf der Heimreise verunglückt?"

„Ganz recht, erwarten wir also erst sein Schreiben und bringen Sie die Kleine aus dem Wege."

Frank ging. Er hatte die Summe in Banknoten empfangen und calculirte auf dem Wege nach der Expedition, welches Geschäft vortheilhafter für ihn sei.

„Ich will erst mal mit Clara's Pflegemutter sprechen, vielleicht thut sie's billiger."

Er eilte rasch vor's Thor, einem kleinen Hause zu. Die Parterrewohnung hatte ein alter Musiker inne, während oben im Erker eine Wittwe wohnte, welche sich von Weißnähen ernährte und noch sonstige zweideutige Geschäfte betrieb, heimliche Commissionen, von welchen die Welt niemals etwas erfuhr.

Bei dieser Frau finden wir das unglückliche Kind des Ermordeten wieder, Clara Steinhöfer, welche von Frank in jener Unglücksnacht, als die Mutter verhaftet wurde, geraubt worden war.

Frank hatte Recht, wenn er das Mädchen für eine künftige Schönheit erklärte, sie war schon jetzt ein seltsam schönes Kind, von durchsichtiger Blässe, goldigem Haar und ernsten blauen Augen, welche keine kindliche Heiterkeit mehr kannten.

Das arme Kind mußte Tag für Tag außer der Schule seine bestimmte Näharbeit fertig liefern, sonst bekam sie kein Abendbrod.

Erholungsstunden kannte sie nicht, nur wenn Frau Vogel ihre oft Stunden lange Ausgänge besorgte, schlich die Kleine mit ihrer Arbeit hinunter zu dem alten Musiklehrer und horchte den zauberischen Tönen, welche er der Geige oder dem Clavier entlockte.

Der alte Heidenreich war ein Sonderling wie es Beethoven gewesen, — er schien die Menschen fast zu hassen und besaß nur wenig talentvolle Schüler.

Zu der kleinen Clara schien er eine absonderliche Neigung gefaßt zu haben.

Das Kind hatte im Anfang Tag und Nacht geweint und zur Mutter verlangt, worüber der alte Musiker großen Verdruß an den Tag gelegt. Endlich sah er die Kleine, sie schaute ihn so traurig an, daß er sie mit in seine Stube nahm und ausforschte; war ihm Frau Vogel doch als zweideutig bekannt.

Was das geistig aufgeweckte fünfjährige

Kind ihm mittheilen konnte, war wenig genug, doch kannte es seinen Namen, obgleich es für dessen Nennung schon bestraft worden war — hieß es doch von nun an „Clara Vogel".

Heidenreich notirte sich die Erinnerungen und den Namen der Kleinen, um ihr dieses vielleicht wenn sie erwachsen, mit in die Welt geben zu können. Ihre Erinnerungen erblaßten von Jahr zu Jahr, sie hatte nach fünf Jahren den Namen ihres Vaters vergessen, doch noch die lebendige Erinnerung einer anderen schönen und milden Mutter, welche sie so sehr geliebt — auch ein Bruder schwebte ihr vor, nur hatte sie, so viel sie sich auch abmühte, keine Erinnerung von seiner Persönlichkeit.

Heidenreich hütete sich, ihr den Namen ins Gedächtniß zurückzurufen, um ihr die harte Behandlung zu ersparen; doch hatte er bald ihre Talente erkannt, von denen besonders die Musik und Zeichnen hervorragten.

Er wurde ihr Lehrer in beiden Künsten und freute sich der eminenten Fortschritte seiner Schülerin. Der alte Musiker besaß eine bedeutende Bildung, welche er mit der höchsten Liebe auf dieses Kind übertrug, und so sehen wir in der zehnjährigen Clara schon die werdende Künstlerin, welche Großes für die Zukunft verspricht.

Sie war so klug, ihrer Pflegemutter den Schatz des Wissens, den sie nach und nach in sich aufnahm, zu verbergen, weil sie wohl einsah, daß Frau Vogel nichts weiter aus ihr erziehen wollte als eine Nähterin.

So war Clara, als Frank, welcher zuweilen gekommen war, um das Kostgeld für sie zu zahlen, an diesem Tage erschien, mit dem Vorsatze, sie zu verkaufen.

Er hatte eine lange, heimliche Unterredung mit Frau Vogel, welcher er schließlich 300 Thaler eingehändigt, wofür sie ihm eine Schrift, welche er in ihrer Gegenwart niederschrieb, mit ihrem Namen unterzeichnen mußte.

„Sie haben jetzt freie Hand, Madame!" sagte er beim Abschiede; das Kind gehört Ihnen. Am liebsten wäre es mir, wenn Sie es anderswo unterbringen könnten; vielleicht eignet es sich für eine Seiltänzerbande, es hat Aussicht hübsch zu werden; Sie können gut dabei verdienen."

Frau Vogel lachte vergnügt und meinte: „Da kann sie noch den dritten Namen bekommen, vielleicht Renz, dann wird sie am Ende noch berühmt."

„Clara Renz, das klingt famos; na, sorgen Sie nur für's Fortkommen, Sie haben, wie gesagt, gänzlich freie Hand!"

Mit diesen Worten ging Frank fort und streifte auf der Treppe fast die kleine Clara, welche sich voll Todesangst in einen Winkelt drückte, um nicht von dem Schrecklichen gesehen zu werden.

Sie kam aus der Schule und hatte die letzte Unterhaltung Wort für Wort mit angehört. Daß von ihr die Rede war, leuchtete ihr ein; sie schlich deßhalb, als Frank das Haus verlassen, die Treppe hinab und kam etwas später hinauf, um keinen Verdacht zu erregen.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Gilt's, gegen äußere Feinde zu streiten,
Greift zu der Ersten der Tapf're mit Lust,
Muthiger oft, als in älteren Zeiten,
Wo sie umhüllend noch schützte die Brust.
Schwingend die Erste mit kräftigem Arm,
Stürzt er sich in der Feinde Schwarm.

Wenn aber um die veräth'risch verletzten
Rechte ein schnöd' Unterdrückter weint,
Dann greift der Mann zu den beiden Letzten,
Der mit Begeist'rung Erkenntniß vereint;
Mehr als die Erst' durch die rohe Kraft
Hat oft ein Schwacher durch sie geschafft.

Ströme von Blut hat die Erste vergossen,
Tod und Verderben auf ihrer Spur.
Ströme sind auch durch diese geflossen,
Doch keine rothen, nein! schwarze nur.
Tausend Wunden, die jene schlug,
Heilten oft diese mit einem Zug.

Unsere Zeit, die, so reich an Erfindung,
Mischet, was unvereinbar scheint,
Hat in dem Ganzen durch zarte Verbindung
Erstes und Letztes gar glücklich vereint.
Die ihr einst Rom's Kapitol habt befreit,
Wohl euch! es kam für euch bessere Zeit.

Auflösung des Logogryph in Nr. 134 des Unterhaltungsblattes: „Trauben."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 138. Dienstag, den 21. November *1871.*

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Frau Vogel rüstete sich zum Ausgehen, sie schmähte nicht, wie gewöhnlich, über Clara's Trägheit, sondern war freundlich, ja sogar lustig, indem sie ihrem Goldpüppchen eine baldige kleine Reise auf der Eisenbahn versprach.

Clara schauderte und flog sogleich hinunter zu ihrem alten Freunde, als ihre Peinigerin das Haus verlassen hatte, um ihm Alles, was sie gehört, mitzutheilen.

Heidenreich erschrack heftig, er war zu wenig mit der Welt bekannt, um solche Dinge zu durchschauen; daß es sich hier indessen um eine lichtscheue Geschichte, wohl gar um ein Verbrechen handele, war ihm klar, und war er mit sich selber noch nicht recht einig, ob er die ganze Begebenheit nicht lieber der Polizei anzeigen solle.

„Sei ruhig, Kind!" tröstete er die Weinende, „Du sollst nicht zu den Kunstreitern oder Seiltänzern, — ich selber will mit der Frau reden, so wird's am Besten sein. Geh' nur hinauf, daß sie Dich diesmal nicht bei mir trifft, sie darf keine Ahnung davon haben."

Frau Vogel blieb lange aus, endlich kam sie und war nicht wenig erstaunt, sich von dem alten verrückten Musiker so freundlich angeredet zu sehen.

„Sehen Sie, Madame! was ich von Ihnen wollte," begann er kurz, „Sie haben da ein kleines Mädchen, das Ding gefällt mir, ich möchte etwas daraus machen, vielleicht hat's Lust zur Musik. Ich will es ausbilden, Sie haben keine Ansprüche mehr daran; wollen Sie das, so schlagen Sie ein, ich ziehe mit der Kleinen fort."

„Ja, das weiß ich wirklich nicht, die Kleine ist mir so an's Herz gewachsen," heuchelte Frau Vogel, „ihre eigenen Eltern —"

„Sie wollen nicht? gut, dann geh' ich nach der Polizei und erzähle dort, welchen Handel Sie mit Kindern treiben."

„Mein Gott, welch' ein sonderbarer Mann Sie sind, Herr Heidenreich! Wenn Clara will, nun denn in Gottesnamen, ich fürchte nur, sie trennt sich nicht von mir und ich will sie erst selber fragen."

„Dann gehe ich mit," sprach der Alte kurz und schritt ohne Umstände voran.

Clara sagte nicht nein, zum großen Aerger der guten Frau Vogel, die spitzig meinte: „Nun werde ich wohl noch einst von der berühmten Künstlerin, Fräulein Clara Heidenreich, hören!"

„Wohl leicht möglich," sprach der Alte kurz, nahm das glückliche Kind bei der Hand und führte es in seine kleine Wohnung.

Am nächsten Morgen stand Heidenreich's Wohnung leer. Niemand wußte es, wo der verrückte Musiker mit der Kleinen geblieben war, und bald sank auch er in's Reich der Vergessenheit, wie Alles auf Erden von des Zeitstromes Welle hinweggespült wird.

Frau Vogel aber zählte triumphirend ihr

Geld und meinte, daß sie mit der Kleinen doch ein recht gutes Geschäft gemacht habe.

Der Commerzienrath Steinhöfer hatte nach Hause geschrieben, daß man ihn zu einer bestimmten Stunde nicht erwarten könne, da er mit Eginhard erst Paris besuchen und von da wahrscheinlich einen Abstecher nach der Schweiz, ja wohl gar nach Italien machen werde.

Die Frau Commerzienräthin, an welche dieser Brief gerichtet war, gab ihn ihrem Vater mit den bedeutungsvollen Worten: „Gibt es in der Schweiz nicht gefährliche Abgründe und in Italien viele Banditen?"

Doctor Wolff nickte und las den Brief von Anfang bis Ende bedächtig durch.

„Der Brief ist bereits aus Frankreich datirt," sprach er, mit sich selber redend, „vom zwölften Juli — heute schreiben wir den zwanzigsten; sie sind in Paris, wo sie jedenfalls einige Wochen bleiben werden. Du kennst wohl das Hotel, wo der Commerzienrath früher mit Dir logirte, meine Liebe?"

„Ich werde Dir die Karte geben, sie liegt in meinem Reisebuch."

In diesem Augenblick trat Frank in's Zimmer, so ungenirt, als wäre er Hausherr.

„Sie müssen sogleich abreisen, mein Bester!" sprach Wolff ruhig, „lesen Sie!"

Er reichte ihm den Brief.

Frank las und blickte den Notar unruhig und fragend an.

„Also doch? — ich sagte Ihnen, lieber Doctor, daß mir diese Geschichte zu bunt, zu gefährlich ist!"

„Es braucht ja kein Eisenbahnunfall zu sein," lächelte Wolff mit der gutmüthigsten Miene. „wie viel Unglück passirt den Reisenden nicht in der Schweiz; täglich hört man von dergleichen. Und nun erst gar Italien, das von Banditen wimmelt."

„Der gute Frank scheint am liebsten ernten zu wollen, wo er gar nicht gesäet," warf die Commerzienräthin jetzt spöttisch hin.

„Und das sagst Du mir, Amalie!" rief Frank unwillig; „wer war es, der jenen Hartmuth zum Verbrecher stempelte und eine Mutter wahnsinnig machte? Ist denn das noch nicht Saat genug, um Anspruch auf Ernte zu machen?"

„Still, Kinder, keine Zwietracht, im eigenen Lager, wo der Zufall uns so viel Gunst erzeigt," beschwichtigte Wolff. „Sie haben Bedeutendes geleistet, mein Bester, das läßt sich nicht verkennen, aber immer doch mit meiner Hülfe. Bon, die Ernte ist auch so überaus reich, daß es sich wohl verlohnt, für sie die letzten Arbeiten nicht zu scheuen. Sie wollen Millionär werden, eine schöne Frau heimführen und wähnen, ein solches Ziel ohne Mühe erreichen zu können? Ich habe das Testament in Händen, habe es in der Gewalt, mir allein die Ernte zuzuwenden."

„Wer bürgt mir dafür, daß solches nicht geschieht, wenn die letzte und schwerste Arbeit gethan ist?" rief Frank ungestüm.

„Die Solidarität unserer Interessen und — diese Frau!" versetzte Wolff, auf seine Tochter zeigend.

Diese lächelte spöttisch; als Frank sie anblickte, verwandelte sich der Spott in Zärtlichkeit, sie zog ihn neben sich auf's Sopha nieder, legte den runden Arm um seine Schulter und flüsterte: „Bist Du zu feig, das Höchste zu erringen, Oscar? Ist meine Liebe Dir nichts?"

Er preßte sie leidenschaftlich an sich und murmelte: „Du machst alles aus mir, was Du willst, Amalie! Wehe Dir, wenn Du auch mich betrügst!"

„Ungläubiger Thomas, habe ich Dir nicht das Liebste geopfert, Mann und Kind?"

Sie lächelte — er war besiegt, — entschlossen zur letzten, schwersten Arbeit.

Als er das Zimmer verlassen, blickten sich Vater und Tochter einige Minuten schmeigend an, — Beide lachten spöttisch.

„Gestehe, mein Kind, Du spielst ein wenig Comödie!" begann Ersterer leise.

„Und Du?" fragte sie, ihn fest anblickend.

„Ich wasche meine Hände in Unschuld."

„Wenn der Mohr seine Arbeit gethan hat? —"

„Dann kann er gehen!"

„Vortrefflich, Vater, — nur darf er nicht gehen, wohin er will!"

„Er mag den guten Hartmuth in Amerika aufsuchen und mit ihm ein Duett anstimmen; ich halte ihn wie den Maikäfer am Faden!"

Vater und Tochter lachten ausgelassen und bauten mit fester Hand weiter an dem Gebäude ihrer kühnen Pläne.

Frank reiste mit dem Nachtzuge ab; — er richtete es ein, daß er spät Abends in Paris eintraf. Der Commerzienrath war mit seinem Sohne bereits wieder fort auf dem Wege nach der Schweiz.

Es war nicht schwer, ihre Spur zu verfolgen, der bekannte Hochmuth seines Chefs ließ ihn stets die ersten Hotels aufsuchen.

Er ging geradeswegs in die Schweizer Alpen hinein, wo Eginhard im Bergsteigen eine glänzende Bravour, eine wahre Wuth entwickelte.

Der Commerzienrath war in Verzweiflung, er konnte dem Tollkühnen nicht folgen und erlitt Höllenqualen, während er in Gasthäusern die Rückkehr des Sohnes erwartete.

Am schwindelden Abhang in der Nähe der Wolken wurde es diesem zum ersten Male nach vielen Jahren frei und leicht um's Herz hier fühlte er Gottes Nähe, und die Erde mit ihrem elenden Ringen und Jagen nach Genuß schwand wie ein Nebelgebilde zu seinen Füßen.

Sie waren in Luzern; Eginhard schwärmte begeistert auf Tell's Boden, zu Küßnacht, auf dem Vierwaldstädtersee; — der Vater blieb seufzend in seinem guten Hotel, was kümmerten ihn solche Schwärmereien?

In der Nacht waren mehrere Gäste angekommen, unter Andern ein Engländer mit blondem Haar und blauer Brille, das glattrasirte Kinn in einer steifen weißen Cravatte steckend.

Trotz der Protestationen und Bitten des Vaters war Eginhard noch einmal mit seinem Führer fort, um den Pilatusberg zu ersteigen, das sollte die letzte Tour sein.

War es Zufall, daß sein alter Führer behindert war und er zu dieser letzten Bergtour einen fremden jungen Mann engagiren mußte?

War es Zufall, daß sich unterwegs der Engländer mit dem blonden Haar, der blauen Brille und der weißen Cravatte zu ihnen gesellte und mit ächt britischer Unverschämtheit seine Gesellschaft anbot?

Es war gar nicht möglich, den Sonderling abzuschütteln, er hing sich wie eine Klette an Eginhard, welcher am liebsten wieder umgekehrt wäre.

Sein Geschick und der Spott des Engländers trieb ihn vorwärts.

Immer höher ging es, immer höher; dort unten lag eine freundliche Sennhütte; — Eginhard hörte das Geläute der Heerden, melancholisch scholl das Alpenhorn herauf zu ihm; ihm wurde so weh um's Herz, so angstvoll, er schaute sich um, der Führer war verschwunden, vor ihm gähnte der Abgrund.

„Zurück!" rief er dem Engländer zu, welcher mit verschränkten Armen dicht hinter ihm stand.

Dieser stieß ein kurzes Lachen aus, es klang schauerlich von der Felswand zurück. Er streckte die Hand nach Eginhard aus, und nahm zu gleicher Zeit die Brille ab.

„Fare well Mr. Steinhöfer!" rief er mit grauenvollem Spott und holte zu einem kräftigen Stoße aus.

„Frank!" rief der unglückliche Eginhard und stürzte hinab in die Tiefe.

Ein Aufschrei, dann war Alles still; auf der grünen Matte tönte das Geläute der Heerden und der melancholische Klang des Alpenhorns fort.

Der Engländer setzte seine blaue Brille wieder auf und kehrte eilig zurück, — sein unstäter Blick suchte den Führer, er war nirgends zu sehen.

Das Glück begünstigte das Verbrechen, — — der Engländer kam ohne Unfall nach Luzern zurück. Niemand wußte dort, daß er den jungen Deutschen begleitet hatte.

Der Commerzienrath rannte voll Unruhe und Langeweile umher und verwünschte seine Idee, nach diesem abscheulichen Berglande gekommen zu sein. Er stand am Vierwaldstädter See, ohne an Tell zu denken; was kümmerte ihn der revolutionäre Schweizer?

Der Engländer mit der blauen Brille gesellte sich jetzt zu ihm.

„Well Sir!" begann Jener, „Sie leiden am Spleen, fahren Sie mit mir auf den See, da wird's Ihnen sicher besser."

Der Commerzienrath mußte lachen, es war ein gar zu närrischer Gesell.

„Haben Sie einen Schiffer?" fragte er.

„Well, Sir! ich bin selber Schiffer," und damit kettete er einen Kahn los.

Steinhöfer schaute nach dem Himmel hinauf und auf den See hinaus, beide waren blau und heiter.

Der Commerzienrath fühlte Langeweile und Verdruß, vielleicht konnte diese Fahrt mit dem närrischen Engländer ihn erheitern.

Dieser hatte die Ruder in der Hand, Steinhöfer setzte sich an's Steuer.

„Nicht zu weit vom Lande!"

„Well, Sir! Nach Küßnacht!" war die Antwort und Jener schrie: „Den Teufel auch, das wäre eine schöne Spazierfahrt!"

Der Engländer handhabte mit gewandter Sicherheit die Ruder, blitzschnell flog der leichte Kahn über die spiegelglatte Fluth, und behaglich schaute der Commerzienrath in die sonnige Gegend hinaus, welche immer ferner dem Blicke entschwand.

Sie waren allein, fern von Menschen, so weit das Auge reichte, kein Schiff, kein einziges Segel, nur die Fische sonnten sich auf der blitzenden Fluth und schossen spielend durcheinander.

Der Engländer ließ plötzlich die Ruder sinken und den Kahn langsamer treiben; er blickte starr zu dem Commerzienrath hinüber.

„Jetzt ist's genug," sagte dieser unruhig, „wir wollen heimkehren."

„Jawohl, genug," versetzte der Engländer im reinsten Deutsch. „Adieu, Herr Commerzienrath! grüßen Sie Ihren Bruder!"

Er holte mit der Ruderstange zu einem gewaltigen Schlage aus, der Commerzienrath schrie auf und glitt entsetzt auf die Kniee.

Kein Erbarmen! — Es war die letzte Arbeit, die letzte blutige Saat zur Ernte!

Ein lautes Röcheln, ein Fall in's Wasser, — dann schloß sich die Fluth über dem Brudermörder!

Der Kahn schwankte hin und her, es fehlte nicht viel, so hätte die dunkle Tiefe auch den Mörder verschlungen.

Das Glück war mit dem Verbrecher, er kam ungesehen nach Luzern zurück.

Der Commerzienrath war verschwunden, wie sein Sohn. Niemand hatte sie gesehen, alle Nachforschungen waren vergebens. Man mußte sie für verunglückt halten.

An demselben Tage verschwand auch der Engländer aus Luzern.

Als die Botschaft an die Frau Commerzienräthin Steinhöfer gelangte, legte sie tiefe Trauer an, während Doctor Wolff zum einstweiligen Administrator der Fabrik laut des vorgefundenen Testaments ernannt wurde. Der offene Raum war mit diesem Namen ausgefüllt.

„Was nun?" fragte Frank seinen Complicen, „bin ich Herr der Millionen, Chef der Fabrik?"

„Sobald wir den Todtenschein der beiden Verschollenen in Händen haben, mein Lieber!" versetzte Wolff, „verschaffen Sie diese und Ihr Ziel ist erreicht."

Der Einwurf war richtig, Frank biß sich auf die Lippen und schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Stettin, 14. Nov. Der Polizei ist es gelungen, eine förmliche Räuberhöhle, und zwar in einem Fort zu entdecken. Das Lager war für 20 Personen eingerichtet, die dort den Raub zusammenschleppten und Nachts Gelage feierten.

Der „Indust. Als." erzählt folgendes: Ein reicher Straßburger Kaufmann verheirathete seine Tochter vor etwa drei Jahren und anläßlich dieses Familienfestes schenkte er drei wohlthätigen Anstalten je eine Eisenbahn-Aktie. Nun hat vor einigen Tagen eine Verlosung stattgefunden, eine der Aktien ist herausgekommen und die Waisenanstalt, der diese Aktie geschenkt worden war, gewinnt mit einem Schlage die hübsche Summe von 200,000 Fr. Einer Waisenanstalt fällt das große Loos zu! Der Zufall hat selten eine glücklichere Hand gehabt, und der Kaufmann, als erste Ursache dieses Glücksfalles muß sich freuen, daß er so gut inspirirt war.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 139. Donnerstag, den 23. November **1871.**

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Frank war nach wie vor Procurist der Firma Steinhöfer. Sollte er nie mehr werden.

Er sparte kein Geld, um Nachforschungen auf dem Pilatus wie dem Vierwaldstädter-See anzustellen, in den Schluchten war kein verstümmelter Leichnam zu finden, kein Todter trieb an's Ufer des See's.

Da ergriff ihn Wuth, er sah sich allmählich in die alte Stellung der Abhängigkeit zurückgedrängt, der Notar übersah ihn häufig gänzlich, schlug einen Ton der Ueberlegenheit, des Stolzes gegen ihn an, der ihn vor Ingrimm zittern machte.

Als aber auch die Frau Commerzienräthin kühl und zurückhaltend wurde, und eine längere Reise unternahm, ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen, da wurde er rasend, — er sah ein, daß er betrogen war, umsonst seine Hand zu den furchtbarsten Verbrechen geboten, umsonst sein Gewissen überlastet hatte.

Er ging zu dem Notar Wolff, dem jetzigen Herrn der Millionen; unangemeldet trat er ein, mit der früheren kecken Vertraulichkeit.

Der Notar hielt seine Siesta, er gab seinen Gedanken Audienz und fuhr fast erschreckt empor, als Frank plötzlich vor ihm stand.

„Sie hätten mindestens anklopfen können, mein lieber Frank!" sagte er unwillig, „ich liebe solches Ueberfallen nicht."

„Wirklich nicht?" höhnte Frank, der jede Rücksicht bei Seite zu setzen sehr entschlossen schien, „ich dächte, man nehme unter Freunden es nicht so genau, oder dürfte ich dieses Prädicat nicht mehr in Anspruch nehmen?"

„Sie wählen Ihre Ausdrücke nicht besonders glücklich, Herr Frank!" versetzte Wolff hochmüthig, „ich wüßte nicht, seit wann ich den Procuristen meines Schwiegersohnes zu meinen Freunden gezählt hätte?"

„Auch das noch!" rief Jener, leichenblaß die Hände ballend, „doch gut, wenn die Karte ausgespielt wird. Sie wollen mich also als Ihren Feind betrachten, Herr Wolff?"

„Thorheit, Lieber! Sie bleiben mein Procurist mit 2000 Thaler Gehalt — ein Ministergehalt — können überall damit anklopfen."

„Ei freilich, nur nicht bei der Frau Commerzienräthin," lachte Frank bitter, „und mit diesem Almosen gedenkt Ihr mich abzuspeisen? — Hoho, mein ehrenwerther Genosse, so leicht ist das nicht abgethan."

Der Notar erhob sich und trat dicht vor ihn hin; mit gedämpfter Stimme sprach er: „Sie wollen drohen, das ist albern! Wen wollen Sie anklagen? — doch nur sich selber! Wer hat jenen Diebstahl begangen, um dessentwillen Hartmuth ins Gefängniß kam? Sie! — Wer zündete dieses Gefangenhaus an, damit jener Mensch vielleicht entfliehen und so ganz unschädlich für Sie würde? Sie! Wer raubte der Mutter das Kind? Sie! Wer hat den Mörder des Knaben, welcher

nach Amerika ging, gedungen? Sie! Wer hat Vater und Sohn in der Schweiz getödtet? Sie und immer nur Sie! Und ein Mensch mit solchen Thaten belastet, wagt es, mir zu drohen? — wagt es, seine blutige Hand nach der Hand einer Millionärin, einer Dame von Stande auszustrecken? Das ist Wahnsinn, mein Herr!"

Frank war von den furchtbaren Beschuldigungen des Mannes, welcher ihn zu all' diesen Thaten verlockt und verleitet hatte, zur Bildsäule erstarrt, sein Gesicht war aschgrau geworden, seine Augen wie mit Blut unterlaufen von der wilden Aufregung seines Innern.

„Höllischer Schurke!" knirschte er, „das also ist der Lohn dafür, daß Ihr Beide, Du und jenes teuflische Weib, welches den eigenen Sohn mit kaltem Blute morden ließ, frei und unbeschränkt schalten dürft über den Raub! Unbeschränkt? — Nein, nein, und dreimal nein, noch seid Ihr nicht Herren, noch können Erben auferstehen aus ihren Gräbern, noch lebt —"

Er brach plötzlich ab, stieß ein kurzes, heiseres Gelächter aus und stürzte hinaus.

Der Notar machte eine Bewegung nach der Thür, um ihn zurückzuhalten, dann schüttelte er verächtlich den Kopf und kehrte an den Tisch zurück.

„Mag er laufen, der Narr! ich habe ihn nicht zu fürchten. Und doch! — es wäre am Ende klüger, die Krallen zu streicheln, — ich muß ihn wieder versöhnen, den allerliebsten Frank."

Er nahm seinen Hut, um den Procuristen aufzusuchen, dieser war nirgends zu finden.

Nach einigen Tagen las man im Tageblatt: „Der Procurist der Firma Steinhöfer, Herr Frank, hat seinen Posten verlassen, weßhalb ihm von heute an die Procura genannter Firma entzogen ist."

Zu gleicher Zeit schrieb der Notar Wolff an seine Tochter in Paris. „Frank ist fort, keine Spur von ihm zu finden, so viel ich auch nachgespürt. Er hat gedroht, hüte Dich vor ihm, — vielleicht, wie ich befürchte, geht er nach Paris; reise auf einige Wochen fort, doch sage Niemand, wohin. Bei der Narrheit dieses Menschen sind Vorsichtsmaßregeln nöthig. Im Uebrigen beunruhige Dich nicht, er ist ungefährlich."

Die Frau Commerzienräthin erschrack, — wie war jener Mensch ihr verhaßt! wüßte sie ihn doch tief — unten in der Seine! Die schöne reiche Deutsche wurde von Anbetern umflattert, — ein stolzer Graf legte ihr seine Krone zu Füßen; — und jetzt sollte eine solche Wolke den Himmel ihres Glücks trüben?

Wenn er urplötzlich in ihren Salon träte, mit der alten widerlichen Vertraulichkeit; sie schauderte zusammen, ließ Extrapost bestellen und machte mit dem schönen eleganten Grafen von St. Herem einen Ausflug nach dem südlichen Frankreich.

Seit dem räthselhaften Verschwinden Franks wurde der Notar Wolff die Beute einer fieberhaften Unruhe, welche ihn selbst im Schlaf nicht verlassen wollte.

Zweite Abtheilung: Die Todten stehen auf.

15. Kapitel.

Acht Jahre sind nach jenen letzten entsetzlichen Vorgängen, welche in der ersten Abtheilung dieser der Wirklichkeit entnommenen Geschichte geschildert sind, verflossen.

Acht Jahre! eine Ewigkeit in der Zukunft, ein Augenblick in der Vergangenheit!

Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne beleuchteten eine einsame Farm, welche abgeschieden von aller Welt in einer der Tiefebenen des Mississippistromes lag.

Die Farm bestand nur aus einem rohgezimmerten Hause mit den nothdürftigsten Bequemlichkeiten versehen, einem kleinen Stall und der in der musterhaftesten Ordnung bebauten, von Fenzen eingefaßten Anpflanzung.

Vor dem Hause saß in diesem Augenblicke ein Mann von etwa 50 Jahren; sein Haupt- und Barthaar war stark ergraut, in den tiefen Furchen des verwitterten Antlitzes lag ein tiefer Gram, welcher mit diesen Zügen verwachsen zu sein schien. Er starrte in die untergehende Sonne, und eine wilde Freude überflog das finstere Gesicht.

„Sie kommt, die Zeit, sie kommt," murmelte er, „es gibt eine Vergeltung auf Erden, so wahr das ewige Licht dort erlischt, um am Morgen uns wieder zu leuchten."

Der Hufschlag galoppirender Pferde ließ ihn verstummen und entriß ihn seinen Gedanken.

Zwei Reiter sprengten mit verhängten Zügeln auf die Farm zu; der Mann vor der Thür erhob sich und legte die Rechte über die Augen, um den Blick zu schärfen.

„Wen bringt mir der Junge da!" sprach er halblaut, „beim ewigen Gott, das muß der alte Brandt sein, oder ich habe den Staar auf beiden Augen."

Ueber sein Antlitz zog es wie helle Freude mit flüchtiger Rührung wechselnd. Er trat einige Schritte vorwärts, doch schon hatten die Reiter die Anpflanzung erreicht und hielten nach wenigen Minuten vor dem Herrn der Farm.

„Seid Ihr's, oder ist's Euer seliger Geist, welcher, wie Don Juan's steinerner Gast, mich besuchen will, mein alter Kapitän Brandt?" rief er mit vor Bewegung zitternder Stimme.

„Bin's, noch in Fleisch und Bein," versetzte der Kapitän, sich wie ein Jüngling vom Pferde schwingend und den Zügel seinem Begleiter zuwerfend, „hätte es, beim Element! nicht geglaubt, die einsame Farm am Missisippi je wiederzusehen. Grüß' Dich Gott, alter Junge! bist verdammt alt geworden, he!"

Er schob seinen Arm unter den des Farmers und trat mit ihm in's Haus, einen freundlichen Blick rückwärts auf den zweiten Reiter werfend, welcher mittlerweile die Pferde abzäumte und in eine hohe Fenz führte.

Es war dies ein junger Mann, eine hohe kräftige Gestalt mit einem außerordentlich interessanten Antlitz, worauf Intelligenz und Kühnheit sich spiegelten. Schwarzes krauses Haar umgab die hohe gebräunte Stirn, unter deren Wölbung zwei schwarze Augen stolz und herausfordernd blitzten; ein prächtiger Vollbart vollendete das Bild schöner Männlichkeit.

„Wo habt Ihr Euch denn getroffen, alter Seelöwe?" fragte der Farmer, als sich's Beide bequem gemacht und einen tüchtigen Imbiß vor sich hatten, „ich meine Du und der Ferdinand!"

Dieser war mittlerweile in die Stube gekommen und hatte sich zu ihnen gesetzt.

„Der Teufelsjunge der," lachte der Kapitän Brandt, unser alter Bekannter, „traf ihn unterwegs, wie ich so recht gemächlich auf einem alten Klepper einhertrabte. Das saust wie ein Wirbelwind durch die Ebene — mir vorbei die wilde Jagd, — mein Brauner muß viel Ehrgeiz haben, läßt sich nicht mehr mit Sporn und Peitsche regieren, und jagt dem Andern wie besessen nach. Ich schreie aus Leibeskräften und fluche wie ein Heide, bis der Junge, da seinen Gaul mit einem Ruck herumwirft und meinem Braunen in die Zügel fällt. Da erkenne ich die Mutter in seinem Gesicht, und auch er hat den alten Kapitän nicht vergessen."

„Die Mutter!" rief der junge Mann erregt, „o sprich, Onkel Brandt! lebt sie noch! — ist sie noch immer —"

Er mochte die Frage nicht vollenden.

„Armer Junge!" versetzte Brandt, „sie ist noch immer krank. Ich sah sie vor meiner Abreise, — etwas freilich hat sich ihr Zustand gebessert, sie ist stille geworden, sanft wie ein Lamm. Ihr wißt, daß meine Alte sie lange gepflegt hat, bis sie selber krank wurde, sich hinlegte und mir das große Leid anthat, zu sterben.

„Gott mag es Ihr vergelten, wenn's ein Jenseits gibt," sprach der Farmer, welcher Niemand anders war, als Theodor Hartmuth, der als Dieb und Brandstifter verfolgte und geächtete Freund des gemordeten Steinhöfer.

„Es war merkwürdig," fuhr Brandt mit einer gewaltsamen Anstrengung fort, „daß ich seit dem Tode meiner Frau die Lust am Seeleben verlor, ich wurde eine träge Landratte und begoß die Blumen auf ihrem Grabe. Das sind fünf Jahre her, so lange habe ich keine Reise mehr gemacht und Euch natürlich nicht wiederg-sehen."

„Böser Onkel!" meinte Ferdinand Steinhöfer (jener Knabe, aus welchem jetzt ein so stattlicher Mann geworden); „in fünf langen Jahren nicht an uns zu denken."

„Hm, gedacht habe ich genug an Euch," versetzte Brandt, eine Cigarre anzündend, „hätten mich auch wohl bald zu meiner Alten betten können, wäre nicht die Marie gewesen, meines Bruders einzig Töchterchen, welches, da wir kinderlos waren, nach der Eltern Tod

zu uns kam und unser Trost, unsere Stütze wurde. Es ist doch etwas Schönes um ein braves Kind, und oft mußte ich bei ihrem Anblick an die Clara denken, welche mit ihr in einem Alter sein wird; ich denke, die arme Kleine müßte jetzt, wenn sie noch lebte, wohl ihre achtzehn Jahre alt sein."

Hartmuth war bei der Erzählung des alten Seemanns aufgesprungen und schritt in großer Bewegung auf und nieder.

„Und sie leidet zwiefachen Tod," murmelte er zwischen den zusammengepreßten Zähnen, „alles, alles durch dieselbe verruchte Mörderhand!"

„Wer verpflegt meine arme Mutter?" fragte Ferdinand mit leiser Stimme.

„Das thut meine Marie", versetzte der Kapitän mit einem Anflug von Stolz, „sie ist in die Fußstapfen meiner Seligen getreten und die arme Kranke hat nichts verloren; das gute Kind liebt sie wie die eigene Mutter, ja, was das Rührendste dabei ist, die Kranke liebkoset sie oft in ruhigen Stunden und nennt sie Clara; sie hält sie dann für ihre verlorene Tochter und ist glücklich in dem Wahn. — Seitdem Marie sie pflegt, ist sie erst ganz sanft und still geworden, weßhalb das gute aufopferungsvolle Kind auf Wunsch des Arztes sich gänzlich ihrer Pflege gewidmet, seitdem ich meine alten Schiffsblanken wieder betreten habe."

„O, die Gute!" rief Ferdinand tief bewegt, „könnte ich ihr vergelten, was sie an der Theuren thut; — sage ihr, wenn Du heimkehrst, Onkel Brandt, daß der Sohn jener Unglücklichen ihr Bruder ist, und als solcher Anspruch auf Wiedervergeltung hat."

„Nun, das könntest Du ihr selber sagen, mein Junge!" schmunzelte der Kapitän, „ich bin mit dem festen Entschlusse herübergekommen, Euch Beide mit nach Europa zu nehmen. Ja, glotzt mich nur verwundert an, wie die Seehunde, es ist so, wie ich sage, und füge hinzu, daß ich nur einzig und allein deßhalb die Reise gemacht habe."

„Scherz oder Ernst, Kapitän Brandt?" fragte Hartmuth ruhig.

„Ernst, heiliger Ernst, lieber Freund!" versetzte Jener feierlich. „Ihr dürft Euch nicht länger absperren von der Welt, während drüben in der alten Heimath vielleicht Mancherlei vorgeht, wobei Ihr just die Hauptpersonen spielen könntet."

„Erklärt Euch deutlicher."

„So hört denn, Kinder!" — Ihr erinnert Euch, daß meine Alte damals, als das große Unglück mit Ferdinand's Mutter passirte, unser Haus verkaufte und nach jener Stadt übersiedelte, wo sich die Heilanstalt, welche die Mutter aufgenommen, befindet. Sie hielt es für ihre heiligste Pflicht, das geringste Opfer für das Gräßliche, welches sie ihrer Meinung nach mit verschuldet hatte. Das arme Weib, was konnte sie für ihre Müdigkeit, — sie hat schwer gebüßt dafür. Ich mochte die Vaterstadt ebenfalls nicht wiedersehen und kam erst vor einem Vierteljahre wieder zufällig in Geschäften dorthin."

„Ein Polizeiinspector", fuhr Brandt fort, „begegnet mir auf der Straße, sieht mich scharf an, als witterte er wieder einmal in mir einen Spitzbuben wie damals. Ich will ingrimmig vorübergehen, da streckt er mir die Hand entgegen und fragt: „Sie sind Kapitän Brandt?"

„Zu dienen, mein Herr!"

„Kommen Sie mit, ich habe Wichtiges mit Ihnen zu reden."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

London, 30. Oct. Katzenjämmerlichen Seelen wird es zur Befriedigung dienen, daß der Häringsfang augenblicklich eine ungemein ergiebige Ausbeute liefert, in Lowestoft allein wurde im Laufe von 7 Tagen weit über 50,000,000 Fische gelandet. Der Preis stellt sich in Folge dessen sehr niedrig. (wovon wir aber nicht viel verspüren werden.)

Ein Mann von seltener Courage — so schreibt das Newyorker Belletristische Journal — wohnt in Tenessee. Von ihm wird das Unglaubliche berichtet, daß er nach 6monatlichem Wittwerthum seine Schwiegermutter heirathete, die zwanzig Jahre älter ist, als er!!

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 140. Sonntag, den 26. November **1871.**

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Unyern folgte ich dem Polizeiinspector, doch war der Mann zu höflich, um davon zu kommen. — Er war es, bei welchem der Notar Wolff damals die Denunciation gegen Frau Steinhöfer gemacht, daß sie mit Ihnen, lieber Hartmuth, in Verbindung stände."

„Schuft! murmelte dieser, „doch weiter."

„Er hatte, wie er mir sagte, die Ueberzeugung von Ihrer Unschuld und meinte, wir dürften die Hände nicht in den Schooß legen, sondern müßten nach dem wahren Thäter suchen. Ich hatte keine Zeitungen gelesen, mochte von der Welt nichts hören, und so vernahm ich denn von ihm, daß jener saubere Herr, welcher mich damals verhaften ließ und dann wie ein echter Judas mich umgarnte, vor acht Jahren das Weite gesucht, und wie man glaubte, nach Amerika gegangen sei."

„Ah, Frank heimlich davongegangen!" rief Hartmuth überrascht; „wußte der Mann Ihnen nichts mehr davon zu sagen?"

„Er wollte nicht mit der Sprache heraus, doch wußte er jedenfalls mehr, als er sagte. Die Wittwe des Commerzienraths Steinhöfer —"

„Wittwe?" rief Hartmuth erstaunt. — „Mann, was sagt Ihr da? ist der Commerzienrath todt?"

„Ja so, ich hab' Euch früher nichts davon gesagt, es war wohl unrecht von mir, daß ich's verschwieg, aber die Geschichte war so schrecklich, daß ich's das letzte Mal nicht über's Herz bringen konnte; und da kam ich nicht wieder, dachte auch nicht mehr daran."

„Aber so sagt endlich, Kapitän, was geschehen ist, schießt los, wenn's auch trifft."

„Na, Ihr seid ja auch Beide Männer, hier in dieser Wildniß gegen jede Weisheit gestählt und wissen müßt Ihr's doch einmal, daß vor acht Jahren oder darüber der Commerzienrath Steinhöfer mit seinem Sohne in der Schweiz elendiglich um's Leben gekommen ist. Der Alte soll im Vierwaldstädter See ertrunken, der Sohn in den Bergen verunglückt sein."

„Heiliger Gott!" stöhnte Hartmuth, „Du vergiltst schon hienieden, aber was hatte Eginhard verbrochen, um für die Sünden des Vaters zu büßen?"

Todtenbleich hatte Ferdinand die Nachricht vernommen; wohl dämmerte in ihm die Wahrheit, obgleich Hartmuth behaglich jeden Aufschluß verweigert und ihn auf spätere Zeit vertröstet hatte. Die Schreckensnacht, in welcher sein Vater begraben, der schneebedeckte Hügel, die fürchterlichen Worte, welche seine Mutter ihn hatte nachsagen lassen, Alles dieses hatte sich seinem Gedächtnisse felsenfest eingeprägt. Er wußte es, daß sein Vater als Selbstmörder verscharrt worden war, er hatte schwören müssen, nicht an diesen Selbstmord zu glauben, sondern dereinst den Mord rächen zu wollen. Alles dies schwirrte durch sein Gehirn, als er von dem schauerlichen Ende eines Mannes hörte, welcher den Namen seines

Vaters trug; er war überzeugt, hier der Lösung des fürchterlichen Räthsels zu begegnen.

Bei dem schmerzlichen Anblick seines väterlichen Freundes erhob er sich hastig und fragte mit fester Stimme: „War dieser Commerzienrath Steinhöfer ein Bruder meines Vaters?"

„Er war der Bruder des Verstoßenen!" lautete die dumpfe Antwort.

„Und der Mörder meines Vaters?" rief Ferdinand mit einer Stimme, welche einer andern Welt anzugehören schien.

„Du sagst es, mein Sohn," versetzte Hartmuth leise, „Gott erfüllte selber Deinen Schwur, Dein Vater ist gerächt!"

„Alle Wetter!" brummte der Kapitän, „das sind mir schöne Geschichten. Besser freilich, daß der Herrgott selber die Rache übernommen hat, er versteht es doch am besten."

„Ja, wir müssen zurück nach Europa!" sprach Hartmuth nach einer Weile, in welcher er gedankenvoll vor sich hinstarrte, „die Stunde ist gekommen, mein Sohn, wo Du Alles erfahren sollst, was mein Herz seit Jahren wie ein Alp gepreßt, sollst die Geschichte Deiner Familie hören. Der Kapitän, welcher so viel für uns gethan, sei der Dritte im Bunde, er soll wissen, wie viel man Dir geraubt!"

Und nun begann er das Bild der düstern Vergangenheit eines so gewaltsam von brudermörderischer Hand geendeten Menschenlebens zu entrollen. Er erzählte von des Ermordeten Jugend, wie er, einige Monate nach des Vaters Tod geboren, kaum die Liebe einer Mutter gekannt habe. Wie der ältere Bruder sich in der Mutter Herz geschlichen und den Nachgeborenen, den er als unberufenen Eindringling schon bei der Geburt tödtlich gehaßt, consequent verläumdet und verfolgt, und die Mutter schon das zarte Kind verstoßen, es fremden Händen anvertraut habe. Er erzählte dem athemlos horchenden Sohne von den Ränken und beharrlichen Intriguen des Aelteren gegen den Jüngeren, von der Mutter Schwäche und Leichtgläubigkeit und dem endlosen Unglück, welches daraus entstehen mußte.

„Dein Vater," so fuhr Hartmuth fort, „war trotz aller Härte und Strenge ein wilder, übermüthiger Knabe, er mag wohl ein wenig leichtsinnig gewesen sein als Jüngling, als Mann war er's nicht mehr. Mit raffinirter Berechnung bezahlte der ältere Steinhöfer die Verführer des Bruders, welcher von der Mutter sehr karg gehalten wurde, und dem das Vaterhaus fast gänzlich verschlossen blieb. Wie leicht ist die Jugend in den Strudel der Verführung hinabgerissen. Ferdinand studirte, sein Kopf war hell, sein Herz brav, wir lernten uns kennen und blieben uns treu bis in den Tod. Als Dein Vater die Mutter heirathete, wurde er gänzlich verstoßen und enterbt; — er lachte darüber, seine vielseitigen Kenntnisse und Talente halfen ihm leicht über die Klippen der Nahrungssorgen hinaus. Dann wurdest Du geboren, mein Sohn und nach sechs oder sieben Jahren die Schwester. Da fühlte Dein Vater die Pflicht, für sein Erbe aufzutreten und an das Herz der Mutter zu klopfen. Wir mußten zur List unsere Zuflucht nehmen, weshalb ich als Hauslehrer in das Haus Deiner Großmutter trat, um den Enkel zu erziehen. Ich gewann Eginhard's Liebe, und durch diesen den Weg zum Mutterherzen. Da rief der Tod den Verstoßenen durch mich an das Bett der sterbenden Mutter und hier, Angesichts der Scheintodten, welche beide Brüder für eine Leiche hielten, kam es zu einer furchtbaren Katastrophe; — der Commerzienrath verleugnete den Bruder, wie er mir scheinheilig mittheilte, und Dein Vater gab sich selber den Tod."

Hartmuth hatte den letzten Satz langsam, mit erhobener Stimme gesprochen; jetzt schwieg er.

Starr wie eine Bildsäule, mit leichenblassem Gesicht und weitgeöffneten Augen hatte Ferdinand zugehört; bei den letzten Worten seines väterlichen Freundes sprang er empor und rief mit dem Ton richterlicher Ueberzeugung: „Nicht mein Vater gab sich selber den Tod, der Bruder hat ihn an der Leiche der Mutter ermordet!"

Der alte Kapitän schrie entsetzt auf, während Hartmuth bejahend den Kopf neigte.

„Und der Mörder hat sich meiner Rache durch den Tod entzogen," sprach der junge Mann dumpf, „vergib, Mutter, ich kann den Schwur nicht halten!"

„Gott selber hat ihn gerichtet, mein Sohn!" versetzte Hartmuth, „meine Seele

freuet sich dessen, — wagte es doch selbst der Dichter der Räuber nicht, dem betrogenen und verstoßenen Bruder das Richterschwert gegen den Henker des Vaters in die Hand zu drücken, er mußte sich selber richten. Nun wohl, der Mörder Deines Vaters ist todt, — der einzige Erbe wahrscheinlich ebenfalls durch mörderische Hand vernichtet. Du trittst in seine Stelle! Sagt, lieber alter Freund, wer hat die Erbschaft des Commerzienrathes angetreten?"

„Zuerst die Wittwe, — jetzt ihr Vater, der Doctor Wolff. So sagte mir der Polizei-Inspector."

„Ist die Wittwe denn auch todt?"

„Ach, das sind böse Geschichten," versetzte Brandt kopfschüttelnd, „diese Frau scheint sehr leichtsinnig, wenn nicht gar böse gewesen zu sein. Sie hat Mann und Kind bald vergessen, ist nach Paris gegangen und hat dort ein großes Haus geführt. Ein vornehmer Graf hat sich um sie beworben, sie hat ihn geheirathet und ist dann auf geheime Denunciation hin der Bigamie angeklagt, weil der Leichnam des erster Gatten nicht aufgefunden, sie also noch nicht als Wittwe sich betrachten konnte.

„Sie hat fürchterlich viel Geld gebraucht, der Polizei-Inspector sprach von einer halb Million, dann ist eines schönen Morgens der saubere Graf auf und davon gewesen, hat Alles mitgenommen an Geld und Geldeswerth. — Er soll gar kein Graf gewesen sein. Die neugebackene Gräfin hat just an dem Tage vor Gericht erscheinen sollen. Da wird sie vor Schreck und Aerger krank, sie legt sich hin und stirbt richtig innerhalb vier Wochen. Nun war ihr Vater der letzte Erbe laut eines vorhandenen Testaments, und der listige Advokat ist Herr des ganzen großen Vermögens."

„Der Letzte also, gottlob!" sprach Hartmuth, mit diesem Menschen abzurechnen, macht mir die größte Freude, er ist die Urquelle des Bösen! — Nun noch eine Frage, theurer Freund! wißt Ihr nicht, ob die Mutter des Commerzienraths noch lebt? — Doch was frage ich, sie muß ja todt sein, wie wäre dieser Wolff sonst Erbe?"

„Die Mutter des Commerzienraths? Starb denn Ferdinands Vater nicht an ihrer Leiche?"

„Sie war scheintodt, lag im Starrkrampf, als das Schreckliche geschah, sie allein ist die Zeugin des Mordes, denn sie vernahm in ihrer schrecklichen Lage, welche sie zu jedem Lebenszeichen unfähig machte, die letzten Worte des Opfers. Als sie erwachte in der Nacht vor ihrem Begräbniß, war ich Zeuge, wie sie dem entsetzlichen Brudermörder das Verbrechen vorwarf. — Versteht Ihr jetzt seinen Haß und die That, welche gegen mich verübt wurde? — Konnte ein Gebrandmarkter wider ihn zeugen, ihn anzuklagen wagen?"

„Ja, ja, jetzt wird mir Alles klar," rief der Kapitän, „heiliger, gerechter Gott! Du konntest so lange dem Frevel ruhig zuschauen?"

„Sein Gericht hat schon getroffen," sprach Hartmuth feierlich, „denn das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. — Der Brudermörder liegt auf feuchtem Grunde, unbestattet, den Fischen zum Raube, — denkst Du hierbei nicht an das Grab Deines Vaters, mein Sohn? — dieses furchtbare Gericht ist mir Bürge, daß auch Dir Dein Recht noch wird, daß die Firma Steinhöfer dem wirklichen Erben zufällt. Auf d'rum nach Europa! noch einmal will ich, wenn auch ein vom Gesetz Verfolgter, die alte Heimath betreten, um meine letzte und höchste Mission zu erfüllen, und dann zurückkehren, um hier in meiner friedlichen Einsamkeit zu sterben."

„Nun, das findet sich," meinte Brandt, „der Ferdinand hier ist auch alt genug, seine verlorene Schwester zu suchen, eine kleine Spur ist schon durch den Polizei-Inspektor gefunden; eine alte Kupplerin hat das arme Kind bis zum zehnten Jahre erzogen, worauf sie mit einem tollen Musikanten in die weite Welt gegangen sein soll."

„Ich suche sie bis an's Ende der Welt!" rief Ferdinand fieberhaft erregt.

„Auch das findet sich," lächelte Brandt, „es gibt jetzt durch die Zeitungen Mittel und Wege genug, die Verlorene, wenn sie noch am Leben ist, zu finden. Jetzt aber möchte ich um ein Lager bitten, ich bin verdammt müde. Ihr könnt mittlerweile Eure Sachen ordnen, ich denke, morgen soll's losgehen, — der Polizei-Inspector meinte, er sei einem Menschen auf der Spur, welcher eine sonderbare

Aehnlichkeit mit einem gewissen Frank habe; der verfolgte Dieb und Brandstifter in Amerika thäte wohl daran, sobald als möglich heimzukehren, — Frank werde von ihm überwacht, er hoffe den rechten Dieb zu fangen, um dem unschuldig Verfolgten Genugthuung zu verschaffen. Der Mann war von Ihrer Unschuld überzeugt, lieber Freund!"

Hartmuth lächelte und meinte ironisch: „Ich werde mir trotz polizeilicher Ueberzeugung, doch lieber einen andern Namen beilegen. Als Vater und Sohn werden wir Beide nach Europa zurückkehren und das Feld sondiren. So lange der Wolff im Besitze des Reichthums ist, haben wir ihn zu fürchten, da in den meisten Fällen nur der Arme zum Verbrecher gestempelt und bestraft wird. Also, mein lieber Kapitän! reinen Mund halten, Hartmuth und Ferdinand Steinhöfer kehren mit Eurem Schiffe nicht zurück!"

16. Kapitel.

In einem der ersten Restauration-Locale von Paris saßen mehrere Elegants an einem Tische, sich eifrig über die neuesten Erscheinungen des Tages unterhaltend. Pikante Bonmots flogen wie glänzende Racketen hüben und drüben, und die scandalösesten Geschichten wurden mit einer Ruhe erzählt, als gehöre solches zur Tagesgeschichte der Menschheit.

Die Hauptunterhaltung dieser vornehmen Cavaliere drehte sich um einen neuen Stern am Kunsthimmel der großen Oper, und das einstimmige Urtheil lautete: Mademoiselle Clara Stein ist ein Phänomen, eine Nachtigall an Kehle, eine Juno an Gestalt!

„Aber von Stein, wie ihr Name," warf ein junger kaiserlicher Offizier dazwischen.

„Pah, wer kann das behaupten?" lachte der ältere Graf von St. Herem spöttisch, „es finde sich nur der rechte Pygmalion, diesen Stein zu beleben. Daß sie Leidenschaft besitzt, beweist ihre Valentine, ich habe sie noch mit keiner größeren Gluth darstellen sehen. Parbleu! der Raoul war ein deutscher Spießbürger gegen Valentine!"

„Ah, St. Herem redet sich selber in Feuer und Flammen," lachte ein Anderer. „Es soll mich nicht wundern, wenn er bei dieser Galathee die Rolle des Pygmalion zu spielen versucht."

„Es ist eine deutsche Galathee!" bemerkte der Offizier achselzuckend.

„St. Herem hat, irre ich nicht, gerade bei diesen Glück. Wie lange ist es her, seit Ihre Gemahlin gestorben, mein Lieber?"

Der Graf erröthete jetzt sichtlich und biß sich auf den Schnurrbart.

„Sie reden von meinem Bruder," versetzte er kalt, „ich war niemals verheirathet."

„Dann sind Sie jedenfalls Zwillinge," rief der Vorige, welcher die verfängliche Frage aufgeworfen, malitiös, „Sie sehen sich zum Verwechseln ähnlich. Ah, meine Herren! das war eine pikante Geschichte, geben Sie sie doch zum Besten, Herr Graf!"

„Sie werden beleidigend, mein Herr!" brauste St. Herem auf, „es betrifft die Ehre meiner Familie."

„Thorheit!" schrien die Herren durcheinander, „wir wollen die Geschichte hören, je pikanter, desto besser! Unsere Zeit hat die lächerlichen Fesseln der steifleinenen Moral gottlob über Bord geworfen, wir sind frei, wofür hätten wir uns eine demi monde geschaffen, doch nicht um neue Sittenprediger zu hören? Ich schwöre Euch, hier in kürzestrr Zeit einen neuen Mormonenstaat zu gründen — und meine erste Geliebte soll die deutsche Galathee, Madmoiselle Clara Stein, werden."

(Fortsetzung folgt.)

Palindrom.

Ich bin, was den Pflanzen Saft,
Thieren, Menschen. Stärke schafft.
Im Gehäuse warm und frisch
Liebt mich Jeder auf dem Tisch.

Lies mich rückwärts — und du hast,
Was auf tausend Dinge paßt.
Wähle dir, was dir gefällt,
Alles steht zu Dienst — für Geld.

Auflösung der Charade in Nr. 137 des Unterhaltungsblattes: „Stahlfeder."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 141. Dienstag, den 28. November **1871.**

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Der junge Herr, welcher den letzten blasphemirenden Sermon gehalten, war der Sprößling einer der vornehmsten Familien Frankreichs, der Löwe jener Pariser Halbwelt, ein Wüstling der schlimmsten Art, dem auf Erden und im Himmel nichts heilig mehr galt.

Seine Worte wurden mit wieherndem Gelächter aufgenommen, kein einziger unter dieser vornehmen Gesellschaft hatte so viel Scham— oder wahres Ehrgefühl, den Buben zurechtzuweisen. Das kaiserliche Paris kennt in jenen Regionen weder Scham noch wirkliche Ehre, nur Heuchelei und Sittenlosigkeit; es ist das übertünchte Grab voll Moder und Verwesung!

An einem Nebentische saß ein alter Herr mit schneeweißem Haar und mildem, gutmüthigem Gesicht, ihm zur Seite ein junger Mann von 28 bis 30 Jahren mit einem feinen, leichenblassen Antlitz und wunderbaren, melancholischen Augen! die edlen antiken Züge erinnerten an die griechischen Gestalten des Alterthums, wie auch der schlanke feine Körperbau, — die ganze Persönlichkeit war, einmal gesehen, nicht leicht zu vergessen.

Bei den frivolen Worten des Wüstlings fuhr der junge Mann, welcher mit finsterer Verachtung die laute Unterhaltung jenes Kreises angehört, heftig empor, um den frechen Buben zu züchtigen.

Der alte Herr hielt ihn sanft zurück.

„Willst Du den modernen Don Quixote gegen diese jämmerlichen Windmühlen spielen, mein Sohn?“ flüsterte er leise. „Du veränderst nichts damit, und wen willst Du eigentlich vertheidigen? Eine Sängerin? Weißt Du, ob sie es verdient?

„Vater!“ versetzte der junge Mann vorwurfsvoll, „wie kannst Du so fragen? Du hast einen Widerwillen gegen die Bühne, noch stärker gegen ihre Vertreter. Wenn Du Clara nur einmal hören könntest, Du wärest besiegt.“

„Eben deßhalb höre ich diese Sirene lieber nicht,“ lächelte der Greis. „Du fühlst überhaupt selber, daß Paris für uns nichts taugt. Hätte ich ahnen können, daß der weite Umweg über Paris nur dieser Sängerin gegolten, ich hätte Deinem Wunsche wahrlich nicht nachgegeben. Richard!“

Dieser hörte die Worte nicht mehr, er horchte bereits wieder der Unterhaltung jener Cavaliere und eine noch tiefere Erregung als vorhin spiegelte sich auf seinem Antlitz.

Der Graf von St. Herem war der Aufforderung seiner Freunde gereizt gefolgt und sagte: ich hasse jede Art Moral so gründlich, wie unser guter Vicomte, und will Euch die Geschichte meines Bruders zum Besten geben. Zuvor aber erkläre ich, daß die deutsche Galathee mein werden soll und gehe jede beliebige Wette mit Euch ein, sie bis morgen früh geküßt zu haben.“

„Beweise! Beweise!“ brüllte der Vicomte.

„Ich lade Euch auf die nächste Mitternacht in mein Hotel, Rue Rivoli, zum Souper ein, verlange nur Ruhe, — Grabesstille von Euch. Wer wettet?"

„Wir Alle gegen Einen! 10,000 Napoleon gegen eintausend."

„Angenommen," sprach St. Herem ruhig, „die Wette ist so gut wie gewonnen."

„Nun die Geschichte von dem Bruder!"

„Ihr sollt sie haben, sie ist langweilig wie eine deutsche Frau. Mein Bruder war vor ungefähr acht Jahren hier in Paris der Löwe des Tages; er lernte eine reiche deutsche Wittwe kennen, deren Gemahl in einem Schweizer See liegen sollte, doch war die Leiche nicht aufzufinden; ich denke mir, die zärtliche Gattin hat ihn wohl selber dorthin gebettet. Trotz alledem heirathete mein Bruder diese Frau, als plötzlich eine Anklage auf Bigamie gegen sie vom Stapel gelassen wurde. Der Gemahl konnte ja vielleicht noch leben. Da verschwand mein Bruder, und die Frau ärgerte sich so, daß sie starb."

„Dafür war's eine Deutsche," meinte der Vicomte verächtlich, „diese Nation stirbt noch an der Galle, ihr fehlt ein Aderlaß, den wir ihr nächstens geben werden; das träge Blut muß einmal in Fluß gebracht und einige Glieder amputirt werden, um ihr die großen Gedanken auszutreiben."

„Wie bei Leipzig und Watterloo!" rief der junge Mann vom Nebentische mit funkelnden Augen.

„Sacre!" rief der Vicomte, „wer wagt es, sich in eine fremde Unterhaltung zu mischen?"

Der junge Mann, den der Greis vergebens zurückzuhalten suchte, war emporgesprungen und an den Tisch getreten; seine Erscheinung rief eine augenblickliche Stille hervor, selbst der wüste Vicomte schaute wie gebannt auf ihn hin.

„Wer wagt es?" fragte er mit einer Stimme, welche zwischen Drohung und Verachtung klang, „ein deutscher Mann, welcher Ehre und Sitte liebt und Prahlereien wie Schmähungen gegen seine Nation verachtet, der es aber nicht duldet, wenn deutsche Frauen von Buben mit Koth beworfen werden, und diese züchtigt, wo er sie findet."

„Schlagt den deutschen Hund nieder!" schrie St. Herem wüthend, „auf, Vicomte, den Degen heraus, wir massacriren das Bürschchen."

Es wäre sicherlich zu blutigen Excessen gekommen, wenn nicht einige Besonnene den Wüthenden zurückgehalten und der Greis den jungen kühnen Deutschen gewaltsam mit sich fort hinaus ins Freie gerissen hätte.

„Wehe, wenn dieses Gesicht mir wieder in den Wurf kommt," murmelte der Graf zähneknirschend; „ich habe es schon in der Oper gesehen, ah, er war's welcher gestern Abend der schönen Clara einen prachtvollen Kranz aus der ersten Loge zuwarf, — richtig — richtig, das fatale Gesicht; sie ließ mein Bouquet liegen, wie alle übrigen, und nahm seinen Kranz."

„Was murmelten Sie da, St. Herem?" fragte der Vicomte. „lassen Sie den deutschen Esel laufen, wir treffen ihn wohl einmal, denken Sie an unsere Wette!"

„Ich denke daran!" antwortete der Graf finster und schritt hinaus.

Der alte Herr aber sprach draußen zu seinem Sohne, als er mit ihm hastig und aufgeregt durch die Straßen schritt. „Wir verlassen noch heute die unselige Stadt, mein Sohn, die Luft lastet wie ein Alp auf mir!"

„Unmöglich, Vater!" versetzte der junge Mann mit fester Stimme, „Du hörtest doch, daß jene rohen Wüstlinge ein Attentat auf Clara's Ehre beabsichtigen; ich muß über sie wachen."

„Du wirst es nicht hindern können, Richard! Du bist hier fremd in Paris, also ohnmächtig, und besitzest zum Ueberfluß schon Feinde. Schreibe ihr einige Zeilen, wenn Du willst, und setze sie von dem Gehörten in Kenntniß."

Richard schüttelte heftig den Kopf und schritt schweigend weiter.

„Wohin willst Du, mein Sohn?"

„In die Oper — sie wird bald beginnen."

„Singt jene Clara?"

„Ja, die Valentine!"

„So begleite ich Dich, mein Sohn."

Der junge Mann blieb erstaunt stehen und schaute den Vater forschend an.

„Ich danke Dir, mein Vater! Du wirst sie sehen und hören und meine Liebe begreifen."

Der alte Herr seufzte; die Liebe zu einer Sängerin erschien ihm wie Wahnsinn.

17. Kapitel.

Die letzten Klänge der „Hugenotten" waren verrauscht, der Vorhang zum letzten Male gefallen, nachdem die Valentine unzählige Male gerufen und Ovationen aller Art ihr dargebracht waren.

In der ersten Loge saß Richard Höfer mit seinem Vater, dem ehrenwerthen Kaufmann der City in London. Der alte Herr war Wittwer, besaß auf der Welt außer einem soliden Reichthum nichts weiter, als den einzigen Sohn, oder vielmehr Pflegesohn, weil er Richard adoptirt hatte.

Familienverhältnisse riefen ihn nach Deutchland, seinem eigentlichen Vaterlande; bevor sie reisten, er und sein Sohn, trat die Sängerin Clara Stein in der königlichen Oper auf. Von dieser Stunde an war Richard verwandelt. Alles, was ihn früher beschäftigt, zu der Reise nach Deutschland getrieben, war in den Hintergrund getreten vor der Alles überwältigenden Liebe, welche zum ersten Male mit ihrer vollen Zaubermacht ihn ergriffen hatte.

Er folgte ihr nach Paris, und der Vater, zu schwach, ihm Widerstand entgegen zu setzen, sah mit wachsender Angst, wie diese Liebe den Sohn so völlig beherrschte, daß sie nothwendig mit seinem Untergange oder einer Heirath endigen mußte, und eine Bühnenprinzessin war dem alten Manne das Nou plus ultra des Leichtsinns.

Heute Abend hatte er die Sängerin zum ersten Male gesehen und gehört, er war mit dem Sohne in die Oper gegangen, um ihn vor Uebereilung oder Unglück zu schützen, weil er mit Recht irgend ein Zusammentreffen mit jenem vornehmen Wüstling befürchten mußte.

Wieder hatte Richard einen Kranz auf die Bühne geworfen, er fiel zu Claras Füßen, sie hob ihn auf, indem ein dankender Blick wie ein Sonnenstrahl den schönen jungen Mann traf.

Hatte er doch noch kein einziges Wort mit ihr gesprochen, obgleich sie seine Liebe wohl ahnen mußte, denn als ihr Blick bei ihrem ersten Auftreten in Paris die Logen streifte, haftete er einen Augenblick überrascht an seinem Anblick; sie hatte ihn wieder erkannt.

„Richard's Vater hatte während der ganzen Vorstellung kein Wort gesagt, er mochte es nicht gestehen, welch' großen Eindruck die schöne Sängerin mit ihren Zaubertönen auf ihn gemacht, es sich selber nicht eingestehen, daß er besiegt sei und um ein solches Wesen am Ende noch selber einen dummen Streich zu machen im Stande wäre.

Richards's Augen hatten an diesem Abend nicht sowohl die Bühne mit ihrem Magnet, als vielmehr das Publikum gemustert.

Er hatte mit geschärftem Blick mehrere jener jungen Wüstlinge aus der Restauration erkannt, doch konnte er nirgend den Verhaßten, welcher die Wette um Clara's Ehre eingegangen, erkennen. Beim Schluß der Vorstellung war seine Unruhe auf's Höchste gestiegen, es mußte nothwendig etwas zu ihrer Sicherheit geschehen, da jener Verruchte jedenfalls irgend eine Gewaltthätigkeit oder tückische List im Schilde führte.

„Willst Du die Sängerin nicht warnen, mein Sohn?" fragte der alte Höfer urplötzlich leise, als sie sich erhoben, um das Theater zu verlassen.

„Ich werde sie am Ausgange erwarten, und dann sehen, was sich thun läßt."

„Ja, ja, versäume das nicht, Richard! Das arme Kind sollte mich doch dauern, es sieht so gut, so unschuldig aus."

Richard drückte dem Vater dankend die Hand und bat ihn, sich nur nach Hause zu begeben.

„Nicht doch, ich bleibe bei Dir, würde ja vor Unruhe und Sorge sterben."

Die Sängerin hatte sich umgekleidet und trat aus der Garderobe zu einem alten Herrn, welcher auf sie zu warten schien.

„Ach meine schönen Blumen", lächelte sie, dem Alten die Hand reichend, „ich kann sie nicht lassen."

„Schenke sie dem Chor", sprach der Alte kurz, „Du brauchst das Zeug nicht —"

„Nur diesen Kranz, mein Väterchen!" lächelte sie hold, „er kommt von demselben Mann, welcher schon in London mir seine Verehrung darbrachte."

„Der mag gelten", brummte der alte Heidenreich, „er schreibt wenigstens keine duftigen Verse, — mir gefällt überhaupt das griechische Gesicht, — ein ganzer Apoll!"

So finden wir hier in Paris die Tochter des Ermordeten wieder, auf der Höhe künstlerischen Ruhmes, von Glanz und Herrlichkeit umgeben, die halbe Welt zu ihren Füßen. Sie nannte sich Clara Stein nach dem Willen ihres Pflegevaters, dem sie Alles verdankte.

Wie war sie schön geworden, welche prächtige Rose hatte sich aus dem bescheidenen Kinde entwickelt; die hohe stolze Gestalt hätte einen Königsthron zieren können.

Liebte Clara den geheimnißvollen Verehrer von der Themse? Sie wußte es selber nicht, doch schlug ihr Herz höher, als sie das bleiche melancholische Antlitz mit den wunderbaren Augen so urplötzlich an der Seine erblickte und sich sagen mußte: Deinethalben ist er da!

An des alten Heidenreich's Arm verließ sie das Theater. Sie war in heiterster Stimmung und trug Richard's Kranz sorgfältig in der Hand.

Dieser, welcher sich mit dem Vater in der Nähe aufhielt, sah es und bebte in freudiger Ueberraschung zusammen. Er sah, wie sie mit dem alten Manne den Wagen bestieg, wie der Kutscher auf die Pferde hieb; es war das, was er, so lange sie hier in Paris weilte, allabendlich gesehen hatte, nichts Ungewöhnliches konnte er entdecken.

Und doch — sein Blick fiel auf den Kutscher; war das die wohlbeleibte Gestalt, welche sonst den Bock zierte und die er so oft beneidet hatte? Dieser war höher, schlanker, hatte den Mantelkragen hoch emporgezogen, obgleich es mehr warm als kalt war, er suchte offenbar seinem Vorgänger in Allem nachzuahmen, das sah Richard, dessen Blick jetzt durch Argwohn geschärft war, ganz genau.

„Geh' nach dem Hotel, Vater!" sprach er hastig, als die Pferde anzogen, „Du kannst mir doch nicht folgen auf diesem Wege!"

„Um Gotteswill n, mein Sohn!"

Des Vaters Stimme wurde von dem Straßenlärm verschlungen, Richard war fort und hatte sich mit turnerischer Gewandtheit auf das hintere Wagenbrett geschwungen, wo er sich mit Lebensgefahr festhielt. Er wußte ganz genau in welchem Hotel die Sängerin wohnte, es lag in der Nähe des seinigen, eine zarte Scheu hatte ihn zurückgehalten, dasselbe zu beziehen.

Der Kutscher peitschte unbarmherzig auf die Pferde, wie ein Federball flog der Wagen dahin, — einer entgegengesetzten Richtung zu. War es der Wille der Sängerin? Richard wußte es nicht, er befand sich in einer qualvollen Lage.

Plötzlich hörte er im Innern des Wagens rufen, mit einem Sprunge war er von seinem gefährlichen Standpunkte herunter und an der Seite des Wagens, welcher immer toller dahinflog und jetzt in die Rue Rivoli einbog. Richard sah, daß der Kutscher die Kreuz und Quer gefahren hatte, um seine Passagiere irre zu leiten.

Der alte Heidenreich steckte den Kopf zum Fenster heraus und rief ängstlich: „Halt, halt!"

„Halt, halt!" schrieh Richard ebenfalls und fiel den Pferden furchtlos in die Zügel, — es war fast ganz menschenleer auf der Straße.

Der Kutscher hieb wiederholt auf die Pferde, sie bäumten sich, doch der junge Mann hielt sie mit übermenschlicher Kraft. Diesen Moment benutzte Heidenreich, den Schlag zu öffnen und herauszusteigen.

„Was gibts?" fragte er rauh, „wohin fahren Sie uns?"

„Lassen Sie das Fräulein aussteigen," schrie Richard, „es sitzt ein Verräther auf dem Bocke."

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 142. Donnerstag, den 30. November **1871.**

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

„Hund, verdammter!" rief der Kutscher, die Zügel fortwerfend und herunterspringend.

Im nächsten Augenblick hatte er den Greis auf die Seite geschleudert und Clara, welche laut aufschrie vor Schreck, aus dem Wagen gerissen, um blitzschnell mit ihr fortzueilen. Sie sträubte sich und schrie um Hülfe.

Richard ließ die Pferde frei, welche im wilden Laufe mit dem Wagen davonjagten, er war leichtfüßiger, als der Franzose mit seiner Bürde, in dessen Hand jetzt ein Degen blitzte, während er mit der Linken die halbohnmächtige Clara an sich preßte.

Doch der Räuber hatte es mit einem gewanden Gegner zu thun; was kümmerte ihn das Blut, welches aus seiner verwundeten Hand quoll, wie rasend der Graf St. Herem auch mit seinem Degen herumfuhr, Richard hatte ihm denselben nach wenigen Minuten entwunden.

Doch fester noch hielt der Graf die Sängerin, welche sein Sieger jetzt zu verwunden fürchten mußte. Er zog sich höhnend mit ihr zurück, noch einige Schritte und er hatte sein Haus erreicht. Kein Mensch in der Nähe, in der Ferne nur tönte der Schritt einer Sicherheitspatrouille.

Jetzt kam Heidenreich herbei.

„Gieb mir den Degen, daß ich den Hund niedersteche," schrie er, „bist Du zu feig, Mensch?"

Der Graf lachte höhnisch auf und sprang in's Haus, Richard ihm nach und zückte den Degen auf seine Brust, das Gaslicht fiel in's Portal.

Plötzlich bricht der Räuber stöhnend zusammen, Clara ist frei und sinkt ohnmächtig an ihres Retters Brust.

Als sie erwachte, lag sie in ihrem Zimmer auf dem weichen Sopha, ihr erster Blick fiel auf Richard, welcher vor ihr kniete.

„Dank! Dank!" flüsterte sie, ihm die Hand reichend, welche er mit Küssen bedeckte.

„Sie haben uns einen großen Dienst erwiesen, junger Herr!" sprach Heidenreich jetzt in seiner kurzen Weise, „erzählen Sie, wie Alles kam."

Und Richard erzählte Alles, seine Leidenschaftlichkeit verrieth die Stärke seiner Liebe.

Clara schauderte und blickte den jungen Mann mit unbewußter Zärtlichkeit an, ihr Herz lag in diesem Blick.

„Und ich weiß nicht einmal, wie ich Sie nennen soll," sagte sie leise.

Richard erröthete, auf seinem Antlitz malten sich Verlegenheit und Unentschlossenheit.

„Nennen Sie mich Richard," erwiderte er; — „Richard Höfer!"

„Höfer?" fragte Heidenreich überrascht, „Herr, das ist seltsam."

„Warum?"

„Ach nichts, mein Kind! — es war mir so seltsam, wenn ich dabei an Deinen Namen dachte, ich meine an die Zusammensetzung, — es gibt oft wunderliche Zufälle."

„Steinhöfer!" sagte Clara nachdenkend, wie ist mir denn, höre ich diesen Namen zum ersten Male? — Klingt er mir doch wie eine Reminiscenz aus der früheren Kindheit, Vater!"

Sie erhob sich rasch in seltsamer Bewegung, — Richard sprang erschreckt und verwirrt empor.

Auf Heidenreich zutretend flüsterte sie ihm einige Worte in's Ohr.

„Nichts, nichts, meine Tochter!" sagte er unwirrsch abwehrend, „Du irrst Dich, ich kenne den Namen Steinhöfer nicht."

„Aber ich kenne ihn," sprach Richard düster, „Sie werden sicherlich von dem tragischen Geschick dieser Familie gehört haben."

„So ist's," nickte Heidenreich nachdenkend.

„O, erzählen Sie," bat Clara, den jungen Mann neben sich auf's Sopha niederziehend; „um Gott!" fuhr sie erschreckt zusammen, „Sie bluten, Ihre Hand ist verwundet!"

„Ach, eine Kleinigkeit," lächelte Richard, „Der Degen des Räubers war spitz, — ich habe mich nur geritzt. — Dafür erhielt er einen ewigen Denkzettel!"

Clara verband ihm die Wunde mit ihrem Spitzentuche; wie konnte sie da noch schmerzen, sie blickten sich dabei an lächelnd und erröthend, wie zwei glückliche Kinder.

Heidenreich aber schritt auf und nieder, ohne die beiden Glücklichen zu beachten, er schien mit sich selber zu kämpfen, ob er Clara's wahren Namen entdecken, ihr sagen solle, daß sie sich vorhin in ihren Erinnerungen nicht getäuscht habe, war doch der Name wie eine Leuchtkugel in ihr Gedächtniß gefallen und hatte darin die Vergangenheit blitzartig erhellt.

„Will erst hören, was der zu erzählen weiß von der Familie," murmelte Heidenreich; der alte Mann hing mit egoistischer Liebe an seinem Pflegekind, es war sein Geschöpf und nun sollte er es vielleicht Anderen, welche nähere Rechte daran hatten, ausliefern? Finster betrachtete er das junge Paar, was wollte sich dieser Fremde zwischen ihn und sein Kind drängen, er war eifersüchtig auf ihr Glück, welches er, der niemals die Liebe gekannt, nicht verstehen konnte, Clara sollte nur ihn und ihre Kunst lieben.

„Ich glaubte ihn auf ewig begraben zu haben," murmelte Richard, „es soll nicht sein, — Gott selber scheint durch diesen Zufall, durch diese mehr als wunderbare Namenverkettung mich auf den Kampfplatz zu rufen. Hören Sie denn die Geschichte einer Familie, welche so reich an Verbrechen und Unglück ist, als ob Gott die ganze Schale seines Zorns über sie ausgegossen habe."

Er erzählte ziemlich wahrheitsgetreu das Steinhöfer'sche Familien-Drama und endete mit dem gewaltsamen Tode des letzten Erben.

„Herr!" rief Heidenreich erschüttert, „Sie kennen den Mörder und haben ihn nicht den Gerichten überliefert?"

„Gott wird ihn finden, was kann mein Zeugniß nützen?" sprach Richard zusammenschauernd. „Das letzte unglückliche Opfer wird den Himmel versöhnen. Noch leben indessen zwei Kinder des Selbstmörders, zwei rechtmäßige Erben, — sie sind Beide verschollen, — ich werde nicht rasten, bis ich sie gefunden —" setzte er mit einem innigen Blick auf Clara hinzu, „nicht eher an die Verwirklichung meines höchsten Erdenglücks denken, bis diese beiden Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, das Erbe ihres verstorbenen Vaters erhalten haben."

Clara saß während der Erzählung des jungen Mannes in starrem Hinbrüten versunken; es war ihr, als wäre urplötzlich ein Schleier von ihrer frühesten Kindheit gezogen, welcher mit dem Namen „Steinhöfer" wie durch Zauber gelüftet worden, gewaltsam hielt sie die aufdämmernde Erinnerung fest, sie sah die schöne Mutter, welche so oft geweint, den Bruder, welcher viel älter, als sie gewesen, — dann wurde es Nacht; als sie erwachte, fand sie sich bei fremden Leuten, die hart und unfreundlich mit ihr umgegangen, sie geschlagen hatten, wenn sie geweint.

Sie athmete tief auf und schaute um sich, wie in einem Traume befangen.

Der alte Heidenreich betrachtete sie in seltsamer Unruhe, der Egoismus kämpfte mit seinem besseren Selbst, welches ihm gebot, das Dunkel durch seine Aufklärungen zu erhellen, dem Gedächtniß des verwaisten Kindes zu Hülfe zu kommen.

„Meine Geschichte hat Ihnen Widerwillen

und Langeweile verursacht," sagte Richard traurig, „ich hätte sie nicht erzählen sollen."

„O nein, nein, im Gegentheil!" rief Clara erregt, „es ist mir, als spiele ich selber in meiner früheste.n Kindheit eine Rolle darin, Alles klingt mir so bekannt. O, wer mir Aufschluß geben könnte in diesem furchtbaren Wirrwarr meiner Gedanken!"

Ihr umherirrender Blick schweifte von Heidenreich auf eine deutsche Zeitung, welche täglich auf ihr Zimmer gebracht wurde und die sie heute noch nicht angeschaut hatte. Sie lag aufgeschlagen auf dem Tische, und wie gefesselt blieb ihr Auge auf einer Stelle haften.

„Vater Heidenreich!" sprach sie mühsam, dem Alten die Zeitung hinreichend, „o, lies doch diese Stelle!"

Dieser las mit stockender Stimme: „Wenn sich Clara Steinhöfer aus H. noch am Leben befinden sollte, dann wird sie dringend gebeten, Nachricht von ihrem jetzigen Aufenthalt an den Doctor Friedrichs, Heilanstalt zu M., einzusenden, wo ihre Mutter sie erwartet; besagte Clara ist als fünfjähriges Kind verschwunden und wird vielleicht jetzt einen andern Namen führen. Wer Nachricht über sie mittheilen kann, welche auf eine sichere Spur zu leiten vermag, erhält eine Belohnung von 500 Thalern."

Clara hatte sich während der Vorlesung dieser Aufforderung in der heftigsten Erregung erhoben. Als der Alte geendet und das Blatt schweigend in der Hand hielt, rief sie mit seltsamer vibrirender Stimme:

„Diese Clara Steinhöfer bin ich, Gott hat gesprochen in meinem Innern. Vater Heidenreich, eine Mutter erwartet mich, eine Mutter! O, mein Gott!"

Sie sank zurück und schloß die Augen; Richard umschlang sie mit beiden Armen.

„Ferdinand Steinhöfer's Tochter!" rief er außer sich, „Gott hat geredet, er nimmt die Sühne an!"

Seine leidenschaftlichen Küsse erweckten sie, sie legte beide Arme um seinen Hals und schaute ihn voll zärtlicher Liebe an.

„Richard!" sagte sie leise, „Du bist ein Deutscher?"

„Ja!" tönte es wie ein Hauch zurück.

„Du kennst meine Mutter?"

„Nein, — ja, — o, frage mich nicht, Geliebte! — meine Lippen bindet ein Schwur. Vertraue Dich meiner Leitung an, Du gehörst mir, bist mir von Gott gegeben zur Sühne, zur Versöhnung. Siehst Du in der wunderbaren Verkettung und Ergänzung unsrer Namen nicht mehr als Zufall? Wir Beide sind vereint in dem einen Namen, der zum Fluch geworden, wir werden diesen Fluch lösen."

„Und ich?" fragte der alte Heidenreich plötzlich. „Ihr seid Euch genug, was soll der alte Musikant bei den Glücklichen, — das schnäbelt und kos't, — als ob es sich sein Leben gekannt hätte; ich gehe, um mir einen Winkel zu suchen, wo ich ungestört sterben kann."

„Vater Heidenreich!" rief Clara, sich erröthend den Armen des jungen Mannes entwindend, „Du bleibst bei uns, wie könnte ich glücklich sein, ohne den guten Greis, dem ich Alles verdanke, was ich bin, der mir Vater und Mutter gewesen, und mich erlös't hat von einem schrecklichen Loose."

Sie legte ihr Lockenköpfchen an seine Brust und schaute ihn unter Thränen lächelnd an.

Er streichelte ihre glühenden Wangen und sagte: „Na, der Alte muß sich wohl darin finden, fortan mit dem Brodsamen der Liebe vorlieb zu nehmen, der von des reichen Mannes Tisch fällt. Uebrigens will ich's nur gestehen, daß Du wirklich Clara Steinhöfer heißest, wie Du es mir als kleines Kind mittheiltest. Hier auf diesem Blatte steht der Name, Tag und Datum, als Du mir ihn nanntest, ich zeichnete es auf für spätere Zeiten weil es wohl sicher war, daß Du ihn bald vergessen würdest."

Er nahm aus seiner Schreibtafel ein Blatt Papier und reichte es Clara, welche es unter Thränen las und wie ein Heiligthum verwahrte.

„Und jetzt, junger Herr!" fuhr der Alte in seiner rauhen Weise fort, „wäre es wohl Zeit, nach Hause zu gehen. Ich möchte überhaupt dazu rathen. Paris noch in dieser Nacht den Rücken zu wenden, der Degenstich wird jedenfalls Spectakel machen, mit solcher Sorte ist nicht zu spaßen."

„Dann reisen wir Alle!" meinte Clara,

„bevor Paris aus dem Schlaf erwacht, müssen wir es im Rücken haben."

Sie küßte den Geliebten, der mit dem Himmel voll Seligkeit in der Brust, das Hotel verließ.

Der alte Höfer wachte noch in Todesangst und stand schon im Begriff, ihn zu suchen, als er hereintrat.

„Du bist glücklich, mein Sohn," sagte er, ihn forschend anblickend.

„Unbeschreiblich," rief Richard, den Vater stürmisch umarmend, „sie liebt mich und was noch mehr bedeutet, was mir den Himmel auf Erden, den Frieden der Seele zurückgibt, meine Braut ist — Clara Steinhöfer, die Tochter des Selbstmörders!"

„Und Du?" fragte der Vater, ihn fest anblickend, „was hast Du ihr gesagt?"

„Richard Höfer wird seinen Schwur halten bis über's Grab hinaus."

„Du bist ein braver Mann, mein Sohn!"

18. Kapitel.

In der kleinen Gebirgsstadt M. befand sich die Heilanstalt des Doctor Friedrichs, eines ebenso humanen als tüchtigen Irrenarztes, wo die unglückliche Wittwe des Ermordeten nun bereits schon seit zwölf Jahren in der Nacht des Wahnsinns lebte. Erst seit dem letzten Jahre schienen lichtere Augenblicke einzutreten und hatte der unermüdliche Arzt jetzt die zuversichtlichste Hoffnung, sie völlig zu heilen, wenn außergewöhnliche Umstände, wie zum Beispiel das Wiedersehen ihrer Kinder, wohlthätig auf den zerütteten Organismus der Seele und des Geistes einzuwirken im Stande wären.

Kapitän Brand war mit den beiden Amerikanern glücklich in M. eingetroffen; sie hatten kaum den Fuß auf europäischem Boden, sogleich ihren Plan mit Clara's Aufruf ins Werk gesetzt und denselben durch ein Annoncenbureau verwirklichen lassen.

„Sachte, meine Freunde!" meinte der joviale Kapitän, als Ferdinand die größte Lust bezeigte, ohne Weiteres die Mutter aufzusuchen. „Eile mit Weile, wir könnten damit Alles verderben. Zuerst muß ich mit dem Doctor Rücksprache nehmen, er hat mich, als ich vorhin bei ihm war, auf heute Abend eingeladen. Hartmuth kann mich begleiten. Dich, mein eiliger Junge, bringe ich zur Sicherheit zu einer befreundeten Familie, da wartest Du, bis ich Dich abhole. Mache ein wenig sorgfältig Toilette, wahrscheinlich wirst Du dort einige Damen treffen und Du willst doch nicht als Hinterwäldler erscheinen."

„Aber, Onkel Brandt!"

„Kein Aber, mein junger Freund! es geschieht genau nach der Schnur, wie ich gesagt."

„Mußt Dich schon fügen, Ferdinand!" lachte Hartmuth, „dem Kapitän steckt das Befehlen noch vom Schiffe her in den Gliedern. Wir haben hier keine amerikanischen Freiheiten."

Ferdinand zuckte unwillig die Achseln und gehorchte seufzend. Ihm war das Toilettenmachen in seiner Seele verhaßt, und doch fiel sie, bei dem Gedanken an die Damen, sorgfältiger aus, als er wollte.

Er war in der modernen Kleidung, welche Hartmuth in Bremen gekauft, ein auffällig schöner, stattlicher Mann, und wohlgefällig betrachtete ihn der Kapitän.

In dem befreundeten Kaufmannshause erscholl eine leichte fröhliche Tanzmusik. Ferdinand stutzte und wollte rasch den Rückzug antreten.

„Es wird getanzt!" flüsterte er dem Kapitän erschreckt in's Ohr.

„Du tanzest mit, mein Junge! wirst in der Wildniß doch wohl einen deutschen Walzer gelernt haben."

„Gewiß," sagte Hartmuth lächelnd, „Ferdinand war der lustigste Tänzer auf allen Festlichkeiten der Farmer in der ganzen Gegend; die jungen Mädchen werden ihn schmerzlich vermissen."

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 143. Sonntag, den 3. Dezember *1871.*

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick kam der Hausherr und nahm den jungen Amerikaner mit freundlichem Gruße in Beschlag, um ihn sogleich, trotz seiner verlegenen Protestationen, in den kleinen Saal zu führen, wo ein einfacher Ball arrangirt war. „Wir sind so recht privatim unter uns," meinte der Hausherr. „Sie brauchen sich durchaus nicht zu geniren, — die Fröhlichkeit ist die Hauptsache."

Und damit führte er der verlegenen jungen Mann, welcher zum ersten Male in eine europäische Gesellschaft treten sollte, mitten unter die fröhliche Jugend, wo seine etwas fremdartige Erscheinung eine plötzliche Stille verursachte."

„Laßt Euch nicht stören, Kinder?" rief der Hausherr, „der junge Amerikaner wird ohne Umstände in den Cotillon eintreten und uns zeigen, daß man auch drüben dem Tanze huldigt. Die Vorstellung mag später erfolgen, — hoffentlich werden die Damen meinem Gaste jene Freundlichkeit darbringen, welche deutsche Sitte und Gastfreundschaft bedingt."

„Und ich bitte um Nachsicht mit dem Hinterwäldler, welchem die europäische Form fremd und der deßhalb gar leicht Verstöße machen kann," sagte Ferdinand, der in diesem Augenblick seine ganze Ungezwungenheit wiedergefunden hatte.

Die Musik nahm ihren Fortgang, die Paare drehten sich im Kreise, — Ferdinands Auge verfolgte eine schlanke Mädchengestalt, blond und blauäugig, eine deutsche Hebe, sie sah so ernst, so verständig aus und dann wieder so schelmisch übermüthig. Er konnte das Auge nicht von ihr wenden, und sein Herz klopfte ungestüm, als sie plötzlich mit holdem Erröthen vor ihm stand, um nach der scherzhaften Art des Cotillons Ring oder Korb auszutheilen.

Ring oder Korb! Es soll ihm gelten, ringsum kicherten die schalkhaften, jungen Mädchen, — Ferdinands Herz erbebte unwillkührlich, und Bläße überzog das gebräunte Antlitz, als das schöne Kind, von dem heimlichen Spott der Freundinen gereizt, das Körbchen emporhielt, er war zornig auf seine eigene wunderliche Schwäche, er, der mit manchem Bären schon fertig geworden, zitterte vor einem jungen Mädchen.

Trotzig strich er sich den schönen Bart, da zitterte er wieder, sie reichte das Körbchen seinem Nachbar und — ihm den Ring.

Laut hätte Ferdinand aufjubeln mögen in Glück und nie empfundener Seligkeit, Alles war vergessen, Vergangenheit und Zukunft, zwei blaue Augen hatten den Löwen zum Lamm umgewandelt.

Er umschlang die hohe Gestalt und flog mit ihr durch die Reihen der Tänzer.

„Dank! Dank!" flüsterte er, „wie haben Sie mich durch Ihre Wahl beglückt!"

Das junge Mädchen war verwirrt, diese Huldigung war so neu, so frei und öffentlich, daß sie dieselbe nur mit den freien Sitten Amerika's entschuldigen konnte.

Ferdinand hatte den Ring an den kleinen Finger seiner Linken geschoben.

Als der Tanz beendet, bat sie um Rückgabe desselben, er streifte ihn vom Finger und steckte ihn lächelnd an den Goldfinger ihrer rechten Hand.

„Ihren Namen?" bat er leise.

„Marie!" flüsterte sie, ihn schalkhaft anblickend.

„Marie!" wiederholte er sinnend, „der Name ist mir lieb und heilig, er erinnert mich an eine Märtyrerin, welche den Freuden der Welt entsagte, um eine Fremde zu pflegen. O, entziehen Sie mir nicht Ihre Hand, Marie, Sie gaben mir den Ring, — können Sie zürnen, wenn ich dieser Wahl eine stille, mich beglückende Deutung beilege?"

„Man sieht auf uns," flüsterte sie in höchster Verwirrung, „o, lassen Sie mich frei, es verstößt gegen europäische Sitten."

Er trat zurück und schaute stolz und herausfordernd umher. Man lachte, kicherte und trieb gemeinen Spott. Was kümmerte ihn solche Kleinstädterei.

Auch Marie lachte zu den Neckereien der Freundinen, sie fühlte sich so froh, so glücklich, daß jeder Spott an diesem Schilde abprallte.

Als der Cotillon zu Ende war, verließ sie die Gesellschaft, und mit ihr war für Ferdinand jede Freude entwichen. Er fühlte eine geheime Scheu, sich näher nach ihr zu erkundigen, und sah theilnahmlos dem Tanze zu, bis Kapitän Brandt ihn erlöste und zum Doctor Friedrichs abholte.

Die arme wahnsinnige Mutter saß in ihrer Stube und horchte Hartmuths Worten, welcher mit leiser Hand den Schleier von der Vergangenheit lüftete und von ihren Kindern erzählte.

Da trat ihre Pflegerin, Kapitän Brandt's Nichte herein, glühend vor Aufregung und Jugendlust, eine liebreizende Erscheinung. Hartmuth's Blick haftete wohlgefällig auf ihr, sie streichelte die blassen eingefallenen Wangen der Wahnsinnigen und küßte sie zärtlich. An dem Finger des jungen Mädchens blitzte ein Diamant, ein Thautropfen auf einer Rubinrose. Es war ein seltener Ring.

Hartmuth ergriff überrascht ihre Hand, hielt sie gegen das helle Lampenlicht und fragte hastig: „Ist dieser Ring ein Erbstück?"

Erschreckt betrachtete sie denselben und schüttelte erröthend und erstaunt den Kopf.

Aber auch die Wahnsinnige hatte ihn erblickt und stieß einen Schrei aus.

„Ferdinand!" rief sie, „wo weilst Du, warum hast Du den Ring des Vaters, das Erbstück der Familie, von Dir geworfen? — Ferdinand! Ferdinand, mein Sohn!"

„Mutter, meine geliebte Mutter!" tönte es von der Thür her, und der Sohn lag zu ihren Füßen.

Sie zog ihn empor und küßte ihn zärtlich, als hätte sie ihn längst so erwartet; das Starre, Unbewegliche war aus ihren Zügen entwichen und hatte einer rührenden Milde Raum gegeben.

„Warum hast Du des Vaters Ring der Schwester gegeben?" fragte sie plötzlich fast drohend, „weißt Du nicht, daß es Dein Schutzgeist war?"

Ueberrascht sprang Ferdinand empor und blickte verwirrt um sich.

Da fiel sein Blick auf das junge Mädchen, welches ihm zitternd den Ring hinreichte.

„Marie!" rief er außer sich, „hier muß ich Sie wiederfinden, hier in diesem Zimmer? O, Gott des Himmels! Du bist meine Heilige, welche die Mutter verpflegt, — nein, nein, ich nehme den Ring nicht zurück, ich habe ihn eingetauscht gegen den Deinigen, welchen Du mir aus freier Wahl gegeben — sträube Dich nicht gegen des Himmels Spruch, Mädchen! Du wirst mein Weib — oder —"

„Ei, ei," unterbrach ihn Kapitän Brandt von der Thür her, lächelnd, „was sind mir das für lose Streiche! Ich denke, da habe ich auch noch ein Wörtchen mitzureden, ich, ihr Onkel und Vormund! Läßt man das Mädel einmal hinaus, um sich mit dem jungen Volk zu freuen, richtet sie auch gleich eine Menge Unheil an und verdreht diesem Hinterwäldler den Kopf. Nun sprich, Kind! Willst Du ihn gebührend mit dem Korbe heimsenden?"

„Nein, nein, sie gab mir den Ring!" rief Ferdinand stürmisch.

„Im Scherze," stammelte Marie.

„Und ich Thor hoffte, es könne und müsse Ernst daraus werden," sprach der junge

Mann traurig, „hatten Sie doch die Wahl. O, Verzeihung, Marie, ich hoffte zu früh, mein Herz gehört dennoch auf ewig der Pflegerin meiner Mutter."

„Lieber Gott, wie langweilig," fuhr Brandt dazwischen, „laßt mich einmal fragen. Gefällt Dir der Amerikaner, mein Kind? Es ist ein braver Kerl und der Sohn Deiner Mutter, will heißen, die Du als Mutter liebst und als Kind pflegst."

„Ja, Onkel!" rief Marie, an seinen Hals fliegend, „er gefällt mir, aber wie durfte ich's ihm nur sogleich sagen?"

Ferdinand hatte sie schon umschlungen und geküßt, im nächsten Augenblick knieten sie vor der Mutter, welche still lächelnd auf das schöne Paar blickte und leise sprach: „Verberget Euch vor der Welt, — es gibt böse Brüder, welche Alles morden; — ich will's dem Vater erzählen, daß seine Kinder glücklich sind, alle Beide!"

Ferdinand neigte sein Gesicht auf ihre Hand und weinte still, der Mutter Worte schnitten ihm durch's Herz und berührten mit eisigem Hauche sein Glück.

Der Arzt aber trat leise hinzu und sagte zuversichtlich: „Lasset die Kranke jetzt in Ruhe, meine Freunde! ich hoffe, sie langsam, aber sicher zu heilen!"

19. Kapitel.

Doctor Wolff, der reiche Fabrikherr (denn als solcher wurde er von der Welt betrachtet, da kein anderer Erbe erschien), ging unruhig in seinem Zimmer auf und nieder und schnitt ein furchtbar grimmiges Gesicht. Von Zeit zu Zeit nahm er ein Zeitungsblatt, las wiederholt eine Stelle darin und warf es dann zornig auf den Tisch.

Es war die Annonce an Clara Steinhöfer.

„Wer diesen Streich mir gespielt," murmelte er, „ich muß es wissen. Was kümmert den Doctor Friedrichs dieses Kind? Die Mutter ist noch immer verrückt, sie wird sich nicht darnach sehnen, — oder sollte er wirklich ein Experiment damit anstellen wollen? Der Narr! — Nein, nein," fuhr er heftiger fort, „daran wird er keine fünfhundert Thaler Belohnung wenden, — es kommt von einer andern Seite, — man scheint sich wieder zu rühren."

Er klingelte, ein Diener erschien.

„Warst Du im Landhause?"

„Die Frau wird vor Anbruch der Nacht sterben."

„Gut, laß anspannen, Franz!"

Der Diener verschwand, Wolff ordnete seine Toilette und griff nach seinem Hut.

„Endlich stirbt dieser weibliche Methusalem," murmelte er, „ich werde dafür sorgen, daß sie nicht zum zweiten Male vom Tode ersteht. So lange sie lebt, ist sie gefährlich als eigentliche Erbin oder Besitzerin. Die Welt hält sie für geisteskrank, — die Alte ist schlau genug, — ich muß, sobald sie todt ist, das Testament, welches ich ihr einst aufsetzen mußte, vernichten."

Mit diesem Vorsatze fuhr er hinaus nach dem Landhause vor dem Aegidienthore, wo die unglückliche Mutter des Commerzienraths Steinhöfer sterbenskrank, von aller Welt verlassen, auf ihrem Lager stöhnte und zum zweiten Male den Tod nahen fühlte.

Als Doctor Wolff hereintrat, schickte er die Wärterin fort und trat an's Bett der Kranken. Entsetzt fuhr sie zusammen und wehrte matt ab, dann wandte sie das Gesicht nach der Wand und schloß die Augen.

Wolff begann jetzt ohne Scheu eine Durchsuchung ihrer Papiere; was hatte der Unmensch von der Sterbenden zu fürchten?

Diese wandte einmal den Kopf und starrte mit weitgeöffneten Augen hin, ein blitzartiges Lächeln wie Hohn und Triumph überflog das blasse Antlitz, dann lag sie wieder wie eine Todte.

Er murmelte Verwünschungen und Flüche vor sich hin, sein Suchen war vergebens, nichts zu finden, alles Uebrige war werthlos für ihn.

„Ich muß es finden," sprach er halblaut, „sie war seit Jahren zu gut bewacht. Hm, warum mußte ich diese Erbin so lange vergessen?"

Und wieder warf er Alles durcheinander, daß ihm der Schweiß in hellen Tropfen von der Stirn rann.

Zur selben Zeit, als er hinausfuhr, zog

ein Mann an dem Hause des Commerzienraths Steinhöfer heftig die Klingel.

Das Haus war zum Theil von Wolff bewohnt, er hatte den ersten Stock inne, während es oben vermiethet war und sich im Parterre die Comptoirräume befanden.

Es war ein junger, elegant gekleideter Mann, der die Klingel zog, weßhalb der Diener auch sehr artig nach seinem Begehr fragte.

„Ist der Commerzienrath Steinhöfer zu sprechen?"

Der Diener blickte ihn erstaunt an.

„Wie lange ist der schon todt," versetzte er endlich halb lachend, „der liegt seit acht Jahren im Vierwaldtstädter-See in der Schweiz.

Der Fremde zuckte sichtlich zusammen und wurde todtenbleich.

„So melden Sie mich der Frau Commerzienräthin."

Wieder mußte der Diener sich das Lachen verbeißen.

„Die Frau Commerzienrathin starb vor sechs Jahren in Paris als Gräfin St. Herem."

Der Diener war gut unterrichtet, er war der Vertraute seines Herrn.

Der Fremde wurde noch bleicher als zuvor; er murmelte den französischen Namen und griff sich an die Stirn.

Scheu zog der Diener sich zurück, er fürchtete einen Wahnsinnigen vor sich zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Musikers in Ostindien. „Montag: Wegen der großen Hitze am Tage, Nachts um 2 Uhr Regimentsparade; — früh 6 Uhr schlafen gelegt, aber bald erwacht. — Ein Vampyr (aber nicht der Marschner'sche) wollte mich an den Fußsohlen anzapfen. — Stiche der Mosquito's so arg, daß mein Gesicht aussieht wie punktirte Achtel-Noten. — Beim Ankleiden einen Scorpion im Stiefel gefunden. Dienstag: Einen Birmanentodtschlagungs-Marsch componirt, während mein Bedienter einen andern Bedienten geprügelt. Anmeldung eines Schwarzen der für 10 Sgr. sich des Nachts ausziehen und von den Mosquito's wollte stechen lassen, damit ich in Ruhe. — Angenommen! — Noch kein Brief aus Madras, wahrscheinlich hat den Postboten ein Löwe gefressen. — Heute starb in dem hoffnungsvollen Alter von 200 Jahren Miß Baba, der Elephant, der seit 56 Jahren unserem Regimente angehörte. — Mittwoch; Im Gasthaus „zu den drei Braminen" höchst billige Schildkrötensuppe gegessen, der Henkeltopf 6 Pfennige. — Die vacante Stelle eines Elephanten in unserm Regiment ist heute durch einen Ziegenbock besetzt worden. Die Hitze ist heute so arg, daß in den Notenbüchern ein Presto in ein Adagio umgeschmolzen. — Das gelbe Fieber wüthet schrecklich. In meinem Musikcorps hat es bereits die Posaune, die große Trommel und das Piston hinweggerafft. — Donnerstag: Das gelbe Fieber hat in der Nacht auch noch die zweite große Trommel geholt. — Zum Vicegouverneur geritten und ein Clavier in Ordnung gebracht, das seit 1817 nicht gestimmt war. Zum Abendbrod Nashornbeefsteak, Cactussalat und etwas kalte Klapperschlange. — Freitag: Großer Schreck! Während des Mittagsschlafes im Gartenhause hat ein bengalischer Tiger hereingeguckt und Appetit auf Musikdirectorenlende verspürt. Denselben mit der Es-Clarinette sechsmal auf den Hirnschädel geschlagen und dann eilige Flucht auf einen Gummibaum, wo ich 6 Stunden lang kleben blieb.

Charade.

Ich leb' auf großem Fuß,
Doch hab' ich nur den Einen;
In meinem großen Kopf
Verberg ich meine Kleinen;
Mein Kind ist auch der Schlaf,
Doch müßt ihr ja nicht meinen,
Ich sei in ihn verliebt:
Ich selbst — ich habe keinen.

Auflösung der Charade in Nr. 140 des Unterhaltungsblattes: „Mark — Kram."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 144. Dienstag, den 5. Dezember **1871.**

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Der Fremde zog ein Goldstück aus der Tasche, drückte es dem Bedienten in die Hand und sagte wieder vollkommen ruhig: „Ich bin hier fremd, war lange drüben in Amerika, mein Freund, konnte es also nicht wissen. Sagt mir doch, wer bewohnt jetzt dieses Haus, der Sohn vielleicht?'

„O nein, der junge Herr verunglückte zu gleicher Zeit mit dem Commerzienrath, — der Herr Doctor Wolff ist seit Jahren Herr und Erbe des Ganzen."

„So, so; ist er zu Hause?"

„Vor einer Viertelstunde ausgefahren."

„Kehrt er bald zurück?"

„Das hängt von Umständen ab," versetzte der Diener, welchen das Goldstück sehr unterthänig und gefällig gemacht, „die alte Großmutter will zum zweiten Male sterben."

„Sie lebt also noch, die Mutter des Commerzienraths?" fragte der Fremde erregt.

„Ja, aber jetzt ist's zur Ende, sie erlebt die Nacht nicht mehr; bei der alten Frau war es seit Jahren nicht ganz richtig im Oberstübchen."

Der Mensch lachte über seine Witze.

„Hört, guter Freund, wollt Ihr mir einen Gefallen erweisen?" fragte der Fremde ruhig.

„Wenn ich's kann —"

„Der Sohn war mein Freund aus den Knabenjahren her, — ich lieh ihm einst ein Buch, ein Andenken von meiner Mutter, und erhielt es nicht wieder, — er verbarg es damals in einem Versteck, Niemand bekannt als mir. Dürfte ich auf fünf Minuten in Eurer Gegenwart sein Zimmer betreten?"

Bei diesen Worten glitt ein zweites Goldstück in die Hand des Bedienten.

„Des jungen Herrn Zimmer liegt gartenwärts, es ist verschlossen, wird gar nicht betreten, ich darf es eigentlich nicht wagen, wenn der Herr Doctor zurückkehrte —"

„Nur fünf Minuten."

„Nun, es sei, folgen Sie mir, mein Herr, ich habe die Schlüssel zu allen Zimmern."

Der Fremde schaute sich einige Augenblicke in dem Zimmer um, Alles war bestaubt, doch unberührt, man schien wenig zu lüften; er athmete mehrere Male tief auf, als beenge ihn die dumpfe Luft.

Dann trat er zu dem Bücherschrank, öffnete ihn und griff mit fester Hand hinein.

Ein triumphirendes Lächeln überflog sein schönes Gesicht, er hielt ein Packet, in Zeitungspapier gewickelt, in der Hand.

„Sie sehen, daß ich die Wahrheit gesprochen," ich nehme mein Eigenthum an mich, das hier sonst vermodert wäre. Sie brauchen Ihrem Herrn nichts davon zu sagen, um Vorwürfe zu vermeiden, — ich danke Ihnen, mein Freund!"

Eilig verließ er, eben so geheimnißvoll wie er gekommen, das Haus und begab sich, das Packet in seinen Kleidern verbergend, mit sicherer Ortskenntniß aus dem Aegidienthore,

wo er geradeswegs auf das Landhaus des Commerzienraths zuschritt.

Kehren wir zu der Sterbenden zurück, welche noch immer mit den letzten Athemzügen am Leben hing und an der Hoffnung sich festklammerte, die Sünde gegen den Ermordeten noch hienieden sühnen zu können.

Doctor Wolff war bei dem fruchtlosen Suchen fast rasend vor Wuth geworden, er trat an das Bett der Sterbenden, schüttelte ihren Arm und rief mit heiserer Stimme: „Wo hast Du das Testament gelassen, alte Eule?"

Sie öffnete die Augen und sprach leise: „Du suchst vergebens darnach, gieriger Wolff, ich habe es bei Zeiten Deiner Faust entrissen; die Erben meines Sohnes —"

„Sind Alle todt und begraben, der Eine hier, der Andere dort," grinste Wolff. „Dein lieber Eginhard modert in einem Abgrund —"

„Du lügst, Mörder!" tönte eine Stimme dicht hinter ihm.

Entsetzt wandte er sich um und starrte in das Angesicht jenes Fremden, welcher erst vorhin in seinem Hause gewesen.

„Du lügst," wiederholte dieser, „die Todten stehen wieder auf, um wider ihren Mörder zu zeugen und den Räuber aus dem Erbe zu vertreiben. Erkennst Du mich, gieriger Wolff?"

„Das ist Eginhard, mein Sohn!" schrie die Sterbende laut, „o, nun nimm mich hin, du gütiger und gerechter Gott!"

„Eginhard!" murmelte Wolff, wie vom Blitzstrahl getroffen zurücktaumelnd.

„Ja, Eginhard, den Gott aus dem Abgrund errettet," sprach der Fremde, in welchem wir Richard Höfer erkennen, „und auch Ferdinand Steinhöfer's Kinder werden kommen, um wider Dich zu zeugen."

„Lüge, nichts als Lüge!" rief Wolff, sich von seinem Entsetzen erholend, womit willst Du Deine freche Behauptung beweisen? — Wir haben Gesetze, um Betrüger und Abenteurer zu strafen."

„Schweig, Schurke! heimtückischer Mörder!" donnerte Eginhard, „hinaus und schände durch Deine verruchte Gegenwart nicht dieses Zimmer! Großmutter, stirb nicht, Deine Enkel wollen Dir Freude und Versöhnung bringen."

Die alte Frau öffnete noch einmal die Augen, um sie mit schwachem Lächeln auf ihren Liebling zu heften und schloß sie dann auf ewig.

„Zu spät, die Alte ist todt!" rief Wolff höhnisch, „jetzt bin ich erst im rechten Besitz!"

„Flieh, Elender! ich will nicht sehen, wohin Dein Weg geht, Vater meiner Mutter!"

Als Wolff Miene machte, sich der Todten zu nahen, öffnete Eginhard die Thür und schob ihn mit starker Hand hinaus.

Dann verriegelte er diese, öffnete das Packet, welches er einst aus Hartmuths Händen empfangen, und las beim scheidenden Tageslicht das Testament der Großmutter, welches die Kinder ihres Jüngstgeborenen zu Miterben einsetzte. Ein Brief an Eginhard lag beigeschlossen, worin sie mit rührenden Worten ihm diese Kinder an's Herz legte und ihre Enkel alle segnete..

Als er die Papiere durchgelesen, drückte er einen Kuß auf die blassen, erkalteten Lippen und sprach mit fester Stimme: „Dein Enkel wird Deine Bitte ganz erfüllen, arme verblendete Mutter! — Du sollst in Frieden ruhen an der Seite des Gatten!"

Als er das Haus verließ, folgte ihm ein Polizeibeamter, welcher in artig ersuchte, sich mit auf's Bureau zu begeben.

Eginhard lächelte verächtlich und ging mit, der Beamte führte ihn zu jenem Inspektor, welcher einst die Frau des Ermordeten inquirirt hatte und das Familiendrama aus dessen Papieren genau kannte.

Er war nach der Hauptstadt versetzt worden und unterhielt die freundschaftlichsten Beziehungen zu dem Doctor Wolff, um seinen Schlichen auf die Spur zu kommen und ihn aus dem geraubten Erbe zu verjagen.

Daß Wolff, nachdem er das Landhaus verlassen, sich sogleich an diesen Freund wandte, von dem er die wirksamste Hülfe gegen den frechen Betrüger, wie er Eginhard nannte, erwarten durfte, war natürlich, obgleich er selber von der Identität desselben vollkommen überzeugt war.

Stolz und ruhig stand Eginhard vor

dem Inspector und fragte nach dem Grund seines Hierseins.

Artig bot dieser ihm einen Stuhl und ersuchte ihn um Vorlegung seiner Papiere. „Auf Veranlassung des Doctor Wolff!" warf der junge Mann verächtlich hin, indem er seine Brieftasche öffnete und einige Papiere dem Inspector hinreichte.

„Kaufmann Höfer aus Berlin, — Vater und Sohn, — um Vergebung, wo ist Ihr Herr Vater?"

„Im Hotel „Stadt London"."

„Irre ich nicht, so haben Sie sich für einen Andern, einen Todten, ausgegeben, für den Sohn des verunglückten Commerzienraths Steinhöfer."

„So hat der räuberische Wolff doch Furcht, lachte Eginhard bitter, „ich werde ihm das Erbe nicht abjagen, — doch Andere werden erstehen, um an meine Stelle zu treten, — ich sage Ihnen, mein Herr, die Todten werden auferstehen, um so viel Verbrechen und Unrecht zu rächen. Wollen Sie mich in's Hotel zu meinem Vater begleiten.

„Warten Sie noch einige Minuten, mein Herr! — Es wird sogleich Jemand hier sein, der meine Zweifel vielleicht auf der Stelle lösen wird."

Der Inspector verließ das Zimmer und kehrte nach einer Weile mit zwei Herren zurück, es waren Kapitän Brandt und Hartmuth.

Eginhard erkannte Hartmuth auf der Stelle, er wandte sich rasch ab, um seine Bewegung zu verbergen.

„Kennen Sie diese Herren, Herr Höfer?" fragte der Inspektor.

Mit vollkommener Beherrschung trat Eginhard näher und schaute gleichgültig hin, das Licht fiel auf sein Gesicht.

Hartmuth zuckte bei seinem Anblick zusammen und schaute ihn einige Augenblicke unverwandt an.

„Eginhard!" rief er plötzlich außer sich, die Arme ausbreitend, „Du bist's, die Todten stehen auf."

Noch zauderte der junge Mann, dann stürzte er an die Brust des Freundes und stammelte: „Hartmuth! mein väterlicher Freund, es ist Dein Eginhard!"

„Was bedarf es weiter Zeugniß?" lächelte der Inspector, „ich habe die Beweise der Wahrheit. Die Erben sind beisammen, außer der verlorenen Tochter."

„Die ist gefunden," sprach Eginhard, „doch der Sohn —"

„Zu ihm will ich Dich führen!" rief Hartmuth; „kommt, kommt, Recht und Wahrheit siegen, — auch für mich wird ein Tag der Gerechtigkeit erscheinen."

„Das hoffe ich," sprach der Inspector ernst, „und nehmen Sie mein Wort, daß ich nicht ruhen und rasten werde, um den eigentlichen Dieb zu fangen."

„Jener Dieb, für welchen Hartmuth büßen sollte, der ist —"

„Still, junger Herr!" unterbrach der Inspector Eginhard rasch, „ich kenne ihn und hoffe, schon in der nächsten Nacht einen reichen Fang machen zu können; unsere Spur ist sicher."

Im Hotel „Stadt London" sahen sich die Geschwister, Ferdinand und Clara zum ersten Male wieder, ein Wiedersehen des reinsten Glückes, durch Nacht zum Licht, durch Trübsal zur Seligkeit!

„Vater!" sprach Eginhard zu dem alten Höfer, ich habe meinen Schwur gebrochen am Sterbebett der Großmutter, sie starb mit einem Lächeln auf den Lippen, doch Hartmuth erkannte mich auf der Stelle."

„Wer könnte Dir zürnen, mein Sohn, wenn Du den letzten Augenblick einer Scheidenden verklärtest, sprach Höfer, „die Umstände sind stärker als unsere Vorsätze, ja selbst unsere Schwüre, — es war selbstsüchtig von mir, Deine ganze Vergangenheit zu den Todten zu werfen und ein neues fremdes Leben zu beginnen; wir Menschen leben für die Erinnerungen, welche in der Vergangenheit wurzeln, so gut wie für die Gegenwart und Zukunft, — wir können nicht im reifern Alter zum zweiten Male geboren werden. Eginhard Steinhöfer, ich gebe Dich den Deinen, Deinem Rechte, Deinen Erinnerungen zurück."

„Du, Du der Sohn jenes Mannes, welcher meinen Vater —"

„Nicht weiter, Ferdinand!" unterbrach Hartmuth den Erregten. „Eginhard ist mein Sohn, wehe dem, der diesen Schuldlosen für

die Sünden des Vaterrs verantwortlich machen will; danke Gott, welcher durch ihn sühnen wird, was die Todten verbrochen."

„Sprich Bruder!" rief Clara mit leuchtenden Augen, „wirst Du auch die Schwester verdammen, wenn sie dem Vetter Eginhard Hand und Herz zum ewigen Bunde reicht?"

„So weit ist's schon?" fragte Ferdinand überrascht, „dann freilich muß auch ich die Rache Dem überlassen, welcher es wohl am Besten versteht, den Fluch in Segen umzuwandeln."

„Dein Vater ist in diesem Augenblicke hier mitten unter uns, mein Sohn!" sprach Hartmuth tief bewegt, „sein Geist umschwebt uns versöhnend, ich fühle seine Nähe. „Ja, Kinder," fuhr er nach einer Pause heiterer fort, „Ihr habt wohl Ursache, dem Himmel dankbar zu sein, Euch gab der Zufall oder das Glück gute Menschen, welche väterlich an Euch handelten. Kommt, setzt Euch um mich im Kreise und erzählt, wie Alles so gekommen. Clara mag beginnen."

Und sie erzählte von ihrer Kindheit, wobei sie zärtlich des alten Heidenreich's Hand ergriff, von seiner väterlichen Liebe und ihrer Künstler-Laufbahn bis zu Eginhard's Erscheinen in London und der Katastrophe in Paris.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Wenn Boileau bei irgend Jemandem zur Tafel geladen wurde, so erschien er immer unter den ersten Gästen. „Ich thue dies aus Politik," sagte er; „denn die Viertelstunde, die Jemand in Gesellschaft auf sich warten läßt, wird leicht zur Aufsuchung oder Andichtung von Fehlern angewendet."

Voltaire entwirft keine sehr schmeichelhafte Charakteristik seiner Landsleute, aber noch beißender spricht sich der französische Gelehrte Chamfort über dieselbe aus. Er sagt zum Beispiel: „Der natürliche Charakter des Franzosen erinnert an die Eigenschaften des Affen und des Jagdhundes. Possirliche Sprünge aller Art machend und dabei falsch wie ein Affe, ist er gleich dem Jagdhund kriechend, niedrig schmeichelnd; er leckt den Herrn, der ihn prügelt, läßt sich ruhig an die Kette schließen und springt vor Freude, wenn man ihn losläßt, um das Wild zu jagen."

Ein Gentleman kam im Staate Ohio in ein Wirthshaus, und als er sah, daß der Hausknecht die Pferde richtig zu schätzen und gut zu behandeln verstand, fragte er ihn, wie lange er schon in diesem Hause lebe und was für ein Landsmann er sei. „Ich bin ein Yankee und lebe schon sechszehn Jahre hier," lautete die Antwort. „Dann wundere ich mich," entgegnete der Gentleman, „daß ein so gescheidter Bursche, wie Sie es zu sein scheinen, in einer so langen Zeit nicht dazu gelangt ist, selbst Herr des Gasthofes zu werden." „Ja," antwortete der Hausknecht, „aber der Wirth ist auch ein Yankee."

Die Eingebornen Süd-Australiens sind der Ansicht, daß die Sonne aus einem Kasuar-Ei entstanden sei, welches einst im Weltenraum mit einem andern Körper zusammengestoßen sein soll.

Sprachversündigung. Ein amerikanisches Blatt meint gelegentlich einer Besprechung der gegenwärtig in den Vereinigten Staaten herrschenden Agitation für die Frauen-Emancipation, daß sich die englische Sprache schwer an den Frauen versündigt habe, indem sie das schöne Geschlecht wo-man, d. h. woe-man (Mannes-Wehe), so wie Miss, d. h. mis-fortune (Mißgeschick) nenne.

Eine geduldige Frau, welche in der Nähe von Oneeland, Tazewell County, Illinois, wohnt, verheirathete sich kürzlich mit ihrem fünften Mann. Ihr erster Mann lief davon, der zweite erhängte sich, der dritte erschoß sich und der vierte ertränkte sich. Wie wird sich wohl der fünfte Mann aus dem Leben schaffen?

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 145. **Donnerstag, den 7. Dezember** **1871.**

Steinhöfer und Sohn.

Von Emilie Heinrichs.

(Schluß.)

„Frank wird der Räuber des Kindes gewesen sein," begann Eginhard zu Hartmuth gewendet, „wie er sicherlich das Werkzeug aller Verbrechen war, welche von dem Ungeheuer, das ich als Großvater zu schonen habe, ersonnen worden sind. Er war's auch, welcher mich in der Schweiz in den Abgrund hinabgestürzt, ich erkannte ihn im Fallen, er war's, der meinen Vater in den See gestoßen hat."

Und Eginhard erzählte Alles, was sich seit Hartmuth's Flucht mit ihm zugetragen bis zu der schauerlichen Katastrophe in der Schweiz. Da nahm der alte Höfer das Wort.

„Ich hatte einen einzigen Sohn," begann derselbe, „Richard hieß er, ein braver Junge, mein Stolz und Trost, da ich die Frau verlor. Um diesen Todesfall zu überwinden, reisten wir nach der Schweiz, er stürzte vor meinen Augen in einen Fels-Abhang, ich fand seine zerschmetterte Leiche. Wie ein Wahnsinniger irrte ich umher, mit dem Vorsatze, mein Leben auf gleiche Weise zu enden. Ich sah die Reisenden, sah den Führer sich entfernen und die furchtbare That: es war mir in dem Augenblicke als stürze mein Sohn zum zweiten Male hinab. Eine unwiderstehliche Macht zog mich an, den Unglücklichen aufzusuchen, ihn neben meinem Sohn zu bestatten. Nach unsäglichen Schwierigkeiten fand ich ihn; Gebüsch aller Art hatte den Sturz gemildert, ein weicher Moorgrund den Körper vor dem Zerschmettern geschützt; er athmete noch, wenn auch im Uebrigen arg zugerichtet. Ich hob ihn auf, nachdem ich seine Wunden verbunden und trug ihn mit übermenschlicher Anstrengung nach einer Sennhütte, wo ich ihn für meinen Sohn ausgab und wochenlang geheim verpflegte, bis ich ihn weiter transportiren konnte. Die Welt hielt ihn für todt, er selber schien lange das Gedächtniß verloren zu haben, bis er endlich in meinem Hause zu London ganz genas. Da kehrte die Erinnerung zurück, er erzählte mir Alles, sein ganzes Leben, so reich an irdischem Gut, so arm an Glück und Freude, er fühlte sich schon lange abgetrennt von seinen Eltern, die er nicht lieben und achten konnte und wurde mein Sohn mit dem Schwur, als Richard Höfer zu leben und zu sterben. Der Gedanke an das Packet des Freundes ließ ihm keine Ruhe, nur dieses wollte er noch besorgen und dann auf ewig mit der Vergangenheit brechen. Jahrelang bekämpfte ich diesen Entschluß, er konnte mir durch die Heimath entrissen werden. Endlich mußte ich nachgeben, wir rüsteten uns zur Reise nach Deutschland. Da erschien die Sängerin Clara Stein auf der Bühne, und der erste Riß ging durch den unnatürlichen Schwur. Mein Sohn war zum ersten Male von der Macht der Liebe besiegt und taub für jede Mahnung, selbst die Reise trat vor ihr in den Hintergrund. Als die Sängerin nach Paris ging, folgte er ihr wie ihr Schatten und ich mußte wohl mit. Das Uebrige wißt Ihr; mein einziger Trost ist

ter, daß Gott es so gefügt und ich zu dem Sohne noch eine Tochter erhalten habe."

„Du theurer, theurer Vater!" rief Clara, ihn zärtlich küssend, „ohne Dich wäre ich nimmer so glücklich geworden."

„Wie ich dem guten Heidenreich mein Glück zu danken habe," sprach Eginhard, dem alten Musiker gerührt die Hand drückend.

„Ach was, der Alte da und ich, wir Beide sind doch die Reichsten dadurch geworden," meinte dieser, dem alten Höfer gutmüthig zunickend.

26. Kapitel.

Es war nach Mitternacht; kein Mondstrahl, kein einziger Stern erhellte die Finsterniß, der Himmel war ringsum mit schwarzen Regenwolken bedeckt, schon fielen einige Tropfen schwer herab.

Die Straßen der Hauptstadt waren verödet, nur der Wächter Schritte tönten durch die stille Nacht.

Auch diese verhallten.

Zwei Männer schlichen im Dunkel der Häuser dahin, sie hüteten sich ängstlich, von dem flackernden Lichte der Gasflammen getroffen zu werden.

„Gehen wir auch sicher?" fragte der eine leise, „mir ist so sonderbar ängstlich, es ist mir immer, als folge uns Jemand."

„Thorheit," flüsterte der Andere, nachdem er einen Augenblick gehorcht, „Du hast nicht das Geringste zu fürchten, ich kenne dieses Terrain auf Tritt und Schritt; kenne jeden Winkel im Hause. Bedenke wohl, daß von dieser Nacht unsere ganze Zukunft abhängt eine einzige Stunde kann uns zu sehr reichen Männern machen, und dann fort in die neue Welt!"

Der Andere hustete und ergriff dann ängstlich seines Begleiters Arm.

„Ruhig, in's Dreiteufel's Namen, Memme!" flüsterte dieser zornig.

Sie standen vor dem Steinhöfer'schen Hause, ein Nachschlüssel öffnete eine Seitenthür, dieselbe, welche in die Parterreräume führte, durch welche Hartmuth einst der Polizei entgegentrat.

„Folge mir," flüsterte der Anführer leise, „fasse meinen Rock."

Der Andere ließ die Thür offen und folgte der Anweisung.

In einem Zimmer des ersten Stocks war noch Licht. Hier saß Doctor Wolff an seinem Schreibtische, mit dem Ordnen verschiedener Papiere beschäftigt; es waren Obligationen, Staatspapiere, Banknoten aller Art.

Plötzlich warf er den ganzen Stoß, welcher ein ansehnliches Vermögen repräsentirte, in den Schreibtisch und erhob sich mit einer heftigen Bewegung.

„Pah! ich bin ein Narr! — mich um dieses Menschen willen zu ängstigen. Er ist todt und soll es bleiben, und die anderen Erben? Leere Drohungen, ich fürchte sie nicht. Wenn ich nur wüßte, wo das Testament geblieben, in ihren Händen wäre es eine wirkliche Gefahr; alles Uebrige verlache ich als ein Phantom; mich schrecken niemals solche Gespenster. Ha!"

Ein Geräusch an der Thür machte ihn erstarren, dort stand ein Gespenst, das ihn doch tödtlich erschreckte, diesen Mann von Eisen!

„Frank!" stammelte er, „ist denn heute die ganze Hölle auf einmal los?"

Der Zweite war verschwunden, hinter der geöffneten Thür stand der Polizeiinspector, — alle Ausgänge waren mit seinen Leuten besetzt.

„Ja wohl, — Frank!" hohnlachte dieser, auf ihn zuschreitend, „freust Du Dich nicht, den alten Freund und Genossen wiederzusehen? — Setze Dich, du kluger und glücklicher Spieler, daß wir ein wenig plaudern. Siehst Du, bist freilich mein Meister, aber heute soll der Schüler Dich übertreffen. Mucke nicht, oder dieser Schuß zerschmettert Dein arglistiges Gehirn, — hier, schau dieses Messer, es sitzt Dir beim ersten Hülferuf in der Brust."

„Was wollen Sie von mir?" fragte Wolff, in den Sessel niedergleitend.

„Nicht viel, nur meinen wohlverdienten Antheil an dem Raube, ich habe Dir die Wege geebnet, edler Wolff, brachte Vater und Sohn auf die Seite, — wie auch die anderen Erben, alle mit einander; schickte den dummen Hauslehrer als Dieb und Brandstifter nach Amerika und mußte doch schließlich der Geprellte sein. Du bist Millionär und ich ein

Bettler! — Das geht nicht länger so und darum bin ich hier, mein Junge!"

„Ich gebe Ihnen zehntausend Thaler, Frank; sind Sie zufrieden?"

„Nein, Herzchen, das ist zu winzig, unter einer halben Million thue ichs nicht."

„Sie sind ein unverschämter Narr," rief Wolff, der Sessel zurückwerfend und mit einem Sprunge die Thür erreichend, „jetzt bin ich wieder Dein Meister, elender, gemeiner Bettler!"

„Halt, im Namen des Gesetzes!"

Der Polizeiinspector stand auf der Schwelle.

Wolff starrte ihn entsetzt an und taumelte zurück, während Frank sich fluchend, das Pistol vorhaltend, in einen Winkel zurückzog.

„Verloren!" knirschte Ersterer, „aus, aus!"

Seine Augen irrten blitzschnell umher, und hatten im nächsten Augenblick ein Ziel gefunden. Sein Verderber die Waffe entreißend, donnerte auch zugleich der Schuß durch's Zimmer. Das Gehirn des scheuslichen Verbrechers klebte an der Decke.

Der Inspector nickte zufrieden, — er ließ den erschreckten Frank verhaften und binden, während er die Leiche des Doctors unangerührt liegen ließ.

Ersterer hatte nichts mehr zu bekennen, der Inspector hatte sein volles Geständniß bereits vorher vernommen; sein Leugnen half nichts mehr.

Als er seinen Diebsgenossen, welcher ihn verrathen und der Polizei die Wege gezeigt, des Mordes an Ferdinand Steinhöfer bezüchtigen wollte, da dieser derselbe war, dem er damals für den Mord an dem Knaben die Ueberfahrt nach Amerika bezahlt hatte, erfuhr er zu seinem Verdrusse, daß der Mord nicht einmal versucht, geschweige denn ausgeführt war; — der Mann konnte das Geld leichter verdienen und hatte ihn noch obendrein, als sie sich wiedergetroffen, dafür gebrandschatzt.

Frank wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt; er trat seine Strafe mit dem geheimen Trost an, daß sich Ketten durchfeilen und Schlösser öffnen oder Mauern durchbrechen lassen.

Ob ihm solches schon gelungen, wissen wir nicht zu sagen.

* * *

An einem schönen Tage des lenzgrünen Mai's war eine stille, erhebende Feier auf dem Kirchhofe zu X.

Von einer Schaar festlich gekleideter Arbeiter wurde ein einfaches Grabmonument schön bekränzt, während eine andere Abtheilung einen Choral sang.

Auf dem Marmor las man nur den Namen: Ferdinand Steinhöfer!"

Das Grab des Selbstmörders war geheiligt und geehrt, während die Gebeine des blutigen Kains am Meeresgrunde bleichten.

Der Choral schwieg, eine blasse Frau trat an das Grab geführt von ihren Kindern.

„Du bist gerächt," flüsterte sie niederkniend, „gerächt und versöhnt durch die Allmacht der Liebe? — sieh' auf uns herab mein Ferdinand, und segne den Sohn Deines Bruders!"

Sie waren Alle versammelt am Grabe des Vaters, — die rechten Erben der Großmutter, welche friedlich an der Seite des Gatten schlummert.

Eginhard und Ferdinand waren fortan die Herren der Firma Steinhöfer, und unter ihrer Hand erblühten dem Arbeiter die beiden Hauptbedingungen des Daseins: Zufriedenheit und lohnende Thätigkeit!

Das Kapital wurde in ihrer Hand nicht zum Fluche der Arbeit.

Diese beiden Faktoren der Welt gestalteten eine Wirklichkeit, getragen von der echten Humanität, welche im Arbeiter ein gleichberechtigtes Wesen erblickt, auf der einen, und von jenem Gehorsam auf der andern Seite, der sich willig und freudig den Gesetzen unterordnet und im Blühen des Ganzen sein eigenes Wohlsein erkennt.

Die beiden jungen schönen Frauen liebten sich wie Schwestern; war Maria doch der Mutter eine treue Tochter gewesen in der schwersten Zeit ihres Lebens, — welche hinter ihr lag mit all' ihren Schrecken und Leiden, sie war geheilt!

Und wenn der alte Heidenreich dem Piano mit echter Künstlerhand Zaubertöne entlockte, wenn Clara ihre himmlischen Lieder ertönen ließ, — dann war Alles vergessen, —

die Blutschuld gesühnt, der Fluch hinweg genommen.

Durch Nacht zum Licht und durch Trübsal zur Seligkeit!

Mannigfaltiges.

Gute Gehalte. In der Stadt New-York gibt es wenigstens zwanzig Aemter, die ein höheres Einkommen als das des Präsidenten der Vereinigten Staaten gewähren. So bezieht der Korpotationsanwalt ein jährliches Einkommen von 50 bis 75,000 Dollar, das Sheriffsamt bringt 50—100,000 Dollar ein, das eines Straßenkommissairs 50,000 Dollar, das des Registrators 50—75,000 Dollar, das des Countyklerks 40—50,000 Dollar, das des Stadtkontroleurs 50—100,000 Dollar, das des Surogote Richters 20—30,000 Dollar u. s. w.

Jeremy Taylor, Bischof von Down, sagte eines Tages zu einer Dame von seiner Bekanntschaft, welche hinsichtlich der Erziehung ihres Sohnes sehr nachlässig gewesen war: „Madame, wenn Sie sich nicht Mühe geben, den Kopf Ihres Knaben zu füllen, dann können Sie mir glauben, daß der Teufel es thun wird."

Ueber den Unfall auf der Bergisch-Märkischen Bahn, am 30. Nov. berichtet der „Düss. Anz.": „Ein von Hochdahl nach Erkrath fahrender schwerer Güterzug gerieth in voller Fahrt auf der geneigten Ebene, fünf Minuten oberhalb Erkrath, dem Kirchhofe gegenüber, aus dem Geleise. Der größte Theil des Trains wurde durch das Gewicht und die Wucht der sich über und in einander schiebenden Waggons der Maßen zertrümmert, daß von den schwersten Balken und Eisentheilen nur ein Chaos von Splittern und Splitterchen übrig blieb. Ein Theil der Waggons war bis an den Rand ihres Verdecks in den Bahndamm hineingewühlt worden. Ueber dieselben wurden die nachfolgenden und vorhergehenden auf einander getrieben und zerquetscht. Eine Menge Güter, von denen namentlich Papiermassen und zerbröckelte große Hausteine unterschiedbar waren, vermengte sich mit den übrigen Trümmern. Die Maschine des Zuges stand halb im Bahnkörper, die Schienen lagen um dieselbe wie verbogene und zerstückelte Drahtstückchen. Bedauerlicher wie aller Schaden an Betriebs- und Transportmaterial ist der Verlust an Menschenleben. Drei Bremser blieben gleich todt, dem Zugführer wurden beide Beine abgefahren, sechs andere Bremser wurden schwerer und leichter verletzt. Die Ursache dieses Unglücks ist dieses Mal kein Zusammenstoß mit einem anderen Zuge. Man vermuthet, daß an einem Waggon eine Achse schadhaft gewesen und zerbrochen sei.

Hüls, 25. Nov. Die „Düsseld. Ztg." erzählt: „Zu Anfang der vorigen Woche wurde eine Frau hierselbst von ihrer Katze, der sie ein genaschtes Stück Fleisch entreißen wollte, in einen Finger gebissen. In der folgenden Nacht springt die in der Schlafstube weilende Katze auf's Bett der Frau und beißt sie nochmals in denselben Finger. Die Wunde wurde Anfangs nicht besonders beachtet und durch nasse Umschläge behandelt. Aber bald nachher fing der Arm an aufzuschwellen und die Frau wurde so leidend, daß sie in's Krankenhaus geschafft werden mußte. Hier erst wurde ärztliche Hülfe, aber leider viel zu spät angewendet; denn die Aufschwellung verbreitete sich über mehrere Körpertheile, und nach kaum acht Tagen war die Frau eine Leiche. Fast unerklärlich ist der wiederholte Biß in denselben Finger zur Nachtszeit, wo doch eine neue Reizung nicht stattgefunden hatte."

Gedankenblitze.

Wir gewinnen oft weit mehr, indem wir uns geben, wie wir sind, als indem wir das zu sein versuchen, was wir nicht sind.

Nie hätte uns ein Mensch betrogen,
Ein glatt Gesicht uns nie berückt,
Wär' Jedem, wie dem Stempelbogen,
Sein Werth gleich auf die Stirn gedrückt.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 146. Sonntag, den 10. Dezember **1871.**

Auf dem Throne.*

Historische Novelle von

Robert Franz.

I.

Schon war eine Stunde über die festgesetzte Zeit verstrichen und noch immer öffnete sich die Thür nicht, die zu den Gemächern des Königs führte. Halb ungeduldig, halb voll banger Furcht, was die nächste Minute bringen würde, standen die Hofherren gruppenweise, leise flüsternd, beisammen.

Der König war wiederum übler Laune. Der kostspielige Krieg mit Frankreich brachte die Finanzen immer weiter herunter, und König Heinrich VIII. wußte, wie kein anderer Fürst, den Werth des Geldes zu schätzen.

Plötzlich verstummte der summende Flüsterton der Versammelten; die Thüre wurde weit aufgerissen, aber statt des Erwarteten trat der Bischof Thomas Wolsey ein und durchschritt, seine Hände nach allen Seiten segnend ausbreitend, mit langsamem, abgemessenem Schritte das Vorzimmir. Die Hofherren beugten zum großen Theil ehrfurchtsvoll die Kniee, denn nicht mit Unrecht erblickte man in ihm den Beherrscher des Staates, den Herrn über Leben und Tod, den allgewaltigen Rathgeber des Königs.

Der Bischof war ein Mann im Anfang der vierziger Jahre, eine wohlgenährte, kräftige Gestalt mit ziemlich gewöhnlichen Gesichtszügen. Die etwas gebogene, scharf hervortretende Nase, das spitze Kinn und die stechenden Augen, die mit einem Blick alles übersahen, verliehen dem Gesichte etwas Raubvogelähnliches, trotz des sanften, milden Lächelns, das stets seine schmalen Lippen umschwebte. Eine innere Genugthuung spiegelte sich in seinen Zügen wieder, als er die Ehrenbezeugungen des ältesten englischen Adels bemerkte, und um so eher fiel ihm der junge Mann auf, der in der Nähe des Ausganges stand, sich aber beim Vorüberschreiten des Bischofs nicht von der Stelle rührte, sondern ihm nur eine leichte, höfliche Verbeugung machte, wie sie etwa jeder Jüngling einem älteren Manne schuldet.

Der Bischof Thomas Wolsey sah den jungen, hübschen Mann mit den lebhaften Zügen und dem lockigen Haar, das wellenförmig seine hohe, klare Stirn umgab, einen Augenblick durchdringend an. Dann schritt er mit seinem gewohnten, sanften Gesichtsausdruck weiter und hatte gleich darauf das Vorzimmer verlassen.

„Ihr seid ein Tollkühner, Sir Charles Brandon," wandte sich ein ältlicher Herr mit weißem Haar an den erwähnten jungen Mann. „Wißt Ihr auch, wer soeben an uns vorüberschritt?"

Der Jüngling fuhr sich mit der Hand durch das dunkle Haar und entgegnete mit einem verächtlichen Aufwerfen der Oberlippe:

„Wer an uns vorüberschritt, Sir Walter? Pah, ich werde doch den Bischof Thomas Wolsey kennen? Den Sohn des Schlächters von Ipswich, den Hofmeister des Marquis

von Suffolk ernannten Charles Brandon gesprochen wurde, hatte der König denselben mit in sein Gemach genommen. Der König, der es vor allen Dingen liebte, die Großen seines Landes hin und wieder zu ärgern, fühlte sich jetzt etwas erleichert und in eine heiterere Laune versetzt als vorhin, wo ihn sein Freund und Rathgeber, der Bischof Wolsey, verlassen hatte.

„Ihr werdet heut' Abend mit uns am Bankett theilnehmen, Herzog von Suffolk, und dadurch zugleich in Euren neuen Titel eingeführt werden. Verlaßt Euch darauf, Ihr seid heut' Abend die Zielscheibe alles Neides. Ha! ha! es war köstlich, diese langen Gesichter zu sehen!"

Und der König rieb sich vergnügt die Hände und lachte lustig; dann stürzte er schnell mehrere Gläser Wein hinunter und forderte seinen Günstling auf, ein Gleiches zu thun.

„Ihr seid der nüchternste Mensch, der mir je vorgekommen ist," fuhr der König, im Gemache auf und nieder schreitend, fort: „An Euch ist ein Pfaffe verloren gegangen. Weiß Gott, dieser Wolsey läßt sich niemals nöthigen, sondern langt fleißig zu wenn man ihn auffordert. Macht's auch so, wenn wir gute Freunde bleiben wollen, Herzog. Euch kommt's eher zu, als einem Geistlichen. Nachdem machen wir einen Spazierritt durch den Park — Prinzessin Marie wird uns begleiten."

Der König beobachtete den jungen Mann bei den letzten Worten scharf, und als eine momentane Röthe dessen Züge überflog, lachte er hell auf.

„Was habt Ihr, Herzog, erröthet Ihr noch wie ein junges Mädchen, dem ein Liebesgeständniß gemacht wird? Ihr werdet hoffentlich nicht blöde bei unsern Damen sein, daß wir Euretwegen unsere erlauchte Schwester zurücklassen müssen?"

„Verzeiht, Majestät, ich bin allerdings noch etwas scheu," entgegnete der Herzog schnell, „doch nicht so, um rücksichtslos genug zu sein, eine so liebenswürdige, schöne Dame wie Prinzeß Marie meinetwegen von irgend welchem Vergnügen zurückzuhalten. Wenn Ihr erlaubt, Majestät, werde ich den Cavalier des holdesten Wesens von ganz England abgeben."

„Ihr seid sehr kühn, mein Freund," sagte der König, indem er lächelnd mit dem Finger drohte, „aber ich liebe es, wenn einer das Herz auf der Zunge trägt, weit mehr, als von glattzüngigen Schmeichelrednern umgeben zu sein. Punkt vier Uhr erwarte ich Euch mit Eurem Rappen im Schloßhofe."

Er reichte dem Herzog von Suffolk gnädig die Hand zum Abschiede und mit leichtem, frohem Herzen verließ dieser das Schloß.

II.

Und Punkt vier Uhr tänzelte schon der schwarze Hengst des Herzogs von Suffolk im Schloßhof, und kaum zehn Minuten später führte dieser Englands reizendste Blume, die siebenzehnjährige Prinzeß Mary die breiten Stufen der Schloßtreppe hinab, und hob sie mit ritterlicher Anmuth in den Sattel.

Ein holdes Erröthen war Alles, womit sie ihm dankte, aber der junge Ritter schien vollkommen durch diesen Dank befriedigt, und während der König mit seiner Schwester voraus ritt, strahlte sein hübsches Gesicht vor innerer Zufriedenheit. Dann gab er seinem Rappen die Sporen und ein paar Augenblicke später war er wieder an der Seite seines hohen Gönners. Der Herzog bedauerte nur, daß der Anstand es ihm nicht erlaubte, neben der Prinzessin zu reiten, und manch' verstohlener Blick flog zu dem hübschen Mädchen hinüber, das mit unnachahmlicher Grazie die Zügel ihres Zelters regierte. Die frische Luft und die Anstrengung färbte ihre rosigen Wangen noch höher und der Wind spielte mit den goldigen Locken, die sich unter dem schwarzen Sammetbarett hervordrängten.

Prinzeß Mary war die reizendste Erscheinung des Erdbodens. Darauf hätte in diesem Moment nicht allein der Herzog von Suffolk geschworen, sondern noch viele, viele Männer mit ihm, und selbst die Frauen nannten die Prinzeß einen Engel.

Sie war noch ein halbes Kind, nicht allein an Jahren, sondern noch mehr in ihren Neigungen und Wünschen, und erst seit sich Ritter Charles Brandon am Hofe befand, sah ihr königlicher Bruder oft jenen halb

Dorset? Wer den Mann einmal sieht, vergißt gewiß nicht, nach seiner Herkunft zu fragen; der Stolz des Emporkömmlings steht zu deutlich in seinen groben Zügen geschrieben."

Starr vor Erstaunen und Schrecken über die kühne Sprache des jugendlichen Ritters, wagte keiner der Versammelten etwas zu erwiedern. Viele bedauerten zwar, daß der Bischof nicht selbst diese Worte gehört, denn fast ausnahmslos gönnte man dem anmaßenden Geistlichen diese Zurechtweisung, aber man wagte nicht, dem Ritter beizustimmen, aus Furcht vor Verrätherohren. Nur Sir Walter, ein entfernter Oheim des Charles Brandon entgegnete noch leise:

„Jetzt nur noch Bischof, Sir Charles, in kürzester Zeit aber ist Wolsey Erzbischof von York, schon spricht man davon, daß er das Bisthum Lincoln mit dem Erzbisthum York vertauschen wird. Seid vorsichtig, Ritter, ein Wort aus dem Munde dieses Schlächtersohnes von Ipswich kann Euch und Eure ganze Zukunft vernichten."

„Möglich, aber nicht gewiß," gab Charles Brandon mit einem verächtlichen Achselzucken zur Antwort. „Auch ich stehe in der Gunst des Königs, wer weiß, ob nicht höher als der Bischof von Lincoln, und nie werde ich mich vor einem Manne wie Wolsey soweit erniedrigen, daß ich mein Knie vor ihm beuge, wie—"

Das abermalige Oeffnen der Thür unterbrach die Rede des Ritters. Der gefürchtete Moment war gekommen, der König überschritt die Schwelle. Sein Gesicht zeigte noch alle Symptome einer gereizten Stimmung, finster übersah er die Zahl der Hofherren, und erst als sein Auge den vorhin erwähnten Ritter Charles Brandon erblickte, überflog es wie ein Sonnenstrahl seine Züge und raschen Schrittes eilte er auf ihn zu.

Der jugendliche dreiundzwanzigjährige Monarch blieb vor dem Ritter stehen und sah ihn wohlgefällig an. Charles Brandon hielt den Adlerblick des Königs furchtlos aus, was hatte er auch zu fürchten, trotz seines Gegners, des Bischofs Wolsey. Heinrich VIII. hatte ihn sich zum Freunde erkoren, er liebte das offene, ehrliche Wesen mehr als die kriechende Höflichkeit und demüthige Unterwerfung, die ihm trotz seiner Jugend und Unerfahrenheit bereits zuwider geworden war, und die Gunstbezeugungen, womit er seinen Freund überschüttete, hatten den Neid der übrigen Zöglinge wach gerufen.

„Ritter Charles Brandon," redete der König seinen Günstling an, indem er einen triumphirenden Blick im Kreise umherwarf, um zu sehen, welche Wirkung seine Worte hervorbrachten, „wir ernennen Euch hiermit zum Herzog von Suffolk, und hoffen, daß Ihr Euch durch Ritterlichkeit und Eifer in unserem Dienste dieses Namens würdig macht. Die Herren sind entlassen," wandte er sich dann an die starr vor Erstaunen dastehenden Hofherren, „wir sind gesonnen, heute einen freien Tag zu genießen."

Nur mit Mühe vermochten die Anwesenden sich so weit zu beherrschen, um durch keine Bewegung die Gefühle ihres Innern, bei dieser willkührlichen Erhebung eines Mannes, der kein Verdienst, als seine Ritterlichkeit und Armuth besaß, zu verrathen.

Einer nach dem andern verließ mit einer ehrfurchtsvollen Kniebeugung das Gemach und erst nachdem die Thür sich hinter ihnen geschlossen hatte, machte sich der allgemeine Groll und Neid in leise ausgesprochener Verwunderung Luft.

„Der Mann steht noch höher in der Gunst des Königs, als dieser Bischof von Lincoln," flüsterte Sir Walter seinem nächsten Nachbar zu, „und ich wundere mich nicht im Geringsten mehr über seine Sprache, die er vorhin führte. Charles Brandon ist ein Glückskind."

„Ein Glückskind!" rief mit verächtlichem Lächeln Sir Robert Hugh, ein noch junger Mann, aus. „Pah, ich möchte nicht an der Stelle dieses Brandon sein; wer so hoch steigt, der mag wohl zusehen, daß er nicht fällt."

„Ich habe nicht gewußt, Sir Robert Hugh, daß Ihr so bibelfest seid," sagte Sir Walter, dem die Erhebung seines Verwandten keineswegs unangenehm war, mit leisem Spott. „Wer so hoch steht, wie dieser neue Herzog von Suffolk, dem bietet sich auch schon Gelegenheit, sich ein wenig fest zu stellen und vor allen Dingen zu halten. Ich glaube, daß mancher alte Herzog gern mit diesem neugebackenen tauschen würde."

Während so über den plötzlich zum Herzog

traurigen, halb glücklichen Zug um die kirschrothen Lippen spielen, die das erste Vergessen der Kindheit am deutlichsten verräth.

König Heinrich hatte einen scharfen durchdringenden Blick. Ihm war es nicht entgangen, wie die blauen Augen seiner Lieblingsschwester oft wohlgefällig auf der männlich schönen Gestalt seines neuen Freundes und Günstlings ruhten, wie Prinzeß Mary erröthend den Blick zu Boden senkte, wenn sie bemerkte, daß sie in solchen Momenten von ihrem gestrengen Bruder beobachtet war, und obgleich dieser nicht den leisesten Gedanken hegte, daß eine Verbindung zwischen seinem Hause und dem Ritter Brandon im Bereiche der Möglichkeit lag, so fand er doch einestheils eine solche Liebelei zu unbedeutend, um ihr weitere Beachtung zu schenken, anderentheils hielt er sich jeder Zeit fähig und berechtigt, seine Schwester zu verheirathen, wie es ihm paßte, und ihm den meisten Vortheil brachte.

Also warum den Traum, worin sich, seiner Meinung nach, beide befanden, stören? Auch er hatte einst geliebt; glühender, heißer vielleicht, als diese Kinder, und er hatte seine Liebe der Vernunft geopfert. Um sein Bündniß mit Spanien gegen Frankreich zu befestigen, heirathete er die Frau seines verstorbenen Bruders Arthur, Katharina von Arragonien. Katharina war weder durch Schönheit des Geistes, noch Körpers ausgezeichnet, sie war weder liebenswürdig noch anmuthige aber diese Verbindung paßte für seine Zwecke, und eben darum opferte Heinrich ihr seine erste, und wie er jetzt noch glaubte, einzige Liebe.

Mochte auch Mary glücklich sein, und dann einsehen, daß die Politik nichts nach dem Herzen fragt und eine Prinzessin keine Verbindung aus Liebe eingeht, sondern wie sie das Wohl des Staates erfordert.

Unter diesen und ähnlichen Gedanken beobachtete der König das verrätherische Mienenspiel der beiden jungen Leute, und er konnte nur aus Rücksicht für das Zartgefühl seiner Schwester an sich halten, keine darauf bezüglichen Anspielungen zu machen.

Am Abend desselben Tages war es in allen angesehenen Familien Londons bereits bekannt, wie hoch der Herzog von Suffolk in der Gunst des Königs stand, und der Letztere rieb sich schadenfroh die Hände, als er sah, wie der älteste Adel sich um ein freundliches Wort von den Lippen seines Günstlings bemühte. Auch Charles Brandon selbst konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er der Worte des Königs gedachte, und er fühlte sich ganz zufrieden in seiner neuen Stellung; als er mit Prinzeß Mary zum Tanze antrat, blickte er so stolz und siegesgewiß um sich, als gehöre ihm die Welt allein.

Wie schön war die Prinzessin in ihrem weißen, mit Gold und Silber gesticktem Atlaskleide; der zarte, schneeige Nacken und die vollgerundeten Arme blitzend von köstlichem Geschmeide, aber köstlicher als all' die Edelsteine glänzten ihre Augen voll reinen, ungetrübten Glücks — noch hatte kein kalter Nachtfrost ihre Träume und Hoffnungen zerstört, noch sah sie nicht die düstern Wolken, die sich drohend an ihrem Lebenshimmel zusammenzogen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein mißlungener gegenseitiger Verhaftungsversuch.) Zwei Trunkenbolde in Mediasch, die sich in einem Pester Vorstadtswirthshause den üblichen Affen geholt hatten, geriethen beim Nachhausegehen in später Nacht in Streit, ohrfeigten sich nach Kräften und da sich Jeder für den unrecht Beschädigten erachtete, unternahmen sie es, sich gegenseitig auf die Polizei zu führen und einsperren zu lassen. So kamen sie, sich gegenseitig durch die Gassen vorwärtsstoßend und mit der Polizei drohend, bis zur Polizeidirection, woselbst sie das Thor versperrt und keine öffentliche Sicherheitsseele antrafen. Beide pochten mit den Fäusten an das Thor, jedoch vergebens, und gingen dann mit dem gegenseitigen Drohungsruf: „Dein Glück, daß die Polizei sich schlafen gelegt hat, auseinander."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 147. Dienstag, den 12. Dezember *1871.*

Auf dem Throne.*

Historische Novelle von

Robert Frauz.

(Fortsetzung.)

III.

„D.s Königs Majestät hat heute den Ritter Charles Brandon zum Herzog von Suffolk erhoben!"

Wie von einer Natter berührt fuhr Bischof Wolsey bei diesen Worten seines Kammerdieners von seinem prächtigen weich gepolsterten Canapee auf, während der Diener ehrerbietig sein Haupt neigte.

„Mensch, bist Du wahnsinnig? Zum Herzog von Suffolk?" keuchte der Bischof athemlos.

„Zum Herzog von Suffolk," bestätigte der Kammerdiener mit einer Verbeugung. „Der ganze Adel ist im Aufruhr über diese Erhebung eines Mannes, der nicht die geringsten Ansprüche darauf erheben kann."

Ohne weiter auf seinen Kammerdiener zu achten, durchschritt der Bischof jetzt mit langen Schritten das Gemach. In diesem Augenblicke war nicht die geringste Spur von Milde und Sanftmuth in seinem Gesichte, sondern die Dämonen des Neides, des Hasses und der Wuth wechselten darin mit überraschender Schnelligkeit, und in dieser seiner wahren Gestalt konnte der Bischof unmöglich etwas anderes als Furcht verbreiten.

„Sind Deine Nachrichten sicher?" herrschte er endlich den Kammerdiener an.

„Ich glaube, Ew. Gnaden, meine Nachrichten sind immer sicher," entgegnete dieser keineswegs erschrocken, sondern eher beleidigt. „Der beste Beweis für die Wahrheit dieses Gerüchtes ist indessen wohl die Thatsache, daß der erwähnte Ritter am heutigen Nachmittag den König und die Prinzeß Mary auf einem Spazierritte begleitetete."

Der Bischof sagte nichts mehr; er winkte dem Kammerdeiner, sich zu entfernen, welcher Aufforderung dieser erst nach einigem Zögern Folge leistete. Dann warf sich der Bischof in einen Sessel, der in der Nähe des Kamins stand, und saß kurze Zeit in düsteres Sinnen verloren.

„Herzog von Suffolk!" murmelte er wieder und wieder. „Herzog von Suffolk! Trotz meiner Fürsorge diesen Knaben, der durch seinen Einfluß meiner Stellung nur zu gefährlich werden kann, von dem Könige fern zu halten! Trotz meiner Bemühungen diesen Jüngling als einen ehrgeizigen, hochmüthigen Menschen hinzustellen. Also darum dieser kühle Gruß, als ich im Vorzimmer an diesem Brandon vorüberging — der Knabe war seiner Sprache schon gewiß, und ich habe mich durch die Gleichgültigkeit des Königs, womit er in letzter Zeit von diesem Brandon sprach, täuschen lassen. Wenn ich mir selber eine Grube gegraben hätte!" fuhr er nach einer Pause in seinem Selbstgespräche fort, und seine Züge verfinsterten sich immer mehr. „Wenn Alles, was ich von diesem neuen Herzog sagte, auf mein eigenes Haupt zurückfiele!"

Unruhig schritt er über den weichen Teppich, der seinen Gang unhörbar machte, dahin. Die Nachricht seines Kammerdieners beun-

ruhigte den Bischof mehr, als er es sich gestehen wollte und vergebens suchte er sich einzureden, daß er selbst dem Könige durch seine Gelehrsamkeit, sowie vortrefflichen Rathschläge und Unterhaltungsgabe unentbehrlich geworden sei. Dieser neue Herzog von Suffolk besaß nicht zu verachtende Vortheile vor ihm voraus. Er stand nicht allein in demselben Alter mit dem Könige und war auf diese Weise zu dessen Freundschaft weit eher berechtigt, als der um zwanzig Jahre ältere Bischof Wolsey, sondern Charles Brandon galt auch für den liebenswürdigsten, geistreichsten Hofmann, für den offenherzigsten Character und Wolsey wußte, wie hoch König Heinrich besonders die letzte Eigenschaft schätzte.

Immer weiter und weiter wanderten die Gedanken des Bischofs, sie verwirrten sich sogar bis zu der Möglichkeit einer Verbindung zwischen der Prinzeß Mary und dem Herzog von Suffolk. Kam es dahin, dann war Wolsey's Sturz gewiß, denn er verhehlte sich nicht, daß er in Sir Brandon nie einen Freund finden würde, sondern stets einen Feind und Widersacher.

Allmählich beruhigte sich der Bischof indessen wieder, und es flog immer heller und heller um sein verdüstertes Gesicht. Ihm war ein rettender Gedanke gekommen — ein Gedanke, wie ihn nur ein Wolsey hervorbringen konnte. Noch bewahrte er seine Macht, und er wollte sie benutzen so lange wie möglich; wurde der Herzog von Suffolk nicht der Gemahl der Prinzessin, dann war nichts verloren — also an's Werk.

Niemand wußte besser als Wolsey, wie dringend der König die Beendigung eines Krieges herbeisehnte, der fortwährend unglaubliche Summen verschlang. Auch dem König von Frankreich war ein baldiger Frieden willkommen. Wolsey bezahlte seine Spione so gut, daß ihm nichts, was an auswärtigen Höfen vorging, verborgen blieb.

Das Ende eines Krieges herbeizuführen, wo beide Parteien sehnlichst den Frieden wünschten, war für den Bischof Wolsey keine große Aufgabe, es handelte sich nur um die Art und Weise, und daß er selbst zur Belohnung für seine Dienste vom Papste den Cardinalshut empfing. Dadurch waren sein Ansehen und seine Stellung auf's Neue befestigt, und willigte nur der König ein, Prinzeß Mary dem König von Frankreich, dessen Gemahlin kurz vorher gestorben war, zum Weibe zu geben, so waren alle seine Befürchtungen beseitigt, und der König ihm zu sehr durch Dankbarkeit verpflichtet, als daß er jedenfalls fürchten dürfte, von einem Nebenbuhler verdrängt zu werden.

So rechnete der Bischof von Lincoln, und diese Rechnung stimmte ihn so heiter, daß er sich einen kostbaren silbernen Becher voll funkelnden Weines füllte und in einem Zuge leerte. Dann rieb er sich vergnügt die Hände. Besser konnten die Umständen nicht zusammentreffen.

Keinen Augenblick störte den Bischof der Gedanke an Prinzeß Mary, die er einem alten, siechen Könige zur dritten Gemahlin geben wollte, in seinem Vorhaben. Es fiel ihm nicht einmal ein, sich zu fragen, ob Prinzeß Mary sich geneigt fühlen würde, die für ihr jugendliches Haupt so schwere Krone einer Königin von Frankreich zu tragen, er sah nur im Geiste seinen Nebenbuhler, den Herzog von Suffolk, aus dem Felde geschlagen. Der Dank des Königs und durch diesen der Cardinalshut waren ihm gewiß.

Noch in derselben Nacht verließ ein Courier, mit wichtigen Aufträgen des Bischofs Thomas Wolsey betraut, die Stadt London, um sich sofort nach Paris zu begeben.

IV.

Eine herrliche Julinacht hatte sich auf die Erde herniedergesenkt. Die silberne Scheibe des Mondes breitete ein sanftes Dämmerlicht aus, die Blumen spendeten ihre süßesten Düfte und nur das Flattern einer Fledermaus unterbrach momentan die tiefe Stille der Natur.

Auch im Schloßgarten herrschte unendliche Ruhe. Die Teiche bildeten gleichsam Spiegelscheiben, in welchen sich die herabhängenden Zweige der Weiden und der tiefblaue Nachthimmel spiegelten. Eben hatte die Thurmuhr die zehnte Stunde angekündigt, als sich ein verstecktes Seitenpförtchen des königlichen Schlosses öffnete und zwei Frauengestalten heraustraten. Beide waren dicht verschleiert, aber man unterschied sie beim Scheine des

Mondes nicht schwer als Herrin und Dienerin, trotzdem beide fast die gleiche Kleidung trugen. Die eine hielt sich in respectvoller Entfernung von der kleineren, zierlichen Gestalt, deren Fuß unhörbar über die grünen Rasenplätze glitt, und die sich im dunkelsten Schatten der Bäume haltend, dann und wann ängstlich nach ihrer Begleiterin umsah.

„Komm' an meine Seite, Ruth, hierher," flüsterte ihre weiche, melodische Stimme leise. „O, ich fürchte mich! wenn ich mich nur nicht zu diesem Schritt hätte verleiten lassen," fügte sie nach einer Pause hinzu, während die Dienerin der Aufforderung Folge geleistet hatte und sie nun in einen dichten Laubgang getreten waren, wohin kaum ein Strahl des Mondes zu dringen vermochte. „Still! Horch! Was war das?"

Die Dame stand still und lauschte athemlos, aber kein Lüftchen regte sich, auch die Dienerin hatte nichts vernommen.

„Ihr müßt Euch geirrt haben könig —"

„Kein Wort mehr, Ruth," unterbrach die Dame ihre Begleiterin fast streng. „Sei vorsichtig! Die Bäume haben Ohren und der Nachtwind trägt die Laute weiter — horch'— hörtest Du nichts?"

„Nichts, Mylady, nur die Angst läßt Euch allerlei vernehmen. Wer sollte auch zu dieser Stunde im Schloßgarten sein? Nur noch wenige Minuten und wir haben das Plätzchen erreicht. Also Muth, Mylady! Denkt an den armen Herzog!"

Und wieder glitten sie geräuschlos vorwärts im Schatten der Gebüsche, bis sie vor dem Eingang eines Art Durchgangs oder einer Laube standen, und die Dienerin die Dame zurückhielt. Dann trat Erstere in den Eingang, während die Letztere sich in den Schatten eines Rosenstrauches stellte, um so sicherer unentdeckt zu bleiben.

„Mylady!" ertönte eine leise Stimme.

Die Dame trat gleichfalls in den Eingang und ließ sich auf eine Bank, die im entferntesten Winkel der Laube stand, nieder. Sie hüllte sich fröstelnd in ihren Mantel trotz der milden, warmen Nacht, und lauschte angestrengt auf jedes Geräusch. Aber Minute auf Minute verrann — Alles blieb still, Nichts regte sich.

„O, Ruth, wäre ich daheim geblieben," flüsterte endlich die Dame mit angstgefüllter Stimme. „Es ist mir, als zöge sich meine Brust vor Furcht zusammen — wenn mein Bruder —"

„Beruhigen Sie sich, Mylady, es ist eine vollkommene Unmöglichkeit, woran Sie denken. Niemand als ich hatte das Billet in Händen, es ging von dem Herzog durch mich direct an Sie über. Wie wäre es demnach denkbar—"

Ein leiser ferner Schritt wurde hörbar, die Frauen zogen sich furchtsam in den dichtesten Schatten der Laube zurück, und gleich darauf trat eine hohe, kräftige Mannesgestalt in den Eingang, und versuchte das tiefe Dunkel zu durchdringen.

„Mary!" flüsterte der Mann leise.

„Charles!" entgegnete eine schüchterne, doch von Glück und Freude bebende Frauenstimme, und im nächsten Augenblick hielt der Angekommene die zarte Gestalt in seinen Armen, während Ruth die Laube verließ, um draußen ihren Wachtposten anzutreten.

„O Mary, holdeste Prinzessin —"

„Unvorsichtiger," zürnte sie, ihm den Mund mit ihrer kleinen, sammetweichen Hand verschließend, „wenn Jemand diese Worte hörte!"

„Es wird Niemand hören, meine angebetete Geliebte, meine süße, holde Mary," entgegnete der Mann, sie so leidenschaftlich an sich pressend, als wolle er sie in seinen Armen zerdrücken. „O, wie ich Dich liebe, Mary! Tausend Mal mehr noch um Deines Vertrauens willen, daß Dich zu dieser Stunde in meine Arme führt! Ich danke Dir, Mary, Du Licht meiner Tage, und bitte Dich, mir noch einmal zu sagen, daß Du mich liebst und den armen, unbedeutenden Charles Brandon ewig lieben wirst, daß Du nimmer von mir lassen kannst. Wiederhole mir noch einmal die Worte, die damals im ersten Sturm des neuen Glücks über Deine rosigen Lippen kamen."

Zitternd in jungfräulicher Befangenheit bei der leidenschaftlichen Sprache des Herzogs von Suffolk verbarg Prinzeß Mary ihr Köpfchen an der Brust des Geliebten.

„Ich weiß nicht mehr, was ich damals sagte, Charles," hauchte sie leise, und wäre

es nicht so dunkel gewesen, so hätte der Herzog das liebliche Erröthen der Prinzessin bei diesen Worten gesehen. „Ich war namenlos glücklich, daß ich meine Schüchternheit nicht bewahrte, wie es sich wohl für ein sittsames Mädchen gepaßt hätte. Aber Charles —" fügte sie stammelnd hinzu, „ich habe Dich so unendlich lieb!"

„Behalte mich ewig so lieb, meine süße Mary," flüsterte der Herzog gerührt, „wenn ich auch nicht weiß, womit ich die Liebe des schönsten, holdesten, liebenswürdigsten Wesens verdient habe. Durch Deine Liebe gibst Du mir das höchste Erdenglück, und ich sehne mit Ungeduld den Augenblick herbei, wo ich bei dem Könige um Deine liebe, kleine Hand anhalten darf."

„Noch nicht, Charles, noch nicht!" flehte Prinzeß Mary. „O, verdirb nicht Alles durch Deinen Ungestüm! Der König liebt mich, er hat mich so oft versichert, daß er nur mein Glück wolle, und ich selbst werde es mir von ihm erbitten."

„Du, Mary?" fragte der Herzog halb erstaunt, halb unwillig. „Das dulde ich nicht. Ich werde selbst um die Geliebte beim Könige anhalten, um damit dem rechtmäßigen Gang der Dinge, wie er von Anfang her gewesen ist, zu genügen, und ich hoffe zu Gott, daß mein sehnlichster Wunsch erfüllt wird."

„Ich fürchte, Charles, Dein Stolz bringt Dich auf einen unrechten Weg," entgegnete die Prinzessin betrübt. „Du kennst Heinrich nicht. Er hat das beste, edelste Herz der Welt, aber er wäre im Stande, wenn Du um die Hand einer königlichen Prinzessin anhieltest, die ich nun doch leider einmal bin, darin einen Uebermuth zu erblicken, und dann wäre Alles verloren. Sei vorsichtig um unserer Liebe willen!"

„Wenn mich die Vorsicht nicht zurückhielte, Geliebte, ich ginge noch in dieser Stunde zum Könige und forderte von ihm mein ganzes künftiges Lebensglück," rief Charles Brandon feurig aus. „Wir — oder vielmehr ich — Mary — habe einen gefährlichen Feind, der noch zu hoch in der Gunst Deines königlichen Bruders steht, als daß er mich nicht vernichten könne. Wir haben uns gegenseitig kein Leid zugefügt, aber wir fühlen, daß wir uns hassen und unsere Wege niemals zusammen gehen können, daß der Herzog von Suffolk, der wahre, aufrichtige Freund des Königs und der egoistische, ehrgeizige Bischof Wolsey niemals nebeneinander bestehen werden. Also entweder — oder. Noch fühle ich meine Kräfte denen des falschen Pfaffen gewachsen, und ich werde sie anwenden, den König und den Staat von diesem blutsaugerischen Vampyr zu befreien. Dann, Mary werde ich um Dich beim Könige anhalten, und mir wird ein Glück zu Theil, was ich, so lange Wolsey am Ruder, nicht genießen werde. Weder Deine Bitten, noch die meinigen reichen so weit wie die List eines ränkesüchtigen Pfaffen. Dir dies zu sagen, bat ich Dich hierherzukommen, meine Geliebte, und nun habe Muth und Geduld; meine eigene Sehnsucht, das Ziel meines Strebens zu erreichen, bürgt dafür, daß ich handeln werde."

„Wolsey?" murmelte die Prinzessin tonlos und der Herzog fühlte das Beben ihrer Gestalt. „Du willst es wagen, mit dem Manne einen Kampf einzugehen, dessen Grundsätze kaum einen ungünstigen Ausgang zweifelhaft lassen?"

„Beruhige Dich, Mary, ich werde diesem Wolsey gegenüber klug sein wie die Schlangen. Der Mann geht auf keinen offenen, ehrlichen Kampf ein — Hinterlist und Tücke sind seine Bundesgenossen, und dagegen kann ich allerdings nicht kämpfen. Ich werde dem König die Augen über diesen vermeintlichen, treuen Rathgeber zu öffnen suchen, und derselbe wird sich weigern, einen Mann in seiner nächsten Umgebung zu behalten, dem sein eigenes Interesse und Wohlergehen höher steht, als das des Staates. Doch still — was war das?"

In demselben Augenblick trat Mary's Begleiterin in den Eingang der Laube.

„Es ist eilf Uhr, Mylady," flüsterte sie, „wir haben dem Diener befohlen, halb zwölf Uhr das Seitenpförtchen zu schließen, ich glaube, wir müssen eilen."

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 148. Donnerstag, den 14. Dezember **1871.**

Auf dem Throne.*

Historische Novelle von

Robert Franz.

(Fortsetzung.)

„Schon!" fragte der Herzog schmerzlich. „Geh' nur, Mary, geh'," fügte er dann lebhaft hinzu, „diese Trennung ist nur von kurzer Dauer, sie wird ihr Ende in einer unauflöslichen Verbindung finden. Ich werde wirken für unser Glück, sei getrost! Wann sehe ich Dich wieder? In drei Tagen um dieselbe Stunde?"

„Nicht doch, Charles, Du darfst das nicht von mir verlangen," entgegnete die Prinzessin vorwurfsvoll. „Ich habe schon zuviel gewagt, als ich Dir diese Zusammenkunft bewilligte, aber Ich konnte Deinen Bitten nicht widerstehen. Jetzt laß' es genug sein, wir sehen uns fast jeden Tag und können manches Mal ein unbeachtetes Wort mit einander wechseln."

„Als wenn mir das genügte, Mary!" rief Charles leidenschaftlich aus. „Worte wechseln, wo mich jede Fiber meines Herzens drängt, Dich in meine Arme zu schließen und an mich zu pressen! Aber ich gebe Dir Recht, ich darf keine neue Zusammenkunft mit Dir fordern. Wir müssen unendlich vorsichtig sein, um nicht den leisesten Verdacht zu erwecken und darum entsage ich dem Glück, Dich unbelauscht zu sprechen."

„Leb' wohl, mein Charles, leb' wohl!" rief die Prinzessin aus. „Es ist ist die höchste Zeit, daß wird uns trennen, wenn nicht Alles entdeckt werden soll."

Noch eine lange, innige Umarmung, ein heißer Kuß und behutsam traten beide in's Freie. Der Mond hatte sich hinter einer vorüberziehenden Wolke verborgen, und begünstigte so scheinbar das nächtliche Zusammentreffen.

Nur noch einen kurzen Moment und die zierliche Gestalt der Prinzessin war nebst ihrer Dienerin verschwunden.

Langsam trat der Herzog seinen Rückweg an, aber die Nacht dünkte ihn zu schön, um sie nicht im Freien zu genießen, und unter dem Schatten einer Blutbuche träumte er weiter von dem Glücke, das er in den Armen der Geliebten genossen.

Kaum hatten die Prinzessin und der Herzog die Laube verlassen, als plötzlich wie ein nächtliches, unheimliches Gespenst dort eine andere Gestalt auftauchte, die im tiefsten Dunkel des Gebüsches versteckt gewesen war.

„Ha, Knabe, Du sollst den ränkesüchtigen Pfaffen, den egoistischen, ehrgeizigen Bischof Wolsey kennen lernen," murmelte die Gestalt drohend mit geballter Faust, und blitzenden Augen. „Dieser blutsaugerische Vampyr wird Dir den letzten Tropfen Lebenslust und Freude aussaugen, damit Du ihn fürchten lernst. Ja, entweder — oder. Du oder ich. Da bleibt nichts anderes übrig; aber Du kennst den Bischof Wolsey noch nicht, wenn Du glaubst, er würde sich von einem Knaben aus seiner Höhe herabstürzen lassen. Ich werde Deine stolzen, hochfahrenden Pläne vernichten,

noch ehe Du eine Stufe auf der Staffel Deines Glückes weiter gestiegen bist."

V.

„Ich gebe Ew. Majestät vollkommen Recht, der Krieg mit Frankreich muß beendigt werden. Die Finanzen haben nie so schlecht gestanden, die Geschäfte liegen darnieder, der Bürger murrt vor jeder neuen Steuervorlage, und ich sehe den Tag kommen, wo es mir unmöglich sein wird, die Casse Ew. Majestät aufs Neue zu füllen. Schon glaubt das Volk in mir den Urheber alles Elends zu erkennen, die Zwangsanleihen und Erpressungen, die so unumgänglich nothwendig sind, diesen Krieg fortzusetzen, werden allein mir zur Last gelegt, und man verfolgt mich mit den niedrigsten Schmähungen, obgleich Alles nur im Dienste meines Herrn und Königs geschieht. Doch ich würde dies gern ertragen, wenn ich ein günstiges Ende dieses Haders voraussähe, aber —"

Der Bischof Wolsey unterbrach sich nach dieser Rede selbst mit einem Achselzucken, und der König, augenscheinlich nicht in der Laune, etwas zu erwiedern, blickte mißmüthig und verstimmt vor sich nieder. Er hatte sich zwar keineswegs von der Unbestechlichkeit und strengen Rechtlichkeit des Bischofs überzeugt, denn der König war klug genug, einzusehen, daß ein solcher, mit allem Luxus und Comfort des Lebens ausgestatteter Palast, wie ihn der Bischof von Lincoln besaß, von diesem nicht mit rechtmäßig erworbenem Gelde hergerichtet sein konnte.

Aber er fand nicht leicht einen Mann wieder, der so befähigt war, das Ruder des Staates zu lenken und vor allen Dingen so zur rechten Zeit Geld herbeischaffen konnte, wenn es nöthig war.

Bischof Wolsey war dem Könige mit einem Worte unentbehrlich geworden, so sehr ihn auch oft dessen Hochmuth, Stolz und Anmaßung verdrossen, nebenbei wußte dieser sich stets das Aussehen zu geben, als handle er nur nach den strengsten Befehlen und Wünschen des Königs.

Nachdem der König eine Weile stumm dagesessen hatte und der Bischof einsah, daß derselbe nicht geneigt war, die Unterhaltung aufzunehmen, fuhr dieser fort:

„Wenn Ew. Majestät meinen geringen Rath in Anspruch nehmen wollten, so möchte ich wenigstens den Versuch anempfehlen, eine Friedensverhandlung anzuknüpfen, um zu sehen, welchen Vortheil wir daraus ziehen könnten."

„Einen Vortheil?" fragte der König mit spöttischem Lächeln. „Ihr scherzt wohl."

„Wir müssen allerdings geben, aber dafür auch nehmen, und es handelt sich dann nur darum, wer den meisten Gewinn davon zieht," sagte der Bischof vorsichtig.

Der König horchte hoch auf, er kannte seinen Rathgeber gut genug, und wußte, daß er keinen Plan an den Tag brachte, dessen Ausführung eine Unmöglichkeit und der noch vollkommen durchdacht und fertig war.

Allerdings mußte ihn ein solcher Frieden mit Frankreich Opfer kosten, aber — wenn sie sich nicht gar zu hoch beliefen, so war das immerhin noch besser, als dieser kostspielige Krieg.

„Sprecht ohne weitere Umstände, Bischof," sagte der König daher nach einer kleinen Pause. „Wir werden Euren Plan in Erwägung ziehen, denn wir wissen, daß dieser Frieden nicht ohne Opfer unsererseits geschlossen werden kann."

„Das käme noch auf den Versuch an, Majestät," sagte der Bischof, der sein Ziel schon nahe vor sich sah, gut gelaunt. „Uns wäre zunächst mit einem rechtschaffenen Stück Geld gedient, und ich hoffe den König von Frankreich dahin zu bringen, daß er uns zu dem Frieden noch eine Million Goldkronen giebt."

„Eine Million Goldkronen?" fragte der König mit zweifelhaften Lächeln, obgleich sich schon sein noch nicht so weit, als in späteren Jahren ausgebildeter Hang zum Geiz bei Nennung dieser für seine Verhältnisse enormen Summe regte. „Eine Million Goldkronen? Verzeiht, Bischof, wenn ich Euren Geist in diesem Augenblick für etwas verwirrt halte, aber ich gelobe Euch, wenn Ihr das fertig bringt, so bringe ich es fertig, daß der Papst Euch, ehe ein Jahr vergeht, den Cardinalshut überträgt."

Nur mit Mühe gelang es dem Bischo

ein triumphirendes Lächeln zu verbergen, dann sagte er mit frommer Miene:

„Ich würde Ew. Majestät dafür sehr dankbar sein, da sich mir dann ein weiteres Feld, für das Wohl der allein seligmachenden Kirche zu wirken, eröffnete. Doch nun zur Sache. Der König Ludwig XII. von Frankreich hat jetzt ein ungefähres Alter von 53 Jahren erreicht und da seine Gemahlin im verflossenen Jahre gestorben ist, so steht er, wie meine ausgezeichneten Spione mir berichtet haben, im Begriff, sich zum dritten Male mit der Tochter irgend eines königlichen Hauses zu verbinden. Wir dürfen das nicht dulden, Majestät, eine solche Verbindung mit einem andern erlauchten Hause wäre unser Verderben und doch giebt es nur ein Mittel, den König von Frankreich für unsere Zwecke zu gewinnen — wir müssen ihn an Ew. Majestät erlauchtes Haus fesseln."

„Aber wie ist das möglich, Bischof" sagte der König ägerlich, „warum sagt Ihr mir das? Wißt Ihr doch, daß ich keine Tochter habe, die ich dem Könige von Frankreich zur Gemahlin geben könnte."

„Eine Tochter nicht, aber Ew. Majestät haben noch eine Schwester, eine schöne, liebreizende Schwester," entgegnete der Bischof ohne eine Bewegung seiner starren, unheimlichen Züge. „Und um dieser Schwester willen würde der König von Frankreich ein nicht unbedeutendes Opfer bringen."

„Meine Schwester, meine holde Prinzeß Mary sollte ich diesem siechen, frühzeitig gealterten Könige zum Weibe geben? Seid Ihr toll, Bischof? Diesen Engel an der Seite jenes Mannes, den ich seines Lebenswandels wegen verabscheue? Nimmermehr!"

Der Bischof zuckte mit den Achseln.

„Dann Majestät bleibt uns allerdings nichts übrig, als diesen Krieg fortzusetzen," sagte er in einem resignirten Tone, wobei er seine Augen lauernd und durchbohrend auf das Antlitz des Königs heftete. „Es sind viele Fürstenhäuser, denen eine Allianz mit Frankreich sehr willkommen sein wird, und ebenso viele erlauchte Prinzessinen, denen die Krone einer mächtigen Königin durchaus nicht zu schwer zum Tragen scheinen würde."

Der König schritt unruhig im Gemache auf und nieder, während der Bischof Wolsey mit seiner sanftesten Miene ruhig an seinem Platze blieb, und den König unausgesetzt scharf beobachtete.

Er hatte dieses anfängliche Benehmen des Königs genau so erwartet, zweifelte aber nicht im Geringsten daran, daß es ihm dennoch leicht werden würde, seinen Einfluß geltend zu machen, sobald derselbe die in Aussicht gestellte Million Goldkronen in Erwägung zog.

Der König, dem noch nie die Möglichkeit einer solchen Verbindung eingefallen war, mußte nothwendig das Vortheilhafte dieser Allianz einsehen, so sehr er sich auch dagegen sträubte und an die Thränen seiner lieben Mary dachte, der gewiß nichts ferner lag, als die Annahme einer solchen Krone.

König Heinrich selbst fühlte schwer genug die Last einer Verbindung, die nur die Politik geboten, und er hatte oft daran gedacht, der bescheidenen Schwester, die sich äußerst wenig um Glanz und Pracht kümmerte, ein glücklicheres Loos anzubieten, als ihm zu Theil geworden war. Aber sein Egoismus zauberte ihm schnell genug ganz andere Bilder vor das innere Auge und der Bischof bemerkte mit innerer Genugthuung, wie die Züge des Königs sich allmählig erhellten, und es bald darüber wie klarer Sonnenschein ausgebreitet lag.

„Ihr mögt Recht haben, Bischof," hub der König an, „manche Prinzessin würde es vielleicht als ein großes Glück ansehen, Königin von Frankreich zu werden, aber Ihr kennt unsere erlauchte Schwester schlecht, wenn Ihr glaubt, derselbe durch eine solche Verbindung einen Dienst zu leisten. Prinzeß Mary hält es für das höchste Glück, ein bescheidenes Loos mit dem Geliebten ihres Herzens zu theilen, und ich befürchte, wir werden durch das Einschlagen dieses politischen Weges einen schweren Kampf mit ihr haben."

„Ein Frauenherz ist nicht allein wie Wachs, das sich leicht durch Ueberredungskunst bilden und formen läßt, wie man es haben will," sagte der Bischof salbungsvoll, „sondern es ist auch von Gott zum Gehorsam bestimmt, und wann bliebe einer Fürstentochter jemals die freie Wahl? Allerdings wird Prinzeß Mary sich anfänglich sträuben, denn gerade in ihren

Jahren achtet man weltliche Größe noch zu gering, aber sie wird sich in ihr Schicksal fügen, und im Glanze der Pracht und der Festlichkeiten des französischen Hofes bald genug das vergessen lernen, was sie jetzt als ein Glück zu betrachten gewohnt ist."

Der König schüttelte zweifelhaft den Kopf.

„Wir werden unser Heil bei diesem Mädchenherzen versuchen, Bischof, versucht Ihr das Eure beim französischen Könige. Was wir Euch versprochen haben, halten wir, denn wir leugnen nicht, daß uns für den Augenblick eine Million Goldkronen das liebste wäre, was wir gebrauchen können. Also für die Million den Cardinalshut. Wollt Ihr aber jetzt auch einen Rath unsererseits annehmen, so haltet Euch möglichst fern von unserer erlauchten Schwester, die leicht genug errathen wird, wem sie diese, für ihr blondlockiges Köpfchen allerdings etwas schwere Krone zu danken haben wird. Und dann geht an's Werk, Erzbischof von York, wozu wir Euch hiermit bestätigen, thut Eure Schuldigkeit und setzt Himmel und Erde in Bewegung, daß wir bald ein glänzendes Beilager zu feiern haben."

„Armer Suffolk, armer Freund!" murmelte der König, nachdem ihn der nunmehrige Erzbischof von York verlassen hatte, um das Eisen zu schmieden, so lange es noch glühte. „Wie bedaure ich Dich und meine kleine, holde Mary! Ja, ich weiß, daß Ihr Euch mit aller Reinheit und Innigkeit einer ersten Liebe ergeben seid, aber es bleibt mir nichts übrig, als Euch schon jetzt zu trennen, eine Fürstentochter darf nie ihrer Liebe folgen, trotzdem es kein größeres Glück geben mag. Pah!" fuhr er nach kurzem Nachdenken, die Sentimentalität von sich abschüttelnd, fort, „ich glaube, ich fühle in diesem Augenblick einige Anlagen zur Schwärmerei, fort damit! Nichts ist für einen Fürsten und die Politik gefährlicher als ein weiches Herz, das leitet auf Abwege, die sich nicht mit dem Wohle des Staates verbinden lassen. Gradaus sei mein Weg, der zu meiner Ruhe führt, man stirbt nicht so leicht am gebrochenen Herzen, wie ich einst selbst glaubte, aber wenn man von Stufe zu Stufe höher steigt auf der Leiter des Ruhmes, wenn man mächtiger und gefürchteter wird, das hat wahren Werth, den Ruhm und die Macht kann uns Niemand rauben — das Glück zerfällt wie eine Glasscherbe, und man baut auf seinen Trümmern kein neues auf."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

London. Im Crystallpalast zu Sydenham ist wieder eine Katzenausstellung, die zweite in diesem Jahre, eröffnet. Der Katalog ist diesmal viel reichhaltiger und zählt 459 Nummern. Außer einer sehr beträchtlichen Anzahl heimischer Thiere sind Katzen aus Australien, Indien, Siam und andern Ländern ausgestellt, darunter ein kurzhaariger, schwarzer Kater, der, wie der Katalog besagt, die Belagerung von Paris mitgemacht hat, ohne gegessen worden zu sein.

(Ehemann und Hagestolz.) Eine Frau haben — meinte in einem Londoner Blatte neulich ein Humorist — heißt so viel als neugebackenes Frühstück, dampfender Kaffee, runde Arme, rothe Lippen, freundliches Geplauder, ein Hemd, an dem die Knöpfe fehlen, bereitstehender Stiefelknecht, Glück, Wohlbefinden u. s. w.; keine Frau haben bedeutet Matratzen mit gesprungenen Federn, blaue Nase, ungeheizten Ofen, Eisstückchen im Lavoir, die Wäsche nicht zurechtgelegt, Strümpfe ohne Ferse, den Morgen-Imbiß zäh wie Guttapercha, Hühneraugen, Rheuma, Husten und Schnupfen, kaltgewordenes Mittagessen, Kolik, Rhabarber, kurz jedes nur erdenkliche „kleine Leiden" des menschlichen Lebens.

Ein komisches Mißgeschick hat den Herausgeber des „Neuen mährisch-schlesischen Wanderer" (Kalender pro 1872) getroffen. Im Kalender steht zu lesen, daß im künftigen Jahre, wohl zum ersten Male seit Bestehen des Gregorianischen Kalenders, der Aschermittwoch auf einen Donnerstag fällt!

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 149. Sonntag, den 17. Dezember *1871.*

Auf dem Throne.*

Historische Novelle von

Robert Franz.

(Fortsetzung.)

VI.

Während der Herzog von Suffolk Tag für Tag eifrig darnach strebte, seinen Feind Wolsey von dem Könige zu entfernen, und denselben auf dessen Eigennutz, Habgier und Hochmuth aufmerksam zu machen, ahnte er wohl wenig, wie schon das Gewitter über seinem Haupte schwebte, das mit einem Schlage alle seine kühne Hoffnungen und Glücksträume vernichten würde.

Der König hatte entweder nicht den Muth, ihn mit seinen Plänen bekannt zu machen, oder er hielt es nicht für nöthig, seinen Freund schon jetzt von den nahebevorstehenden Ereignissen zu unterrichten. Allerdings hatte die Ernennung des Bischofs von Lincoln zum Erzbischof von York den Herzog nicht wenig beunruhigt, denn es zeigte ihm, wie hoch derselbe noch in der Gunst des Königs stand, aber einestheils gab sein jugendlicher, heiterer Sinn es nicht zu, sich darüber weitere Gedanken zu machen, anderntheils fühlte er sich selbst zu sicher, um seinen eignen Sturz zu fürchten.

Die Prinzessin Mary sah er oft. Der Herzog von Suffolk, als unzertrennlicher Begleiter des Königs, genoß häufig das Vorrecht den Cavalier derselben abzugeben.

Der König selbst freute sich über das schöne Paar, wenn es strahlend vor Glück und Freude auf den beiden Rappen dahin sprengte, und die Prinzessin mit so sicherer, zierlicher Hand die Zügel ihres Renners regierte, als kenne sie keine andere Beschäftigung.

Ahnungslos rückte für Beide der Tag der Trennung heran, ohne daß die kleinste Wolke diese letzten glücklichen Stunden trübte.

Mittlerweile flogen unaufhörlich Couriere von London nach Paris und wieder zurück; der Erzbischof wurde von Tag zu Tag heiterer und besser gelaunt, denn der erwählte Weg bot ihm nicht die geringsten Unebenheiten, alles schien sich seinem Wunsche gemäß zu gestalten und zu ordnen.

Die Millionen Goldkronen dünkten Ludwig XII. für eine so schöne, jugendliche Gemahlin, wie die Prinzessin Mary, nicht zuviel. Er hatte alle Freuden des Lebens gekostet, und jetzt, wo ein vorzeitiges Alter ihn an das Bett fesselte, lag für ihn ein eigener Reiz darin, noch ein halbes Kind zu seiner Gemahlin zu erheben, und sich durch ein heiteres, lebendiges Wesen die trüben, von Gicht geplagten Stunden vergessen zu machen.

Ob sich dieses schöne, junge Geschöpf zur Königin von Frankreich erheben lassen wollte, ob es Lust und Neigung hatte, ihr volles Leben an das eines Greises zu knüpfen, darum kümmerte sich Ludwig wohl wenig, dachte kaum darüber nach, denn ohne seine Lebensweise in Anrechnung zu bringen, hielt er sich noch in seinem Alter berechtigt, nach jeder kostbaren Blüthe die Hand auszustrecken.

Im August des Jahres 1514 wurde der Friede zwischen England und Frankreich

plötzlich und unerwartet geschlossen, ohne daß man, selbst in den nächsten Kreisen des Königs, irgend welche Ahnung von den Friedenspräliminarien hatte. Das Volk athmete indessen erleichtert auf, der königliche Palast wurde der Schauplatz der rauschendsten Vergnügungen, und der König selbst schien wie neu belebt, während der Erzbischof von York höher und sicherer in der Gunst desselben stand als je zuvor.

Alles athmete Lust und Freude im Schlosse, nur ein Herz schlug voll banger Ahnungen und Befürchtungen, obgleich die Angst vor dem heftigen, aufbrausenden Character ihres Geliebten die Prinzeß Mary hinderte, dieselben dem Herzog von Suffolk mitzutheilen.

Die zweideutigen Anspielungen ihres königlichen Bruders auf ihre bevorstehende Verbindung, auf eine Stellung, die sie demnächst einnehmen würde, und daß er hoffe, stets in ihr eine treue Verbündete zu sehen, erfüllte sie mit banger Sorge für die Zukunft. Vergebens suchte sie den vollkommenen Sinn seiner Worte zu erforschen und manche Thräne des Kummers rann in dunkler, verschwiegener Nacht über ihre Rosenwangen auf die weichen Kissen.

Auch der Herzog von Suffolk fühlte sich nicht mehr so sicher und ruhig, als in jener Nacht im königlichen Schloßgarten, wo sein jugendlicher Uebermuth ihm die Hand einer Prinzessin so leicht erreichbar erscheinen ließ, daß nicht einmal der leiseste Zweifel an das Gelingen seines Planes in ihm auftauchte.

Zwar bewies sich der König in seiner Gnade ihm gegenüber unveränderlich, die Freundschaft für den Ritter ließ ihn manche Nachsicht gegen denselben üben, und gestatteten ihm Freiheiten, die König Heinrich von keinem seiner Höflinge geduldet hätte, aber neben dem Herzog und vielleicht noch höher als dieser stand der Erzbischof von York, so sicher und stolz, daß sich alle Welt vor ihm, wie vor einem Könige beugte.

Ihn zu stürzen, war eine vollkommene Unmöglichkeit, und was noch schlimmer als das, war der Umstand, daß der König bereits zu wiederholten Malen den Wunsch ausgesprochen hatte, der Herzog möge sich eine ihm ebenbürtige Gemahlin aus dem Kreise des hohen alten Adels wählen, um so seinen neuen Rang und Titel noch mehr zu befestigen.

Und doch wußte der König um seine Liebe zur Prinzeß Mary, doch hatte er seinen Freund so oft geneckt, wenn er dessen Augen mit dem Ausdruck unendlicher Liebe auf seiner Schwester haften sah und diese mit lieblichem Erröthen den Blick zu Boden senkte. Anfangs hatte der König scherzend den Wunsch ausgesprochen, den Herzog in eheligen Banden zu sehen, aber allmählich war es ein ernsteres Drängen geworden, und er sah ein, daß er dem Könige auf die Dauer nicht wiederstehen könne, ohne einen triftigen Grund für seine Weigerung anzugeben.

Nach einer schlaflosen, traurig verlebten Nacht erhob sich Prinzeß Mary von ihrem Lager. Ihr königlicher Bruder hatte sie am vorhergehenden Abend um eine Unterredung für den heutigen Tag bitten lassen, und sie sah dieser Stunde mit ungewisser Angst und Furcht entgegen. Sie fühlte die Schwüle der Atmosphäre, die einem Gewitter vorherzugehen pflegt, und wußte nur nicht, von wannen es sich entladen würde.

Sie saß jetzt angekleidet auf dem weichen Sopha in ihrem reizenden Boudoir, das an Geschmack und Luxus alle andern königlichen Zimmer übertraf. Prächtig geschnitzte Meubles, mit schwellenden Polstern von roth- und goldgestickter Seide, schwere Vorhänge, weiche Teppiche und dann noch die vielen Luxusgegenstände, kostbare Gemälde und Statuen — kurz, alles was Reichthum und Geschmack hervorzuzaubern vermögen.

Die Prinzessin trug ein weißes Morgenkleid mit blauen Schleifen, ein kokettes Häubchen von Spitzen vermochte nicht die üppigen Locken zu bergen und diese drängten sich nach allen Seiten hervor. Der kleinste Fuß, der je einen Teppich betrat, ruhte in gestickten Schuhen auf einem schwarzen Sammetkissen während die schmale, feine Hand der Prinzessin eifrig beschäftigt war, die hellen Tropfen, die dann und wann über die ungewöhnlich blassen Wangen herabglitten, mit dem Spitzentuche zu trocknen.

Athemlos lauschte sie auf jedes Geräusch, zitternd vor Angst, den gefürchteten Schritt des Königs zu vernehmen. Selbst mit Ruth,

für welche sie sonst stets ein freundliches Wort hatte, sprach sie nicht und diese blickte traurig auf das blasse Antlitz ihrer geliebten Herrin, der sie mit Leib und Seele ergeben war. Dann schlich die Dienerin sich wieder in das angrenzende Zimmer zurück, mit dem Gedanken, daß Ruhe und Einsamkeit am schnellsten die Wolken von der Stirn der Prinzessin zerstreuen würde.

„Ah sieh' da, meine theure, kleine Prinzessin, meine liebenswürdige Schwester," rief der König aus, als er etwa nach Verlauf einer Stunde eintrat und der Prinzessin die Hand küßte, die sie ihm nur mit Widerstreben überließ, „Es ist uns so selten vergönnt, einen Blick in die strahlenden Augen unseret Schwester zu werfen, daß es uns ein Festtag dünkt, wenn die Zeit es erlaubt, Ew. Hoheit einen Besuch abzustatten."

Trotz des scherzenden Tones, den der König anzurehmen sich bemühte, erkannte die Prinzessin doch sofort, daß ein wichtiger Grund ihn diese Unterredung suchen ließ, und es war für sie doppelt peinlich, ihn leichtfertig sprechen zu hören, wo vielleicht etwas von großer Wichtigkeit zu verhandeln vorhanden war.

„Ew. Hoheit scheinen weniger von dem Besuch des Bruders entzückt," fuhr der König ebenso fort, als die Prinzessin ihm nur durch einen schweren Seufzer antwortete, „und doch ist eben dieser Bruder so sehr für das Wohl der Prinzeß Mary besorgt, doch hat eben dieser Bruder alle Hebel in Bewegung gesetzt, für seine schöne, holde Schwester eine Stellung in der Welt ausfindig zu machen, die allein ihrer würdig ist und ihr eine goldene Krone auf das edle Haupt drücken soll."

„Eine Krone!" hauchte die Prinzessin tonlos mit bleichen Lippen und fahlen Wangen. „O, mein königlicher Bruder, erlaßt mir die Qual, eine Krone zu tragen, wollet mich nicht von Euch forttreiben in die fremde Welt, Eure einzige Schwester, die bei Euch so glücklich war."

Thränen traten in die flehend auf ihn gerichteten Augen, aber König Heinrich hatte sein Herz gestählt, damit die hellen Tropfen, die eine große Macht auf ihn ausübten, ihn nicht rühren konnten und in ein helles Lachen ausbrechend, rief er:

„Ihr seid ein Kind, Mary, ein vollkommenes Kind, das noch zu wenig die Freuden der Welt kennen gelernt hat, um begreifen zu können, was sich einer armen Prinzessin für eine Aussicht eröffnet. Nicht jede Prinzessin ist dazu bestimmt, eine Krone zu tragen, sich als Herrscherin eines mächtigen Reiches mit allen Genüssen des Lebens zu umgeben, an der Seite eines Gemahls zu leben, der keinen andern Wunsch in sich trägt, als seiner angebeteten Gemahlin ein Paradies auf Erden zu schaffen —"

„O sprecht nicht weiter, mein Bruder," schluchzte die Prinzessin, die schon die ganze Schwere des über sie heraufbeschworenen Verhängnisses empfand. Die früheren Anspielungen ihres Bruders auf ihre demnächstige Stellung zeigten ihr jetzt deutlich, daß ihr Schicksal bereits bestimmt sei, und sie fühlte nicht den geringsten Muth, noch die Kraft in sich, Widerstand zu leisten.

„Sollte man doch glauben, Prinzessin, man wollte Euch das größte Unglück mittheilen, anstatt Ueberbringer einer Krone zu sein," fuhr der König mit erzwungenem Lachen fort. „Ich bitte Euch aber, zu erwägen, daß eine Prinzessin nur nach dem glänzendsten Loose zu streben hat, daß sie durch ihre Stellung dem Staate nützen muß; und das könnt Ihr als die Gemahlin des Königs von Frankreich!"

Die Prinzessin stieß bei den letzten Worten einen leisen Schrei aus und starrte ihren Bruder mit halbgeöffneten Lippen an, während auch der letzte Blutstropfen aus ihrem Gesichte gewichen war.

„Königin von Frankreich!" sagte die Prinzessin tonlos, als sie in dem eisigen Antlitze des Königs sah, wie ernst er die Worte meinte. „Königin von Frankreich! Ich mit meiner Jugend soll meine Hoffnungen an der Seite eines alten, von Gicht geplagten Gatten begraben, soll die Pflegerin eines Mannes werden, den ich nicht einmal achten, viel weniger lieben kann!"

Sie bedeckte ihr Gesicht schluchzend mit beiden Händen.

„Du bist eine Närrin, eine Schwärmerin,"

sagte der König gereizt. „Was ist die Liebe einer Prinzessin, die nicht das Recht hat zu lieben, sondern deren Pflicht es ist, ihre Interesse denen des Vaterlandes zu opfern. Seid vernünftig, Mary. und vergeßt nicht, daß ich schon zu viel Nachsicht mit Euch hatte, indem ich eine Liebelei mit einem Manne duldete, der es nie wagen darf, seine Hand nach einer Prinzessin Englands auszustrecken."

Wie vom Blitze getroffen, zuckte die Prinzessin bei den letzten Worten des Königs zusammen — die Thränen versiegten in ihrem Quell und nur mit Mühe hielt sie sich aufrecht.

Das entschied. Der König wußte um ihre Liebe zum Herzog von Suffolk, nur seine Nachsicht hatte das Verhältniß geduldet, und Prinzeß Mary fühlte, daß er nie in eine Verbindung willigen würde, die sie als nichts Unmögliches angesehen hatte.

Ein endloser Jammer erfaßte sie, zugleich aber eine Resignation, die etwas so rührendes an sich trug, daß der König sich zusammen nehmen mußte, um nicht im letzten Augenblicke das Ziel seiner Wünsche dem Leid der Schwester zu opfern.

„Seid vernünftig, Mary," sagte er den Arm um den Nacken der Schwester schlingend, „eine Prinzessin darf sich nicht den Träumen von einem bescheidenen Loose mit dem Geliebten hingeben — sie muß ihre Bestimmung erfüllen. Auch ich bin, wie Ihr nur zu gut wißt, in meinem Familienleben nicht glücklich. Catharina ist nicht diejenige, welche ich liebe, aber ich mußte meine Liebe der Politik opfern, wenn auch mit blutendem Herzen. Auch ich glaubte damit allen Freuden der Welt zu entsagen, und ich bin doch wieder ruhig geworden in dem Bewußtsein, meine Pflichten treu gegen den Staat erfüllt zu haben. So wird es auch Euch gehen, Mary. wenn Ihr erst die Nothwendigkeit dieses Schrittes eingesehen habt, um so mehr, da Euch ein Leben voll Glanz und Pracht, voll weltlicher Macht eröffnet wird."

„O, Majestät, nur davon sprecht nicht," schluchzte die Prinzessin, „ich kann Alles ertragen, nur nicht, daß Ihr mir die trügerischen Vortheile einer solchen Verbindung vor Augen führt. Mein Herz sehnt sich nicht nach Glanz und Pracht, ich habe niemals nach weltlicher Hoheit gestrebt, sondern ein stilles, bescheidenes, glückliches Loos war der Traum meines Lebens. Wenn Ihr es mir als eine Pflicht darstellt, als ein Opfer, durch welches ich dem Volke den ersehnten Frieden und das Wohlergehen bringe, dann kann ich Euch folgen, wenn auch mit gebrochenem Herzen, nie und nimmer könntet ihr mich durch die glänzendsten Versprechungen vermögen, daß ich einwilligte, Königin von Frankreich zu werden. Und nun geht, Majestät, geht und laßt mich allein, damit ich Zeit habe, mich zu sammeln und das Ungeheure zu fassen, was so plötzlich über mich hereingebrochen ist."

„Ich gehe, Mary, aber ergebt Euch mit Muth und Vertrauen in das Unvermeidliche," sagte der König gerührt von dem Schmerz des jungen Mädchens, das in diesem Augenblick alle seine Lebenshoffnungen zu Grabe trug. „Heute Abend ist große Cour im Bankettsaal und ich bringe Euch das Brautgeschenk Eures Verlobten, das Ihr am heutigen Abend, als zur Feier der Verlobung mit dem Könige von Frankreich, anlegen müßt."

Bei diesen Worten zog er ein mit Gold beschlagenes Sammet-Etui hervor, und überreichte dasselbe geöffnet der Prinzessin.

Aber Mary zog die Hand scheu zurück, als fürchte sie, daß die zwölf Diamanten des Halsschmucks, die ihr entgegenblitzten, sie verbrennen könnten. Dann sank sie in die Polster zurück.

„O, mein Gott, mein Bruder, habt Mitleid mit mir — Erbarmen! Es kommt Alles so plötzlich, so überraschend. Gönnt mir nur noch ein paar Tage Zeit, mich zu besinnen, mich von dem Schlage zu erholen, der mich mit niederschmetternder Schwere trifft."

„Unmöglich, Mary, unmöglich," entgegnete der König gerührt, „heute Abend wird in Paris und London zugleich die Verlobung des Königs von Frankreich mit der Prinzessin Mary gefeiert. Muth, meine Schwester, Muth! Es ist ein großes Opfer für ein schwaches Mädchenherz — ich gebe es gern zu — aber das Opfer wird nicht umsonst gebracht."

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 151. **Donnerstag, den 21. Dezember** *1871.*

Auf dem Throne.*

Historische Novelle von

Robert Franz.

(Fortsetzung.)

IX.

Die Vermählungsfeierlichkeiten in Paris hatten endlich ihr Ende erreicht, aber noch immer folgte Fest auf Fest, noch immer waren die Pariser nicht aus dem Taumel des Entzückens gerissen, in welchen sie die Ankunft einer neuen, an Jugend und Schönheit Alles übertreffenden Königin versetzt hatte.

Man sang das Lob der holden Mary auf allen Straßen, in allen Häusern, man stand Tage lang vor dem Palaste, um nur einen Blick in ihr reizendes, jungfräuliches Antlitz zu werfen.

Auch der König war von dem Reiz und der Armuth seiner Gemahlin entzückt, und der Gedanke, daß Gicht und Alter ihn so an das Bett fesselten, daß er nicht Hand noch Fuß rühren konnte, brachten ihn oft an die Grenzen des Wahnsinns.

Trotz der glühenden Eifersucht, die seine Seele zerfleischte, konnte er doch nicht umhin, die junge Königin mit allen Freuden des Lebens zu umgeben, die sie hier in Paris genießen konnte, und war entzückt, wenn sie ihm freiwillig ein Stündchen opferte, um den armen, kranken Mann zu unterhalten, den sie gezwungen ihren Gatten nennen mußte. Nie hatte Ludwig XII. Schwachheit und Alter so sehr verwünscht, als in dieser Zeit, wo ihm der verkörperte Liebreiz und die Anmuth seiner Gemahlin recht lebhaft vor Augen führte, wie es um ihn bestellt war, und die bedauernswerthen Aerzte, die ein krankes, elendes Leben nicht wieder verjüngen und kräftigen konnten, betraten zitternd vor Angst das Krankenzimmer, um stets neue Vorwürfe über ihre Ungeschicklichkeit zu empfangen.

Soviel man in England das Glück der Prinzessin Mary gepriesen, so sehr bedauerte man am französischen Hofe die arme, junge Königin, die von ihrem eigenen frommen Sinn angetrieben, die Pflichten einer Gattin streng erfüllte, und sich durch alle Verführungskünste der Welt nicht bewegen ließ, nur einen Finger breit von dem Wege der Tugend, den sie sich vorgeschlagen, abzuweichen.

Alle Liebenswürdigkeiten der französischen Cavaliere, ihre Unterhaltungsgabe fruchteten bei der Königin nichts, sie zog sich nur noch mehr zurück und vergeblich oft das edle, ritterliche Benehmen des Herzogs von Suffolk, der noch durch kein Wort wieder die Gefühle seines Innern verrathen, mit dem dieser leichtsinnigen Franzosen, und allmählich fühlte sie eine leise Sehnsucht, ihm Alles zu vergeben, und wieder die Versicherung seiner hoffnungslosen Liebe zu empfangen.

Es war ein Trost für die junge Königin, daß ihr königlicher Gemahl fortwährend an das Krankenlager gefesselt war, denn obgleich sie einiges Mitleid mit dem armen, schwachen Manne fühlte und ihm gern manche Stunde opferte, war es doch für sie ein peinigendes Gefühl, mit ihm, als ihrem Gemahl der Welt vor die Augen zu treten.

Vielleicht war es auch eine Beruhigung für Mary, daß sie auf diese Weise dem Herzog einen großen Schmerz ersparte, ob auch ihr Herz sich nicht gestehen wollte, daß er noch ihr einziger Gedanke war Tag und Nacht, trotz der Sündhaftigkeit, die sie darin erblickte.

Der Zustand des Königs, der sich in den ersten Wochen nach der Ankunft der jungen Königin bedeutend gebessert hatte — denn wenn er auch fortwährend das Bett hüten mußte, peinigten ihn doch unaufhörlich die furchtbarsten Schmerzen — verschlimmerte sich plötzlich in solchem Maaße, daß die Aerzte jede Hoffnung auf eine baldige Genesung aufgaben.

Es war für Mary ein entsetzlicher Anblick, diesen dem Tode geweihten Mann so gebrochen und vernichtet daliegen zu sehen, aber trotzdem wuchs nur ihr Mitleid und zum großen Amusement und Spott der Pariser brachte sie lange Stunden im Krankenzimmer zu und erheiterte so dem König die letzten Tage seines Lebens.

Es waren wenige in des Königs nächster Umgebung, die den Tod des Monarchen als ein Unglück betrachteten, und nur einer, dem er sein höchstes, einziges Gut geraubt, fürchtete diesen Tod wie ein drohendes Gespenst, das ihm die letzte Hoffnung rauben würden — der Herzog von Suffolk. Ihm war es nicht entgangen, welch' zahllose Verehrer und Bewunderer die junge Königin am französischen Hofe gefunden, wie Alle sich bemühten, ihr ihre Liebe und Verehrung an den Tag zu legen und Suffolk war nicht eitel genug, einen Wettkampf zwischen sich und den gewandten Cavalieren des französischen Hofes aufzunehmen.

Er hatte bereits bei dem Könige von England um seine Zurückberufung nachgesucht, aber derselbe schien ein besonderes Vergnügen darin zu finden, den jungen Mann in der gefährlichsten Lage zu lassen und verweigerte ihm sein Gesuch.

Kaum zwölf Wochen nach der Hochzeit starb der König und Mary war Wittwe — eine siebenzehnjährige Wittwe. Sie erheuchelte keinen künstlichen Schmerz, der Verstorbene hatte ihr so fern gestanden in jeder Beziehung, daß sie erleichtert aufathmete, als sein Tod ihr die Freiheit zurück gab.

Aber sie empfand auch keine Freude; König Ludwig hatte sie mit aller Achtung behandelt, mit Güte und Wohlthaten überschüttet, wer wußte, ob nicht abermals eine unberufene Hand sich zum Herrn ihres Schicksals aufwarf und sie dadurch noch unglücklicher machte, als je zuvor. Mary war immer schwach gewesen, aber die letzten Ereignisse hatten sie nur noch schwächer gemacht und ihr jede Energie geraubt, sie fühlte nicht den leisesten Muth in sich, einen Kampf mit dem Leben aufzunehmen, der für sie, als eine königliche Prinzessin, ohne ferneren Nutzen blieb.

Als der König begraben war, bezog die Königin die ihr, als der Wittwe zugehörigen Gemächer, und Franz I., der Nachfolger und Schwiegersohn des Verstorbenen, bot ihr mit der ihm eigenen Ritterlichkeit seinen Schutz an, den sie dankbar annahm. Mary war jetzt ihre eigene Herrin und sie sehnte sich nicht nach der Heimath zurück, wo ein despotischer Bruder abermals die Gewalt über sie ergreifen konnte. Sie fühlte keine Spur mehr von Liebe in der Brust für einen Bruder, der, wie sie im Laufe der Zeit erfahren, das ganze Lebensglück seiner Schwester für eine Million Goldkronen und die Stadt Tournay hingegeben. Jetzt war sie sich selbst überlassen, sie war einsam; keine Menschenseele, die sie liebte, in ihrer Nähe, aber sie war zufrieden.

Und doch gab es ein Herz, das, als es die Geliebte frei und nicht unerreichbar sah, wieder von neuem alle Liebe in seiner Brust zu einem verzehrenden Feuer erwachen fühlte.

Als der Herzog von Suffolk die Königin-Wittwe zum ersten Mal in den schwarzen Trauerkleidern wiedersah, dieses holde junge Wesen in einer Tracht, die ihre natürliche Schönheit nur noch mehr heben und an's Licht ziehen mußte, da stand es auch wieder bei ihm fest, noch einmal den Kampf um ihre Liebe zu beginnen, um zu siegen oder zu sterben. Denn ein Leben ohne Mary war für den Herzog eine Unmöglichkeit geworden, er fühlte, daß die stete Verzweiflung ihm ein frühes Grab bereiten mußte, wenn sie ihm nicht vergab und abermals ihr Herz schenkte.

Zwar hielt es jetzt unendlich schwer, mit

Mary eine Unterredung zu erlangen, den hunderte von Augen und Ohren waren geöffnet, die Königin zu bewachen, und niemals durfte er die Ursache sein, daß auf ihre makellose Reinheit der kleinste, dunkle Flecken fiel.

So schwanden ihm die Tage in Furcht und Hoffnung, ob sich nicht endlich eine günstige Gelegenheit bot, die Königin unbeobachtet zu sprechen, dahin. Die Traurigkeit des englischen Herzogs war an dem leichtfertigen französischen Hofe bald aufgefallen, aber vergebens hatte man sich bemüht, einen Grund seines verschlossenen Wesens zu finden.

Nur Franz I., der sich lebhaft für die schöne Mary interessirte und sie mit scharfem Auge beobachtete, war durch sie selbst auf die Vermuthung gekommen, ob nicht zwischen der Königin und dem Herzoge von Suffolk ein Verhältniß existire. Ihm war es nicht entgangen, mit wie viel Theilnahme und Schmerz die Augen der Königin oft auf des Herzogs bleichem Antlitz ruhten, und er war zu sehr Kenner des weiblichen Herzens, um darin nicht einen Grund zum Argwohn zu erblicken, und es machte ihm nicht geringe Freude, das Räthsel, was dieses Muster von Tugend umgab, zu lösen.

X.

An einem sonnigen Märztage, der eilig den Schnee auf allen Dächern schmolz, betheiligte sich die Königin Mary zum ersten Mal wieder an einer Jagdparthie, so wenig Freude es ihrem weichen Herzen auch machte, die friedlichen Thiere zu stören und zu jagen. Die Sonne hatte sie in's Freie gelockt, auch hoffte sie, draußen einmal wieder etwas freier aufathmen zu können, als in den prächtigen Gemächern des Schlosses, und es wurde ihr in der That leicht um's Herz, als sie an der Seite Königs Franz I. dahinritt und die Sonne so warm und labend ihr ins Herz drang. Wie lange Zeit war verflossen, daß sie sich nicht so wohl, so frei gefühlt hatte; die frische Luft hauchte ihre Wangen rosig an, und der Herzog von Suffolk, der in einiger Entfernung ritt und Mary scharf beobachtete, war in seiner Eifersucht nur zu geneigt, ihre heitere Laune der Unterhaltung des Königs zuzuschreiben.

„Sie liebt Dich nicht mehr," wiederholte er sich, „sie hat alles vergessen was uns beide — ob auch sie? — einst so glücklich gemacht. Wie bald, und sie ist, angesteckt von dem leichten Sinn des französischen Hofes, für immer für mich verloren."

Als die Jagd ihren Anfang genommen und die Gesellschaft sich getrennt hatte, zog die Königin-Wittwe es vor, auf dem breiten Waldpfade zu bleiben, da sie es nicht über's Herz bringen konnte, über an einem Vergnügen Theil zu nehmen, das ihr Schmerz bereitete.

Still, und in Gedanken versunken, merkte sie kaum, daß ihr Roß in einen scharfen Trab überging, um so weniger, da sie wußte, daß sie einen Begleiter hatte. Wer, das war ihr freilich gleichgültig, sie hörte nur das Stampfen und Wiehern eines Rosses, und, dadurch vollkommen beruhigt, ritt sie weiter und weiter, ohne sich um den Lauf der Zeit und um den Weg zu kümmern.

Endlich erwachte sie aus ihren Träumereien und dachte daran den Rückweg einzuschlagen, da die Sonne bereits hoch am Himmel stand.

Sie wunderte sich jetzt selbst über ihren stummen Begleiter, dessen Pferd nur noch seine Gegenwart verrieth und glaubte einen französischen Diener zu erblicken, da einer der Cavaliere sich schwerlich so lange in respectvoller Entfernung gehalten hätte. Rasch wandte sie ihr Pferd um — ein Schrei entschlüpfte ihren Lippen und das Thier bäumte sich so hoch auf, daß Mary es nur mit Mühe halten konnte.

„Charles — Herzog von Suffolk!" flüsterte sie leise, aber dieser hatte mit scharfem Ohr die Worte vernommen, er hatte gehört, wie sie ihm den alten Namen zurückgab, der stets wie Musik in seinen Ohren klang und die Freude und das Entzücken preßten ihm das Herz zusammen.

„Mary!" rief auch er jetzt zögernd aus. „Ist es denn wahr? Träume ich auch nicht — Du hast noch den Namen für mich! Du hast mir das Leid vergeben, was ich Dir einst in jenen Unglückstagen, die eine Scheidewand zwischen uns aufrichteten, zugefügt? O, Mary, Barmherzigkeit, sprich es aus das

Wort, das mir Leben gibt, — oder den Tod. Lies in meinen Zügen, was ich gelitten, Deinetwegen gelitten, wie ich das Wort, bereue, welches ich in einem unbewachten Augenblick in der ganzen Bitterkeit gegen das Schicksal aussprach, und Du mußt Mitleid mit mir haben. Sage mir, daß Du mir vergeben, daß Du mich liebst, — o, aus Barmherzigkeit!"

„Nicht aus Barmherzigkeit, nicht aus Mitleid, Charles, will ich Dir das sagen, sondern aus Liebe, aus reiner, ungetrübter Liebe," entgegnete Mary, ihr Pferd einen Augenblick zügelnd, daß es ihr möglich war, ihm ihre kleine Hand hinzustrecken, die er inbrünstig an seine Lippen preßte.

„Ja, ich liebe Dich, Charles, ich habe nie aufgehört, Dich zu lieben, und jetzt habe ich das Recht, Dir meine Liebe wieder zu gestehen — ich bin frei. Aber nicht hier sprechen wir mehr davon, ich reite zurück und bitte Dich, einen andern Weg einzuschlagen. Heute Abend sechs Uhr erwarte ich meinen Ehren-Cavalier in meinen Gemächern. Leb' wohl, Charles!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Zehn Regeln für das praktische Leben.
Vom Präsidenten Jefferson.

1. Nie verschiebe auf morgen, was Du heute thun kannst.
2. Nie bemühe Andere mit dem, was Du selbst thun kannst.
3. Verfüge nie über Dein Gold, bevor Du es hast.
4. Nie kaufe unnütze Sachen, weil sie billig sind.
5. Hochmuth ist kostspieliger als Hunger, Durst Kälte.
6. Wir bereuen nie, wenn wir zu wenig gegessen haben.
7. Nichts ist mühsam, wenn wir es willig thun.
8. Wie oft haben jene Uebel Kummer und Schmerz verursacht, welche nie eintraten.
9. Betrachte Alles von der guten Seite.
10. Wenn Du zornig bist, so zähle 10, ehe Du sprichst; bist Du aber sehr zornig, so zähle 100.

(Beruhigende Aufklärung.) In einer Zeit, wo das italienische Brigantenthum in hohem Flor stand, fuhr der Pariser Rothschild in einer Postkutsche durch irgend eine Gegend dieses schönen Himmelstriches. Der Privatsecretär des Barons, Herr B., saß zur Linken, man unterhielt sich über den Zweck der Reise, die dem Abschlusse einer neuen italienischen Anleihe galt. Dann, nach Erschöpfung dieses naheliegenden Thema, Stillschweigen, beide Herren blicken rauchend, nachsinnlich über die Landschaft. Da wechselt die letztere plötzlich, eine dunkle Waldgegend tritt an die Stelle friedlicher Ebene. Der Baron legt sich tiefer zurück in den Wagen. „Sagen Sie 'mal, Herr B." spricht er mit Betonung. „was würden Sie thun, wenn wir jetzt hier von Briganten überfallen würden?" —„Was ich thun würde?" entgegnete der Privatsecretär mit größter Seelenruhe, „ich würde sagen: dieser da ist der Baron Rothschild!"

(England.) Ein Barbier, welcher an einem Sonntag einen Whiskeytrinker zu barbiren hatte, bat denselben, seinen Mund zu schließen, denn es sei ein strafbares Vergehen, Sonntags eine Schnappshöhle offen zu halten.

(Ein irischer Schädel.) In der irischen Grafschaft Tipperary wurde ein Pächter vor die Geschworenen verwiesen, weil er einem Freunde im Streite mit einem Stein den Schädel zersplittert hatte. Der Ankläger erschien in der Voruntersuchung und brachte die Splitter seines Schädels in einem Taschentuche eingedreht mit.

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 152. Sonntag, den 24. Dezember **1871.**

* Weihnachten.

1871.

Den Menschen Friede! rief es in den Höhen
Von Engels Mund, als Gott hernieder stieg,
Um das Erlösungswerk, das hohe, zu bestehen,
Und Heil zu spenden uns nach Kampf und Sieg!
Ja, Friede! rief's in jener Nacht der Weihe
Den Hirten zu beim goldnen Sternenschein! —
O welch' ein Wort voll Gnade, Lieb' und Treue
Wie dringst du heut' so tief in's Herz uns ein! —

Als Glockenton das traute Fest verkündet,
Mit hellem Schall, das Fest voll selger Lust,
An das so manches liebe Bild sich bindet —
In ros'gem Licht zieh'n sie durch uns're Brust —
Da schritt ich still durch die erhellten Gassen,
Wo dort und hier der Tannenbaum sich neigt
Und wie ich's sah, schien mich ein Weh' zu fassen,
Ein seltsam Weh, das keinem andern gleicht.

Der Wittwen dacht' ich, die bei heißen Thränen
Einsam und freudlos sind am hohen Tag;
Im fernen Westen weilt mit Schmerz und Sehnen
Ihr treues Herz, gebeugt von schwerem Schlag.
Dort ruht der Gatte ja! — Er hat im Streite
Für Deutschlands Heil sein Heldenblut verspritzt;
Treuherzig fragt nach ihm die Waise heute,
Wenn vor ihr hell das Tannenbäumchen blitzt.

Und wieder stand vor meiner Seele Spiegel
Manch' Mutteraug, aus dem die Thräne rinnt:
Der Liebling fehlt! — Vielleicht mit Geistesflügel
Ist er ihr nah, der Sohn, das einz'ge Kind. —
Vielleicht steht heut' auf stiller Wacht der Krieger;
Vor seinem Blick der Schnee der Winternacht,
Da vor die Seele tritt dem jungen Sieger
Der Heimath Bild, das grüßend freundlich lacht.

Und weitre düstre Bilder und Gestalten,
Auf jedem Schritt floh'n sie durch meine Brust,
Das war ein Weh, das war ein schmerzlich Walten,
Das scheuchte mir des Herzens selge Lust. —
Und an das Wort aus jenen lichten Höhen
Dacht' ich mit Wehmuth in dem Augenblick; —
O, Himmelsvater höre unser Flehen,
Bewahre uns des Friedens hohes Glück!

Du trautes Fest, du Fest voll Huld und Gnade,
Gieß' Balsam heut' in jedes wunde Herz,
Laß' ewig wandern uns des Friedens Pfade,
Nie kehr' zurück des heut'gen Tages Schmerz.
Ja, laß, o Fest, was einst die Engel sangen,
Zur Wahrheit werden ewig um uns her,
Die Worte, die einst in den Lüften klangen:
Den Menschen Friede! — Zwietracht nimmermehr!

Eduard Jost.

Auf dem Throne.*

Historische Novelle von

Robert Franz.

(Schluß.)

Dahin flog Mary's weißes Roß mit der schönen Last, während der Herzog ihr, wie in einem Traum befangen, nachsah, bis sie hinter den Bäumen verschwunden war. Der Wechsel von der größten Hoffnungslosigkeit bis zum höchsten Glück war zu groß, als daß er ihn auf einmal fassen konnte. Und dennoch war es kein Traum, sie hatte ihm gesagt, daß sie ihn liebe, daß sie ihn in ihren Gemächern erwarte, sie, die vormalige Königin von Frankreich den Herzog von Suffolk.

Zur bestimmten Stunde trat er ein in die Gemächer der Königin-Wittwe, die ihre Trauerkleider angelegt hatte, und als sie allein waren, hielt der Herzog die Prinzessin Mary wieder in seinen Armen, die ihm unter Thränen klagte, was sie gelitten, und daß sie jetzt so namenlos glücklich sei.

„Und Dein Bruder, Mary, der König, was wird —"

„Still, Geliebter," unterbrach ihn Mary, „sprich nicht von ihm, dem ich diese lange Nacht der Traurigkeit zu danken habe. Er soll mich nicht zum zweiten Male verkaufen, jetzt nehme ich mir mein Glück, was er mir verweigern würde. Ich habe empfunden, wie schwer es ist, eine Krone zu tragen, ich werde mir nicht die zweite auf mein Haupt drücken lassen."

Sie plauderte weiter und weiter; sie flüsterte so leise und viel, bis endlich der Herzog selbst aufbrach.

„Lebe wohl, Mary, nun bald mein auf ewig!"

Sie nickte ihm mit einem strahlenden, glücklichen Lächeln zu; dann schloß Suffolk noch einmal die Geliebte in seine Arme und verließ das Gemach.

Kaum eine Woche später, es war in einer kalten, unfreundlichen Frühlingsnacht, verließen vier Gestalten durch ein Seitenpförtchen das königliche Schloß, während in demselben Augenblick eine Anzahl Herren, in große Mäntel gehüllt, von der andern Seite des Schlosses in's Freie traten und denselben Weg einschlugen, den kaum zwei Minuten früher die vorhin erwähnten Gestalten eingeschlagen — den Weg nach der Schloßkapelle. Mitternacht war nahe, aber die Kapelle war geöffnet, auf dem Altare brannten bereits die Lichter und der Priester mit dem Meßbuche in der Hand stand davor.

Die vier Gestalten waren niemand anders, als der Herzog von Suffolk, die Königin-Wittwe und zwei Zeugen zu der heiligen Handlung, die hier vorgenommen werden sollte. Mary hatte nicht zum zweiten Male ihr Glück den Händen ihres Bruders anvertrauen wollen, sondern den sichersten und kürzesten Weg gewählt, dem Zorne des Königs zum Trotz, den Geliebten zu besitzen — eine heimliche Trauung. Sie hatte ihm einst gesagt, daß die Folgen auf sein Haupt kommen würden, als er den Herzog von Suffolk ihr zum Ehren-Cavalier bestimmte — jetzt mochte er sie tragen.

Der Priester hatte die heilige Handlung begonnen, freudig sprach auch Mary das bindende „Ja," nachdem der Herzog ein lautes „Ja" gesprochen, und der Priester sagte das Schlußgebet.

In demselben Augenblicke hörte man fest Männertritte, und eine Stimme die die nunmehrige Herzogin von Suffolk sofort als die des Königs Franz erkannte, fragte:

„Was geht hier vor — eine Trauung um Mitternacht?"

Einen kurzen Augenblick überflog ein Zittern Mary's Gestalt, aber das Bewußtsein, unauflöslich mit dem Geliebten verbunden zu sein, gab ihr Muth und Besonnenheit zurück, und sich stolz und fest aufrichtend, stand sie an der Seite des Herzogs, ruhig den König und sein Gefolge erwartend.

„Ihr, königliche Majestät hier — zu dieser Stunde?" fragte der König anscheinend voller Erstaunen.

„Ja, ich bin es, Majestät," gab Mary stolz und sicher zur Antwort, „aber nicht als Königin-Wittwe, sondern als Herzogin von Suffolk. Ew. Majestät kommen zu spät, um Trauungszeuge zu sein."

„Ihr irrt Euch, Frau Herzogin," sagte der König mit seinem Lächeln, „wir waren Zeugen der Trauung, nur die Heiligkeit der Handlung hielt uns ab, dieselbe durch einen zu frühen Eintritt zu unterbrechen. Nehmt unsern aufrichtigen Glückwunsch zu einem Herzensbündnisse entgegen, das wir längst geahnt," fügte er hinzu, „und seid versichert, daß wir alles thun werden, Eurem königlichen Bruder diese Verbindung als das einzig wahre Glück der Frau Herzogin darzustellen. Es thut uns nur leid, daß wir nicht Gelegenheit gefunden, dieses Hochzeitsfest in gebührender Weise zu feiern, doch hoffen wir, das Versäumte nachzuholen."

Epilog.

„Dacht' ich's doch!" murmelte der Erzbischof von York, als er durch seine Spione die Verbindung des Herzogs von Suffolk mit der verwittweten Königin erfuhr. „Ha, dieser Knabe, der es wagt, sich in eine Königsfamilie einzudrängen, mir zu trotzen! Ich werde — ich muß ihn vernichten! Noch weiß der König nichts," fuhr er in seinem Selbst-

gespräche fort, „ha, ich sehe seinen Zorn, wenn er seine schönen Pläne durch diesen Ritter vernichtet sieht, und ich werde gewiß nicht zögern, ein Feuer zu schüren, dessen Gluth meinen Feind für immer unschädlich macht.

Noch keine Stunde war verflossen, als der Erzbischof von York in das Arbeitskabinet des Königs trat. Der König stand an dem geöffneten Fenster, in der Hand hielt er einen Brief, den er noch einmal oberflächlich übersah und ihn dann dem Erzbischof hinreichte.

„Es ist nichts mit unseren Plänen, Herr Erzbischof von York," sagte er, halb gereizt, halb lächelnd, „die verwittwete Königin hat es vorgezogen, wie sie mir schreibt, sich nicht zum zweiten Male von mir verkaufen zu lassen, sondern sich mit dem Herzoge von Suffolk kurz und bündig vermählt, und unser Verbündeter, der König Franz bittet in seinem eigenhändigen Schreiben um die Verzeihung für das glückliche Paar, das sich unter seinen ritterlichen Schutz begeben. Was läßt sich da noch machen, wo alles fertig ist? Meinetwegen mag das junge Paar wieder nach England herüberkommen und sich hier seinen Hausstand gründen; man sieht dann einmal wieder frohe Gesichter, denn ich halte mich versucht, zu glauben, daß meine schöne Schwester mehr Gefallen an ihrem zweiten Gemahl findet, als an Ludwig, dessen Alter und Krankheit schlecht genug zu so viel Schönheit und Liebreiz paßten. Ich hätte es der kleinen Prinzessin Mary nicht zugetraut, daß sie so viel Muth zeigen würde, aber der französische Hof scheint auf ihren schwesterlichen Gehorsam einen schlechten Einfluß gehabt zu haben. Darum schreibt nur gleich an den Herzog von Suffolk, mein Herr Erzbischof, damit unsere hohe Schwester sich wieder an englisches Recht gewöhnt. Schreibt ihm, er möge sofort mit seiner Gemahlin herüberkommen und versichert ihn meiner gnädigsten, brüderlichen Liebe."

Mannigfaltiges.

Als man einst den griechischen Weisen Diogenes, der im Jahr 424 v. Chr. starb, fragte, welches das gefährlichste Thier sei, antwortete er: „Unter den wilden Thieren ist es der Verläumder und unter den zahmen der Schmeichler.

Kinder sagen die Wahrheit.

In Wiesbaden wurde kürzlich die Hochzeit einer sehr reichen Gräfin und eines jungen Offiziers gefeiert. Wenige Tage vor der Vermählung gab der Vater der Braut ein kleines Familiendiner, zu welchem auch der Geistliche geladen war, der später die Trauung vorgenommen hat. In zuvorkommender Weise frug derselbe im Laufe der Unterhaltung den Gastgeber, welchen Bibelvers er wohl der Hochzeitspredigt zu Grunde gelegt haben möchte. Weder der alte Graf, der vielleicht nicht mehr allzu bibelfest ist, noch auch die ebenfalls befragten Verlobten hatten in dieser Hinsicht einen besonderen Wunsch zu äußern: da nahm unerwartet der 10jährige Bruder der Braut das Wort und machte, zum Schrecken der Anwesenden den wohlgemeinten Vorschlag: „Ei, Herr Pfarrer, dann predigen Sie doch über den Spruch: Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun."

Ein Musiker, der mehr Tact in der Musik, als im Leben hatte, saß einer geistreichen Dame gegenüber und starrte dieselbe an. „Was fixiren Sie mich so?" fragte die Frau. „Ei," versetzte verlegen der Musiker, „ich bemerke eben, daß sie schon fünf Falten im Gesichte haben." — „Da sind Sie wohl besser daran," entgegnete die Dame, denn bei Ihnen sieht man nur eine Falte, weil sie einfältig sind."

(Ein verliebter Franzose) schloß kürzlich den Brief an seinen „Engel" mit den Worten: „Die Postmarke, Du Traum meiner Seele, die auf Deinem Briefe gesessen, habe ich mit Entzücken verschlungen! Weiß ich ja, daß Du, Engel, daran geleckt hast!"

Ein Lehrer der Himmelskunde sagte neulich zu seinen Schülern: „Wer von Euch den großen Bären genau betrachten will, der komme heute Abend auf mein Zimmer zu mir!"

(Wer zu letzt lacht, lacht am besten.) Ein Pariser Millionär schrieb an Scribe: „Geehrter Herr! Ich hätte große Lust mich mit Ihnen zur Schöpfung irgend einer dramatischen Composition zu verbinden. Wollen Sie mir den Gefallen thun, ein Lustspiel zu schreiben, dem ich dann nur einige Zeilen hinzuzufügen und als dessen Mitarbeiter ich mich auf dem Titel nennen darf? Ich werde mich Ihnen in jeder Weise erkenntlich zeigen und Ihnen den pekuniären Ertrag davon allein überlassen, denn es soll auf meine Kosten in der glänzendsten Weise ausgestattet und zur Aufführung gebracht werden, und ich will nur den Ruhm davon theilen." — Hierauf erwiederte der bis zur Empfindlichkeit eitle Scribe: „Mein Herr, ich bedaure Ihren schmeichelhaften Vorschlag ablehnen zu müssen, denn meine Begriffe von Religion und Schicklichkeit sagen mir, es sei nicht schicklich, daß ein Pferd und ein Esel zusammengejocht werden!" — Worauf der Millionär in Kürze antwortete: „Mein Herr! Ich habe Ihren unverschämten Brief erhalten. Mit welchem Recht nennen Sie mich ein Pferd?"

Eine interessante Nachricht, schreibt das Berl. Fremdenbl., gelangt aus Süddeutschland zu uns. Man ist nämlich in Schwaben, welches sich rühmen darf, zwei „Kaiserberge", den Hohenstaufen und den Hohenzollern, zu besitzen, zusammengetreten, um heute, wo das Deutsche Reich in alter Kraft und Herrlichkeit neu erstanden, wo der alte Barbarossa aus seinem langen Schlafe erwacht ist, den kahlen Gipfel, von dem einst, im Jahre 1138, die größten Herrscher des Mittelalters ausgegangen, mit einem passenden Erinnerungszeichen an jenes ehrwürdige Dynastengeschlecht zu schmücken. Während die Hohenzollernburg noch jetzt dasteht in „kaiserlicher Pracht" und weithin in deutschen Lande ihre stolzen Zinnen die Macht und den Ruhm ihres Besitzers verkünden, ist nach dem Dichter „der Staufen gesunken in abendliche Nacht." Nur elende Mauerreste zeugen noch von dem alten stolzen Kaiserschlosse Barbarossa's; alles Uebrige fiel im Bauernkriege, und die Ruinen gaben der benachbarten Stadt Göppingen reiches Baumaterial. Jene denkwürdige Stätte soll jetzt mit einem, im mittelalterlichen Style gehaltenen Wartthurme geziert werden: ein trefflicher Gedanke! Am Fuße des Berges, auf dem die Burg der Hohenstaufen emporragte, steht noch ein uraltes Kirchlein, durch dessen niedere Pforte Barbarossa täglich zur Messe ging; so berichtet die, unter einem dort befindlichen Bilde angebrachte Inschrift: Hic transibat Caesar, zu der die Geschichte, als der französische Schurke von Anjou den letzten Sproß der Hohenstaufen, den jungen Conradin, zu Neapel 1268 durch Henkershand hinrichten ließ, die Worte fügte: Sic transit gloria mundi. Jene Capelle, welche früher dem evangelischen Gottesdienste der Bewohner des Dorfes Hohenstaufen diente, will man in ein Hohenstaufen-Museum umwandeln. Kaiser Wilhelm, König Karl von Württemberg und Fürst Bismarck interessiren sich sehr für das Zustandekommen des Unternehmens.

Bei Diedenhofen (Lothr.) hat sich nach der Ztg. f. D. Lothr. am 13. d. ein gräßliches Unglück zugetragen. Ein Handwerker, welcher in trunkenem Zustande mit seinem Kinde nach der Stadt zurückkehrte, stürzte in geringer Entfernung an den Festungswerken nieder und verfiel, trotz aller Anstrengungen des Kindes, ihn zum Weitergehen zu bringen, in einen festen Schlaf. Durch das Geschrei des Kindes wurden in der Nähe herumschwärmende Wölfe herbeigelockt, welche, da sie nur geringen Widerstand fanden, über die beiden Unglücklichen herfielen und dieselben in Stücke rissen.

Eben legte der Zimmermann mit seinen Gesellen die letzte Hand an ein aufgerichtetes Haus, als es einstürzte und den Meister erschlug. Der herbeigerufene Arzt, von dem gewissen Tode desselben überzeugt, brach in die biblischen Worte aus: „Selig sind, die in dem Herrn sterben, u. ihre Werke folgen ihnen nach."

Druck und Verlag von F. X. Demetz in St. Ingbert.

Unterhaltungsblatt

zum

St. Ingberter Anzeiger.

Nr. 153. Donnerstag, den 28. Dezember **1871.**

Der geheimnißvolle Brief.

Ein Nachtstück aus der französischen Revolutionszeit. Den Aufzeichnungen eines französischen Marineoffiziers nacherzählt von J. Heil.

Ich bin in Brest geboren und ein Soldatenkind, als welches ich mir bis zu meinem neunten Jahre meinen halben Unterhalt selbst verdienen mußte. Da ich aber das Meer leidenschaftlich liebte, verbarg ich mich in einer schönen Nacht im untersten Raume eines Handelsschiffes, welches nach Indien segeln sollte.

Man entdeckte meinen Aufenthalt erst, als wir schon auf offener See waren und der Capitain nahm mich zum Schiffsjungen an, statt mich in's Meer zu werfen, wie ich es eigentlich verdient hätte.

So stieg ich von Stufe zu Stufe und als die französische Revolution ausbrach, war ich bereits Capitain eines schönen Kauffahrers und hatte schon fünfzehn Jahre auf demselben zugebracht.

Als das königliche Seewesen plötzlich so vieler Offiziere beraubt war, ersetzte man sie durch die Capitaine der Kauffahrer und auch mir gab man die Befehligung einer Brigg, Marat genannt.

Am 28. Fructidor 1797 erhielt ich die Ordre, mich segelfertig zu machen, um 60 Soldaten und einen politisch Verbannten nach Cayenne zu transportiren. Ein Schreiben des Directoriums empfahl mir für den Deportirten Schonung, in dem Briefe war ein zweiter mit drei rothen, übermäßig großen Siegeln versehener eingeschlossen, den ich erst dann öffnen sollte, wenn ich den ersten nördlichen Breitegrad erreicht hätte und im Begriff sei, den Aequator zu passiren. Dieser Brief war von eigenthümlicher Form, lang und schmal und dabei derartig versiegelt, daß ich trotz aller Mühe keinen Blick in das Innere desselben hätte thun können, ohne das Verbot zu überschreiten.

Ich bin keine abergläubige Natur, aber dennoch flößte mir dieser Brief Furcht ein. Ich legte ihn in meiner Cajüte unter das Glas einer kleinen Standuhr, die sich neben meinem Bette befand. Das Boudoir einer Fürstin konnte nicht sorgfältiger geordnet sein, als meine kleine Cajüte; alles war an seinem bestimmten Platz und derartig befestigt, daß selbst die größte Bewegung des Schiffes nichts daran zu ändern vermochte.

Nachts benutzte ich mein Bett als Schlafstätte und am Tage konnte ich es zu einem Ruhesitz umgestalten, worauf ich oft behaglich meine Pfeife rauchte. Der Fußboden war blank gebohnt, Alles glänzend und geschmackvoll, mein ganzes Schiff war mir lieb und werth, oft war es schon der Schauplatz heiterer Scherzen und manigfacher Freuden gewesen.

Auch diesmal begann die Reise in angenehmster Weise, wenn nicht . . . doch ich will meinem Bericht nicht vorgreifen.

Wir hatten Nordostwind und ich wollte gerade den Brief an seinen Platz legen, als mein Gefangener, der etwa 26 Jahre zählen mochte, mit seinem schönen, ungefähr siebenzehnjährigen Weibchen bei mir eintrat. Er war, wenn auch ein wenig blaß und fast zu zart für einen Mann, eine angenehme Er-

scheinung und schien, obgleich noch so jung, sein Schicksal mit Würde zu tragen. Seine kleine Frau hing an seinem Arm, sie sah frisch und fröhlich wie ein Kind aus.

Ich ging ihnen entgegen und sagte:

„Ich danke Euch, meine Kinder, daß Ihr Euren alten Capitain in seiner Cajüte aufsucht; ich muß Euch freilich weit forführen, aber was thut's, wir werden einander in der langen Zeit um so besser kennen lernen."

Und wirklich, ehe einige Tage vergingen, waren wir die besten Freunde.

Wir wurden vom besten, angenehmsten Wetter begünstigt. Da ich bisher nur Neger am Bord gehabt und mein Mahl allein einnahm, machte es mir jetzt Vergnügen dasselbe mit meinen beiden Schützlingen zu theilen und fand wahre Erheiterung im Umgang mit ihnen. Wenn wir unsere einfache Kost verzehrt hatten, blieben beide an ihren Plätzen und konnten den Blick nicht von einander wenden, als sähen sie sich an dem Tage zum ersten Mal. Das erweckte in mir die heiterste Stimmung und brachte bald auch bei ihnen dieselbe Wirkung hervor. So lachten wir häufig alle drei wie die Kinder, ohne zu wissen, warum.

Oft auch war es wirklich rührend, ihre innige Liebe zu einander zu beobachten, die sie alle Entbehrungen mit Ruhe ertragen ließ. Niemals richtete ich eine Frage an sie, was sollte mir auch ihr Name und Stand, ich war ja nur der Schiffer, die sie über's Meer geleiten sollte.

Nachdem vier Wochen vergangen waren, betrachtete ich sie schon wie meine Kinder und auch unser Leben hatten wir eingerichtet wie das einer Familie. Der junge Mann schrieb in meiner Cajüte und half mir sogar oft bei meinen Arbeiten. Die junge Frau saß dann auf einem Schemel zu seinen Füßen, mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt.

Eines Tages sagte ich zu ihnen:

„Es ist mir, lieben Freunde, als sei ich Euer Vater und darf als solcher unumwunden mit Euch reden. Ich will keine Frage an Euch richten, glaub aber, daß Eure Geldmittel in Cayenne nicht ausreichen werden, denn Ihr zieht in ein trauriges, unbekanntes Land. Ich alter, abgehärteter Soldat, der doch nichts mehr vom Leben zu hoffen hat, würde mich schon leichter darin finden, es würde mich kein Opfer kosten, meine Brigg zu verlassen und bei Euch meine Tage zu beschließen. Das kleine Vermögen, welches ich mir im Laufe des Jahres erworben, könnte uns drei dann vor Mangel schützen, und Euch da ich sonst kein Wesen auf Erden mein nenne, gehören, wenn ich nicht mehr bin."

Meine Worte brachten einen überwältigenden Eindruck auf Beide hervor und das junge Paar sah mich sprachlos an. Plötzlich warf die junge Frau sich mit thränendem Blick an meine Brust und schluchzte laut; ihr Gatte reichte mir die Hand, keines Wortes mächtig.

Bei der stürmischen Bewegung hatte sich das schöne goldblonde Haar der jungen Frau gelöst und fiel nun in langen Wellen bis auf ihre Schultern herab. Sie sprachen leise mit einander, der junge Mann küßte ihr sanft die Stirn und noch immer fielen schwere Tropfen aus ihren schönen Augen.

Das beunruhigte mich.

„Was bedeutet diese Scene, meine Kinder?" fragte ich meine Schützlinge.

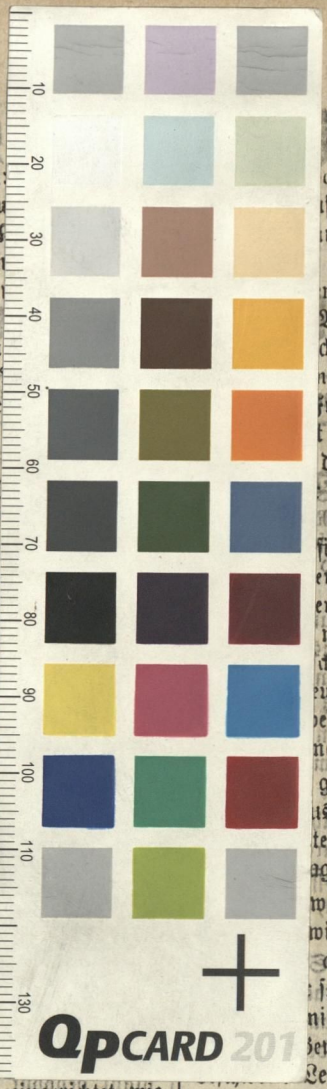
„Sie, guter Capitain, sollen nicht dem Schicksal ausgesetzt sein, mit Deportirten zu leben," sagte der junge Gatte, den Blick zu Boden schlagend.

„Ich weiß nicht, was Sie verbrochen haben," erwiederte ich, „um dies Schicksal zu verdienen, auch will ich es jetzt nicht wissen, sagt es mir später einmal in vertrauter Stunde, oder auch nicht, denn Ihr seht nicht aus, als sei Euer Gewissen durch eine schlechte That beschwert. Leider muß ich dennoch meiner Pflicht nachkommen und Euch bewachen, so lange Ihr unter meiner Obhut seid."

Traurig schüttelte er den Kopf und sagte:

„Ich glaube, es ist besser, Capitain, Sie wenden uns weniger Interesse und Mitleid zu, denn Sie kennen uns nicht. Wir scheinen heiter, weil wir jung sind, sehen glücklich aus, da wir uns lieben, aber oft kommen traurige, bittre Stunden, wo uns die Zukunft schrecklich entgegengrinst und ich rathlos über das fernere Schicksal meiner süßen Laura bin."

Bei diesen Worten umarmte er seine Frau, ich legte meine Pfeife fort und erhob mich, weil ich fühlte, daß mich die Rührung über-



scheinung und schien, obgleich
sein Schicksal mit Würde zu
kleine Frau hing an seinem
frisch und fröhlich wie ein Ki

Ich ging ihnen entgegen u

„Ich danke Euch, meine K
Euren alten Capitain in sein
sucht; ich muß Euch freilich
aber was thut's, wir werden
langen Zeit um so besser kenn

Und wirklich, ehe einige
waren wir die besten Freunde

Wir wurden vom besten
Wetter begünstigt. Da ich b
am Bord gehab und mein
nahm, machte es mir jetzt Ve
mit meinen beiden Schützlinge
fand wahre Erheiterung im Un
Wenn wir unsere einfache Kos
blieben beide an ihren Plätz
den Blick nicht von einande
sahen sie sich an dem Tage z
Das erweckte in mir die heit
und brachte bald auch bei
Wirkung hervor. So lachten
drei wie die Kinder, ohne zu

Oft auch war es wirklich
innige Liebe zu einander zu b
alle Entbehrungen mit Ruh
Niemals richtete ich eine Fre
sollte mir auch ihr Name unb
ja nur der Schiffer, die sie
leiten sollte.

Nachdem vier Wochen v
betrachtete ich sie schon wie m
auch unser Leben hatten wir eingerichtet wie das einer Familie. Der junge Mann schrieb in meiner Cajüte und half mir sogar oft bei meinen Arbeiten. Die junge Frau saß dann auf einem Schemel zu seinen Füßen, mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt.

Eines Tages sagte ich zu ihnen:

„Es ist mir, lieben Freunde, als sei ich Euer Vater und darf als solcher unumwunden mit Euch reden. Ich will keine Frage an Euch richten, glaub aber, daß Eure Geldmittel in Cayenne nicht ausreichen werden, denn Ihr zieht in ein trauriges, unbekanntes Land. Ich alter, abgehärteter Soldat, der doch nichts mehr vom Leben zu hoffen hat,

schon leichter darin finden, es
kein Opfer kosten, meine Brigg
und bei Euch meine Tage zu be-
as kleine Vermögen, welches ich
ise des Jahres erworben, könnte
nn vor Mangel schützen, und Euch
kein Wesen auf Erden mein nenne,
nn ich nicht mehr bin."

Worte brachten einen überwältigen-
ck auf Beide hervor und das junge
nich sprachlos an. Plötzlich warf
frau sich mit thränendem Blick an
nnd schluchzte laut; ihr Gatte
die Hand, keines Wortes mächtig.
stürmischen Bewegung hatte sich
goldblonde Haar der jungen Frau
fiel nun in langen Wellen bis auf
ern herab. Sie sprachen leise mit
er junge Mann küßte ihr sanft die
noch immer fielen schwere Tropfen
schönen Augen.

unruhigte mich.

bedeutet diese Scene, meine Kinder?"

meine Schützlinge.

guter Capitain, sollen nicht dem
usgesetzt sein, mit Deportirten zu
te der junge Gatte, den Blick zu
egend.

weiß nicht, was Sie verbrochen
wiederte ich, „um dies Schicksal zu
auch will ich es jetzt nicht wissen,
später einmal in vertrauter Stunde,
nicht, denn Ihr seht nicht aus, als
bewissen durch eine schlechte That
Leider muß ich dennoch meiner Pflicht
nachkommen und Euch bewachen, so lange Ihr unter meiner Obhut seid."

Traurig schüttelte er den Kopf und sagte:

„Ich glaube, es ist besser, Capitain, Sie wenden uns weniger Interesse und Mitleid zu, denn Sie kennen uns nicht. Wir scheinen heiter, weil wir jung sind, sehen glücklich aus, da wir uns lieben, aber oft kommen traurige, bitt're Stunden, wo uns die Zukunft schrecklich entgegengrinst und ich rathlos über das fernere Schicksal meiner süßen Laura bin."

Bei diesen Worten umarmte er seine Frau, ich legte meine Pfeife fort und erhob mich, weil ich fühlte, daß mich die Rührung über-